Digitized by Google

4° Per.
dm
116

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Verkündiger,

oder

Zeitschrift

für die Fortschritte und neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen in den Künsten und Wissenschaften, und für gegenseitige Unterhaltung.

Mit einem

Intelligenzblatte

für Gegenstände der Litteratur, Justiz, Polizey und Gewerbe.

Sechzehnter Jahrgang.

1812.

Nürnberg,
im Verlage des Contors der Handlungs-Zeitung, und zu haben in allen Postämtern, Postamts-Zeitungs-Expeditionen und Buchhandlungen.

Digitized by Google

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MÜNCHEN

Digitized by Google

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der

Verkündiger.

1. Stück. Mittwoche. Am 1. Januar 1812.

Plan und Einrichtung des Verkündigers.

Der Verkündiger hat den Zweck, das Neueste und Interessanteste aus allen Wissenschaften, in so weit es dem gebildeten Manne zu wissen nothwendig oder nützlich ist, vorzutragen, und zugleich kleinere Abhandlungen und Bemerkungen über Gegenstände, die durch ihren innern Werth oder durch die Umstände wichtig sind, zu liefern.

Neue interessante Beobachtungen, Entdeckungen, Erfindungen in Künsten und Wissenschaften, besonders der Natur-, Länder- und Völkerkunde, Oekonomie, Naturlehre, Chemie, Fabrikwissenschaft u. s. w. gehören also hierher. In den litterarischen Bemerkungen machen wir auf die besten Schriften unserer Litteratur aufmerksam.

Auch dient der Verkündiger zu Anfragen und zu Discussionen der gebildeten Klasse, und als allgemeines Intelligenzblatt zur Bekanntmachung litterarischer, polizeylicher und merkantilischer Gegenstände.

In Ansehung der Intelligenzen bemerken wir noch folgendes:

1) Jedes eingesandte Inserat wird sogleich aufgenommen, und die mit kleiner Schrift gedruckte Zeile mit 1 Groschen bezahlt, wenn das Inserat mehr als 10 Zeilen beträgt. Beträgt es zehn oder weniger Zeilen, so werden dafür 36 Kreuzer rhein. oder 8 Gr. sächs. berechnet. Um unnöthiges Briefporto zu ersparen, wünschen wir, daß bey kleinen Inseraten, deren Betrag der Einsender leicht selbst berechnen kann, die Inseratgebühren gleich mit eingesandt würden.

2) Die Inserate sollen, wo möglich, so eingerichtet werden, wie sie abzudrucken sind, damit die Absicht des Einsenders nicht etwa verfehlt werde.

Die äussere Einrichtung des Verkündigers betreffend, ist übrigens noch folgendes zu erinnern:

1) In jeder Woche erscheinen wenigstens 5 Stücke, oder auch erforderlichen Falls mehrere.

2) Gemeinnützige Aufsätze und Abhandlungen oder Nachrichten, werden unentgeldlich aufgenommen, und auf Verlangen honorirt.

3) Wer den Verkündiger postäglich oder auch monatlich geheftet zu erhalten wünscht, wendet sich deßwegen an sein Postamt. Die Königl. Baiersche Ober-Postamts Zeitungs-Expedition in Nürnberg hat die Hauptspedition. Diese liefert den Jahrgang zu 12 Gulden, oder zu 6 Thaler 16 Groschen Sächsisch; auswärtige Postämter etwas höher. In allen soliden Buchhandlungen ist derselbe monatlich ebenfalls zu 12 fl. der Jahrgang zu haben.

Auch sind bey uns die frühern fünfzehn Jahrgänge, von Anfang (1797) an, zu 36 Gulden oder 20 Thaler sächs. zu haben.

Auf die Briefe an uns hat man nur folgende Addresse zu setzen:

An den Verkündiger in Nürnberg.

Digitized by Google

Die erste russische Gesandschaft in Spanien und Frankreich.

So wie der Morgenröthe ein grauer Tagesschimmer vorangeht, so hatte auch Rußland vor seinem Peter dem Großen einen Alexei Michailowitsch, der in diesem Sitze der finstersten Barbarey Licht anzuzünden bemüht war und dazu kein besseres Mittel finden konnte, als daß er Handelsverbindungen mit den entferntesten europäischen Nationen anknüpfte. In dieser Absicht fertigte er denn eine russische Gesandschaft nach Spanien ab, die von da alsdann zu Lande nach Paris gehen sollte.

Diese Gesandschaft ist von mehrern Seiten sehr interessant. Nicht allein, weil es die erste war und einen so bedeutenden Zweck hatte, sondern auch wegen des Benehmens sowohl des Gesandten selbst, als der Behörden und der Höfe, mit denen er zu thun hatte. Unwillkührlich sieht man sich genöthigt, zwischen jener Gesandschaft und denen, die heut zu Tage nach China, Japan, abgeschickt wurden, Vergleichungen anzustellen, weil der Aehnlichkeiten gar zu viele sind. So wie sich jetzt ein europäischer Staat zu diesen asiatischen Monarchien verhält, so verhielt sich damals Rußland zu den entferntern europäischen Staaten. Holland und England abgerechnet, die um's Nordkap herum seit Elisabeths Zeiten nach Archangel einen lebhaften Handel trieben, wußte selbst der Cardinal Richelieu von Rußland nicht einmal soviel, als wir jetzt von China wissen. Ihm war nur bekannt, daß im Norden Europas ein großes, mächtiges Reich existirte. Kein Wunder, daß man gar nicht wußte, wie man den russischen Gesandten aufnehmen sollte, daß man ihm Pillen zu verschlucken gab, welche, noch so versilbert, jetzt den Legationsrath des kleinsten deutschen Fürsten zum Abreisen bewegen würden; um so interessanter aber auch, das in der That kluge, standhafte, würdevolle Benehmen des in eine doch ganz fremde Sphäre versetzten Gesandten, der auf der einen Seite die Befehle eines Halbbarbaren zu vollziehen hatte, während das: wie er sie vollzog, ihm leicht den Kopf kosten konnte.

Es war den 7ten Jul. 1667, als der Gesandte Potemkin von Moskow nach Archangel reißte, um mit einem Holländer, der nach Italien Caviar geladen hatte, nach Spanien abzugehen. Am 4ten December langte er in Cadix auf der Rhede an.

Die Befehlshaber der daselbst vor Anker liegenden Holländischen Schiffe bekomplimentirten ihn. Auch der spanische Gouverneur aus Cadix ließ ihm Glück wünschen, und den folgenden Tag kam er selbst aufs Schiff, um dem Gesandten zu sagen, daß er bereits nach Madrid Bericht erstattet habe.

Der erstere verlangte nun Lebensmittel und Vorspann. Beydes lehnte der Spanier höflich bis zum Eingang der Königlichen Befehle ab und erlaubte ihm nur, in Cadix oder Porto Mariä für eigne Kosten sich einzuquartiren. Dieß geschahe denn auch den 10ten December. Inzwischen nahm es der Gesandte — gewiß mit Recht — sehr übel, daß man seinen officiellen Karakter noch nicht anerkannte und führte an, daß selbst die Türken jedem russischen Gesandten die größte Ehre, Vorspann und Unterhalt schuldig zu seyn glaubten, daß jeder Gesandte eine gleiche Aufnahme in Rußland fände. Der Spanier entschuldigte sich damit, daß bis jetzt noch keine Verbindung zwischen beyden Reichen obgewaltet habe und also müßte er die königlichen Befehle abwarten, die denn auch den 25. December eintrafen und das bisher Versehene gut zu machen schienen. Ich sage schienen, denn bey näherer Unterhandlung über die Art, nach Madrid zu kommen, zeigte es sich, daß alles auf leere Ehrenbezeugungen hinauslaufe. Die ganzen Kosten der Reise sollten die Gesandten tragen. Darüber gab es lebhafte Debatten. Der Gesandte erklärte, daß bey ihnen Vorspann und alles umsonst geliefert werde und verlangte also auch hier dasselbe. Endlich nach langem Streite ward ihm freyer Vorspann bewilligt, zehren mußte er aber für eigne Rechnung. Den 9ten Januar gieng der Gesandte nach Madrid ab. Den 17ten kam er nach Sevilla. Der Gouverneur hatte noch keine Instructionen vom Hofe; nur Nachrichten von Cadiz und Porto Mariä her, die ihm aber nicht Befehl war, und ehe er von Madrid den letztern einholte, kam der 9te Februar heran. Den 27sten Febr. kamen sie endlich in Madrid an. Stundenweit waren die Menschen ihnen entgegen gelaufen, so eine Seltenheit war diese Gesandschaft. Alle Straßen waren voll Neugieriger. In dem ihnen angewiesenen Hotel waren 60 Köche

und

Digitized by Google

und eben so viele Officianten zu ihrer Bedienung. Der 7te März war zur feyerlichen Audienz bestimmt. 100 königliche Bedienten trugen die Geschenke des Czaaren, das Schreiben des Leztern ward in einem damastenen Beutel vom Gesandschaftssecretär getragen. Der Aufzug des Gesandten war zu Pferde. Der junge minderjährige Philipp IV. und die Regentin Mutter empfiengen sie stehend. Doch nahm es der Gesandte gewaltig übel auf, daß der erstere nur bey dem ersten Empfang den Hut gelüftet, ihn aber, wenn der Gesandte den Titel seines Monarchen nannte, nicht weiter abgenommen, auch sich nicht nach des Czaaren Wohlseyn erkundigt habe. Der Oberhofmeister entschuldigte dies mit der Unachtsamkeit des jungen Königs; der denn auch das letztere gut zu machen suchte. Der Gesandte überreichte nun seine Geschenke. Sie bestanden in Zobeln, Hermelinen und dergleichen, die Philipp viel Freude machten. In 3 königlichen Wagen wurde der Gesandte und seine Begleiter nach Hause geleitet.

Das Creditiv des Gesandten war auf Philipp den III. gestellt; der schon vor 3 Jahren gestorben war! In welcher Kindheit erscheint da die Politik! die Regentin Mutter war indessen doch weise genug, dieß mit der großen Entfernung und dem Mangel aller Communicationen zu entschuldigen.

Den 17ten März ließ man die Gesandtschaft fragen, ob sie noch etwas anzubringen hätte. (Gerade wie in China, wenn man solcher Gäste los seyn will!) Sie bat also um eine Audienz, ihren Dank für die Bewirthung darzubringen, die sie genossen hätte, und um die Erlaubniß, für einen Spanischen nach Rußland abzufertigenden Gesandten einen Geleitsbrief, den der Czaar dazu ausgestellt habe, abgeben zu dürfen. Beydes ward bewilligt und der 4te April dazu anberaumt. Eifersüchtig auf die Würde seines Herrn hatte indessen der Gesandte verlangt, daß vor ihm kein anderer Gesandter Audienz an demselben Tage haben solle und als er nun erfuhr, daß man diese doch dem Englischen bewilligt habe, schlug er es rund ab und sie fand erst den 5ten statt. Er dankte der Königin für Salz und Brodt; sie ließ ihm befehlen die Mütze aufzusetzen; was er denn auch für ein Paar Augenblicke that. Den Paß für einen spanischen Gesandten nahm sie mit Güte auf, eine Note über andere Angelegenheiten versprach sie in Ueberlegung zu ziehn. Den 18ten April erhielt er eine Resolution darauf, die gerade so günstig lautete, wie eine des chinesischen Hofes. Er bat, diese in ein Schreiben an den Czaaren einzukleiden, das er bey der Audienz in Spanischer Sprache und in einer lateinischen Uebersetzung zu empfangen wünschte. Dieß ward in so fern bewilligt, als das Schreiben ihm ohne Audienz übergeben werden könnte, weil das erstere gegen die Etiquette sey. Der Russe bestand auf diese Art der Uebergabe; da diese auch am Wiener Hofe gegen sie beobachtet worden sey. Darüber gab es lebhafte Debatten, da der Hof zu Madrid dieß läugnete. Endlich gab der letztere nach. Er erhielt den 6ten May das Concept, um wegen der Titulaturen das nöthige bemerken zu können, über die auch in der That wieder heftige Streitigkeiten entstanden, da der Russe gerade so alle Titel verlangte, wie sie sich der Czaar in seinem Schreiben gegeben habe und die Spanier behaupteten, sie ließen sich nicht so wörtlich ins Spanische übertragen. Der Gesandte setzte es inzwischen durch sein kathegorisches Benehmen doch durch. Die Abschiedsaudienz hatte keine Unfälle der Art veranlaßt. Nur die Erklärung des Gesandten, daß er nun nach Paris abgehen wolle, machte wieder einige Sensation, die indessen weiter keine Folgen hatten. Bis zur Gränze bewilligte man ihm Vorspann und Unterhalt. Man zahlte 75 spanische Dukaten für die Gesandtschaft täglich.

Der Secretär reißte voraus mit dem Dolmetscher, um die Gesandtschaft in Bayonne anzumelden und um Vorspann und Unterhalt zu bitten. Der Empfang war höflich, aber das letztere ward wie in Cadix abgeschlagen. Die Gesandtschaft mußte täglich 50 Rthlr. bezahlen und fürchtete in Geldverlegenheit zu kommen, bevor aus Paris Nachricht da seyn könne. Sie war froh, bis Bordeaux reisen zu dürfen, allein ein arges Wetter thürmte sich auf. Es meldeten sich nämlich die Zolleinnehmer und verlangten ein Verzeichniß von allem, was sie hätte. Die Gesandtschaft fand dies — mit Recht — empörend. „Wir sind nicht Kaufleute, sagte der Gesandte, noch sind dergleichen in meinem Gefolge, und für die Geschenke, die euerm König bestimmt sind, verlangt ihr Zoll? Das half aber alles nichts. Der

Oberste

Oberste der Douaniers kam selbst und war frech genug, selbst den Zoll von den mit Brillanten und Perlen besetzten Heiligenbildern der Gesandtschaft zu verlangen. Der Gesandte ließ sich quittiren, um in Paris darüber klagen zu können, und warf ihm die 100 Dublonen, die er verlangte, vor die Füße hin.

Den 18ten July trafen sie in Bordeaux ein; der Kosten wegen quartierte sich die Gesandtschaft in einem nahen Dorfe ein, wo ihnen ein Kapitän der Garde mit französischer Artigkeit bis zur Ankunft der königlichen Befehle seine Wohnung einräumte. Den 31sten July endlich kamen die Kavaliere des Königs an, die sie empfangen sollten. Mit königlicher Freygebigkeit ward die Gesandtschaft unterhalten. Den 18ten August kamen sie in einem Dorfe bey Paris an, wo sie bis zum feyerlichen Einzug bleiben sollten.

Den 19ten verlangte man vom Gesandten eine Copie des Schreibens seines Monarchen. Er gab sehr bestimmt zur Antwort, wie er abgefertigt sey, es dem König selbst zu übergeben. So nsthätte ja die ganze Gesandtschaft unterbleiben können. Den 20sten August fand der Einzug in Paris mit 8 königlichen Wagen statt; und den 25sten war die feyerliche Audienz in St. Germain. 3000 Mann Garde bildeten ein Spalier. Der König empfing den Gesandten stehend, das Haupt entblößt, nahm eben so das Schreiben an, und erkundigte sich höflich nach dem Befinden des Czaaren. Man sieht, daß man in Frankreich wenigstens ungleich besser mit Fremden zu traktiren verstand, als in Madrid. Nach beendigter Rede des Gesandten reichte er ihm die Hand zum Kuß, empfing die ihm bestimmten Geschenke und bewilligte freundlich, daß die Unterhandlungen in seinem Pallaste zu Paris betrieben würden. Ein prächtiges Diner folgte darauf.

Den 29sten August war die zweyte Audienz, und darauf fanden die Unterhandlungen über den wechselseitigen Handel statt. Auch vergaß der Gesandte nicht, das Benehmen des Bayonner Zolleinnehmers zu denunciren, den man indessen mit seinem hohen Pachte entschuldigte, vom König den Ersatz auszuwürken versprach und auch auswürkte.

Den 13ten Septbr. war die Abschiedsaudienz. Das Schreiben Ludwigs des XIV. an den Czaaren erregte, wie in Madrid, einige Erörterungen, die aber bald beygelegt wurden. Reichlich beschenkt reißte die Gesandtschaft auf königliche Kosten nach Calais ab; schiffte sich nach Amsterdam ein, wo sie von den Holländern wie Freunde aufgenommen und frey nach Riga transportirt wurde. Hier langte sie am 18ten October an, und borgte eine Summe von 400 Rthlr. um glücklich nach Hause kommen zu können.

Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt! Und doch sind kaum 100 Jahre verflossen, daß Rußland sich zu kultiviren begonnen hat.

*r.

Ueber die häutige Bräune und Vorschlag zu deren Heilung.

Bekanntlich hat der franz. Kaiser durch ein Dekret aus Finkenstein vom 4. Jun. 1807 eine Preisbewerbung über die gewöhnlich mit dem Namen „häutige Bräune (Luftröhre-Entzündung) [Croup] bezeichnete Krankheit eröffnet, und dem Verfasser der besten Abhandlung darüber 12,000 Franken bestimmt. Ueber das Resultat dieses Concurses hat der Minister des Innern am 20. Nov. Sr. Majestät Bericht erstattet. Die niedergesetzte aus zwölf Mitgliedern bestehende Kommission hat von den zahlreichen eingekommenen Abhandlungen überhaupt 83, als solche welche die Bedingungen des Programms erfüllt haben, zugelassen. Von diesen zeichneten sich zwey so vorzüglich aus, daß die Kommission den Preis von 12,000 Fr. unter sie zu vertheilen beschloß: ihre Verfasser sind der Professor der Anatomie zu Genf, Herr Jurine, und der Doktor Johann Abraham Albert zu Bremen, Mitglied der Josephinischen Akademie in Wien. Ehrenmeldung erhielten drey Abhandlungen, von dem Doktor Vieussevx zu Genf, von dem Doktor Caillau zu Bordeaux, und von dem Doktor Double zu Paris. Eine sechste Abhandlung schlägt frisch zubereitetes Sulfure de Potasse oder foie de soufre alkalin als specifisches Mittel gegen die Bräune vor.

Diese alkalische Schwefelleber, heißt es in jener Abhandlung, ist ein specifisches Mittel gegen den

Digitized by Google

den Keichhusten und den Crupp; sie muß frisch zubereitet und von bräunlicher Farbe seyn. Gewöhnlich vermischet man solche, wenn man sie eingiebt, mit Honig. Die vor dem Ausbruche der Bräune bis zur völligen Verminderung derselben anzuwendende Dosis beträgt genau 6 bis 10 Grad des Morgens und Abends; in dem Maße als aber die Krankheit nachläßt, vermindert man auch dieselbe und zuletzt giebt man solche nur des Morgens ein. Aber nicht das Alter des Kranken darf uns bestimmen, eine geringere oder größere Portion einzugeben, sondern blos die Gefahr. Jede Dosis soll, wie der Autor weiter verlangt, von dem Apotheker in einer wohlverstöpfelten Phiole geschickt werden, und erst im Augenblicke, wo die Dosis eingegeben wird, wird solche mit Honig vermischt. Die beste Art solches den Kindern einzugeben, soll hiebey die seyn, daß man mit dem Finger in diese Mischung tauchet und diesen so lange dem Kinde in den Mund hält, bis er völlig rein ist. Auch kann man solche in Pillen, mit Milch oder Syrup und Wasser eingerühret reichen, welches für größere Kinder passend ist. Gewöhnlich spürte man schon gleich am ersten und zweyten Tage eine merkliche Linderung; wobey man indeß bis zur völligen Heilung damit fortfahren muß, um einen Rückfall zu vermeiden. Durch die Einwirkung dieser Schwefelleber werden die Lippen und die Zunge weiß, und man fühlt in dem Magen in dem Maße als sie hinein kommt, eine mehr oder geringere Wärme. Oft veranlassen auch die ersten Gaben ein Erbrechen einer schleimartigen und oft concreten Materie, welcher durch die Schwefelleber eine grüne Farbe mitgetheilt worden ist. Ist das Kind noch ein säugendes, so trinkt es fortwährend die Milch, so lange die Cur dauert. Den andern Kranken aber gestattet man hierbey nur den Genuß von flüssigen oder dünnen Speisen. Diese Schwefelleber soll zugleich nicht blos ein specifisches, sondern sogar ein verwahrendes Mittel gegen diese Krankheit seyn, so daß man gleich bey dem mindesten Merkmale dieser Krankheit Gebrauch davon machen soll. Die Commission selbst spricht ihre Meynung über diesen Gegenstand nicht aus; sondern sie wünscht nur, daß praktische Aerzte Versuche über eine so wichtige Angabe anstellen und ihre Resultate dem Minister des Innern mittheilen sollten. Selbst bey Lungen-Katarrhen und anderen Krankheiten der Art wäre hievon Gebrauch zu machen.

Räuberbande am Main, im Spessart und im Odenwalde.

Bekannt ist der räuberische Ueberfall, der in der Nacht vom letzten April bis ersten May 1811 zwey Schweitzer Kaufleute, die von der Frankfurter Messe zurückkamen, bey Weinheim an der Bergstrasse traf. Einer der beyden Kaufleute, Herr Jacob Rieder aus Winterthur starb an den bey dieser Gelegenheit erhaltenen Wunden. Die großherzoglich Badische Regierung wandte sogleich alles mögliche an, um der so enorm verletzten öffentlichen Sicherheit auf einer so frequenten Landstrasse Genugthuung zu verschaffen, und durch die musterhafte Thätigkeit und Weisheit des mit der Einfangung und Untersuchung der Verbrecher beauftragten Amtes Heidelberg gelang es nicht nur, eine große Anzahl von Verbrecher in Verhaft zu bekommen, sondern auch sie zum Geständnisse ihrer Verbrechen zu bringen. Herr Stadtdirektor Pfister von Heidelberg, der als Kriminalrichter das ganze Geschäft leitete, giebt in der eben erschienenen:

„Aktenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den beyden Ufern des Mains, im Spessart und im Odenwalde. Mit einer Kupfertafel. Heidelberg bey Braun, 244 S. in 8.“

ausführliche Nachricht davon. Man kann nicht umhin, der kraftvollen Thätigkeit dieses würdigen Beamten bey den zur Einfangung der Räuber erforderlichen Anstalten so wie seinem treflichen Benehmen gegen die eingefangenen Verbrecher, um sie zum Geständnisse zu bringen, volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Er scheint die Mischung von Autorität und Milde, welche allein auf so entartete Gemüther Eindruck macht, ganz in seiner Gewalt zu haben.

Es sind im Ganzen funfzehn Individuen, gegen welche Herr Pfister die Untersuchung führte, und von denen er das Geständniß von Hundert und zwey und vierzig Verbrechen herausbrachte.

Die

Die Verbrecher selbst werden in der obenangeführten Schrift biographisch charakterisirt, und die Biographien einiger sind wirklich interessant; auch die Verbrechen selbst werden meist umständlich erzählt, und gewähren eine anziehende Lektüre. Die Physiognomien der Räuber auf dem angehängten Kupfer sind sehr sprechend. Es steht auf diesem Kupfer die ganze Gesellschaft um den schwarzen Peter, als den entschlossendsten unter ihnen herum.

Das Buch enthält übrigens viele für den Menschenbeobachter und vorzüglich den Richter belehrende Data. Den Obrigkeiten wird hier wiederholt die Lehre eingeschärft, daß das Entlassen ungebesserter Verbrecher aus den Zuchthäusern nur noch größere Verbrecher erzeuge, und das Weiterbringen des Gaunergesindels durch den Schub eine höchst nachtheilige Polizeymaßregel sey. Der Herr Verfasser kommt S. 206. auch auf den Aufsatz im Märzhefte des Verkündigers 1811 zu sprechen, wo von einem Systeme der Diebe und Räuber unserer Zeit die Rede ist. Herr Stadtdirektor Pfister behauptet, daß eigentlich unter dieser Menschenklasse gar kein festes System existire, und giebt dagegen aus seiner Erfahrung folgende Ansichten.

„Das Leben dieser Räuber ist durchaus nichts anderes als ein wahres Romadenleben. Jeder ist frey, durch keine Bande gefesselt; er lebt nur für sich, erkennt keinen Obern und nimmt darum auch keine Befehle an; bringt ihn aber der Zufall oder ein auszuführender Raub mit andern seinesgleichen in Gesellschaft, so huldigt er dem Stärkern an geistiger oder körperlicher Kraft, aber auch nur so lange, als dieser wirklich der Stärkere bleibt, und die That, zu welcher man sich vereinigte, es erfordert. Sie kennen sich alle unter einander, auch wenn sie sich nie gesehen haben, und es ist wirklich merkwürdig, mit wie treuem Gedächtnisse alle diese Menschen alle Verhältnisse und Thaten aller Gauner kennen. Es besteht unter ihnen eine von Generation zu Generation fortgehenden Tradition, welche um so leichter erhalten, berichtigt und begründet wird, weil sie ausser ihren Räubereyen kein bestimmtes sie interessirendes Geschäft haben, und darum ihnen Zeit genug übrig bleibt, sich unterwegs auf den Feuerplätzen, in den Herbergen, von ihrem Lieblingsgewerbe zu unterhalten.“ — „Ihre Gesammtheit kann zwar allerdings eine Räuberbande genannt werden, aber sie haben durchaus keinen anerkannten stehenden Chef. Wenn Schinderhannes, wenn Damian Hessel, als Anführer einer Bande genannt werden, so kommt dies blos von dem Uebergewichte, daß sie sich unter ihren Kameraden, durch geistige oder körperliche Kraft, durch Glück und Menge ihrer Thaten oder durch Standhaftigkeit vor Gericht erworben hatten. Als ständige Chefs waren sie keineswegs anerkannt.“

Am Schlusse des Buches liefert der Herr Verfasser noch einen denkenswerthen Beytrag zu einem vollständigen Wörterbuche der Gaunersprache, nebst einer in dieser Sprache gedichteten naiven Räuberpoylle, mit beygesetzter Uebersetzung ins Hochdeutsche. Aus dem Wörterverzeichnisse erhellt, daß bey sehr vielen Worten die deutsche Judensprache zum Grunde liege.

Seite 139 rühmt der Herr Verfasser noch folgende auswärtige Criminalrichter, die ihn bey seinem Geschäfte kräftig unterstützt hätten: Herr Hofgerichtsrath Grolmann zu Giessen, Herr Hofgerichtsassessor Papius zu Würzburg, Herr Procureur Imperial Bitter zu Kaiserslautern, Herr Amtsrath Pohl zu Langenselbold, Herrn Distriktsmaire und Amtmann Usener zu Bergen, und die Criminalkommission zu Fuld. — Der Herr Verfasser selbst hatte das verwickelte Geschäfte in Zeit von fünf Monaten beendigt, obgleich die Räuber nicht auf einmal, sondern nur nach und nach eine gefangen wurden.

Verschiedenes.

Im September vorigen Jahrs strandete an der Insel Oesel ein lebendiger Schwertfisch, der 8 Arschin (à 1¼ Elle) lang und fast 3 dick war. Das Schwert, 1 Arschin lang, ist der Universität Dorpat überschickt worden.

Der

Verkündiger.

2. Stück. Freytag. Am 3. Januar 1812.

Elephanten-Jagd auf der Insel Ceylon.

Ob wir gleich im Verkündiger schon mehrere Beschreibungen von Elephantenjagden mitgetheilt haben (unter andern vor 3 Jahren die des Nabobs von Auhd) so ist doch die hier erzählte von den bisher bekannten verschieden. Man findet sie in dem Werke des Engländers Revd. J. Cordiner (a Description of Ceylan etc.) welcher viele Jahre Kapellan der Garnison von Columbo, einer Stadt auf Ceylon, war, und sich bey dieser Elephantenjagd als Zuschauer befand.

Die Ceylonischen Elephanten, sagt derselbe, sind in Indien unter allen am meisten geschätzt. Auch haben sie, ausser den Vortheilen, welche sie der Insel verschaffen, noch einen bedeutenden Handelswerth. Man fängt sie gewöhnlich in einer allgemeinen Jagd, und läßt zu diesem Ende die Wälder, welche diese Thiere bewohnen von einer großen Anzahl Menschen (bey der zu beschreibenden gebrauchte man 3000) mit einer Kette von Feuern umgeben, die auf beweglichen Stützen brennen, damit man sie, je nachdem die Thiere zusammengetrieben worden sind, vorrücken kann. Die Entfernung dieser Feuer kann anfangs 100 Schritte seyn, wird aber endlich bis auf 10 zurückgeführt. Je mehr die Elephanten zusammengetrieben worden sind, oder je näher sie einander kommen, desto mehr müssen die Jäger auf ihrer Hut seyn, und suchen die Elephanten in ihren Schranken zu halten, indem sie ihre Feuer unter großem Geschrey vorrücken. Nach Verlauf von zwey Monaten sind endlich diese Thiere in einem Kreis eingeschlossen, der nicht größer als die errichtete Falle (Umzäunung) ist; und werden endlich so nahe zusammengebracht, daß sie durch die große Menge und die Anstrengungen der Jäger in einigen Stunden gefangen werden können. Alsdann strömen von allen Seiten Neugierige herbey um dieses Schauspiel mit anzusehen.

Man kann, sagt der Verfasser, sich einen Begriff von dieser Umzäunung (Falle) machen, wenn man auf ein Stück Papier den Umriß eines großen Trichters zeichnet. Inwendig, am breiten Theil der Oeffnung, ist eine 600 Fuß lange Pallisade; sie hat 4 offene Thore, durch welche die Elephanten in den Trichter gehen. Nahe dabey erhebt sich ein Bungalee, d. h. ein erhobener Platz für die Zuschauer, der auf 30 Fuß hohen Säulen ruht. Die Umzäunung selbst wird aus den stärksten Bäumen, die man auf der Insel findet, gemacht; diese haben 8 bis 10 Fuß im Durchmesser, sind 4 Fuß tief in die Erde eingeschlagen, und erheben sich 16 bis 20 Fuß über den Erdboden. Sie sind 16 Fuß von einander entfernt und von 4 Reihen durchkreuzt, welche an sie mit biegsamen Rohr sehr stark befestiget sind. In gewissen Entfernungen wird die Umzäunung durch starke Stützen gehalten. Die Umzäunung in welcher die Elephanten anfangs eingeschlossen sind, hat 800 Fuß im Umkreise, ist aber mit vielen andern engern Umzäunungen verbunden die 100 Fuß lang und 40 Fuß breit sind, durch dieselben fließt ein 5 Fuß tiefer Bach. In diesen kommen die Elephanten bloß durch einen Eingang; über dem Bach verenget sich die Pallisade und bildet endlich einen 100 Fuß langen aber nur 5 Fuß breiten Gang.

Alles, sagt der Verfasser, war vorbereitet, um die Elephanten in die Umzäunung zu jagen, der Gou-

Gouverneur und seine Compagnie begaben sich gegen 7 Uhr auf den Platz, und zwar auf den Bungaloe, mittelst einer langen Leiter, und warteten da mehrere Stunden in der Dunkelheit; aber sie wurden nachher dafür hinlänglich entschädigt; auch waren alle Ohren und Augen so gespannt, daß niemand eine Unterredung anfieng. Ununterbrochen währte das Geschrey der Jäger, der Knall der Flinten und Pistolen, das Geräusch der Raqueten, und alles war mit dem Geheule, der, ihre Ankunft ankündigenden Elephanten untermischt. Endlich fieng der Wald selbst an zu krachen, und man sah eine ungeheure Heerde Elephanten mit Furie vorwärts schreiten und in einem Augenblicke jeden ihnen Hinderniß gebenden Baum umreißen. Der Anblick der Jäger, die darauf mit ihren Fackeln und Kunstfeuern kamen, hatte etwas großes und magisches. Die Fackeln bestanden aus dünnen Bündeln Rohr, die aber dennoch ein wirksames Vertheidigungsmittel gegen ein so furchtbares Thier sind. Die sie umgebenden Bäume waren alle illuminirt und erschienen in der Finsterniß mit leuchtenden Blättern.

Wenn die erste Umzäunung besetzt ist, verschließt man die 4 Thore und sichert sie durch sehr starke Stützen. Dann bildet man inwendig eine Kette von Feuern und angezündeten Fackeln, und jagt so die verfolgten Thiere vor sich bis in die letzte Umzäunung.

Die Feuerlinie, fährt der Verfasser fort, fieng ihre schreckliche Bewegung an, das tumultuöse Geschrey der Jäger ließ sich von neuem mit dem Gelärme der Trompeten und Feuergewehre hören. Die erschreckte Heerde floh wohin sie konnte, und stürzte wie ein Strom in die letzte Umzäunung, wo erst die wahrhaften Qualen anfiengen. Als 70 Elephanten darinnen waren, schnitt man die Seile ab, die eine Fallthüre hielten, und alle Rückkehr war ihnen unmöglich. Diese Thiere waren so zusammengedrückt, daß es ihnen unmöglich wurde, auch nur die geringste Bewegung zu machen, und selbst die vordersten, die ein wenig mehr Raum hatten, fanden nur einen verrätherischen Ausgang aus diesem Labyrinth. In dem hintern großen Gefängnisse ließ man einige 100 Elephanten von ihren Gefährten getrennt.

Alle diese Vorgänge fielen in der Nacht vor. Bey dem Anbruche des Tages sahe man ein noch außerordentlicheres und seltneres Schauspiel. Nämlich diese ungeheuern Thiere in einem so kleinen Raum eingeschlossen, einer gegen den andern gepreßt, jeder andern Bewegung als der convulsivischen unfähig, voll Angst und Verzweiflung ohne die Stärke ihrer Empfindungen durch Bewegung ausdrücken zu können. Erstaunt sah jeder Zuschauer den andern an, voll Erwartung auf das Kommende.

In der That ist der gefährlichste Theil der Jagd noch zu machen, da man die Elephanten jetzt einzeln bey dem einzigen ihnen möglichen Ausgang fangen muß. Hier strengen sie alle ihre eben so fürchterlichen als unnützen Kräfte zur Erlangung ihrer Freyheit an. Wenn sie an die Thüre gekommen sind, die den engen Theil des Kanals endigt, so schiebt man hinter sie dicke Balken, damit sie nicht mehr zurück können; alsdann nähern sich Jäger, binden mit starken Seilen die Füße rückwärts an, und werfen um ihren Hals 5 oder 6mal einen dünneren Strick. Während dieses geschieht, steht ein Mann mit einer Trompete an der Thüre und sucht, indem er bläst, die Aufmerksamkeit des Thieres auf sich zu ziehen. In diesem Theil der Jagd tragen sich oft traurige Zufälle zu; so fiel z. B. bey dieser ein Unglücklicher in den Weg und wurde augenblicklich von dem aufgebrachten Thier zerquetscht. Diese sind in dem engen Wege so gegeneinander gepreßt, daß viele unterliegen, und entweder ersticken oder vor Müdigkeit todt niedersinken.

Ist der wilde Elephant, sagt der Verfasser, ganz festgemacht, so läßt man an die Thüre zwey zahme zu dieser Operation abgerichtete Elephanten kommen. Sie stellen sich, der eine rechts, der andere links, an den Ausgang; sie fangen an, den Gefangenen, den sie führen sollen, wohl zu untersuchen, sie befühlen seine Zähne, sie halten seinen Rüssel, um zu sehen, welchen Widerstand er leisten kann. Alsdann wirft man Stricke um den Rüssel des wilden Elephanten, bindet denselben an den zahmen, und nimmt dann die Balken, die den Ausgang verschließen, weg, worauf der Elephante vorwärts zu springen sucht, aber wegen der Stricke, die seine Hinterfüße an die Bäume der Palisaden binden, nicht kann. In dieser Lage bleibt er, bis auf die zahmen Elephanten gestiegene Leute, die Ban-

de,

ze, die den wilden an dieselben befestigen, noch mehr angezogen haben. Während dessen sucht derselbe mit seinem Rüssel die Banden, welche ihn in Verzweiflung setzen, aufzulösen, und den kleinen, mit ihm so unproportionirten menschlichen Creaturen, die ihn so sehr quälen, tödliche Stöße zu geben, aber die zwey zahmen Elephanten beobachten mit aller Aufmerksamkeit seine Bewegungen, und verhindern ihn fast immer Uebles zu thun, indem sie sanft seinen Rüssel mit dem ihrigen zur Erde biegen. Zeigt er sich noch lange störrig, so geben sie ihm Schläge auf den Kopf, und bringen ihn endlich zum vollkommensten Gehorsam. Alsdann bindet man seine Beine los und läßt ihn gehen; seine zwey Gefährten führen ihn, wie in einem Triumph in den Uebungsgarten, in welchem sie noch eine strenge Lehrzeit zu erwarten haben. Der Marsch dieses ehrwürdigen Trio ist ein in dieser Art einziges Schauspiel; es ist ein herrliches Beyspiel, was alles die menschliche Geschicklichkeit erlangen kann, vereinigt mit dem Scharfsinne des gigantischen Thieres, das er sich zu einem Hülfsmittel, ja sogar zum Freunde zu machen wußte.

Man führt den Gefangenen in eine besondere Umzäunung, wo, wenn das Thier von gewöhnlicher Gestalt ist, man sich desselben hinlänglich versichert, indem man es zwischen zwey Bäume stellt, und an dem einen den Hinter-, am andern aber einen Vorderfuß bindet. Für die ausserordentlich starken oder muthigen braucht man aber einen zusammengesetztern Apparat von Pfählen und Seilen. Die zwey zahmen Elephanten verlassen ihn dann um einen andern Gefangenen zu holen. Bisweilen kann man in acht oder zehn Tagen einen wilden Elephanten zähmen; aber bey andern braucht man wieder mehr als einen Monat. Sind sie abgerichtet, so schickt man sie nach Jafnapatnam wo sie versteigert, und von da nach dem Continent von Asien transportirt werden.

Zucker aus Weitzen, Buchweitzen und Kartoffeln.

Herr Kirchhof hat in Rußland so eben die Bereitung eines Zuckers aus Buchweitzen, Weitzen und Kartoffeln der Regierung angezeigt und zur Untersuchung dieser Entdeckung aufgefordert. Bisher hat er, da er seine Versuche nur im Kleinen anstellte, noch nicht genau bestimmen können wie das Verhältniß des Zuckers zum Weitzen ꝛc. sey: nach einem Ueberschlag kann er jedoch versichern, daß man aus 100 Pfund Weitzen oder Buchweitzengrütze die Hälfte wohlriechenden und gutschmeckenden Syrup erhält, der ganz zu Zucker crystallisirt. Von diesem Zucker versüßen $2\frac{1}{2}$ Theil eben so viel, als 1 Theil raffinirter Rohrzucker. Hiernach erhalten also 100 Pfund Buchweitzengrütze oder Weitzen eben so viel Süßigkeit, als 20 Pfund raffinirter Rohrzucker. Hundert Pfund Kartoffeln geben, des größern Wassergehalts wegen, nur 12 Pfund Syrup. Der Rückstand ist als Viehfutter noch anzuwenden. Der Zucker stimmt darin mit den Traubenzucker überein, daß zur Hervorbringung derselben Süßigkeit, von demselben auch $2\frac{1}{2}$ Mal mehr, als vom Rohrzucker angewendet werden muß. Der Zuckersyrup ist aber reiner, als der aus spanischen Weintrauben bereitete, welcher noch Schleim enthält und daher nicht so leicht krystallisirt. Auch geben, nach Proust, 100 Pfund Spanische Weintrauben, nur 30 Pfund Syrup, und 100 Pfund Zuckerrohr, nach eben demselben, unter den günstigsten Umständen nur 12 bis 13 Pfund Rohzucker. Demnach geben 100 Pfund Buchweitzen oder Weitzen an $2/5$ mehr Syrup, als eben so viel Weintrauben. Ausser dem ist die Methode, nach Kirchhof, den Syrup darzustellen, so einfach, daß fast eine jede Haushaltung, nebenher ohne besondere Feuerung, sich denselben verfertigen kann, so daß ein Pfund Syrup höchstens einem Kopecken (ohngefähr 2 Pfennige) theuerer, als der gewöhnliche zu stehen kömmt. Daß dieser Syrup zu Wein und Branntwein, so wie der Traubenzucker, benutzt werden kann, versteht sich von selbst.

Trappisten.

Die berühmte Abtey la Trappe, zum Cisterzienserorden gehörig, wurde im J. 1140 von Rotrou, Graf von Perche im Bisthum Seez an den Grenzen der Normandie in einer zwischen neun Teichen ge-

gelegenen Einöde gestiftet. Todesstille waltete um und in derselben; das Leben der Trappisten schlich unter langtönigen, gestikulirten Gebeten und Feldarbeiten hin. Von 2 Uhr Nachts bis halb fünf Uhr währte die Mette, eine Stunde nachhin begann die Prim u. s. f. Ein Strohsack ist das Lager eines Trappisten; Fleisch, Butter und Oel sind ihnen verbaten; ihre Brühen werden aus Hafergrütze oder Gerstengraupen mit Salz zubereitet. Alte franz. Schriftsteller, welche den Eintritt in diesen Orden mit dem Glauben an die Barmherzigkeit Gottes nicht vereinbaren konnten, haben vielerley über die Composition desselben erzählt. Die Engländer waren ihm einst sehr gehässig und zerstörten in mehrern Kriegen das Kloster. Die ausgewanderten Mönche kamen dann etwas entartet zurück, aber im Jahr 1664 nahm ihr Abt Dom Armand Jean le Boutillier de Rancé eine entsetzliche Reformation mit ihnen vor. Den Todesumständen der schönen Frau von Montbazon schrieb man dieses Verfahren zu; ehemals hatte er den Anakreon übersetzt und er selbst soll sich den Welthändeln auch nachhin nie ganz entzogen haben. Er starb im Jahr 1700. Jetzt ist dieser Orden auch in der Schweitz aufgehoben worden.

Aetna.

Fortwährend dauert der Ausbruch des Aetna in Sicilien und verbreitet Schrecken und Verwüstung in den benachbarten Gegenden. Die neuesten Nachrichten, die wir über den Ausbruch erhalten haben, sind aus Neapel vom Nov. datirt.

Am Sonntag, den 27. Oct. heißt es in demselben, öffneten sich mehrere Schlünde auf der östlichen Oberfläche des Berges. Diese beynahe in gleicher Linie und Entfernung gelegenen Oeffnungen boten dem Auge das imposanteste Schauspiel dar; Ströme von brennenden Materien, die mit größter Heftigkeit aus dem Innern des Vulkans geschleudert wurden, erleuchteten weit umher den Horizont. Eine dieser Oeffnungen war von den andern sehr weit entfernt. Die erste befand sich 300 Toisen unterhalb des Kraters, und ungefähr eine italienische Meile von dem Punkte, genannt di Gamellaco. Fünf andere folgten auf einander in der Richtung des Thales del Bove. Der Ausbruch dieser 5 letztern dauerte die ganze Nacht. Aus denselben stieg eine ungeheuere Menge Materien, welche in beträchtliche Entfernungen geschleudert wurden. Indessen hatten sie am folgenden Morgen aufgehört Lava auszuspeien.

Die erste Oeffnung warf am 15. Nov. noch Feuerströme aus; und in den Augenblicken, wo dieser Schlund zu erlöschen schien, erhoben sich aus demselben Aschenwolken, welche in Gestalt eines Regens auf die Stadt Catanea und ihre Umgebungen und die in weiter Entfernung gelegenen Felder fielen. Der Lauf der Lava war inzwischen sehr langsam, weil sie in 9 Tagen kaum 3 italienische Meilen zurücklegte, und nur bis zu dem Felsen, genannt, della Capra, gekommen war. Im Innern des Berges wurde ein Getöse, jenem des rauschenden Meeres bey einem Sturme ähnlich, gehört. Dieses Getöse, welches von Zeit zu Zeit mit fürchterlichem Geprassel begleitet war, hallte in allen Thälern wieder und verbreitete allenthalben Schrecken.

In dieser Lage befand sich der Aetna am 13. November, noch währte der Ausbruch fort, und ließ große Verwüstungen befürchten.

Verschiedenes.

Den Dominien in Oesterreich ist, da sich an der Gränze von Ungarn, gegen Oesterreich die Viehseuche zu äussern anfieng, aufgetragen worden, die gesetzlich vorgeschriebenen Vorbauungsmittel anzuwenden.

— —

Am 18. Dec. Nachts, 55 Minuten nach 10 Uhr empfanden die Einwohner von Verona einen wellenförmigen Erdstoß, der drey Sekunden dauerte, und von einem unterirdischen zischendem Geräusche begleitet war. Eine Stunde zuvor füllte sich die Atmosphäre mit einem dichten Nebel, und die zur nächtlichen Beleuchtung angezündeten Laternen gaben einen trüben und röthlichen Schein. Gleich nach dem Erdstoß brannten sie wieder so hell, wie zuvor. Im Laufe des Jahrs 1811 verspürte man zu Verona vier Erdbeben; ein Fall, dessen sich die ältesten Personen daselbst nicht erinnern. Sie giengen jedoch ohne bedeutenden Schaden vorüber.

Der

Verkündiger.

3. Stück. Sonnabend. Am 4. Januar 1812.

Ueber den Tabaksbau für einzelne Landwirthe im Kleinen. *)

Da der Tabaksbau viele accurate Arbeit erfodert, die immer zu rechter Zeit geschehen muß, und zu großen Anlagen viele Taglöhner, auch wohl ein besonderer, der Sache kundiger Aufseher gehöret, welches alles mit keinen geringen Kosten verknüpft ist: so kann der Anbau dieses Produkts nur alsdann für einen Landwirth räthlich und nützlich seyn, wenn er blos so viel Feld mit Taback bestellet, als er leicht übersehen und bey seinen übrigen Geschäften mit seinem Gesinde bestreiten kann.

Daß diese Pflanze die Aecker auszehre, ist ein grundfalsches Vorurtheil. So, wie man gewöhnlich damit verfähret, thut sie es freylich, aber wenn man richtig damit zu Werke gehet: so ist der Tabaksbau ein Hülfsmittel, um schlechten Boden zu verbessern, schlechtes Land in mittleres, und dieses zum besten Weitzenfelde zu erheben.

Der Landwirth erhält also nebst dem Gewinn, den ihm der Taback einbringt, den noch weit beträchtlicheren Vortheil, daß er seine Aecker dadurch verbessert und zum Fruchtbau recht geschickt macht, folglich seine Körner und Strohernten vermehret, ohne daß er nöthig hat, das zum Taback gut gedüngte Feld, zur Bestellung der Wintersaat noch einmal zu düngen.

Wenn man hingegen, wie es gewöhnlich zu geschehen pfleget, die Tabaksstauden nach dem Abblatten um des Nachwuchses, oder um des Verbrennens willen stehen lässet; oder auch sie abschneidet, damit die Wurzeln frische Blätter treiben sollen, und wenn man nach der ersten Blätterernte, Geitz und Samen bis zur Reife fortwachsen lässet: So muß der Acker natürlich doppelte Kräfte hergeben und so ganz ausgesogen werden, daß ohne neue Düngung nicht daran zu gedenken ist, nur die geringste Getreidsorte hernach mit Nutzen darauf zu bauen. Die Vortheile, welche man bey solchem Verfahren zu erhalten hoffte, sind wahrer Verluß, weil für die schlechten Blätter, so der Taback nun liefert, kaum der halbe Preis bezahlt wird.

Wer durch den Tabaksbau seinen Feldbau verbessern will, der verfahre genau so, wie es in folgendem gelehret wird; alles gründet sich auf lange Erfahrungen und Grundsätze der Naturlehre, und jeder Zweifler wird von der Wahrheit des Behaupteten selbst überzeugt werden.

1) Von der Beschaffenheit des Bodens und dessen Zubereitung.

Alle Aecker die von Natur nicht naß, lettig oder sumpfig sind, taugen zum Tabackbau; doch hat auch dabey, so wie beym Getreidebau, ein Acker vor dem andern einen entschiedenen Vorzug. Leimboden, der mit Sand vermischt ist und von Mitternacht gegen Mittag seine Lage hat, ist in Ansehung der Menge und des Gewichts der Blätter, der vorzüglichste zum Tabackbau.

Gleichwohl sind auch pure Sandäcker mit Vortheil hiezu zu gebrauchen, sie müssen nur hinlänglich gedüngt werden, da sie vorzüglich guten Taback liefern, aber in der Menge weniger.

Hat man ein Stück Feld, so künftiges Jahr in die

*) Diese kurze Anleitung zum Tabaksbaue gründet sich auf vieljährige Erfahrungen, und wird in unsern Tagen von vielem Interesse seyn.

die Brache kommt, hiezu gewählet, so düge man es im Herbst, sobald die darauf gestandenen Sommerfrüchte abgebracht sind, tüchtig und eben so gut, wie zum Weizen oder Kraut, (Schafmist ist für den Taback besonders gut) und pflüge den Dünger gleich hinunter; im Frühjahre, sobald der Boden hinlänglich abgetrocknet ist, egge man den Acker. Konnte er etwa wegen Mangel des Düngers im Herbste nicht ganz gedüngt werden, so hohle man das fehlende jetzo vor dem zweyten Pflügen nach; einige Wochen nachher egge man wieder; nun ackert man zum drittenmal in die Quere. Gegen die Mitte des May-Monats, oder wenn keine Fröste mehr zu besorgen sind, wird er zum letztenmal geegget, und, wenn die vorzüglichsten oder mehresten Bestandtheile des Ackers aus Leimengrund bestehen, oder wenn man viele Nässe zu besorgen hat, dann wird nur täglich so viel in dreyfurchige Beete aufgeackert, als man sogleich zu bepflanzen gedenkt, damit die Sonne, besonders in kalten und gebirgigen Gegenden, die schmalen hohen Beete theils recht durchwärmen könne, welches zur Güte des Tabacks vieles beyträgt und theils starke Regengüsse den Boden nicht zu sehr zusammenschwemmen und festmachen. Ist der Grund aber leicht oder purer Sand, so werden 16 bis 24 Furchen der Länge nach geackert, sogleich eingeegget, und die Quere mit einem dreyzinckigen Rechen, dessen Zincken 3/4 Elle bis eine Elle weit auseinander stehen müssen, Furchen gezogen, wovon 2 Furchen ein Beet ausmachen; die dritte dienet blos dazu um in selbiger wieder zurück zu ziehen, damit alles egal werde. Auf diese Art entstehen Querbeete von zwey Reihen Pflanzen, zwischen welchen allemal ein Fußsteig ist, dessen Erde beym Behacken an die Pflanzen gezogen wird. Vermuthet man einen dürren Sommer so thut man wohl, wenn man Leimen- oder schweren Boden eben so zubereitet, weil auf diese Art nicht so viele Pflanzen verderben. Diejenigen aber, welche kein sehr großes Feld zum Tabackbau zubereitet haben, thun besser, wenn sie es zum letztenmal mit dem Grabscheit umgraben.

2) Welches die beste und nützlichste Tabacksamen Sorte sey, und wie die Pflanzen am bequemsten zu erziehen sind?

Der Samen von langblättrigem Virginischen Tabak mit rothen Blüthen, ist zwar der nützlichste, aber auch der zärtlichste, und also nur für warme Gegenden brauchbar. Der türkische mit runden Blättern und gelber Blüthe ist härter, und kann mehr Kälte und Nässe als jener ausstehen, gibt aber keine so reiche Ernte, und ist nicht so leicht zu verkaufen. Der Asiatisch-türkische hingegen, der auch gelbe Blüthen hat, hält nicht nur Frost, Hitze, Nässe, Stürme und Hagel vor allen andern Arten am glücklichsten und mit der wenigsten Beschädigung aus; sondern er trägt auch größere und mehrere Blätter, als der türkische, welche noch überdieses einen sehr guten Geruch und Geschmack haben, und da er dabey auch noch den großen Vorzug vor andern Tabacksblättern hat, daß er ohne Nachtheil der Güte der Tabacksblätter sehr vielen Samen liefert, wovon ein vortreffliches und klares Oel zum Verspeisen und Verbrennen zubereitet werden kann: so verdienet diese Sorte vor allen übrigen den Vorzug.

Gemeiniglich werden die Tabakspflanzen in besonders zubereiteten Mistbeeten im Frühjahre erzogen und dadurch so verzärtelt, daß ihnen nach ihrer Verpflanzung ein geringer Nachtfrost schadet und sie in ihrem Wachsthum zurücksetzet, der vielen Mühe und Kosten, die damit verbunden sind, nicht einmal zu gedenken. Man kann sich aber ohne diese Kosten, und mit leichterer Mühe viel dauerhaftere und abgehärtete Pflanzen erziehen: Wenn man ein gutgelegenes Beet im Garten, welches der Sonne ausgesetzt ist und nicht viel beschattet wird, zur Erziehung der Tabakspflanzen bestimmet. Dieses muß entweder schon fett seyn, oder durch wohlgefaulten Mist gemacht werden; der Samen wird im Herbst, gleichwie der Samen von verschiedenen andern Winter-Gewächsen darein gesäet, nachdem er einige Stunden zuvor in weichem Wasser, worin man Salpeter aufgelöset hat, eingeweichet worden ist, wozu der gedachte asiatisch-türkische Samen, wegen seiner Dauerhaftigkeit vorzüglich tauget. Im folgenden Frühjahre, wenn die Pflanzen des Begießen bedürfen, bediene man sich zum erstenmal eines weichen, nehmlich Fluß- oder Regenwassers, worin Hühner- und Taubenkoth 24 Stunden lang eingeweichet worden ist, fernerhin aber nur eines weichen Wassers allein, und ohne Zusatz.

Alle zwey bis drey Jahre muß der Samen mit anderem, in entfernteren Gegenden gezogenen verwechselt

wechselt werden, wobey immer auf gänzlich reif gewordenen und vollkörnigen Samen zu sehen ist.

3) Von dem Verpflanzen des Tabaks und den übrigen Geschäften dabey, bis zu seiner Ernte.

Sobald die Tabakspflanzen 5 Blätter haben, werden sie ausgesetzt, weil sie alsdann am besten gerathen, und dieses kann zwischen dem Anfange und der Mitte des Monaths May geschehen. Größere Pflanzen und viel späteres Aussetzen taugt beydes nichts.

Mit dem Verpflanzen wird also verfahren: Wenn der nach obgedachter Anweisung zubereitete Acker zum letzten mal gepflügt wird, das nicht eher geschehen darf, als bis die Tabakspflanzen zum Aussetzen tüchtig sind: so gehen die zum Setzen erforderlichen Personen, deren drey auf einen Pflug genug sind, hinter dem Pfluge nach, und setzen die Tabakspflanzen in Gestalt eines Triangels (das man ins Quincunx oder Fünfeck setzen nennet) und in der Weite einer Elle eine von der andern, damit der Tabak sich mit seinen großen Blättern genug ausbreiten könne. Hiebey macht man mit dem Finger ein Paar Zoll tiefes Loch in die Erde, und setzt die Pflanze, drückt ihre Wurzeln aber nicht so hart, als wie bey Kraut und dergleichen Pflanzen geschiehet, sondern sanft an dieselbe an; ohnerachtet übrigens diese Arbeit viele Aehnlichkeit mit dem Setzen der Krautpflanzen *) hat. Vor dem Einsetzen muß man ein kleines Stückchen von der Spitze der Wurzel an jeder Pflanze abbrechen, damit sie mehr Seitenwurzeln treiben, was bey allen Winterpflanzen hauptsächlich nöthig ist.

Das Versetzen muß man bey trübem Wetter, oder gegen Abend vornehmen, nachher aber entweder jede Pflanze sanft begießen, oder noch vorher deren Wurzeln in einen Mörtel von Kühkoth, Laugen und Wasser einweichen. In den ersten acht Tagen nach dem Aussetzen der Pflanzen, muß man unermüdet seyn, die verdorbenen Pflanzen mit andern auszubessern, denn jede die nur acht Tage später gesetzt wird, bleibt gegen die übrigen im Wachsthume zurück und bekommt schlechtere Blätter.

*) Man lese die 298. S. des VIII. 74. Stck. besonders was das Begießen betrifft.

Nach drey Wochen, wenn die Pflanzen und mit ihnen das Unkraut anfangen in die Höhe zu gehen, muß man die Erde auflockern, mittelst einer breiten und leichten Haue ohne langen Stiel (Scharr- oder auch Felghaue genannt,) welche mit einer Hand regieret werden kann, weil man mit der andern Hand die Blätter in die Höhe heben, und dabey zugleich das Unkraut ausrotten muß. Wenn hierauf der Tabak die Höhe einer Spanne erreicht hat, wird das Behacken wiederholet, und dabey die Erde um jede Pflanze auf einen Haufen hoch angezogen; jedoch also, daß nächst an der Pflanze und zwar oben um ihre Blätter herum eine mäßige muldenförmige Tiefe bleibe, damit der darauf fallende Regen bis zu ihren Wurzeln eindringen könne. Sollte sich nachher wieder Unkraut einfinden, so muß es von Zeit zu Zeit ausgegätet werden.

So bald der Tabak in Stengel schießet, kommen zwischen diesen und den Blättern Seitenzweige hervor, die man Geitz nennet, und nicht aufkommen lassen darf, sondern bey und nach dem Behacken öfters und sorgfältig ausbrechen muß.

Wenn eine Tabaksstaude 10 bis 14 Blätter getrieben hat: so muß die Krone oder der Gipfel derselben abgebrochen, oder gegeitzt werden; dabey kommt es aber sehr viel auf die rechte Zeit an, auch kann es nicht bey allen Stauden zu gleicher Zeit geschehen, weil sie nicht alle einerley Wachsthum halten. Die beste Zeit hiezu ist: wenn sich der Samenkopf in dem Gipfel formiret und ungefähr die Größe eines kleinen Thalers erlanget hat. Wollte man es aber später und erst alsdann thun, wenn die Blüthknospen völlig da sind und sich zu öffnen anfangen: so würde der Nahrungssaft größtentheils in den Samenkopf treten und den Blättern entzogen, folglich unnöthiger Weise verschwendet werden. Wollte man hingegen die Gipfel früher abbrechen: so würde dieses den Geitz begünstigen und Anlaß zu neuen Samenstengeln geben, die aus den großen Blättern heraustreiben.

Mit dem Gipfel oder Samenkopf bricht man auch zugleich die überflüssigen Tabaksblätter weg und lässet jeder Staude nur so viel stehen, als sie nach Beschaffenheit ihrer Größe wohl ernähren kann. Der stärksten Staude lässet man nicht über 12 stehen, doch zählet man die untersten Erdblätter nicht dazu. Andern lässet man verhältnißmäßig weniger

Blät-

Blätter; denn zehn Blätter an einer Staude, die man fleißig geitzet, werden länger und stärker, liefern folglich an Gewicht mehr Tabak, als fünfzehn unfleißig gegeitzte Blätter, weil sie den Nahrungssaft mit den unnützen Geitz theilen müssen. Man fahre daher mit dem Geitzen unermüdet so lange fort, bis keiner mehr nachtreibt.

Bey allen Geschäften an dem Tabak nach seiner Verpflanzung, muß man die Blätter in ihrem Wachsthume nicht stören, sondern so viel möglich schonen; besonders brechen sie bey feuchter Witterung gar leicht ab, und die langen Röcke der Weibsleute sind den Blättern, wenn sie damit an selbige stoßen, sehr gefährlich. Das Geitzen eignete sich am besten für Kinder, welches sie in den Mittagsstunden verrichten könnten, weil alsdann die großen Blätter welk sind, und beym Anstoßen an selbige nicht so leicht abbrechen.

(Der Beschluß folgt.)

Das Wunder-Mädchen Neuhaus.

Im Jahr 1810 haben wir eines Mädchens in Steckborn gedacht, das eine Anzahl schweitzer Aerzte u.a. zum Besten hatte. Nun führt Hr. F. Krullin ein anderes auf, welches ebenfalls ihre beschränkten Adepten am Narrenseile führet. Ein junges Mädchen, sagt derselbe, Namens Maria Neuhaus, von der Hausmatte, Pfarrei Rechthalten, Bezirk und Kanton Freyburg, geboren den 17. Sept. 1790, deren Eltern Joseph Neuhaus und Maria Zbinden heißen, ist mit folgender sonderbaren Krankheit behaftet, welche aller ärztlichen Kunst trotzt, und woran die häufigen Hausmittel und Kunststücke der Quacksalber beyder Geschlechter und aus allen Klassen bisher scheiterten.

Kopfschmerzen, Uebelkeiten im Magen und im Unterleibe befielen dieses Mädchen schon mit dem dreyzehnten Sommer ihres Lebens. Ueber zwanzig Aerzte und vermuthlich zweymal soviel Mütterlein wurden um Rath gebeten, allein die häufig genommenen verschiedenen Mittel fruchteten nur selten, und dann nur auf kurze Zeit. Wallfahrten u. dergl. hatten das nämliche Schicksal. Das Sonderbarste dabey ist, daß diese Tochter, ausser frischem Brunnenwasser und leichter geseihter Brühe von Brod, nichts genießen kann, und alle andere Speisen erbrechen muß. Wenn die Schmerzen heftig sind, muß sie sich auf die rechte Seite legen. Dabey ist ihre Gesichtsfarbe natürlich, ihre Augen aber sind eingefallen und düster; ihre Physiognomie ist angenehm und heiter; die Wangen tragen der sanften Rose Farbe; die Stimme ist stark, die Bewegungen des Körpers aber sind sehr schwach; ihr Harn ist schwarz ohne Bodensatz. Nur alle sechs bis acht Wochen hat sie einen schwachen Stuhlgang. Die Haare auf dem Kopfe hat sie verloren und der Schädel ist ganz nackt.

Vor vier Jahren erst erbrach sie einige Würmer. Man gab ihr Wurmpulver. Hierauf zeigte sich eine lebende Eidechse (Lacertus) und dieser folgte ein großer schwarzer Wassermolch (Salamandra acqcatica).

Das erbrechen dieser Thiere hatte eine kurze Besserung des traurigen Zustandes des Mädchens zur Folge. Neue Wehen fanden sich aber nicht lange hernach wieder ein. Man eilte nun wieder zu einem andern Arzte; dieser verschrieb 20 Gran Cocci orientales (Coques du Levant) in einem Glas Wasser gekocht, welche ihr, wie alle andere Arzneien, Erbrechungen verursachten. Als ihr kurze Zeit darauf beym Erbrechen etwas im Halse krabbelte, griff sie mit dem Finger darnach und zog einen großen, schwarzen, lebendigen Krebs aus der Gurgel. einige Tage nachher folgte ein zweyter, an dem Rogen waren. Es ging wieder besser, aber nur wenige Tage; die alten Uebel stellten sich wieder ein, und dieses unglückliche Mädchen, dessen Eltern jedoch nicht dürftig sind, befindet sich noch immer im nämlichen Zustande, welcher natürlich vermuthen läßt, daß noch ähnliche Ursachen die nämlichen Schmerzen zur Folge haben.

Zu wünschen wäre es, daß diese ausserordentliche Kranke in eine ärztliche Anstalt verlegt würde, wo man über sie und die ungewöhnlichen Leiden, mit denen sie schon so lange behaftet ist, interessante und belehrende Bemerkungen machen könnte.

Gegenwärtige gedrängte Nachrichten sind vom Herrn Ortspfarrer, den dasigen Vorgesetzten und einem Arzte, der die Kranke lange behandelt und ihr die Cocci orientales verschrieben hat, als zuverlässig mitgetheilt worden. Was der Laie nur andeutete, möge ein Geweihter vollenden.

Der

Verkündiger.

4. Stück. Sonntag. Am 5. Januar 1812.

Ueber den Tabaksbau für einzelne Landwirthe im Kleinen.

(Beschluß.)

4) Von der Zeit, die Tabacksblätter einzuernten, und was dabey zu beobachten ist.

Nach ohngefähr acht bis zehn Wochen, da der Tabak verpflanzet worden ist, fangen die untersten drey bis vier Blätter an, gelb zu werden, welche man, sobald man dieses bemerkt, abbrechen muß, jedoch mit der Sorgfalt, daß denen darüber stehenden grünen Blättern dabey kein Schaden zugefüget wird; auch zu diesem Geschäfte sind die Mittagsstunden am schicklichsten, weil die grünen Blätter alsdann zähe sind.

Dieses ist die erste Ernte und wird Erd- oder Feldguth geneunet, das nur schlechten Tabak liefert. Man breitet diese Blätter auf einem Boden aus, damit sie gut abtrocknen können, vermenget sie aber niemals mit den guten Blättern. Ehe die zwote Ernte kommt, können diese völlig abgetrocknet und in Büschel gebunden seyn, um den Boden zum Aufstellen der bessern Blätter wiederum leer zu bekommen. Allen Blättern ist es schädlich, wenn man sie ausserhalb der Häuser trocknen will und zu dem Ende daran aufhänget, weil der abwechselnde Regen und Sonnenschein viele Blätter verdirbt.

Nun ist alle Aufmerksamkeit auf die zweyte Ernte zu richten, welche die besten Blätter und guten Tabak liefert, wenn jene gehörig behandelt und in Acht genommen werden.

Diese geben ihre Reife dadurch zu erkennen: daß sie nun eine gelbe und röthliche Farbe bekommen; daß sie zähe und klebricht werden; daß ihre Spitzen nicht mehr gerade in die Höhe stehen, sondern sich gegen die Erde zu neigen; und daß die Blätter sich leicht vom Stengel ablösen. Finden sich diese Kennzeichen an den Blättern: so ist es Zeit zu ihrer Ernte.

Das Abbrechen der Blätter muß durchaus bey ganz trockenem Wetter geschehen, weil die geringste Feuchtigkeit ihrer Güte schadet. Man bricht daher die langen zeitigen Blätter nicht eher ab, als bis der darauf liegende Thau gänzlich abgetrocknet ist, und leget sie alsdann zum Abwelken auf die Erde.

Die unzeitigen oder gar zu kleinen Blätter, welches gemeiniglich die obersten zwey oder drey Blätter sind, lässet man ungefähr noch 14 Tage stehen. Diese obersten Blätter, sie mögen als zeitig mit den übrigen abgeblattet werden, oder noch länger stehen bleiben müssen, dürfen nie mit den übrigen vermischt, oder unter sie angereihet, sondern müssen besonders gesammelt und sortiret werden.

Vor Nacht und ehe wieder ein Thau fällt, sammelt man die großen Blätter, so auf der Erde gelegen sind, in kleine und nicht in große Büschel, weil sie sich sonst leicht erhitzen möchten, bindet sie in Strohbände und führet sie nach Hause.

Hat man ein Stück Feld von einem Dresdner Scheffel Aussaat bepflanzet, so kann man diese Arbeit auf zwey bis drey Tage eintheilen, damit alles in gehöriger Ordnung geschehen kann, weil die nach Hause gebrachten Blätter, ohne Schaden nicht länger als eine Nacht, auf der Scheunentenne, oder dem Boden, in Büscheln, so wie man sie abgeladen hat, liegen bleiben, sondern sogleich zum Schwitzen

tzen gehörig aufgestellt werden müssen. Denn darauf kommt das Meiste an, wenn aus diesen Blättern ein guter Tabak werden soll. Lässet man dieselben aber länger übereinander liegen; so kann daraus nichts anders folgen, als daß viele Blätter für Hitze gar verbrennen, andere aber, welche dünne und oben gelegen, gar nicht zum Schwitzen kommen, daß also durchaus schlechter Tabak daraus werden muß.

Die dritte Ernte machen endlich die noch an den Stengeln übrig gebliebenen Blätter aus. Diese kommen freylich selten so weit, daß sie ihre völlige Reife erlangen, weil nur ein einfallender Reif ihrem ferneren Wachsthume ein Ende macht. Man muß daher sobald mit denselben vom Felde wegeilen, als man nach Beschaffenheit der Witterung, Reif und Frost zu vermuthen hat; und da nun auch die Witterung kühler ist, so kann man diese Blätter ohne Gefahr in Strohbänder zusammen binden und nach Hause bringen, wo man auf dem Boden eine Reihe Gebünde schief aufstellen — mit dem Sturze unten und den Spitzen oben — und die Bänder ablösen kann, wodurch die Blätter dicht aneinander, und in dieser Stellung zum Schwitzen kommen können. Hat sich nun ihre grüne Farbe in gelbe verwandelt, dann reihet man sie an und hängt sie zum Trocknen auf; diese Blätter geben freylich nur einen schlechten Tabak, dürfen folglich nie mit den guten vermischt werden.

5) Vom Schwitzen, Anschnüren, Trocknen und von der fernern Behandlung des Tabaks bis zum Verkaufe.

Den hiezu erforderlichen Raum kann sich der geringste Landwirth in seinem Hause verschaffen. Denn ist das Haus klein, so wird auch das Feld, worauf er Tabak gepflanzt hat, nicht groß seyn. Jedes kleine Haus aber hat so viel Boden, oder eine Kammer, daß darauf eine große Menge Tabaksblätter zum Schwitzen aufgestellt werden kann.

Die Blätter werden in einer langen Reihe also auf dem Boden aufgestellt, daß sie ohngefähr sechs Schuh breit übereinander, ihre Spitzen aber in die Höhe stehen. Fällt kühles Wetter ein, so muß man das Schwitzen dadurch zu befördern suchen, daß man den ganzen Haufen Blätter mit Tüchern, Säcken ꝛc. bedeckt. Es kann aber auch hierin leicht zu viel geschehen, so, daß sich die Blätter in der Mitte erhitzen, schwarz, schmierig werden und endlich gar verderben. Man muß daher um dieses zu verhüten, den Haufen öfters in der Mitte, und zwar an verschiedenen Orten visitiren, und wenn man die Kennzeichen des Erhitzens wahrnimmt, sie lüften und etwas abkühlen lassen.

Bey günstiger Witterung haben die Blätter nach acht oder zehn Tagen genug geschwitzet, wovon das sichere Kennzeichen das ist: daß die Blätter eine völlig Kastanienbraune Farbe angenommen haben und nach abgenommener Decke, einen angenehmen und gewürzhaften Geruch von sich geben.

Nun schreitet man zum Anreihen oder Anschnüren der Blätter und verfährt folgendermaßen damit: Zuerst sucht man die Blätter heraus, welche noch nicht gelb genug sind, und stellet sie von neuem in einen Haufen zum Schwitzen hin; alsdann werden aus den übrigen Blättern drey Sorten gemacht, und zwar; aus den guten und unversehrten Blättern die erste; aus den geknickten und schadhaften, die zweyte; aus den kleinen Oberblättern aber die dritte.

Wer diese Vorsicht nicht braucht, der verliehrt am Preiße des Tabaks viel, weil er alsdenn nur, wie Mittelgut bezahlt wird.

Das Anreihen geschiehet entweder an dünne Stäbe, die man auf Latten hänget, oder an starken, dreythrädigen Zwirn, den der Landmann selbst verfertigen kann. Dieser Zwirn wird zu so langen Trümmern zerschnitten, daß sie von einem Dachsparren zum andern reichen, welche mit hölzernen Nageln zu versehen sind, waran der in die Zwirnfäden angerichtete Tabak zum Trocknen aufgehangen wird.

Dieses geschiehet mittelst einer Nadel, durch deren Oehr der Zwirn gezogen und die Blätter daran befestiget worden sind, und zwar dergestalt, daß kein Blatt das andere berühren darf, sondern ein fingerbreiter Platz darzwischen bleiben muß, damit die Blätter nicht zusammenkleben, oder schimmlicht werden können.

Daß jede der drey vorgedachten Sorten besonders zusammen angereihet und aufgehängt werden müsse, verstehet sich von selbst. In diesem Zustande bleiben die Blätter so lange hängen, bis sie völlig trocken sind. Nur muß zu Zeiten nachgesehen werden,

den, ob die Blätter nicht vom Winde zusammengeschoben worden sind, und sie wieder in Ordnung zu bringen.

Wenn die Blätter gänzlich trocken sind, und man den, durch diese Schnüre mit Tabak versperrten Platz benutzen will: so kann man wohl zehn bis zwanzig Schnüre zusammenhängen, bis man Zeit hat, die Blätter in Büschel zusammen zu binden. Dieses geschiehet am besten bey feuchter Witterung, weil sie alsdann zähe sind und nicht so leicht brechen.

Man kann Büschel zu zehn bis sechzig Blätter machen, und also damit verfahren: Ein Blatt um das andere wird aufs Knie gelegt, grade gestrichen, und auf das obere gelegt, bis man einen Büschel beysammen hat, alsdann werden sie mit den unter der Arbeit zerrissenen Blättern, welche man, während dem Anreihen unter die Hände bekommen und bey Seite gelegt hat, zusammengebunden.

Will man den Tabak nicht gleich verkaufen, und etwa bessere Preiße abwarten, so leget man die Büschel Schichtenweiße in Fässer, oder große Verschläge und tritt sie derbe ein, damit viel hineingebracht werden kann. Je länger der Tabak so eingepackt stehet, desto besser wird er an Güte.

6.) Wie man den Tabaksamen am bequemsten selbst erziehen könne.

Den Tabaksamen auf dem nehmlichen Acker zu erziehen, worauf die Pflanzen gesetzt wurden, ist deßwegen nicht rathsam, weil er zu spät reif wird, um dieses Feld noch zu rechter Zeit mit Korn oder Weitzen zu besäen, denn der Grundsatz bleibt ewig wahr: je eitige die He bitjaat, desto gewisser die künftige Ernte. Es ist daher viel wirthschaftlicher, einige Pflanzen im Garten, an einer Mauer oder einem Hauße, oder auch an einem andern, der Sonne immer ausgesetzten, und vor Winden gesicherten Platz zu versetzen, allwo man sie stehen lässet, bis die Samenköpfe ganz braun geworden und aufzuplatzen im Begriffe sind.

Während dem Wachsthume dieser Samenpflanzen, bricht man den Geitz und die nachwachsenden Blüthen sorgfältig aus, und lässet nur die Krone oder den Gipfel der Staude zum Samen stehen, die Blätter aber dürfen nicht eher abgeblattet werden, als bis der Samen reif ist, die Köpfe mit jenen zugleich eingesammelt werden können, die unreifen Samenköpfe hingegen, wenn sich dergleichen finden sollten, müssen hingeworfen und dürfen nicht mit den reifen vermengt werden.

7.) Von der Behandlung des von den Tabaksblättern befreyten Ackers.

So bald die Tabaks-Stengel ganz abgeblattet sind, werden sie in kleine Stücke von 2 bis 4 Zoll lang, etwa mit scharfen Sicheln zerhauen, und sogleich sammt ihren Wurzeln hinuntergepflügt, welche, weil sie noch sehr saftig sind, bald in die Gährung übergehen, und dem Acker neue Kräfte geben werden, um ihn noch vor Michaelis mit Weitzen, Dinkel oder Korn besäen zu können. Man wird über den raschen Trieb und die Fruchtbarkeit erstaunen, welche die Tabaksstengel und Wurzeln dem Felde mittheilen, das etliche Jahre noch ohne neuen Dünger benutzt werden kann.

Beschluß.

Diese Abhandlung hat blos zur Absicht den gemeinen Landmann zu lehren, wie er durch ein kleines Stück Feld sich ein Einkommen verschaffen kann, um seine dringendsten Abgaben zu bestreiten; denn, wenn er einen Scheffel Feld mit Tabak bepflanzt und dieser Anweisung treulichfolgt, so wird er auf ein Einkommen von wenigstens 25 Rthlr. rechnen, und sein Feld zum Getreidebau über seine Erwartung verbessern können.

Wenn nur der zehnte Theil der Bauern einer Provinz einen halben Scheffel Feld mit Tabak bepflanzen wollte, welche ungeheure Quantität Tabak könnte da nicht exportiret, und welche Geld-Summen dagegen von außen ins Land gezogen, oder darin erhalten werden!

S . . . b.

Häuserbau mit gestampfter Erde.

Schon mehrmals geschah im Verkündiger des Baues mit gestampfter Erde, besonders in Frankreich, Erwähnung: Kürzlich theilte die großherzogl. hessische Zeitung aus verschiedenen eingesendeten Aufsätzen über den Bau mit gestampfter Erde (Pisé),

der durch Abwendung der Feuersgefahr, durch Ersparniß an Baumaterialien, und insbesondere durch Verminderung des Holzaufwandes alle Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, unter Anderm Folgendes mit: Schon vor eilf Jahren machte der hiesige großherzogliche Major Stürz mit dreyzehn verschiedenen Erdarten Versuche, und da er, selbst bey der Sprengung durch Pulver, fand, daß dieses Baumaterial jedem andern an die Seite gesetzt werden konnte, so baute er mit der auf der nemlichen Stelle gegrabenen kiesigen Gartenerde, ohne alles Fundament von Mauerwerk, ein Gartenhaus von Pisé. Es nahm, woran man zweifeln wollte, auswendig den Bewurf und inwendig eine gemalte Tapete wie jedes Mauerwerk an. Im Jahr 1810 wurde vom großherzogl. Obermarschallamt mit höchster Genehmigung ein zweystöckiges Haus von 80 Fuß Länge und 35 Fuß Höhe von gestampfter Erde unter der Direction des Majors Stürz zu Auerbach erbaut, mit Anwendung einer neuen sehr vortheilhaft eingerichteten Maschinerie. Da dieses Gebäude nach der höchsten Intention ein Beyspiel der Dauerhaftigkeit dieser Bauart im Großen geben sollte, so blieb der Bau während der Sonnenhitze und während des folgenden Winters ohne Bewurf der Witterung ausgesetzt. Allein er erlitt nicht die mindeste Veränderung; er bekam weder Sprünge, noch senkte er sich, ob er gleich auf einen 12 bis 15 Fuß hoch ausgefüllten Grund zu stehen kam. Man hat in dem Innern dieses Gebäudes auch die sogenannten Steine von gestampfter Erde zu Mauerwerk angewendet. Nach diesem Vorgang wurden in Auerbach einige kleine Häuser von Pisé gebaut. In Zwingenberg wurde im laufenden Jahre von dem Landwerkmeister Kern eine solche Gartenmauer von beträchtlicher Länge und Höhe aufgeführt. Unter seiner Aufsicht ist im verwichenen Sommer vor Darmstadt vom großherzogl. Major v. Buchenröder ein zweystöckiges wohlgelungenes Haus von Pisé erbaut worden ꝛc.

Schaafzucht in Italien.

Im Königreich Italien verbreitet sich immer mehr, zur allgemeinen Bewunderung die Schaafzucht; es gedeihen dort, die reine spanische Race, so wie die Vermischung mit spanischen Widdern.

Besonders berühmt sind die Schaafzuchten von Varese, bey Mayland, des Hrn. Senateurs, Grafen Dandalo, von welchem schon öfters die öffentlichen Blätter gesprochen haben, und von welchem eine jährliche Rechnung in dem Journal von Mayland schon seit 9 Jahren her einzusehen ist.

Diesen nächst kommenden April sind allhier sowohl Widder als Schaafe von reiner spanischer Abkunft käuflich zu haben. Wir wissen, daß der Hr. Director dieses Zweiges der National-Industrie wünscht, daß er sich auch in den Illyrischen Provinzen verbreiten möge, welches einer der größten Beyträge zum National-Reichthume ist; in dieser Hinsicht werden jene verlangten Schaafe bis nach Padua transportirt werden.

Der Preis eines solchen spanischen Widders ist von Hundert bis Hundert zwanzig Franken nach der Feinheit und Reichhaltigkeit der Wolle. Ein solcher Widder ist hinreichend für 30 und mehrere Schafe, man wird an den von ihnen erzeugten Lämmern gleich bemerken, daß selbe weit wollreicher und die Wolle von einer viel feinern Gattung seyn wird als die des Mutter-Schafs ist.

Die Vortheile der verfeinerten Schafzucht sind in Europa so allgemein bekannt, daß sich hierüber nichts mehr sagen läßt, man dürfe nur das Werk über die verfeinerte Schafzucht vom benannten Hrn. Senator Dandolo lesen, worin man Instruction findet, wie man sich bey Errichtung einer solchen Schafzucht zu benehmen habe.

Verschiedenes.

Die Akademie zu Bordeaux hat die vermeinten Gebeine des berühmten Michel Montaigne unter einen Sarkophage in ihren Sitzungssaal übergesetzt; aber durch einen fatalen Mißgriff in der Kirchengruft wurden diese Ehrenbezeugungen einer alten adelichen Dame erwiesen, und man zweifelt noch, ob die Galanterie erlauben werde sie zurückzunehmen. Es ist aber auch ein verdammter Streich von dem weiblichen Geschlecht, sich für Montaigne geltend zu machen; nur an der Garonne konnte so etwas begegnen, wo, wie es scheint, die Weiber noch nach dem Tode die Gascouaden nicht lassen können.

Der

Verkündiger.

5. Stück. Dienstag. Am 7. Januar 1812.

Die türkische Armee.

Ein Reisender, der so eben durch die Türkische Armee passirte, berichtet über sie folgendes:

In einer Türkischen Armee findet man Menschen, von zwanzig verschiedenen Nationen, von allen Farben und allen Physiognomien. Die südlichen Afrikaner sind schwarz, und die nördlichsten schwarzbraun, haben krause Haare und alle andern charakteristischen Züge der Neger; die Egypter und die Soldaten von Syrien und Mesopotamien gleichen sich untereinander sehr; die weißen Soldaten sind Europäer und Einwohner von Natolien, Armenien, Georgien und der Tartarey. Unter den letztern zeichnen sich vorzüglich die Georgier durch die Schönheit ihrer Züge, und die ausserordentliche Feinheit ihrer Haut, aus. — Wenn man sagt, eine Türkische Armee sey 20000 Mann stark, so muß man diese Anzahl weit über die Hälfte reduciren, denn diese besteht aus Bedienten, Kaufleuten und andern Personen die ohne Soldaten zu seyn, unter beliebiger Benennung, einen Theil der Armee ausmachen. Jeder General oder Pascha hat beständig ein zahlreiches Gefolge um sich, von welchem alle Individuen immer die Augen auf ihn gerichtet haben, um jeden seiner Befehle zu vollziehen. Er drücke allen die ihn umgeben eine Achtung ein, welche bis zum Schrecken geht; auch sind die Oerter, an welchen sich Anführer befinden, sehr zu fürchten. Schwer kann man begreifen wie der Neid und die Eifersucht ihre Untergeordneten trennen. Zeichnet sich ein Pascha in einer wichtigen Sache aus, so hat er von diesem Augenblicke den Haß seiner Obern auf sich, welche sich bestreben ihn bey der ersten Gelegenheit zum Opfer seines erworbenen Ruhms zu machen. Bisweilen trägt man ihm, um besser zum Ziele zu kommen, eine unausführbare Unternehmung auf, und setzt ihn ab, confiscirt seine Güter ꝛc. wenn sie ihm mißlingt; ja er darf sich selbst noch glücklich schätzen, wenn er sein Leben rettet. Glücklicher Erfolg wird bey dieser Nation für einen Beweis himmlischer Gunst gehalten, und derselbe Grundsatz dient auch dazu die größten Verbrechen zu bedecken. — Jeder Pascha hat eine besondere Fahne, und jeder Derwisch oder Priester sein Panier, das gewöhnlich grün ist. Jede Compagnie besteht aus 30 Menschen und hat eine Fahne, daher die ausserordentliche Menge von Fahnen, die bey den Bewegungen der Armee und auf dem Schlachtfeld zuweilen große Unordnungen hervorbringen. Dennoch bilden sich die Türken viel auf diese Menge von Fahnen ein, und glauben den Feinden dadurch Furcht einzuflößen.

Die Lager der Türken werden bey Nacht durch Laternen erleuchtet, die aus aufgehängten eisernen Reifen, in welchem Stücke mit Oel und Harz überzogener Leinwand brennen, bestehen Vor dem Zelte jedes Pascha befindet sich eine gewisse Anzahl dieser Laternen. Die Türken sind in Ausstellung der Schildwachen, Posten u. dgl. ausserordentlich nachlässig, so daß ihre Armee alle Nacht der Gefahr eines feindlichen Ueberfalls ausgesetzt ist; der um so gefährlicher ist, da keine Regel die Anlegung des Lagers, und die Vertheilung der Truppen festsetzt, und sich daher die Armee bey einem nur mit weniger Energie ausgeführten nächtlichem Ueberfall unmöglich in Schlachtordnung setzen kann.

Der Dienst, die Märsche und überhaupt alle militairischen Operationen der Türkischen Armee, haben in der Mitte dieser Menge Menschen, die

von ganz andern Absichten, als von dem glücklichen Erfolg der türkischen Waffen, belebt sind, ausserordentliche Schwierigkeiten. So sehr man für den Luxus und die Pracht des Lagers besorgt ist, so wenig ist man es für die Magazine und den Unterhalt der Truppen; so daß oft die Türkische Armee Gefahr läuft vor Hunger umzukommen, oder gezwungen ist, sich in schädliche Operationen einzulassen.

Die Türken sind nichts desto weniger eine brave Nation, und ohne ihre Unwissenheit, und den Gebrechen ihres militairischen Systems würden sie im Kriege ausserordentlich furchtbar seyn. Sie sind an die Mäßigkeit, eine der Haupttugenden eines guten Soldaten, gewöhnt; essen selten Fleisch, ziehen demselben sogar Zwieback, Käse und Oliven vor, aber über alles geht ihnen der Pillau, eine Mischung aus Reis und Stücken Lammfleisch oder Geflügel. Selten können sie sich ein so kostbares Gericht verschaffen. Kaffee lieben sie sehr, und trinken ihn so oft sie sich welchen verschaffen können. Ihre Religion verbietet ihnen Wein zu trinken, aber wenn sie sich einmal über ihre Gewissensbisse hinweggesetzt haben, so trinken sie ihn selbst unmäßiger als die Christen.

Neue von der Societät der Aufmunterung in Frankreich belohnte Erfindungen und Einrichtungen.

Von der Societät der Aufmunterung in Paris wurden in ihrer jüngstgehaltenen Sitzung wegen mehreren neuen Erfindungen, wie sie solchein ihrem frühern Programme versprochen hatte, Prämien ausgetheilt. Zu diesen neuen Erfindungen oder Einrichtungen kann man folgende rechnen: Das Färben der Wolle glänzendroth, vermittelst einer Composition von Kermes und Krapp; die dadurch hervorgebrachte Farbe nähert sich vollkommen dem Scharlache, ja sie ist sogar noch dauerhafter als dieser. So wie überhaupt der Kermes in der Färberey in Frankreich gegenwärtig mit vieler Sorgfalt angewendet wird. Ein neuer herrlicher Gußstahl wird von Poncelet-Raunet in Lünich verfertigt, welcher dafür den Preis von 4000 Fr. erhalten hat; gleich guter Stahl wird in Grißlautern an der Saar, in Alois im Gard-Departemente verfertigt, und Hr. Schmolder in Rheina an der Ems liefert prächtige gegossene Scheeren. — Eine neue vereinfachte Leiter bey Feuersbrünsten zum Dienste der Städte und auf dem Lande, von Hrn. Regnier in Paris, erhielt den Beyfall der Societät. Eben so Maschinen mit denen man ein Pfund gewöhnlichen Flachs auf 30,000 Ellen spinnen kann, von Hrn. Chauvelot, Spinner in Dijon. Mit der salzsauren Säure und dem salzsauern Kalke, den die neuen Soda-Fabriken in so großer Quantität liefern, stellte man Versuche mannichfaltiger Art an; denn er dient zur Verbesserung der Erden; zur Zubereitung des salzsauern Ammoniaks; zur Reinigung des zu feinen Töpfer- und Fayance-Fabriken bestimmten Alauns; zum Bleichen des Garnes, der leinenen Zeuge, der Baumwolle und der Lumpen zum Papiere, indem man der Säure allmählig einen gewissen Grad von Oxydation und dann eine alkalische Basis mittheilt; zur Reinigung des Kupfers, des Zinnes, und zur Fabrikation des essigsauren Kupfers; zum Surrogate der Schwefelsäure, welche letztere indeß in vielen Fällen noch wohlfeiler seyn mag; und zuletzt zum Ausziehen des Indigs aus Waid, welches indeß auch durch Auswaschen in Wasser geschehen kann. Für die Anpflanzung von 1328 Nußbäumen während sechs Jahren wurde Hr. Muguet in Besancon die Prämie von 300 Franken zuerkannt, ein Preis, welcher auch wieder im Jahr 1812 zuerkannt wird; doch wird man es lieber sehen, wenn man amerikanische Nußbäume, welche nicht so zärtlich gegen die Kälte, als der juglans regia, sind; und deren es fünf Arten giebt, juglans nigra, cinerea, amara, levigata squamosa und tomentosa (Kitery) giebt. Unter der einheimischen Gattung ist der mit sehr harter Frucht wegen seines guten, harten und aderigen Holzes geschätzteste Species; der Baum mit zarter Frucht liefert ein feineres Oel. Uebrigens liebt der Nußbaum einen sanften, etwas frischen und tiefen Boden; er gedeihet aber auch in einem steinigen Lande, und sein Wachsthum ist in der That in letzterm langsamer, aber er bringt besseres Holz hervor. Wegen Bereitung von 2100 Centner Traubenzucker, und wegen 4000 Kil. desselben erhielten ein Apotheker in Marseille und der Maire in Meze Prämien; andere Prämien wurden wegen Bereitung von Geräthen aus einheimischem Holze, und wegen Vervollkommnung der Thermolampe

lampe erhielten Madame Lebon Prämien. Die versprochenen Prämien wegen Eisen das in der Wärme und solches, das in der Kälte zerbricht, und die wegen Bereitung von Zinnober sind indessen aus Mangel an hinreichender Auflösung der Aufgabe, nicht ausgetheilt worden.

Das Georgicon in Ungarn.

Unter den Edlen Ungarns deren Patriotismus sich für das Wohl des Vaterlandes im Großen aufopfert, stehen die beyden Grafen Franz Széchény v. Sárvári Felsö-Vidék, und Graf Georg Festetits an der Spitze. Die Institute, welche ihre Liberalität mit wahrhaft fürstlichem Aufwande stiftete, sind durch ihre wichtige Bestimmung, durch den Umfang ihrer Wirksamkeit, und durch ihre treffliche Einrichtung ein National-Stamm-Gut geworden, das für Ungarns Cultur bis in die entferntesten Zeiten seegensvoll zu werden verspricht. Kein Particulier in irgend einem europäischen Staat (England ausgenommen) hat für sein Land durch bleibende Unternehmungen so viel gethan als Ungarns hochherzigste Patrioten und Mecänaten, die Grafen Széchényi und Festetits, für ihr Vaterland leisteten, jener mit seiner National-Bibliothek und Münz-Sammlung dieser mit seinem Georgicon. Das Georgicon zu Keszthely hat den Zweck, theils als theoretische, theils als praktische Unterrichts- und Bildungs-Anstalt die Oekonomie in ihrem ausgedehntesten vollständigstem Umfange dergestalt zu bearbeiten, daß sie nicht nur brauchbare und denkende ökonomische Beamten bilde, sondern auch die Wissenschaft an sich durch neue Erfindungen und Verbesserungen vervollkommne. Geschickte Lehrer und Beamten, reichliche Apparate, alle Arten von Terrain, alle Zweige von praktischer Landwirthschaft, und zu allem dem der freygebigste Aufwand von Seite des preiswürdigen hohen Stifters, vereinigen sich zu Keszthely jenen doppelten Zweck zu erzielen. Die Anstalt zerfällt in mehrere Abtheilungen, die zwar mit dem Ganzen des Instituts genau zusammenhängen, jedoch auch, ihrer besonderen Bestimmungen halber, als separat erscheinen. 1) Landwirthschaft im Allgemeinen, oder eigentlich sogenannte Oekonomie. Der dießfällige Lehr-Cursus ist auf 3 Jahre festgesetzt. Auf gräfliche Kosten werden für diese Abtheilung 2 Stipendiaten unterhalten. Nebst freyem Quartier, Holz und Licht erhält jeder derselben im ersten Jahr 240 fl., im zweyten 270 fl., im dritten 300 fl., und zwar vom 1. Nov. v. J. bis letzten Jan. 1812 in BZ, nach ihrem Nennwerth, mit 50procentiger Zulage, vom 1. Febr. 1812 an, aber in Einlösungs-Scheinen im vollen Werth jener Summen. Bey den Competenten wird weder auf Geburt, noch auf Nation und Religion gesehen, und nach vollendeten Studien erhalten sie ihre Versorgung. Zugleich wird allen, die auf eigene oder fremde Kosten das Georgicon besuchen, jede Art des dortigen Unterrichts unentgeldlich zu genießen bewilligt, und Se. k. k. Majestät erklärten, daß auf solche Zöglinge des Georgicons, bey Besetzung der Kameral- und polit. Fonds-Güter-Administrations-Aemter Rücksicht genommen werden soll.

(Der Beschluß folgt.)

Ueber Benutzung einiger gemeiner Naturprodukte.

Folgende Gegenstände verdienen eine nähere Prüfung und können Anlaß zu Versuchen geben.

1.) Der Schwarzwurzel (Symphytum officinale), welche fast in allen Gräben wächst und vielen Schleim enthält, bedienet man sich im Orient, mittelst ihres Absuds das Kameelgarn (Angorisches Ziegenhaar), das man darin einweicht, von seiner Sprödigkeit zu befreyen, und zum Spinnen geschickter zu machen. Sollte sie wohl auf gleiche Art, bey brüchichen Flachs und zu spröder Wolle, nicht auch anwendbar seyn?

2.) Die innere Rinde der Stechpalme (Ilex aquifolium), welche in den meisten Wäldern wächst, soll einen guten Vogelleim geben, wenn man sie zu Teig stoßen, in Gruben gähren, und endlich im Wasser ausziehen läßt.

3.) Aus den Beeren des gemeinen Hollunders (Sambucus nigrum) soll man einen dem Frontignac sehr ähnlichen Wein, wenn man sie mit Zucker gähren lässet, erhalten können.

4.) Der Huflattig (Tussilago farfara) und das Woll-

Wollkraut (Verbascum thapsus) die häufig wachsen und überall bekannt sind, sollen ihre wolligen Blätter mit leichter Mühe zu Lunten, Zunder und Lichtdochten verarbeiten lassen.

5.) Die Blätter des Sumpf- oder Bieberklees (Menyanthes trifoliata), welcher in nassen Gegenden häufig wächst und im May blühet, sollen in Englands nördlichen Provinzen und in Schottland cultiviret und statt des Hopfens zum Bierbrauen benutzet werden. S . . . d.

Die zwey Kometen.

Ueber die Beobachtungen die Herr Professor Stark bis zum 2ten Jan. über die 2 Kometen anstellte, wird aus Augsburg folgendes gemeldet. Beyde Kometen haben von dem verflossenen 11. Dec. an ihren Standort sehr verändert, besonders aber der neue, welcher damals noch in der südlichen Halbkugel war, und zwar mit einer südlichen Abweichung von 8 Grad 39 Min. 46 Sek. 4 nach den Angaben des berühmten Hrn. D. Gauß. Heute Abends um 7 Uhr 44 Min. war dieser neue Komet schon mit einer beynahe gleich großen Abweichung in der nördlichen Halbkugel; er hat also vom 20. Dec. an nicht zwey Tage gebraucht, um aus der südlichen in die nördliche Halbkugel überzugehen. Er stund heute Abends schon im linken Knie des Stiers, nicht weit von dem Stern Mi vierter Größe. Ganz nahe an seinem Nebelkreis war südöstlich ein Stern achter bis neunter Größe, welchen der Komet nach 9 Uhr schon bedeckt hatte. Seine gerade Aufsteigung hat vom 11. Dec. an bis heute noch nicht $1\frac{1}{4}$ Grad abgenommen. Weit mehr aber hat die gerade Aufsteigung bey dem frühern großen Kometen zu-, und seine nördliche Abweichung vom 12 Dec. an beynahe um die Hälfte seiner geraden Aufsteigung abgenommen, indem er heute Abends um 6 Uhr 19 Minuten schon bey dem Aequator unweit des Sterns I vierter Größe des Antinous stand.

Verschiedenes.

Die Kaiserl. Bibliothek zu Paris besitzt einen großen Vorrath von armenischen Handschriften, die zum Theil noch gar nicht, theils doch noch nicht übersetzt im Druck erschienen und benutzt sind. Herr Martin zu Paris, der aus dem Werke des Mathias von Edessa im 12ten Jahrhundert, die Nachricht des Kaisers Zimisces über seinen Feldzug gegen die Türken (sehe 244 u. 245. Stck. v. J.) bekannt gemacht, will mit andern Werken fortfahren und äußern: daß nicht nur die mittlere Geschichte, sondern auch die ältere, z. B. der Meder, Perser, Parther, und die Geschichte der Sitten und Gebräuche der alten Phrygier, Kappadosier, Lycaonier, Cilicier und mehrerer Bewohner des Pontus und Caucasus Licht aus den armenischen Historikern erhalten werde. Möge seine Hoffnung sich bewähren, daß in den armenischen Klöstern, so wie ehemals in den abendländischen, noch manche verloren geglaubte schätzbare Klassiker sich finden lassen dürften.

— —

Das Lavantthal in Steyermark ist eine der reitzendsten Gegenden der Monarchie, ein großer weiter Obstgarten voll üppiger Vegetation, von der krystallhellen Lavant durchströmt, voll Auen, kleiner düsterer Kiefernwäldchen, von Gebirgsbächen reichlich bewässert, ziemlich gut bevölkert; ein wahres Tempe des nördlichen hohen Oestreichs, vorzüglich schön und fast einzig im May, wo die zahllosen Obstbäume, noch fast ohne Laub im bräutlichen Schmucke dicht gedrängter Blüthen prangend dem Auge eine zart beschleyerte Frühlings-Landschaft darstellen. Hier sprudeln sechs vortreffliche Gesundbrunnen, die die Natur gütig ihren andern Gaben noch hinzugesellte. Darum wäre ille terrarum angulus, der mit der Post- und Commercialstraße in Verbindung steht, und selbst gute Strassen hat, vorzüglich geeignet, Menschen, welche Gesundheit an den kastalischen Quellen der heilenden Natur, oder Vergnügen ländlicher Ruhe und Zerstreuung suchen, freundlich und gastlich aufzunehmen.

Der

Verkündiger.

6. Stück. Mittwochr. Am 8. Januar 1812.

Ueber den giftigen Stoff der Fischkörner.

Man hat den Namen Cocculus officinarum, Coeculi indici etc. den Früchten des Menispermum cocculus, eines Baums (von der Classe Dioecia und der IX. Ordnung) der in Indien einheimisch ist, gegeben. Diese sphärische, schwärzliche, auf der Oberfläche röthliche Frucht besteht aus einem holzigen Fruchtgehäuse, das den Samen einschließt. Im Deutschen nennt man sie Fischmondsamen, Kockelskörner, oder auch Fischkörner.

Es ist bekannt, daß diese Samen vorzüglich zur Zerstöhrung des Ungeziefers gebraucht werden, und daß man sie bisweilen verbotener Weise beym Fischfang anwendet. Aber ausser daß dadurch viele Fische getödtet werden, theilt diese Substanz ihnen auch ihre giftigen Eigenschaften mit, und ist daher ein Gift für Menschen und Thiere, welche diese Fische als Nahrung gebrauchen.

Auf die Einladung des Hrn. Professor Chaussier hat Hr. V. F. G. Boullay die Körner des Menispermum cocculus, in der Absicht den giftigen Stoff zu entdecken, analisirt. Er ist dahin gekommen ihn rein und isolirt zu erhalten, indem er in einem hohen Grad die schlimmen Eigenschaften des ganzen Korns besaß: während ein dickes Oel, eine eyweisartige Materie und ein färbender Theil, die damit verbunden waren, innerlich ohne Schaden genommen werden können.

Um das giftige Princip aus den Fischmondsamen zu ziehen, läßt man die vom Fruchtgehäuse gereinigten Körner in einer hinreichenden Menge Wasser kochen. Das filtrirte Dekoct wird durch Essigsaures Bley (Bleyzucker) niedergeschlagen, von neuem filtrirt und mit Vorsicht bis zur Consistenz eines Extracts verdampft. Die so erhaltene Art Extract wird in einer Wärme von 50 Graden in Alkohool aufgelößt, und die Flüssigkeit von neuem verdampft. Man wiederholt diese Operation so lange, bis der Rückstand beym Verdampfen ganz in Alkohool und Wasser auflöslich ist. In diesem Zustande enthält der Rückstand die giftige Materie mit einem gelben färbenden Theil. Man bringt darauf sehr wenig Wasser auf die Oberfläche dieses Produkts; es bemächtigt sich der sehr auflöslichen färbenden Theile, und bewirkt die Trennung einer Menge kleiner Crystalle, die sich auf dem Grunde des Gefäßes ansetzen. Diese muß man mit neuem Wasser waschen, und sie durch Alkohool reinigen. Der specifischen Charakter dieser neuen Substanz ist:

1) Eine vollkommene Weiße und das Aussehen eines Salzes. Es kristallisirt sich in viereckige Prismen.

2) Eine ausserordemliche Bitterkeit.

3) Hundert Theile siedendes Wasser lösen vier Theile davon auf, die Hälfte trennt und crystallisirt sich aber beym Erkalten. Diese wäßrige Auflösung verändert weder das mit Turnesol gefärbte Papier, noch den Veilchensaft. Sie äussert auf keines der gewöhnlich gebrauchten gegenwürkenden Mittel einige Würkung.

4) Der 0,810 an specifischer Schwere haltende Alkohool, löst 1/3 seines Gewichtes von dem krystallisirten giftigen Princip auf; wenig Wasser schlägt dasselbe aus der Auflösung nieder, bey einer gröseren Menge Wasser wird es aber wieder aufgelößt.

5) Der 0,700 schwere Schwefeläther löst nur 0,4 auf; in weniger reinem Zustande aber weit mehr.

6) Das Oliven- und süsse Mandelöl lösen diese bittere Substanz selbst in der Wärme nicht auf; eben so hat auch das Terpentinöl keine sonderliche Würkung.

7) Verdünnte Schwefelsäure wirkt nicht auf sie; concentrirte löst sie auf, indem sie eine gelbe Farbe annimmt. In der Hitze wird sie zerstört und verkohlt.

8) Salpetersäure lößt dieses giftige Princip in der Kälte ohne Entwicklung von salpetrigem Gase auf. Die Auflösung hat eine gelbgrüne Farbe. Vermittelst der Wärme wird es dadurch in Sauerkleesäure verwandelt; jedoch müssen 16 bis 18 Theile Säure angewandt werden.

9) Die gewöhnliche und oxydirte Salzsäure hatte keine Würkung auf dasselbe.

10) Essigsäure lößt es mit Leichtigkeit auf. Neutrales Kohlensaures Kali schlägt es wieder ohne Veränderung nieder.

11) In zehn Theilen Wasser aufgelößte reine Pottasche und Soda, so wie flüssiges Amoniak, bewürken eine gute Auflösung.

12) Reibt man sie mit zerflossener Pottasche, so erhält sie eine gelbliche Farbe, ohne daß sich Amoniak entwickelte.

13) Diese bittere Substanz brennt auf glühenden Kohlen, ohne zu schmelzen oder sich zu entzünden, indem sie einen starken weißen Dampf ausstößt, der einen harzigen Geruch hat.

14) In den Produkten ihrer Destillation in bloßem Feuer findet man keine Spuren von Amoniak. Es bildet sich wenig Wasser und Gas, im Verhältniß der Menge glänzender leichter Kohle, und des brandigen Oels, welches eine gelbe Farbe hat, die Nase reizt und sehr sauer ist.

Die krystallisirte Substanz, deren vorzüglichste Eigenschaften so eben erwähnt sind, scheint, wie Hr Boullay in seinem Bericht sagt, wenig Analoges mit den bisher bekannten zu haben, und wenn sich auch einige aus den Pflanzenreich stammende Substanzen finden sollten, die dieselben Eigenschaften hätten, so zeichnet sie sich doch durch andere wesentliche und besondere Eigenschaften aus. — Ihre Fähigkeit sich zu krystallisiren, ihre unerträgliche Bitterkeit, ihre große Auflöslichkeit im Alkohol und in der Essigsäure, nebst ihrer Unauflöslichkeit in den Oelen, sind besonders merkwürdig.

Herr Boullay hält die Bitterkeit für keine wesentliche Eigenschaft dieser neuen Substanz, da mehrere Körper von ganz entgegengesetzter Gestalt und andern Eigenschaften dasselbe Kennzeichen haben. Herr Boullay hat dieser Substanz den Namen Picrotoxine gegeben, um in einem Wort ihren Geschmack und ihre giftige Eigenschaft auszudrücken.

Ueber die Ursachen des Blitzeinschlagens unter die Schafe.

Die Naturforscher behaupten, daß die Dampfsäulen, die über den Schafen schweben, vorzüglich die Veranlassung hierzu geben, weil die heftige Ausdünstung, der aus Furcht sich äußerst dicht zusammen drängenden Schafe, dem Blitze zur natürlichen Leitung diene.

Sie rathen daher, daß die Schäfer, bey herannahendem Gewitter, das schnelle Treiben dieser Thiere und Hetzen mit dem Hunde vorzüglich vermeiden, nur langsam eintreiben, und die Heerden in kleine Haufen zu vertheilen sich bemühen möchten; oder, wenn die Bestimmung des Waydgangs es zuließe, daß an mehreren Orten und auf freyen Plätzen der Hüthung, sehr einfache von ihnen vorgeschlagene Wetterableiter eingegraben und die Heerde 50 Ellen hinter dem Ableiter, in einer Richtung gegen das aufziehende Gewitter still verhalten werden könnten.

Da die Schafställe von eben so starker Ausdünstung meist angefüllt sind und der Blitz dadurch stark angezogen wird, so sind die Naturforscher der Meynung, daß die Anlegung hinlänglicher Ableiter auf dergleichen Gebäuden sehr nöthig sey, wobey jedoch die Vorsicht zu gebrauchen wäre, daß man die Abführungsstangen dieser Ableiter nie zu nahe bey den Dunst- oder Zuglöchern vorbeygehen lasse, weil sonst der Blitz von jenen überspringen und in den Schafstall schlagen würde.

Möchten doch diese, einen so wesentlichen Gegenstand erörternden Vorschläge genau beherziget, und durch Versuche sowohl, als mit Aufmerksamkeit gern benützt werden!

S . . . d.

Wie

Wie die lateinische Sprache die Quelle aller Cultur geworden ist.

Wenn die Römer ein Land eroberten, so drangen sie den Einwohnern ihre Sprache auf; und je mehr der Geist eines Volkes aufs innigste mit seiner Sprache verwebt ist, desto sicherer erreichten sie den Zweck völliger Unterjochung, wenn sie ihre Sprache an die Stelle der des Landes setzten. Als die Römer nur dem Namen nach und nur noch in Rom existirten, als anstatt der mächtigen Cäsaren ein stolzer Pabst auf dem Kapitole herrschte, da blieb diese Gewohnheit in soweit, daß die lateinische Sprache die allgemeine Kirchensprache ward. In allen europäischen Ländern, wohin des Pabstes Arm reichte, mußte der Gottesdienst lateinisch gehalten werden. Man weiß nicht genau den Grund davon anzugeben. Möglich ist es, daß eine List der Hierarchie darunter verborgen war, die sehr richtig ihr Ziel berechnete. Denn alle Geistlichen waren nur in allen Ländern durch eine Sprache verbunden, die außer ihnen Niemand verstand. Wahrscheinlicher kommt es mir aber vor, daß die Noth die Veranlassung dazu war; die Sprachen der wilden Völker, die das Christenthum angenommen hatten, eigneten sich überhaupt noch nicht zum Schreiben. Es vergiengen Jahrhunderte, ehe man nur sehr holprige Versuche machen konnte, etwas abstractes darin auszudrücken. Wie hätten nun die Geistlichen bey ihren dürftigen Kenntnissen dahin kommen können, in diesen fremden Sprachen die nöthigen Gebetsformeln entwerfen zu können? Leichter kam es ihnen an, in der Lateinischen dergleichen zu fertigen, und sie dann den Amtsbrüdern in neu unterworfenen Ländern mitzutheilen. In der Folge kam dann die Idee des Nutzens in kirchlich-politischer Hinsicht dazu, und man bleibt dabey um so lieber stehen, weil mit der Kenntniß dieser einzigen Sprache ein Geistlicher durch alle Länder von Europa kommen und sich schriftlich und mündlich verständlich machen konnte. Freilich half ein solcher Religionsvortrag eben nicht die Cultur der neuen Christen befördern. Inzwischen waren diese überhaupt nur auf Ceremonien beschränkt. Man sahe nicht auf ihre Aufklärung, sondern nur auf ihren Gottesdienst und je weniger sie davon verstanden, desto größer war gewöhnlich ihre Vorstellung von der Wichtigkeit dieser Ceremonien und der Gelehrsamkeit ihrer Priester.

Mag dem nun seyn, wie es will, in jedem Falle ist doch daraus eine herrliche Folge hervorgegangen. In wiefern nämlich jeder, der sich dem geistlichen und gelehrten Stande widmen wollte, die lateinische Sprache lernen mußte, und in sofern dieselbe auch die Sprache der Völker bey Friedensschlüssen, Concilien, Versammlung der Landesstände ward, wurde sie auch ein Band, das in jenen rohen Zeiten die Länder doch nothdürftig umschlang. Und um jene Sprache zu erlernen, mußte nun nothwendig in allen Klöstern Grammatik, Lectüre lateinischer Schriftsteller betrieben werden. Freylich war man sehr gegen die profanen Autoren eingenommen. Roswithe, jene gelehrte Nonne, schrieb christliche Comödien, um die des Terenz zu verdrängen; die christlichen Poeten, Juvencus, Prudentius sollten die Stelle des Horaz und Virgils einnehmen; aber nicht zu gedenken, daß schon solche Nachahmungen doch bey manchem Kopfe den Wunsch nach dem Originale rege machten, so führte auch eigenes Genie und Langeweile diesen und jenen zur Quelle, die ihm verboten war und um so stärker reizte. Hier und da zeichnete sich auch ein Abt und dadurch sein ganzes Kloster durch größere Thätigkeit des Geistes in solchem Betrachte aus.

(Der Beschluß folgt.)

Surrogat der Eselsmilch.

Die Milch der Eselinnen ist bekanntlich magerer als die anderer Thiere, und daher Kranken, vorzüglich die die Auszehrung haben, gedeihlicher. In Ermangelung wahrer Eselsmilch kann man auf folgende Art künstliche zubereiten: Man läßt 3 Unzen reine Gerste eine Viertelstunde lang in 3 Seitel Wasser sieden. Dann gießt man das Wasser ab, thut 3 Unzen geraspeltes Hirschhorn, eben so viel eingemachte Mannstreuwurzel (Eryngium maris) und 30 gröblich zerstossene Schnecken dazu, läßt dieß zusammen so lange sieden bis es zu einer dicken Gallerte wird und gießt es nachher durch. Von dieser Gallerte läßt man ungefähr ein Viertel Seitel beym

beym Feuer zergehen und mischt sie unter eben so viele frische Kuhmilch. Die Milch darf nicht einmal warm gemacht werden. Eine solche Portion trinkt man des Morgens nüchtern, etwa eine Stunde nachher wieder, und endlich um 4 Uhr Nachmittags.

Verschiedenes.

Auch zu Kiew herrschte diesen Sommer eine ausserordentliche Hitze tief in den Herbst hinein. Am 29. April Nachmittags 2 Uhr, stieg die Wärme auf 20 Grad Reaumur, im May bis auf 26½ und im Junius bis auf 27 à 29 Grad. Im Julii-Monat war es nicht ganz so heiß und der Thermometer stieg nicht über 25 Grad; dagegen war die Hitze im August-Monat während einigen auf einander folgenden Tage 29 Grad.

In London wurden kürzlich Versuche mit der vom Capitain Mamby erfundenen Artillerie gemacht. Die Kanonen liegen auf Saumsatteln und werden selbst auf dem Rücken des Pferdes losgeschossen, jedes Pferd trägt vier Kanonen, was sehr leicht ist, da jedes Stück nur ungefähr 6 bis 8 Zoll lang ist; es sind dieses eine Art Mörser, deren Kaliber kaum 2 Zoll im Diameter beträgt, und welche 2 bis 300 Ellen (Yards) weit schießen. Wir vernehmen, daß das Experiment nebst jenem einer andern Verbesserung in der Ladung der Kanonen vollkommen gelungen sey, mit Hülfe derer die Artillerie in Zukunft von einem kleinern Kaliber seyn kann, als die jetzige, und folglich weit leichter und zur Schnelligkeit der militairischen Bewegungen viel geeigneter seyn wird. Eine Abtheilung der königl. Artillerie und des königl. Artilleretrain wohnten den Experimenten bey. Zugleich machte man Versuche mit der vom Hrn. Mamby erfundenen Art Schiffbrüchige zu retten, die alle erwünscht ausfielen.

Man verbreitet in Wien eine Nachricht, welche für die Wissenschaften für das größte Interesse ist, nämlich daß man auf dem Berge Athos ein Griechisches Manuscript entdecket habe, welches ungefähr 24 Komödien enthält, die wie man glaubt von Menander und von Philemon sind.

Wegen einer neuen Maschine die Häute zu zertheilen, wurde vor kurzem in Großbrittanien dem Joh. Warren Revere aus Boston in Nordamerika ein Erfindungs-Patent zuerkannt. Sein Verfahren ist sowohl neu als von den bisher gebräuchlichen Verfahrungsarten sehr abweichend. Die Hauptverbesserung bestehet darin, daß die Haut über eine Cylindermaschine gezogen wird, in welcher ein unbewegliches Messer angebracht ist, welches die Haut in jeder beliebigen Dicke zertheilet, und ohne daß man den mindesten Schnitt gewahr wird, theilt sich die Haut in zwey oder mehr ganz glatte dünnere Häute. Die Maschine wird durch eine Kurbel gedrehet und die Haut wickelt sich dabey von selbst auf und ab.

Um dem Landmann und andern, die im Besitz von Mohnsaamen sind, Gelegenheit zu verschaffen, daraus Oehl gepreßt zu erhalten, ist auf Königl. Befehl in Kopenhagen eine von dem Mechanikus, Commerzienrath Marstrand, verfertigte Oelpresse zum öffentlichen Gebrauch aufgestellt worden. — Die Direktion für die Classensche Litteraturgesellschaft für Aerzte, hat eine Prämie von 100 Thlr. für die beste Abhandlung über die medicinische Beschreibung einer Stadt in dem Umfang der dänischen Staaten, ausgesetzt; so wie 50 Thlr. für die nächstbeste Beantwortung. — Das Armenwesen hat wiederum auf ein Jahr die öffentliche Gassenreinigung für 2500 Thaler übernommen. — Die Erleuchtungsabgabe für Kopenhagen wurde für 1812 mit 45000 Thaler eingefordert.

Bekanntmachung.

Buchhandlung zu verkaufen.

In einer der bedeutendsten Handelsstädte Deutschlands ist, Familienverhältnisse wegen, eine Französische Sortiments-Buchhandlung zu verkaufen. Das Lager ist vorzüglich gut, neu und von dem Besitzer mit größter Sorgfalt vollständig erhalten. Die Handlung hat einen sehr bedeutenden Umsatz und verbindet zu gleicher Zeit auch Deutsche Sortimentsgeschäfte.

Die Bedingungen werden auf frankirte Briefe, mit der Ueberschrift: für die Buchhandlung A. in K., den soliden Käufern durch das Contor dieser Zeitung bekannt gemacht werden.

Der

Verkündiger.

7. Stück. Freytag. Am 10. Januar 1812.

Die Nukahiwa-Insulaner.

Schon im vorigen Jahrgange des Verkündigers haben wir eine Beschreibung der Insel Nukahiwa im Südocean gegeben. Hier wollen wir einiges über die Nukahiwer selbst nachtragen.

Der Nukahiwer, sagt Hr. v. Krusenstern in seiner Reise, ist durchgängig von großem Wuchs und sehr wohl gebauet. Er hat starke Muskeln, einen schönen langen Hals, äusserst regelmäßige Gesichtszüge, in denen man etwas Gutes vermuthet, welches sich auch wirklich im Umgange mit ihnen äussert; wenn man aber weiß, welcher Grausamkeiten diese schönen Menschen gegen ihre Feinde fähig sind, so verschwindet das gute Vorurtheil von ihrem Menschenwerthe, zu welchem man so leicht durch die schöne Form des Körpers geleitet wird, und man entdeckt in ihren Gesichtszügen nur stumpfe Gleichgültigkeit. Ein feuriges Auge fehlt ihnen durchgängig. Das sehr starke Tätuiren, so wie auch das Einreiben mit einer dunkeln Farbe, giebt ihrem Körper ein schwärzliches Ansehen; sonst ist ihre natürliche Farbe sehr helle, wenigstens bey Kindern und Weibern, die sich nicht tätuiren. Sie steht selbst der Farbe der Europäer an Weiße wenig nach, höchstens nur in so weit, daß sie ein wenig ins Gelbliche fällt. Diese Insulaner zeichnen sich auch noch sehr dadurch aus, daß man bey ihnen keine Verwachsene oder mit körperlichen Gebrechen behaftete findet, wenigstens hat niemand von uns einen gesehen; auch ist ihr Körper vollkommen rein, ohne Geschwüre oder Ausschläge. Dies haben sie wohl ihrer Mäßigkeit zu verdanken. Die Nukahiwer sind überhaupt in dem Besitz einer nicht zu zerstörenden Gesundheit. Sie kennen keine Art von Krankheit, folglich auch keine Arzneyen. Die ganze Heilkunde der Insulaner besteht daher blos im Verbinden der Wunden, worin der König eine besondere Geschicklichkeit besitzen soll.

Unter den sehr vielen schönen Leuten dieser Insel zeichneten sich besonders zwey aus, die allgemeine Bewunderung auf sich zogen. Der eine war in Tayo-Hean, da, wo wir gelandet wären, ein großer Krieger, zugleich auch, nach der Sprache des Landes, Feuermacher des Königs. Er hieß Mau-ha-u, und ist vielleicht einer der schönsten Männer, die je gewesen sind. Seine Höhe betrug 6 Fuß 2 Zoll; jeder Theil seines Körpers war vollkommen schön. Der andere, Bauting, König von dem Thale Schegua, war ungeachtet seines Alters, das sich auf nicht weniger als 50 Jahre belaufen konnte, dennoch ein vollkommen schöner Mann.

Die Frauenzimmer sehen durchgehends sehr wohl aus, wenigstens läßt sich an ihren Gesichtszügen nicht viel aussetzen. Ein wohl proportionirter Kopf, ein mehr rundes als längliches Gesicht, ein großes funkelndes Auge, ein blühender Teint, sehr schöne Zähne, gekräuseltes Haar, welches sie mit einer weissen Binde geschmackvoll zu zieren wissen, das ihnen ungemein gut steht, und eine sehr helle Farbe ihres Körpers mag ihnen vielleicht einige Vorzüge vor den Bewohnern der Sandwich-, Societäts- oder Freundschafts-Inseln geben. Indeß findet der Unpartheyische an diesen Insulanerinnen auch manches zu tadeln. Ihr Körper, der gewöhnlich von kleiner Statur ist, hat gar keine Haltung; diese fehlt selbst bey einem Mädchen von 18 Jahren. Ihr Gang kann daher nur schleppend und schwankend seyn. Dabey haben sie einen unverhält-

hältnißmäßig dicken Unterleib, den sie durch ein Stück Zeug von mittelmäßiger Größe, so wie manche andere Mängel, schlecht zu verbergen wissen. Den Ausdruck von Sanftmuth und Gefühl, welcher den Otaheiterinnen, und selbst den Landsmänninnen von Waine *), in deren Blicken er sich nicht verkennen läßt, eigen seyn soll, würde man hier vergeblich suchen. Statt seiner zeichnen sie sich durch Frechheit aus, (denn Coquetterie wäre ein viel zu milder Ausdruck) die auch den Reiz ihrer wenigen körperlichen Vorzüge für jeden nicht ganz rohen Menschen vernichtet.

Sobald die Nukahiwer die Jahre der Mannbarkeit erreicht haben, tätuiren sie ihren ganzen Körper. Nirgends hat man wohl diese Kunst auf einen so hohen Grad von Vollkommenheit gebracht, wie auf diesen Inseln. Es ist eigentlich eine Malerey verschiedener Figuren auf den Körper, bey welcher die durch feine Striche zum Bluten aufgeritzte Haut mit einer beliebigen Farbe eingerieben wird. Gewöhnlich nimmt man schwarze Farbe dazu. Je vornehmern Standes jemand ist, desto mehrere Figuren findet man bey ihm angebracht, z. B. bey dem Könige und dem Hohenpriester. Die Frauenzimmer tätuiren sich nur Hände, Arme, Ohrenspitzen und Lippen. Es giebt eigene Leute, welche dieses Geschäft kunstmäßig treiben. Einer derselben hatte seinen Wohnsitz auf dem Schiffe aufgeschlagen, wo er hinlänglich zu thun fand, indem fast ein jeder Matrose sich tätuiren ließ.

Die Mannspersonen gehen durchgängig nackt, und selbst der König macht hierin keine Ausnahme; denn ich rechne ein schmales grobes Stück Zeug aus Maulbeerrinde, welches sie um die Hüften gürten, für keine Kleidung. Der schöne Mau-ha-u machte auch selbst von diesem Gürtel keinen Gebrauch. Auf dem Kopfe, um den Hals und in den Ohren haben Manche besondere Zierrathen von Federn, Schweinszähnen und rothen Bohnen. Der Bart wird rasirt, aber am Kinn bleibt ein kleiner Büschel von Haaren stehen.

Die Kleidung der Frauenzimmer besteht aus einem Gürtel, den sie wie die Mannspersonen zwischen den Schenkeln durchziehen, und aus einem Stücke Zeug, welches den Körper nur dürftig bedeckt, und bis an die Waden herabgeht. Beym Schwimmen werfen sie jedesmal diese Decke ab, und oft auch ihren Tschiabu oder Gürtel. Ihren Körper reiben sie täglich mit Kokosöl, welches ihnen zwar einen starken Glanz, aber auch einen unangenehmen Geruch mittheilt. Man sucht sie dadurch gegen die Sonnenstrahlen und die Insekten zu schützen, wogegen man sich auch der aus Gras geflochtenen Fächer bedient. Ihr Haar ist schwarz, stark mit Oel eingerieben, und in einen Zopf dicht am Kopfe zusammengebunden.

Die Wohnungen der Nukahiwer bestehen aus einem langen schmalen Gebäude, das aus Bambusrohr und dem Fau-Baum aufgeführt, und mit Kokosblättern und Farrenkraut durchflochten ist. Das Haus hat nach hinten zu eine höhere Wand als nach vorn; daher das Dach, das einen halben Fuß dick mit trocknen Blättern des Brotfruchtbaums belegt ist, immer nach jener Seite zugeht. Das Innere dieser Wohnung wird durch einen Balken, der auf der Erde der Länge nach durch das ganze Haus geht, in zwey Theile gesondert. Der vorderste Theil ist mit Steinen belegt, der hintere hingegen mit Matten, auf welchen die ganze Familie mit ihren Hausgenossen, ohne Unterschied des Geschlechts oder der Verwandtschaft, schläft. An der einen Seite sieht man noch eine kleine Abtheilung, wo sie ihre kostbarsten Geräthschaften halten. Unter dem Dache hingegen ihre Waffen, Beile, Trommeln u. s. w. In einiger Entfernung vom Wohnhause ist überall bey den Vornehmen ein besonderes Gebäude zum Essen, worin geschlossene Gesellschaften gemeinschaftliche Mahlzeiten zu verzehren pflegen. Hieran nimmt nie das weibliche Geschlecht Theil, wiewohl es im Wohnhause beständig mit den Mannspersonen zu essen pflegt. 10 bis 15 Schritte von der Wohnung entfernt sind die Speisebehälter in der Erde. Die Nahrungsmittel bestehen aus gebackenen Fischen und aus Sauerpudding, das heißt, einem Teige, der aus Tarowurzel und Brotfrucht gemacht wird, welche sich in diesen Kellern

mehrere

*) So hieß ein Mädchen von den Sandwichinseln, das Madame Berkley aus Owaihi mit sich genommen hatte, um sie nach Europa zu bringen, allein in Otaheiti zurückließ. Sie sollte nachher in ihr Vaterland zurückgeführt werden, starb aber auf der Reise. Man findet das Portrait dieser schönen Wilden in Meares Reise S. 27. der Original-Ausgabe.

mehrere Monate erhalten. Sie essen ausserdem Yam, Bananen und Zuckerrohr. Ihr liebstes Fleisch ist Schweinfleisch. Ihr Gefäß beym Essen ist die Erde, und ihre Instrumente sind die Finger. Ihre Arbeits- und Werkzeuge sind Beile aus Steinen, oder Eisen und scharf zugespitzte Steine zum Bohren. Zu Hausgeräthen haben sie Kokosnußschalen, ausgehöhlte Kürbisse, Angeln und Angelschnüre und Zähne von Haifischen, die sie als Rasirmesser gebrauchen. Ihre Waffen bestehen aus Streitkolben, Spießen und Schleudern.

Die Regierungsform ist nichts weniger als monarchisch. Der König gilt bloß als Anführer zur Zeit des Krieges. Es findet daher auch keine Gerichtsbarkeit Statt. Das Stehlen ist kein Verbrechen, und der Ehebruch ist es nur in der königlichen Familie. Todtschlag wird von den Verwandten gerächt.

Ob die Nukahiwer Religion haben? Diese Frage habe ich mir oft aufgeworfen, aber auf der Insel nichts gefunden, womit ich sie hätte bejahen können. Auch Roberts wußte hierüber keine bestimmte Auskunft zu geben. Nach dem moralischen Charakter dieser Insulaner zu schließen, bey dem periodischen Hange zu den fürchterlichsten Grausamkeiten gegen ihre Feinde und selbst gegen ihre Verwandten zur Zeit der Hungersnoth, bey der pflanzenartigen Lebensart, überhaupt bey dem Leben aus bloßem Instinkt läßt sich allerdings wohl einige Form, aber kein Wesen von Religion annehmen. Es giebt indeß Priester auf Nukahiwa, die tahbu oder heilig sind, und die Gewalt besitzen, diese Heiligkeit und Unverletzlichkeit Oertern und Menschen mitzutheilen. Dies Tahbu setzt eine gewisse Achtung vor etwas Unsichtbarem und Höherm voraus, die aber bis jetzt noch bloße polizeyliche, durchaus keine moralische Kraft hat.

Wie die lateinische Sprache die Quelle aller Cultur geworden ist.

(Beschluß.)

Ohne die Nothwendigkeit, lateinisch lernen zu müssen, würde sich niemand um die Classiker bekümmert, niemand sie abgeschrieben haben. Die wenigsten würden für uns existiren. Es giebt eine einzige Abschrift der 5 ersten Bücher des Tacitus. Sie existirte im Kloster Corvey an der Weser und ward mit Recht dem Pabste Leo X. als eine große Seltenheit verehrt. Da bemerkt denn Lipsius mit Recht, wie sonderbar das Verhängniß spielte. Er, sagt er, durch welchen die Weser, und die Wahlstatt der Niederlage römischer Legionen berühmt wird, verdanket nun seinem eignen Ruhm einem Kloster an diesem Flusse. Der Kaiser Tacitus ließ jährlich zehnmal diese Annalen abschreiben und alle diese Abschriften sind verloren gegangen. Tacitus existirte vielleicht dem Namen nach nicht einmal für uns, wenn nicht ein Mönch ihn in Corvey abgeschrieben hätte. So viele andere Römer sind in Deutschland auf dieselbe Art gerettet worden.

Es wäre wohl unnütze Mühe, den Zusammenhang zu zeigen, der zwischen dieser nothwendigen Erlernung der lateinischen Sprache und der späterhin im Mittelalter auf einmal hervorbrechenden Cultur stattfindet. Was hätte denn die Erfindung der Buchdruckerkunst genützt, wenn es nichts zu drucken gäbe? Und würde es wohl Fausten und Guttenberg eingefallen seyn, auf diese Kunst zu denken, wenn nicht die Aussicht, eine Handschrift schneller, als der Schreiber es konnte, zu vervielfältigen, so vielen Gewinn versprochen hätte? So aber konnte schon Panzer von 1462 bis 1500 100 verschiedene lateinische Bibeldrucke zählen und überall hat der Abdruck lateinischer Profanautoren auf die sonderbarste Weise den Geist so aufklären helfen, daß er für die Reformation späterhin empfänglich war. Hatten die Päbste wirklich im Sinne, dadurch, daß aller Gottesdienst in lateinischer Sprache gehalten wurde, Europa in den Banden der Unwissenheit und des blinden Glaubens zu erhalten, so rächte sich die Nemesis gerade durch das an ihnen, was das beste Mittel zu seyn schien, ihr Ziel zu erreichen.

Aber könnte man sagen, auch die griechischen Classiker thaten so viel, den Verstand aufzuhellen, die Cultur und damit die Reformation zu beschleunigen, ohne daß ein solcher Gang, sie zu erhalten und den Geschmack daran zu verbreiten, nachgewiesen werden könnte.

Und allerdings ist es wahr, daß bis zu Ende des 15ten Jahrhunderts fast Niemand griechisch lernte; daß in den occidentalischen Klöstern griechische

sche Handschriften äusserst selten waren; daß auch die Buchdrucker wohl 20 bis 30 lateinische Autoren abdruckten, ehe sie sich mit einem Griechischen zu schaffen machten, wozu es ihnen an Handschriften fehlte und auch wohl an Käufern.

Aber für die Erhaltung griechischer Handschriften hatte der Orient gesorgt und als die Türken vordrangen, kamen sie mit den flüchtigen gelehrten Griechen nach Europa. Nun gewannen sie hier Freunde. Das Studium des Griechischen ward Lieblingssache. Wären aber die Gemüther nicht schon durch die lateinischen Classiker gebildet gewesen, Wie hätten sie wohl deren Geschmack finden können? *) *r.

*) So sagt Luther in der Schrift an die Rathsherren aller Städte, daß sie christliche Schulen aufrichten sollen.

„Darum hat auch Gott Griechenland den Türken gegeben, auf daß die Griechen, verjagt und zerstreuet, die griechische Sprache ausbrächten."

(S. Luthers Schriften i. d. Walchschen Ausgaben. X. S. 538.)

Anzahl der 1811 in Wien Gebornen, Gestorbenen und Copulirten.

Im verflossenen Jahre 1811 starben in der Stadt und den Vorstädten von Wien mit Inbegriff der Krankenhäuser und Spitäler, 15,359 Personen (im Jahr 1810. 17445) nämlich 3919 Mannspersonen; (1810. 5882) 3255 Weibspersonen; (1810. 3729) 4232 Knaben (1810. 4066) und 3953 Mädchen. (1810. 3768) Im Monat Januar starben 1225, (1810. 1697) im Februar 1168, (1810. 1738) im März 1316, (1810. 2205) im April 1291, (1810. 2026) im May 1379, (1810. 1575) im Juny 1139, (1810. 1276) im July 1367, (1810. 1154) im August 1467, (1810. 1096) im September 1240, (1810. 1125) im October 1216, (1810. 1296) im November 1249, (1810. 1151) und im Dec. 1248. (1810. 1106) (Merkwürdig ist, daß dieses Jahr die mehresten Menschen im Monat August gestorben sind, welches sonst gewöhnlich in den Monaten März und April geschah.) An der Lungensucht sind gestorben 1555, (1810. 1825) an der Abzehrung 1391, (1810. 1888) am Nervenfieber 723, (1810. 1963) am Schlagfluß 505, (1810. 557) an der Lungenentzündung 396, (1810. 493) an der Gedärmentzündung 142, (1810. 121) an der Halsentzündung und häutigen Bräune 71, (1810. 143) an Blattern 589, (1810. 560) und an unglücklich zufälligem Tode 110. (1810. 76) Unter diesen Verstorbenen haben 57 Personen 90 bis 100 Jahre erreicht, (1810. 55) vier sind 101, (1810 eben so viel) eine 102, eine 103 und eine 105 Jahre altgeworden. (1810 nur eine 104) Kinder wurden geboren und getauft 12,630, (1810. 10 013) und zwar 6352 Knaben und 6278 Mädchen; (1810. 5155 und 4858) todte Kinder sind geboren worden 634. (1810. 412) Getraut wurden in den sämmtlichen Pfarren in und vor der Stadt 3274 Paar. (1810. 3532) Werden diese Summen mit jenen von 1810 verglichen, so findet man, daß im Jahre 1811 um 2086 Personen weniger gestorben sind, um 2617 Kinder mehr geboren, und um 258 Paar weniger getraut wurden.

Im Jahre 1810 sind 2773 Personen weniger gestorben, und 2253 Kinder weniger geboren worden als 1809; jedoch wurden um 2045 Paar mehr getraut.

Verschiedenes.

In der Nacht vom 2. Dec. ereignete sich eine in ihren Folgen traurige Naturbegebenheit zu Sogn im Stifte Bergen. Nachdem häufiger Regen in dem verflossenen Herbste gefallen war, fielen in dieser Nacht ungewöhnlich heftige Regengüsse, die verschiedenen Fieldskred (Felsenstürze, welche entstehen, indem große Felsenstücke sich losreissen, und in die Thäler herabrollen) verursachten. Der größte traf das Gehöft Naesse im Kirchspiel Arnefiord, den 7 Insassen bewohnten, deren Häuser vernichtet wurden, und so wurden 49 Menschen erschlagen: nur 10 derselben retteten sich übel zugerichtet aus dem Sturze, obgleich ihre Häuser zertrümmert über ihnen lagen. Arnefiords Kirche, die in der Nähe steht, würde auch niedergeschlagen worden seyn, wenn der Felsensturz nicht eine schiefe Richtung genommen hätte. Das große Klippenstück, welches sich losriß, liegt jetzt, wo die Häuser der Gehöfte vorher lagen. An 2 andern Stellen im Distrikt Leganger fielen ähnliche aber kleinere Massen herunter, die 5 Menschen tödteten.

Der

Verkündiger.

8. Stück. Sonnabend. Am 11. Januar 1812.

Der Steinbock in der Schweitz.

Der Steinbock (Capra ibex) gehört zum Geschlechte der Ziegen, hat fast deren Gestalt ist aber größer und stärker als dieselbe. Ein Ausgewachsener wiegt nicht selten 2 Centner, und seine Hörner allein 20 Pfund. Die Heimath desselben sind die höchsten Spitzen der Alpen, das Walliserland, die Pyrenäen, die Karpathen, die tauriſchen und kaukaſiſchen Gebürge, Sibirien und Kamtſchatka. Sonst gab es auch welche in Tyrol und Steyermark; jetzt scheinen sie aber gänzlich verschwunden zu seyn. Ihre Jagd, welche wir nebst der Lebensbeschreibung eines Jägers im vorigen Jahrgange gegeben haben, ist besonders gefährlich. Hier wollen wir einiges über sein Vorkommen in der Schweitz ꝛc. geben.

Der Steinbock, der jetzt in der Schweitz, so wie manche andere, ehedem nicht seltene Thierart, als eine naturhiſtoriſche Antiquität anzusehen ist, findet sich gegenwärtig nur noch in einem nicht gar weitläuftigen Reviere der hohen und fast unzugänglichen Gebirge, welche die Thäler von Aosta, Cogne, Cormayeür, Saverenge und Ponte in Piemont umgeben. Es mag ungefähr 50 Jahre seyn, daß sich einmal noch auf den Gebirgen der Vallee de Bagne im Wallis 40 Stück dieser Thiere mit einander zeigten. Ein Jäger schoß unter sie, worauf sie die Flucht über den Felsen-Grat nahmen, der das Bagnerthal südlich von dem Val Pennina trennt, das sich ostwärts vom großen Bernhard, gegen Aosta hinabzieht. Seitdem hat man auf der Nord-Seite dieser Gebirge nie mehr eine Spur von Steinböcken gefunden. Ob es auch in andern Gegenden der europäiſchen Alpenkette Steinböcke gebe, darüber fehlt es durchaus an zuverläßigen Nachrichten; jedoch höchst wahrscheinlich sind die genannten Gegenden die einzigen, in welchen diese Thiere sich noch vorfinden, wo ihre Anzahl sich aber auch von Jahre zu Jahre vermindert. — Die Jäger wissen durchaus keinen hinreichenden Grund dieser Verminderung anzugeben. Das einzige, was sie anführen, ist: daß wirklich mehrere Gegenden der hohen Alpen, die ehemals schöne Weiden gewesen, jetzt unter Schnee und Eis erstarrt liegen, folglich dadurch der Aufenthalt und die Nahrung dieser Thiere ausserordentlich beschränkt worden sey, und daß man alljährlich mehrere von Schneelavinen oder herabgestürzten Felsenstücken erschlagene und zerschmetterte Steinböcke finde, durch welche Natur-Begebenheiten die Anzahl dieser Thiere mehr vermindert werde, als durch die Verfolgungen der Jäger, die jetzt wegen den großen mit dieser Jagd verbundenen Gefahren und Mühseligkeiten, dieselbe nicht anders treiben, als wenn Hofnung auf eine ausserordentliche Belohnung sie dazu anspornet. (Und dennoch sollte diese Jagd eine Zeitlang durchaus verboten seyn: denn kann nicht das Jagen blos allein, ohne daß man eines erlegt, diese scheuen Thiere so weit in die gefährlichsten Orte vertreiben, daß sie dann eben dort jenen Natur-Ereigniſſen unterliegen?)

Bekanntlich sind es die höchsten Gipfel der Gebirge, wo sich diese Thiere aufhalten. Daselbst pflegen sie an sonnenreichen Rasenplätzen unter Felsenwänden am Tage zu ruhen. Abends, wann die Sonne sich neiget, kommen sie allmählig weiter herab und weiden die ganze Nacht hindurch bis gegen Sonnen-Aufgang, wo sie wiederum nach den höchsten Gipfeln hinauf steigen. Die Männchen von 7

bis 8 Jahren halten sich gesellig zu den Weibchen und jüngern Männchen, die ältern Böcke aber leben ganz einsiedlerisch und steigen auch nie so tief herunter als jene. Gletscher betreten sie nie, es sey denn, daß die Angst vor dem verfolgenden Jäger sie darauf jage. — Im Sommer finden sie die reichlichste Nahrung an den kräftigen Alpenpflanzen; besonders sind die Beyfuß-Arten (artemisia glacialis, spicata, rupestris) die sogenannten Muttern (Phellandrium Mutellina), die verschiedenen Riedgräser (Carices) der Alpen ihre Lieblingskost. Im Winter ziehen sie sich weiter herab bis zu der Region der höchsten Alpen-Wälder, in welchen sie an den Flechten der Tannen, den Moos-Arten, einen kärglichen Unterhalt finden. Nie kommen sie, so wie die Gemsen nicht selten thun, bis in die Thäler und in die bewohnten Gegenden herab. — Mit den Gemsen haben die Steinböcke durchaus keine Gemeinschaft; dagegen gesellen sie sich wohl zu den Haus-Ziegen, mit welchen sie sich jedoch nicht so gut vertragen als mit den Schafen.

Die Brunst des Steinbocks fällt in den Monat Januar, und dauert diesen Monat hindurch. Die Stein-Ziege trägt fünf Monate, und wirft zu Ende Juny gewöhnlich nur ein Junges, höchst selten zwey. Das Junge läuft gleich nach der Geburt mit der Mutter davon, die es ungefähr fünf Monate lang säuget, und während dieser Zeit mit aller Sorgfalt zu beschützen sucht. — Fournier von Salvent in Wallis, einer der geschicktesten Steinbock-Jäger, traf einst sechs Stein-Ziegen mit eben so vielen Jungen an. Ein großer Adler schwebte in der Luft kreisend über ihnen, und schien nur den günstigen Augenblick ersehen zu wollen, um sich auf eines oder das andere der wehrlosen Jungen herabzustürzen. Die besorgten Mütter hatten indessen, die über ihnen schwebende Gefahr ahnend, ihre Jungen alle unter einen etwas überhängenden Felsenblock zusammengetrieben, und sich wie eine Wache vor sie hingestellt, die Spitze ihrer Hörner dem grimmigen Feinde über ihren Köpfen immer entgegen gerichtet. So wie nun der Schatten des Adlers am Boden ihnen eine andere Wendung desselben verrieth, so änderten sie augenblicklich alle, wie auf ein Commando, die Richtung ihrer Hörner, um sie dem Feinde immer entgegen gekehrt zu erhalten, und ihm keine Blöße zu geben, durch die er sich auf eines der Kleinen hätte herabstürzen können. Lange sahe Fournier diesem interessanten Schauspiele der treuen Mutterliebe zu, bis endlich der Adler, durch ihn verscheucht, sein Vorhaben aufgab, und davon flog.

Was sonst bezweifelt wurde, ob nehmlich der Steinbock auch im freyen Natur-Zustande sich mit der Haus-Ziege begatte, scheint sich neuerlich zu bestättigen. Folgende Thatsache, nach deren Aechtheit Fournier auf unsere Veranlassung sich an Ort und Stelle genau erkundigt hat, läßt fast keinen Zweifel mehr Raum. Zwey Haus-Ziegen, die im Herbste auf den Bergen zurückgeblieben und ganz verloren gegeben waren, kamen in folgendem Frühjahre zur großen Verwunderung ihrer Eigenthümer trächtig ins Thal nach Cogne zurück. Sie warfen beyde Steinbocks-Bastarde, die in der Folge nach Turin verkauft wurden.

Verbesserung des Brots durch Kleyenwasser.

Schon 1770 wurde in Frankreich die Entdeckung gemacht, daß sich das Brot durch Kleyenwasser verbessern lasse; sie wurde aber wieder vergessen. Jetzt rühmen sich die Engländer dieser Erfindung und schreiben sie den Haggot zu, obgleich sie Herrn Famitig de la Jutais zuerst gebühret.

Die Verbesserung und Vermehrung des Brots durch Kleyenwasser ist so zuverlässig, daß man dadurch von einer gegebenen Quantität Mehl noch um ein Viertel, ja selbst um ein Drittel, mehr Brot erhält, als bey der sonst gewöhnlichen Art, zu backen. Das ganze Geheimniß bestehet in der Flüssigkeit, womit das Mehl eingemenget wird, und es kommt weder eine fremde Kornart, noch irgend etwas anderes, welches der Gesundheit nachtheilig werden könnte, als Zusatz hinzu, vielmehr erhält das Brot durch das Kleyenwasser den gesündesten und kräftigsten Theil des Korns zurück, welcher in der Kleye enthalten ist, und nach der gewöhnlichen Art des Brotbackens davon getrennt wird und verloren gehet.

Man nimmt nämlich die erste oder grobe Kleye, welche mit dem Mehle zugleich von der Mühle kommt, nicht aber die zweyte feinere Kleye oder das schwarze Kleyenmehl, welches erst durch den Beutel von dem

Mehle

Mehle getrennt wird, denn dieses hat bey weitem die Kraft der erstern nicht.

Auf einen Sack Mehl von 325 Pfunden Mark-Gewicht nimmt man 2¼ Berliner Scheffel (12 boissaux) grobe Kleye, läßt sie 24 Stunden in 248 Pfund Wasser kochen, und rührt sie sorgfältig um, damit sie nicht anbrenne, und am Kessel kleben bleibt. Diesen Absud gießt man durch einen feinen Durchschlag oder durch ein Sieb, beschwert sodann die rückständige Kleyenmasse mit Steinen, um das noch darin enthaltene Oel völlig davon zu trennen und zu gewinnen. Dieses Oel ist das kostbarste und giebt eigentlich dem Brote die gerühmte vorzügliche Eigenschaft, daß es sich immer frisch erhält. Diese Operation des Durchschlagens und Auspressens muß aber sehr schnell gemacht werden, während die Kleye noch heiß ist, weil sonst dieser Absud nicht ganz die Güte haben wird, die er haben muß. Der so bereitete Kleyen-Absud muß einem dünnen Breye gleichen.

Ein solcher Kleyenbrey hat einen angenehmen Geruch und Geschmack, er hat die Süßigkeit der Milch, welche in dem Korne zur Zeit der Blüthe enthalten ist, und rührt man ihn stark um, so giebt er einen Schaum wie Kreme, auf welchem ein gelbliches Oel schwimmt, welches dem Brote hernach etwas von seiner Farbe mittheilt.

Ist dieser Kleyenbrey fertig, so nimmt man davon am Abend zum Säuern und am folgenden Morgen zum Kneten, ohne irgend einen andern Zusatz von Wasser, als welches die ganze Sache nur wieder verderben würde. Auch muß dieser flüssige Kleyenbrey, wenn er seine Güte und Kraft behalten soll, auf der Stelle, wo er bereitet ist, angewandt werden; denn wenn man ihn von einem Orte zum andern übertragen wollte, so würde er sich auflösen und seine brotvermehrende Kraft verlieren. Mehrere Versuche haben dieses völlig erwiesen.

Man hat das auf diese Art durch Kleye verbesserte Brot erst drey, dann sechs Wochen aufbewahrt, und nach diesen Zeiträumen noch eben so schön und frisch befunden, als gewöhnlich gebackenes Brot von zwey Tagen. Der Kardinal Rohan ließ es sogar drey Monate aufbewahren, und man befand es auch nach dieser langen Zeit noch frischer und wohlschmeckender als gewöhnliches Brot von drey Tagen.

Die Kleye, welche zu diesem Behufe gebraucht wird, läßt noch einen Rückstand übrig, welcher für alle Thiere und Geflügel ein gutes angenehmes Futter ist.

Diese Art Brot zu backen, hat außerdem noch den sehr großen Nutzen, daß angegangenes verdorbenes Mehl durch diesen Kleyenbrey völlig verbessert und gesund und wohlschmeckend gemacht wird, wie dieses durch mehrere Versuche der Art außer Zweifel gesetzt ist.

Meteorologische Beobachtungen in Wien.

Eine allgemeine Uebersicht der meteorologischen Beobachtungen, welche täglich auf der k. k. Sternwarte an der Wiener Universität angestellt werden, liefert folgende Resultate und Bemerkungen über den Zustand der Atmosphäre, und über die Aenderungen derselben im Verlaufe des jüngst verflossenen Jahres 1811. Der höchste Barometerstand fiel auf den 15. März mit 28 Zoll 11 Linien; der niedrigste auf den 18. December mit 27 Zoll 7 Linien 8 1/2 Punct; folglich betrug die größte Aenderung des Barometers 1 Zoll 3 Linien 3 1/2 Punct. Unter fünf plötzlichen Aenderungen des Barometers zeichnete sich jene vom 16. zum 17. Februar besonders aus, wo das Queckſilber in einem Zeitraum von 24 Stunden um 8 1/2 Linien gestiegen war. Aus allen Beobachtungen des ganzen Jahres ergibt sich der mittlere Barometerstand in der Höhe des Wohnzimmers des k. k. Astronoms, wo diese Beobachtungen täglich gemacht werden, 28 Zoll 5 3/10 Linien Wienermaß. Tage, an denen es schneyete, zählte man 21; an denen es regnete, 70; an denen dichte Nebel einfielen, 38; an denen theils nahe, theils entfernte Donnerwetter wahrgenommen würden, 20. Wenn man die Hauptwinde mit der Anzahl der Tage, an denen ein jeder derselben das ganze Jahr hindurch herrschte, bezeichnet, so standen sie in folgenden Verhältniß gegeneinander: Nord 22 Tage; Nordost 13; Ost 5; Südost 88; Süd 28; Südwest 7; West 75, und Nordwest 103. Es gab also mehr nicht, als 24 Tage, an denen zur Zeit der drey täglichen Beobachtungen eine vollkommene Windstille eingetreten war. Nach

den

ten Beobachtungen des Reaumur'schen Thermometers fiel die größte Kälte auf den 27. Januar mit 13 Grad unter 0; die größte Wärme auf den 17. Juny mit 27 1/2 Grad über 0. Die größte Aenderung des Thermometers von der größten Kälte zur größten Hitze betrug also 40 1/2 Grad. Unter acht plötzlichen Aenderungen des Thermometers verdienen vorzüglich zwey aufgeführt zu werden, die eine vom 18. zum 19. Januar, die andere vom 3. zum 4. Juny, wo das Thermometer in vier und zwanzig Stunden bey der ersten um 10 Grade gestiegen, und bey der zweyten um 11 1/2 Grade gefallen war. Aus allen Beobachtungen eines jeden Monates ergiebt sich der mittlere Stand der Temperatur: im Januar 4 8/10 Grad; im Februar 0 3/10 unter 0; im März 6 Gr.; im April 9 4/10; im May 16 4/10; im Juny 19 7/10; im July 19 7/10; im August 17 8/10; im September 13 7/10; im October 11 9/10; im November 4 9/10, und im December 0 7/10 Grad, jedesmahl über 0. Wodurch sich das Jahr 1811 vor andern besonders ausgezeichnet hat, ist der verhältnißmässig hohe Grad der mittlern Temperatur in den drey Sommermonathen Juny, July und August mit 19 Grad über 0; wovon man seit 18 Jahren in der Reihe der meteorologischen Beobachtungen kein ähnliches Beyspiel findet. Wenn es je zuweilen Monate gab, wo der mittlere Grad der Temperatur auf 20, auch 21 1/2 Grade stieg, so betrug dennoch die mittlere Summe der Wärme von allen drey Sommermonaten immer weniger als 19 Grade. Daß dieser hohe Grad der Temperatur mit einer [illegible] nähnlichen, und anhaltenden Trockenheit verbunden war, ist noch in frischer Erinnerung; und hierin hat Pilgrams Wetterkunde pünctlich zugetroffen, welche uns schon vor ungefähr dreyßig Jahren aus gewissen Perioden, die ihm eine Reihe Beobachtungen der Vorzeit an die Hand gab, für das Jahr 1811 einen trockenen Sommer mit vieler Wahrscheinlichkeit prophezeihet hat.

Strontian in Leogang bey Salzburg.

In einem Aufsatze des Verkündigers, Jahr 1811 Nro. 256sten Stück, wird unter der Aufschrift, **Strontian in Deutschland**, die Entdeckung des schwefelsauern Strontians in Deutschland, — dem Herrn Professor Hausmann, und zwar in dem Steinkohlen-Bergwerke am Süntel, unweit Münder, zugeschrieben.

Nicht aus der Absicht, den Werth dieser Entdeckung, die in jeder Hinsicht interessant bleibt, herabsetzen, sondern lediglich um der Wahrheit ihren Gang zu lassen, und um etwas zur Vervollständigung der mineralogischen Geographie unsers Vaterlandes beyzutragen, wird hier, und zwar nur im Allgemeinen bemerkt, daß das Vorkommen von schwefelsauren Strontian, schon 10 oder 12 Jahre lang im Kupfer- und Bleybergbau im Leogang, — im ehemaligen Lande Salzburg — bekannt ist, daß er zwar anfangs, unter dem Namen Apatit erschien, aber schon seit 1804 (und so viel dem Einsender dieß bekannt ist, durch Herrn Mielichhofer zuerst) als schwefelsaurer Strontian erkannt wurde.

Ohne sich in eine ausführliche Beschreibung seiner oryctognostischen und geognostischen Verhältnisse einlassen zu können, soll nur noch bemerkt werden, daß vorzüglich schöne Gruppirung seiner verschiedenen Krystallformen, die zum Theil in seltener Größe erscheinen, ihn zu einem ausgezeichnet reitzenden Foßil macht, und daß er im Leogang, im Uebergangs-Kalkstein vorkömmt.

Verschiedenes.

In **Frankreich** wird nach einer kürzlich erlassenen Verordnung jeder Eigenthümer, welcher überführt wird, daß er ohne Bevollmächtigung die auf seinem Terrain gepflanzten Bäume ausgerissen oder vernichtet hat, zu einer dem dreyfachen Werthe des vernichteten Baumes gleichen Strafe verurtheilt. Die Privaten können die ihnen auf den Landstrassen angehörigen Bäume, nur zu den Epochen und nach den in dem Beschlusse des Präfekten enthaltenen Anzeigen beschneiden lassen, und zwar stets unter der Aufsicht der Brücken- und Chausseen-Inspectoren.

In den Gebürgen bey Pressburg will man eine eigne Art Glimmer entdeckt haben.

Der

Verkündiger.

9. Stück. Sonntag. Am 12. Januar 1812.

Anleitung zum Koch- und Braten im Wasserdampfe; von Friedrich Pohl. (Oekonomieinspektor in Leipzig.)

Was und wieviel ist nicht seit 10 Jahren gesagt und geschrieben worden, um neue Kochöfen, Brat- und Stubenöfen zu empfehlen, wo bald ein Drittel, bald ein Viertel, bald die Hälfte Holz erspart werden sollte; wo man weit entfernt, Holz zu brauchen, doch entweder eine herrliche Quantität Kohlen, Holzsäure, Pech und Gott weiß was erhalten konnte, wo man mit einem Ofen die Zimmer alle heißen, und auf die mannigfaltigste Art erleuchten konnte! Der Einsender dieser Anzeige kennt so ziemlich theils durch eigene Ansicht, theils durch Lektüre, zum Theil durch eigene Versuche den größten Theil aller dieser Oefen und überzeugte sich nur gar zu sehr von den Unvollkommenheiten der meisten, sahe zu seinem eigenen Verdrusse, daß bey den meisten das Resultat geringer war, als es ihr Erfinder anschlug, oder daß ihre Construction einen geschicktern Maurer voraussetzte ꝛc. als man sie gewöhnlich findet, oder daß diese gar zu kostbar ist, um von einem ärmern Manne bestritten, von einem wohlhabenden, der zur Miethe wohnt und nun nicht weiß, wie lange er in derselben Wohnung bleibt, gewagt werden zu können. Bald ersparen solche Oefen, aber Hitze wenig, bald dauert es ungemein lange, ehe sie Wärme von sich geben, bald setzt sich in ihren Kanälen viel Ruß ab, der sie verstopft und eine kostbare Reinigung nöthig macht; kurz, der nüchterne Forscher sieht sich so oft getäuscht, daß es ihm wohl zu verzeihen ist, wenn er endlich gegen alle solche Verheißungen mißtrauisch wird.

So gieng es wenigstens dem Einsender, als Herr Pohl, der Verfasser dieser Schrift, das Publikum zuerst darauf aufmerksam machte, daß er eine Kochart habe, wobey zwey Drittheile Holz erspart und die Speisen viel schmackhafter würden. Indessen konnte er sich doch nicht enthalten, nähere Erkundigung einzuziehen und gleich die schlichte Art, wie ihm das ganze mitgetheilt wurde, nahm ihn ein, so ein, daß er sich beeilt, die nun darüber so eben erschienene Schrift (sie kostet 16 Gr. oder 1 fl. 12 kr.) dem Publikum des Verkündigers hiermit anzuzeigen, zu empfehlen und den Gegenstand derselben näher zu detailliren.

Daß Dämpfe mehr zur Auflösung der Gegenstände, die ihrer ungetheilten Würkung Preis gegeben werden, daß sie schneller dazu beytragen als Wasser, kann niemand leugnen, der mit den unbegreiflichen Kräften derselben nur einigermaßen bekannt ist. Wollte der Himmel, wir hätten Töpfe, deren Deckel zugeschraubt werden könnten. Alle Knochen würden in 4 — 6 Stunden dadurch zu einer schmackhaften Nahrung verwandelt werden können, was bis jetzt nur wenig und unvollkommen der Fall war und im Kleinen, so lange dergleichen nicht überall und wohlfeil von Eisen zu haben sind, der Fall bleiben wird.

Unter solchen Voraussetzungen kann man leicht einsehen, daß alle festen Nahrungsmittel sehr gut, leicht, geschwind, vom Dampfe, dem man sie im verschlossenen Topfe aussetzt, gar gekocht werden können und das ist das ganze Geheimniß des Hrn. Pohl. Er läßt nemlich einen beliebigen — wo möglich eisenblechernen — Topf zum 4ten bis 8ten Theil mit Wasser füllen und legt eine blecherne Scheibe, die gut verzinnt ist, so in den Topf, daß zwi-

zwischen ihr und diesem Wasser ein leerer Zwischenraum von etwa 1½ — 2 Zoll bleibt. Diese runde blecherne Scheibe ist mit so vielen runden Löchern von der Größe eines Viertelzolles im Durchmesser versehen, als sich ohne ihre Festigkeit zu schwächen, anbringen lassen und muß so an der innern Wand anschließen, daß sie nicht von den Speisen die darauf zu liegen kommen, niedergedrückt wird. Bey konisch geformten Töpfen ist das ohne Schwierigkeit zu machen, wer aber cylinderförmig geformte hat, dem wird natürlich gleich der Einwand einfallen, daß so für jeden Topf eine besondere Scheibe nöthig sey. Nun kostet zwar so eine nicht mehr, als höchstens 4 — 6 Gr. und mit 6 oder 8 Scheiben oder 24 — 30 Gr. wäre die Sache immer abgethan, aber auch diesem Einwurfe ist leicht begegnet. Es bedarf nämlich nur eines Kreutzes von vorher im Wasser gut ausgekochtem Holze, auf den eine solche Scheibe dann im Topfe gelegt wird, wenn sie sich nicht fest genug seinen Wänden anschließt. Auf diese so oder so befestigte Scheibe legt man nun das Fleisch oder das Gemüse, welches man kochen will und verschließt den Topf mit einer gut passenden Stürze oder einem Deckel. Den Topf selbst setzt man auf einen niedrigen Dreyfuß oder Rost und macht darunter ein Feuerchen, das gerade hinlänglich ist, die kleine Quantität Wasser ins Kochen zu bringen und darin zu erhalten. Je weiter, je flacher die Töpfe sind, desto geschwinder findet die Auflösung des Wassers in Dämpfe statt, desto weniger Zeit wird also gebraucht, das Kochen der Speisen selbst zu bewirken. Es ist unglaublich — Einsender redet aus eigener Erfahrung — wie kraftvoll die so erlangten Bouillons, das so gekochte Fleisch, wie mürbe, mehlig die so gekochten Kartoffeln sind.

Eben diese waren die Veranlassung zu allen Versuchen, die Herr Pohl in der Art unternahm. Vor 12 Jahren las er in Hüttners englischen Miszellen, daß man in England die Kartoffeln in Töpfen koche, die eine durchlöcherte Einsatzmaschine hätten und sie viel schmackhafter, als die unsrigen kochten. Er machte Versuche, die ihm gelangen und hörte nun auch, daß der Prediger Müller in Grossen die Kartoffeln fürs Vieh und Branntweinbrennen so zu kochen anrieth, was seitdem an vielen Orten geschieht. Ein Schritt leitet zum andern, und nun werden Frauenzimmer mit Erstaunen in diesem Schriftchen hier eine so große Zahl von gebratenen oder gekochten Speisen finden, daß sie entweder ganz eingenommen von Vorurtheil oder ganz stumpf und unempfindlich gegen Ersparniß und Verbesserung seyn müssen, wenn sie diese Art von Kochen und Holzersparniß, wo der ganze Apparat kaum einige Groschen kostet, nicht einer Prüfung unterwerfen wollen. Mögen die Männer das Büchelchen kaufen und ihre Weiber es studiren. Wer Verstand genug hat, um einzusehen, daß um 1 ℔. Wasser im Kochen zu erhalten, 3mal weniger Holz gebraucht wird, als um 4 ℔. dahin zu bringen und nun etwas von der Zauberkraft der Dämpfe weiß, wird wohl sehen, daß ich zu wenig sage, wenn ich behaupte, daß bey den meisten Speisen zwey Drittel Holz erspart werden.

Das Braten, wenn es grosse Fleischstücken anbelangt, geht bey dieser Manier am wenigsten, weil unsere Bratpfannen nicht Tiefe genug haben. Wer sich von seinem Töpfer eine solche kann machen lassen, kann, ohne Bratofen, täglich nach dieser Manier den delikatesten Braten erhalten.

Ich glaube, daß manche Leserin nun noch diesen oder jenen Einwurf auf der Zunge oder über dies oder jenes Auskunft zu haben, wünschen wird, z. B. wie es möglich sey, dem Braten seine braune Kruste bey dieser Behandlung zu geben und was dergleichen mehr ist. Aber ich will ja nicht das Büchlein umschreiben, sondern nur so empfehlen, wie es dasselbe verdient, und nur noch mit drey Worten den Werth desselben dahin feststellen, daß es lehrt, wie

1) die Speisen schmackhafter und kräftiger
2) mit 2 Drittel Holzersparniß,
3) viel schneller,
4) reinlicher und
5) mit weniger Aufwand von Geschirr, (denn in einem großen Topfe kann ich viel oder wenig Fleisch kochen; je größer der Topf, desto breitere Fächer, wo die Dämpfe würken können) zu bereiten sind, und sich dabey über eine große Anzahl Speisen sich en detail verbreitet.

(Zu haben ist die Schrift in allen Buchhandlungen.)

*r.

Torf-

Torfasche als Düngungsmittel.

Bey der großen Menge des Torfs, der verbrannt wird, ist es zu verwundern, daß man von dem reichen Abfalle seiner Asche noch keinen ausgebreitetern Nutzen gezogen hat. In England, wo man durch die große Masse der Steinkohlen nicht in die Nothwendigkeit gesetzt ist, Torf brennen zu müssen, ist die Torfasche als Düngungsmaterial sehr geachtet; so daß man den Torf in besonders dazu errichteten Oefen blos aus dem Grunde zur Asche verbrennt, um sie zur Obenaufdüngung zu benutzen. Man beobachtet dabey die Vorsicht, die flammende Verbreitung nach Möglichkeit zu verhüten, weil man gefunden hat, daß sonst die Asche weniger günstig wirkt; welches wohl allein seinen Grund darin hat, daß dann eine Menge Kohlenwasserstoff darin angehäuft bleibe, dessen düngende Wirkung nicht bezweifelt werden kann. Jene Vorsicht ist freylich beym Brennen des Torfs in unsern Oefen nicht zu beobachten, weil hier darauf ankommt, die Hitze, welche während dem Brennen desselben ausströmt, möglichst zu benutzen, so wie den Geruch, den der Torf bey nicht gut ziehenden Oefen verbreitet, zu vermeiden.

Aber auch die in unsern Oefen gewonnene Torfasche ist nicht ohne Werth als Düngungsmaterial. Sie enthält, besonders dann, wenn sie frisch angewendet wird, ein Gemenge von Schwefelkalk, von ätzendem Kalk, von Gyps, von Küchensalz und von salzsaurem Eisen. Vermöge des Aetzkalks und des Schwefelkalks ist sie geschickt, den im Ackerlande vorkommenden sauren und unwirksam gewordenen Humus aufs neue zur Vegetation zu beleben, und der Schwefelkalk wirkt in diesem Zustande als Düngungsmaterial. Vermöge des salzsauren Eisens disponirt sie den Erdboden, eine große Masse Sauerstoff aus dem Dunstkreise einzusaugen, wodurch die Samen, so wie die Pflanzenwurzeln, belebt werden. Ja sie enthält selbst eine bedeutende Portion thonige Erde eingemengt, die, wenn sie auf sandigen Acker gebracht wird, seine bindende Kraft vermehren kann.

Der Städter gebraucht die Asche nicht, der Landmann könnte sie, wenn er mit seinem Wagen nach dem Dorfe fährt, unentgeldlich erhalten und mitnehmen, und so einen wesentlichen Nutzen daraus ziehen. Auch schon dann, wenn die Torfasche nicht untergepflügt wird, wenn man sie nur auf Wiesen, auf Kleefeldern u. s. w. blos oben auf schüttet, ist der Vortheil, den sie bringt, nicht zu verkennen.

Sie wirkt freylich nicht ganz so, wie die Holzasche, aber man hat sie auch umsonst, dagegen die Holzasche einen bedeutenden Werth besitzt.

Russische Litteratur.

Das Repertorium der russischen Litteratur von den Jahren 1801 — 1805, von Storch und Adelung, liefert folgende Resultate: Es sind in diesem Zeitraum überhaupt 1304 Schriften erschienen. Die Anzahl der Originalwerke beträgt 761; der Uebersetzungen 548. Fächer: Wissenschaftskunde 1 Uebersetzung; Philologie 68 Originalwerke, 16 Uebers.; Theologie 175 O., 38 U.; Philosophie 5 O., 16 U.; Jurisprudenz 17 O., 2 U.; Medizin 29 O., 28 U.; Pädagogik 16 O.; 11 U.; Staatswissenschaft 8 O., 13 U.; Kriegswissenschaft 10 O., 10 U.; Naturkunde 14 O., 19 U.; Gewerbkunde 39 O., 22 U.; Mathematik 19 O., 13 U.; Geschichte 44 O., 50 U.; Geographie und Statistik 57 O., 17 U.; Schöne Künste 12 O., 3 U.; Schöne Litteratur und Theater 125 O., 80 U.; Romane 35 O., 175 U.; Vermischte litterarische Schriften 17 O., 14 U.; Allerley 35 O., 17 U.; Journale und Wochenblätter 21 O., 2 U.; Zeitungen 4 O.; Litteraturgeschichte 11 O. Zusammen 761 Originalwerke und 548 Uebersetzungen. Der Uebersetzungen aus dem Französischen sind 262, aus dem Deutschen 194, aus dem Englischen 24. In Moskau und Petersburg sind 1224 Schriften gedruckt worden. Die Zahl der genannten russischen Schriftsteller beträgt 366, worunter 349 lebende. Die Zahl der anonymen Schriften beträgt 742. Das Verzeichniß der genannten Schriftsteller nennt 10 Fürsten, 6 Grafen, 3 Minister, 2 Gesandte, 1 General, 2 Admirale, 2 Metropoliten, 6 Erzbischöffe, 4 Bischöffe, 7 Archimandriten, 4 Senatoren, 2 Gouverneurs, 6 wirkliche Geheimeräthe, 10 Geheimeräthe, 5 wirkliche Staatsräthe, 10 Staatsräthe ꝛc. Das Militär hat 21 Schriftsteller aufzuweisen. Der achte Schriftsteller ist ein Geistlicher. Bey weitem die meisten

Schrift-

Schriftsteller gehören zum (Geburts-) Adel. Von eigentlichen berufsmäßigen Gelehrten macht das Verzeichniß 94 als Schriftsteller nahmhaft. 37 Nichtrussen haben in russischer Sprache geschrieben, worunter 32 Deutsche. 5 Frauenzimmer sind als Schriftstellerinnen aufgetreten. 9 Schriftsteller sind während dieses Zeitraums verstorben. (Unter den obigen Schriften sind viele Broschüren, von einigen oder nur einem Bogen.)

Kampf mit einem Wolfe.

Herr Leaute', Maire von Vivey, im Bezirke von Langres, 78 Jahre alt, gieng am 21. Dec. allein in seinem Gehölze spatzieren, und schnitt mit einem Gartenmesser die Aeste in den Alleen weg, als er in einiger Entfernung einen ungeheuer grossen Wolf gewahr wurde, der einen Augenblick stehen bleibt, ihn ansieht und alsdann gerade auf ihn zuläuft. Herr Leaute' erwartet ihn mit festem Muthe, und im Augenblicke, als der Wolf auf ihn zuspringt, versetzt er ihn mit dem Gartenmesser einen Schlag auf dem Kopf und sticht ihn ins Auge. Der Wolf fällt ihn nun wüthend an, packet ihn an der Brust, wirft ihn zu Boden, und will ihn zerreissen. Hr. Leaute' wird an der linken Hand gebissen, verliert aber den Muth nicht, wehrt sich gegen das wilde Thier mit seinem Messer, und benutzt den Augenblick, wo es, wegen seiner Wunden, etwas inne hält, um sich aufzuraffen, haut mit neuer Kraft nach dem Kopfe des Wolfes, und erlegt ihn endlich. Nun eilt Hr. Leaute' nach Hause, wäscht seine Wunden in reinem Wasser, läßt sie ausbluten, begehrt sein Scheermesser, und befiehlt mit kaltem Blute seinem Bedienten, die Wunde durch Einschnitte zu scarifiziren. Der Bediente nimmt Anstand, zu gehorchen. Hr. Leaute' scarifizirt sie nun selbst, gießt Alkali auf seine Wunden, nimmt davon ein, und kehrt hierauf mit seinem Bruder, seinem Bedienten und seinem Gärtner in den Wald zurück, um seinen erlegten Feind zu holen. Der todte Wolf, den man in das Haus des Hrn. Leaute' trug, wog 88 Pfund. Mann schnitt ihn auf, untersuchte ihn, und überzeugte sich, daß er nicht von der Wuth angesteckt war. Den andern Tag begab sich Hr. Leaute' nach Langres, um seine Wunden verbinden zu lassen.

Verschiedenes.

Bekanntlich ist ein Haupthinderniß den Flachs wie Baumwolle zu bearbeiten, dieses: daß der Leim- und Harzstoff die zarten, zum feinsten Gespinnste allein tauglichen Fasern so zusammen hält, daß sie durch mechanische Arbeit nicht zu trennen sind. Nach einer der Landeskultur-Gesellschaft in Arensburg, im Hessischen Herz. Westphalen, vorgelegten Abhandlung, kann man mit kaustischer Kali-Lauge die Trennung bewirken. Einen Centner Flachs zu veredeln kostet etwa 5 Gr. Das Pfund roher Flachs liefert 15120 Ellen Garn, veredelter 29,910 Ellen, jene 4 Ellen, diese 7 Ellen Leinwand, und zwar von der feinsten Sorte.

— —

Die wegen Verfertigung ihres Porzellains, das jenem von Sevres an Dauerhaftigkeit gleich kommt, vortheilhafteste bekannte Fabrik von Chantilly hat ein neues Porzellain erfunden, welches die Feuerprobe hält. Dieses Porzellain wurde auf Befehl Sr. Exzellenz des Ministers des Innern, den stärksten Proben, nämlich der Auflösung des Leims von Flandern bis zur Trockenheit; des Kochens des Reiskuchens unter der Tortenpfanne, des Kochens eines einzigen Ey's auf der Schüssel, und dem Uebergang aus der Kälte in die Hitze, unterworfen.

— —

Aus Freiburg wird unterm 1. Jan. gemeldet, daß in dem dortigen botanischen Garten eine Aloe, die seit 40 Jahren daselbst ist, zum erstenmal blühe.

— —

Nach Berichten aus Calabrien war der Aetna in der ersten Hälfte des Decembers wieder ruhig geworden. Nur stiegen noch aus den neuen Oeffnungen des Vulkans in dem Valle del bue (bove) Rauchwolken empor. Der Lavastrom, der sich der Stadt Catanea bis auf eine Meile genähert hatte, fieng an zu stocken.

— —

Aus Rom hat man die Nachricht erhalten, daß bey den Nachgrabungen in den Bädern des Titus, eine Bildsäule des Jupiters entdeckt worden sey.

Der

Verkündiger.

10. Stück. Dienstag. Am 14. Januar 1812.

Theobald Wallaſcheck.

Theobald Wallaſcheck Edler von Walberg, fürſtlich Lichtenſteiniſcher erſter Hofrath, Mitglied der Kon. Geſellſchaften zu Wien, Prag und Klagenfurt, ward 1745 zu Feldsberg in U. Oeſterreich geboren, woſelbſt ſein, um die Landwirthſchaft und Schafzucht verdienter Vater, fürſtl. Lichtenſteiniſcher Oberamtmann und Archivar war.

Die grammatikaliſchen Claſſen abſolvirte er bey den Piariſten zu Nikolsburg in Mähren, die Poeſie bey den Jeſuiten zu Ung. Hradiſch, woſelbſt er zugleich die Böhmiſche Sprache lernte, 1766 kam er als Zögling in das Löwenburgiſche Convict zu Wien, und vollendete bis zum Jahr 1769 die Rhetorik und die philoſophiſchen Studien. Aus der Mathematik unterzog er ſich insbeſondere einer ſtrengen öffentlichen Prüfung, wovon in der Wiener Zeitung eine Ehren-Meldung geſchah. Nachdem er von 1769 bis 1771 die akademiſche Laufbahn rühmlich zurückgelegt; wollte er ſich anfangs dem Militairſtande widmen, allein der um Oeſterreich in ſo vielen Rückſichten, beſonders um die Artillerie höchſt verdiente Fürſt Wenzel Lichtenſtein verſchaffte ihm eine Anſtellung im Majoratsarchiv zu Feldsberg, um daſelbſt die Familien-Verhältniſſe der Montmorencys der Fürſten von Lichtenſtein näher kennen zu lernen, zugleich aber auch die Landwirthſchaft praktiſch und im Großen zu treiben. Seine nützliche Verwendung beurkundete Walberg ſogleich durch Verfaſſung einer ſehr intereſſanten Genealogie des erlauchten Geſchlechtes.

Im Jahre 1779 berief ihn Fürſt Franz als Secretär nach Wien. Mit ihm machte Walberg 1781 die Reiſe nach Spaa, durch Frankreich, Holland und die Niederlande, und an die Höfe der bedeutendſten Reichsfürſten. Der unvermuthete Todesfall des Fürſten zu Metz (18. Auguſt 1781) unterbrach dieſe, Walbergs leidenſchaftlichem Hange für Landwirthſchaft und andere gemeinnützige Gegenſtände eben ſo zuſagende, als lehrreiche Reiſe, und er kehrte wieder an ſeinen Poſten nach Wien zurück. — Fürſt Aloys machte ihn 1791 zum Wirthſchaftsrath, und übertrug ihm bald hierauf die Leitung der Wald-Regulirung, des Geſtüte- dann des Forſt- und Jagdweſens.

In dieſer ausgebreiteten Sphäre wirkte Walberg mit raſtloſem Eifer und unverkennbarem Nutzen, weßwegen ihn denn auch der jetzt regierende Fürſt Johann Lichtenſtein, am 23. Juny 1805 zum zweyten, und zwey Jahre ſpäter, (20. Oct. 1807) zum erſten und dirigirenden Hofrath ernannte.

Was die fürſtlichen Herrſchaften insbeſondere, ſo wie das Vaterland überhaupt den ausgebreiteten Kenntniſſen und der unermüdeten Thätigkeit Walbergs verdanken, war von jedem Patrioten und denkendem Oekonomen längſt nach ſeiner ganz umfaſſenden Wichtigkeit gewürdiget. Dahin gehören die (1783 begonnene) Einführung der veredelten Schaf-, der Pferde- und Rindviehzucht, beſonders auf den fürſtlichen Herrſchaften in Böhmen. Die nach den Grundſätzen der neueſten und vorzüglichſten Forſtmänner vollendete Mappirung und Regulirung ausgedehnter Waldflächen, die von ihm zuerſt, und mit beſtem Erfolge verſuchte Anpflanzung von Millionen ſchnell wachſender, nordamerikaniſcher Forſthölzer in unſern Wäldern, — die Verbreitung der edleren Obſtgattungen im Großen und Freyen, —

der

der Anbau exotischer, die inländischen an Ergiebigkeit weit übertreffenden Getreidarten, vorzüglich des großen amerikanischen Mais, die Cultur der Fabrik- und Färbe-Pflanzen, — die Acclimatisirung der besten Weinreben vom Rheine, und den südlichen Ländern Europas. — Die Benützung des Birkenbaumes zu Theer- und Juchtenöl — endlich sein neuestes, besonders unter den gegenwärtigen Verhältnissen wichtiges Unternehmen, Zucker aus dem Safte der Ahorne zu gewinnen. Schon 1805 und 1806 hatte **Walberg** diesen Gegenstand in seinen Schriften in Anregung gebracht, und von dem aus Amerika erhaltenen Samen zu Eisgrub bey 50,000 Zucker-Ahornbäume erzogen, und diese mit Millionen von Platanen und andern nordamerikanischen Holzgattungen zur wünschenswerthen, zunehmenden Verbreitung allgemein zum Kaufe angeboten.

Wie **Walberg** so vieles Gute und Nützliche praktisch beförderte, so suchte er zu gleicher Zeit auf eine ungleich größere Sphäre theoretisch zu wirken. Seine zu Wien gedruckten Schriften sind: Beschreibung der nützlichsten und unentbehrlichsten Forsthölzer und Stauden. (1786.) Wälder-Vermessungs-Eintheilungs- und Schätzungs-Instruction für die fürstl. Lichtensteinischen Forstämter (1802.) — Etwas über den allgemeinen Holzmangel in den k. k. Staaten. (1809.) — Neueste Beobachtungen zur Veredlung des Feldbaues, und der Forstwissenschaft. (1810). — Ueber die Cultur des inländischen und ausländischen Ahornbaumes 1810. Diese und die vorgehende Schrift wurden von N. Oe. Regierung belobt, und durch Circularien den Güterbesitzern anempfohlen. In den mit Recht geschätzten vaterländischen Blättern wurden folgende Aufsätze **Walbergs** aufgenommen: Vorschlag zur Verminderung des Passivhandels in den österreichischen Staaten 1810. Bekanntmachung über die Erzeugung des Opiums aus der Mohnpflanze. (Die N. Oe. Regierung hat über den Versuch und das bewährt gefundene Opium dem Verfasser eine Belohnung zugestellt, und ihn zu weiteren dergleichen Versuchen, so wie auch über den Waid- Wau- und Rhabarbara- Bau aufgemuntert.) Ueber die Erzeugniß der Kartoffeln in unterirdischen Behältnissen, und endlich über die Aussaat des Getreides nach dem quantitativen Verhältniß des Samens zu dem Areal-Betrag der Aecker 1811.

Mittel, die Einwirkung der Wärme auf den menschlichen Körper zu hemmen und Brandschäden zu heilen.

Herr Nürnberger schreibt aus Landsberg a. d. Warthe am Ende vorigen Jahres folgendes: Ein gewisser Herr Latour, ein Franzose von Nation, hat uns in diesen letzten Tagen Versuche über die Möglichkeit gezeigt, den menschlichen Körper vor den Wirkungen des Feuers zu schützen. Ich will davon nur dasjenige anführen, was mir neu oder in wissenschaftlicher Hinsicht merkwürdig scheint. Merkwürdig war z. B. die Menge geschmolzenen Bleyes, welche er auf einmal in den Mund brachte. Ich habe ganz dicht bey ihm gestanden und bin überzeugt, daß keine Täuschung vorgegangen ist. Er hustete unmittelbar vor Anstellung dieses Experiments und schien viel Speichel im Munde aufgesammelt zu haben. Als ihm das Gefäß mit siedendem Oele gebracht wurde, warf er, wie seine Vorgänger, um den Grad der Hitze zu zeigen, einen zinnernen Löffel hinein, der sogleich schmolz. Ich machte ihn darauf aufmerksam, man argwöhne, daß er durch dieses Verfahren eine gewisse Quantität Wärmestoff latent machen wolle. Er widerlegte mich aber, wie mich däucht, auf das beste, dadurch, daß er am andern Tage das Experiment mit einem eisernen Löffel wiederholte.

Mehrere würdige Männer aus der Stadt haben, in Verbindung mit mir, Herrn Latour sein Geheimniß nach vorheriger eigener Prüfung um einen sehr mäßigen Preiß abgekauft. Er hat uns jedoch das Versprechen der Verschwiegenheit abgenommen. Das Arkanum besteht aus einer Mischung fester und flüssiger Substanzen. Die Theorie scheint mir, nach einigem Nachdenken, auf den quantitativen Verhältnissen zu beruhen, denn diesen zufolge muß die mechanische Mischung nur langsam in eine wahre chemische Auflösung übergehen. Es hat also eben so geraume Zeit hindurch fortwährend Bindung von Wärmestoff statt. Dessen ohnerachtet scheint, sinnlichen Empfindungen zufolge, die Intensität des Prozesses darunter wenig zu leiden. Der Künstler sieht also seine beyden wichtigsten Forderungen zu gleicher Zeit befriedigt. Gut gewählt war folgender Kunstgriff des Herrn Latour. Er hatte nemlich zur Seite ein großes Glas, anscheinend

rend mit Waſſer gefüllt, ſtehen, von welchem er, nach jedem vollbrachten Experimente, auf das angewendete Eiſen goß, angeblich um den noch ſtatt findenden hohen Temparaturgrad zu zeigen. Die Flüſſigkeit bedeckte bald die ganze Tafel, auf welcher er mit nackten Füßen ſtand. Dieſe Flüſſigkeit beſtand zuverläſſig zum Theile aus dem Arkanum, welches mit einiger Modifikation farb- und geruchlos iſt. Was der Ausführung nachtheilig ſchien, war alſo vielmehr ein Mittel, die Fußſohle, als den Theil des Körpers der am meiſten litt, immer wieder mit dem Schutzmittel zu verſehen.

Herr Latour hat mir folgendes „Mittel wider Brandſchäden“ mitgetheilt, welches vielleicht bloß ſeines Urſprungs wegen merkwürdig iſt. Man ſoll nehmlich den verletzten Theil mit einer Miſchung aus gleichen Theilen Wegerichwaſſer (eau de plantain) und Nußöl frottiren. Dieſes Mittel bringt, nach ſeiner Behauptung, vortreffliche Wirkungen hervor, verurſacht keine Schmerzen und läßt keine Narben zurück.

Das Georgicon.
(Beſchluß.)

Eine 2te Abtheilung des Georgicons iſt das Kristaldeum, oder eine Lehranſtalt für Juriſten, und zwar einerſeits für ſolche, welche bereits das Rechts-Studium abſolvirt haben, aber daſſelbe in Beziehung auf ökonomiſche und Jurisdictional-Verwaltung theoretiſch und praktiſch ſich eigen zu machen wünſchen, anderſeits für die, welche dieß Studium von den Elementen aus beginnen wollen. Für den erſten Fall iſt der Curſus auf 3, für den andern auf 2 Jahre feſtgeſetzt. Ein Stipendiat erſter Claſſe erhält im erſten Jahre 300, im zweyten 370 fl.; zweyter Claſſe hingegen im erſten Jahre 270, im zweyten 300, im dritten 350 fl. Ferner iſt hier eine Bildungs-Anſtalt für künftige Feldmeſſer und Ingeniers. Der Stipendiat erſter Claſſe bekömmt (nach Maßgabe der Dauer des Lehr-Curſes) im erſten Jahre 270, im 2ten aber 300 fl.; der zweyten Claſſe hingegen im erſten Jahre 300, im 2ten 370 und im 4ten 670 fl. Man lernt hier in beyden Fällen alle zum Studium und zur praktiſchen Anſtellung als Rechtsgelehrter oder Ingenier und Baumeiſter erforderlichen Kenntniſſe in regelmäßigen Vorleſungen; und aus dieſer Schule nehmen gewöhnlich alle Güterbeſitzer und Großen des Reichs ihre Beamten. Von den aufzunehmenden Stipendiaten fordert man die Kenntniß der lateiniſchen, deutſchen, ſo wie der Ungariſchen Sprache. Auch eine Schule für Geſtüts- und Bereiter Kunde; mit einem Stipendium iſt eingerichtet. Alle dieſe Stipendiaten haben auſſer der ſicheren Ausſicht auf künftige fixe Verſorgung, zugleich der Hoffnung ſich zu erfreuen, daß ſie bey einiger Auszeichnung, auf Koſten des hochherzigen Hrn. Grafen, zu ihrer Vervollkommnung auf Reiſen oder an höhere Anſtalten des betreffenden Fach's geſandt werden.

Auſſer dem Georgicon zu Keszthely beſteht noch zu Oedenburg (ſeit 1809, denn vorher war es zu Keszthely), durch die Liberalität des patriotiſchen Grafen Ge. Feſtetits, ebenfalls ganz auf deſſen Koſten, ein Convict für 6 adeliche Zöglinge Ungarns, katholiſcher Religion. Sie beſuchen daſelbſt das katholiſche Gymnaſium, wohnen aber, unter der Aufſicht eines Präfecten, gemeinſchaftlich, in einem dem Grafen zugehörigen Hauſe, wo ſie nebſtdem Koſt, Unterricht, und ſelbſt Kleidung frey erhalten.

Der Ort Keszthely ſelbſt liegt im Szalader-Comitate am Plattenſee in einer äußerſt ſchönen Gegend in Niederungarn, und war wegen ſeiner ökonomiſchen Schule, womit beträchtliche Länder verbunden ſind, ſchon längſt bekannt; da ſie eine der erſten Anſtalt dieſer Art in unſerm, das Gemeinnützige und das Wohl des Ganzen im Augenmerke habenden Staate iſt, und die Nachbarſchaft der Deutſchen, Illyrier, Ungarn und Slaven veranlaßt, daß alle dieſe Völker an dieſer Bildungs-Anſtalt Antheil nehmen, und dadurch die erſten praktiſchen und edelſten wiſſenſchaftlichen, techniſch- und mechaniſch unter dieſe, oft des Sinnes für das Nützliche ſehr verwöhnte Menſchen gebracht und zum Wohle ihres Staates verbreitet werden.

Neue

Neue Erweiterungen der Fernschreibekunde.

Die von Hrn. v. Maimieux, Ritter des königl. Baierschen St. Michels Orden, in Frankreich erfundene Pasigraphie hat so eben eine sehr merkwürdige praktische Ausdehnung dadurch erhalten, daß man dieselbe bey dem vereinfachten telegraphischen System anwandte, welches man neuerdings in den Schlöffern von Lautarch und von Kronburg in Thätigkeit gesetzet hat. Der Erfinder dieser Anwendung einer allgemeinen Schreibart ist der Graf von Primat Periez, Großkreuz desselben St. Michels-Orden. Er gab seiner Einrichtung den Namen von Pasilèlégraphie. Wer nähere Nachricht von diesen Erfindungen zu haben wünscht, der addressire sich an den Hrn. v. Maimieux in Paris in der Vorstadt Poissonnière, bey welchem man auch die Pasigraphische Karte findet.

Anekdote.

Als Friedrich II. und Joseph II. ihre berühmte Zusammenkunft hatten, fragte Ersterer diesen unter andern auch:

„Was er von der Ermordung Wallensteins dächte und ob Ferdinand II. damals gültige Beweise gegen ihn in Händen gehabt hätte?"

Der Kaiser antwortete ihm verdrießlich: „Ich glaube, und muß glauben, daß meine Vorfahren nicht ungerecht handeln konnten." Er begrif den König nicht. Dieser, ein Freund der Geschichte, wollte nichts, als Aufklärung über diesen — Meuchelmord, und Joseph sahe in der Frage nur eine Anspielung auf die Schwäche und Bosheit Ferdinands II., seines Vorfahren!

*r.

Verschiedenes.

Im Jahre 1811 sind auf den verschiedenen Pariser Theater 160 neue Stücke gespielt worden; nemlich: A. In der Académie impériale de Musique (großen Oper), 5; worunter 3 Opern und 2 Ballets. Die Opern waren: der Triumph des Mars, Sophokles und die Amazonen. Keins dieser Werke hat ein ausgezeichnetes Glück gemacht. B. Auf dem Théâtre-François 9. Hierunter befanden sich zwey Trauerspiele: Mahomet der Zweyte, den der Verfasser nach der achten Vorstellung zurücknahm, und Hannibal, der noch am 30. Dec. durchfiel. Ein Lustspiel in fünf Akten, la manie de l'indépendance, ganz durchgefallen; zwey Lustspiele in drey Akten; ebenso ganz durchgefallen, und vier kleine Stücke, wovon drey ausgepfiffen wurden. C. In der komischen Oper 12; nemlich 3 von drey Akten, 3 von zwey und 6 von einem Akte. Vier davon fielen durch; die übrigen machten kein ausgezeichnetes Glück. D. Im Odeon 18. Die Menge ersetzt die Güte. Doch wird Hrn. Picards Vieille Tante gelobt. E. Opera-Buffa, 7. F. Vaudeville, 24, wovon nur 4 bis 5 auf dem Theater blieben. G. Variete's, 21, worunter die berüchtigte Ogresse. Doch reinigt sich das Repertorium dieses Theaters nach und nach. H. Ambigu-Comique, 11, worunter 7 Melodramen. I. Gajete', 17, worunter 9 Melodramen. K. Jeux Gymniques, 8 Pantomimen. L. Cirque Olympique 11. M. Jeux Forains 17. — Im Jahre 1810 waren zu Paris nur 150 neue Stücke aufgeführt worden.

— —

Die russischen Charten des Bergwerksdepartements zeigen, in der Richtung von Swetoi Nos (dem heil. Vorgebirge), auf dem zweyten Blatte des Gouvernements Jakutk, zwischen 72 und 74 Grade der Breite und 132 bis 145 Grad der Länge von Greenwich, zuerst zwey beträchtliche Inseln. Sie heißen die Láchovschen Inseln, weil der Jakutische Kaufmann Láchow, sie 1774 auf dem Eise mit seiner Jagdgesellschaft besuchte, und dort sehr schönes weißes Elfenbein, (Mammuthsknochen oder Zähne) fand. Er erhielt darüber ein Monopol. Die erste dieser Insel liegt von Swetoi Nos in einer Distanz von mehr als zwey Tagreisen über das Eis, und hält, nach Schätzung mehr als 10 deutsche Meilen in der Länge und 8 in der Breite. Die zweyte Insel, drey deutsche Meilen nördlicher, ist beträchtlich kleiner als die erste, auf welcher Láchow eine Winterwohnung errichtete. In ihrer Mitte findet sich ein seichter See, mit weichen, aber hohen Ufern; als diese, beym Aufthauen, herab stürzten, fanden sich große Haufen von Schädeln und Gerippen von Elephanten (Mammuths), Rhinoceros und andern Thieren, nebst vielen ungeheueren Büffelhörnern, vorzüglich aber sehr schöne, theils völlig weiße, theils gelbliche und bräunliche Elephantenzähne, die den Elfenbeinzähnen von Afrika gleich kamen. Auch die kleinere nördlichere Insel hatte gegrabenes Elfenbein; beydes wird nach den Hauptstädten geführt, geht auch über Archangel ins Ausland.

Der

Verkündiger.

11. Stück. Mittwoche. Am 15. Januar 1812.

Fortschritte der Bereitung des Zuckers aus Ahorn in Oesterreich.

Unter den, im Jahre 1811 gemachten Versuchen mit der Erzeugung des Zuckers aus Ahornsaft in Oesterreich, welche wir im Verkündiger angezeigt haben, zeichnen sich jene der Obrigkeit des Guts Stockau im Klattauer Kreise Böhmens Hr. J. U. D. Leonard Stöhr, theils durch die Genauigkeit in dem Verfahren, den Beobachtungen und der Darstellung derselben, theils auch durch die Verschiedenheit der Resultate aus. Da sie die Abhandlungen des Waldmeisters Böhringer und des Prof. Mikan über diese Zuckererzeugung zu spät erhielt, um die zur Sammlung und Verkochung des Safts nöthigen Geschirre für größere Quantitäten beyzuschaffen: so beschränkte sie sich auf die Benützung von 34 Bäumen, wovon am 5. März bey eingetretenem Thauwetter 6 Stücke im Durchmesser von 8 bis 34 Zollen; am 6. ebenfalls 6 zwischen 7 und 33 Zollen; am 7. drey von 20 bis 27 1/2 Zollen; am 9. sieben von 21 1/2 bis 26 1/2 Zollen; endlich am 12. zwölf Stücke zwischen 16 1/2 und 33 1/2 Zollen im Durchmesser angebohret wurden. Von diesen Bäumen stehen die 22 ersteren an der Nordseite entweder im Hochwalde oder in 30 bis 40jährigem Schlage; die letzteren 12 an der Südseite, ebenfalls theils im Hochwalde theils in 20 bis 30jährigen Schlage; alle aber in gutem Waldgrunde. Die Bäume waren durchaus gesund, 8 derselben hatten jedoch dürre Kronen, darunter aber junge Triebe; nur einer war alt und hohl. Die Anbohrung geschah nach Angabe der Abhandlungen, so tief wie möglich am Boden, von unten gegen die Höhe, nach Stärke des Baums 2 bis 4 Zol tief, und an den stärkeren wurden zwey Oeffnungen gemacht; die Holerröhrchen wurden mit Werg umwunden, um den Nebenausfluß zu hindern, und der Saft fieng jedesmal gleich nach der Anbohrung an, in schnell nach einander folgenden Tropfen zu fliessen. An Ergiebigkeit des Saftes zeichneten sich die alten Bäume, vorzüglich an der Nordseite, aus; sie gaben Saft bis zum ersten April, wo sie alle zu fließen aufhörten, nachdem der Saft schon einige Tage früher trübe geflossen war. An diesem Tage zeigten sich die Knospen bereits sehr angeschwollen, vorzüglich aber an der Südseite; daher es auch wohl kommen mag, daß die an der Nordseite an Saft ergiebiger waren. Im Ganzen war die Witterung der Gewinnung des Saftes nicht günstig; trockne Nord- und Ostwinde waren die herrschenden: weder Schnee noch Regen befeuchtete das Erdreich; den 10. 11. 12. 13. 16. 17. 21. 23. 24. 27. und 28. gefror es so stark, daß der Abends ausgeflossene Saft früh oft ganz aufgefroren war. Die übrigen Tage waren heiter und warm; die günstigsten waren der 18. 19 und 20. März, an welchen einige Bäume in 24 Stunden zwischen 6 und 8 Maaß Saft gaben, und von sämmtlichen Bäumen 200 Maaß Saft gewonnen wurden. Bey so ungünstigen Umständen blieb also auch die dießjährige Saftgewinnung gegen die Erfahrung des Hrn. Böhringer, nach welcher ein Baum zu dem andern 90 Maaß Saft gibt, in der Quantität sehr zurück, indem da von 34 Bäumen im Ganzen nicht mehr als 438 Maaß Saftes gewonnen wurden.

Der Saft wurde täglich gesammlet, in Butten nach Hause getragen, und abgedampft. Nur wenn dessen zu wenig eingieng, wurde er mit etwas Kalk-

wasser

wasser versetzt, und, bis mehr Saft nachfolgte, aufbewahrt. Bey großen Quantitäten wurde die erste Abdampfung in einem großen kupfernen Kessel; die zweyte in großen Casserolen; bey kleineren Quantitäten aber die erste in großen, und die zweyte in kleinen Casserolen bewirkt.

Der erste Sud wurde am 6. März mit 8 1/2 Maaß Saft vorgenommen. Die erste Abdampfung bey starkem Feuer dauerte 2 Stunden; der sich von Zeit zu Zeit hebende Schaum wurde abgeschöpft. Nach 2 Stunden zeigte sich kein Schaum mehr; der Saft war über die Hälfte, gegen 2/3 abgedampft, bereits ziemlich gelb, und wurde daher durch ein Leinentuch auf das zweyte Abdampfungsgeschirr geseihet, wo er bey gelinderm Feuer 4 Stunden kochte, und, um nicht anzubrennen, von Zeit zu Zeit mit einer hölzernen Spachtel umgerührt, dann aber in das Krystallisationsgeschirr übergossen wurde. Bis 17. März war er zu schönen Candis krystallisirt, und gab 16 Loth Zucker. Auf diese Art wurde bey jedem Sude verfahren; nur hatte Hr. Dr. Stöhr bey dem ersten Sude bemerkt, daß der Syrup im Crystallisationsgefäße noch einen dunklen Satz mache, und hat daher bey den folgenden Abgüssen den Saft noch einmal durch ein Leinentuch passiren lassen, wodurch auch der Syrup heller und der krystallisirte Zucker schöner geworden ist.

Die Quantität des Safts war verschieden, so erhielt man z. B. im März eines Tages 8, und an einem andern 70 Maaß, zum Krystallisiren brauchten sie 6 bis 18 Tage, die Quantität des Zuckers war von 70 Maaß Saft 4 Pfund 7 Loth ꝛc. Folgende Bemerkungen wurden bey den verschiedenen Süden gemacht.

a) Bey dem Sude vom 25. März wurde der ganz eingedichtete Saft auf Teller von Steingut gegossen und in ein ungeheiztes Zimmer gestellt; er krystallisirte sich eben so gut, wie bey mäßiger Ofenhitze, und zeigte sich beym Stoßen etwas weißer. Es wurden daher die letzten Sude ebenfalls in ungeheizten Zimmern krystallisirt; nur erfolgt da die Krystallisation einige Tage später.

b) Starke Ofenhitze hindert die Krystallisation.

c) Je flächer der ganz abgedampfte Syrup gegossen wird, desto schneller erfolgt die Krystallisirung; kleine messerdick gegossene Quantitäten waren am fünften Tage krystallisirt.

d) Der Syrup hatte einigen Geschmack von Vanille, welcher sich aber bey der Krystallisirung ganz verlor.

e) Gleiches Gewicht dieses Zuckers giebt eine dem Colonialzucker gleiche Süßigkeit.

f) Die Kruste, welche der abgegossene Syrup auf der Oberfläche bildete, gleich weißem Candis; die Unterlage, wenn sie sich krystallisirt hatte, dann auf Papier auf dem Ofen recht gedörret war, gleich gestossenem Martiniquepoudre.

g) der Saft zeigte während der ersten Abdämpfung nie ein Streben zum Steigen. Bey der zweyten Abdämpfung tritt ein Zeitpunkt ein, wo der Syrup während des Umrührens auf der Oberfläche unzählige kleine Augen bildet, gerade so wie das Schmalz, wenn es heiß wird, und dann fängt er an zu steigen. Diesen Zeitpunkt sah Hr. Dr. Stöhr als jenen der vollendeten Eindickung an, und ließ da den Syrup in die Krystallisirungsgefäße abgiessen. Ein anderes Merkmal der vollendeten Abdampfung zeigt sich darin, wenn ein Löffel voll Saft auf ein heißes Geschirr und von diesem wieder in ein anderes gegossen wird. Wenn er im Abgießen von diesem langsam fließt; an demselben wie Glas hängen bleibt; die letzten Tropfen nur langsam sich ablösen, und im Fallen einen Faden ziehen: dann ist es Zeit ihn in die Krystallisirungsgefäße abzugießen. Dieser Zeitpunkt kann, ohne Nachtheil, nicht übergangen werden. Bey dem einzigen Sude vom 24. März wurde er übersehen, und dadurch der Syrup zu sehr eingedickt. Die Folge war, daß der Syrup statt der Farbe des Tropfhonigs, die er haben soll, eine viel dunklere erhielt, sich schwer kristallisirte und geringeres Zuckergewicht gab.

h) Der gefrorne Saft wurde anfangs weggeschüttet. Da er aber mehrmal ganz aufgefroren war, wurde er mit dem übrigen verkocht, und gab gleiche Quantität Zucker, wie der ungefrorne.

i) Zeigt die aufgestellte Uebersicht den auffallenden Umstand, daß 430 Oest. M. Saft 26 Pf. 9 1/2 Loth Zucker gegeben haben, folglich zu einem Pfund Zucker, nur an 16 1/2 Maaß Saft nöthig waren, während nach Böringers Erfahrung deren 28 bis 32 Maaß dazu erforderlich sind.

Dieser Umstand kömmt mit der Angabe des Hrn. geheimen Rath Hermbstädt überein, nach welcher

1 Quart (3 3/10 Wiener Seidel) Bergahornsaft 1 3/4 Loth Zucker geben, folglich zu 1 Pfund nur etwas über 15 Wiener Maß erforderlich sind.

Die k. k. ökonom. patriotische Gesellschaft findet daher diesen Umstand der größten Aufmerksamkeit, und des gemeinschaftlichen Zusammenwirkens würdig, um den Grad der Zuckerhaltigkeit des Ahornsafts in den Oesterr. Erblanden in Conviderz zu setzen; indem zwar bekannt ist, daß die Güte des Bodens, das Alter der Bäume, und selbst die kältere Gebirgsgegend (wozu jene von Stockau gehört) Einfluß auf den größern Zuckergehalt des Saftes haben; ein so auffallender Unterschied des Zuckergehalts aber zwischen Stockau und anderen Gegenden Böhmens, ohne nähere und genauere Prüfung, sich nicht wohl annehmen läßt.

Schweizerische Verordnung wegen der Hunde.

Der große Rath des Cantons Basel hat verordnet, daß auf jeden Hund, außer dem jährlichen Bewilligungsschein von 10 Batzen jährlich, eine Abgabe von 4 Batzen auf den ersten, 8 Fr. auf den zweyten und 12 auf den dritten gelegt werden soll; Berufsarten, die nothwendig Hunde halten müssen, sind frey. Wer Steuern, Almosen oder Unterstützung aus einer wohlthätigen Anstalt genießt; so wie Gesellen, Taglöhner, Knechte ꝛc. und Personen, welche keine Abgaben bezahlen, dürfen gar keine Hunde halten. Die Abgabe gehört zur Hälfte der Sanitätskasse und zur Hälfte den Armenfonds. Unterm 11. Dec. hat der kleine Rath eine umständliche Vollziehungsverordnung für dieses Gesetz erlassen, die zugleich die Hundepolizey in gewöhnlichen Zeiten sowohl als bey verdächtigen Umständen und nach gefährlichen Vorfällen enthält. Sie ist im Ganzen überaus sorgfältig abgefaßt; weil aber in solchen Dingen alles von der Handhabung und strengen, rücksichtlosen Vollziehung abhängt, so muß der Schlußartikel einige Zweifel erregen, worin es unter anderm heißt: „So sehr aber unser ernstlicher Wille dahin geht, daß jeder Artikel dieser Verordnung aufs strengste gehandhabt werde, so hat es doch die Meynung nicht, daß wo durch Zufall oder etwa durch Bosheit eines Dritten, oder wenn keine Absicht der Verordnung zu trotzen, aus den Umständen hervorblickt, nicht in einem noch (oder) anderm Stück die Strafe gemildert werden könne.

Verschiedenes.

Komet. Aus Augsburg wird unterm 9. Jan. folgendes gemeldet: Den neuen Kometen beobachtete Herr Kanonikus Stark heute Abends um 6 Uhr 32 Min. in den Hyaden, jener großen Sterngruppe, welche sich im Kopfe des Stiers auszeichnet, und, ohne die kleinen Sterne über achter Größe, 57 Sterne von erster bis achter Größe enthält, von welchen der schön feurig glänzende Stern Aldebaran am rechten Auge des Stiers allein erster Größe ist. Mit diesem Stern hatte der Komet beynahe eine gleiche nördliche Abweichung, und war von demselben westlich bey Gamma dritter Größe fast eben so weit entfernt, als Aldebaran von den zwey Sternen Delta vierter Größe östlich steht. Nahe an dem Kometen war wieder ein Stern von achter bis neunter Größe zu sehen; aber es geschah heute keine Bedeckung, wie sie am 2. Jan. unweit Mi bey einem sehr kleinen Sterne vorging. Das Licht dieses Kometen hat sehr merklich abgenommen, und er ist nur durch gute Fernröhre zu sehen. Am 16. Jan. wird er östlich nahe bey A fünfter Größe, und am 19. bey dem Wendekreis des Krebses, östlich der Plejaden aufzufinden seyn.

— —

Die dritte Jahresrechnung der allgemeinen Brandversicherungsanstalt des Kantons Zürich vom 1. Dec. 1810 bis 30. Nov. 1811 gibt die Brandschaden des Jahres auf 30,717 fl. 35 Sch. 1 Rp. an, wozu 557 fl. 38 Sch. Administrations-Kosten kommen. Zur Deckung dieser Gesamtausgabe der Anstalt, von 31,275 fl. 33 Sch. 1 Rp., wird eine Anlage von 12 Rp. oder 3 Sch. von 100 fl. des Kapitalwerths der assekurirten Gebäude enthoben, die von der Total-Summe der Häuserkatasters, welcher auf 45,270,330 fl. ansteigt, 33,952 fl. 30 Sch. beträgt, wozu 2071 fl. 26 Sch. 3 Rp. Saldo voriger Rechnung, und 68 fl. Erlös aus verkauften Rechnungen der Anstalt hinzukommen. Diese bilden eine Einnahme von 36,092 fl. 16 Sch. 3 Rp., und geben also einen Ueberschuß für das kommende Jahr von 4816 fl. 23 Sch. 2 Rp.

— —

Am

Am Ende vorigen Jahres trug sich in Pesth folgende, in Zeitungen unrichtig erzählte, traurige Begebenheit zu. Der Kaffeewirth, Lechner, hielt zu seinem Vergnügen einen ausgewachsenen Bären an einer Kette in dem Hofe seines Hauses, ohne ihn in einem Käfig eingesperrt zu haben. Der Sohn eines Koches, ein siebenjähriger Knabe, wollte ihm einen Apfel geben, ein anderer Knabe gab ihm einen Stoß, daß ersterer auf dem Bären fiel; dieser packte ihn sogleich und würde ihn zerrissen haben, wenn nicht auf das Geschrey der beyden Knaben eine Menge Menschen herbeygeeilt wären, und mit vieler Mühe den Knaben dem Bären entrissen hätten — aber in welchem Zustande! die Haut war ihm über das Gesicht herabgerissen, die rechte Hand, welche der Bär bereits im Rachen hatte, war ganz zerbissen u. s. w. Der Knabe starb den achten Tag im Spitale; der arme Koch ist über den Verlust seines Sohnes trostlos, denn man weiß, daß auf die Vatergefühle das Vermögen keinen Einfluß hat, und den Aermsten ihre Kinder oft am theuersten sind (und der reiche Kaffeewirth?) — der Prozeß ist noch nicht aus — unterdessen ist der Bär erschossen worden, und man darf hoffen, dieser Vorfall werde die Obrigkeiten aufmerksam machen, damit sie strenge darauf sehen, daß dergleichen wilde Thiere mit allen möglichen Sicherheitsmaßregeln aufbewahrt, und vom Herumführen nicht nur an Ketten gehalten, sondern auch mit Maulkörben versehen werden.

— —

Zu Bern hat die akademische Curatel am 13. Dec. folgendes Publikandum erlassen: „Der akademischen Curatel ist angezeigt worden, daß wegen gröblichen Vergehen, welche einige in der Schule aufgenommene und nunmehr nach Verdienen daraus verstoßene Knaben, in Mitwirkung einiger anderen dazu verleiteten, sich haben zu Schulden kommen lassen, mehrere Personen sich vermessen haben, auf den Strassen Schüler in ihrer Uniform mit Schelt- und Stichelworten anzufallen, und sich ehrrührige Aeußerungen gegen durchaus schuldlose junge Leute zu erlauben. Die Curatel, Kraft ihres Amts macht demnach unter richterlicher Bewilligung bekannt, daß sie alle und jede Personen, welche sich auf eine solche schlechtgesinnte und unbesugte Weise begehen lassen sollten, Schulknaben in der Uniform solchergestalt zu beleidigen, alsobald verleiden, und nach aller Strenge zur Strafe ziehen lassen wird." Der Vorfall, auf den sich diese Warnung gründet, hat allgemeines Aufsehen verursacht, und ist ein Seitenstück zu jenem Leipziger Knabenunfug, den das Drama der Räuber veranlaßt haben soll; eine organisirte Bande zehn bis vierzehnjähriger Schulknaben hatte die Räuber-Romane theoretisch studirt, und ihre Lehren in den Krambuden praktisch angewandt.

— —

Am 2. und 3. Jan. hat man in Paris mit der von Herrn M. J. Michels und Compagnie neu erfundenen Strassenbeleuchtung Versuche gemacht. Die Laternen waren von der Strasse Pronvaires bis in die Mitte der Pont-Neuf aufgestellt, man gab ihnen den Namen: Laternen von Mastricht, weil sie in dieser Stadt verfertigt werden. In Amsterdam, Rotterdam, Gorcum, Herzogenbusch und Mastricht bedient man sich derselben schon seit einiger Zeit zur Strassenbeleuchtung. Nächstens wird die Commission ihren Bericht bekannt machen.

— —

Ein Pariser Chemiker hat das Geheimniß erfunden, den Garten- und Feldpflanzen, ihr vorübergehendes Daseyn zu verlängern, er garantirt sogar allen Blumen und Pflanzen die Erhaltung ihrer Lebhaftigkeit, ihres Geruches und ihrer Farben mehrere Jahre hindurch, und bezieht sich darüber auf seine gemachten Entdeckungen. Bey den ersten Parfümeurs von Paris erblickt man dermalen schon Blumensträuße, welche diese neue Erfindung zu rechtfertigen scheinen.

— —

Aus Neapel wird unterm 23. Dec. gemeldet: Seit Anfang Novembers bis zu den ersten Tagen ließ der Vesuv einen Ausbruch befürchten. Während dieser ganzen Zwischenzeit warf er von Zeit zu Zeit rechartige Materien aus, die größtentheils wieder in seinen Krater fielen. Heute bemerkt man einen kleinen Feuerstrom, welcher sich langsam durch die innern Thäler hinschlängelt.

Bekanntmachung.

Anzeige die Leipziger Literatur-Zeitung betreffend.

Von der nun in unserm Verlage herauskommenden Leipziger Literatur-Zeitung sind die beiden ersten Wochen ausgegeben worden. — Die plangemäße Fortsetzung wird ununterbrochen folgen. Leipzig am 11. Januar 1812.

Breitkopf und Härtel.

Der

Verkündiger.

12. Stück. Freytag. Am 17. Januar 1812.

Die amerikanische Stadt Philadelphia.

Folgendes sind einige der neuesten Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand von Philadelphia. Wenn Einfalt, Eleganz und Regelmäßigkeit eine schöne Stadt machen: so gehört das nordamerikanische Philadelphia zu den schönsten Städten der Welt. Ihre Straßen sind breit und schnurgleich. Schön gepflasterte Fußgänge auf beyden Straßenseiten dienen zugleich als Promenaden für die bessern Volksklassen in der schönen Jahrszeit. Häuser von Backsteinen, zwar wenig solid, aber ausserordentlich einfach und sauber, und große Schattenbäume zieren jene Fußgänge, wo man im Sommer vor der Sonnenglut geborgen wandelt. Die Hauptpforte der Häuser ist ein säulenartiger Portikus, aber von so kleiner Proportion, daß er dem Auge des Fremden widerlich erscheint. Die Fassung der Fenster und Glasthüren ist in gothischer Manier, sehr zierlich, und die Treppe oft mit artigem eisernem Geländern versehen. Die Pracht des Hausgeräths und der innern Verzierungen sind vorzugsweise für den Saal aufgespart, wo auch der ärmste Amerikaner seinen Reichthum zur Schau geben möchte. Die öffentlichen Gebäude zeigen eine ähnliche stolze Sparsamkeit. Die Stirnseite der Bank der vereinigten Staaten setzt anfangs durch die Herrlichkeit und Zierde ihrer korinthischen Ordnung in angenehmes Anstaunen; aber der unbescheidene Blick des Wanderers entdeckt bald hinter diesem künstlichen Säulengepränge elende kleinliche Kuickerey der Erbauer dieses Mammonstempels. Die Hauptmasse dieses Zwitterpallasts ist von Backsteinen aufgeführt. Die ungeheure Anhäufung der verschiedensten Baumaterialien beleidiget die Grundsätze der Kunst und schadet der Dauerhaftigkeit des Werks. Die Vertheilung im Innern entspricht auch nicht der Ordnung und dem Zierlichen des Aeußern. Es ist da ein unförmliches Mauerwesen, das zu keiner Gattung der Baukunst gehört, und sehr häßlich mit der Idee absticht, die man sich vom Ganzen machte. Die Bank von Pensilvanien, sagt man, ist nach dem Muster eines Tempels von Athen, in zierlichem dorischem Styl, gebaut. Die Säulenreihe ist trotz dem ein wenig niedrig im Verhältniß zur gewaltigen Größe des Gesammten. Ein Tempel der Presbyterianer in der Marktgasse ist mit einer geschmackvollen Säulenhalle korinthischer Ordnung geschmückt. Nur Schade, daß so niedliche Kunstwerke zu einer so vergänglichen Existenz durch die schlechte Wahl der Materialien verdammt sind. Die kannelirten Säulen dieses Gebäudes sind bloß von Holz und übergipst, und der Körper des Ganzen aus Backsteinen. Das Irrenhaus ist das einzige Gebäude, an dem die Amerikaner Geist gezeigt haben. Es liegt frey und schön; die Vertheilung ist bequem, die Treppe herrlich, die innere Ordnung weise überdacht. Im Hof des Irrenhauses steht die metallene Bildsäule eines der eigensten Menschen, William Penn's. Der alte Pallast des Kongresses hat kein anderes Verdienst, als in Raynals Buch. Es ist ein geschmackloses albernes Gebäude. Ein Theil desselben ist zur Anlage eines Museums, das man nicht ohne Kosten sehen, aber ohne große Befriedigung verlassen kann. Der Eintritt um baares Geld würdigt eine Stiftung herab, die zum Behuf der Künstler und zur Bildung des Geschmacks offen seyn sollte. Den größern Theil derselben nimmt eine lange Reihe vermeinter großer Männer ein, die Amerika er-

erzeugte. Nachdem der Nationaleitelkeit dieſer Zoll entrichtet iſt, wendet man den Blick unwillkührlich auf eine Sammlung von Thieren und Vögeln, die der Neugier ſchlecht genügen, weil ſie ſchlecht erhalten ſind, und auf eine Sammlung von Mineralien und indianiſchen Arbeiten, welche nicht in gehöriger Ordnung geſondert daliegen. Eine Orgel, in der Mitte des Hauptſaals, reitzt von Zeit zu Zeit das Gehör des Schauluſtigen, und giebt dem Ganzen eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Guckkaſtenſcenen. In einem der Säle ſieht man auch das Skelet von einem Mammuth. Die ungeheuern Gliederformen dieſes Vierfüßlers beweiſen, daß Amerika in Zeiten älter als die Sündfluth (sic) größere Thiere, denn andere Welttheile, zeugte. Die öffentliche Bibliothek iſt von einer Geſellſchaft Aktionärs geſtiftet, mehr aus Spekulation, als aus Intereſſe für Wiſſenſchaft und öffentliche Belehrung. An der Façade des Eingangs ſieht man, wenn's einem ordentlich geſagt wird, die Bildſäule des berühmten Franklin. Der Künſtler hat die eigenthümlichen Züge dieſes großen Mannes vollkommen getroffen; alles athmet Milde und Heiterkeit der Tugend; die Stellung entſpricht dem Weltweiſen; die Umgebungen und die Tracht ſind mit der Würde der Perſon übereinſtimmend. Dieſe Bildſäule ſollte in freyer Luft ſtehen, in der Mitte des Elements, das der große Naturforſcher zu beherrſchen wußte; aber nun ſteht ſie in einer traurigen Niſche da, wie ein ſpaniſcher St. Antonius. Man hält die Bibliothek für dreyßigtauſend Bände ſtark; und wirklich, die Zahl von Büchern iſt überflüſſig groß genug für ein Land, wo man nichts lieſet, als das „Directory" und die „Handelszeitung." Die Auswahl der Bücher iſt noch ſchlecht dazu. Dieß Gebäude, wie alle dergleichen in Philadelphia, hat ſeinen Opferſtock für die Armen; man könnte wohl ſagen, auch für die Armen am Geiſt. Denn was ſoll man auch von einer gelehrten Geſellſchaft ſagen, die, ehe ſie dem Geiſt Nahrung giebt, vorher die Geldbeutel in Anſpruch nimmt. Alle Autoren in us ſind in einen beſondern Saal hin verbannt, wo ſie im Staub der Vergeſſenheit ruhen. Das Muſeum der Künſte, deſſen Stiftung viel neuer iſt, kündigt ſich unter keinen günſtigern Ahnungen an, als die übrigen wiſſenſchaftlichen Anſtalten. Die Künſte ſcheinen aus einem Lande, wo Geldgewinn alle Anlagen der Einwohner in Beſchlag nimmt, wie verſtoßen zu ſeyn. Ein amerikaniſcher Adler ſchmückt den Eingang des Hauſes. Eine engbegrenzte Rotunda enthält einige Gemälde und Gipsabgüſſe von Bildhauereyen des Alterthums, deren größerer Theil verſtümmelt iſt. Man arbeitet daran, die Zahl der Meiſterſtücke zu vermehren, die dieſes Gebäude beherbergen ſoll. Allein die Fortſchritte der Anſtalt ſtehen in vollkommenem Verhältniß mit dem Eifer der Philadelphier für nützliche und angenehme Kenntniſſe. Man zahlt an der Thür dieſes Apollo-Tempels den Aktionärs dieſer Stiftung den gewöhnlichen Tribut. Die Geſellſchaft der Freimaurer errichtet mit großen Koſten einen Tempel ihrer königlichen Kunſt, würdig der tugendhaften Verbündeten, die ihn beſuchen wollen. Aber die Werkſtatt dieſer Arbeiter par excellence ſollte doch alle Vollkommenheiten der ſchönen Architektur in ſich vereinigen. Statt deſſen bietet ſie dem Auge die wunderlichſten Verhältniſſe und die verworrene Verbindung von Schönheiten eines gothiſchen Styls entgegen, der in Philadelphia der herrſchende iſt. Unter die wahrhaft nützlichen Stiftungen muß man die durch Feuer getriebene Kunſt rechnen, welche der ganzen Stadt Waſſer liefert. Die hydrauliche Maſchine ſteht am weſtlichen Ende der Marktgaſſe, in einem Gebäude, welches, ſtatt Anmuth mit Dauerhaftigkeit zu vereinen, ein ſehr ſchwerfälliges Anſehen hat, und erſt in einer gewiſſen Nähe ſichtbar wird. Sie erſetzt den Kanal, welchen Robert Morris, ein reicher Handelsmann von Philadelphia, anfieng, um den Schuylkill und Delawarſtrom zu Gunſten einer Stadt von 80,000 Einwohnern zu verknüpfen. Aber die zerrütteten Vermögensumſtände dieſes guten Bürgers machten der Kanalarbeit ein Ende. Nicht weit davon iſt ein Luſtplatz mit einem Springbrunnen, wo zugleich mehrere Alleen zuſammenlaufen. Eine Najade ſteht auf einem Felſen, hat auf ihrer Achſel einen Waſſervogel, der aus ſeinem Schnabel einen zwanzig Schuh hohen Waſſerſtrahl wirft. Ueber dem Felſen ſprudeln kleinere Quellen und fließen in ein mit grünem Raſen umzäumtes Becken. Allein die niedliche Najade iſt von Holz, weiß angemalt; denn alle Werke der Amerikaner müſſen nun einmal das Gepräge hoher Sparſamkeit tragen. Die Idee iſt wohl erfunden, die Ausführung artig, nur in den Koſtümen ward geſündigt. Man tadelt, daß der

Künſtler

Künſtler nicht ein anſchmiegendes Gewand gab, ſtatt des fliegenden, das doch immer durch ihren naſſen Vogel benetzt wird. Dieſer Luſtort, Center-Square geheißen, iſt übrigens von Spaziergängern wenig beſucht, und traurig; er liegt an der Landſtraſſe, die zu dem reitzenden Hauſe Hamilton führt, wo man ſich plötzlich in Italiens ſchönſten Garten verſetzt zu ſeyn wähnt. Ohne zu übertreiben, kann man behaupten, nirgends in der Welt hat man eine ſo mannigfaltige Ausſicht, mit ſo mahleriſchen Perſpectiven, als von der Gallerie des Hamiltonſchen Pallaſtes. Ein reitzender kleiner Fluß ſchlängelt ſich durch die ſchöne Landſchaft in tauſend Krümmungen, als koſtete es ihn Ueberwindung, das zauberiſche Oertchen zu verlaſſen. Eine angenehme verſchwimmende Ferne; ein Kaſtanienwald für den, der Einſamkeit ſucht; ein Treibhaus, wo der Freund der Pflanzen zugleich die Ceder Libanons, die nordiſchen Fichten und Gummibäume der heißen Zone findet; ein ſchönes, unterrichtvolles Gemäldekabinet; die Anmuth einer guten Mahlzeit auf weichem Raſen mit artigen, liebenswürdigen Geſellſchafterinnen, alle dieſe Genüſſe gewährt ein Spaziergang zu Hamiltons Gärten. Das Schauſpielhaus von Philadelphia iſt klein; die Dekorationen ſind ſchlecht; die Schauſpieler ohne Werth; die Zuſchauer ohne Geſchmack; alles zuſammen langweilig.

Verſchiedenes.

Eine zu Paris erſchienene Verordnung über die innere und äuſere Polizey der Schauſpielhäuſer enthält zuförderſt Vorſchriften über einen ſoliden Bau, und die Löſchanſtalten. Jeder Unternehmer, der nur Einen Tag verabſäumt, die Waſſerbehältniſſe gefüllt, und die Spritzen in gutem Stande zu halten, verliert ſein Privilegium. Es iſt verboten im Publikum Billets, die man eben erſt im Büreau gekauft hat, wieder zu verkaufen. Es iſt verboten während der Vorſtellung auf den Gallerien ſo zu ſprechen, oder zu geben, daß die Ordnung dadurch geſtört wird. Es iſt verboten, die Ruhe der Zuſchauer durch Geſchrey, Beyfallklatſchen oder Zeichen der Mißbilligung, ehe der Vorhang aufgezogen iſt, oder während der Zwiſchenakte, zu ſtören. Niemand darf den Hut aufſetzen, ſolange der Vorhang aufgezogen iſt; in den großen Theatern niemals, ſobald er einmal aufgezogen war. Jede Privatperſon muß proviſoriſch dem Polizeybeamten gehorchen, und demnach, ſobald dieſer ihn dazu einladet, das Innere des Saals verlaſſen, und ſich nach dem Polizeybüreau begeben, um dort die ihm abzufordernden Erklärungen zu geben ꝛc.

— —

In dieſem Jahre 1812 hoffet man in Frankreich, daß daſelbſt 100,000 Morgen Landes mit Runkelrüben angebaut werden, als wie viel erforderlich ſeyn werden, um Zucker daraus zur Conſumtion von ganz Frankreich zu bereiten. Zur Etablirung von 2 bis 300 neuen Fabriken iſt der Vorſchuß eines Kapitals von 6 Millionen Franken nothwendig, indem eine Fabrik, deren Unterhaltung 20 bis 30,000 Fr. koſtet, jährlich 100 bis 200,000 Pfund Zucker liefern kann. Im vorigen Jahre war bey den genommenen glücklichen Maasregeln wirklich eine hinreichend große Menge Runkelrüben angebaut worden, allein es fehlte noch an einer hinreichenden Anzahl von Fabriken, obgleich ihre Anzahl ſchon groß genug iſt; wovon die Urſache war, daß die Eigenthümer der Fabriken den Vorrath von Rüben, der zu ihren Gunſten vorhanden war, nicht benutzten. Auf dieſe Weiſe kann das Franzöſiſche Reich durch den Runkelrüben-, ſo wie durch den Waldanbau eine Summe von 90 Millionen Franken gewinnen, welche für Indig und Zucker aus dem Lande giengen. Der Runkelrübenzucker, den man gegenwärtig fabricirt, kommt hingegen nicht über 18 Sols das Pfund zu ſtehen, und wird, wenn man das Verfahren und die Maſchinen noch vervollkommnet haben wird, nicht über 14 Sols kommen, ſo daß ſelbſt die ausgeſetzte Aufmunterungs-Prämie noch mehr zur Vervollkommnung beytragen wird. Wenn man nun auf den ausländiſchen Zucker fortwährend eine Abgabe von 25 Procenten zu entrichten hat, ſo könnte nicht nur der Runkelrübenzucker zu jeder Zeit die Concurrenz halten, ſondern es würde dadurch noch der ungeheuer große Vortheil entſtehen, daß man den Runkelrübenzucker zu jeder Zeit wohlfeiler als den Ausländiſchen erhalten könnte.

— —

Der franz. Kaiſer hat auf einen Bericht des Miniſters des Innern das von der Akademie della Crusca zu Florenz gefällte Urtheil vollkommen beſtätigt. Dieſem zufolge ſoll der für das Jahr 1810 auf die beſten konkurrirenden Schriften geſetzte Preis von 500 Napoleonsd'or in drey gleichen

Theilen

Theilen folgendermaßen vertheilt werden: den ersten erhält Hr. Micali für seine prosaische Schrift: L' Italia avanti il dominio de' Romani; den zweyten Hr. Rosini für sein Gedicht: Le Nozze di Giove e di Latona; den dritten Hr. Nicolini für das noch immer nicht gedruckte Trauerspiel Polissena.

— —

Eine starke galvanische Batterie soll Kohlen zu einem dem Diamante sehr ähnlichen Körper verwandeln können; auch will jemand einen Diamant haben, der viele kleine schwarze Punkte hat, die den Kohlen gleichen.

— —

In den Nordamerikanischen Freystaaten ist beynahe der sechste Mensch jedesmal ein Sclave, so daß unter den 7,250,000 Seelen mehr als eine Million Leibeigene sind. Dadurch wird freilich das Land emsiger bebauet und Gewerbe mit kräftigem Sinne betrieben, weil diese Sclaven bey anhaltendem Fleisse sich ein Vermögen ersparen und leicht selbstständig auftreten können, so daß hierbey ein edler Wetteifer unter den Sclaven rege gemacht, und die Cultur und Industrie des dieselbe noch sehr bedürfenden Landes unendlich gewinnen muß.

— —

Man liest in der Bibliotheque-Physico-Economique, daß es möglich wäre, die Bienen ohne Nahrung in einer Eisgrube zu überwintern. Wie man sagt, werden sie zu Petersburg auf diese Weise mit ihrer Brut aufbewahrt. Man erhielt sie sogar anderthalb Jahre unterm Eise. Hier erstarren sie, und wenn man sie aus der Eisgrube nachher wieder hervornimmt, werden sie in der Wärme wieder lebendig.

Bekanntmachung.

Neue Musikalien, welche im Verlage der Breitkopf- und Härtelschen Musikhandlung in Leipzig erschienen sind.

L. v. Beethovens Oratorium: Christus am Oelberge. Partitur. 5 Thlr.

— Dasselbe Werk im Klavier-Auszug. 2 Thlr. 12 Gr.

— 3 Gesänge von Göthe mit Begleitung des Pianoforte. Op. 83. 12 Gr.

Campagnoli, B. l'Illusion de la Viole d'amour. Sonate notturne p. le Violon. Op. 16. 12 Gr.

Carulli, vollständige Guitarreschule 1 Thlr.

Crescentini, J. Uebungen für die Singstimme, ohne Worte, mit einer Vorerinnerung und dem Portrait des Verfassers (französisch und deutsch) 1 Thlr. 12 Gr.

— Portrait. 8 Gr.

Dressler, R. Quatuor pour Flûte, Violon, Viola et Violoncelle. Op. 10. 16 Gr.

Dumonchau, C 2me Concerto p. le Pianof. av. acc. de l'Orch. ad libitum. Op. 35. (E moll) 2 Thlr.

Elsner, J. Ouvert. fürs ganze Orchester aus der Oper. Leszek der Weisse, oder die Zauberin auf dem kahlen Berge. 1 Thlr.

Golinek, Abbé, Variations p. l. Pianof. sur l'air, de l'Opera: die Schweizerfamilie: Wer hörte wol jemals mich klagen' 6 Gr.

Kunstmann, 9 Quadrillen für 2 Violinen, Flöte, Octav-Flöte, Clarinette, 2 Hörner, Fagott, Posaune und Bass. 12 Gr.

Neukomm, S. 6. Gesänge mit Pianofortebegleitg. Op. 10. 18 Gr.

— Fantaisie à grand Orch. Op. 11. (C moll.) 2 Thlr.

— Fantaisie p. le Pianof. av. acc. de Flûte. Op. 12. (D moll.) 16 Gr.

— 12 Walses p. le Pianof. 8 Gr.

Pär, Ferd. Diana und Endimion, Cantate mit Pianofortebegleitg. (italienisch u. deutsch.) 1 Thlr. 8 Gr.

— Ouverture aus Diana u. Endimion, für das Pianof. 4 Gr.

Polledro, J. P. Trio p. 2 Violons et Basse. Op. 2. 12 Gr.

— Variations sur l'air: Nel cor piu non mi sento etc. p. le Violon princip av. acc. de grand Orch. Op. 5. 18 Gr.

— Trio brillant p. 2 Violons et Basse, Op. 4. 18 Gr.

— Variations p. le Violon av. acc. de grand Orch. Op. 5. 1 Thlr. 8 Gr.

— Concerto p. le Violon. Op. 6. (G dur) 1 Thlr. 12 Gr.

— Concerto p. le Violon. Op. 7. (E moll) 1 Thlr. 12 Gr.

Reichardt, J. F. Sonate p. le Pianof. 16 Gr.

Reymann, P. C. Thème varié p. la Harpe à crochets. 6 Gr.

Schneider, G. A. Concerto p. Flute. av. acc. de l'Orch. Op. 53. (A moll.) 1 Thlr. 12 Gr.

Sterkel, Doppelgesang: Der Graf u. die Bäuerin. Doppelgesang mit Begleitung des Pianof. 8 Gr.

— Die Gräfin und der Hirt, Doppelgesang mit Begl. d. Pianof. 8 Gr.

Winter, Ouverture de l'Op.: Colmal p. Pianof. 8 Gr.

Der

Verkündiger.

13. Stück. Sonnabend. Am 18. Januar 1812.

Die Englischen Advokaten.

Wir haben schon so oft von Englands Gebrechen und Unvollkommenheiten gesprochen, daß vielleicht Mancher auf den Einfall kommen könnte, als sey es uns darum zu thun, England selbst und seine Nation verhaßt zu machen. In unsern Tagen wo Schriftsteller und Publikum so gern Parthey zu nehmen pflegen und wo besonders in Rücksicht Englands alles pro und contra Parthey zu nehmen pflegt, kann niemanden mehr daran gelegen seyn, sich gegen einen solchen Verdacht zu verwahren, als dem Einsender dieses Aufsatzes. Ihm kann nie ein ganzes Volk ein Gegenstand seines Hasses seyn. Bedauern kann er es, wenn er die Quellen seines unvollkommenen Zustandes kennet, oder wenn er sieht, wie es von seinen Machthabern dazu gebraucht wird, Andere zu unterjochen, zu bedrücken — wie es jetzt von den Engländern geschieht, aber darum doch nicht hassen. Der Zweck, den er bey jeden im Verkündiger öfters eingerückten Aufsätzen, so wie bey diesem hat, war und ist kein anderer, als der, der Leichtgläubigkeit und den irrigen Vorstellungen derer entgegen zu arbeiten, die in England alles in einer vorzüglichen Herrlichkeit zu finden meynen, die da glauben, daß nur dort wahre Freyheit vor dem Gesetze und Gleichheit aller Menschen, Wohlstand und bürgerliche Glückseligkeit statt finde. Vorzugsweise war für diese der Aufsatz: Englands Reichthum und Armuth geschrieben, der aus dem Verkündiger in mehrere andere der gelesensten Blätter aufgenommen worden ist; vorzugsweise für sie war auch dasjenige mitgetheilt, was sich im November und Decemberstücke über die Englische Gerechtigkeitspflege mitgetheilt findet und wozu diese Skizze gleichsam ein Appendix ist.

So wie in England zweyerley Aerzte sind, eigentliche, promovirte, Gelehrte und Quacksalber, Routiniers, wie sie Reil nannte; so wie der erstern so wenig sind, und ihre Mühe so kostbar bezahlt wird, daß man nothgedrungen zu den Letzten seine Zuflucht nehmen muß, so wie man also zwischen great Doctor und common Doctor unterscheidet und den erstern meist erst dann hohlt, wenn der Kranke in den letzten Zügen liegt: gerade so ist es auch mit den Advokaten. Auch ihrer sind zweyerley. Eigentliche Rechtsgelehrte, barrisors, meistens geschickte, vornehme, reiche Männer; und — Pfuscher in der Rechtswissenschaft, die den Namen Anwälde führen, (attorney's) gerade das, was unsere sogenannten deutschen oder Bauernadvokaten sind, nur mit dem Unterschiede, daß diese von keiner Obrigkeit geduldet werden; jene dagegen in England überall Aufnahme in den Gerichtshöfen finden. Die wenigsten dieser Menschen haben die Rechte und Gesetze studirt. Als Schreiber bey einem ihres Gleichen fangen sie an und wenn sie in einer bestimmten Reihe von Jahren, binnen der sie zu dienen versprachen, Bekanntschaft mit Menschen und Chikanen aller Art gemacht haben — so setzen sie sich dann auf eigene Hand. In London können sie in keinem Gerichtshofe erscheinen, wo sie nicht bestättigt worden sind; auf der übrigen Insel ist jedoch dies nicht nöthig. Je unwissender, habsüchtiger, schurkischer die meisten sind, desto größer ist das Elend, das diese zahlreiche Menschenklasse anrichtet. Unzählige Prozesse entstehen nämlich nicht allein durch sie dadurch, daß sie die Leidenschaften ihrer Clienten auf alle mögliche Art spornen, sondern

dern auch, daß sie bey den Verträgen, Testamenten, Käufen ꝛc. die sie machen, Fehler begehen, welche nachher zu den langwierigsten Streiten Anlaß geben.

Am ersten ließen sich die Englischen Anwälde dieser Art auch mit unsern Notarien vergleichen, wenn die letztern nicht meistens zugleich verpflichtete Advokaten oder Gerichtspersonen, zum wenigsten aber auf einer Universität gebildete Männer sind und von der Obrigkeit anerkannt seyn müßten.

Da in England die Gesetze noch eine weichere Nase haben, als unsere deutschen, so ist die Zahl dieser Anwälde, dieser Pfuscher in der Rechtskunde ungeheuer groß. Pitt, der gern alle Erwerbszweige einer Auflage unterzog, that das auch bey dieser. Jeder, der in dieser Art Geschäfte machte, mußte einen Erlaubnißschein lösen. Diese Auflage trug im Jahr 1794 nicht weniger, als 60000 Pf. oder 360000 Rthlr. ein, da jeder etliche 100 Rthlr. zahlen mußte, und dieses darf niemand wundern, wenn er weiß, daß allein in London von dieser Menschenrace 6 — 7000 sind, was, wenn diese Stadt 800000 Einwohner hat, auf jede 133 Menschen einen solchen Vampyr thut.

Es fehlt nicht an Patrioten in England, die das Nachtheilige dieser Menschenklasse einsahen und man suchte verschiedene Male ihre Zahl zu beschränken. Indessen thut am Ende nicht sowohl die Zahl, als die Art Schaden, wie sie sich bilden und nähren, und die Unvollkommenheit der Bildungsanstalten der Gesetze selbst ist wohl die Hauptquelle davon.

Pr.

Honighaltende Pflanzen.

Von einem Oekonomen werden folgende Pflanzen als sehr Honighaltige angegeben, auf welche man also in Hinsicht der Gewinnung des Honigs, und der Beförderung der Bienenzucht seine Aufmerksamkeit wenden sollte.

1) Der Boretsch (Borago officinalis) der als Küchenkraut ziemlich bekannt ist. Schon im Junius, und manchmal noch früher, fängt dieses Gewächs an zu blühen, und fährt damit bis spät in den Herbst, wenn starke Nachtfröste eintreten, fort, weßwegen auch die Bienen eine beständige Nahrung auf ihm finden. Dabey muß es auch sehr honighaltig seyn; denn selbst in der stärksten Flucht, z. B. in der Linden- und Heideblüthe, lassen sie es nicht unbesucht. Ich möchte daher wohl behaupten, daß größtentheils dieser Boretsch, der in ziemlicher Menge im Garten stand, Ursache davon war, daß in einer Gegend, wo wenig Wintersamen und gar kein Sommersamen gebauet wird, wo wenig Himbeeren und Heide wachsen und die Bienen ausserdem noch dem schneidenden Ostwinde sehr ausgesetzt sind, die Bienenstöcke im Jahre 1810 dennoch sehr schwer wurden. Dieß brachte mich auf die Gedanken, zu versuchen, ob nicht derselbe auch auf andern wüsten und unbenutzten Plätzen fortkomme, und ich streuete deßwegen vergangenes Frühjahr theils hin und wieder Samen an solche Oerter aus, theils versetzte ich auch junge Pflanzen, welche in großer Menge im Garten, und zwar in einem fetten Boden, aufgegangen waren, dahin. Beydes gelang; trotz der anhaltenden Dürre dieses Sommers hatte ich die Freude, die Pflanzen selbst in einem durchaus sandigen Boden, im Lehmboden, an steinigen Ufern und an Orten, wo das Vieh sie zertrat, aufkommen und blühen zu sehen. Freylich standen sie nicht so üppig, wie im Garten, ja viele trieben auch nur einen Blüthenstengel und starben nachher ab, allein ich schreibe vieles mit auf die vorjährige Dürre. Alle haben sich jedoch besamet, und ich hoffe daher zuversichtlich, künftiges Frühjahr junge Pflanzen in Menge aufgehn und üppiger wachsen zu sehen, besonders da dieses Gewächs in seinem Vaterlande auf sandigem Boden und Ruinen wild wächst. Im Garten besamt es sich in großer Menge, daß man es zuletzt wie Unkraut ausjäten muß. Da es so saftige Blätter und Stengel hat, so machte ich auch den Versuch, ob es sich nicht auch als Futter fürs Vieh gebrauchen ließe, und eine Kuh fraß auch wirklich davon, kehrte aber bald zu dem wohlschmeckenden Klee zurück, weil ihr die Haare und Borsten dieses Gewächses zuwider zu seyn schienen.

2) Nicht minder honighaltig ist unsere gemeine wohlriechende Reseda (Reseda odorata), deren Honigbehältniß in einer flachen, aufrechten, aus dem Blumenboden hervorgehenden Drüse, die auf der obern Seite zwischen den Staubfäden und dem obern

Kro-

Kronenblatte befindlich ist, besteht, und bey dieser Art sehr groß ist. Die übrigen Reseda- oder Wauarten, z. B. die weiße Reseda (Reseda alba), welche man in Gärten findet, und die gelbe und gemeine Reseda ((Reseda lutea et luteola), welche hier wild wachsen, scheinen dagegen wenig oder gar keinen Honig zu enthalten, und werden von den Bienen nur in der größten Noth beflogen.

3) Die syrische Seidenpflanze (Asclepias syriaca Linn.) ist ebenfalls sehr reich an Honig. Sie hat einen ganz einfachen, zuweilen sieben Fuß hohen Stengel, und eyrunde, oben dunkelgrüne und unten mit einem weißen Filze überzogene Blätter. Die wohlriechenden blaßröthlichen Blumen haben einen fünftheiligen Kelch, eine fünftheilige Krone und fünf fleischige kappenförmige Honigbehältnisse, die in der Röhre unter den Staubbeuteln angewachsen sind, und aus deren Grunde ein spitziges eingebogenes Hörnchen herauskommt. Sie stehen in großen Ballen oder Kugeln bey einander, und blühen vom Julius bis in den Herbst hinein, da sie nicht alle auf einmal hervorkommen. Die länglichen, platten und rauhen Samenhülsen enthalten mit einem Büschel langer Fasern versehene Samenkörner. Die Pflanze wurzelt tief, treibt mit der Zeit viele Nebenstengel und dauert an zwanzig Jahre. Dabey leidet sie von keiner Kälte und kommt auch ohne Wartung, wenn sie einmal angepflanzt ist, selbst in schlechtem steinigem Boden fort. Manche behaupten, sie enthalte nächst der Linde den reichsten Honigstoff. Auch in unsern einheimischen Hölzern wächst eine Art Seidenpflanze oder Aesculapie (Asclepias vincetoxicum) deren Honigbehältnisse aber gar keinen Honig enthalten und nach Kuhr auch nicht mit den oben erwähnten Hörnchen versehen sind.

4) Eine honigreiche Pflanze ist endlich noch die Kugeldistel (Echinops sphaerocephalus), welche auch nicht selten in Gärten zur Zierde angetroffen wird. Sie erreicht die Höhe von drey bis vier Fuß und hat große federförmig getheilte, oben feinhaarige und unten mit einem Filze überzogene Blätter mit buchtig gezahnten dornigen Blattstücken. Am Ende der Stengel und Aeste bilden die weißen Blumen einen schönen vielblumigen Blumenkopf, der von den Bienen sehr emsig besucht wird. Sie blühet vom Julius bis in den Herbst hinein. Die Pflanze perennirt und samt sich in großer Menge von selbst aus. Diese jungen Pflanzen habe ich ebenfalls vergangenes Frühjahr in schlechtern, zum Theil Sandboden versetzt. Sie sind zwar fast alle angegangen, allein sehr wenig gewachsen, und keine einzige ist zur Blüthe gekommen. Die vorjährige Dürre ist vielleicht mit daran Schuld.

Auch die ausländischen Gerania oder Pelargonia werden von den Bienen sehr geliebt und unter den einländischen vornemlich der Wiesenstorchschnabel (Geranium pratense) mit blauer Blüthe. Der Ysop (Hyssopus officinalis) und das Schnittlauch (Allium schoenoprasum) verdienen gleichfalls, etwa als Einfassung der Gartenbeete, der Bienen wegen angepflanzt zu werden. Der Salbey und die Aurikel desgleichen. Letztere wird jedoch nur in Ermangelung anderer Nahrung, welches im Frühjahr oft der Fall ist, besucht.

Die Stadt Valencia.

Valencia (ehemals Valencia Edetanorum), die Nebenbuhlerin des alten Sagunt unter den Römern, theilte nachher das Schicksal Spaniens, und fiel in die Gewalt der Mauren. Im Jahre 1027 ward sie von ihnen zur Hauptstadt eines kleinen Königreichs erhoben, von Rui Diaz de Bivar (dem bekannten Cid) 1094 für den König von Castilien erobert und Valencia del Cid genannt. Ein Thor von Valencia führt noch seinen Namen. Im zwölften Jahrhundert bemächtigten sich die Mauren ihrer zum zweytenmale; im dreyzehnten vereinigte sie Jakob von Arragonien mit seiner Krone. Im spanischen Successionskriege schlug sich Valencia zur Parthey des Erzherzogs, und mußte sich den 3. May 1706 nach der Schlacht bey Almanza, an die glücklichen Waffen Philipps V. ergeben. Die Einwohner vergoßen Thränen der Wuth, eher als des Schmerzes (mas eran lacrymas de rabia, que de dolor). Viele verloren das Leben: Stadt und Provinz ihre Privilegien, Gesetze und Landstände. Die Stadt Valencia liegt in einem irdischen Paradiese, eine kleine halbe Meile von der See, in einer fruchtbaren, lachenden, vom Turia oder Guadalaviar bewässerten Ebene. Die Stadt ist rund, und bildet mit ihren Vorstädten ein längliches Viertel oder

ein

ein Oval. Sie war zeither nach alter Weise von einer niedrigen Mauer mit Thürmen, ohne Graben, eingefaßt, und hat nach dem Seethore zu eine kleine, flache, unhaltbare Citadelle, mehr zum Schutze gegen einen Angriff zur See, als von der Landseite bestimmt. Das Bette des Guadalaviar ist 300 Fuß breit. Dem in mehr als tausend Kanäle abgelassenen Strome fehlt es aber mehrentheils an Wasser, außer wenn er von vielen Winterregen plötzlich anschwillt. Fünf steinerne Brücken führen von Valencia auf dessen linkes Ufer, und verbinden die jenseitigen zwey Vorstädte und den Grao mit der Stadt. Valencia mit seinen fünf Vorstädten und vier anstoßenden Dörfern zählt 20,000 Familien oder 100,000 Einwohner. Die Stadt hat acht Thore, neun Plätze, einen einzigen Springbrunnen, keine gepflasterte Straßen, eine ungeheure Anzahl Kirchen und Klöster, Hospitäler, Stiftungen ꝛc. Auf der Façade einer Kapelle stehen die Worte: Non est inventum tale opus in universis regnis. (Ein solches Werk ist in allen Königreichen von Spanien nicht aufzufinden.) Von dem Miqueletsthurm ist die Aussicht unvergleichlich. Die Hauptkirche war ehemals ein Tempel der Diana.

(Der Beschluß folgt.)

Erscheinung der Sonne in den höhern Regionen.

Madame Blanchard, die am 22. Dec zu Rom vom Platze Navona eine Luftreise antrat, ist an diesem Tage Abends ein Viertel vor 4 Uhr bey Tagliacozzo in der neapolitanischen Provinz Abruzzo wieder zur Erde herabgestiegen, nachdem sie binnen fünf Viertelstunden eine Reise von 60 italienischen Meilen zurückgelegt hatte. Sie giebt von derselben in der Zeitung von Rom folgenden Bericht: „Wenige Minuten nach meiner Abfahrt vom Platze Navona wurde der Ballon, während er beständig stieg, in ein dickes Gewölke getrieben. Ueber diesem genoß ich einen reinen Himmel und eine starke Sonnenhitze. Durch diese schlief ich bald ein. Während meines Schlafes muß sich der Ballon ausserordentlich hoch geschwungen haben; denn als ich wieder erwachte, fühlte ich eine sehr empfindliche Kälte. Die Höhe, in der ich mich jetzt befand, mag über 2000 Klafter betragen haben. Die Luft war so ruhig, daß ein Stück Papier, das ich auswarf, unbeweglich blieb. Der Himmel hatte eine äußerst lebhafte Farbe, und die Sonne glich einer höchst glänzenden Scheibe, aber ohne Strahlen. Ich öffnete darauf die Klappe, und der Ballon ließ sich ganz sanft zur Erde nieder. Sobald ich wieder in die untere Luft herabkam, erhielt der Himmel seine gewöhnliche Farbe, und die Sonne strahlte wieder wie sonst. Unter mir sah ich eine Masse von sehr schwarzen Wolken; nachdem ich diese passirt hatte, entdeckte ich die Erde, und den See Celano, worauf ich auf einer Wiese, nahe bey einem Landhause, aus meiner Gondel stieg. Bauern, die mich erblickten, hielten sich anfänglich entfernt, und äusserten ihr Erstaunen; bald aber näherten sie sich, hielten den Ballon fest, und trugen mich auf den Armen in ihr Dorf nach der Kirche. Bald erschienen der Friedensrichter und der Syndikus von Tagliacozzo, und luden mich in ihre Stadt ein, wo ich von den Einwohnern mit großen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde." Madame Blanchard kehrte hierauf nach Rom zurück, und wollte sich nächstens von da nach Neapel begeben.

Verschiedenes.

Im Cillier Kreis in Steyermark, dessen Bewohner, weil sie Slavischen und Wendischen Ursprungs sind, größtentheils mit der deutschen Sprache unbekannt, aus dieser und mehreren sonst ungünstig einwirkenden Ursachen mit den bedeutendsten Hindernissen zu kämpfen hatten, schritten dennoch die Schulanstalten immer mehr fort. Bloß im verflossenen Jahre wurden 7 Trivialschulen in Dörfern errichtet, in welchem bisher 1200 Kinder alles Unterrichts entbehren mußten. Die Gemeinden entschloßen sich durch Zusicherung ergiebiger Beyträge an Geld, an Getreide, an Wein, an jenen Produkten, mit welchen die Natur sie vorzugsweise begabte, den Unterhalt ihrer Lehrer ganz aus eigenen Mitteln zu begründen.

— —

Zufolge einer Einladung von Seite der Regierung des Cantons Freyburg, haben die Trappisten weltliche Kleidungen angezogen.

Der

Verkündiger.

14. Stück. Sonntag. Am 19. Januar 1812.

Noch etwas über die Türkische Armee.

Im fünften Stück des dießjährigen Verkündigers haben wir von einem in Wien angekommenen Reisenden, welcher die Türkische Armee passirte einiges über dieselbe mitgetheilt. Jetzt wollen wir das noch fehlende über die Türkische Militairmacht überhaupt ꝛc. nachtragen.

Die Größe des türkischen Gebiets in Europa, beträgt gegen 10,600 Quadratmeilen, und der Flächeninhalt der ganzen Türkey beläuft sich vielleicht auf 45,000 Q M. Allein da die Grenzen der asiatischen Provinzen nicht genau angegeben werden können, so ist auch obige Bestimmung der Größe des türkischen Reichs nicht ganz gewiß. Die Lage des Reichs aber ist vortrefflich. Ein glückliches Klima, Produkte im Ueberfluß; ein großes Meer drängt sich in seiner Mitte hindurch; in Europa durchschneidet seine Provinzen ein schiffbarer Fluß, und seine Hauptstadt liegt an der Gränze zweyer Erdtheile, und kann sich leicht mit allen Provinzen in Verbindung setzen. Wäre diese große Strecke Landes von einer aufgeklärten und weisen Regierung beherrscht, so würde es eine ungeheure Masse von Kraft aufbieten können.

Seine Armee, die noch immer sehr zahlreich seyn kann, weil eine türkische Armee weniger braucht als eine europäische; beträgt nach Eton 388,400 Mann; allein da man von dieser Anzahl viele Tausende Troßvolks abziehen muß, so glaubt er, daß sich die Anzahl der Dienstthuenden Truppen nicht höher als auf 136,400 belaufe. Diese Angabe ist aber sicherlich viel zu gering. James Porter schlägt sie auf 2 bis 300,000, und Tott auf 400,000 an. Dies letztere scheint der Wahrheit etwas näher zu kommen.

Befindet sich das Reich in einer großen Gefahr, so kann, da jeder Krieg für einen Religionskrieg gilt, der Großherr eine sehr zahlreiche Armee aufbieten, sobald ihm die Pascha's aller Orten Folge leisten. Jede Mannsperson, welche die Waffen führen kann, ist alsdann verpflichtet, zu Felde zu zu ziehen.

Die Kriegsmacht der Türken besteht hauptsächlich aus den Janitscharen und Spahis, welche in allen Provinzen des Reichs zerstreut leben. Das ganze militärische System der Türken beruht auf Feudaleinrichtungen. Der Großherr wird als der alleinige Eigenthümer alles Grund's und Bodens angesehen, und die Besitzer sind seine Lehensleute, welche ihm zu dienen verbunden sind. Jedes Paschalik ist in Bezirke eingetheilt, welche Sandschaks heißen. Der Sandschakbei (Unterpräfekt) versammelt die Janitscharen, Spahi's, Zaims und Timorioten, die sich in seinem Bezirke befinden, und erwartet dann die Befehle des Pascha's. Die Lehen sind jetzt, vorzüglich in Europa erblich geworden, und ihre Eigenthümer müssen im Falle eines Krieges, eine Anzahl Leute stellen, die völlig ausgerüstet sind, und sogleich zu Felde ziehen können; allein die Besitzer dieser Lehen gehorchen entweder gar nicht, oder zaudern doch mit der Vollstreckung des Befehls, daher kommen ihre Leute erst spät an, kehren doch jedes Jahr zu der bestimmten Zeit wieder in ihrer Heimath zurück, wenn sie nicht der Großvezier mit Gewalt zurückhält.

Die Verfassung des ganzen türkischen Reichs ist militärisch. Jeder Einwohner ist Soldat und verbunden, die Waffen zu ergreifen, sobald der Groß-

Digitized by Google

Herr

herr befiehlt. Ist eine Kriegserklärung erfolgt, so ergeht an alle Einwohner der Sandschaks von 16 bis 60 Jahre die Aufforderung, sich unter die Fahnen des Pascha's zu stellen und an einem bestimmten Platze zu versammeln. Die Lehnsmiliz (nähmlich der Ziamets d. h. der Lehngüter, welche über 500 Acker Feld Feld enthalten, und der Timars d. h. der Güter, welche aus 3 bis 400 Acker Landes bestehen) thut dieß aus ihrer besondern Lehnpflicht: die übrige Miliz hingegen hält es für eine Religionsverbindlichkeit, doch folgt sie im ganzen ihrer Neigung; sie zieht zu Felde, wenn es ihr beliebt.

Liebt sie den Krieg oder ihrem Anführer, so vereinigt sie sich mit der Armee, die sie aber verläßt, wenn es ihr einfällt. Der Anfang und das Ende der türkischen Feldzüge bestimmen die beyden Festtage der christlichen Heiligen Georg und Demetrius. Ein Soldat, der nicht bis zum 23. April bey der Armee eingetroffen ist, wird entweder an Gelde oder bey der Ehre bestraft. Mit dem 26sten October aber kann er die Armee verlassen, und der Feldrichter kann ihm das nachgesuchte Zeugniß nicht verweigern. Er kann alsdann nach Hause zurückkehren, ohne daß man ihn als Ausreisser betrachter.

Die Janitscharen, welche im J. 1362 errichtet worden, sind Fußvölker, deren oberster Anführer der Janitscharen-Aga ist. Sie sind in Odas d. h. Kammern, Kompagnien eingetheilt, deren Anzahl sich auf 196 beläuft, und genießen das Vorrecht, daß sie, was sie auch begangen haben mögen, mit der Schnur hingerichtet werden. Zu Konstantinopel erfolgt diese Hinrichtung allemal in der größten Stille, und der Leichnam wird ins Meer geworfen; in den Provinzialstädten hingegen macht man nach alter Sitte den Tod eines Janitscharen dem Volke allemal durch das Abfeuern einer Kanone bekannt. Da die Janitscharen Vorrechte genießen, so lassen sich die meisten Einwohner der Städte, welche Mahomedaner sind, unter sie aufnehmen. Die Offiziere, welche bey jeder Janitscharen-Kompagnie stehen, führen folgende Benennungen: Tschorbadschi, d. h. Hauptmann, Odabaschi d. h. Lieutenant, Vekil-Hardschi, d. h. Kommissär, Bairaktar, d. h. Fähndrich, Baschesky, d. h. Fahnenträger und Aschtschi oder Koch der bey vorkommenden Fällen auch die Stelle eines Kerkermeisters versieht. Jedes Regiment ist mit zwey großen kupfernen Kesseln versehen, welche beständig vor die Fronte eines jeden Regiments hingestellt werden, und bey denen sich gewöhnlich ein Schaumlöffel, eine Schöpfkelle, und eine Art Hellebarde befinden.

Die Janitscharen sind zwar jetzt sehr ausgeartet, doch sind sie immer noch der Kern der Armee. Selim III. hatte ein beträchtliches Truppenkorps (Seymens) errichtet, das auf europäische Art exercirt war. Diese Truppen erhielten einen bessern Sold als die Janitscharen, und dieser Umstand trug viel zur Eifersucht zwischen beyden Korps und zum Unwillen des Volks gegen jene bey. Selims Schicksal wird seine Nachfolger von der Herstellung dieses Korps abschrecken. Die türkischen Soldaten können viele Strapatzen ertragen, leben sehr mäßig, und wenn sie besser disciplinirt und exercirt wären, so würden sie unter der Anführung eines einsichtsvollen und tapfern Anführers große Dinge ausführen.

Außer den Janitscharen gibt es noch andere Infanterie-Korps, unter denen das wichtigste die Topschi's d. h. Artilleristen sind. Diese sind etwa 30,000 Mann stark, sind ebenfalls durch das ganze Reich zerstreut, und müssen sich auf erhaltenen Befehl sogleich zu ihren Fahnen begeben. Bey dieser Armee befinden sich ausserdem noch Waffenschmiede, (Schebeschi's) und Waffenträger (Sakka's) welche im Felde und auf dem Marsche die Truppen mit Waffen versorgen.

Die Spahi's werden in die vom rechten und vom linken Flügel eingetheilt, und unterscheiden sich durch ihre rothen und gelben Standarten von einander.

Zieht der Sultan oder der Großvezier zu Felde, so schlägt man ihre Zelte auf den Ebenen von Konstantinopel auf, und zwar in dem Erdtheile, in welchem der Krieg geführt werden soll. Man steckt fünf bis sieben Roßschweife auf, welche den Truppen den Sammelplatz anzeigen. Diese stellen sich aus den verschiedenen Provinzen zur festgesetzten Zeit ein; sie kommen entweder einzeln oder in kleinen Haufen an. Der Marsch, welchen die Truppen aus den entlegenen Provinzen nehmen, richtet sich nach der Richtung der Heerstrassen. Der Pascha von Anatoly (Natolien) setzt im Fall eines Krieges in Europa, bey Skutari über den Bosphorus, und schlägt sein Lager in der Nähe von Konstantinopel

auf,

auf, indem er die Stadt zur Linken läßt. Die Truppen aus Medina setzen bey Gallipoli über den Hellespont, lassen Adrianopel zur Linken, und marschiren nach Philippopel, wo sie zur großen Armee stoßen oder sie erwarten. Die Truppen aus Haleb, Damask und Aegypten gehen, wenn das Meer frey und sicher ist, in den nächsten Seehäfen zu Schiffe, und begeben sich nach Salonichi in Macedonien. Ihre Reiterey macht jedoch den Marsch zu Lande und geht alsdann über Gallipoli nach Europa. Auf diese Art versammeln sich alle Truppen an den für sie bestimmten Plätzen, auf den Märschen aber begehen sie in den Provinzen viele Unordnungen, ja Räubereyen und Grausamkeiten, besonders gegen die Rayah's d. h. Nichtmohamedaner.

In der Lagerkunst sind die Türken höchst unerfahren. Ohne Ordnung schlagen sie ihre Zelten um jenes des Großveziers oder kommandirenden Generals auf, und ihr Lager ist nichts weiter, als ein verworrener Haufe von Zeltern und Gepäck. Sonst zogen die Türken mit vielem Gepränge und Kostbarkeiten in Felde; dieß ist jetzt nicht mehr in dem Grade der Fall, weil sie in den neuern Zeiten immer geschlagen worden sind und dabey ihre Reichthümer eingebüßt haben.

Die Zufuhr von Lebensmitteln zur Armee ist äusserst unordentlich, und diese befindet sich bisweilen in der größten Noth. In solchen Fällen begehen die Soldaten die größten Ausschweifungen. Was die Regierung liefert, das besteht in Mehl, Brot, Zwieback, Reis, Bulgur oder Weitzengraupen, Butter und Fleisch für die Mannschaft, und Gerste für die Pferde. Der Koch einer jeden Janitscharenkompagnie nimmt sämmtliche Rationen in Empfang, theilt sie in zwey Mahlzeiten, die eine um 11 Uhr des Mittags und um 7 Uhr des Abends, und trägt sie in Schüsseln auf, aus welchen 7 bis 8 Personen essen.

Bey dem Marsche einer türkischen Armee geht es sehr unordentlich her. Wenn jeder nur zur Zeit des Abendgebets im Lager eintrift, so macht man ihm keine Vorwürfe. Jeder marschirt allein, oder in Gesellschaft, wie es ihm gut dünkt. Der Vortrab besteht gewöhnlich aus der besten Cavallerie und ist 5 bis 6000 Mann stark. Gewöhnlich ist er 7 bis 8 englische Meilen von der Hauptarmee voraus, und wenn sich Tartaren bey der Armee befinden, so zerstreuen sich diese nach allen Seiten hin und plündern allenthalben, wo sie durchkommen. Die türkischen Truppen fechten mit kühner Tapferkeit und unerschütterlichem Muthe; sie sind aber gemeiniglich bey ihrem Angriffe sehr unvorsichtig und lassen sich leicht zu tollkühnen Streichen verleiten. Gegen ihre Gefangenen betragen sie sich sehr grausam; wer bey den Transportiren nicht gut fortkommen kann, dem schneiden sie ohne Barmherzigkeit den Kopf ab. Diejenigen, die am Leben bleiben, werden entweder im Bagne *) gethan, wo sie mit Fesseln belastet und mit der größten Unmenschlichkeit behandelt werden, oder als Sklaven verkauft. Um das Schicksal ihrer eigenen Gefangenen bekümmert sich die türkische Regierung nicht.

Die Seemacht der Türken ist in neuern Zeiten bedeutender als sie sonst war. Sie besteht jetzt aus mehreren guten Schiffen, die entweder von Europäern, oder nach europäischen Modellen gebaut sind; allein ihre Mannschaft ist nicht an die See gewöhnt. Es giebt bey ihnen noch keinen Plan, nach welchem Seeleute erzogen und abgerichtet werden. Ihre Offiziere sind höchst unwissend, und weder an strenge Subordination gewöhnt, noch halten sie auf Ehre. Man nimmt an, daß jetzt die ganze Seemacht der Türken aus 12 bis 14 Linienschiffen, 6 Fregatten und mehreren kleinen Fahrzeugen bestehe. Der Kapudan Paschä ist der Chef des ganzen Seewesens. Die Matrosen und Seesoldaten bestehen größtentheils aus Griechen und heissen Levanti.

*) Im vorigen Jahrgange des Verkündigers haben wir eine Beschreibung des Bagne in Constantinopel nebst der Geschichte eines Gefangenen gegeben.

Was guter Rath und Gemeinsinn vermag.

Die Gemeinde Islikon zwischen Winterthur und Frauenfeld, im Canton Thurgau, ist klein und nicht reich. Im letzten Sommer that ein verständiger Mitbürger daselbst den Antrag: „Liebe Leute, wir haben da einen rauhen unfruchtbaren Berg, auf dem kaum ein paar Ochsen im Sommer etwas Gras finden. Seit mehr dann hundert Jahren ist da nichts gewachsen, und haben auch davon keinen Nutzen. Laßt uns anfangen ihn zu benutzen." Der verständige Gemeindrath willigte ein. Man brach das Land um, machte noch vor dem Herbst dreyßig Viertel Reben daraus, und schon jetzt ist dieß Land so im Preis gestiegen, daß dem Vernehmen nach, der Gemeinde schon 30,000 Gulden dafür geboten sind. Allein sie will es lieber behalten.

Die

Die Stadt Valencia.
(Beſchluß.)

Valencia enthält viele Alterthümer, oder vielmehr Spuren des Alterthums. Der Himmel von Valencia iſt ſo beſtändig heiter, daß man die Nachtwächter Serenos nennt, weil ſie faſt immer heitern Himmel des Nachts verkündigen. (Es wird newlich in Spanien, wie in England, nicht blos die Stunde, ſondern auch das Wetter abgerufen.) In Valencia gibt es nur ſchlechtes Brunnenwaſſer. Die Einwohner ſind ihrer Leichtigkeit, Lebhaftigkeit und Beweglichkeit wegen berühmt. Sie ſind llenos de todo lo que no es substancia (voll von allem was nicht körperlich iſt): ligeros, no menos de animo, que de cuerpo (leicht, am Geiſte nicht weniger, als am Körper). Ein Sprüchwort ſagt von der Stadt:

La carne es yerva, la yerva agua,
Los hombres mugeres, las mugeres nada.

(Das Fleiſch iſt daſelbſt Gras, das Gras Waſſer, die Männer Weiber, die Weiber nichts.) Der Adel theilt ſich in drey Klaſſen: das blaue, rothe und gelbe Blut. Das erſte bezeichnet die Familien der Grandezza und erſten Ehrenſtellen; das zweite, die alten; das dritte, die neuen Familien, die nur zwey Jahrhunderte zählen. Die Einwohner ſind überaus abergläubig. Sie rufen Heilige in Krankheiten an; St. Roch gegen die Peſt, St. Antonius gegen Feuersbrünſte, Sta. Barbara gegen den Blitz, Sta. Caſalida gegen den Blutlauf, Sta. Apollonia gegen Zahnweh, St. Auguſtin gegen die Waſſerſucht, St. Raymund in Schwangerſchaften, St. Lazarus in Kindesnöthen; St. Nicolaus iſt der Schutzheilige der mannbaren Mädchen. Jeder Fuhrmann trägt ſeinen Heiligen bey ſich; wirft er um oder bricht ein Rad, ſo wird das Heiligenbild geſchlagen, mit Füßen getreten, und fluchend zum T.....* geſchickt. Die Kleiderpracht bey den Valencianerinnen iſt unerhört, die Zimmerpracht unbekannt. Die Hauptfeſte ſind die Prozeſſionen. Seitdem ein Biſchoff das ſchöne Schauſpielhaus aus heiligem Eifer abtragen ließ, ſpielt man in einer hölzernen Bude. Unweit der Stadt liegt ein eingefallenes Fort, mit einem Gouverneur, und ein Leuchtthurm. Die Küſte des Grao iſt ſehr flach und allen Winden ausgeſetzt. Sie hat keinen Landungsplatz; Waaren und Produkte müſſen eine Viertelmeile vom Ufer in Schaluppen und Kähne geladen, und von Ochſen vollends ans Land gezogen werden. Deſſen ungeachtet iſt der Grao der einzige Hafen von Valencia, und ſtark beſucht. Es gibt im Grao angenehme und heilſame Sommer-Seebäder. Der Grao hängt beynahe mit der Trinitätsvorſtadt von Valencia zuſammen, welche jenſeits des Guadalaviar und der Seebrücke liegt.

Verbeſſerte Dochte.

Man hat ſo eben in Frankreich entdecket, daß man an die Stelle der Baumwolle bey Bereitung von Dochten zu Kerzen mit Vortheil eine einheimiſche Subſtanz treten laſſen kann, welche indeß der Erfinder nicht nennet. Dieſe Entdeckung wurde auch von mehreren Gelehrten unterſucht, welche denn fanden, daß die mit Salpeter geſchwängerten Dochte eine weit weiſſere und glänzendere Flamme hervorbrachten, und daß dabey von dem fetten Körper, der in der Verbrennung begriffen iſt, noch geſpart wird; ſo daß man daher auch jetzt dergleichen aus einheimiſchem Stoffe bereitete Dochte in Paris zum Verkaufe ausbietet.

Verſchiedenes.

Am Schluſſe des Jahrs 1811 wurde zu Venedig die Zahl der Einwohner aufgenommen. Es zeigte ſich, daß dieſe Stadt gegenwärtig 116,340 Menſchen hat, wovon 55,190 männlichen, und 61,150 weiblichen Geſchlechts ſind. Hierunter waren aber die Fremden und die Beſatzung nicht mit begriffen. Alſo 40000 Einwohner weniger als im Anfang des jetzigen Jahrhundert.

Nach dem zu Würzburg erſchienenen Konſpekt der großherzoglichen Brandaſſekuranz-Kommiſſion beträgt der aſſekurirte Gebäudewerth 35,735,764 fl. Die im verfloſſenen Jahre ſich ergebenen Brandſchäden betrugen 15,991 fl. 18¼ kr., zu deren Entſchädigung nicht mehr als 3 kr. von 100 fl. fränk., oder 125 fl. rhein., eingehoben werden, wovon noch für künftige Schäden ein Vorrathereß von 3958 fl. 26¼ kr. verbleibt.

Der

Verkündiger.

15. Stück. Dienstag. Am 21. Januar 1812.

Ueber die Existenz eines Nordpolarlandes.

Der Westphälische Moniteur enthält von Malte-Brün folgendes über die Existenz eines Nordpolarlandes: Seit der Rückkehr des Herrn Hedenstrom nach Petersburg, scheint man sich in Rußland und in Deutschland immer mehr mit der Existenz eines großen Landes im Norden von Siberien zu beschäftigen. Der ebengenannte Reisende hat nicht allein die beyden vor dem Vorgebirge Swiatoi-Noß liegenden Inseln besucht, sondern auch, wie man versichert, den Seearm durchschifft, welcher diese Inseln von einem Lande, oder wenigstens von einer sehr beträchtlichen Insel trennt, welches so wie diese beyden Inseln im Jahre 1774 von dem Feldmesser Chwoinoff, nach den Anweisungen des Kaufmanns und Jägers Liaikhoff besucht wurde. Dieses Land, welches die Karten bereits unter dem Namen Liaikhofsland bezeichnen, und dem Herr Hedenstrom den Namen Neusiberien giebt, bietet hohe Gebirge und zwey ansehnliche Flüsse dar, welches doch eine große Ausdehnung anzeigt. Man hat Spuren von Einwohnern und Thieren dort gefunden; die ersten rührten aber blos von sibirischen Jägern her, die über das Eismeer hierher gekommen waren. Vergleicht man diese gewisse Entdeckung mit einigen minder ausgemachten Thatsachen, so wird man versucht zu glauben, Neusiberien wäre nur ein Theil eines großen arctischen Festlandes. Denn erstlich würde die ungemeine Intensität der Kälte in Grönland, Labrador und Kanada, unter Breiten schwinden, welche in Europa und sogar in Asien eine weit erträglichere Temperatur genießen, erklärbar seyn, wenn Amerika oder Grönland bis an den Pol reichten, indem alsdann aus dieser Masse stets gefrornen, mit ungeheuren Eisseen und Eisbuchten durchschnittenen Landes, jene ungemeine Kälte über die neue Welt ausgehen würde. An diese Vermuthung reihen sich noch mehrere unwiderlegbare Thatsachen; die Einwohner von Grönland sind ohne Zweifel von derselben Raçe, wie die Eskimos in Nordamerika; sie haben dieselbe Sprache, dieselbe Leibesbeschaffenheit, und es ist nicht wahrscheinlich, daß die Auswanderung zu Wasser geschehen sey; und da noch zudem die Wohnungen der Grönländer bis in den 78sten Grad gehen, ohne daß sich behaupten ließe, sie nehmen daselbst ein Ende, so scheint zwischen diesen Völkerschaften aus einer Raçe eine Gemeinschaft zu Land vorhanden zu seyn. Eine andere noch eindringendere Thatsache ist die öftere Ankunft von ganzen Trupps von Thieren, hauptsächlich Isatis, Füchsen und weißen Bären vom Norden über das Eismeer, an den Ostspitzen von Siberien; diese Thiere erscheinen oft in so großer Anzahl, daß sie im Schnee Spuren hinterlassen, wie der Durchzug eines Heeres. Zu allen diesen Argumenten kann man noch die Existenz einer Küste von N. O. von Spitzbergen hinzufügen, welche die Holländer im Jahre 1797 sahen, und die auch auf einigen Karten angegeben sind. — Die Einwürfe, die man aus den angeblichen Seefahrten einiger Holländer ziehen könnte, die über den 80sten Grad der Breite gekommen seyn, und dort ein offenes Meer angetroffen haben sollen, verdienen keine Aufmerksamkeit, so lange kein glaubwürdiger Bericht von dieser Reise vorgewiesen wird. Aber, wird man sagen, wozu dient es, die Aufmerksamkeit der Reisenden auf einen Welttheil zu ziehen, zu dem ewiges Eis den Zugang versperrt, und von wo

wo das Leben auf immer ausgeschloſſen zu ſeyn ſcheint? Welcher Gegenſtand wäre wohl von ſo hoher Sehenswürdigkeit, daß er dem Reiſenden Erſatz gewähre für die Gefahren, denen er blos geſtellt war, für die Leiden, die er zu ertragen hatte? — Es ſcheint uns aber nicht unmöglich, daß eine kleine Expedition von Männern, die an Rußlands Kälte und an das rauhe Jägerleben gewöhnt ſind, dieſes feſte Polarland des Nordens, wenn eins da iſt, einmal durchſtreife. Von Siberien aus müßte der erſte Verſuch dazu gemacht werden. Nach Irkuzk, einer ziemlich lebhaften Stadt in Oſtſiberien könnten die Inſtrumente, Waffen ꝛc., deren man bedürfte, leicht transportirt werden; dort findet man Leute, die ſich alle Jahre an die Ufer des Eismeeres, und ſogar nach den Liaikhofs Inſeln begeben, wo ſie verſteinertes Elfenbein ſuchen. Unter dieſen Leuten könnte die Reiſegeſellſchaft ausgewählt werden. Nicht die einer ſolchen Reiſe an und für ſich anklebenden Schwierigkeiten haben die Verſuche der Dänen in Grönland aufgehalten, ſondern die Natur des Bodens. In Grönland, wie in Neuholland, haben ſteile und hohe, unerſteigliche Bergketten den Reiſenden genöthigt, alle Bemühungen auf eine mühſame Streiffahrt an den Küſten, von Inſel zu Inſel, und von Bucht zu Bucht, zu beſchränken.

Was aber wird man entdecken? Fürs erſte würde es allerdings für alle Zweige den Wiſſenſchaften intereſſant ſeyn, die Auſſenenden der Erdkugel zu kennen; die Entdeckung von Amerika dermaßen zu vervollſtändigen, die Geographie von einer Seite wenigſtens zu vollenden, weil der Südpol uns wahrſcheinlich auf ewig verſchloſſen bleiben wird; die ſehr unvollkommenen Berichte Hedenſtroms und Chwoinoffs verheißen aber auch noch andere neuere und unſerer ganzen Neugierde würdige Gegenſtände. — Man weiß, daß Siberien erſtaunenswürdige Ueberreſte von heutiges Tages unbekannten Thieren, von ausgeſtorbenen Bewohnern einer anders geſtalteten Welt, als unſer Planet iſt, enthält. Man kennt die berühmten Mammuths, jene beſondere Elephantengattung, welche einſt in großer Anzahl ohnweit dem Orte müſſen gelebt haben, wo ſie jetzt nicht mehr exiſtiren können. Wenn die Hügelreihen längſt den ſiberiſchen Flüſſen mit dieſen erſtaunenswürdigen Ueberreſten angefüllt ſind, ſo iſt es ganz anders in den Liaikhofs-Inſeln; überall entblößt die leichte unter den Füßen des Reiſenden zerfallende Erde eine ungeheuere Anhäufung von Elephanten- und Rhinozeroskknochen und großen Seethiergebeinen. Man ſollte denken, es wäre hier das Gemeingrab dieſer Bewohner einer aufgelößten Urwelt; eben dieſe ungeheure Menge von verſteinertem Elfenbein zieht die Siberier hierher. Das große Land, oder Neuſiberien, das ſich nördlich von dieſer Straße der Gebeine ausſtreckt, enthält ebenfalls eine große Menge jener Denkmäler der Kataſtrophen, die unſere Erdkugel erlitten hat. Aber man findet daſelbſt auch noch nie geſehene Ueberreſte von ungeheuren Vögeln; Herr Hedenſtrom ſoll Federkiele und Klauen mitgebracht haben, die nur Vögeln von drey oder viermal größerm Umfang, als die Lämmergeier, angehören können. Derſelbe Reiſende ſpricht auch noch von großen Lagen verſteinerten Holzes, gleichſam Balken. Man weiß nicht, wie dieſer unvollkommene Bericht zu verſtehen iſt; man wird verſucht, zu glauben, der Reiſende habe flüchtig geſehene Baſaltpfeiler für verſteinertes Holz gehalten. Dem ſey nun, wie ihm wolle, es iſt wahrſcheinlich, daß man in dieſen Regionen, wo die dürftige Vegetation die Felſen mit keiner hinreichenden Decke belegen konnte, gleichſam die Eingeweide der Erde nakt ſehen kann; denn nicht nur würde die Mineralogie durch dieſe neuen Gattungen bereichert werden, ſondern auch die phyſikaliſche Geſchichte des Erdbodens würde dadurch die Kenntniß unerwarteter Erſcheinungen gewinnen. Ungeheure Gerippe von Gebirgen müſſen dieſe, ſeit der letzten Umſtaltung unſeres Erdbodens unveränderten Regionen bedecken. Vielleicht haften noch Trümmer der uralten Erdrinde auf dem ewigen Eiſe, das, nach einigen Gelehrten, die Maſſe der Erdkugel ausmacht. Darum müſſen die Akademien der Wiſſenſchaften eifrig wünſchen, daß ein kühnes Unternehmen ihnen dieſe Polarwelt aufſchließe, die getheilt zwiſchen dem weißen Bären und dem Wallfiſch, wohl nimmer von der Politik umgränzt werden wird.

Etwas über den Anisbau.

Der Anis (Pimpinella aniſum), der bekanntlich in Thüringen, vorzüglich in der Gegend um Erfurt, häufig

häufig erzeugt, von Kaufleuten eingehandelt, und in die Seestädte verschickt wird, würde vielleicht auch in mancher andern Gegend gedeihen, wenn man Versuche mit seinem Anbau machte. Da der Same dieser Pflanze in der Haushaltung als Gewürz an mancherley Speisen und eingemachte Sachen dient, auch an Destillirer und Apotheker, oder sonst mit Vortheil verkauft werden kann, so würde sie die wenige Mühe, die ihr Anbau verlangt, gut vergelten. Freylich ist diese Pflanze etwas zärtlich; Frost, kalter und vieler Regen sind ihr nachtheilig, und verursachen leicht, daß sie nicht immer geräth. Aber dieser zu fürchtende Mißwachs, der vom Versuch des Anbaues abschrecken könnte, wird weniger Statt finden, wenn man den Samen nicht zu früh, und erst nach Verlauf der kalten Frühlingstage, etwa um die Mitte des Aprils, in die Erde bringt. Da indessen auch nasse Sommer das Gedeihen des Anises hindern, so thut man wohl, wenn man ihn zugleich mit Möhren aussäet. Sollte es alsdann auch mißrathen, so ist die Mühe doch nicht ganz verloren, und der Schaden wenig fühlbar, indem man doch Möhren von dem Lande erntet. Beyde Gewächse vertragen sich sehr gut zusammen.

Das Land darf der Möhren wegen nicht frisch gedüngt, aber auch nicht mager, sondern kraftvoll von älterer Düngung seyn. In einem lehmigten, mit etwas Sand vermischtem Boden gerathen beyde Gewächse besser als in einem zu schweren und thonigen. Das Erdreich muß dazu gut und tief gegraben oder gepflügt, und nachher von Unkraut rein gehalten werden. Daß der Same, der sich drey Jahre zur Aussaat aufbewahren läßt, gut und nicht zu alt seyn muß, versteht sich von selbst.

Um die Zeit der Getreideernte hat man auf die Kennzeichen seiner Reife zu achten. Es hängt von der Zeit des Aussäens und der Beschaffenheit der Witterung ab, ob diese früher oder später sich zeigen. Wenn die Stängel gelb werden, der Same sich braun gefärbt hat, und in den obersten Spitzen trocken ist, so ist der Anis reif. Man zieht alsdann die Stängel sammt den Wurzeln, welche nicht tief zu gehen pflegen, mit der Hand heraus, bindet sie in Bündel, und stellt solche zur völligen Trocknung auf einen luftigen Boden. Zum Ausklopfen oder Ausdreschen des Samens wählt man heitere Tage, weil bey feuchter Witterung die Körner nicht gut aus dem Strohe gehen. Ist er darauf gereinigt, so breitet man ihn auf dem Boden aus, und wendet ihn oft um, damit er völlig trocken werde, ehe man ihn in Fässer oder andere Gefäße zum Verkauf oder Aufbewahren schüttet. Wenn man ihn gleich nach dem Ausklopfen einpackt, und ehe er ganz ausgetrocknet ist, so verdirbt er leicht.

Beschreibung einer Schacht, um Regenwasser zum häuslichen Gebrauche aufzubewahren und zu filtriren.

Nach der Angabe des Hrn. Loat in Grosbrittannien verfuhr man, bey dem Bauen eines Landhauses in einer Gegend, welcher es durchaus an trinkbarem Wasser fehlte, auf folgende Weise, indem man das Regenwasser sammelte und destillirte: Man grub zwey Schachten, eine jede zu 30 Fuß Tiefe, und 4 Fuß im Durchmesser. Sie befanden sich sehr nahe an einander; und man fütterte sie sorgfältig mit Thon, und mauerte sie noch wie gewöhnlich mit Backsteinen aus, um dadurch das Durchsickern in das anstoßende Erdreich zu verhindern. Zwischen diesen beyden Brunnen stellte man, vermittelst einer kleinen horizontal angebrachten bleyernen Röhre, die man zwey Fuß oberhalb des Grundes angebracht, eine sichere Communication her. Alle das Wasser auf den Dächern auffangenden Röhren leiteten es in den Brunnen Nro. 1; und in der Nähe des Grundes von Nro. 2. hatte man, unmittelbar über der Communikationsröhre ein eichenes mit einer Anzahl kleiner Löcher durchbohrtes Brett angebracht, welches durch eine hinreichende Anzahl von Pfählen getragen wurde. Auf dieses Brett legte man anfangs eine Lage groben gut ausgewaschenen Kies, dann eine andere Lage von weniger grobem, und zuletzt eine von dem allerfeinstem Kies oder Sande. Das Filtrum von diesen Kiesschichten betrug in der Höhe nicht mehr als zwey Fuß. Das Wasser welches nun in Nro. 1. ankommt, gehet durch die am Grunde von Nro. 2. angebrachte Röhre, und wird dadurch, daß es durch die Sand und Kiesschichten laufen muß, filtrirt. Derjenige Raum aber, der sich unterhalb des eichenen Brettes in den beyden Schachten vorfindet, muß

die

die Wirkung einer verlornen oder falschen Schichte thun, und allen Bodensatz und Unreinigkeit von dem Regenwasser aufnehmen. Die Pumpe zum Ausschöpfen ist daher in Nro. 2. angebracht, und beyde Schachten werden zugedeckt; indeß dringt die Luft durch mehrere besonders dazu angebrachte Oeffnungen hinein.

Das vorzüglichste Verdienst bey dieser Einrichtung bestehet in der Vereinigung eines Behälters für den Abgang und in der eines aufsteigenden Durchschlags oder Filtrums. Auf diese Weise läuft man keine Gefahr die Zwischenräume des Kieses sich verstopfen zu sehen, und er behält seine filtrirende Eigenschaft eine ungemein lange Zeit. Der Brunnen entspricht auch seiner Bestimmung ganz vollkommen, und das Wasser ist darin vortrefflich, daß es häufig dem gyps- und kreidehaltigem Wasser mancher Gegenden vorzuziehen ist, und sich in vielen wasserarmen Gegenden mit Glücke einführen ließe. Selbst schlechtes Brunnenwasser ließe sich wohl durch einen ähnlichen Heber und Durchschlag sehr verbessern.

Untersuchung des Chylus.

Herr Professor Emmert in Bern hat vor kurzem den Chylus in dem thierischen Körper, namentlich von einem Pferde zerleget und gefunden, daß der Chylus in Blut verwandelt wird, indem er sich zuerst mit dem Fluidum vermischet, welches sich schon in den lymphatischen Gefäßen befindet. Das durch die Lungen eindringende Oxygen der atmosphärischen Luft bewirkt, daß die Gerinnbarkeit und selbst die Röthe des Chylus zunimmt; denn der Chylus gleichet dem Blute in dem Augenblicke am meisten, wenn die Eingeweide und die kleinen Gefäße leer sind, und die Berührung mit der Luft macht den Chylus dem Blute vollkommen ähnlich. Wenn man in dem Chylus Eisen, Soda, Phosphor, Salzsäure und Schwefel findet, so muß man dieses den Nahrungsmitteln zuschreiben, die zur Erzeugung des Chylus dienten. Gewissermassen läßt sich die Entwicklung des Chylus mit der des Embryons vergleichen: eine Art von Gallerte wie dort, so wie hier in einen Eyweißstoff umgewandelt, in welchem sich keine Kügelchen bilden, welche durch die Berührung mit der Luft sich in Fiberstoff (Fibrino) umwandeln. Der Kohlenstoff giebt dem Chylus den Charakter einer Gallerte, allein derselbe wird durch das eingeathmete Oxygen der Luft wieder hinausgeführt, und vielleicht wird durch das Einathmen auch dem Chylus der Stickstoff der Luft zugeführt. Die Wände der lymphatischen Gefäße welche ein besonderes Leben haben, tragen zur Blutbildung wahrscheinlich sehr vieles bey; denn der Chylus ist in den Milchgefäßen in der Nähe der Eingeweiden, von demjenigen allzu sehr verschieden, den man aus dem Kanale in der Nähe des Punktes erhält, wo er in die Nähe des Blutes eingegossen ist. Das Blut selbst hat allem Anscheine nach auch noch den Hauptzweck, daß es dem Chylus die zu seiner Assimilation nothwendigen Qualitäten mittheilt.

Mathematische Preisaufgaben in Frankreich.

Das National-Institut hat für das J. 1814 folgende Preisfragen aufgegeben: Eine mathematisch berechnete und durch die Erfahrung bekräftigte Angabe über die Art und Weise wornach die Elektricität sich auf der Oberfläche der elektrischen Körper austheilt, wobey diese Theile isolirt, theils in Gegenwart von einander betrachtet werden müssen, namentlich aber die Gegenwart bey zwey elektrisirten Körpern und die nur bey dem einen oder dem andern. Um diese Aufgabe zugleich zu vereinfachen, verlanget die Classe nur die Prüfung des Falles, wo die auf jeder Oberfläche verbreitete Elektricität immer von derselben Natur bleibt. Auch schiebt die Classe von neuem folgende Preisfrage auf: Eine Angabe der Mathematischen Theorie der Vibrationen der elastischen Oberflächen und eine Vergleichung derselben mit der Erfahrung. Die Werke werden bis zum 1. October 1813. angenommen. Ein jeder der Preise bestehet in der goldenen Medaille von 3000 Franken am Werthe.

Der

Verkündiger.

16. Stück. Mittwoche. Am 22. Januar 1812.

Chemische Untersuchung des Saffrans.

Die Chemiker Bouillon Lagrange und Vogel analisirten kürzlich den Safran und erhielten nach vielen Versuchen folgende Resultate über die Natur und die Bestandtheile desselben:

1) Daß der färbende Stoff des Saffrans gänzlich durch die Sonnenstrahlen zerstört wird.

2) Daß diese Materie als eine Substanz eigner Art betrachtet werden kann, nicht allein wegen ihrer Farbe, welche in kleiner Menge sehr viel Wasser färben kann, sondern auch wegen ihrer Eigenschaft mit der Salpeter- und Schwefelsäure blaue und grüne Nüancen zu geben. Daher haben ihr wegen der Reichhaltigkeit an ihrer gelben Farbe, wegen ihrer Zerstörung durch die Sonnenstrahlen, und wegen der verschiedenen blauen und grünen Nüancen, die sie durch mineralische Säuren, und durch schwefelsaures Eisen (Eisenvitriol) giebt, die Hr. Bouillon, Lagrange und Vogel, nach der Meinung des Hrn. Hauy, den Namen Polychroite, von zwey Griechischen Worten, viel und Farbe, gegeben.

3) Daß Wasser und Alkohool ihre wahren Auflösungsmitteln sind.

4) Daß sie nur unendlich wenig im Aether auflöslich ist, und gar nicht weder in den fetten noch ätherischen Oelen.

5) Daß sie den Kalk, die Pottasche und den Baryt sättigt, und mit diesen Basen auflösliche und unauflösliche Zusammensetzungen bildet.

6) Daß sie sich an den Stoffen fixirt, indem sie ihnen eine gelbe Farbe mittheilt.

7) Daß sie gänzlich von der oxydirten Salzsäure zerstört wird.

8) Daß sie fest einen Theil flüchtiges Oel zurückhält, dessen Gegenwart man durch die Schwefelsäure erkennen kann.

9) Daß das Narkotische, welches man dem Saffran zugeschrieben hat, mehr diesem Oele als dem Gummi angehört, weil die färbende Materie, allein mit dem flüchtigen Oel in der Alkoholischen Tinktur befindlich ist, und den Hauptstoff in den Extrakten und Medikamenten, zu welchem man den Saffran gebraucht, ausmacht.

10) Daß das aus dem Saffran gezogene flüchtige Oel, schwer, goldgelb, und fähig ist, fest zu werden, und nach einiger Zeit sich zu verändern.

11) Daß der Saffran eine feste fette, dem Wachs ähnliche Materie enthält.

12) Daß die Schwefelsäure als Reagenz dienen kann, den Saffran in Medikamenten oder Liquers zu entdecken.

13) Daß endlich 100 Gramme Saffran bestehen aus

Wasser	10
Gummi	6. 50
Eyweiß	0. 50
Polychroite	65. 0
Wachsartige Materie	0. 50
Pflanzenfasern und dergl.	10

und einer unbestimmbaren Menge flüchtigen Oels.

Krystalle des Runkelrüben-Zuckers.

Herr Hauy der berühmte Mineraloge in Paris hat so eben die krystallinischen Formen des Runkelrübenzuckers, mit denen des Rohrzuckers vergli-

chen.

chen. Die Kryſtalle die er dazu brauchte, erhielt er von M. Baruel in Paris der ſich mit eben ſo großem Eifer als Erfolg der Runkelrübenzuckerfabrikation widmet, und dahin gekommen iſt die Kryſtalle deſſelben unter deutlichen und vollkommenen Formen zu erhalten. Herr Hauy hat vorher mit auſſerordentlicher Vorſicht die Geſtalt der Integraltheile des Rohrzuckers unterſucht und gefunden, daß ſie ein Rhomboidaliſches Prisma mit ſchiefen Grundflächen iſt. Auch hat Hr. Hauy gefunden, daß die Aehnlichkeit ſeiner Dimenſionen, in derſelben Zeit, als ſie ihm einen Rang in der Ordnung der elementariſchen Formen anweißt, auch mit einem ſymetriſchen Charakter verbunden iſt, welcher allen Prismen von analoger Geſtalt, die zu verſchiedenen Mineralien, als der ſchwefliche Arſenik, der Amphibole und Pirocene eigen iſt. Er hat gefunden, daß die Kryſtalle des Runkelrübenzuckers genau denen des Rohrzuckers gleichen, daß auch in erſtern verſchiedene zweydeutige Formen vorkommen, welche man zum Theil auch im Rohrzucker findet, oder welche auch neue Varietäten bilden. Jedoch gehören dieſe nach den Geſetzen welchen ihre Struktur unterworfen iſt, zu denſelben Kryſtalliſationsſyſtem. So beſtättigt alſo auch die Geometrie die Meinung, daß der Rohr- und Runkelrübenzucker einerley Natur ſind, welche man ſchon früher hegte.

François de Neufchateau Verſuch, Erdtoffeln in ungedüngtem Lande zu bauen, ohne die Pflanzen zu hacken und zu behäufeln.

In dem erſten Frühlingstagen des Jahres 1811 ließ ich in meinem Garten von mittlerm Boden das zu dieſem Verſuch beſtimmte Land, weil es anderer Pflanzungen wegen nicht füglich gepflügt werden konnte, mit dem Spaden umgraben und mit einem Gemenge von Wicken, Mohn, Rüben, Buchweitzen und Spreu beſäen. Am 17. May, als dieſe Saat ſehr ſchön und größtentheils ſchon in Blüthe ſtand, ließ ich ſie mähen, das Land, Furchenweiſe, zwölf Zoll tief umgraben, und in dieſer Tiefe, in jede Furche das abgemähte grüne Mengfutter, nebſt ein wenig langem unverrotteten Miſt, beydes zuſammen ungefähr 4 Zoll hoch, einſtreuen, die Furchen mit der ausgegrabenen Erde wieder anfüllen, und ſodann reihenweiſe nach der Schnur, zur Hälfte mit der großen weißen reichlich zutragenden, zur andern Hälfte mit der wohlſchmeckenden länglichen rothen Erdtoffel, belegen, ſo daß jede Reihe 4 Zoll und eben ſo jede einzelne Saat-Erdtoffel gleichfalls 4 Zoll von der andern entfernt war und faſt auf der eingeſtreuten Unterlage ruhte. In den erſten Tagen des Junius waren dieſe Erdtoffeln ſchön aufgegangen, das früher hervorkeimende Unkraut hatte ich ausjäten und bey dieſer einzigen Arbeit es bewenden laſſen. Ohnerachtet nun die früh eingetretene und ungewöhnlich anhaltende Dürre des vergangenen Sommers wenig gedeihliches erwarten ließ; ſo hat, die am 17ten Oktober, folglich grade 5 Monat nach der Ausſaat, begonnene Ernte mich dennoch in mehr als Einer Hinſicht gar ſehr überraſcht. Man iſt nämlich der Meynung, daß die Erdtoffeln ſich dicht an der Oberfläche des Bodens anſetzen und hält es eben um deßwillen für unerläßlich, die Pflanzen zu behäufeln; bey meinem diesjährigen Verſuche aber erwies ſich das Gegentheil, denn die zu erntenden Erdtoffeln fanden ſich ohne Ausnahme in dem eingeſtreuten Dünger, mithin vier Zoll tief unter der Erde, und ohnerachtet ſie nach allen Richtungen hin, dichter als gewöhnlich ausgeſteckt waren, ſo fiel doch die Ernte deshalb keinesweges geringer aus, denn die weißen hatten im Durchſchnitt zehn- die langen rothen funfzehn- bis zwanzigfältig getragen oder, dem Gewicht nach, jede Saat, Erdtoffel zwey Pfund. Gelingt mir dieſer erſte Verſuch auch im künftigen Jahre in ähnlichem Maße, ſo wird auf dieſem Wege vielerley gewonnen. Denn 1) die ſpätere Ausſaat fällt in eine Zeit, wo alle Feldarbeit bereits beendigt iſt, folglich die alsdann unbeſchäftigten Arbeiter zu dieſem Geſchäft füglich abgemüßigt werden können. 2) Wird Dünger, 3) Zeit und Arbeit, welche ſonſt das Behacken und das Behäufeln erforderte, 4) vermittelſt der engern Beſtellung auch Land geſpart, ohne daß dadurch der Ernte etwas abginge, und endlich 5) wird das dazu benutzte Land mit weit geringerer Mühe und geringern Koſten zu einer darauf folgenden anderweitigen Beſtellung brauchbar gemacht. Endlich ſo kann das was ich, der Umſtände wegen, mit dem Grabſcheid mußte verrichten laſſen,

lassen, unter andern Umständen füglich mit dem Pfluge bewerkstelligt werden.

Neue Sägmaschine.

Zu den wichtigern Erfindungen, die in dem Jahre 1811 im Gebiethe der Technik gemacht worden sind, gehört ein von Herrn Franz edlen von Hauslab in Wien erfundene Sägmaschine, die in Ansehung ihrer Originalität und Kühnheit, und ihrer vielen und wichtigen Vortheile der Tischlerey einen höhern Schwung verspricht. Auf dieser Maschine lassen sich zwey, und mit wenig mehr Kraftaufwand vier Schnitte auf ein Mahl, mit der größten Genauigkeit, auf eine Breite von zwey Wienerfuß machen, mithin auf eine Breite, die bis jetzt durch keine bekannte Sägmaschine irgendwo geschnitten wird, die aber für das in der Tischlerey vorkommende Maß von der größten Wichtigkeit ist. Das Besondere der Maschine besteht darin, daß die Säge selbst zum Schnitte fortschreitet, und nicht der bey andern Sägmaschinen übliche Sägwagen. Die Bewegung der Säge ist so allmählig und richtig, daß die zurückgelassenen Merkmahle des Schnittes nur einer sehr leichten Nachhülfe des Schlichthobels bedürfen. Auf der bestimmten Bahne kann der Schnitt auf dem Hin- und Rückwege geschehen, die Säge auf jedem Punkte ihrer Bahn stehen bleiben, und wieder zurückgeführt werden.

Durch diese Maschine, verbunden mit einigen einfachen Preßwerken, ist der Erfinder im Stande, alle Gattungen solider und furnirter Hölzer von zwey Wiener-Fuß Breite, und zehn Wiener-Fuß Länge zu erzeugen, und zwar mit einer Schnelligkeit, die sich zur gewöhnlichen Verfertigungs-Art verhält, wie 1 zu 10. Dieser Zeitgewinn macht es möglich, dem Tischler seinen vorzüglichsten Verarbeitungsstoff, an den er die meiste Mühe und Zeit verschwenden muß (furnirte Läden von allen Gattungen) schon in die Hände zu liefern, und zwar wohlfeiler, als er sie erzeugen kann. Die Erleichterung seiner Mühe macht es ihm dann möglich, mehr Zeit an geschmackvolle zweckmäßige Form, und gediegene Vollendung zu wenden, ohne den Preis der Waare erhöhen zu dürfen, ein Gewinn, der für diesen Zweig des inländischen Gewerbsfleißes allerdings sehr wichtig werden muß.

Ganz vorzüglich eignet sich diese Maschine zur Erzeugung der Fußtafeln (Parquets), die der Erfinder nach einer eigenen vortheilhaften und einfachen Methode nach den geschmackvollsten Zeichnungen komponirt, und davon durch nicht mehr als 12 Menschen 200 Stück täglich erzeugen kann. Nach derselben Art von Zusammensetzung wird alle Erzeugung von Holz-Mosaik auf eine erstaunenswerthe Art erleichtert, und schließt den Keim zur Verfertigung der vollendetesten und schönsten Boiserien in sich.

Die Commission, welche zur Prüfung dieser Maschine abgeordnet worden ist, und die aus den schätzbarsten Gelehrten und Kunstkennern zusammengesetzt war, hat dem Erfinder ihren ungetheilten Beyfall hierüber zu erkennen gegeben, und es ist höchst erfreulich für jeden Vaterlandsliebenden, wenn er immer mehr Männer hervorkommen sieht, die durch wohlgelungene Resultate ihrer Talente und ihres Studiums den vaterländischen Gewerbsfleiß einer immer höhern Stufe zuzuführen bemüht sind.

Narren in England.

Kürzlich ist zu London eine zweyte Ausgabe der Abhandlung über den Wahnsinn (Dissertation on insanity), von Doktor Black, erschienen. Der Verfasser glaubt, die Zahl der Verrückten sey in England größer als in irgend einem andern Lande. Besonders ist die erbliche Verrückung so häufig, daß der Doktor eine gesetzliche Maßregel für nöthig hält, um die Ehen zwischen Personen beyderley Geschlechts zu verbieten, die mit dieser Krankheit behaftet sind. Die Abhandlung enthält, in Form von Tabellen, die Resultate von ungefähr 3000 besonders, im Irrenhause zu Bedlam beobachteten Fällen. Die Zahl der Verrückten, welche in öffentlichen Hospitälern oder bey Aerzten aufbewahrt sind, beläuft sich in London und dessen Vorstädten auf 1000. Die gewöhnliche Zahl der zu Bedlam eingesperrten steigt auf 250, worunter 100 Unheilbare. Von 1772 bis 1787 kamen 2200 Verrückte in dieses Irrenhaus, worunter Einer mit

10 Jahren, 132 unter 20 Jahren, 813 unter 30 Jahren, 908 zwischen 30 und 40 J., 652 zwischen 40 und 50 J., 266 unter und 78 über 60 Jahre. Das männliche Alter scheint also diesem Unglücke am meisten ausgesetzt. Von dieser nämlichen Zahl gehörten 723 in die Klasse der Bösartigen; 886 waren ruhig; 323 versuchten sich zu entleiben, und ungefähr 20 hatten Morde begangen. Dieser Aufzählung zufolge scheinen Bosheit und Verzweiflung die herrschenden Charakterzüge der Wahnsinnigen zu seyn. Was die Ursachen anlangt, denen man die Krankheiten dieser Unglücklichen zuschrieb, so geben die Register von Bedlam folgende Resultate: 206 aus Unglück, Verdruß, Kummer; 90 aus religiöser Schwärmerey und Anhänglichkeit an die Secte der Methodisten; 74 aus Liebe; 9 aus Eifersucht; 8 aus Hochmuth; bey 15 war übertriebenes Studieren die Ursache des Wahnsinns; bey 51 plötzlicher Schrecken; bey 58 Völlerey; bey 110 Fieber; bey 79 war sie Folge von Wochenbetten; bey 10 war die Ursache Verstopfung in den Eingeweiden; bey 115 kennt man keine andere Ursache als Erblichkeit; bey 12 Quetschungen, Frakturen; bey 14 venerische Krankheiten; bey 7 die Kinderblattern; bey 5 zu geschwind getrocknete Geschwüre. In dem Zeitraume von 1772 bis 1787 waren 924 geheilt worden; 1694 blieben unheilbar; die Zahl der Rückfälle war 535, und der Gestorbenen 250.

Verschiedenes.

Zu Berlin dauert das Verhör der berüchtigten Mordbrenner, welche im Herbste 1810 so viele Dörfer in Sachsen und in der Mark Brandenburg in Brand stellten, noch fort. Es sind bereits an zwölf verhaftet. Unter den Weibern befindet sich ein junges hübsches Mädchen (Friederike Delitz), aus Berlin gebürtig, welche schon so viel bekannt haben soll, daß man nach den preussischen Gesetzen die Strafe des Scheiterhaufens über sie verhängen kann. Es scheint (heißt es ferner in diesen Nachrichten), als ob in gedachter Bande keine Subordination stattgefunden habe, wenigstens kann man keinen als Oberhaupt anführen. Ein gewisser Horst hat bisher am meisten bekannt, sein Verhör wird, wie es heißt, bald zu Ende seyn. Die Gefangenen selbst sind ruhig und sogar vergnügt. Sie erwarten nichts weniger als den Tod, da sie sich keines Mordes bewußt sind. Man erzählt, daß sie an einigen Stellen die Wand durchbohrt haben, um mit einander mündlich kommuniziren zu können und die Oeffnungen mit Kalk versteckten, so bald die Schließer erscheinen. Obgleich bisher nur ungefähr 12 zur eigentlichen Bande gerechnet werden, so sind doch 40 Menschen in Verdacht. Vor einigen Tagen hat man noch einen dieser Bösewichte von Magdeburg nach Berlin gebracht. Wohin die übrigen sich geflüchtet haben mögen, ist unbekannt. Seit Friedrich des Großen Tode ist Niemand zu Berlin verbrannt worden.

— —

Die Herren Sobolewski und Horrer haben in Petersburg eine Thermolampe errichtet, welche nicht nur zur Erleuchtung und Heizung dient, sondern auch auf den Kubikfaden Holz 25 Tschetwert (320 Pfd.) der besten Kohlen, bis 70 Eimer Säure, aus der man an 50 Pud Essig destilliren konnte, und bis 20 Pud Theer lieferte. Sie empfehlen ihre verbesserte Einrichtung allen großen Anlagen, weil jene sogar außer der Erleuchtung und Wärme noch reinen Gewinn gebe. (In neuern Zeiten war Herr Lebon zu Paris der erste, der das Verbrennen des Holzes in verschlossenen Gefäßen im Kleinen zeigte, auch den Namen Thermolampe aufbrachte. Die Herren Philipps und Lee aber machten 1804 zuerst im Großen in ihrer Fabrik zu Manchester davon Gebrauch. Der letztere wandte sie auch 1810 auf die Strassenerleuchtung in London an, was man jetzt in Paris ebenfalls versucht. Allein schon 1739 stellte Dr. Clayton Versuche an, Gas aus Steinkohlen zu gewinnen, und die Herren Murdock und Windsor vervollkommneten seine Erfindung.)

Bekanntmachung.

Buchhandlung zu verkaufen.

In einer der bedeutendsten Handelsstädte Deutschlands ist, Familienverhältnisse wegen, eine Französische Sortiments-Buchhandlung zu verkaufen. Das Lager ist vorzüglich gut, neu und von dem Besitzer mit größter Sorgfalt vollständig erhalten. Die Handlung hat einen sehr bedeutenden Umsatz und verbindet zu gleicher Zeit auch Deutsche Sortimentsgeschäfte.

Die Bedingungen werden auf frankirte Briefe, mit der Ueberschrift: für die Buchhandlung A. in K., den soliden Käufern durch das Comtor der Handlungs-Zeitung und des Verkündigers in Nürnberg bekannt gemacht werden.

Der

Verkündiger.

17. Stück. Freytag. Am 24. Januar 1812.

Der Ostindische Butterbaum.

Der Butterbaum wächst in Ostindien, und wurde von Roxburgh Bassia butyracea genannt; er gehört in die Classe Polyandria monogynia des Linne und man findet ihn besonders häufig auf den Hügeln von Almorah, wo er von den Einwohnern Fulwah oder Fulwarah genannt wird, im Januar blüht, und im Februar reifen Samen trägt. Bisher war nur wenig von ihm bekannt, daher folgendes aus englischen Berichten hier nicht uninteressant seyn wird.

Der Stamm der größten Bäume dieser Art ist gerade, und hat 5 bis 6 Fuß im Umkreis, die jungen Zweige sind glatt, braun und mit aschfarbigen Punkten besäet. Dieser, wegen seiner Samenkörner kostbare Baum, gleicht der Bassia latifolia von der Küste Coromandel und unterscheidet sich bloß durch seine Korolle und seine Staubfäden. Das Merkwürdigste an ihm ist aber seine Anwendung zu verschiedenen ökonomischen Zwecken.

1) Wendet man das aus den reifen Früchten gepreßte Oel zum Brennen an, wenn man kein Kokosöl hat. Das erstere ist dicker, brennt längere Zeit, aber giebt weniger Licht; raucht ein wenig, und hat einen unangenehmen Geruch.

2) Ist dieses Oel der Hauptbestandtheil der im Lande verfertigten Seifen, und wird zu diesem Zwecke eben so theuer, als das Kokosöl verkauft.

3) Das Volk gebrauchet es statt des Kokosöls und dem Ghee (einen vermuthlich durch Sieden gereinigten Butter) zur Bereitung der Gerichte und Saucen; auch macht man davon Kuchen (Wachs) deren Verkauf unter den Armen ein Handelsgegenstand ist.

4) Gebraucht man es als topisches Mittel in Ausschlag, als Krätze ꝛc.

5) Die Kuchen (sakey) gebraucht man zum Waschen, auch treibt man mit ihnen in die Länder Handel, in welchen der Baum nicht wächst.

6) Sammelt das Volk die Blüthen, die im May herab fallen, läßt sie in der Sonne trocknen, röstet sie und bereitet sich daraus eine gute Speise. Auch läßt man sie bis zur Consistenz eines Gelee sieden, aus welchen man kleine Kugeln macht, die man gegen Reis, Fische und dergleichen Waaren vertauscht.

7) Die Armen nähren sich von diesen Früchten wie von andern, sie mögen reif oder unreif seyn. Sind sie nicht reif, so reinigt man sie von der Haut, läßt nachdem man den nicht reifen Kern hinweggenommen hat, bis zur Consistenz eines Gelee sieden und ißt sie mit Salz und Pfeffer.

8) Wendet man den Absud der Blätter in Wasser, in Krankheiten bey Menschen und Vieh an.

9) Gebraucht man auch die Milch der noch grünen Früchte, und der zarten Rinde, als Arzneymittel; auch gebraucht man die Rinde des Baumes gegen die Krätze.

10) Sein Holz ist eben so hart und erhält sich eben so gut als das Thekaholz; ist aber schwerer zu bearbeiten und kommt nicht in hinlänglich großen Stücken vor, ausser in thonigem Boden, in welchem der Baum beträchtlich höher wird, aber weniger Zweige und noch weniger Früchte bekommt als in sandigem oder gemischtem Boden, der ihm besonders günstig ist. In sandigem Boden kommen die Zweige näher an der Erde hervor, breiten sich mehr aus, und tragen mehr Früchte. Dieser Baum wird wegen seiner Nützlichkeit in Menge auf die sandigen

und hohen Oerter gepflanzt, auf welchen kein anderer Fruchtbaum vegetiren kann; auch erfordert er wenig Sorge ausser daß man ihn während der zwey oder drey ersten Tage in der heißen Jahrszeit begießen muß.

11) Noch muß man hinzufügen, daß die Nachtvögel, Eichhörnchen, Eidechsen, Hunde und Chakals ihren Theil an den Blumen dieses Baumes nehmen. Zugleich glaubt das Volk daß diese Blumen den Chakals, wenn sie zu viel essen, die Wasserscheu verursachen.

Es scheint daß der von Park Shea oder afrikanischer Butterbaum genannte Baum nach der Beschreibung die er von ihm gibt, eine Art desselben Geschlechts ist Er sagt pag. 352. seiner Reisen ins Innere von Afrika: „Nach der Frucht zu urtheilen gehört der Shea genannte Baum in das Geschlecht der Sapotae (zu welchem unsere Bassia gehört), er gleicht ein wenig der, von dem Lieutnant Ch. Halmilton in den Recherches asiatiques beschriebenen, Madhuca (bassia latifolia.)

„Man sah (fährt Park fort) überall das Volk beschäftigt, die Frucht Shea, aus welcher man einem vegetabilischen Butter bereitet, einzusammeln. Diese Waare Shea toulon, welches Baumbutter heißt, wird vermittelst siedendes Wasser aus dem Kern der Frucht gezogen; sie hat äußerlich den Anschein des Butters, und kann in allen Fällen statt seiner gebraucht werden. Sie macht einen wichtigen Theil der Nahrung der Einwohner aus, und ersetzt in allen Fällen das Oel; daher macht sie auch einen bedeutenden Handelsgegenstand aus. Der Baum gleicht dem Ansehen nach der amerikanischen Eiche, und die Früchte, deren an der Sonne getrocknete Kerne die Butterartigen Theile enthalten, den spanischen Oliven. Der Kern ist in eine fleischige Materie eingewickelt, die einem zuckerartigen Geschmack hat, und mit einer dünnen, grünen Oberhaut bedeckt ist. Den Butter, den er liefert, ist, ausser daß er sich ungesalzen ein Jahr aufbewahren läßt, weißer, fester und wohlschmeckender als der beste thierische Butter, den ich jemahls gekostet habe. Die Bereitung dieses Eßmittels scheint eines der ersten Gegenstände der Nationalindustrie dieses Staates, in Afrika und der benachbarten Länder zu seyn ꝛc."

Herr Gott sagt, das Volk von Almorah, esse den Rückstand, welcher bleibt, nachdem man die ölige Materie ausgezogen hat. Man kann also nicht an der Gesundheit des Butters selbst zweifeln; die Eingebornen verschiedener Theile von Indien essen den Butter der Bassia latifolia und longifolia allein oder mit Ghee vermischt.

Herr Roxburgh erhielt aus Almorah einen solchen Butter, die sich viele Jahre lang erhielt, ohne sich im Geschmack und Geruche zu verändern. Er hat den Geschmack der Gewürznelken, welcher ihm aber wie wir unten sehen werden, beygebracht wurde. Der Thermometer steht gewöhnlich auf 95 F. (28 R.) und ist bisweilen auf 100 und darüber gestiegen; ungeachtet dieser hohen Temperatur war er doch immer so fest als der Thierische im Winter. Um mehr über die Geschichte und Gewinnung desselben zu erfahren, wendete er sich an Hrn. Gott, der bey Almorah wohnte und erhielt von ihm nebst den Blättern, Blüthen und Früchten des Baums noch folgende Nachrichten.

Der Baum, der die unter den Namen Phulwah bekannte Butterartige Materie hervorbringt, wächst auf den Hügeln von Almorah, wo er unter diesem Namen bekannt ist, der Baum ist nicht häufig; er wächst in starkem Boden an den südlichen Abhängen der Hügel; erhebt sich bis zur Höhe von 50 Füssen, und hat einem bis 6 Fuß im Umkreis haltenden Stamm. Die Rinde der Stücke, welche ich mir verschaffen konnte, war glatt und gesprengelt. Man sammelt den Samen im Monat August, und verfertigt auch zugleich in diesem die vegetabilische Butter. Die Umgebung der Frucht hat eine schöne glatte Kastanienfarbe, und ist zerbrechlich; wenn man sie öffnet, findet man einen Kern von der Größe und Farbe einer Mandel; man reibt diese Mandel bis zur Consistenz der Sahne, oder wie feines Gehirn, und bringt sie in einen leinenen Sack, den man so lange mit Steinen beschwert, bis das Oel ganz herausgedrückt ist. Dieses Oel nimmt alsobald die Consistenz des Schweinfetts, und eine sehr weiße Farbe an. Man wendet es mit Vortheil in den Rheumatismen und den Zusammenziehungen der Glieder an; auch gebrauchen es die Personen vom Stande, wenn es parfümirt ist, zu Pomaden.

Obgleich dieser Baum sehr dem Mawa (Madhuca oder Bassia latifolia) gleicht, so unterscheidet er sich doch durch das Oel, welches man aus seinen Samen zieht. Das Oel des Mawa ist grünlichgelb

und

und besteht selten; das des Phulwah hingegen, wird gleich nach dem Auspressen fest, und nimmt auch, nachdem es im Feuer geschmolzen worden ist, seine erste Consistenz wieder an. Reibt man wollenes Zeug mit dem Oel des Mawa, so erhält jenes Flecken wie durch ein Pflanzenöl, da im Gegentheil das Oel des Phulwah, wenn es rein ist, unter denselben Umständen keine Spuhr zurückläßt. Aus dem Mawa zieht man eine beträchtliche Menge Oel in den Gegenden von Cawnpoor und von Furruchabad, und vermischt es mit Ghee zum Verbrauch. Man kann die jährliche Quantität dieses Produkts auf 20 oder 30 Maunds (à 31 Pfund) schätzen; jeder Maunds verkauft sich um 14 bis 15 Rupien. — Man nimmt es niemals als inneres Mittel. Die Bauern, welche den Butter ausziehen, nähren sich alsdann mit dem Rückstand. Ich habe seit zehn Monaten eine gewisse Quantität dieses reinen Butters, er hat weder Farbe noch Geruch verändert. — Wenn er zu Rohilkund ankommt, parfümirt man ihn mit Uts (einem wesentlichen Oele) und vermischt ihn mit etwas Maismehl, um seine Consistenz zu vermehren. Wenn dieser Butter reinlich gesammelt werden ist, so reinigt man ihn nicht mehr; geschah dieses nicht so läßt man ihn schmelzen und preßt ihn durch eine grobe Leinwand. Die Blumen des Baums werden nicht gebraucht. Einige Personen essen das Fleisch der Frucht, welches einen süßlichen und faden Geschmack hat. — Das Holz ist weiß, zart und porös. Man gebraucht es in dem Lande nicht; es ist fast eben so leicht als der Semul oder Baumwollenbaum, Bombax heptaphyllum. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser so vielseitig nützliche Baum weiter verpflanzt würde.

Anwendung des Wundersalzes zur Glasbereitung.

Seit mehrern Jahren bemühen sich die Chemiker in Deutschland und Frankreich den großen Bedarf der Pottasche bey vielen Fabrikaturen durch Einführung anderer Surrogate zu vermindern, um dadurch den Nachwachs der Waldungen zu schonen.

In Ungarn hat der Arzt und Naturforscher, Herr Doktor Joseph Oesterreicher, schon vor 14 Jahren das von ihm als ein sehr reichhaltiges Naturproduct entdeckte Wundersalz (Sal mirabilis, nativus hungaricus) nicht nur zum medicinal sondern auch zum technischen Gebrauch, als ein Surrogat der Pottasche bey Erzeugung des Glases mit ungemeinem Vortheil verwendet. In der Folge erhielt derselbe vom allerhöchsten Orte ein ausschließendes Privilegium über diese neue chemische Erfindung unter der Benennung, Glasfritte ohne Pottasche, und nun hat er zum Besten des Publikums seine Methode in folgendem zur allgemeinen Benutzung bekannt gemacht.

Es beruht nämlich die nützliche Anwendung des Wundersalzes zur Erzeugung des Glases ganz ohne Pottasche bloß auf dem chemischen Prozeß, wodurch man die Schwefelsäure, die sonst der Glaserzeugung hinderlich ist, durch Verbindung mit anderen Stoffen aus dem Wundersalz ganz befreyt, und den Rückstand an Natron ganz benützt. Gemeiner Kalk und Kohlenstaub, die in jeder Glasfabrik ohnehin mit geringen Kosten zu haben sind, machen die Ingredienzien aus, diesen Zweck zu erreichen nach folgender Erfahrung.

a) Nimmt man 12 Theile trockenes Wundersalz, 8 Theile Sand, 1 Theil Kohlenstaub, und kalzinirt diese Mischung in Reverberir-Ofen so lange bis aller aufsteigende Schwefelgeruch (hidrothion) sich verliehret, so erhält man eine Masse (Fritt) welches das beste Schmelzglas liefert.

b) Steigt man aber während dem Kalziniren mit Zusatz von Kohlenstaub zu dem genommenen Wundersalz bis auf gleiche Theile, hält die Masse so lange im Flammenfeuer bis sie weiß und geruchlos wird, so gibt diese bey einer Schmelzung von 14 bis 16 Stunden das reinste Fensterscheibenglas.

c) Nimmt man aber statt gemeinen Sand ausgesuchten weißen Kiesel, und zwar 12 Theile trockenes Wundersalz, 8 Theile gepuchten Kiesel, 4 Theile an der Luft zerfallener Kalk und 6 Theile Kohlenpulver, verfährt mit der Kalzination eben so lange bis die Fritte weis und geruchlos wird, setzt noch an Gewichte eben so viel ausgesuchte weiße Glasscherben dazu, so erhält man nach 18 stündiger Schmelzung das weiße Kreidenglas.

d) Läßt man aber gleiche Theile von Kohlenstaub und

und Wunderſalz, dann 4 Theile Kalk ſtark kalziniren, in kochendem Waſſer auflöſen, durch einen ungefärbten Filzhut durchſeihen, bis zum trockenen Abdampfen, ſo erhält man ein reines Mineralalkali, welches mit Zuſatz vom feinſten Kieſel, Arſenik ꝛc. das reinſte Spiegelglas liefert.

Wie mächtig ſind nicht die Fortſchritte der Wiſſenſchaften auf die Benutzung unſerer einheimiſcher Naturgeſchenke und wie viel könnte die techniſche Chemie nicht zur Vergrößerung der Staats-Oekonomie bey ihrer Beförderung noch beytragen.

Neue Himmels-Kugel.

Der Uhrmacher und Mechaniker Leguin in Paris hat eine auf Zinn geſtochene Schrift von 44 Seiten, welche 2 Franken koſtet, herausgegeben. In derſelben beſchreibt er mehrere von ihm erfundene Maſchienen; als ein verbeſſertes Sillométre, durch welches man den Weg der Schiffe ſchätzen kann; einen Compas mit vier Spitzen, durch welchen man eben ſo ſchnell als genau die Grade der Länge berechnen kann; und zuletzt eine Himmelskarte, die aus einem transparenten Globus beſteht, und auf welchen die Geſtirne geſtochen ſind, während ihr Inneres das ganze Kopernikaniſche Syſtem in Bewegung einſchließt.

Verſchiedenes.

Wölfe. Aus Lyon wird unterm 2. Jan. gemeldet: daß am Ende vorigen Monats ein Wolf in den Gegenden von Charolles (Saone und Loire) 15 bis 16 Perſonen verſchlungen hat, von denen nur noch zwey am Leben ſind. Dieſe Unglücklichen erregen Zittern; den einen iſt ein Auge ausgeriſſen, und der obere und untere Kinbacken mit einem Theil der Zunge, ſo daß man denſelben dadurch nähren muß, indem man Brühe in ſeinen Schlund ſprützt. Der Wolf war glücklicher Weiſe nicht wüthend; man fand in ſeinem Magen den Fuß eines Hundes, und den mit Haaren verſehenen Kopf eines Kindes. Es ſcheint daß dieſes wüthende Thier, deſſen Kopf ungeheuer war, ſich gewöhnt hatte Menſchenfleiſch zu freſſen, und ſich bloß von demſelben nähren. Endlich wurde er am Ufer der Loire auf eine ſonderbare Art getödet. Er folgte den Häuſern, und gieng in diejenigen, deren Thüren offen waren. Ein Mann war auf ſeinem Kornboden und ſah ihn bey einbrechender Nacht herumſtreifen. Er ſteigt ſchnell herab, ergreift ſeine Flinte und öffnet ſeine Thüre. In demſelben Augenblick ſtürzt ſich der Wolf auf ihn; er reißt ſchnell die Thüre zu, und nimmt den Wolf mit einem Bein zwiſchen die Thür und die Mauer, ruft nach Hülfe, die Nachbarn laufen herbey, und ſo wird endlich das Thier getödet. Kürzlich wurden auch mehrere andere Wölfe zu Bully, Alix u. ſ. w. umgebracht.

— —

Die Anſtalten von Aſſecuranzen vermehren ſich in Frankreich täglich; allein es iſt dabey vortheilhaft ſich gegen ſolche Unternehmungen vorzuſehen, welche unter dem Vorwande des öffentlichen Wohles und unter erborgtem Titel verbrecheriſche Handlungen verbergen. Bereits wurden viele Betrüger, welche für Hagel, Feuersbrünſte und andere Aſſecuranz-Geſellſchaften einſammelten, in das Zuchthaus geſetzt.

— —

Berlin. Die außerordentlich ſchöne und anhaltend warme Witterung des vorjährigen Sommers iſt in der That ſelten; ein Sommer des letzten Jahrhunderts von 1701 bis 1800 erreichte eine ſolche Anzahl warmer Tage, deren ich 77 zählte. Das zweymalige Blühen der Bäume, und das Anſetzen neuer Früchte, iſt zwar merkwürdig, doch nicht ohne Beyſpiele. In den Jahren 1028, 1186, 1289, 1328, 1379, 1397, 1420, 1471, 1473, 1494, 1540, 1557, 1567, 1577, 1584, 1661, 1720, 1722, 1750, 1766 und 1779 hat man es ebenfalls bemerkt.

— —

Am 2. Dec. feierte die freywillige Arbeitsanſtalt zu Magdeburg ihr 25jähriges Stiftungsfeſt durch Gottesdienſt und gute Bewirthung der vorhandenen Arbeiter. Im Ganzen hat ſie 5232 Perſonen, unter denen 1333 Kinder waren, Arbeit verſchafft. 291,423¼ Pfd. Flachs, Wolle ꝛc. wurden geſponnen, und die Armen erhielten 30,803½ Thlr. ohne Abzug; und obenein noch im Winter Erleuchtung und Wärme in den beſtimmten Sälen.

Der

Verkündiger.

18. Stück. Sonnabend. Am 25. Januar 1812.

Merkwürdiger Mord-Anschlag.

Wir haben schon früher des höchstmerkwürdigen Criminalfalls gedacht, mit dessen Entscheidung sich am 10ten Januar der Assisen-Hof in Paris beschäftigte, und welcher seit Monaten einen Hauptgegenstand der Unterhaltung des Publikums ausmachte.

Die Angeklagten waren Anna Paris, abgeschiedene Ehefrau des Hrn. Delaporte, und Wittwe 2ter Ehe des Hrn. Morin, 39 Jahr alt; Angelique Delaporte, 16 Jahr und 10 Monate alt; Lucie Jacotin und Lefevre ihre Bedienten. Sie waren beschuldigt ein Komplott geschmiedet zu haben, um einen Hrn. Ragoulleau zu ermorden, nachdem sie ihn Wechsel auf den Innhaber ausgestellt, von 200,000 Fr. hätten unterzeichnen lassen.

Der Ursprung der Verhältnisse des Hrn. Ragoulleau mit der Wittwe Morin datirt sich schon von 1806 her. Das Hotel Saint-Phar war damals feil, beyde wollten es kaufen; allein als sie von ungefähr zusammen trafen, kamen beyde überein, daß die Wittwe Morin dasselbe an sich ziehen sollte. Ragoulleau schoß ihr eine lebenslängliche Rente von 100,000 Franken zu 10 pCt. für sich, seine Frau und ihre beyden Kinder vor. Die Wittwe Morin blieb mit der Zahlung im Rückstande, und Hr. Ragoulleau setzte nun das Hotel Saint-Phar zum Verkauf aus und zog es durch freywilligen Kauf von der Wittwe Morin um 165,000 Fr. an sich.

Am 18. April 1811 schien sich alles zum Vortheil der Partheyen geendigt zu haben. Die Wittwe Morin äuſſerte deßhalb ihre Zufriedenheit; sie wünschte den Miethbewohnern des Hotels Saint-Phar sogar Glück zu dem neuen Käufer mit welchem sie von nun an zu thun haben würden; allein diese Aeußerungen waren ihrer Seits nichts weniger als aufrichtig; sie wollte ihren Haß gegen Ragoulleau, den sie als den Stifter ihres Ruins ansah, nur verbergen. Sie war überzeugt, daß er sie durch alle mögliche List und Kunstkniffe verhindert hatte, ihr Hotel vortheilhaft zu vermiethen oder zu verkaufen, indem er sowohl die sich zeigenden Miether als Käufer abwendig zu machen suchte. Von dem Augenblicke nun, wo sie das Haus an Ragoulleau verkauft hatte, faßte und nährte sie den Gedanken, sich fürchterlich dafür zu rächen und mit Gewalt dasjenige wieder zu nehmen, dessen sie vorgeblich beraubt worden war. Angelique theilte den ganzen Haß ihrer Mutter, und wollte eine Gefährtin ihrer Rache werden; jede von ihnen schmiedete mehrere Plane; sie kombinirten sie gemeinschaftlich, und verwarfen mehrere nach einander. Um zu ihrem Zwecke zu gelangen, mußten sie Ragoulleau stets um sich haben: auch stellte sich die Mutter immerfort, als ob sie großes Zutrauen in ihn setzte: sie beschwur ihn, ihr mit Rath und That beyzustehen. Bald sagte sie ihm, sie hätte Gelder auszuleihen und wollte es ihm allein überlassen sie anzulegen; bald gab sie vor, daß sie Willens sey, ein Landhaus zu kaufen, allein sie wünschte, daß Ragoulleau dasselbe besichtigte und den Kauf billigte. Sie hatte seit langer Zeit ein Mädchen Namens Jouard zu ihrer Vertrauten gemacht, sie theilte ihr alle die Ränke und den entschiedenen Plan mit, den sie mit ihrer Tochter verabredet hatte.

Am 21. verflossenen September kündigte sie demselben an, daß sie Ragoulleau am 24. auf ein Früh-

stück einladen und man ihn nach demselben auf das fatale Landhaus bringen würde; sie fügte hinzu, man würde ihn einladen 5 Gerichte nach seinem Geschmacke zu wählen, und dieses würden die letzten für ihn seyn. Das Mädchen Jonard gab sich mehreremale Mühe, durch alle Ueberredungsmittel, Mutter und Tochter von dem im Schilde führenden Verbrechen abzuwenden. Ob sie gleich krank war, ließ sie sich dennoch nach seiner Wohnung in der Schatzkammerstraße fahren. Er befand sich auf seinem Landhause Essonne. Sie sandte die Wittwe Petit dahin, und setzte ihm das Komplott in allen seinen Details auseinander. Als Ragoulleau nach Paris zurückkam, fand er bey seinem Portier einen Brief von der Wittwe Morin, welcher ihn auf den 24. Sept. zu einem Frühstück einlud. Er begab sich auf der Stelle zu dem Mädchen Jonard und von da auf die Polizeypräfektur, wohin man dasselbe unverzüglich berief. Die Aussage des Mädchens gieng im wesentlichen dahin:

Die Wittwe Morin hatte oft mit ihr von ihrem Haß gegen Ragoulleau, und denen von ihr geschmiedeten Planen der Rache gesprochen; sie hatte sie gebeten ihr 2 Männer zu verschaffen, die geeignet wären sie zu unterstützen, ungefähr Spieler oder den Eisen entgangene Uebelthäter; allein das Mädchen Jonard antwortete ihr, sie kenne keine Leute dieser Art; die Morin hatte hierauf eine Reise nach Nogent gemacht, und ihr bey ihrer Rückkehr gemeldet, daß sie 2 ehemalige Bediente mitgebracht habe, auf welche sie zählen könnte, und denen sie alles geoffenbart hatte. Sie hatte seit langer Zeit ein Landhaus zu Clignancourt gemiethet, und die Kellerlöcher daran zumauern lassen, hierauf habe man Pistolen in dem Keller losgeschossen, großes Geschrey gemacht, und sich versichert, daß weder die Schüsse noch das Geschrey von aussen gehört wurde; Ragoulleau sollte in dieses Haus gelockt werden, unter dem Vorwande, daß sie dasselbe zu kaufen wünschte, und seine Meynung über dessen Ankauf hören wollte; bey seiner Ankunft sollte er von den beyden Bedienten ergriffen und in den Keller geschleppt werden; man wollte ihn daselbst mit dem Leib an einen aufrecht stehenden Balken, mit Ketten durch Schlösser verwahrt, festmachen, die Beine mit Seilen binden; er sollte auf einem an den Balken angelehntem Stuhle sitzen; vor ihm sollte ein Tisch stehen, auf welchen man Lichter, Feder und Dinte setzen würde.

Hierauf sollte Angelique ihm ausgefertigte Wechsel für eine Summe von 300,000 Fr. und ein geschriebenes Blatt vorlegen, durch welches ihm angedeutet wird, sie bey Todesstrafe zu unterzeichnen; diese Drohung sollte ihm mit lauter Stimme, indem man ihm die Pistolen, womit Mutter und Tochter bewaffnet seyn würden, vorhalten wollte, wiederholt werden; nun wollten sie ihn eine Viertelstunde lang, aber stets gefesselt allein lassen, nach Verlauf dieser Zeit aber zurückkehren, um die Schrift und Unterschrift der Wechsel, mit verschiedenen von seiner Hand geschriebenen Briefen, die sie aus Vorsicht deshalb mitnehmen wollten, zu vergleichen. Nach dieser Verificirung sollte ihm die Mutter einen Strick um den Hals machen und ihn erdrosseln. Der Leichnam sollte in einen Sack gesteckt, in der Nacht auf einem ihr zum Transportiren der Milch gehörenden Karren, fortgebracht und in den Fluß geworfen oder auf dem Feld liegen gelassen werden. Das Mädchen Jonard erklärte überdies, daß man ihr das Schriftliche, welches Ragoulleau vorgelegt werden sollte, gezeigt hätte, und das in Ausdrücken abgefaßt war, welche das Uebermaß der Wuth, womit Mutter und Tochter gleichsam gefoltert wurden, sattsam an den Tag legte.

Dieser Angabe zufolge wurden von dem Herrn Polizeypräfekten die nöthigen Befehle gegeben.

Ragoulleau nahm das Frühstück der Wittwe Morin auf den 2. Okt. an. Als er bey ihr ankam, war die Tafel schon bereitet, allein er weigerte etwas zu nehmen und schlug vor, sogleich nach dem Landgute abzureisen. Angelique besorgte eine Miethkutsche, und der Kutscher erhielt Befehl nach Clignancourt zu fahren. An der Barriere von la Vilette wurde der Wagen von den Polizeydienern angehalten, die sich der Mutter und Tochter bemächtigten, und sie in das Octroi-Büreau brachte, wo sich ein Polizeykommissair befand.

Angelique wurde zuerst befragt; sie sagte aus, ihre Mutter wollte ein Landhaus bey Montmartre kaufen, das man mit Hrn. Ragoulleau besehen würde; sie hatte ein Schnupftuch in der Hand, welches etwas Verdächtiges zu verbergen schien. Der Polizeykommissär bemächtigte sich desselben augenblicklich, und fand darin eine Rolle Papier, bestehend

(1) aus 15 Wechseln auf gehöriges Stempelpapier, alle vom 20. Aug. 1811 datirt; 14 von 20,000 Fr. und der 15te von 10,000 Fr.; keiner enthielt die Namen des Ausstellers, noch die Person, zu deren Vortheil sie ausgestellt werden sollten; 2) einen Wechsel auf gewöhnliches Papier, welcher den vorhergehenden zum Muster gedient zu haben schien, und der von den übrigen nur dadurch abwich, daß unten daran geschrieben stand: Bon pour la somme de vingt mille francs, valeur reçue en espèces; (Gut für die Summe von 20,000 Franken, Werth baar erhalten). 3) Ein in einem Couvert enthaltenes Billet mit der Ueberschrift: Detachez et lisez (Oeffnen und lesen Sie). 4) Drey Briefe von Ragouleau unterschrieben. Als man das Siegel des verschlossenen Billets erbrach, fand man darin das wüthende Schreiben, wovon das Mädchen Jouard in seiner Aussage gesprochen hatte. Es folgt hiebey, so wie es die Mutter diktirt und die Tochter geschrieben hat. Wir geben es ohne die geringste Abänderung, ohne selbst die darin enthaltenen Sprach-Fehler zu verbessern.

„Wenn mir in meinem Leben ein Tag der Gerechtigkeit beschieden ist, so sollen Sie die Erste seyn, welche ich daran werde Theil nehmen lassen."

„Dieses sind die Worte, welche Sie mir am Tage unsrer Zusammenkunft im Louvre gesagt haben, 3 Tage vorher, als ich einwilligte, Ihnen dasjenige von freyen Stücken auszuliefern, was Sie mir durch Ihre schlechten Streiche, im Angesicht aller derer, die Sie kennen, mit Gewalt genommen haben. Es ist unnütz in alle Details der Schändlichkeiten einzugehen, welche mich noch schaudern machen. Wie konnte die Natur ein Ungeheuer, wie Sie sind, hervorbringen! — Es ist entschieden, daß der heutige Tag entweder jener Ihrer Gerechtigkeit — oder jener meiner Rache seyn soll. — Ach! welch' ein Genuß liegt darin für eine Unterdrückte. Meine Schlauheit hat Sie in meine Gewalt gegeben. Wählen Sie nun! — entweder den Tod — oder die Zurückgabe desjenigen, was mir zugehört. Sie haben es meinen Kindern zu verdanken, daß ich Ihnen diese Wahl lasse. Wenn ich allein da wäre, so würde meine Rache gegen Sie mit aller der Wuth losbrechen, welche die ungeheuern Schändlichkeiten, die Sie gegen mich gerichtet haben, erfordern. Die Wechsel, welche Sie zu unterscheiden haben, betragen die Summe von 200,000 Fr. Sie haben unter einen jeden die Worte zu schreiben: Gut für die Summe von 20,000 Fr., den Werth baar empfangen, und sodann ihren Namen. Ich werde Ihre Schrift rekonfrontiren, sorgen Sie dafür, daß ich sie ähnlich finde. Ich lasse Ihnen nur eine Viertelstunde Bedenkzeit. Sollten Sie meine Rache wählen, dann werde ich solche auf der Stelle in eigner Person nehmen. Sie werden begreifen, daß ich dazu nur eine halbe Sekunde brauchen werde, dieß befiehlt mir die Klugheit. Ach! könnte ich ohne Furcht dieses Vergnügen länger dauern lassen, — dann wäre ich in dem Fall, mich allen Gattungen von Grausamkeiten hinzugeben, welche die Einbildungskraft nur darbieten kann."

Nach Eröffnung dieses Papiers gestund das junge Mädchen, daß es dasselbe, so wie die Wechsel selbst, geschrieben hätte, und fügte hinzu, es sey dieses in der Absicht geschehen, um dem Ragouleau Furcht einzujagen; auch sey sie es gewesen, welche ihrer Mutter gerathen hatte, sich dieses Mittels zu bedienen, um ihn zu der hinreichenden Wiedererstattung zu zwingen; da dessen schlechte Streiche ihre Richtigkeit hätten, man sie aber gesetzlich nicht beweisen könnte; so hätte sie ihn dadurch zu einer Wiedererstattung zwingen wollen, für welche man keinen gerichtlichen Beweis gehabt hätte.

Nach der Tochter wurde die Wittwe Morin verhört, sie behauptete im Begriff zu seyn, nach Montmartre zu fahren, um daselbst ein Landhaus zu besehen, welches sie zu kaufen Willens sey, weder das ihrer Tochter abgenommene Papier noch die Wechsel seyen ihr bekannt.

Der Polizeykommissär ließ beyde nach Clignancourt in ein Haus führen, welches die Wittwe Morin seit ungefähr 14 Tagen von einem Hrn. Romanet gemiethet hatte. Man bemerkte sogleich beim Eingange, daß die Kellerlöcher zugemauert waren, so wie dieses das Mädchen Jouard ausgesagt hatte. In der ersten Etage erblickte man 2 Gurtbettladen, auf deren einer Schießpulver und Pistolenkugeln lagen. In dem Keller und im Hintergrunde der ersten Abtheilung desselben zur Linken fand man einen kleinen Tisch und auf demselben 2 brennende Lichter, ein Tintenfaß, eine Bouteille mit Tinte, geschnittene

tene Federn, ein halbes Buch Papier, einen Strick, $1\frac{1}{2}$ Metre lang, 3 kleinere Stricke und eine seidene Schlinge einen Metre lang und 2 Linien breit. In einem Durchgang, welcher den ersten Keller von dem 2ten trennt, fand man in dem Sand 2 Pistolen verborgen, welche geladen und mit Zündpulver versehen waren. In dem Hintergrund des 2ten Kellers erblickte man einen aufrecht stehenden Balken drittehalb Fuß lang und 6 Zoll im Umfang, einen Fuß tief in die Erde eingerammt und mit Bruchsteinen und Gyps an die Mauer befestigt, an diesem Balken war ein Stuhl angelehnt und eine eiserne Kette befestigt, an der Kette befanden sich 2 Hangschlösser, um dieselbe schließen zu können.

Bey der Ankunft des Polizeykommissärs hatte ein Friedensrichter die beyden Domestiken der Wittwe Morin arretirt. Den Lefevre fand man in dem Keller. Als man beyde über die vorgefundenen Anstalten befragte, erklärten sie, alles dieses sey auf Befehl der Wittwe Morin veranstaltet worden, und zwar in der Absicht, um sich an einem Menschen zu rächen, welcher ihr Geld gestohlen hätte. Lefevre hätte die Pistolen, das Pulver und die Kugeln gekauft, und den kleinen Tisch, den Stuhl, das Tintenfaß, die Stricke, die Kette und den Balken in den Keller gebracht, woselbst seit 3 Tagen ununterbrochen 2 Lichter gebrannt hätten.

Angelique wurde in den Keller geführt. Man fragte sie wozu die daselbst befindlichen Instrumente und Waffen bestimmt gewesen seyen. Sie sagte aus, man hätte die Absicht gehabt, den Ragoulleau damit zu zwingen, die Wechsel zu unterschreiben, die Pistolen und die seidene Schlinge hätten dazu dienen sollen, ihm Schrecken einzujagen, mit der Kette hätte sein Körper umwunden, und mit den Stricken die Füße ihm dergestalt festgebunden werden sollen, daß ihm nur noch der Gebrauch der Hände zur Unterschrift der Wechsel frey geblieben wäre; sie erklärte aber zugleich, so wie bey ihrem ersten Verhöre, daß man ihm gar kein Leid hätte zufügen wollen, und setzte hinzu, daß man eigentlich nur eine Wiedererstattung von 200,000 Fr. zu fordern gehabt hätte, und nur aus dem Grunde Wechselbriefe auf 290,000 Fr. Bereitschaft gehabt habe, um diejenigen zernichten zu können, welche etwa eine Spur von gezwungener Unterschrift an sich getragen hätten.

Als die Mutter in den Keller geführt wurde, untersuchte sie alles genau, will aber von allem dem nichts erkennen, was man ihr vorlegt. Nach einigem Nachdenken darüber, daß ihr Läugnen die Evidenz der Thatsachen nicht zerstören kann, gesteht sie endlich ausdrücklich, alles dasjenige, was das Mädchen Jonard bey der Präfektur der Polizey deponirt hatte, nur mit der Ausnahme, daß man keinen Gedanken an einen vorsätzlichen Mord gehabt habe. Sie bestund einstimmig mit ihrer Tochter darauf, daß sie keine andere Absicht gehabt hätten, als dasjenige mit Gewalt wieder zurückzunehmen, worum man sie durch List gebracht, und daß, wenn sich Ragoulleau aller Drohungen ungeachtet geweigert hätte, die Wechsel zu unterzeichnen, sie sich damit begnügt haben würde, ihm einen Verweis über seine Spitzbübereyen zu geben und ihn sodann loszulassen, nachdem man vorher alle Spuren ihrer gehegten Absicht aus dem Wege geräumt haben würde.

In ihren Verhören gab sich die Tochter alle nur mögliche Mühe, ihre Mutter zu entschuldigen, und stellte nur sich als diejenige dar, welche an allem Schuld sey, das Complott geschmiedet, und die Befehle zu den getroffenen Anstalten gegeben habe, sie fügte hinzu, ihre Mutter hatte nur darin gefehlt, daß sie ihr — der Tochter — zu viel nachgegeben, die Mutter hingegen nahm eben so ihrerseits das ganze Projekt auf sich und stellte sich als dessen Haupturheberin dar. Ihre Tochter hatte sie dabey nur unterstützt, und die Erklärungen der letzteren bewiesen nichts anderes, als daß sie sich für ihre Mutter aufopfern wolle. Beyde blieben aber einstimmig bey der wiederholten Erklärung stehen, daß sie nie den Gedanken gehabt, dem Ragoulleau nach dem Leben zu streben.

(Der Beschluß folgt.)

Bekanntmachung.

D. Nöthligs Astronomischer Wetterverkündiger auf alle Tage des Jahrs 1812. nach den neuesten meteorologischen Grundsätzen ist à 7 Gr. oder 30 kr. sauber broschirt im Commissionscomptoir an der Peterstraße Nro. 114. in der Arme in Leipzig zu haben und Reisenden, Oekonomen nicht genug zu empfehlen. Der vorjährige gab das Wetter 220mal richtig an!

Der

Verkündiger.

19. Stück. Sonntag. Am 26. Januar 1812.

Runkelrübenzuckerfabrik des Hrn. Hofraths von Weikart zu Inzersdorf in Oestreich.

Dem Herrn Hofrath von Weikart gebührt unstreitig das Verdienst, der erste gewesen zu seyn, welcher in Oesterreich die Erzeugung des Runkelrübenzuckers im Großen fabrikmäßig zu betreiben anfieng. Das Etablissement, welches er in dieser Absicht mit einem Kostenaufwande von beynahe 40,000 fl. errichtet hat, befindet sich in seinem Wirthschaftsgebäude in Inzersdorf nächst Wien, und verdient nicht nur wegen der Größe und Zweckmäßigkeit der Anlage, sondern vorzüglich wegen der sehr einfachen Methode, die er bey der Erzeugung befolgt, eine besondere Erwähnung.

Das Waschen der Rüben geschieht in einem dem Brunnen nahe stehenden im Boden durchlöcherten Troge. Das Zerkleinern der Rüben geschieht durch eine, von dem Herrn Hofrath selbst erfundene Maschine. Diese besteht in zwey Walzen, welche nicht, wie bey der Hennig'schen Zerkleinerungsmaschine mit Stiften versehen sind, sondern an welche der Länge nach, sägeförmige Stangen von Eisen in der Entfernung von beyläufig einem Zoll angebracht sind. Ueber diesen Walzen befindet sich ein hölzerner Kasten, in welchen die Rüben gefüllet werden, so daß die untere Schicht derselben mit den Walzen in Berührung steht. Beyde Walzen werden mittels eines durch drey Pferde in Bewegung gesetzten Räderwerks sehr schnell umgedreht, und nach Maß als die Zerkleinerung bewirkt wird, werden die Rüben in den Kasten nachgefüllt. Durch diese Maschine können binnen 11 Stunden 50 Centner Rüben in einem sehr zerkleinerten, beynahe breyartigen Zustand versetzt werden. In diesem Zustande nun werden die zerkleinerten Rüben auf einer gewöhnlichen Presse ausgepreßt. Der hierdurch gewonnene Saft wird sodann gleich mit Schwefelsäure gemischt, um die Gährung zu verhindern, und die Ausscheidung des Eyweißstoffs zu befördern. Auf 20 Maß Saft werden 15 Loth verdünnte Säure gerechnet, und nach dieser Mischung bleibt der Saft beynahe 24 Stunden in hölzernen Bottichen stehen; wonach er aus diesen zum Klären und Abschäumen in Pfannen von verzinntem Eisenblech übergossen wird, welche in hölzerne Bottichen einpassen, die so eingerichtet sind, daß sie durch Wasserdampf geheitzt werden können. Solcher Pfannen sind zwey, jede bey 5 Schuhe im Durchmesser, vorhanden. Damit aber der gesäuerte Saft das Eisenblech nicht angreife, und die Entsäuerung sogleich vor sich gehe, werden die Pfannen mit kohlensaurem Kalke bestreut und der darauf gegossene Saft dann gut umgerührt. Nach einer Viertelstunde wird noch Etwas im Wasser zertheilte Kreide eingetragen, und nachdem die Flüßigkeit die Wärme von 20° Reaum. erreicht hat, noch abgerahmte Milch zugegossen. Hierauf geht die Erhitzung bis zu 78 — 89° R. fort; die Dunströhre, welche den Wasserdampf aus dem Kessel unter die Pfanne leitet, wird gesperrt, und man wartet einige Stunden ab, bis sich eine feste Schaumdecke bildet, die mit Löffeln abgenommen wird. Unter dieser Decke zeigt sich der Saft weinklar. Dieser wird dann abgelassen, und in die Verdampfungspfannen, welche wie die Klärungspfannen eingerichtet sind, und deren sich in dieser Fabrike ebenfalls zwey gleich große befinden, übertragen, wo man ihn bis zur Syrups-Consistenz ein-

Digitized by Google

dicken

dicken läßt. Wenn der Saft diese Consistenz erhalten hat, kömmt er in die Sedimentirgefäße, in welchen er 4 Tage lang stehen bleibt, damit der Gyps sich ganz abscheiden kann, und am fünften Tag wird er auf flachen Schüsseln, die in einer bis zu 25° R. erhitzten Stube stehen, gegossen, in welchen die Crystallisation vor sich geht. Anstatt den krystallisirten Zucker, wie es in den Zuckerraffinerien gewöhnlich ist, in Hutforme zu gießen, und die Melasse durch Ablaufen hievon zu trennen, bedient sich Herr Hofrath v. Weikart zur Abscheidung der Melasse einer andern sehr einfachen Methode: der zum Krystallisiren angeschossene Zucker wird nämlich sammt der Melasse in kleine Säcke von Leinwand gefüllt, und durch eine schief stehende Presse gut ausgepreßt. Die Melasse läuft während des Pressens durch, und der Zucker, die Moscovade, bleibt in dem Sacke zurück. Diese wird nun herausgenommen, mit sehr wenig warmem Wasser zu einem sehr dicken Brey angefeuchtet, und noch einmal in den Säcken durchgepreßt. Nach dieser Arbeit erscheint der Zucker, wenn er ganz ausgetrocknet wird, weiß, dem sogenannten Farinzucker ähnlich, und kann entweder so verbraucht, oder der weitern Raffinirung unterworfen werden.

Der Syrup sowohl als der Farinzucker, welchen der Hr. Hofrath v. Weikart im Jahre 1811 fabrikmässig verfertigen ließ, ist von allem Nebengeschmacke frey, und dem westindischen Mehlzucker an Weiße und Süsse ganz gleich.

Die Rüben-Rückstände werden in dieser Fabrike so wie in anderen benützt: der Preßrückstand nämlich wird abgekocht, neuerdings ausgepreßt, und aus dem Safte Branntwein gezogen; die Melasse hingegen wird mit gleichen Theilen Wasser verdünnt, und nach erfolgter Gährung auf Rum und Coignac verarbeitet. Endlich dienen die zum zweyten Mahle ausgepreßten Rückstände zur Mastung des Viehs.

Mit diesen Operationen gab im Jahre 1811 der Centner Rüben 20 — 22 Maß Saft: dieser 10 — 11 Pfund Syrup, aus welchem beynahe die Hälfte ganz reiner Zuckers und die Hälfte Melasse gewonnen wurde.

Die Fabrik ist auf die jährliche Verarbeitung von wenigstens 3000 Centner Rüben berechnet. Diese hoffte Herr v. Weikart auf sechs Jochen Grundes, welchen er damit bebaute, zu erhalten; allein die außerordentliche Trockne des verflossenen Sommers hat die erwartete Ausbeute auf 700 Centner herabgesetzt, so daß er nur ungefähr 30 Centner Zucker wird liefern können.

Uebrigens verdient bemerkt zu werden, daß

a) dieses Unternehmen mit höchstens 8 Personen, den Pferdeknecht mit eingerechnet, geleitet wird;

b) daß die Rüben mit gelben Schalen, nach den Erfahrungen des Herrn Hofraths v. Weikart, eben so Zuckerhaltig befunden worden, wie die weißen, obschon die letzteren von Achard und anderen bisher den ersteren immer vorgezogen worden sind; und

c) daß auch das Auswachsen der Rüben dem Zuckerertrage bey weitem nicht so nachtheilig ist, wie man bisher glaubte, und vielmehr Herr v. Weikart sich überzeugt hält, daß ausgewachsene Rüben eben so vielen Zucker liefern, wie die eben aus dem Boden gegrabenen.

Merkwürdiger Mord-Anschlag.

(Beschluß.)

Die beyden Domestiken haben alles eingestanden. Lefevre hat den Balken in dem Keller eingegraben, dessen Löcher er erst vorher vermauern ließ, er hat den Tisch, die Kette, die Stricke und die andern Instrumente dorthin gebracht, er hat zugesehen, daß die Wittwe Morin die Kette an den Balken befestigte, daß Angelique sich auf den daran angelehnten Stuhl setzte, und die Wirkung der Kette an sich selbst probirte, er selbst ließ an sich von der Tochter einen neuen Versuch machen, er war es, welcher die Pistolen, das Pulver und Bley herbeyschaffte, und der jungen Delaporte in dem Keller, den ersten Unterricht gab, wie man Pistolen ladet und losschießt. Er verweilte mehrere Tage lang in dem Keller, woselbst er ununterbrochen 2 Lichter brennen hatte, und sich immer fort bereit hielt, die Absichten seiner Gebieterinnen zu unterstützen.

Als endlich der zur Rache bestimmte Tag angebrochen war, hörte er in dem Keller die Ankunft desjenigen, gegen den man alle diese Schlingen und Fallen in Bereitschaft hatte ꝛc.

Nach

Digitized by

Nach Ablesung der Anklagsurkunde, nahmen die Verhandlungen ihren Anfang.

Als die Verhandlungen geendigt waren, verfügte sich das geschworne Gericht in sein Deliberationszimmer und erklärte bey seiner Zurückkunft Folgendes:

Der Gerichtshof verdammt die Wittwe Morin und ihre Tochter zu 20jährigen strengen Arbeiten, nachdem beyde vorher eine Stunde an dem Pranger gestanden haben.

Lefevre und das Mädchen Jacotin wurden freygesprochen, weil der geschworne Gerichtshof erklärte, daß der Versuch der mit Gewalt zu erzwingenden Unterschriften von ihrer Seite noch nicht mit der wirklichen Ausführung begonnen worden sey.

Die Wittwe Morin und ihre Tochter Angelique Delaporte haben gegen ihr erwähntes Strafurtheil das Rechtsmittel der Kassation ergriffen.

Neue Schlag- und Hebmaschine.

Andreas Berlin, bürgerl. Schlosser- und Windenmacher-Meister in Preßburg, (als erfindungsreicher, mechanischer Kopf rühmlich bekannt) verfertiget eine Schlag- und eine Heb- oder Zug-Maschine, welche beym Brückenbau, bey Uferbeschlägen, dann bey der Aushebung der Baumstöcke und Piloten, auf eine erwiesene sehr vortheilhafte Art, bereits verwendet werden. Der Mechanismus dieser beyden Maschinen, nach der richtigsten Theorie berechnet, ist neu, und größten Theils seine eigene Erfindung, und dabey von der einfachsten Zusammensetzung.

Die Vortheile dieser beyden Maschinen sind folgende: 1. arbeiten solche schneller und wirksamer, als die bis jetzt bestehenden Schlag- und Heb-Werke; dann 2. verringert sich bey deren Verwendung der Kostenaufwand, indem bloß ein oder zwey Menschen zum Umtrieb der Maschinen erforderlich sind.

Die Schlag-Maschine, bey der zwey Menschen arbeiten, treibt eine Pilote, verhältnißmäßig der Dicke und des Bodens, in 30 Minuten, mit 20 bis 24 Schlägen zur beliebigen Erforderniß.

Die Heb- oder Zug-Maschine aber erfordert nur einen Mann, der ohne große Anstrengung, eine Last von 300 Centen heben und bewegen kann.

Diese beyden Maschinen wurden bereits, mit dem besten Erfolg, in Preßburg, bey dem löbl. k. k. St. Georger Gränz-Regiment, und bey mehreren Gutsbesitzern angewandt.

Ptolemäus Optik.

Man hat in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris eine lateinische Uebersetzung von des Ptolemäus Optik, die man bisher bis auf wenige Zeilen für verloren hielt, aufgefunden; sie ist von einem Ammiratus Eugonius Siculus aus dem Arabischen verfertigt. Herr Delambre hat dem Institut einen Auszug davon vorgelesen. Dieses Buch enthält viele dunkle Metaphysik; physische Erklärungen, die um Nichts besser sind; ein irriges System über das Sehvermögen, das man in Euklids Optik und im Kleomed weitläuftiger auseinandergesetzt findet; mitunter einige wahre Theoreme, doch auf langen und mühsamen Umwegen erwiesen. Hingegen ist es sehr merkwürdig: A. Daß Ptolemäus eine genaue und vollständige Kenntniß der Wirkungen der astronomischen Refraktion hatte, worin er weiter war, als Tycho, Kepler, Hevel und alle Astronomen vor Cassini. B. Daß er sogar, so gut wie wir, die Refraktion kannte, welche das Licht erleidet, indem es aus der Luft in das Wasser oder Glas übergeht. Er liefert darüber Tafeln für alle Einfallswinkel von 10 zu 10 Graden, und lehrt die Methode, dergleichen Tafeln auf den Grund der Erfahrung zu verfertigen. Seine Tafeln unterscheiden sich nur sehr wenig von denen, die uns Newton gab; und der geringe Unterschied mag daher kommen, daß Newton Regenwasser wählte, und Ptolemäus sich vermuthlich mit gewöhnlichem Wasser begnügte, auch Newtons gemeines Glas nicht so dicht war, als das Glas der Alten.

Verschiedenes.

Komet. In Berichten aus Augsburg vom 18. Jan. heißt es also: Den großen Kometen beobachtete der Hr. Professor Stark am 10. Jan. Abends um 6 Uhr 24 Min. unweit dem Nebelflecken 11 im Wassermann. Gestern Abends um 6 Uhr 15 Min. war der Komet nahe bey dem Stern t 6ter Größe in diesem Sternbilde. Von den bisherigen zwey Aesten seines Schweifes sah man nur sehr wenig mehr, und sein Schweif glich mehr einem Barte. Sein Kern war mit einem viel dichtern Nebel eingehüllt, und sein blasses Licht sehr schwach. Er richtet jetzt seinen fernern Lauf gegen den Stern Betha 6ter Größe im Wassermann. Der neue Komet war gestern Abends um 10 Uhr 55 Minuten östlich bey A 5ter Größe im Stier; er nimmt seinen Lauf, östlich bey den Plejaden vorbey, gegen den linken Fuß des Perseus, welchen er am 24. Jan. erreichen wird. Ungeachtet seines äußerst schwachen Lichtes konnte er durch einen neuen sehr lichtvollen Kometensucher noch gut gesehen werden, welchen der sehr geschickte Mechanikus, Herr Höschel allhier, des berühmten Branders Nachfolger, verfertigte, und der nur mit einer Länge von 15 Pariser Zoll, aber mit einer 2 Zoll 2 Lin. großen Oeffnung, ein Feld von 3 Graden aufnimmt.

— —

Vesuv. Berichte aus Neapel vom 2. Jan. sagen: Schon seit mehrern Monaten drohte der Vesuv eine neue Eruption. Diese ist endlich vor zwey Tagen erfolgt. Der Vulkan giebt eine ungeheure Masse von Lava aus. Der Strom lief anfänglich ungetrennt aus dem Vulkan hervor; bald aber theilte er sich in zwey Arme, wodurch seine Gewalt merklich vermindert wurde. Der größere Arm, der starke Verheerungen drohte und sich anfänglich über die konsularische Straße ergoß, nimmt jetzt seinen Lauf über ältere Lavaschichten, und nähert sich der Stadt Torre del Greco. Der kleinere Arm ist nicht zu fürchten. Ueberhaupt scheint der jetzige Ausbruch schon wieder im Abnehmen zu seyn.

Bekanntmachungen.

Bey Ignaz Heigl u. Komp. in Straubingen ist so eben erschienen und daselbst, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Ganz neue aus der Natur-Beobachtung erhobene Behandlung in der Kälte ohne alle Beheitzung die schönsten Scherben-Obstbäume früher zur Reifung zu bringen, von J. von Coulon 1811.

Dieses Werk ist in praktischer Hinsicht unendlich wichtig, und ist als ein vortrefflicher Leitfaden in Behandlung der Obstbäume anzusehen. So wie die Blumen-Anpflanzung eine Sache der Mode wurde, und dadurch die Kenntniß und das Studium der Botanik und der ausländischen Pflanzen aufgeregt, und der Anbau derselben im Großen, von Kunstgärtnern bezweckt wurde, so sollte, welches sehr zu wünschen ist, eine Scherben-Orangerie, welche uns, außer ihrer schönen frühzeitigen Blüthe zuletzt mit den erquickendsten Früchten belohnet, gleichsam eine Sache der Mode und der Nacheiferung werden. Hierbey muß man noch das in Betrachtung ziehen, daß die Ausdünstung der Gewächse die Luft in den Wohnungen reiniget, indem sie die schlechtere ein, und bessere aushauchet; daß die Scherben-Orangerie in unsern Wohnzimmern schon herrlich gedeihet und sie nicht sehr viele Wartung und Pflege verlanget, und daß ohne ein Treibhaus nöthig zu haben, die Sache sehr leicht auszuführen ist, wenn man sich nur aus einer Baumschule die dazu nöthigen Stämme bringen läßt oder selbst nachziehet.

Osnabrück, Im Verlage der Krone'schen Buch- und Kunsthandlung ist so eben fertig geworden, und durch alle gute Buchhandlungen zu erhalten:

Darstellung einer sichern, und vortheilhaften Gewinnungsart des Zuckers, Syrups und Brandtweins aus Runkelrüben, nebst Anleitung zur Betreibung des Geschäfts im Großen, und in jedem Haushalt, worin man für den eigenen Bedarf an Zucker u. s. w. selbst sorgen will. von Dr. F. W. Willmans, gr. 8. Preis 12 Gr.

Dieses sehr belehrende Werk, welches jetzt vorzüglich willkommen seyn muß, da die Bereitung des Zuckers aus Runkelrüben so gewinnvoll, und jeder Haushaltung zu empfehlen ist, kann man in der Riegel- und Wießner'schen Buchhandlung in Nürnberg für 54 Kreuzer geheftet erhalten.

Sohllederfabrik und Speditions- und Commissions-Handlung in Heidelberg.

Herm. Wilhelm Willé auf der untern Straße in Heidelberg empfiehlt sich bestens in vortrefflichem Sohlleder eigener Gerbung, Speditions- und Commissionsgeschäften jeder Art, daher auch in allen möglichen andern Angelegenheiten außer dem Handlungsfache unter billigster reellster Bedienung, mit Bitte frankirter Einsendung dahin einschlagender Briefe.

Der

Verkündiger.

20. Stück. Dienstag. Am 28. Januar 1812.

Ueber den Krappbau.

Der Krapp, oder die Färberröthe ist den Färbereyen unentbehrlich und dessen Anbau für den Landmann von großem Nutzen; weil der Krapp keinem Mißwachs ausgesetzet ist; mit allem Boden, der mit der Oberfläche in der Tiefe gleiche Güte hat, vorlieb nimmt, den Acker verbessert, und ein Morgen von 166 Rheinländischen Quadratruthen 150 bis 200 Gulden eintragen kann.

Im Badischen, Pfälzischen und in der Gegend von Frankfurt am Mayn ist das Land durch den Krappbau schon so in Kultur gebracht worden, daß manche Landleute beym Anbau im Kleinen auf einem Viertels-Morgen, oder auf 40 Rhein. Quadratruthen über dreyßig Centner grünen Krapp eingeerntet haben.

Dieses Gewächs kann entweder durch den Samen, oder durch Nebenwurzeln (Fexer oder Keime) fortgepflanzet werden, vortheilhafter aber durch letztere, weil die Erziehung aus Samen sehr umständlich ist und man 18 Monate darauf warten muß. Man hat zwar in Schlesien eine Zeitlang gewähnt, daß Krapp und Färberröthe nicht einerley Gewächs sey und man nur aus der sogenannten Hazala oder deren Samen (welche in der Levante, um Smirna, Algier und Aleppo gebauet, sonst auch Azala oder Izari genannt wird) die Röthe erhalten könne, womit das berühmte türkische Garn so ehedessen ein Geheimniß war, gefärbt werden könne, obschon der botanische Name für Röthe und Krapp nur einer und zwar Rubia tinctorum Linnaei ist. Aber die Erfahrung hat bewiesen, daß die aus Fexer oder Keimen erhaltene Krappwurzeln, wenn man sie anderthalb Jahre in der Erde stehen läßet, die feinste und vortrefflichste Röthe enthalten, und daß man dreyerley Sorten Krapp daraus bereiten könne, wovon die feinste Sorte zum Färben des türkischen Garns vollkommen tauglich sey. Der Preis des Sorten Krapps ist bald steigend, bald fallend und die erste Sorte ist öfters schon mit 64 Rthlr., die zweite mit 44 und die dritte Sorte mit 22 Rthlr. bezahlt worden.

Welch großen Schaden fügen sich also die Landwirthe in denen Gegenden zu, welche schon im ersten Herbst die Krapp-Wurzeln wieder herausnehmen und mahlen lassen, ob sie schon noch zu schwach sind um viel Krappmehl liefern zu können, folglich ihnen auch nur die Hälfte obigen Betrags zu Theil wird. Erwägt man dabey noch, daß man mit einerley Kosten, indem der Krapp im andern Jahre wenige Kultur erfordert, und nur im ersten Jahre die meisten Auslagen gemacht werden müssen, die Vortheile aber gegen andere Früchte, niemals durch Mißwachs, Hagel und dergleichen einigen Schaden besorgen zu haben, im andern Jahre die nemlichen bleiben, einen mehr als doppelten größeren Nutzen vom zweyjährigen Krapp zu erwarten hat, so ist es doch wohl der Mühe werth etwas länger darauf zu warten, und da um so leichter, wo man, wie im Badischen, Vorschuß darauf erhalten kann.

Das zum Krappbau bestimmte Feld muß im Herbste mit gut gefaultem Stallmist stark gedünget und doppelfürchig gegen 12 bis 15 Zoll tief gepflügt werden, zum 2tenmal kann dieses, jedoch nur einfach, im Merzen, gleichwohl aber 8 bis 10 Zoll tief, geschehen, und bis zum Setzen der Krappfexer noch dreymal wiederholet werden, um das Feld von allem Unkraut zu reinigen; zwischen jedesmal-

maligem Pflügen wird geegget. Das letzte Pflügen muß im April geschehen und zugleich der Acker in 12 furchenbreite Beete eingetheilet werden.

Das Pflanzen geschiehet also: Eine Mannsperson macht an einem des eben gedachten 12 Furchen breiten Beete einen Graben von 10 Zoll in der Tiefe, nachdem sie einen Schuh breiten Platz vom Anfange des Beetes der Länge nach unberührt hat liegen lassen. Eine Weibsperson die mit einem Arm voll Krapp-Pflanzen, deren Wurzeln in einen mit Mistjauche verdünnten Mörtel, von Läimen und frischen Kühflaten eingetaucht worden sind, versehen ist, leget diese so in den Graben nieder, daß immer eine von der andern 6 Zoll weit zu stehen kommt. Der Mann macht inzwischen am zweyten Beete einen solchen Graben, und während das Weibsbild auch in diesem die Krappsetzer austheilet, kommt der Mann zum ersten Graben zurück und deckt sie zu, wobey er mit einem Fuß die Erde an die Pflanzen antritt, welche nur 2 Gelenke lang über die Erde hervorragen dürfen.

Mit Verfertigung der Gräben, Austheilen und Einsetzen der Krapp-Pflanzen wird bis zu Ende vorgedachter 2 Beete dergestalt fortgefahren, daß die Reihen der Pflanzen einen Schuh, und selbige in den Reihen sechs Zoll von einander abstehen. Die übrigen Beete werden auf eben diese Weise behandelt; man muß aber jedesmal zwischen zwey Beeten einen Schuh breiten Pl leer liegen lassen, wovon die Ursache bald folgen wird.

Die zwey wichtigsten Geschäfte bey der neuen Krapp-Anlage sind: Das **Reinigen von allem Unkraut** und das sogenannte **Strecken**. Das Reinigen vom Unkraut geschiehet am bequemsten durch das Behacken mittelst **besonderer, wie Maurers Ke en gestalteter Hauen** dergestalt, daß man damit dem Behacken anfängt, wo man zu setzen aufgehört hat, und zwar etwa 6 Wochen nach dem Setzen zum ersten- und vor der Fruchternte zum zweytenmal.

Nun folget das **Strecken**, wobey also verfahren wird: Im Anfange oder Ende der Krappanlage, wohin nehmlich die Pflanzen den meisten Hang haben, tritt ein Mann auf den obgedachten leeren Platz, der in der Breite eines Schuhs liegen geblieben ist, und raumet hinter den Krapp-Pflanzen die Erde so tief weg, daß dadurch ein solcher Graben entstehet, worin er mit dem Hauenstiel die ganze Reihe der Pflanzen, sanft und so niederlegen kann, daß nur die Spitzen derselben am Rande des Grabens hervorstehen. Nun macht er, mittelst Wegräumung der Erde, hinter der zweyten Reihe Pflanzen wieder einen solchen Graben, und füllt mit dessen Erde den ersten Graben aus. Bey dieser Arbeit tritt er mit dem rechten Fuß die Erde auf die bereits gestreckten Pflanzen an, und schreitet mit dem linken im neuen, oder zweyten noch leeren Graben fort, bis er an das Ende der Reihen kommet: Alsdann wendet sich der Arbeiter um, reiniget die neuen Graben vorwärts aus, und verebnet die Erde auf die erste Reihe der gestreckten Pflanzen, worauf er aber nun nicht mehr treten, sondern im leeren Graben zurückgehen muß.

So bald er wieder dahin gekommen ist, wo er den Anfang mit seiner Arbeit gemacht hat: so verfährt er mit der zweyten Reihe Pflanzen, hinter welcher er bereits den Graben gemacht hat, eben so, und streckt sie, wie die erste Reihe in selbigen. Hiemit wird auf solche Weise so lange fortgefahren, als Reihen-Pflanzen vorhanden sind.

In den leeren Raum zwischen den Beeten pflanzet man nun Gemüß oder Runkelrüben. Im Herbst erntet man diese Gewächse ein; alsdann sticht man die Erde, worin sie stunden, aus, und überwirft damit die Krapp-Pflanzen, welche bis zum Herbst des folgenden Jahres stehen bleiben müssen, das ihnen statt Düngers neue Kräfte gibt: im folgenden Frühjahr nimmt man einen Theil der jungen Nebensprossen von den alten Krappstöcken ab und macht damit eine neue Anlage, nachdem bereits gegebenen Unterricht davon: die alte Anlage muß den Sommer über einigemal behacket und vom Unkraut rein gehalten werden.

Der October des zweyten Jahrs nach dem Pflanzen ist die beste Zeit, die Krappwurzeln einzuernten. Zuerst nimmt man die, auch im 2ten Jahre zwischen die Beete des Krappackers, gepflanzten Gewächse weg; alsdann mähet man das Kraut des Krapps ab, dörret und füttert es, vermengt mit anderem Futter den Kühen, welche den Winter über einen schönen, gelben Butter davon liefern; endlich hauet oder pflüget man — welches letztere bey großen Anlagen nöthig ist — die Krappwurzeln aus, reiniget,

ger sie, so viel möglich, von der daran hängenden Erde.

Was für Vorschritte im Badendurlachischen die Landwirthschaft überhaupt und der Krappbau insbesondere, durch Unterstützung des Landesfürsten gemacht hat, ist weltbekannt. Von den dasigen fürstl. Herrschaften sind viele eigenthümliche Krappmühlen errichtet worden; und mit den Landleuten, welche Krapp bauen, werden gewöhnlich auf mehrere Jahre Akkorde gemacht, nach welchen sie dem Centner grünen zweyjährigen Krappwurzeln für 2 fl. 30 kr. bis 2 fl. 45 kr. in die Krappmühlen abliefern müssen, der Preis dieser Waare mag während des Akkords steigen oder fallen.

Für die Landwirthe, welche ihren Krapp je eher, je lieber zu versilbern wünschen, ist die Gelegenheit hiezu, welche im Badischen statt findet, erwünscht. Wer aber um das Geld für seine Krappwurzeln nicht sehr pressiret ist, der kann viel mehr dabey gewinnen, wenn er sie zu Mehl stampfet oder mahlet, alsdann den Krapp sortiret, in Fässer schüttet, sie fest zuschlägt und den Krapp 3 bis 4 Jahre also stehen lässet, weil derselbe während dieser Zeit eben so an Menge und Güte zunimmt, als er in den folgenden Jahren in beyden Eigenschaften abnimmt.

Die Zubereitung des Krapps zu einer tüchtigen Kaufmannswaare geschiehet folgendermaßen: Man trocknet die Krappwurzeln zuerst auf einem luftigen Boden durch tägliches Umwenden derselben; alsdann reinigt man sie mit Wasser von aller noch daran befindlichen Erde und trocknet sie wieder in einem lauwarmen Backofen, aber ja nicht zu schnell, und nicht in einem zu heißen Backofen, weil der Krapp sonst seine schöne Farbe und auch am Gewicht verliehret. Hierauf führet man die Krappwurzeln also warm zur Mühle, mahlet sie, und macht drey Sorten daraus, welches durch das Sieben also bewerkstelliget wird:

Man lässet die Krappwurzeln von dem Mühlstein oder den Stampfen anfangs nicht ganz zermalmen, sondern nur schroten, und dieses Gemühle siebt man durch hiezu taugliche Siebe, und zwar wo möglich, in einem mit Leinwand umhängten Kasten, damit durch das Verstauben nicht zu viel verloren gehe. Was bey dieser Arbeit durch das Sieb fället, ist die geringste Krappsorte. Das im Sieb zurückbleibende wird aufs neue gemahlen, wieder gesiebet und dadurch eine zweyte und bessere Krappsorte, oder sogenanntes Mittelgut, erhalten. Endlich wird der Rest, so nicht durch das Sieb gefallen, und der innerste Kern der Wurzeln ist, zum letztenmal und so lange gemahlen, bis alles zermalmet ist, wodurch man mittelst abermaligen Siebens zu dem feinsten Krapp gelanget.

Alterthümer.

Schon früher haben wir im Verkündiger des Fundes auf Aegina erwähnt, jetzt das nähere. Die deutschen Reisenden gehören zu jener Gesellschaft, die ungefähr, um die Mitte des Jahres 1810 von Rom aus nach Griechenland reiste, und bekanntlich aus zwey dänischen Philologen, den HH. Doktoren Bronstedt und Koes (der Letztere starb neulich auf der Insel Zante), einem Hrn. v. Stackelberg aus Liefland, und zwey Deutschen, Hrn. v. Haller aus Nürnberg, und Hrn. Linkh bestand. Sie befanden sich zu Ende des gedachten Jahres in Athen, und machten von hier, wie aus einem Mittelpunkte, kleinere Reisen nach dieser oder jener Richtung, wie es ihre verschiedenen wissenschaftlichen oder künstlerischen Zwecke forderten. Die Herren von Haller und Linkh unternahmen im Frühling 1811, in Verbindung mit zwey Engländern, Namens K. R. Cockwell und J. Foster dem Jüngern, einen Ausflug nach Aegina, um daselbst die schönen Ruinen des dorischen Tempels des Jupiter Panhellenios zu sehen. Es ist bekannt, daß er einst erbaut wurde, als Griechenland an einer allgemeinen Dürre litt, und Gesandte aller Staaten nach Aegina kamen, um den Aracus einzuladen, dem delphischen Orakelspruche Gehör zu geben, und in ihrer Aller Namen den Jupiter um Regen anzuflehen. Noch jetzt in seinen Trümmern, wie vor 200 Jahren in seinem höchsten Glanze, und damals, als Pausanias ihn besuchte, ist er das Merkwürdigste des Hügels, auf dessen waldigem Gipfel er der heiligen Stadt der Minerva gegenüber liegt. Unsre Reisenden hatten, wie gesagt, diesen Ausflug deshalb unternommen, um genauere Untersuchungen über die dorische, erst durch Stuarts Werk recht bekannt gewordene Bauart anzustellen. Als sie an Ort und Stelle waren, beschlossen sie Nachgrabungen zu unternehmen, und

kaum

kaum hatten sie den Schutt, das Gesträuch und Erdreich, welche den Vorhof und die Stufen bedeckten, weggeräumt, als sie unter dem östlichen und westlichen Giebel, wo sie ihre Arbeit begonnen, siebenzehn, meist lebensgroße Statüen aus schönem parischem Marmor fanden, die vermuthlich noch, bevor die Bilderstürmer ihre Wuth an den ehrwürdigen Denkmälern der Vorzeit ausließen, durch ein Erdbeben mit dem ganzen Gebäude zusammenstürzten. Unter diesen herrlichen Statüen zeichnet sich vorzüglich eine Minerva aus. Sie ist ganz gerüstet, hat die Aegide auf der Brust, und zierte ohne Zweifel die Mitte des westlichen Giebels. Um sie herum fand man die Körper und beynahe alle Glieder von acht männlichen Bildsäulen, die der Haltung und Bewegung nach in einem Kampfe begriffen waren, wobey Minerva den Vorsitz führte. Sie gehören zu den schönsten Kunstdenkmälern, wo nicht des ersten, doch gewiß des zweyten Ranges, die wir aus dem Alterthume besitzen. Die Finder legten ihnen, um der Einbildungskraft zu Hülfe zu kommen, Namen der Helden aus dem trojanischen Kriege bey. Unter dem östlichen, nach dem Vorgebirge Sunium hingekehrtem Giebel fand man Torse und Glieder von sechs Statüen, worunter ein alter bewaffneter Mann, der sich niedergefallen mit seinem Schilde vertheidigt, und ein junger, der einen Todten wegzuziehen sucht; ferner ein Bogenschütze, und zwey weibliche Köpfe. Auf einigen Helmen und Schildern bemerkt man Spuren von Farbe, und beynahe auf allen von metallenen Verzierungen. Mit Einschluß von zwey kleinern wurden im Ganzen siebenzehn Statüen gefunden, an denen die Arbeit, sowohl an den Rüstungen und Draperien, als am Nackenden, zu dem Vollendetsten gehört, was man sehen kann. Hingegen sind die Köpfe fast ausdruckslos, und mit einer gewissen Härte behandelt, die nicht zu dem übrigen Style der Figuren paßt. Das Haupt- und Barthaar ist pedantisch angeordnet, und die Lippen und Augen hart umrissen, beynahe ägyptisch. Füße und Hände sind mit außerordentlicher Sorgfalt behandelt. Die Reisenden fanden deren, so wie von Armen und Schenkeln, zu welchen leider die Körper fehlen, eine sehr große Menge, welche sie nebst andern Bruchstücken von Schildern, Helmen ꝛc. sorgfältig aufbewahren. Außerdem fand man mehrere Vasen, mit und ohne Figuren; ingleichem ein elfenbeinernes Auge von 3½ Zoll Länge, welches deutliche Spuren trägt, daß es eingesetzt war. Die Statüe, zu welcher es gehörte, muß 20 bis 25 Fuß Höhe gehabt haben. Die Finder werden in der Folge noch genauere Nachrichten über diese antiquarischen Schätze bekannt machen, und dabey besondere Rücksicht auf die Baukunst nehmen. Vorläufig haben sie die ganze Sammlung von Athen, wohin sie anfangs gebracht wurde, nach Zante geschafft, wo sie in der Wohnung des englischen Gesandten, Hrn. Spir. Foresti liegt. Sie haben beschlossen, sie an den Meistbietenden zu verkaufen, mit dem Wunsche, daß sie in ein öffentliches Museum kommen möge. Der Verkaufstermin ist auf den 1. Nov. 1812 bestimmt, wo sich der von den Interessenten zu ihrem Bevollmächtigten gewählte englische Konsul in Thessalien, Hr. Gropius, auf Zante einfinden, die Gebote anhören, mit dem Meistbietenden abschließen, und ihm die ganze Sammlung ausliefern wird. Das niedrigste Gebot, welches man annimmt, ist 10,000 venetianische Zechinen; dabey muß sich der Käufer verpflichten, binnen einem Jahre nach dem Empfange jedem der vier Miteigenthümer ein vollständiges Exemplar der 17 Statüen in Gypsabgüssen zu geben. Den Kunstfreunden vom festen Lande wird die ungehinderte Reise nach Zante, und die freye Ablieferung des Gekauften, ohne Rücksicht auf politische Verhältnisse versprochen.

Verschiedenes.

In der Gemeinde Ygos im Departement des Landes schlug kürzlich ein Blitzstrahl in ein Kirchspiel ein, und verursachte in demselben Augenblick als er aus dem Allerheiligsten der Kirche ausgieng, eine solche Detonation, daß mehrere Häuser des Dorfs eine Schwingung, wie bey einem Erdbeben empfanden. Die Weiber fielen ohne Bewußtseyn nieder und die Männer haben Stöße in den Armen und an den Kopf erhalten.

Das Register über den 15ten Jahrgang des Verkündigers, 1811, nebst dem Titel zum 2ten Bande, ist bereits versendet worden.

Der

Verkündiger.

21. Stück. Mittwoche. Am 29. Januar 1812.

Ueber den Anbau und die Behandlung der süssen Pomeranzenstaude ohne großen Kostenaufwand. *)

Nach den Versicherungen des Herrn Regierungsraths Medicus ist die süße Pomeranzenstaude für unser Clima weit nützlicher, und mit wenigerer Mühe zu erziehen, als die Citronat-, Citronen- und Limonienstaude. Selbst die bittere Pomeranzenstaude mit all ihren Spielarten kann mit diesen zusammen genommen, immer den fürstlichen Gärten überlassen bleiben: und nur die süße Pomeranzenstaude, der Erziehung des Bürgers zum Eigenthume gemacht werden. Daß man diese meistens mit jenen, die mehr zärlich sind, gemeinschaftlich angebauet hat, ist Schuld, daß ihr Anbau noch nicht so gemein geworden, wie sie es verdienet, denn da jener Bau kostbar ist, so schreckte er vom Pomeranzenbau ab.

Ehemals und zwar noch vor des Herrn Christus Geburt, war dieß Gewächs, wie Theophrastus von seinen Zeiten versichert, blos ein eigenthümliches Gewächs in Medien und Persien, das wegen der Beschaffenheit des Himmelstrichs, wie man glaubte, anderswo nicht wachsen könne. 490 Jahre später waren diese Bäume nach des Plinius Zeugniß, der seine Werke 50 bis 60 Jahre nach Christi Geburt schrieb, noch nicht in Italien einheimisch.

Es ist nöthig, daß man erst Samen von den Gewächsen, die schon mehrere Jahre in der neuanzugewöhnenden Gegend ausgedauert haben, erziehet, bevor man sie allgemeiner anpflanzen kann. Herr Regierungsrath Medicus meynet (S. 236) daß diese Empfindlichkeit noch in den ersten Generationen sich nicht ganz verliere; und daß dies die Ursache sey, warum jetzt etwas ohne Kunst, für sich herrlich gedeihet, weßhalb unsere Voraltern alle ihre Aufmerksamkeit aufgeboten hatten, es an ihren Himmelsstrich anzugewöhnen.

Eben dies war wohl auch eine Mitwirkung, daß die ersten Pomeranzenbäume in Italien, wo sie doch jetzt in der Gegend Roms, allwo es noch

Nächte

*) Diesen Aufsatz verdankt Einsender den Bemerkungen der ehemalig kurpfälzisch-physikalisch-ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1776. S. 199 — 256., und hofft seinen Lesern um so mehr ein Vergnügen damit zu machen, als selbige nur in den Händen Weniger anzutreffen sind; gleichwohl dieser Auszug nicht nur vornehmen, sondern auch bürgerlichen Liebhabern des so nützlichen Pomeranzenbaums, der bisher nicht seiner Natur gemäß in Deutschland behandelt worden ist, interessant seyn möchte.

Der Verfasser davon ist zwar schon lange todt, lebt aber in seinen allgemein beliebten Schriften immer noch fort, denn wem sind die vortrefflichen Schriften eines Medicus unbekannt? Einsender wurde desselben Freundschaft, während seinem 9jährigen Aufenthalt zu Mannheim nicht nur, sondern auch nachher noch gewürdiget. Die Aufmunterung dieses, von ökonomischem Eifer und Geiste belebten Mannes machte Einsendern zum Schriftsteller, über einen ökonomischen Gegenstand, worüber vorher noch wenig geschrieben worden war; schwer entschloß er sich zu dieser Probe, doch wurde seine Abhandlung mit Beyfall obgedachten Bemerkungen einverleibt. Der Regierungs-Rath Medicus war Director der kurpfälz. phys. ökon. Gesellschaft und der botanische, schöne Garten zu Mannheim stand unter seiner Leitung. Er wurde in seinem hohen Alter, kurz vor seinem Tode noch, nach München berufen.

Der Einsender.

Nächte giebt, da es ſtark gefrieret, und erſt gegen Mittag meiſtens aufthauet, in freyer Erde ohne alle Bedeckung ſtehen, nicht ſo bald gemein worden ſind. Paladius, welchem ihr Anbau im Neapolitaniſchen einzuführen gelang, und der auch (allem Vermuthen nach, zu des Kaiſers Theodoſius oder ſeines Sohnes Honorius Zeiten, da er der erſte Schriftſteller vom Citronenbaue war) die erſten Pomeranzen anzog, klagte noch damals über die Zärtlichkeit dieſes Baums, daß er ihn ſelbſt im Neapolitaniſchen gegen die Winterkälte verwahren mußte *).

Dieſer hatte ſchon genug gewonnen, daß er ihn in freyer Erde anpflanzen konnte, wo ſeine Vorfahren es noch unmöglich gefunden und behauptet hatten, daß er nur in Medien und Perſien gedeihe: gegen welche Gegend er damals Italien noch die kalte Gegend (Regio frigida) nannte.

Nicht die eigenthümliche Empfindlichkeit dieſes ganzen Geſchlechtes war es allein, daß es ſo ſpät in Italien einheimiſch und gebauet werden konnte. Italien war anfänglich, nicht das herrliche fruchtbare Italien, das es nachher ward, nachdem denkende Männer, voll Vaterlandsliebe, ſolches durch ihren anhaltenden Fleiß in jene glückſelige Gefilde umſchufen. Bis alſo die Unfruchtbarkeit gebeſſert, die Rauhigkeit des Himmelsſtrichs, theils durch die Vernichtung der Wälder, theils durch den fleißigen Bau der Felder gemildert ward, bis dahin war es auch den emſigſten Einwohnern Italiens unmöglich, dieß Geſchlecht bey ſich einheimiſch zu machen. Erſt durch den nachdenkenden Geiſt des Palladius muſte die Empfindlichkeit deſſelben abgeſtimmt und daher der Baum noch vor Winter gegen die Kälte verwahrt werden, bevor er ein Einwohner Italiens werden konnte.

So muß auch Deutſchland handeln, wenn es mit eben dem Eifer unſere Gegenden milder machen will. War es doch ehedem, wie Herr Regierungsrath Medicus bewieſen hat, ſo gut wüßte, wie Griechenland und Italien. Nach Deutſchlands Umbildung, wächſt nun da der edelſte Wein, wo vormals wilde Thiere ihren Wohnſitz hatten. Und ſo müſſen wir auch den ſüßen Pomeranzenbaum für uns, wie Palladius that, nach und nach einheimiſcher machen. Wir müſſen anfangen, damit unſere Kinder und Enkel erſt den ganzen Vortheil genießen mögen. Wir müſſen alſo die Pomeranzenbäume zuerſt gegen die Rauhigkeit des Winters zu verwahren lernen, und durch Bereicherung des Bodens, mit fruchtbarmachenden Theilen, und durch Einäugelung (Okuliren) der Stämmchen die Früchte davon zu veredeln ſuchen.

Da wir jetzt noch vieles Geld für dieſe Früchte auſſer Landes gehen laſſen, ſo wäre es wohl der Mühe werth, daß ſich mancher Bürger oder Landwirth auf dieſen Anbau legte; wie ſolches auf minder koſtbare Weiſe geſchehen könne, wird nun angezeigt werden.

Das Hauptſächlichſte, was man für die Pomeranzenbäume als Aufwand anſehen müſte, wäre die Verwahrung gegen den Winter. Nun iſt das aber für manchen Freund der Oekonomie und dieſes Anbaues, auch darum etwas leichtes, weil viele Sommergartenhäuſer beſitzen, worinnen ſie mit ihren Gäſten zu ſpeiſen pflegen.

Eben dieſe können die Verwahrung gegen die Rauhigkeit unſerer Winter gewähren, wenn ſie folgende Eigenſchaften haben:

Die breiteſte Lage eines ſolchen Hauſes muß gegen Südoſten gerichtet ſeyn: denn da es nur des Winters ſeine Dienſte leiſten, und die Frühſonne auffangen ſoll, ſo wäre es widerſinnig, wenn man bey der Erbauung eines neuen Hauſes ihm die Lage gegen Süden, oder gar, wie mehrere Gärtner ihre Gewächs-Glashäuſer erbauen, gegen Südweſten einräumen wollte: Das mehrere folgt weiter unten.

Der geheimnißvolle Anbau der Gärtner machte, daß die Pomeranzen bisher nur die Zierde großer Gärten, und nicht des Bürgers geweſen. Sie erſchweren den Anbau nicht ohne Urſache, oder ſie verſtehen ihn zum größten Theil nicht, wie Medicus (S. 202.) ſagt: von welcher Unwiſſenheit er ſelbſt die neueſten Gartenbücher eines Quintils Philipp Müllers nicht ausnimmt. — Aus Unwiſſenheit werden die meiſſen Stämme zu Grunde gerichtet und

dies

*) Scriptores rei ruſticae Tom. II. Palladii Febr. XXIV. pag. 68. Seine Gewohnheit war es, den Citronengarten des Winters zu bedecken, worin dieſe Bedeckung beſtand, giebt er ſelbſt im Monat Merz X. 14. S. 68. an, daß er dieſe Bäume mit Stroh umwunden.

dies vom größten Haufen der Gärtner. Nur rechtschaffene Gärtner bringen die jetzt bald folgende Art der ächten Wartung in Ausübung. Eine Wartung, die an und für sich nicht neu oder selten ist, sondern nur die guten Gärtner sind selten, welche solche ausüben. — Da nun dieses richtig ist, so wird es desto angenehmer seyn, wenn jeder Garten-Besitzer, die von H. M. aufrichtig beschriebene Methode selbst lernen, und glücklich ausüben kann.

Vorderst müssen wir die Fehler kennen lernen, welche von den meisten Gärtnern begangen werden.

In den deutschen Gärten glaubt man, daß die Pomeranzen im Winter Hitze erforderten. Man mag dieses aus des Palladius ersten Versuchen hergeleitet und geglaubt haben, weil dieser seine ersten Bäume vor der Gewöhnung an das Klima in Italien mit Stroh verbunden hat; so müßten sie in Deutschland ganz in einem eingeheizten Zimmer stehen. Aber dadurch verdirbt man sie von Tag zu Tage immermehr und gewöhnt sie also niemals an eine grössere Dauer und Fruchtbarkeit: noch weniger bekommt man reife Früchte, wenigstens selten. Ein Exempel kann dies beweißen. H. M. sagt S. 207. also: „Ich war vor 2 Jahren in einer solchen Gegend, wo der Fürst vieles auf den Bau dieser Bäume verwendet, und ich erstaunte, als ich wenigstens dreymal mehr Früchte auf dem Boden, als an den Bäumen sah. Als ich dem Gärtner sagte, daß er seine Bäume viel zu warm hielte; verwunderte es sich darüber, daß ich den ausländischen Bäumen ihre Empfindlichkeit nicht zugestehen wollte, und versicherte mich, die Sache vortreflich zu verstehen.“ Ein Beyspiel, das sehr vielen, die man immer noch sieht, so ähnlich ist, wie ein Ey dem andern.

Es ist aber desto gewisser, daß der Pomeranzenbaum einen gewissen Grad von Kälte vertragen kann, welches aus obigem Theil der Geschichte der Bäume, so in Rom's Gegenden im Freyen den nächtlichen Eisfrost aushalten müssen und können, erhellet. Suchen wir diesem nachzuahmen, so werden unsere Bäume dauerhafter werden; sie werden zu gehöriger Zeit blühen und gute Früchte bringen. Wenn aber solches Blühen bey der warmen Verzärtelung die meiste Zeit des Jahres geschiehet, so ist dieses eben die Ursache, warum wir keine, oder wenigstens keine schmackhaften Früchte erhalten.

Die Winterwartung ist auf diese Weise so unbedeutend, daß sie weder einen eigenen Wärter, noch vieles Holz erfordert, wie mancher befürchtet. In den zehn Jahren, da H. M. das botanische Gartenhaus zu Mannheim erbauet hat, haben die beyden Orangeriesäle noch keine vier Wagen Holz gekostet: ohngeachtet hier Gewächse überwintert werden, die ungleich zärtlicher, wie die Pomeranzen- und Citronenbäume sind.

So lang als der Winter gemäßiget ist, darf man gar nicht nach den Pomeranzenbäumen sehen, als nur die Woche ein- oder zweymal, um sie ein wenig zu begießen. Frieret es aber heftig, so schauet man alle Abende nach, um zu wissen, ob ein gelindes Feuer gegen die Nacht nöthig sey. In der Ecke eines Gartenhaußes oder Orangeriesaales, das dem Sommer zum Suppiren und dem Winter für die Pomeranzenbäume dienen kann, darf nur ein Ofen stehen, den man jetzt mit einem gelinden Feuer erwärmet und zugleich jeden Abend die Vorhänge vor den Fenstern, die allenfalls aus Strohrollen bestehen können, herabläßet und des Morgens wieder aufziehet: auch nach Befinden der Kälte, frühe bey diesem Geschäfte wieder ein sehr gelindes Feuerchen anzünder. Um aber gewiß zu wissen, wenn eine solche gelinde Wärme künstlich zu verschaffen, früh oder Abends nöthig sey, so hat man folgende Probe, die man jedesmal ohne Thermometer als sicher annehmen kann.

Man läßt vorn an die Fenster einen Zober mit Wasser stellen: so bald derselbe bey der Oeffnung des Vorhangs früh, oder bey dessen Niederlassung am Abende, eine Eisrinde zeiget: dann ist es Zeit, das Haus mit gelindem Feuer zu erwärmen. Auserdem muß es nicht früher, noch später angemacht werden.

Diese Wartung wird bey uns, wo der Frost den ganzen Jänner in gleichem Grade gewöhnlich anhält, nur in diesem und dem folgenden Monate Februar von nöthen seyn. Nur dieser Frost, wenn er versäumet wird, ist den Pomeranzenbäumen tödlich, und wir werden es nie dahin bringen, sie an diesen Grad der Kälte zu gewöhnen. Gesetzt auch, daß wir sie durch langwierige Versuche daran gewöhnten, so werden diese Bäume nie zeitige Früchte,

welches

welches doch die eigentliche Absicht ihres Baues ist, bringen; sondern nur blos für große Herren zur Verzierung der Gärten dienen können. Mit geringem Aufwande jener Feurung hingegen werden sie unsere Winter ertragen, und desto mehr reife Früchte tragen; dadurch aber alle Kosten reichlich ersetzen.

Um die Winterwartung hier vollkommen darzustellen, wollen wir noch fortfahren, das nöthigste davon zu sagen: vorzüglich, dadurch die Beschaffenheit des Hauses zugleich noch anschaulicher gemacht wird: die Sommerwartung soll hernach auch folgen.

Nicht die Wärme, sondern das Licht, sagt H. M. ausdrücklich, ist den Pomeranzenbäumen des Winters sehr ersprießlich. Er beweißet dieses mit seinen eigenen Erfahrungen, auf die man sicher bauen kann. Ein gleiches versichert Herr Professor Sukkow, indem er davon schreibt:*) „Da sie mehr eine Beschützung, als eine beträchtliche Wärme fordern; und ein heller, freyer Stand ihnen am nothwendigsten ist; so hat man nur darauf bey der Anlage solcher Gebäude zu sehen, daß man ihnen nicht nur hinlänglichen Platz, sondern auch genugsame Helligkeit und Licht verschaffet.“ Man muß also ein Haus für sie haben, wo sie im Winter so viel Licht und Hellung genießen können, als es nur immer möglich ist; dabey werden sie sich vortrefflich erhalten. Da man nun bald in jedem Garten ein Gartenhaus hat, so darf man nur solches so einrichten, daß es Licht genug habe, und die Lage gegen Südost, wie oben schon gesagt worden ist, gerichtet sey.

Alle Sonnenstrahlen, die in den Wintermonaten, es sey zu welcher Tagesstunde es wolle, die Erde ergötzen, werden bey dieser Lage unfehlbar in das Haus fallen, solches erleuchten, erwärmen und die Dünste vertreiben. Dies ist ein Vortheil, den keine andere Lage gegen Süden ersetzen kann; die von jedem bisher so hoch geschätzet worden ist; denn bey der südlichen Lage gehet nun einmal der mehreste Theil der Morgensonne verloren, und dies ist kein geringer Verlust, besonders zu einer Jahreszeit, wo ohnehin die Sonnenstrahlen nicht häufig sind, und wo man sie geizig benutzen muß.

Die ganze Vorderseite dieses Hauses wird mit Glasfenstern versehen, die bis unter die Decke des Zimmers gehen müssen. Es ist bisher ein ausserordentlicher Fehler gewesen, daß man in die Pomeranzenhäuser ordentliche Fensterbögen gemacht hat, wodurch die Zimmer zu dunkel geworden, und die Bäume, die sich durch ihren Wald ohnehin beschatten, die vordere Reihe ausgenommen, ganz im Dunkeln gestanden sind.

Auf jene Art erbaute Fenster lassen das Licht oben herein, und überall hinleuchten. Alles übrige hängt vom Bauherrn ab. Will jemand viele Bäume überwintern, so ist es allemal besser, daß man das Zimmer mehr lang als tief machen lasse. Je mehr Höhe er demselben giebt, desto besser ist es. Will er aber große Bäume haben, so müssen sie inwendig wenigstens 18 Schuhe hoch seyn. Die andern 3 Sorten können ganz verbauet werden: hier sind die Fenster nicht nur unnöthig, sondern eher schädlich: indem sie gefährliche Zugluft zulassen. Die Fenster von vorn werden die Sonne, so oft sie sich nur des Winters am Horizonte zeiget, ganz auffangen, und die Größe ihrer holdseligen Wirkung ist zu bewundern. Selbst dann, wenn die meiste Winterkälte, bey heiterem Himmel eintritt, so erwärmet die Sonne des Tags über die Häuser so sehr, daß des Nachts die Kälte sich nicht so häufig darin ausbreiten kann. Der anfängliche Aufwand für die Glasseite wird also durch die ersparte Wintertheurung bald wieder gewonnen seyn; und die Stauden werden bey der natürlichen Wärme viel gesünder sich befinden, als bey künstlicher Wärme, die ihnen allemal fremd und zuwider ist, daher die Früchte häufig abfallen.

Ausser der bisher beschriebenen Wartung der Pomeranzenbäume durch den Winter, bedürfen sie auch noch des sehr mäßigen Begießens und zwar in jeder Woche nur ein- höchstens zweymal; das Wasser hiezu muß beständig im Hause vorräthig stehen, weil es nicht nur, wie schon gesagt worden ist, statt eines Thermometers dienet um anzuzeigen, wenn eingeheitzt werden soll, sondern auch auf solche Weise den gehörigen Grad von Kälte und Wärme zum Begießen erhält, den die Stauden vertragen können.

(Der Beschluß folgt.)

*) M. s. dessen ökon. Botanik. S. 201.

Der

Verkündiger.

22. Stück. Freytag. Am 31. Januar 1812.

Ueber den Anbau und die Behandlung der süssen Pomeranzenstaude ohne großen Kostenaufwand.

(Beschluß.)

Also gewartet, werden sie im Frühlinge bey Zeiten zu blühen anfangen und im Herbst reiche Früchte bringen. Hält man sie aber im Winter zu warm, wie dieses die verkehrt handelnden Gärtner thun, dann übertreiben sie sich zu zeitlich; sie blühen das ganze Jahr, und bringen entweder keine, oder wenigstens, wie schon gesagt worden ist, keine schmackhaften Früchte.

Zum Anfange muß man sich gute und tragbare Pomeranzenstauden ankaufen und den Winter hindurch auf die bereits angezeigte, einfache Weise behandeln, von der eigenen Zuzucht hingegen wird in der Sommerpflege die Rede seyn.

Seitdem die Citronen- und Pomeranzenbäume in Deutschland eingeführt worden sind — von welchem Zeitpunkte man aber keine Bestimmung für gewiß, und nur so viel angeben kann, daß man von der Zeit Karls des Großen an, da Italien oft entweder unter deutsche Botmäßigkeit gebracht, oder doch sonst mit diesem Reiche nähere Verbindungen getroffen worden, man eben so, wie die Römer ehemals bemühet gewesen, ausländische Gewächse anzupflanzen, und sich beym Verfall jenes mächtigen Reiches sich mit natürlichen Schätzen aus demselben zu bereichern gesuchet habe — seit dieser Zeit also, hat man sie in Deutschland schon angetroffen, und sie zu den Zeiten 1530. schon ziemlich gemein gefunden: denn es sagt Hieronimus Bok von Bretten gebürtig, in seinem Kräuterbuche *), daß einige Bürger in Metz und Straßburg dergleichen in ihren Gärten angepflanzet hätten; und Mathiolus, der berühmte Kräuterkenner, den man den deutschen Dioskorides nannte, führet Erfahrungen an, nach welchen man in seiner Gegend, wo er sich aufhielt, damit schon weiter gekommen war. Er war lang in dem kaiserlichen Hoflager zu Prag, nachher zu Grätz. Aus seinen Erzählungen vernimmt man eine sehr ungekünstelte Art, die Pomeranzenbäume ins Freye zu setzen, und dieses Wäldchen mit einem hölzernen Hause über Winter zu bewahren. Er drückt sich also aus **): „Der Pomeranzenbaum will eine warme Stelle, gutes Erdreich und eine fleißige Wartung haben; darum werden ihm in großer Herren Gärten hölzerne Häuser gebauet, so man im Frühlinge wieder abbrechen, und im Winter durch Feuer in Oefen erwärmen kann; denn es ist dem Baume gut, daß er seine unbewegliche Stelle habe."

Dieser Mathiolus, der mit Bock'en fast zu gleicher Zeit lebte (1540) zeigte uns also einen ganz einfachen Weg, die Pomeranzenbäume im Lande beständig zu erhalten, welches wirklich Aufmerksamkeit verdienet. Zu seinen Zeiten würdigte man diese Methode auch mehr, wie jetzt, denn sie kam ziemlich in allgemeinen Gebrauch, so daß man dergleichen Häuser in fürstlichen Gärten ***) oft

*) 3. Th. S. 381.

**) M. s. dessen neuvollkommnes Kräuterbuch. S. 109.

***) In dem königl. Wirtembergischen Anlagen zu Ludwigsburg, wird ein Wäldchen von Lorbeer-, Feigenbäumen ꝛc. alle Winter mit einem solchen Hause bedeckt. Der Einsender.

antraf, die bey wiederkehrendem Frühlinge auseinander geleget und bis zum nächst eintretenden Winter wieder aufgehoben wurden. Die beste Beschreibung eines solchen Hauses findet man in den Nürnbergischen Hesperiden, die der berühmte Volkshammer herausgegeben hat. Dieser würdige Kaufmann unterhielt selbst einen großen Citronat-, Citronen und Pomeranzen-Garten und hatte ein solches Haus, das er in seinem Werke genau beschreibt. Da er sie auch selbst pflanzte, folglich als Praktikus darüber schreiben konnte, so ist sein Werk das beste, das wir bis jetzt von diesen herrlichen Fruchtbäumen haben; welches auch Herr Regierungsrath Medicus versichert und hinzu füget: „es sey nur Schade, daß der Verfasser so viel fabelhaftes beybehalten, um seinen Erfahrungen einen Anstrich zu geben, der viele Leser abschreckte, das dort zu suchen, was doch wahrhaft nützlich und brauchbar für sie ist. So sagt er schon z. B. daß die Pomeranzenbäume wegen ihrem festern Holze dauerhafter, wie die Citronenbäume seyen, daß das Feuer im Winter ihnen zuwider wäre und sie nur für Frost bewahret werden dürften; daß sie die Natur nicht zu Hochstämmen, sondern zu Stauden oder höchstens zu Zwergbäumen bestimmt habe; daß die niedern, und nicht die durch Kunst und Schnitt, sondern sich selbst überlassenen, oft krummen Stämme fruchtbar und einträglich wären; daß es besser sey, die Bäume tief, als hoch zu setzen, weil sie alsdenn mehr Früchte bringen; ja, daß er durch der Gärtner Nachlässigkeit zu Grund gegangene Bäume dadurch gerettet habe, daß er sie bis an die Krone in Erde versetzte, u. d. m.

Sollten wohl die Pomeranzen, welche zu unsern Zeiten so häufig ausser Landes kommen und daher theurer wie Zitronen bezahlet werden müssen, deswegen so selten bey uns seyn, weil man in Deutschland keine solche Pomeranzenwäldchen mit bretternen Häusern umgeben, mehr antrifft? Selbst der einträgliche Pomeranzenbau des verstorbenen Feldmarschalls Grafen von Senkendorf's, war in Glashäusern überwintert, kostete aber wenig. „Man schreibt davon *), dessen Gärtner — ein Karlsruher — verbrannte manchen Winter kein Scheit Holz, um diesen ausländischen Bäumen Wärme zu verschaffen, und ich hätte doch beynahe so viel Früchte als Laub, an denselben zählen können. Er schickte ganze mit diesem Obste beladene Fuhren nach Leipzig, wie dann bey meiner Anwesenheit, auch eine solche ansehnliche Lieferung geschahe."

Nach der Beschreibung dieser mit Brettern, wie in einem Hause verwahrten und doch auf ihrer Stelle unbeweglich stehen bleibenden Pomeranzenstauden, räth Herr Medicus an, diese Methode nicht so ganz eingehen zu lassen, und will, daß man die Stauden in einem recht fetten guten Grund versetzen müsse: da dann ein solches Wäldchen von ausnehmender Schönheit und Ertrage seyn würde. Die Kosten eines Winterhauses würden auch nicht viel ertragen, wenn man 3 Seiten ganz verschlöße und nur die vierte (gegen Südosten) mit Fenstern versehen ließ. Das Gebälck der drey Seiten und das Dachwerck müßte inwendig und auswendig mit Brettern zugeschlagen und deren Zwischenräume mit Moos dicht ausgestopft werden. Ein solches Haus kann eine sehr strenge Winterkälte abhalten; auch, wenn es die Noth erfordern sollte, mittelst eines Ofens leicht geheitzet werden.

Man überlege nun, ob man sich nach einer dieser zweyen Methode Häuser zu erbauen Willens sey? ob man ein bretternes bewegliches Haus, oder ein unbewegliches Gartenhaus dazu zu erbauen gut findet? Im ersten Falle bleiben die Bäume auf ihrer Stelle stehen; im letztern hingegen werden sie in runde Tonnen oder in Bretkästen gepflanzet, im Winter in das Haus und im Frühjahre wieder herausgetragen. Im letztern Falle muß man vor dem Gartenhause einen freyen Platz lassen, wohin diese Bäume den Sommer über aufgestellet werden; welches dem Auge und der Nase ein großes Vergnügen gewähret, während man sich im Gartenhause aufhält. Ein Vorurtheil ist's, das H. M. tadelt, daß man sehr darauf hält, die Gartenhäuser in der Mitte der Gärten zu erbauen; denke man doch lieber, daß man sein Gartenhaus mehr für sich, als für die vorbeypassirenden Anschauer erbaue; folglich erwähle man einen Platz dazu, der den Pomeranzenstauden gewidmet werden könne, und deren Gedeyhen begünstiget.

Nun wollen wir zu ihrer Sommerwartung auf-

ser

*) M. s. Kurpf. Bemerkungen v. J. 1770. 2. Th. S. 212. et seq. welche Abhandlung der Herr Professor Popowitsch in Wien geschrieben hat.

ser dem Hause übergehen. Wir haben oben unsere Stauden beym wöchentlich ein- bis zweymaligen Begießen verlassen, mithin soll von da an die Beschreibung ihrer Pflege fortgesetzet werden.

Sobald sich im März die mehrere Wärme wieder einstellet, fängt man auch an die Pomeranzenstauden fleißiger zu begießen, weil sie die Feuchtigkeit lieben. So schädlich es ist, sie zu viel zu begießen; eben so schädlich ist es, die Wurzeln trocken werden zu lassen: und nichts gereicht ihnen zu mehrerem Nachtheile, als dieses. Die meisten Bäume gehen dadurch zu Grunde, wenn man sie auf einmal heftig begießet, und hernach den Grund wieder trocknen lässet: denn wenn die Hauptwurzeln einmal trocken sind, so ziehen sie sobald nicht wieder an. Fehler solcher Art sind nicht besser gut zu machen, als wenn man die Staude ganz vom Grunde losmacht, sie eine halbe Stunde lang mit ihren Wurzeln in etwas von der Sonne erwärmtes Wasser setzet; nächstdem die todten Wurzeln wegnimmt, sogleich in fetten Grund — wovon am Schlusse gehandelt wird — versetzet, vierzehen Tage lang an einen schattenreichen Ort stellet und alsdann erst wieder an die Sonne bringt.

Hieraus entstehet die Verwarnung, daß man den Grund einer Pomeranzenstaude niemals trocken werden, sondern immer feucht lassen, und die Töpfe, oder das Geschirr, worein sie gepflanzt sind, so stellen müsse, daß durch deren untere Löcher die Feuchtigkeit durchdringen könne.

Aus diesem Grundsatze folget also die Regel, daß man vom ersten April an, täglich einer jeden Staude Wasser geben müsse, und wenn man dabey die Vorschrift beobachtet: daß die Wurzeln immer einen gleichen Grad von Feuchtigkeit haben müssen und daß eine davon wohl durchdrungene Erde leicht darin zu unterhalten sey: so wird jedermann des Abends leicht einsehen, wie viel Wasser er einer jeden einzelnen Staude zu geben habe?

Eben diese Neigung der Staude zur Feuchtigkeit ist Ursache, daß die Pomeranzenbäume in den mittägigen Gegenden Europens, an dem Meere, oder den Seen nahe gelegenen Orten am besten gedeihen. Dies muß also unsre Aufmerksamkeit im Sommer desto reger halten, damit man ja im Begießen nicht saumselig sey. Ja, wenn auch der Regen zu Zeiten lang ausbleibet; so ist es herrlich, die ganze Staude mit der Spritze Abends wohl zu besprengen und den Wald dadurch zu erquicken. Aber man muß auch nicht zu viel thun, sonst faulet die Wurzel und der Baum ist verlohren. Alles dieß, das zu wenige und das zu viele kann man leicht vermeiden, wenn man vom 1. April bis gegen das Ende des Septembers, täglich nachsiehet, und täglich verhältnißmässiges Wasser der Staude darreicht.

In dem Garten werden die Bäume so gestellet, daß sie nirgends Schatten haben, und überall die wohlthätige Sonne genießen können. Im Frühjahr kann man sie längstens zu Anfang des Mayes in die freye Luft stellen, und so lang in den Herbst hinein stehen lassen, bis die Balsaminen von der Kälte anfangen Noth zu leiden. Früh sie in die Winterung zu bringen, ist schädlich, weil man die Bäume ohne Noth verzärteln und sie gegen die Winterkälte empfindlich machen würde. Und auch alsdann, wenn man sie ins Haus bringt, muß man ihnen durch das Offenlassen der Fenster, so lange die freye Luft gönnen, als es nur möglich ist. Aber im Frühjahre sind sie schon etwas der Luft entwöhnet, da könnte man sie durch zu frühes Herausstellen ihrer Blüthen und sich der künftigen Hoffnung der Früchte berauben. Doch muß man schon im März die Fenster fleißig zu öffnen anfangen, und wenn die Bäume dieses mehr gewohnt sind, bald darauf einige Fenster, Tag und Nacht offen stehen lassen.

Dies ist das Hauptsächlichste worauf es bey dem Anbaue dieser Staude ankömmt, das übrige sind Kleinigkeiten, die man überall antrifft. — Nur der berühmte englische Gärtner Miller, den fast alle Neuere blindlings ausschreiben, ist viel zu furchtsam bey deren Anbau: er räthet mehr Arbeit und Sorgfalt an, als die Natur des Baumes erheischet.

Bey der bisher beschriebenen Behandlung dieser Pflanze siehet man nur genugsam, daß alle Künsteleyen theils unnütz, theils schädlich sind. Eben so ist's mit der Erde, in die man sie verpflanzet. Die Staude liebet Feuchtigkeit und Fettigkeit. Man muß also einen Lammengrund wählen, der mit vielem recht verfaultem Dünger geschwängert ist; was es für Dung sey, ist sehr gleichgültig, nur muß er gänzlich verweset seyn, weil alles, was in seiner Erde erst noch in Fäulniß gehen muß, die Wurzeln anstecket, und den Baum tödlich krank macht. Wen man den hiezu bestimmten Grund wohl

mit

mit Mist durchsetzet, und ihn 2 Jahre bey fleißiger Umarbeitung recht in ein ander verwesen läßt, alsdann aber noch vor seinem Gebrauche durchsiebet: so kann es nicht fehlen, die Staude muß herrlich wachsen und reichliche Früchte bringen.

Nun wäre noch von ihrer Anpflanzung durch eigenen Zuwachs zu reden übrig. Man erziehet aus Kernen junge Bäumchen an, wie solches bekannt genug ist. Diese muß man zu gehöriger Zeit einäugeln, (okuliren) und nicht zärtlich gewöhnen.

In dem ehemaligen Kurfürstl. Botanischen Garten zu Mannheim sind in wenigen Jahren, nur als Nebensache Pomeranzen und Citronen also erzogen und übrigens sich selbst ziemlich überlassen worden. Im Jahre 1776 haben sie angefangen Früchte zu tragen und da fand Herr Reg. Rath Medicus, daß so wohl die bittern als die süßen Pomeranzen und Citronen den besten italienischen Früchten, im Geschmacke nichts nachgaben, ja, sie waren voll des allerbesten Saftes, und ihre Schalen so dünne und so gewürzhaft, daß sie seine ganze Erwartung übertrafen. Eben das dünnhäutige fehlt unsern deutschen Citronen: daher okulire man sie und gewöhne sie nur, wie oben gesagt worden ist: so wird auch dieser Fehler weichen und sich mehr Saft und Veredlung einfinden, so wie das Okuliren auch unsere Obstarten veredelt.

Alles bisher gesagte beweiset hinlänglich, daß man die Pomeranzenbäume für zärtlicher hielt, als sie es wirklich sind, daß die bisherige allzuängstliche Sorge ihrem Wachsthume und Gedeihen mehr hinderlich gewesen sey.

Vielleicht erwartet man auch noch eine Belehrung über das Beschneiden dieser Bäume, da aber das Gekünstelte die Früchte vermindert, und man schon oben von Volkhammer's Methode angeführet findet, daß nicht die durch Kunst und Schnitt behandelten, sondern die sich selbst überlassenen, oft krummen Stämme die fruchtbarsten und einträglichsten gewesen seyen, so wird dieses schon genug gesagt seyn. Doch mag diesen gültigen Satz folgendes noch mehr unterstützen.

Eben der italienische Geschmack in Absicht des Beschneidens der Pomeranzenbäume ist nach der Versicherung des H. M. sehr hinderlich an ihrer Fruchtbarkeit gewesen, worüber er sich also äußert. „Da mußten die Stauden, die höchstens zu Zwergbäumen von der Natur bestimmt sind, zu einem geraden Stamme, und oben in eine zierliche Kugel angezogen werden. Außerdem daß dadurch ein Pomeranzenbaum von Wien, Berlin und Mannheim sich wie ein Tropfen Wasser dem andern gleichsiehet, welche ewige Gleichförmigkeit einem aneckelt: so verspätet dieses Behandeln auch den Nutzen, den man von einem Baume ziehen kann, und das ewige Schneiden und widernatürliche Anbinden und Zwingen, macht ihn schwächlich. Es ist daher nicht zu bewundern, daß in den mittägigen Provinzen Frankreichs, wo der Eigenthümer eines mäßigen Gartens, gewöhnlich jährlich 600 bis 800 Gulden nur von seinen Pomeranzenbäumen ziehet, bloß auf den Nutzen erpicht, solche über dem eingeäugelten Auge wachsen läßt, wie sie wollen; und die krummen sich selbst überlassenen Stauden, den geraden und gekünstelten Bäumen weit vorziehet."

Die Genueser, die ehemals einen ausgebreiteten und einträglichen Handel mit diesen schön gestreckten Bäumen trieben, fanden in diesem Vorurtheile ihren wahren Vortheil. Dies wird aber sich jetzt von selbst legen, wenn man sich überzeugt, daß eine nicht zärtlich, sondern einfach erzogene Pomeranzenstaude viel dauerhafter und ungleich einträglicher, als ein gekünstelter und erzwungener Pomeranzenbaum sey. S — b.

Verschiedenes.

Der 10te Jan. war einer der trübsten Tage, die man seit mehreren Jahren in London erlebt hat. Alle Kanzleyen, Schreibstuben und Laden waren genöthigt den ganzen Tag über Licht brennen zu lassen, so wie dieses nur in dem kürzesten Wintertagen zu geschehen pflegt.

Es war an diesem Tage beynahe durchaus nicht möglich, selbst nahe an dem Fenster, etwas zu lesen, ohne ein Licht dabey zu haben, und diejenigen Menschen, welche ihrer Geschäffte wegen ausgehen mußten, konnten einander des Nachmittags kaum auf 5 bis 6 Schritte kennen. Die Börse war leer und weder auf dem Getreidemarkte noch auf den übrigen öffentlichen Plätzen wurden Geschäffte gemacht. Tags darauf fiel ein ungeheurer Schnee.

Der

Verkündiger.

23. Stück. Sonnabend. Am 1. Februar 1812.

Ueber Franc. de Neufchateau Versuch, Erdtoffeln in ungedüngtem Lande zu bauen, ohne die Pflanzen zu behacken und zu behäufeln.

Im 16. Stück des diesjährigen Verkündigers haben wir des François de Neufchateau Verfahren „Erdtoffeln in ungedüngtem Lande zu bauen, ohne die Pflanzen zu hacken und zu behäufeln" angegeben. Auf dasselbe, antwortet Hr. Dippold, Oekonom zu Potsdam, in der Berliner Zeitung folgendes:

Dieß angezeigte Verfahren ist keineswegs neu, wie ich im nachfolgenden zeigen werde.

Zuvor erlaube man mir jedoch zu bemerken, daß das Land, welches der Senator zu diesem Anbau bestimmt, keineswegs als ungedüngtes Land zu betrachten ist, sondern durch sein Verfahren einen recht guten Dung erhält, denn, indem derselbe die abgemähten Futterkräuter, mit unverrottetem langem Mist vermengt, untergräbt, entsteht eine vorzügliche Düngungsart, die durch das Pflanzensalz bewirkt wird.

Ein dergleichen gut bearbeitetes Land kann aber, nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung — weit zweckmäßiger benutzt werden, und zwar auf folgende Art, die hier in der Gegend um Potsdam von allen Gärtnern befolgt wird; Sie bedüngen nemlich zum Frühjahr eine ansehnliche Partie Land, und belegen solches mit Erbsen, sobald diese grün, als Schoten, abgetragen haben, wird das nemliche Land wieder umgegraben und sofort mit der gewöhnlichen weißen Früh-Erdtoffel belegt, welches gegen Johanni geschiehet, nach Michael ist diese Erdtoffel sehr gut reif, man nimmt sie heraus, gräbt das nemliche Land nochmals um, und bepflanzt es sofort mit grünem Kohl, welcher noch vortrefflich geräth — dieses ist gewiß bey Garten Land die nüglichste und richtigste Behandlung, in Ansehung des damit verknüpften Erdtoffelbaues.

Die Erdtoffel verlangt einen lockern Boden, wenn sie gedeihlich wuchern soll, daher baue ich nun über 15 Jahr meine Erdtoffeln auf folgende Weise: Ich lasse schon im Spätjahre das Stück Feld-Land, welches ich für das nächste Jahr zum Erdtoffel-Anbau bestimme, mit hinlänglichem Dung befahren, und solchen unterpflügen. Sobald als ich im Monat May die Erdtoffeln zu legen gedenke, lasse ich besagtes Stück Land mit zwey Pflügen in einer Fahre hintereinander umpflügen, und dieses auf folgende Weise: Der erste Pflug wird so gestellt, daß derselbe vier Zoll hebt, der zweyte welcher hinter diesem folgt, ebenfalls vier Zoll, dieser zweyte Pflug wird noch mit einem apparten Streichbrette versehen, durch welches alle Erde aus der Fahre in die Höhe gebracht wird, wodurch ich 8 bis 9 Zoll lockere Erde durch das ganze Stück Land gewinne. Nun lasse ich dieses Stück Land mit einer breiten Harke beziehen, deren Zähne beynahe 16 Zoll auseinander stehen, und die Linien zeigen, wohin die Erdtoffeln gelegt werden sollen, welche sodann auf dieser Linie in 12 Zoll Weite von einander gelegt werden.

Wenn dieses so bestellte Land 14 Tage gelegen, wird es mit der Eggt überzogen, wodurch der erste Keim des Unkrauts zerstört wird; sind nun die Pflanzen aufgegangen und ziemlich eine Hand hoch, so lasse ich das Land mit gewöhnlichen Gartenschaufeln überschaufeln, wodurch alles Unkraut mit der leichtesten Mühe und ohne große Kosten hinweggeschafft wird — worauf bald die Pflanzen sich stark empor

empor heben, und das ganze Land bedecken, wodurch das weitere Emporkommen des Unkrauts gehindert wird.

Nach diesem Verfahren wende ich weder Hacke noch Behäufeln der Pflanzen an, noch weniger entledige ich mich des Unkrauts durch den so langweiligen und kostspieligen Weg des Ausjätens — habe aber dem ungeachtet im abgewichenen Jahre, bey der ungünstigen Witterung, das zehnte Korn gewonnen, und schon mehrere Male, nach dieser Bestellungsart, bey ausserordentlich günstiger Witterung das dreyzehnte Korn! Sobald nun im October die Erdtoffeln herausgenommen sind, wird dasselbe Stück Land sogleich gut umgepflügt und mit Winterweitzen besäet, von welchem ich schon oft das neunte bis zwölfte Korn gewonnen habe, welches für Potsdammer Boden (da, wie bekannt, kein Weitzenboden sich hieselbst befindet) gewiß sehr viel ist.

Das Behäufeln der Erdtoffeln ist ganz unnütz und zweckwidrig, ja besonders bey anhaltender trockener Witterung sogar schädlich — weil das Land außerordentlich austrocknet; fällt ja ein wenig Regen, so läuft er in weiter Entfernung in den gehackten Furchen weit um die Pflanze her, die Pflanze selbst erhält aber wenig oder gar keine Nahrung. Zum Beweise dessen untersuche man in dergleichen Fällen die angehäufelte und behackte Pflanze, man wird die angehäufelte Erde selbst nach einem ziemlichen Regen so trocken finden als Asche; bey dem von mir beobachteten Verfahren hingegen habe ich dieses nie zu fürchten: der fallende Regen dringt hart an die Pflanze und giebt ihr Nahrung, um so mehr als Sonne und Luft, wenn die Pflanze den ganzen Boden bedeckt, derselben nicht so viel Feuchtigkeit rauben kann, als der behackten und behäufelten. Es scheint unglaublich zu seyn, wenn ich sage, daß mein auf vorbeschriebene Weise bestelltes Land, selbst bey der anhaltenden Dürre des vorigen Jahres, noch in der Tiefe feucht war, weshalb auch die Erdtoffeln eine ansehnliche Größe erlangt hatten.

Das Durchhacken verwerfe ich nicht ganz, denn das zum Erdtoffel-Anbau umgegrabene Land wird niemals so locker als das auf meine vorbeschriebene Art bearbeitete, besonders, wenn es sehr mildes Land ist, da thut das Durchhacken wohl seine guten Dienste; — nur muß alsdann das Behäufeln wegfallen, sondern die lockere Erde muß gleich mit der Hacke wieder gerade gezogen werden.

Das engere Zusammenlegen der Erdtoffeln habe ich auch versucht, aber es taugt durchaus nichts. Die Früchte bleiben klein, erlangen dadurch nicht die gehörige Vollkommenheit und arten aus; — dahingegen sie in der von mir angegebenen Weite, eine ansehnliche Größe erlangen, und ohngeachtet eine Pflanze zwölf Zoll von der andern entfernt steht, so erreichen oft die Früchte unter der Erde einander, indem ich von einer Pflanze mehrmalen 36 bis 40 Stück schöne große Erdtoffeln ausgenommen habe. Dergleichen Pflanzen zeichnen sich von selbst auf dem Lande aus, denn der Erdboden hat sich merklich gehoben und sie haben sich selbst gehäufelt.

Im Frühjahr 1810 hatte ich eine ausländische Sommer-Weizenart von 1 Scheffel ausgesäet, wie bekannt trat spät im Frühjahr Kälte ein und meine Weizenpflanzen hatten durch den Frost außerordentlich gelitten, so daß nur hin- und wieder ein Halm aufschoß, dagegen aber eine ungeheure Menge Unkraut; ich ließ dieß alles zusammen gegen Johanni nicht gar zu kurz abmähen und verfüttern — das Stück Land auf obgedachte Art pflügen, und belegte es mit der weißen Früh-Erdtoffel, und ich hatte noch eine gute Ernte; die etwas hohen Stoppeln hatten das Land gut gedüngt. Ich lege sehr oft erst zu Johannis die vorgedachte Erdtoffel, und finde diese weit besser und haltbarer, als die ich von dieser Sorte im Frühjahr gelegt, und schon im Anfang des Augusts aus der Erde nehme.

Ein anderer Oekonom von Witten antwortet darauf folgendes: Daß dicht bezogene grüne Wicken, Buchweizen u. dergl. umgeackert, der ersten Frucht, den thierischen Dünger ersetzen, ist eine allgemein bekannte Sache, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß dieses auch bey den Erdtoffeln, in gewissem Maße, statt finden würde. Ein solches Gemenge tritt aber, bey uns, selten vor der Mitte des Juny in die Blüthe, und dieser Zeitpunkt würde wohl zu spät seyn, der Erde eine Frucht anzuvertrauen, die selbst im Monat April gepflanzt, bisweilen nicht zur vollkommenen Reife gelangt, wie dieses unter andern im Jahre 1805 allgemein der Fall war. Das Hacken und Behäufeln würde zwar durch eine reinigende Vorfrucht weniger nöthig werden,

den, die Erdtoffeln selbst aber nie recht auswachsen können, vielmehr geschmacklos bleiben und in wenigen Wochen in Fäulniß übergehn.

Krankheit des Königs von England.

Die lange Krankheit des Königs von England hat die Geschichte seines ersten Anfalls durch dieselbe, im November 1788, wieder in Erinnerung gebracht. Einige Umstände derselben waren folgende:

Der Mahler West, welcher um diese Zeit in Windsor arbeitete, war der erste, der die Symtome des Anfalls an dem König bemerkte, und es sogleich der Königin mittheilte. Die Krankheit nahm ausserordentlich schnell zu; es stellten sich Fieber und andere Zufälle ein, welche einige Zeit für das Leben Sr. Majestät fürchten ließen.

Der Doktor Willis, der seit langen Jahren sich einen großen Ruf in der Behandlung dieser Krankheit erworben hatte, ward nach Windsor berufen. Die Leibärzte des Königs machten ihm in diesem bedenklichen Falle gern Platz, und begnügten sich, die Bulletins aufzusetzen, die, wie in neuern Zeiten, aus wenigen Worten bestanden, und wofür jeder von ihnen 10 Guineen erhielt.

Als Willis Sr. Majestät den ersten Besuch machte, erkannte ihn der König sogleich für den Mann, der sich mit dieser Art von Krankheit ausschließend beschäftigte. Auch faßte er ein solches Zutrauen zu demselben, daß er sich geduldig in alle seine Verfügungen ergab. Nur bey heftigen Ausbrüchen brauchte der Doktor Zwang anzuwenden; wobey er sich, mit völligem Ausschluß der Diener des Monarchen, denen die gewohnte Ehrfurcht solches nicht zuließ, und die sich ihrem unglücklichen Herrn immer mit thränenden Augen näherten, seines Bruders und einiger seiner Zöglinge bediente. Da man die Bemerkung machte, daß die Gegenwart der Königin und der königlichen Familie eine nachtheilige Wirkung auf Se. Maj. machte, so brachte man den König von Windsor nach Kew, wo er in den bessern Augenblicken mit dem Doktor Willis im Park spatzieren gieng, oder Schach spielte. Es hatte viele Mühe gekostet, den kranken Monarchen zu dieser Veränderung zu bewegen, und nur das Versprechen, daß er seine Gemahlin und Töchter in Kew finden würde, hatten seine Ergebung zu bestimmen vermocht. Der König sprach mit dem Doktor oft über Botanik, und schrieb sehr viel. Da er gewohnt war, sich selbst den Bart abzunehmen, so hielt es Willis für nachtheilig, diese Gewohnheit zu ändern: ein Umstand, der von der Oppositionspartey im Parlament als eine unverzeihliche Unklugheit getadelt wurde.

Zahllose Schriften erschienen über diese Krankheit, über die Art ihrer Behandlung, über die Hoffnungen ihrer Heilung und besonders über die nöthige Zeit für die völlige Kur. Man schlug die Register der Irrenhäuser nach, und man fand zum Beyspiel, daß von 2900 aufgenommenen Kranken 1700 in einem Jahr wieder hergestellt worden waren, 300 aber eine längere Zeit zu ihrer völligen Genesung gebraucht hatten. Die Aerzte erklärten in Bezug auf die Krankheit des Monarchen, daß sie an seine Wiederherstellung glaubten, sich aber nicht getraueten, die Zeit für die Dauer der Kur zu bestimmen. Dr. Willis äusserte selbst die größte Hoffnung, und redete bestimmter von dem Ziel der Genesung. Er versicherte, daß von seinen bisherigen Kranken immer ein Neuntheil in drey Monaten wieder gesund gewesen wären, und daß dieß auch bey dem König der Fall seyn würde, wenn er ein gewöhnlicher Mensch wäre; allein er fürchte, daß der Gedanke an seine unglückliche Lage seine Genesung verlängern würde. Die gewöhnliche Zeit der Heilung, setzte er hinzu, ist 5 bis 6 Monate, und 18 Monate die längste bey solchen, die nicht unheilbar sind.

Man erfuhr bey dieser Gelegenheit, daß der Gebrauch der Mineralwasser von Cheltenham, welche der König kurz vor seiner Krankheit genommen hatte, bey manchen Personen eine ähnliche Folge gehabt hatte. Ein Franzose, Namens Breton, war zugleich mit dem König in Cheltenham gewesen, nach seiner Zurückkunft in Paris von derselben Krankheit angefallen und geheilt worden, und übersandte den Leibärzten Sr. Majestät nun die Geschichte seiner Kur. Diese entzweyten sich nach und nach über die Sache, und stritten sich z. B. einmal aufs heftigste, ob man in das Bulletin setzen sollte, der König habe eine gute, oder eine sehr gute Nacht gehabt.

gehabt. Ihre Intriguen verhinderten auch Zimmermanns Ankunft in London, der sich bereits auf den Weg gemacht hatte. Sie lachten, wenn man von Heilung sprach; aber Willis verzweifelte nie, und vollendete sie auch nach vier Monaten. Er erhielt eine Pension von 1500 Pf. Sterling und sein Sohn eine von 650 Pfund. Die übrigen Aerzte bekamen für jeden Besuch in Kew 10, und für jeden in Windsor 30 Guineen. Der ehrwürdige Greis Willis kehrte, bewundert und beladen mit dem Dank der Nation nach seinem gewöhnlichen Wohnort, Lincolnshire, zurück. Wo er durchkam, wurden die Glocken geläutet, und wollte das Volk seinen Wagen ziehen. Das Wiedersehen des Königs und der Familie war von unbeschreiblicher Rührung.

Strafgesetze der Chinesen.

Hier folgen einige Stellen aus dem Strafgesetzbuche der Chineser, welches man ins Französische übersetzt hat:

„Alle Strafen werden eingetheilt in Leibesstrafen, in entehrende und in Todesstrafen. Die Todesstrafe ist dreyerley: die Strangulirung, die Enthauptung und der Tod durch Zerhauung in tausend Stücke oder der Messertod. Diese letztere Todesart wird so genannt, weil der Verurtheilte durch eine gewisse Anzahl schneidender Instrumente verstümmelt wird, auf deren jedes man den Namen des Gliedes schreibt, welches davon verletzt werden soll, und die man in einem verdeckten Korb unter einander mischt, woraus man sie blindlings heraus zieht. Die Verwandten des Verurtheilten versuchen es alsdann, den Scharfrichter zu bestechen, damit das Messer zuerst heraus gezogen wird, womit die Brust durchbohrt wird. Diese Todesart ist äußerst selten; es gehört eine Verwickelung von aufferordentlichen Umständen dazu. Die Strangulirung wird dem Enthaupten vorgezogen, weil man im ersten Falle den Verwandten des Hingerichteten den ganzen Körper zurückgiebt, die ihm sodann die vollständigen Ehren des Begräbnisses geben lassen können; anstatt daß im letztern Falle der Kopf der Regierung angehört, die ihn einsalzen und aufbewahren läßt, damit er öffentlich aufgesteckt werde und zum warnenden Beyspiel diene. Die Mitschuldigen eines Mörders, die Hehler eines Diebstahls werden fast nie mit der nämlichen Strafe belegt, wie der Haupt-Angeklagte. So wie die Umstände für die Neben-Angeklagten minder beschwerend werden, wird die Strafe um einen, zwey, drey oder vier Grade herabgesetzt. Die Sklaven oder Dienstboten, die ihre Herrschaft bestehlen, genießen einer Nachsicht, die wir nicht kennen. Was den falschen Angeber betrifft, so wird er mit der Strafe belegt, welche die Folgen seiner Verläumdung nach sich ziehen. Da man sich aber von allen Leibesstrafen durch die Zahlung einer gesetzlich bestimmten Summe loskaufen kann, so folgt, daß ein Reicher mittelst einer großen Aufopferung sich das Vergnügen verschaffen kann, seinen Feind, der keine Mittel zu zahlen hat, die grausamsten Schmerzen ausstehen zu lassen u. s. w.

Verschiedenes.

In der Gegend von Thionville, schoß man vor kurzem einen großen Meeradler, dessen Flügel 8 Fuß Breite haben. Er wurde auf eine sonderbare Weise getödtet; ein Jäger zählte auf einen Raben, der am Fuß eines Baumes seinen Raub zusammenraffte, in demselben Augenblick stürzt ein Adler auf ihn, und ergreift ihn beym Körper. Erstaunt über diesen Angriff, ringt er mit seinem Feind, hat aber kaum noch soviel Stärke sich zu vertheidigen, und um Hülfe zu rufen. Indessen laufen viele Leute herbey, und erschlugen den Adler.

— —

Die Gesellschaft für Wissenschaften und Künste in Montpellier hat bis auf ihre Sitzung am Dec. 1812 im wissenschaftlichen Fache folgende Preisfrage aufgegeben: Welches sind die besten Mittel die Teiche ꝛc. des Herault-Departements weniger ungesund zu machen; und im litterarischen Fache: Lobschrift auf Michel Joseph Montgolfier. Jeder dieser Preise besteht in einer goldenen Medaille von 300 Fr. Die letztere Preisschrift muß im Französischen geschrieben seyn; die erstere kann aber auch Lateinisch seyn.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Der

Verkündiger.

24. Stück. Sonntag. Am 2. Februar 1812.

Behandlung des reifen Tabaks in Maryland.

Zu der im 3ten und 4ten Stück des Verkündigers befindlichen Abhandlung über den Tabaksbau fügen wir noch die im vorigen Jahrgang der Handlungs-Zeitung angegebene Behandlung des Tabaks in Maryland, da sie zur Verbesserung der deutschen Tabacke führen kann.

Zu Maryland in Amerika, wo bekanntlich sehr viel Taback gebaut wird, ist die Behandlungsart dieser Pflanze nach der Reife, und ihre Zubereitung zu Kaufmannsgut, von der, die in Deutschland gebräuchlich ist, verschieden. Man pflegt dort die Pflanzen, nicht, wie bey uns, auf dem Acker abzublatten, sondern schneidet sie dicht über der Wurzel ab, und läßt sie einige Stunden in freyer Sonne liegen, damit die Blätter ein wenig welken, und dadurch weniger in Gefahr kommen, beym Wegbringen vom Lande zerrissen oder auf andere Art verletzt zu werden. Nun bringt man sie nach dem Schwitzhause, und breitet sie da auf einer Diele aus, so daß nicht mehr als etwa drey Pflanzen über einander zu liegen kommen. Haben sie so ungefähr 12 Stunden gelegen, so wird von unten in jede Pflanze eine starke Spreiße gesteckt. Hierauf bindet man zwey und zwey zusammen, hängt sie in dem Hause über hinlänglich starken Latten auf, doch so, daß eine die andere nicht drückt. Auf diesen Latten oder Stangen läßt man die Pflanzen so lange hängen, bis sie recht trocken werden, und die grüne Farbe ganz verlieren. Wenn nun feuchte Witterung eintritt, wodurch die Blätter ihre Sprödigkeit verlieren, und sich binden lassen, ohne zu brechen, so nimmt man die Pflanzen von den Latten herunter, schneidet die Blätter von den Stengeln, und bindet sie in Bündel. Jedes Bündel enthält zehn oder zwölf Blätter, und wird mit einem Tabaksblatt umbunden. Werden die Bündel zum Einbinden in Ballen noch etwas zu feucht gefunden, so breitet man sie noch einmal auf den Latten aus, und läßt sie nachtrocknen. Man ist dabey vorsichtig, daß sie nicht zu dicht über einander zu liegen kommen, damit sie sich nicht erhitzen; auch werden die Enden, wo die Stengel zusammengebunden sind, und welche am längsten und meisten Feuchtigkeit zu haben pflegen, gegen die Seite gekehrt, von wo die Luft herstreicht. Findet man nun die Blätter zum Einpacken geschickt, so legt man sie in große Tonnen, die den Zuckerfässern ähnlich sind, oder in eichene Fässer. Ein solches Faß pflegt so weit zu seyn, daß ein Mann hineinsteigen kann. Dieser legt die Bündel schichtenweise hinein, so daß kein leerer Raum im Faß übrig bleibt, und wenn es voll ist, wird es zugeschlagen. Hat man keine Fässer zum Einpacken vorräthig, so legt man den Tabak in Haufen zusammen, ungefähr von der Größe eines Fasses, bedeckt solche mit Brettern, die man mit Steinen beschwert. Alsdann breitet man Matten darüber her, um den Zutritt der äußern Luft abzuhalten. Auf diese Weise erhält sich der Tabak nicht nur lange Zeit, sondern wird auch immer besser.

Anmerk. Es ist in Ansehung des einheimischen Tabaksbaues wichtig, nicht bloß auf die Menge und das Gewicht der Blätter, sondern auch auf ihre Güte die Aufmerksamkeit zu richten. Die Güte der Tabaksblätter hängt aber nicht einzig und allein vom Boden und Klima, sondern auch großentheils von der Behandlungsart derselben ab. Es ist keinesweges gleich-

gültig, wo, wie und wie lange die Blätter zum Trocknen aufgehängt, ob sie früh oder spät eingepackt werden. Selbst das Einbinden der Bündel mit Strohseilen ist nicht so gut, als mit Tabaksblättern. Auch ist es nicht gleichgültig, ob die Blätter auf Fäden oder Ruthen, wie es in Holland geschieht, gereiht, und so zum Trocknen aufgehängt werden. In jeder Hinsicht ist die Bekanntschaft mit mehreren Behandlungsarten des Tabaks für die Anbauer desselben nützlich. Sie führt zum Nachdenken, zu Versuchen, und so endlich zu der zweckmäßigsten, und für die hiesigen Gegenden besten Methode.

Versuche mit Zucker aus Maisstengeln in Oesterreich.

Herr Doktor Neuhold machte schon 1810 in Oesterreich Versuche mit der Gewinnung des Syrups und Zuckers aus Mais; voriges Jahr zog er aus seinen Beobachtungen folgende Resultate, die er so eben bekannt macht. Nach vielfältigen Vergleichungen sagt er, traf ich endlich auf ein solches Mittel, welches sich wenigstens für heuer durchgehends bewährte, und wodurch wir die süßen Stängel von jenen, die es nicht waren, nach dem Abschneiden, dann jedes Mahl zuverläßig unterschieden. Wir betrachteten nur die Schnittfläche: war diese gleichförmig grün und saftig, so gehörte der ganze Stängel zu den süßen: war sie aber trocken und hatte sie in der Mitte einen weißen Kern, wie das Holunderholz, so konnten wir den Stängel getrost unter die geschmacklosen auf die Seite werfen. Der Grad von Geschmacklosigkeit stand mit der Ausbreitung dieses weißen Kernes gegen den Umkreis zu im geraden Verhältnisse. — Könnte der Grund dieses Unterschiedes im Geschmacke der Stängel nicht vielleicht in dem verschiedenen Grade ihrer Reife liegen? Denn da nicht alle Maispflanzen zu gleicher Zeit reif werden, so wartet man mit der Ernte, bis es die meisten sind; dann sind aber viele von denen, die früher reif geworden waren, schon vertrocknet und daher geschmacklos, weil durch das Fortschreiten des Vegetationsprozesses die gebildeten Zuckertheile wieder zersetzt worden sind. Darum findet sich dieser Unterschied auch nicht bey den grünen Maisstängeln vor dem Reifen des Samens. Auf einem Felde in der Nachbarschaft des vorigen, wo Mais als Futtergewächs nach der Haupternte gepflanzt worden war, und wo er noch nicht zu blühen angefangen hatte, fand ich alle Stängel ohne Unterschied gleich süß. Daher verlieren auch die Stängel, die ganz süß abgeschnitten worden sind, ihren Zuckergehalt durch längeres Liegen. Der Zucker trocknet hier nicht bloß ein, denn sonst müßte er durch Einweichen, oder Auskochen der Pflanze wieder gewonnen werden können, sondern er geht durch Zersetzung verloren. Dieser Meinung ist jedoch die Beobachtung nicht günstig, daß in der Gegend von Wien viele Stängel, die dieses Jahr vor der Reife abgeschnitten und ausgepreßt wurden, keinen süßen, sondern einen unangenehmen, salzigen Saft lieferten, aus dem kein genußbarer Syrup gewonnen werden konnte; man müßte denn annehmen, der Mais habe wegen der dießjährigen ungewöhnlichen Trockenheit, durch welche diese Gegend immer mehr als jede andere leidet, die verschiedenen Perioden seines Vegetationsprozesses viel zu unvollkommen zurück gelegt, um in einer derselben eines seiner schwierigsten Elaborate, den Zuckerstoff erzeugen zu können. Mehrjährige Beobachtungen unter den mannichfaltigsten Umständen angestellt, müssen meine als eine nicht ganz unwahrscheinliche Vermuthung geäusserte Meynung entweder rechtfertigen, oder sie durch eine gegründetere verdrängen. Die dunkelgrünen Stängel mit rothen Streifen sind meistens süß; auf einem Felde, wo diese es nicht sind, finden sich gar keine süßen.

Schließlich muß ich auch noch der Meynung widersprechen, daß Maisstengel aus gedüngtem Boden nicht zuckerhaltig seyen, indem in Steyermark diese Frucht fast durchgehends auf frisch gedüngten Feldern gebauet wird.

Der durch eine Walzenmaschine ausgepreßte Saft wurde in einem Kessel bis zum Sieden erhitzt, abgeschäumt, auf gepulverten Kalkstein gegossen, nachdem sich alles gesetzt hatte, wieder davon dekantirt, bis zur Hälfte der ursprünglichen Masse eingekocht, dann wieder hingestellt, um den Schleim absetzen zu lassen. Nach diesem wurde er noch ein Mahl bis auf den vierten Theil der anfänglichen Menge abgedampft, worauf er durch Sand filtrirt und endlich

endlich bis auf den achten Theil eingesotten wurde.

Heuer erhielt man aus 10 Centnern Stängel 3 Eimer Saft, sonst dieselbe Menge aus 9 Centnern.

Den Grad des Eindickens lehrte Hr. Dr. Neuhold seine aus weiblichen Individuen bestehenden Arbeitsleute durch die Höhe der Flüssigkeit im Kessel bestimmen, die sie mit einem eigends dazu eingerichtetem Maßstabe untersuchten.

Das erste Einsieden wurde mit Abfällen vom Holze das zweyte und dritte mit Steinkohlen von Loukowitz, das letzte mit Holzkohlen verrichtet. Der bis auf den achten Theil eingedickte Saft stellet einen noch ziemlich dünnen Syrup vor, der nun in flachen, hölzernen Geschirren den ganzen Winter über in einer mäßigen Temperatur stehen bleibt. Will er anfangen zu gähren, welches man aus dem Entstehen eines gelblichen sauerriechenden Schaumes erkennt, so muß man ihn durch nochmaliges Aufsieden davor bewahren. Wenn man ihn im nächsten Frühjahre abgießt, so findet man einen schleimigen, etwas salzigen doch sehr süßen Satz auf dem Boden, dessen Ausscheidung eigentlich der Zweck ist, weßwegen man den Syrup in einer so dünnen Form durch so lange Zeit stehen läßt. Durch die Abscheidung dieser Schleimtheile erhält der zurückgebliebene krystallisirbare Zucker dergestalt das Uebergewicht, daß er unaufhaltsam anschießet, wenn der Syrup vollends bis zum Krystallisationspunkte abgedampft wird.

Um ihn bis auf diesen zu bringen, muß er bis auf den zwölften Theil der ursprünglichen Saftmenge eingedickt werden. Will man ihn nicht krystallisiren lassen, so kann er bey dieser Konsistenz als ein sehr guter rein süßer Syrup verbraucht werden. Der durch den Winter gebildete Schleimsatz geht verdünnt ohne Zusatz in Gährung über, und gibt durch die Destillation einen sehr guten Weingeist.

Hr. Dr. Neuhold hat dieses Jahr gegen 24 Centner Syrup verfertigt. Auch hat seine Methode schon Nachahmer gefunden. Es wurden auf Kosten des Aerariums zwey nach Hrn. Dr. Neuholds Angabe verfertigte Apparate angeschafft. Mit dem einen verfertigte Hr. Leopold Pebal, auf der Staatsherrschaft Stanz gegen 20 Centner Syrup, mit dem andern erzeugte Hr. Sackel, Hausbesitzer in Grätz 16 Centner von dieser Waare; Hr. Karl Obermeyer, gewesener Güterpächter fabricirte mit einer auf eigene Kosten angeschafften Vorrichtung 10 Centner.

Maschinen zur Zerkleinerung der Runkelrüben.

Da die Fabrikation des Syrups und Zuckers aus Runkelrüben sich immer mehr verbreitet, so kann keine, diese Fabrikation erleichternde Erfindung unwillkommen seyn. Der k. k. österreichische Fabriken-Inspektions-Commissär Herr Stephan v Keeß hat zwey Maschinen zur Zerkleinerung der Runkelrüben erfunden. Die eine ist äußerst einfach, kostet sehr wenig, kann auch von den Gewerbsleuten auf dem Lande verfertiget, somit auch von den Landleuten, und allen, die auch nur ihren eigenen Hausbedarf erzeugen wollen, leicht beygeschafft, und ohne alle Vorkenntnisse angewendet werden. Sie besteht in einem horizontal liegenden, in einem Brette befestigtem Reibeisen von starkem Eisenbleche, welches an dem zum Gebrauche hinlänglich großen Modelle 17 Zoll lang, 8 Zoll breit ist, und nur darin von den übrigen Reibeisen abweicht, daß in demselben 1/4 Zoll breite und 3 bis 4 Zoll lange Quereinschnitte, wodurch das Durchfallen der zerriebenen Rüben befördert, und das Verstopfen des Reibeisens verhindert wird, in solchen Abtheilungen angebracht sind, daß das Reibeisen dadurch nicht geschwächt wird. Ueber diesem Reibeisen lauft in 2 eingeschnittenen Falzen, und der leichtern Bewegung wegen auf hölzernen Rollen ein viereckiger oben und unten offener hölzerner Kasten, welcher mit Runkelrüben gefüllt, und mit einem hölzernen Deckel bedeckt wird. Dann werden zwey Querhölzer über dem Deckel in zwey an den Seitenwänden des Kastens angebrachten, mit Eisenblech belegten, von oben herablaufende Einschnitte gesteckt, und nun schieben zwey Menschen diesen Kasten mittels dieser Querhölzer, durch welche zugleich mit immer gleicher Kraft auf die Rüben gedruckt wird, hin und her. Diese einfache Maschine kann nun entweder mit einem festen Gestelle versehen, und die zur Aufnahme der zerriebenen Rüben bestimmten Geschirre unter dieselben gestellt; oder sie kann durch zwey

Quer-

Querleisten auf ein größeres Bottich befestiget werden. Sie hat bey der Probe der Erwartung der Kunstverständigen entsprochen; es wurden durch sie binnen 4 Minuten 8 Pfund Rüben zerkleinert. Falls sich das Reibeisen ungeachtet der dagegen getroffenen Vorsicht von Zeit zu Zeit dennoch verstopfen sollte: räth der Herr Erfinder den Gebrauch der Bürste an, und hat eigentlich nur dahin deuten wollen, da er die Bürsten an den Kasten selbst befestiget hat, indem er sich überzeugt hält, daß die solchergestalt befestigten Bürsten durch den Gebrauch der Maschine ohne Noth und Vortheil zu frühe zu Grund gehen würden.

Die andere von Herrn v. Keeß erfundene Maschine ist eine Stampfmaschine mit einem beweglichen Troge, wobey eine Vorrichtung angebracht ist, mittels welcher alle fünf Stämpel augenblicklich aufgehoben werden, sobald der Trog von einer Seite sich zur andern bewegt. Die Verschiebung des Trogs beträgt die halbe Dicke des Stämpels. Der Trog hat über dieses eine bewegliche Einfassung von Weißblech, die dazu bestimmt ist, daß weder der Saft, noch die zerkleinerten Runkelrüben verspritzt werden. Die Stämpel sind mit eingekerbten Schuhen von Eisen versehen.

Das neue an dieser Maschine ist der bewegliche Trog, und es ist kein Zweifel, daß die Runkelrüben mittels eines Stampfwerks zerkleinert werden können, und daß gerade durch dieses am wenigsten davon verloren geht. Indessen da der Herr Erfinder keinen Versuch im Großen damit gemacht hat, daher die Ueberzeugung sich nicht verschaffen konnte, ob diese komplicirtere Maschine in Hinsicht auf Gewinn an Zeit, Menge und den nützlichen Effekt vor andern bekannten Runkelrüben-Zerkleinerungsmaschinen einen Vorzug verdiene: so hat er sich dadurch veranlaßt gefunden eine andere auf einfacheren Prinzipien beruhende Maschine zu entdecken; wovon das Resultat die obbeschriebene Reibmaschine war. Doch glaubt man auch diese Stampfmaschine nicht unbekannt lassen zu sollen, weil sie vielleicht zu manchem Gebrauche nützlich werden kann.

Die Universität Breslau.

Die Universität Breslau zählt bey ihrem Entstehen über 200 Studierende, darunter 70 Theologen katholischer und 48 protestantischer Religion; 44 Juristen (größtentheils ehemals in Frankfurt Studierende) 24 Medizíner, und an Philosophen, Philologen und Cameralisten 21. Unter dieser gesammten Zahl sind 10 Grafen und 16 Adeliche. Wenn gleich die Gesammtzahl der akademischen Mitbürger für den Anfang groß genug ist, so haben doch, gleich im ersten Halbenjahre, in einigen ganz speciellen Fächern manche Vorlesungen nicht zu Stande kommen können, auch sind noch eine ordentliche und eine aufferordentliche Professur der Rechte, deßgleichen zwey ordentliche Lehrstellen der Medizin bis dato unbesetzt. Professor Steffens hat in vier öffentlich gehaltenen freyen Vorträgen die Grundlinien der gesammten Naturwissenschaft nach seiner Ansicht dargelegt, und von der großen Zahl gebildeter und gelehrter Zuhörer, welche sich dabey eingefunden hatten, unterzeichneten sich nahe an hundert zu naturwissenschaftlichen und philosophischen Vorträgen, welche Herr Prof. Steffens neben seinen akademischen Vorlesungen für ein gemischtes Auditorium zu halten sich erbot; auch Herr Professor Brandes (ein Mathematiker, und eine der trefflichsten Acquisitionen unserer Universität) hat sich zu ähnlichen gemeinnützigen Vorlesungen für Nichtstudierende über Astronomie erboten. Das akademische Museum wird mit der schönen naturhistorischen Sammlung des Prof. Gravenhorst in einem bequemen Lokale des Universitätsgebäudes vereinigt; Prof. Gravenhorst hat die Aufsicht darüber erhalten, so wie Prof. Heyde die über den botanischen Garten. Der akademische Senat besteht aus dem jedesmaligen Rector und den Decanen aller fünf Fakultäten, aus dem Prorector, den Prodecanen und aus 6 dazu besonders erwählten Mitgliedern. Der Stellen zu Freytischen giebt es jetzt 48; die Zahl wird jedoch noch vermehrt. Um dazu qualificirt zu seyn, muß der darum Ansuchende nächst dem Zeugniß seiner Dürftigkeit und der Reife, auch eine Nachweisung einreichen, ob und welche Stipendien oder andere Unterstützung er genießt. Uebrigens soll der Freytisch nie im ersten halben Jahre des akademischen Aufenthalts ertheilt werden, und in der Regel nie länger als zwey Jahre dauern.

Der

Verkündiger:

25. Stück. Dienstag. Am 4. Februar 1812.

Verfertigung des Waidindigo's.

Wir haben schon mehreres über die Verfertigung des Waidindigo's, den Anbau des Waids ꝛc. sowohl von Deutschen als Franzosen gegeben. Hier fügen wir nur noch einige Bemerkungen hinzu.

Ein sandiger Lehmboden, und überhaupt ein mittelmäßig guter Ackerboden, ist zur Kultur des Waids am besten. Vom Magdeburger Morgen zu 180 Quadratruthen erntet man in drey verschiedenen Schnitten, nämlich im Junius, Julius und September, im Durchschnitt 36000 Pfund oder 327 Centner frische Blätter, welche, auf Waid für die Färber verarbeitet, 50 Centner geben, und den Centner zu 4 Rthlr. gerechnet, einen Ertrag von 200 Rthlr. gewähren.

Wird der Waid frisch auf Indigo verarbeitet, so gewinnt man als Minimum der Ausbeute vom Centner frischer Blätter 8 Loth Indig, also von der Ernte eines Magdeburger Morgens 80 Pfund Indigo, à 1 Rthlr., macht 80 Rthlr.

Die nach der Abscheidung des Indigo's abfallenden gegohrenen Blätter geben einen dem Kuhmiste gleichen Dünger, und ungefähr 27 Fuhren, à 12 Centner.

Die Kultur des Waids und sein Gebrauch in Färbereyen ist schon von den ältesten Zeiten her bekannt. Bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts scheint er von allen Nationen gebraucht zu seyn, um eine feste blaue Farbe damit zu produciren. Um diese Zeit fieng der aus den Blättern des Anila bereitete Indigo an, den Gebrauch des Waids zu verdunkeln und zu verdrängen, wodurch ein sehr wichtiger Zweig der europäischen Landwirthschaft zurückgesetzt wurde. Zwar wurde damals von den Landesregierungen der Gebrauch des fremden Indigo's verboten, allein in der Folge wieder gestattet, so daß der Waidbau und der Handel damit in Frankreich, Sachsen und Thüringen bis auf eine Kleinigkeit herabsanken.

Die Gründe, warum man dem Indigo einen Vorzug vor dem Waid einräumte, sind folgende. Der aus Indien erhaltene Indigo ist frey von allen fremartigen Beymischungen, die in der Färberey unnütz sind; es ist der reine blaufärbende Stoff des Anils, und ein Pfund Indigo ist das Produkt der Verarbeitung von 100 Pfund Anilblättern. Dagegen ist der Waid oder Pastel, so wie man ihn im Handel erhält, mit einer Menge fremdartiger Materien verunreinigt, und man muß, um die geringe Quantität Indigo zu gewinnen, der in allen Theilen der Pflanze verborgen liegt, eine große Masse derselben in Anwendung setzen, folglich auch viel damit vermengte fremdartige Materien.

Wenn daher der Färber den Waid oder Pastel anwendet, so ist er gezwungen, seine Küpe mit einer Materie anzufüllen, wovon nur der kleinste Theil färbend ist. Dieses macht die Behandlung der Zeuge in der Küpe beschwerlich; die Farbe wird ungleich, und man ist gezwungen, das Zeug 20 bis 25 Mal einzutauchen, um ein sattes Blau zu produciren. Wer dagegen Indigo nimmt, der vorher von allen fremdartigen Theilen befreyt ist, kann in einer Küpe 20 bis 30 Pf. mit Einem Male auflösen, ohne befürchten zu dürfen, daß sie zu dick werde. Die Zeuge lassen sich dann leicht bearbeiten; man gewinnt die verlangte Farbe in kürzerer Zeit und ein viel satteres Blau als im ersten Falle.

Bey solchen Vortheilen ist es nicht auffallend, daß

daß der Indigo vor dem Waid den Vorzug erhielt, und letzterer mehr auſſer Gebrauch geſetzt wurde. Die europäiſchen Regierungen veranlaßten daher die Ausſonderung des ähnlich blaufärbenden Stoffes aus dem Waid, und es hat ſich bewieſen, daß er den Indigo völlig erſetzen kann.

Unter allen bekannt gewordenen Methoden, den Indigo aus dem Waid zu ſcheiden, ſcheint folgende die einfachſte und wohlfeilſte zu ſeyn.

1. Auswahl der Blätter.

Man ſchneidet die Blätter des Waids ab, wenn ſie in ihrer ganzen Vollkommenheit ſind, bevor ſie anfangen gelb zu werden. Der beſte Zeitpunkt iſt, wenn die Blätter an den Kanten eine leichte violette Farbe anzunehmen beginnen.

Die Sammlung der Blätter muß ſo ſchnell als möglich geſchehen; auch muß man ſie ſogleich in Gährung ſetzen, um jede Erhitzung zu vermeiden, welche den Indigo verändern würde.

In heißen und trocknen Jahreszeiten ſind auch die Blätter ſehr reich mit Indigo begabt.

Iſt die Einſammlung der Blätter an trüben Tagen veranſtaltet, ſo erfolgt die Scheidung des Indigo's um ſo viel leichter. Die durch den Froſt gelittenen Blätter liefern weniger Indigo, und die Gährung derſelben erfolgt viel langſamer.

Wird der Waidſame im März ausgeſäet, ſo kann der erſte Schnitt der Blätter im Junius, und nach 20 zu 20 oder 25 zu 25 Tagen können die beyden folgenden gemacht werden.

Ließe man die Waidpflanze 2 Jahr in der Erde, ſo würde die Ernte des zweyten Jahres ſchon im März angehen, und ſo könnte man in zwey Jahren ein Waidſtück 12 bis 15 Mal benutzen.

2 Gährung der Waidblätter.

So wie die Blätter geſammelt ſind, legt man ſie in geflochtene Körbe und trägt ſie ins Waſſer, um ſie von allem Staub und Erdtheilen zu waſchen und zu reinigen; darauf werden ſie in eine Bütte von weichem Holz gebracht, und ſo geordnet, daß ſie nicht zu dick und nicht zu dünn über einander liegen. Um das Emporſteigen der Blätter zu vermeiden, werden ſie in der Bütte mit hölzernen Latten bedeckt.

Jede Bütte muß ſo groß ſeyn, daß man 200 bis 400 Pfund Blätter darin bearbeiten kann. Wenn die Blätter in der Bütte gehörig gewendet ſind, werden ſie mit reinem Fluß- oder Brunnenwaſſer übergoſſen, ſo daß ſelbiges 2 bis 3 Zoll darüber ſteht. Das Waſſer aber muß ſo rein ſeyn, daß ſolches die Seife ohne Zerſetzung auflöſt. Iſt das Waſſer kalt, ſo iſt es gut, daſſelbe vorher eine Zeitlang in der Werkſtatt ſtehen zu laſſen, bis es eines Temperatur von 12 bis 15 Grad Reaumur angenommen hat, weil alsdann die Fermentation ſchneller erfolgt. Die Temperatur der Werkſtatt muß wenigſtens über 12 Gr. Reaumur betragen. Es iſt ſehr gut, die Temperatur der Bütte gleich ſo zu machen, daß die Fermentation noch an demſelben Tage beginnen kann, theils, damit ſie auch zuletzt völlig abgähre, wenn die Nacht herankommt. Im Sommer erfolgt die Fermentation ſchon nach einigen Stunden, und erſcheint überhaupt bald früher bald ſpäter, nach der Temperatur der Werkſtatt und Beſchaffenheit des Waſſers. So wie die Fermentation beginnt, färbt ſich das Waſſer gelb; ſpäterhin ſteigen Luftblaſen auf der Oberfläche der Flüſſigkeit empor, die anfangs farbenlos ſind, ſpäterhin aber eine Kupferfarbe annehmen, und ſo wie ſie mit der Luft in Berührung treten, blau werden. Die Flüſſigkeit in der Bütte wird nach und nach mager und nimmt einen ſcharfen Geſchmack an; ſie färbt ſich nach und nach immer mehr, und nimmt eine grüngelbe Farbe an.

Im Sommer beginnt die Fermentation in Zeit von 18 bis 20 Stunden, iſt aber die Temperatur kalt, ſo geht ſie langſam von ſtatten, und dauert oft mehrere Tage lang fort. Ob die Fermentation vollkommen ſey, erkennt man daran: 1) daß ſich die Flüſſigkeit aus dem Gelben ins Grüne hinneigt. 2) wenn die aufſteigenden Beſtandtheile regenbogenfarbig werden. Das zuverläßigſte Mittel, die Beendigung der Fermentation zuerkennen iſt, daß man eine Portion der Flüſſigkeit in ein Glas gießt, und nach und nach Kalkwaſſer zuſetzt. Hierdurch bildet ſich gleich eine ſchöne dunkelgrüne Farbe, und es ſetzen ſich dunkelgrüne Flocken ab. Sobald man auf dieſe Weiſe einen ſehr ſtarken Niederſchlag erhält, muß die Fermentation beendigt werden; läßt man ſie nach dem Eintritt jener Kennzeichen länger fortdauern, ſo wird der gebildete Indigo zerſetzt, und man gewinnt nur eine geringe Quantität von guter Beſchaffenheit. Beſſer iſt es immer, die Fermentation zu früh als zu ſpät zu unterbrechen, denn nur im erſten Falle gewinnt man einem Indigo von be-

ſter

ſter Beſchaffenheit, und ſollten ja die Blätter noch einen Rückhalt beſitzen, ſo kann man die Fermentation derſelben aufs neue beginnen.

(Der Beſchluß folgt.)

Die ſchmalblättrige Lupine, und der Lupinen- oder Geſundheitskaffee, von D. J. W. Nöthlig in Jena.

Wiederum ein Schriftchen, worin ein Caffeeſurrogat empfohlen und die ganze Bereitung deſſelben mitgetheilt wird. Wahrhaftig der Surrogate ſind ſo viele, daß der, der ſie ſtatt des Caffees anwenden will, nicht weiß, welches er wählen ſoll; in Leipzig jagt ein neues das andere; von 2 Gr. pr. Pfund kann man ſie bis zu 16 Gr. haben. Und doch iſt in der Natur die Nichtigkeit aller Surrogate gegründet, weil ſie, die an Reichthümern unerſchöpfliche nur ähnliche, nie ganz gleiche Dinge ſchafft und jede Subſtituirung des einen fürs andere nur — Täuſchung iſt. Wäre alles, wies ſeyn ſollte, ſo brauchten wir uns über Kaffeeſurrogate den Kopf am wenigſten zu zerbrechen. Wir würden den Caffee in die Apotheken für die Kranken verweiſen und den Geſunden ein Glas kaltes, ſtarkes, bitteres Bier oder einige Taſſen deſſelben warm mit einem Ey abgequirlt, empfehlen. Leider können wir aber nur dieſen von Friedrich dem Großen mit Recht gegebenen — denn ſeine Unterthanen hatten die Kanne herrliches Bier à 4 — 6 Pf. — von Hufeland mit Einfalt wieder aufgewärmten Rath nicht wiederhohlen, weil unſere Regierungen nur einmal alle theils ununterrichtet, theils gezwungen ſind, in jedem Betrachte auch die inländiſchen zur Nahrung unentbehrlichen Produkte und Stoffe um 50 bis 100 Prozent über den erſten Preis zu erhöhen, indem ſie theils das Monopol der ſie verarbeitenden Handwerker — Fleiſcher, Bäcker, Brauer — nicht aufheben — theils eine Auflage nach der andern darauf legen.

Ich getraue mir, ſagte mir neulich ein Oekonom von Bedeutung, die Kanne Bier — die in hieſiger Gegend 9 — 12 Pf koſtet, zu 3 — 4 Pf. von gleicher Güte zu liefern, wenn dieſe Laſten wegfallen.

Rechnet man zu dieſen Hinderniſſen, welche dem Verbrauche inländiſcher Nahrungsmittel und ſo mit auch der höhern Cultur des Ackerbaus, dem geſammten Wohlſtand des Staats entgegen ſtehen, die Macht der Gewohnheit, der Einbildung, des Eigenſinns: ſo darf es uns nicht wundern, daß faſt jeder Erfinder eines nur mittelmäßigen, wohlfeilen Surrogats Abnehmer findet und mancher ausgezeichnetes Glück macht. Eine hieſige Handlung Fitty und Moent kündigte vergangenen Sommer ein ſolches — recht gutes — an und ſetzt davon jetzt täglich 50 — 60 Pfund im Durchſchnitt ab. Man ſieht, daß die meiſten Kaffeetrinker dies Getränk aus Gewohnheit zu ſich nehmen und weil ſie verhindert ſind, für gleichen Preis — aufs Surrogat Rückſicht genommen — ein gutes, inländiſches — zu bekommen, wozu ſich das Bier allein eignet, das reizend, nahrhaft und wohlſchmeckend zugleich ſeyn — kann. Wäre ihnen der Kaffee, wie es bey manchen iſt, Bedürfniß, um ſich munter zu erhalten, die Leibesöffnung zu befördern, die Verdauung zu beſchleunigen, ſo müßten ſie ihn rein trinken, ſtatt deſſen in vielen Familien nicht eine Bohne zum Surrogat kommt und die daraus gefertigte — ſchwarze Brühe allein hinreicht. Man muß mit der ärmern Volksklaſſe ſo bekannt ſeyn, wie der Verfaſſer dieſes, um das wahr zu finden. Inſofern nun dieſe letztere nun einmal den Genuß eines ſolchen warmen Getränks nicht entbehren und doch den Kaffee ſelbſt nicht bezahlen kann, inſofern verdienen die Erfinder eines guten, der Geſundheit nicht nachtheiligen Surrogats immer empfohlen zu werden und das iſt der Fall bey dem, daß Hr. D. Nöthlig in der genannten Schrift ohne allen Rückhalt aus der ſchmalblättrigen Lupine zu fertigen lehrt; eine Pflanze, die bis jetzt wenig bekannt iſt, die, weil ſie einen gut gedüngten Boden und völligen Zugang der Luft verlangt, nicht, wie meiſt bisher, in Gärten, ſondern in freiem Felde angebaut werden muß, hier aber 50faltiglich wuchert und leicht in einer Pflanze 1 Pfund Bohnen trägt, woraus nun ein Kaffeeſurrogat bereitet werden kann, daß nach den Zeugniſſen des Hofr. Starke, Trommsdorf, Göttling, Fuchs, das beſte und unſchädlichſte unter allen iſt. Gärtner, Oekonomen, und jeder überhaupt kann dieſe Schrift, nebſt 1/4 Pfund Samen und eben ſo viel

daraus gefertigten Kaffee beym Verfaſſer oder bey mir für 1 Rthlr. 4 Gr. oder 2 Fl. 3 Kr. erhalten. Das Pfund Lupinen ſelbſt koſtet 10 Gr. oder 48 Kr. und der daraus gefertigte Kaffee einzeln 8 Gr. falls etwa einer zum Säen mehr Samen, als der Schrift beygefügt wird, haben möchte, und von beyden habe ich Vorrath. Der Verfaſſer ſandte dieſe Schrift nebſt dem jüngſt empfohlnen immerwährenden Wandkalender an Sr. Majeſtät dem König von Bayern, und dieſer Monarch hatte die Gnade, ihn nicht nur mit einer eigenhändig unterſchriebenen Zuſchrift, ſondern auch einer goldenen Ehrenmedaille von 15 Dukaten zu beehren: was eben ſo viel für den Werth dieſer Schrift beweiſt, als von dem Beſtreben des aufgeklärteſten Monarchens zeigt, Bemühungen, die auf Wohlſtand unſers armen Vaterlandes zielen, zu belohnen und immer mehr zu dergleichen zu ermuntern.

Leipzig. D. G. W. Becker.

Schafzucht in Italien.

Mit jedem Jahre vermehren ſich im Königreich Italien die Merinosheerden von reiner ſpaniſcher Race. Im verfloſſenen Jahr entſtanden ſechs neue, die ſämmtlich von Hrn. Dandolo geliefert wurden. Der Preis für einen Widder oder für ein Mutterſchaf bleibt unverändert auf 100 italieniſche Lire geſetzt. Die Schafe werden jedesmal im Monat April abgegeben. Die ganz feinwolligen Merinos von vorzüglicher Schönheit koſten hingegen 10 bis 30 Louisd'or. Die Fabrik des Hrn. Antonio Maria Guaita in Como hat im verfloſſenen Jahr aus der Wolle, die Hr. Dandolo lieferte, Tücher verfertigt, die den ſchönſten ausländiſchen nicht nachſtehen. Noch vor zehn Jahren mußten dieſe ſämmtlich vom Auslande gezogen werden; jetzt, da ihre Einfuhr verboten iſt, lernen die Italiener für ihre Bedürfniſſe ſelbſt ſorgen. Vormals wurde im Königreich Italien für fünf Millionen Lire fremde Wolle verarbeitet, und wenigſtens vier Millionen wurden an die Ausländer für feine und ordinaire Tücher oder andre Wollenzeuge hingegeben. Dieſe großen Summen können nunmehr unſre Landwirthe und Fabrikanten ſelbſt verdienen. Schon im vorigen Jahre wurden an Erſtere mehrere Widder verſchenkt. Wer im Jahr 1812 ſich Schafheerden von 100, 200, 300 und 400 Stücken anſchaft, und ſich anheiſchig macht, dieſelben wenigſtens ſechs Jahre hinter einander zu unterhalten, bekommt im erſten Fall 3, im zweiten 6, im dritten 9, und für 400 Mutterſchafe 12 junge, ſchöne, feinwollige ſpaniſche Widder zum Geſchenk. Die erſte Schur der einjährigen Lämmer liefert doppelt ſo viele Wolle, als die Mütter, und von unvergleichlicher Schönheit. Mögen alſo alle patriotiſchen Landwirthe die Erweiterung und Veredlung der Schafzucht im Königreich Italien zu einer Nationalangelegenheit machen, und dadurch die höchſtwohlthätigen Abſichten der Regierung befördern. — Im vorigen Jahrgang des Verkündigers haben wir mehr über die Schafzucht des Hrn. Dandolo gegeben.

Verſchiedenes.

Aus Neapel wird unterm 4ten Jan. geſchrieben: Seit geſtern fängt man hier an, für Torre del Greco ſehr beſorgt zu ſeyn. Der größere Arm der Lava, die der Veſuv ſeit einigen Tagen auswirft, ſcheint nämlich ſeinen Lauf gerade gegen dieſe Stadt zu nehmen. Die unglücklichen Einwohner derſelben fangen deswegen bereits an, mit ihren beſten Habſeligkeiten zu flüchten. In den vorigen Zeiten hat Torre del Greco mehrmalen durch die Lava gelitten.

Komet. Der berühmte Aſtronom Hr. Herrſchell hat der königl. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu London eine intereſſante Denkſchrift über den letzten Kometen vorgeleſen. Bey Beobachtung des gewöhnlich ſogenannten Kerns dieſes Himmelskörpers bemerkte er eine Scheibe, die heller als der Ueberreſt, aber bey weitem nicht in der Mitte war, und deren Licht an Intenſität abwechſelte. Bey Anwendung der großen Teleſkope überzeugte ſich Hr. Herrſchell, daß dieſer feſte Kern ein wahrer planetariſcher, aber von einer kometiſchen Atmoſphäre umgebener Körper ſey; am 16. Okt., als der Komet 114 Mill. Meilen von unſrer Erde ſtand, beſtimmte er deſſen Durchmeſſer auf 428 engliſche Meilen.

Der

Verkündiger.

26. Stück. Mittwoche. Am 5. Februar 1812.

Verfertigung des Waidindigo's.

(Beschluß.)

3. Fällung des Indigo's.

Hat die Fermentation den Grad ihrer Vollkommenheit erreicht, und hat das Fluidum den Charakter angenommen, den es besitzen muß, so öffnet man den Zapfen, der über einer untern Bütte postirt ist, und läßt das gegohrne Fluidum hineinlaufen. Diese Bütte muß wenigstens doppelt so groß seyn als die erstere, und wird mit Leinwand bedeckt, wodurch sich das Fluidum filtrirt. Hierauf leitet man nach und nach Kalkwasser hinzu, wodurch die Flüssigkeit sich trübt und eine dunkelgrüne Farbe annimmt. (Um zu wissen, wie viel Kalkwasser man zugießen kann, ist es hinreichend, von Zeit zu Zeit einen Theil der Flüssigkeit in die untere Bütte zu filtriren und mehr Kalkwasser hinzusetzen, bis bey fernerm Zusatz keine Veränderung in der Farbe mehr veranlaßt wird. Das Kalkwasser verarbeitet man, indem man einen Theil frischgebrannten Kalk mit 200 Theilen Wasser löscht, dann Alles wohl umrührt und das Fluidum sich klären läßt. Außerdem kann man aber auch eine gute Aschenlauge dazu anwenden.)

In diesem Zustande scheidet sich der mit der gelben Substanz gemengte Indigo in der Flüssigkeit, und bildet zahlreiche Flocken, die sich im ruhigen Zustande der Flüssigkeit, niederschlagen.

4. Scheidung des Indigo's von der gelben Substanz

Nachdem das Gemenge aus Kalkwasser und der gegohrenen Flüssigkeit ein grünes Präcipitat gebildet hat, das in der Bütte schwimmt, und sich ferner kein Indigo ausscheidet, so kann man sich nun verschiedener Mittel bedienen, um die völlige Ausscheidung zu veranlassen.

1. Einige schlagen die Flüssigkeit anhaltend stark mit Rührscheitern so lange, bis sie ihre grüne Farbe verliert, und sich grüne Körner daraus absetzen. Während dieses Schlagens erheben sich eine Menge Luftblasen, die durch Berührung mit der Luft eine schöne blaue Farbe annehmen. Man nimmt jenen blauen Schaum sorgfältig ab, bringt ihn in kleine hölzerne Kasten, und läßt ihn so lange mit der Luft in Berührung, bis er sich völlig dunkelblau gefärbt hat, worauf solcher getrocknet wird. Das Schlagen braucht oftmals nur eine Viertelstunde zu dauern, zuweilen werden aber auch zwey Stunden erfordert. Oft muß man auch eine neue Quantität Kalkwasser zusetzen, um die Fällung des Indigo's zu beschleunigen. Hat der Indigo sich durch Schlagen abgesondert, so bleibt das Fluidum ruhig stehen, der Indigo setzt sich nach und nach am Boden der Bütte ab, und das darüberstehende Fluidum wird klarer und durchsichtig.

2. Ein anderes Verfahren ist, daß man das grüne Präcipitat, das in der Flüssigkeit schwimmt, sich absetzen läßt. In dem Augenblick, daß der Niederschlag in der Flüssigkeit sich bildet, gießt man die darauf schwimmende Flüssigkeit ab, und gießt mäßig starke Salzsäure oder verdünnte Schwefelsäure hinzu. Die blaue Farbe entwickelt sich dann sogleich, wenn die Masse umgerührt wird. Späterhin gießt man Wasser hinzu, um den Indigo auszusüßen, und wiederholt das Aussüßen so oft mit neuem Wasser, bis dieses völlig klar abläuft. Auch ohne Anwendung der Säure nimmt der grüne Niederschlag bey Berührung der Luft eine blaue Farbe

Digitized by Google

Farbe an, aber die Säure entzieht ihm den überflüssig eingemengten Kalk, und trennt die gelbe Substanz leichter von der blauen. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß man auf diesem letztern Wege den Indigo viel reiner als auf dem erstern gewinnt.

Um überzeugt zu seyn, daß aller in der Flüssigkeit enthaltene Indigo ausgesüßt sey, gießt man einen Theil derselben in ein Glas, und setzt Kalkwasser hinzu; fällt nun kein Indigo mehr nieder, so wird der Niederschlag auf vorbeschriebene Art ausgesüßt und wieder getrocknet.

Es ist auch möglich, daß die Waidblätter durch die erste Fermentation nicht allen Indigo abgeben, vorzüglich wenn die Fermentation nicht lange genug angehalten hat; und in diesem Falle muß man die Blätter einer neuen Fermentation unterwerfen, wobey wie das erste Mal operirt wird. Der durch eine zweyte Fermentation gewonnene Indigo ist indessen allemal schlechter, als der durch die erste erhaltene.

5. Trocknung des Indigo's.

Nachdem man das über dem ausgesüßten Indigo stehende Wasser völlig abgezogen hat, trägt man den blauen Satz in konisch geformte Filtrirbeutel von Leinwand, die inwendig mit Druckpapier ausgelegt sind. Nach dem Ablaufen des Wassers nimmt man den Indigosatz heraus, am besten mit einem Messer von Holz, und trägt ihn in kleine hölzerne Kasten, deren innerer Raum mit Leinwand bedeckt ist. Man trägt dann diese Kasten in eine Trockenstube, die schattig und vom Zutritt der Luft abgeschnitten ist, und eine Temperatur von 20 bis 30 Grad Reaumur hat. Wenn der Indigo die Form eines starken Teigs angenommen hat, so wird er mit einem hölzernen Messer zusammengedrückt. Nach 20 bis 30 Tagen hat derselbe endlich eine hinlängliche Konsistenz angenommen; er wird nun in kleine Stücken geschnitten, und ist Kaufmannsgut. Wird das Trocknen langsamer verrichtet, so bilden sich öfters Würmer darin, die man aussondern muß.

Nach einer von Herrn Potezjani sehr genau angestellten Operation dieser Art, wobey er alle Kosten in Anschlag gebracht hat, ergiebt sich, daß das Pfund Waidindigo zu 16 Gr. dargestellt werden kann.

Wie's in der Welt zugeht!

Madame von Pompadour war die Tochter eines unbekannten Mannes, Namens Poisson, vermählt mit einem gewissen Lenormand d'Etoiles, dem rechtschaffensten Manne. Diesem entriß sie gewaltsamer Weise Ludwig XV., um ungeheure Geldsummen, Paläste und Ländereyen an sie zu verschwenden, um sie zur Herzogin zu machen, um ihr den Staat, den Hof, kurz alles zu unterwerfen. Dafür opferte sie ihm sich selbst und in dem berüchtigten Park aux cerfs, dem Zwinger und der Schule der Wollust so manches unschuldige Mädchen.

Und diesem Scheusale, diesem Gegenstande des Fluches von ganz Frankreich stand nun die tugendhafte, keusche, fromme, strenge Maria Theresia gegen über. Während jene in Frankreich mit List und Gewalt die Unschuld der schönsten Mädchen für den abgestumpften Ludwig vernichtete, ließ diese durch Keuschheitskommessionen alle Jungfrauen ihrer Staaten untersuchen, ob sie — Jungfrauen wären und ganze Heerden von Freudenmädchen an die Türkische Gränze transportiren. Ohne Zweifel war nun diese Pompadour ihr also auch ein Gegenstand des Hasses, der Verachtung?

Ja wenn die Politik nicht die Moralität überstieg, sobald sie zusammen in die Wagschaalen kommen! So mußte schon die auf die Würde des Oesterreichischen Hauses so stolze Kaiserin sich herablassen, diese Buhlerin ihre — Freundin zu nennen. Sie schrieb ihr die zärtlichsten Briefe und hätte gewiß sogar ihre Einwilligung dazu gegeben, daß die Tochter, die die Pompadour im Anfange ihrer Ehe gebohren hatte, mit einem der ersten Französischen Großen verheurathet worden wäre, wenn diesem diese Schande nicht durch den Tod der bestimmten Braut wäre erspart worden.

Nun wenn sie nur für diese Erniedrigung aus Politik ihren Zweck erreichte! Die Geschichte muß dazu ja sagen. Friedrich II., der so oft seinem Hange, Satyren zu sagen nicht widerstehen konnte, hatte an der Pompadour die ärgste Feindin. Geschmeichelt von Theresiens — Freundschaft, schickte sie die französischen Heere zur Schlachtbank über den Rhein und hätten die damaligen Franzosen den Krieg so verstanden wie die jetzigen, so wäre Preussen damals schon an der Saale bey — Rosbach

ver-

vernichtet worden, weil sein König — Epigramme dichtete.

Von solchen Kleinigkeiten hängt also Ruin und Glück, Daseyn und Elend der Völker ab!

*y.

Analysen des Ostseewassers.

Herr Lichtenberg, Apotheker in Danzig, analysirte kürzlich das Ostseewasser und fand in 50 Unzen Wasser folgende Bestandtheile:

Salzsaure Bittererde	25	Gran.
Kohlensaure Kalkerde	2	—
• Bittererde	1	—
Schwefelsaure Bittererde (trocken gedacht)	5,5	—
• Kalkerde	5	—
• Natron (trocken)	6,7	—
Salzsaures Natron	133,8	—
Eisen eine Spuhr		
Kohlensaures Gas 6½ K. Z.		
	179,0	

Paff erhielt von 16 Unzen Travemünder Ostsee-Wasser durchs Abrauchen 93 Gran Rückstand, welcher bestand, aus

Kochsalz	56	Gran.
Salzsaurer Kalkerde	24	—
• Bittererde	6	—
Gyps	6	—
Kohlensaurer Kalkerde	1	—
	93	

Link erhielt von 100 Unzen des bey Doberan geschöpften Ostseewassers

Salzsaure Bittererde	231, 25	Gr.
Schwefelsaure Bittererde	4,166	—
• Kalkerde	25	—
Kochsalz	509	—
Harzige Substanz	2	—
	771,416	

Verschiedenes.

Samuel Romilly, berühmter Rechtsgelehrter und Mitglied des Parlaments in London, hat in einer Untersuchung über die neue Organisation der Polizey gezeigt, daß die Uebelthäter, Diebstähle u. s. w. sich jedes Jahr auf eine schreckliche Weise vermehren. Im Jahr 1808 wurden vom Tribunal von Old-Bailey 899 Verbrecher verdammt; 1807 waren sie 1017; 1808, 1110; 1809 schon 1314 und 1810, 1424. So vermehrten sie sich also seit fünf Jahren im Verhältniß von 9 zu 14, und zwar in einem Zeitraum wo der Krieg eine Menge Menschen von der Hauptstadt entfernt hielt, die wegen ihres kühnen Charakters zu allen Uebertretungen gebracht worden wären.

— —

Wir fügen nun den schon gegebenen Nachrichten über den letzten Ausbruch des Vesuvs neuere vom 12ten Januar hinzu, daß die Gefahr der Verwüstungen, die man von diesem Ausbruche befürchtete, gänzlich aufgehört hat; jedoch bedeckt sich der Krater dieses Vulkans von Zeit zu Zeit mit brennenden Materien, und man hört noch immer ein Geprassel. Dieses Schauspiel zieht viele Fremde und Liebhaber der Naturgeschichte in die Gegenden dieses Bergs. Ueberhaupt aber war dieser Ausbruch einer der unschädlichsten, die jemals statt hatten, weil der Lavastrom sich in unangebaute Thäler ergoß. Auch ist der Aetna nun wieder ganz ruhig. So heftig sein Ausbruch war, so richtete doch die Lava keine bedeutende Verheerungen an, weil sie meist über alte Lavaschichten fortlief, und bevor sie die Stadt Catania erreichen konnte, ganz stokte.

— —

Zwölf Werst von Novo-Tscherkask bauete der Truppen-Aeltoste Perßianow auf dem Flusse Duslow eine Mühle. Beym Aufgraben der Erde ward in der Tiefe von ungefähr 2 Faden eine Grube entdeckt, die mit einem großen Steine bedeckt war. Die Arbeitsleute, welche glaubten, daß hier vielleicht ein Schatz vergraben sey, hielten es für nöthig, dem Herrn Nachricht davon zu geben. Als nun in Gegenwart mehrerer Personen die Grube aufgedeckt wurde, so fand man in derselben Hirse von röthlicher Farbe, welche zwar von ihrem Ansehn nichts verloren hatte, aber inwendig hohl war. In derselben Tiefe der Erde wurde auch eine Menge steinerner Kugeln von verschiedener Größe gefunden. Vielleicht möchte die Hirse noch in jenen Zeiten, da die asiatischen Völker am Don in den Weiden herumzogen, in die Grube geschüttet worden seyn, und es ist auch wahrscheinlich, daß diese die steinernen

nernen Kugeln zum Werfen aus der Schleuder gebraucht haben.

— —

Es ist bereits bekannt, daß die Irkutskischen Burâten mit ihren Taischas und Aeltesten mit ausgezeichnetem Erfolg Ackerbau treiben. In Folge dieses ward der Lama der Kumiren jenseits des Baikal, Daisan Gawan Jschi Sambujew, der ihnen durch sein eignes Beyspiel voranging, mit einer goldnen Medaille, mit der Inschrift: Fürs Nützliche, belohnt. Jetzt hat dieser Lama, zum Zeichen seiner Dankbarkeit für diese Kaiserliche Gnade, zur Erbauung eines neuen Krankenhauses in Werchnei-Udinsk 1000 Rubel dargebracht.

— —

Der wohlthätige Orden der barmherzigen Brüder zählte im Jahre 1811 in den östreichischen Erbstaaten 23 Klöster und 2 Rekonvaleszentenhäuser. Nemlich a. in Oestreich unter der Enns 1 Kloster und 1 Rekonvaleszentenhaus zu Wien, und 1 Kloster zu Feldsperg; b. in Oestreich ob der Enns 1 Kloster zu Linz; c. in Steyermark 1 Kloster zu Grätz; d. in Böhmen 1 Kloster in Prag, 1 Kloster zu Neustadt in der Mettau, 1 Kloster zu Kukus; e. in Mähren und Schlesien 1 Kloster in Brünn, 1 Kloster in Proßnitz, 1 Kloster in Lettowitz, 1 Kloster in Teschen; f. in Ostgallizien 1 Kloster zu Zebrzidowitz; g. in Ungarn 1 Kloster und 1 Rekonvaleszentenhaus in Preßburg, 1 Kloster in Erlau, 1 Kloster in Papa, 1 Kloster in Eisenstadt, 1 Kloster in Großwardein, 1 Kloster in Weitzen, 1 Kloster in Fünfkirchen, 1 Kloster in Skalitz, 1 Kloster in Temeswar, 1 Kloster in Agram, 1 Kloster in Veralla in der Zips. In diese Zufluchtsorte armer Kranker wurden vom 1. Nov. 1810 bis zum letzten Oktober 1811, 11,311 Kranke aufgenommen, unter welchen sich 1125 Christen andrer Glaubensbekenntnisse als des katholischen, und 26 Israeliten befanden. Von der Gesamtzahl wurden 10,091 am Leben erhalten, 1220 aber, mit Einschluß von 324, welche schon sterbend in die Klöster gebracht wurden, starben.

— —

Aus dem Russischen ist eine Schrift über die Kuhpocken ins Tartarische von dem Chirurgus Wolkow zu Kasan übersetzt, auf Kosten desselben gedruckt, und unentgeldlich vertheilt worden. Auch in dem östlichen Sibirien ist jetzt zu Nertschinks eine Kreisschule durch wohlthätige Unterstützung errichtet.

— —

Feuerkugel. In Karlsruhe beobachtete man am 19ten Januar Abends, beyläufig um 5 Uhr 7 Minuten, eine Feuerkugel. Sie hatte einen Durchmesser von etwa ½ Grad, durchlief in einer Höhe von etwa 18 Grad von Nordwest nach Südost in 4 bis 6 Sekunden einen beträchtlichen Raum, und zersprang in mehrere leuchtende Theile, jedoch ohne Knall: auch folgte ihr ein leuchtender Schweif. Ihr Glanz muß bedeutend gewesen seyn, indem Mehrere, ohne sie selbst zu sehen, durch die Helle, die sie im Zimmer verbreitete, aufmerksam gemacht wurden.

— —

Hr. Baron von Vietinghof hat auf einer neuen Reise an den Fuß des Caucasus, bey den Ruinen der Grabkapellen von Madschay, (einer alten muhamedanisch-tatarischen Stadt, am Kuma-Fluß), 5 geschnittene, gelbliche, halb durchsichtige Achate gefunden. Die Sculptur, die theils in bloßer Schrift, theils in Figuren besteht, verräth griechische Arbeit, obgleich von schlechter Beschaffenheit. Nach der Meynung des Prof. Tychsen in Göttingen dienten diese Steine zu Amuleten, was auch aus der Schrift wahrscheinlich ist, die gerade vom Steine gelesen werden, also nicht etwa zum Siegel gedient haben kann.

— —

In der Buchdruckerey zu Konstantinopel, der einzigen, welche es im ganzen Reiche giebt, erschien neulich ein türkisches Lexikon, das freylich nur sehr klein und unvollkommen ist, aber doch 40 Piaster kostet. Auch eine französische Uebersetzung des türkischen Reglements für Soldaten wurde daselbst edirt; das Buch ist mit Kupferstichen versehen, und soll von einem Türken verfaßt seyn. In demselben Hause, worin die Druckerey, ist auch die Akademie, woselbst Vorlesungen über die Astronomie, Fortification, Artillerie, Navigation, Geometrie und Geographie gehalten werden. Dort sah ein reisender Schwede Copien von verschiedenen Charten, insonderheit über die vier Welttheile, die so vortrefflich mit der Feder gemacht waren, daß sie von keinem europäischen Ingenieur übertroffen werden können. Einen gleichen Grad von Vortrefflichkeit hatten die zu diesen Wissenschaften gehörigen vorhandenen Instrumente. Auch ein schwedisches Buch, nämlich Chapmann's Abhandlung über den Schiffbau, fand sich hier; man wußte aber nicht, wann und wie es hieher gekommen.

— —

Zu London wird jetzt der größte Smaragd, den man je gesehen hat, gezeigt; er stammt aus Tippuh-Saibs Schatzkammer, und wiegt 506 Grane.

Der

Verkündiger.

27. Stück. Freytag. Am 7. Februar 1812.

Amphibien-Colonie in dem Magen eines Schweizer-Mädchens.

Zu dem Mädchen Neuhaus, welche nach dem 3ten Stück des Verkündigers eine Menge Eidechsen, Molche, Krebse ꝛc. in ihrem Innern nährte, liefert nun der Canton Freiburg ein Seitenstück.

Der Doctor Medicinä und Spitalarzt Heiny in Freiburg beschreibt sie am 21. Jan. in den M. f. d. n. W. also:

Magdalena, Tochter des Heimathlosen Johannes Fiechter und der Therese Küser, Bürgerin von Solothurn, 26 Jahre alt, wirtliche Dienstmagd bey Johann Roggo, Schleifermeister im Galternthale (Gotteron) unweit Freiburg, ein arbeitsames Mädchen, von unbescholtenen Sitten, litt seit Anfang Jänners des Jahrs 1811, als ich zu dieser Tochter berufen ward, heftige Magenschmerzen, die bald stechend, bald brennend, bald reissend und krampfhaft, aber ungleich anhaltend waren. Bey heftigern Anfällen erbrach sie alle Speisen, Getränke und Arzneymittel. Die Magengegend war beym Anfühlen sehr empfindlich; auch äusserten sich krampfhafte Erhärtungen, welche wiederholt verschwanden, bald aber mit erneuerten Schmerzen wieder erschienen. Beym Erbrechen zeigte sich öfters häufiges Blut; bis zur Ohnmacht gieng gleichfalls eine große Menge desselben durch Stuhlgang von ihm.

Ohne die wahre Ursache dieser heftigen und schmerzvollen Krankheit nur zu ahnen — denn es waren keine sichere Zeichen einer Entzündung oder zurückgehaltener natürlicher Blutausleerung vorhanden; kein Fall noch Stoß hatte statt gehabt, und aufgestörte Galle konnte nicht so heftig wirken — schrieb ich dieselbe Würmern oder genossenem Gifte zu, und verordnete ihr auf jeden Fall ölichte, schleimichte und narkotische Arzneymittel, Kühemilch und Rahm; äusserliche Ueberschläge und krampfstillende Salben, und Oleum ricini, mit dem Gelben vom Ey abgerieben.

Alle diese Mittel verschafften der Kranken nur wenige Erleichterungen. Da sie von mir zu entfernt wohnte, um sie fleißig besuchen und besorgen zu können, ließ ich sie den 23. April 1811 ins Bürgerspital unterbringen, an welchem Tage ich ihr zwey Quentchen Pulver von Farrnkrautwurzel und eine Stunde vor Schlafengehen eine Unze bloßes Oleum ricini geben ließ. Am andern Tage des Morgens reichte man ihr auf mein Geheiß eine Unze von gedachtem Oel, welches sie zweymal zum Erbrechen brachte, und mehrere Stuhlgänge verursachte. Zum Erstaunen aller Anwesenden und in Gegenwart zweyer Krankenwärterinnen (soeurs grises) hatte sie drey lebendige Blutigel erbrochen, die man sogleich in frisches Wasser tauchte, worin sie aber bald darauf starben. Im Stuhlgang fand man nachher noch zwey lebendige Blutigel, so wie jene sehr groß und vom eingesogenen Blute strotzend.

Die nachfolgenden Tage verlor sie viel Blut und noch mehrere Blutigel durch den Stuhlgang.

Wider meinen Willen verließ die Tochter Fiechter, weil sie sich hergestellt wähnte, am 11. May diese milde Anstalt. Von neuen Anfällen und Blutigeln geplagt, mußte sie den 8. August wieder in dieselbe zurückkehren.

Ich ließ ihr nun Klistiere mit Milch und Zucker, Morgens und Abends zehn Gran Pulver von gemeinem Wurmsamen, und eine mit Mandelöl und arabischem Gummischleim zubereitete, mit Eibischsyrup

rup versüßte Milch den Tag hindurch löffelweise geben und damit vierzehn Tage fortfahren, wodurch sie theils durch Erbrechen, theils durch den Stuhlgang, wieder mehrere lebendige Blutigel von sich gab. Da nun ihr Uebelbefinden um die Magengegend beynahe verschwunden war, und sie die Speisen wieder leicht verdauen konnte, verfügte sie sich am 27. gleichen Monats wieder zu ihrem Meister, um ihren Dienst nicht zu verlieren.

Während eines Monats befand sich die Tochter Fiechter ziemlich ruhig, die Speisen wohl ertragend, den Wein aber keineswegs. Die alten Wehen stellten sich für und für wieder ein. Als man sie in des letzten Decembers ersten Tagen bey einem Mittagsessen beredete, ein Glas Wein zu Stärkung des geschwächten Magens zu trinken, ließ sie sichs gefallen; kaum hatte sie aber zwey langsame Züge gethan, als ihr etwas vom Magen in den Halsstieg, ihn stark aufblähte und sie zu ersticken drohte. Behend griff sie mit zwey Fingern in den Mund und riß, zu ihrem großen Schrecken, die Scheere samt dem Schenkel von dem Leibe eines grossen Krebses, worauf das Thier den Hals hinunter wieder in den Magen trat. Hernach erbrach sie einen halbverfaulten Krebs, welchen mir ihre Meisterin, so wie den herausgerissenen Theil des ersten, brachte.

Den 23. December ließ ich diese Person wieder in das Spital verlegen, und begegnete den ihr inwohnenden Amphibien mit einem neuen Arzneymittel, das mir nach Wunsch gelang, so daß sie den andern Tag schon anfieng zwey lebendige Blutigel und einen todten Frosch durch den Stuhlgang von sich zu geben. Den 25. erfolgten zwey todte Blutigel. Der 26. brachte einen kleinen todten Krebs und einen Blutigel. Am 29, 30 und 31. kam nichts zum Vorschein. Den 1. Jan. 1812 zeigten sich wieder zwey todte Blutigel; den 2. wieder nichts, den 3. die zwey letzten todten Blutigel und acht todte Spulwürmer.

Seit dem 24. Dezember, wo die Schmerzen aufhörten, ließ ich die flüchtige Mixtur aus, und fuhr nur mit einem neuen Wurmmittel, das ich benachbarten Akademien zur Prüfung mittheilen werde, fort, wovon die Kranke Anfangs nur Morgens und Abends, hernach aber bis zum 13. des Tages dreymal nehmen mußte. Keine Thiere kamen mehr zum Vorschein; nur den 12. fand man in ihrem Stuhlgang einige von Krebsen abgesonderte Fühlhörner oder Borsten, und fast unkennbare Ueberbleibsel von wahrscheinlich verfaulten Krebsen. Den 14. gab ich der Genesenden zur Probe bey jeder Mahlzeit ein Glas Wein, den sie, ohne Widriges zu spüren, gut ertrug.

Den 17. verschrieb ich ihr noch ein leichtes Laxirtränkchen, nebst einem Gran Brechweinstein, um den großen Krebs, der den einen Fuß verloren hatte, oder die allenfalls noch zurückgebliebenen Reste dieser Thiere, durch einen oder den andern Weg zu vertreiben. In dem Erbrochenen befand sich nichts Widernatürliches; nur der Stuhlgang enthielt einige rundliche, wie eine Haselnuß große, weiße, bey leichtem Druck zergehende, und wieder andere, jungen Zwiebeln ähnliche, einerseits oval zugespitzte, mit einem Keim versehene Substanzen, die nicht so weiß wie die größern, sich doch gleichfalls zerdrücken ließen und so wie jene von einer schlüpfrigfetten Materie gebildet waren.

Die Krebsschalen müssen also, ihre Borsten oder Fühlhörner ausgenommen, in der Zwischenzeit, von Fäulniß zermalmt, unmerkbar mit den natürlichen Excrementen ausgeleert worden seyn.

Die Kranke hatte im August 1810 viel sumpfiges Wasser, auf dem Bauche liegend und den Mund ins Wasser haltend, gierig getrunken, um einen brennenden Durst zu stillen. Im Jan. 1811, also fünf Monate hernach, fing sie erst an Magenschmerzen zu empfinden.

Sämmtliche, zu Hause sowohl als im Spital, von ihr gegangene Wasserthiere waren: ein Frosch, drey ganze kleine Krebse, eine abgerissene acht Linien breite Scheere nebst dem Schenkel von einem grössern Krebse, zweyundfünfzig Blutigel, und acht Spulwürmer.

Zu bemerken ist noch, daß die Kranke, sobald sie das ihr zuletzt gegebene Wurmmittel zu gebrauchen anfing, keine Amphibien mehr erbrach, sondern dieselben durch den Stuhlgang verlor, und den zweyten Tag schon keine Schmerzen mehr empfand, weil vermuthlich diese Wasserthiere schon getödtet waren. Mein neues Wurmmittel muß also die Frösche eher als die Krebse, diese aber geschwinder als die Blutigel, die Spulwürmer aber am spätesten tödten.

Dieser sonderbare Fall läßt übrigens allerdings vermuthen, daß wir über den Mechanismus unserer Ver-

Verdauungskraft noch nicht ganz im Reinen sind. Den denkenden Physiologen wird diese Kunde aber gewiß zu neuen Beobachtungen und Entdeckungen führen.

Anzahl der 1811 Gebornen, Gestorbenen und Copulirten in mehreren Städten.

	Geb.	Gest.	Copul.
Aalborg	2240	2213	861
Augsburg	953	1075	198
Braunschweig	1078	1150	234
Cassel	1019	789	270
Constanz	142	207	23
Darmstadt	490	364	173
Dijon	737	700	140

Unter den Gebornen waren 264 Knaben, 299 Mädchen, 90 uneheliche Knaben, und 94 uneheliche Mädchen; unter den Gestorbenen waren 238 Knaben, 182 Mädchen.

Freiburg (im Großh. Baden.)

	230	275	56
Stift Fühnen	4667	3658	1303
Gent	2169	1829	442
Gera	341	305	
Gotha	342	272	79
Hamburg	4161	3836	872

Unter den Gebornen waren 586 uneheliche. Die Anzahl der Communicanten betrug 30568. 13 Personen erreichten ein Alter von 91 bis 100 Jahren.

Harlem	670	542	
Heilbron	273	256	63

Holstein Herz. ausgenommen Grafschaft Ranzau, Herrschaft Pineberg und Stadt Altona

	10063	7374	2832
Insbruck	325	299	66
Königsberg	2580	2444	805
Kopenhagen	3552	4215	1236
Lahr	204	114	61
London mit Vorstadt	20645	17043	

Unter den Gebornen waren 10443 Knaben und 10202 Mädchen; unter den Gestorbenen 8868 männlichen und 8175 weiblichen Geschlechts. Zwey derselben haben das Alter von 103 Jahren, einer von 102, einer von 101, und einer von 100 Jahren erreicht. An der Auszehrung sind 4754, an Convulsionen 3500 gestorben. Man zählte 41 Selbstmorde, ungerechnet 147 Menschen, die man ertrunken gefunden hat. 12 Personen sind wegen Uebermaaß im Trinken gestorben.

Mannheim	598	632	106
Nürnberg	836	937	202
Oettingen	113	128	20
Pforzheim	200	170	44
Regensburg	643	723	92
Schleswig Herzogth.	7189	5921	2145
Straßburg	1992	2562	419

Unter den Gebornen waren 1552 ehliche (825 Knaben und 721 Mädchen) 435 uneheliche und 5 ausgesetzte Kinder. 8 Ehescheidungen hatten statt. 538 Personen sind in Militärspitälern gestorben. Die Zahl der todtgebornen Kinder war beträchtlich; sie beläuft sich auf 179.

Ulm	538	465	122
Wolfenbüttel	265	206	51

Natürliches Schwefelkobolt (*).

W. Hisinger ein Schwede hat ein Mineral analysirt, welches bisher in unsern deutschen mineralogischen System noch nicht aufgenommen ist, und das er natürliches Schwefelkobolt nennt. Bisher hat er es nicht häufig in Nya Bastnas oder St. Gorans-Grube, bey Riddarhyttan gefunden, und zwar im gemeinen Strahlkies, und grünlichgelben Kupferkies. Es ist weißgrau, oder lichtstahlgrau, findet sich derb in Nieren, die bisweilen einige glänzende Flächen haben, aber so unordentlich, daß man keine bestimmte Krystallform angeben kann. Der Bruch ist uneben, körnig und metallisch glänzend; vor dem Glühen wird es nicht vom Magnet angezogen. Vor dem Löthrohr riecht es nach Schwefel

*) Thomson berührt in seiner Chemie (Berlin bey Dünker und Humblot, übersetzt von Wolff, III, Band pag. 571.) das schwefelhaltige Kobolt, indem er sagt, daß außer diesem, welches den uranfänglichen Gebürgen angehört, alle Koboltertze in den Flötzgebürgen vorkämen, kommt aber bey der Beschreibung der verschiedenen Erze nicht wieder auf dasselbe, sondern bloß auf ein schwefelsaures Kobolterz

ohne

ohne merklichen Geruch nach Arsenik, wird dunkelgrau und schmilzt zu einer Kugel, die auswendig schwarzgrau, inwendig weißgrau, glänzend und spröde ist. Mit den Borax giebt es nach den Glühen ein dunkelblaues Glas und einen weißen Regulus, der erst nach den Glühen vom Magnet angezogen wird. Synonyme sind nach Hisinger: Kobolt und Eisen mit beygemengter Schwefelsäure; Kobolt mit geschwefelten Eisen (Cronstedts Mineralogie §. 250.) Kobolt mit Eisen und Schwefelsäure. Dieses natürliche Schwefelkobolt besteht nun nach Hisinger Analyse in 100 Probirmark, aus

Kobolt	43,20
Kupfer	14,40
Eisen	3,53
Schwefel	38,50
Bergart	0,33
	99,96

Die Versuche beweisen, daß sowohl der Kobolt wie das Kupfer und Eisen mit Schwefel und nicht mit Schwefelsäure verbunden, auch daß das Schwefeleisen und Schwefelkupfer keine zufälligen Bestandtheile sind, sondern zur Mischung des Erzes gehören. Eben so wird durch sie die gänzliche Abwesenheit des Arseniks bestättigt.

Zeitungsunsinn.

Man hat schon öfters den Vorschlag gethan, die Aushängeschilder der Gasthöfe, Handwerker ꝛc. einer kritischen Revision zu unterwerfen, und das was anstößig, lächerlich, einfältig ist, nicht passiren zu lassen. So nöthig dies wäre, eben so nöthig wäre es wohl auch in Hinsicht unzähliger Anzeigen von Todesfällen, Geburten, Hochzeiten in Zeitungsblättern. Mancher, der in seinem ganzen Leben nichts fürs Publikum schrieb, tritt mit innern Selbstgefühl für seine 8 Gr. auf, um — sich lächerlich zu machen. Es vergeht kein Tag, wo nicht so etwas statt fand. Aber jüngst übertraf eine Anonce in unsern Zeitungen alles in der Art. Es ward nämlich ein Todesfall aus Surinam angezeigt von einem — deponirten Studenten. Hat man je solchen Unsinn gelesen? Kann nun wohl jemand errathen, was ohngefähr damit gemeint seyn soll? Ich wette, von zehn Lesern nicht einer und darum sey noch hinzugesetzt, daß ein solches Ding nichts weiter, als ein Kind ist, dem man die Universitätsmatrikel als ein Geschenk einhändigte,

*r.

Verschiedenes.

Kopenhagen. Die Vaccination verbreitet sich immer mehr in den Königreichen. Herr Physicus Bracrup hat in 3 Monaten 156 Personen vaccinirt. Der Physicus Lund in Kopenhagen hat im Namen der Regierung allen Aerzten empfohlen, eine so wohlthätige Einrichtung auszubreiten.

Bekanntmachung.

Bey Darmmann in Leipzig und Züllichau hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen für 2 Gulden zu haben.

J. C. F. Meister. Ueber den Eid nach reinen Vernunft-Begriffen; eine von der Universität Leiden gekrönte Preisschrift, aus dem lateinischen Originale in deutscher Uebersetzung bearbeitet.

Der Verfasser widerlegt in dieser viele Gelehrsamkeit zeigenden Schrift zuerst den Begriff, als sey der Eid: Eine religiöse Betheuerung, wodurch der Schwörende Gott zum Zeugen aufrufet und zum Rächer bestellt, entweder der geflissentlichen Untreue gegen sein Versprechen — promissorischer Eid — oder der wissentlichen Unwahrhaftigkeit in seiner Aussage — assertorischer Eid. Er sey vielmehr eine Religiöse Betheurung, daß dem Schwörenden in dem Augenblicke der Aussage des Versprechens nicht nur unmittelbar die Pflicht der Wahrhaftigkeit in der Seele sich ernsthaft vorgestellet habe, sondern auch in ihrer unmittelbaren Beziehung auf Gott; indem die Wahrhaftigkeiten ein wesentliches Attribut göttlicher Natur, ein Gebot Gottes an die Menschheit und die Grundlage des geselligen Vereins ist, so daß er, wenn er der Wahrhaftigkeit entgegen handeln würde; durch eine Thatsache in der höchsten sittlichen Verderbenheit sich darstellen würde. Diese Erklärung ist hierauf auch mit Wärme und Würde, wie es der Wichtigkeit des Gegenstandes und dem Style des Herrn Verfasser angemessen ist, durchgeführt worden.

Der

Verkündiger.

28. Stück. Sonnabend. Am 8. Februar 1812.

Doctor Heinrichs Verfahren, Indigo aus Waid zu verfertigen.

Zu den bisher bekannten Arten Indigo aus Waid zu bereiten, welche wir in den letzten Stücken des Verkündigers angegeben haben, können wir auch die hinzufügen, welche Herr Doctor Heinrich erfunden hat.

Doctor Johann Baptist Heinrich, aus Eger gebürtig, ausübender Arzt zu Plan in Böhmen, verwendete seit mehreren Jahren seine Stunden der Muse, um Versuche über die von Kulenkamp, Gren, Schreber u. a. angegebene Methode, Waid-Indigo zu bereiten, anzustellen. Diese Versuche führten ihn auf eine von der beschriebenen Methode, bedeutend abweichende, aber viel sichere und einfachere Art, den Indigo aus dieser Europäischen Pflanze abzuscheiden, welche vorzüglich wegen ihrer ungleich leichtern Ausführung im Großen höchst wichtig ist. Die Bereitung des Indigo in der heissen Zone, welche bisher immer als Muster gedienet hat, ist gewöhnlich mit einer mehr oder weniger fortschreitenden Gährung begleitet; und dieser bey der Temperatur des warmen Clima's unvermeidliche Umstand wurde irriger Weise für unumgänglich nothwendig erachtet, wenn gleich schon Bankraft vor mehreren Jahren bekannt gemacht hatte, daß der vorzüglichste Indigo in Ostindien sowohl aus dem Anil, als aus dem Nerium tinctorum, ganz ohne Gährung, bloß durch heissen Aufguß bereitet wird. Doctor Heinrich überzeugte sich ebenfalls, daß jede Gährung bey der Indigo-Bereitung schädlich ist, und daß ein Aufguß eines Wassers, welches 10 bis 12 Grad Wärme nach Reaumür besitzt, durch 8 bis 10 Stunden, über sorgfältig getrocknete Blätter, hinreiche, um allen Indigo derselben auszuziehen, so zwar, daß man durch keine weitere Behandlung irgend etwas aus den gebrauchten Blättern mehr erhalten kann. Dieser Aufguß wird, nachdem er von den Blättern sorgfältig abgegossen worden ist, auf die bekannte Weise behandelt, d. h. mit Kalkwasser versetzt, und in Berührung mit Luft stark bewegt, wobey sich ein grünlicher Bodensatz abscheidet, der durch wiederholtes Abwaschen mit lauem Wasser, und Behandlung mit sehr verdünnter Salzsäure, oder Essigsäure, einen schönen Indigo liefert.

Die großen Vortheile dieses Verfahrens sind einleuchtend. So lange man sich der frisch gepflückten Blätter zur Indigo-Bereitung bediente, mußte der Fabrikant seinen ganzen Bedarf an Waid selbst in der Nähe seiner Werkstätte cultiviren, und daher um den nöthigen Wechsel in der Cultur herzustellen, sich mit einer sehr ausgebreiteten großen Landwirthschaft befassen. Der Standpunkt der Fabrik konnte nicht zweckmäßig nach der vorhandenen Beschaffenheit des für diese Fabrikation so nothwendigen und wichtigen Wassers, u. dgl. gewählt werden, sondern man mußte sie zu den Aeckern hinbauen. Zur Zeit der Blätter-Ernte konnte die Fabrik nicht mit der Arbeit folgen, und stand dagegen den größten Theil des Jahres still. Diese Schwierigkeiten waren allein schon hinlänglich, den guten Fortgang jeder Anstalt dieser Art zu hemmen. Seit Doctor Heinrichs Entdeckung braucht sich der Fabrikant gar nicht mit der Cultur zu befassen; er setzt seine Fabrik an einen Ort, wo reines Wasser in hinlänglicher Menge bequem zugeleitet werden kann, und wo ihm sonst die Umstände günstig scheinen, und kauft seine Vorräthe von getrockneten Blättern in kleiner

kleiner und großer Menge, von nähern oder entfernten Landwirthen, die ihre Rechnung dabey finden, bey dem hohen Preise, den er ihnen für ihr Erzeugniß bietet, einen kleinen Theil ihrer Grundstücke abwechselnd dem Waid-Kraute zu widmen.

Doctor Heinrich hält sich nach seinen Versuchen überzeugt, daß 60 bis 70 Pfund getrockneter Blätter, ein Pfund gut gereinigten und feinen Indigo liefern, und biethet den Landwirthen daher für 100 Pfund gut getrockneter Blätter den Kurrentpreis eines Pfundes feines Indigo an. Ein Joch mit Waid bebauet, kann, leicht 20 auch mehr Centner trockene Blätter, und folglich wenigstens eben so viele Pfund Indigo liefern. So lange also der Preis des Indischen Indigo's nicht unter dieses Verhältniß herabfällt, so lange wird man in Europa mit Vortheil Indigo aus Waid-Blättern bereiten können.

Nachdem Sr. Majestät die Resultate der von Gelehrten und Sachverständigen vorgenommenen Erhebungen über diese neu erfundene Methode, aus der Waid-Pflanze einen dem ächten Indigo gleichkommenden Farbestoff zu bereiten, vorgelegt, und die Offenherzigkeit, mit welcher Dr. Heinrich ohne vorläufige unbescheidene Forderungen seine interessante Erfindung ganz unverhohlen, und im Vertrauen auf die gerechte Würdigung wahrer Verdienste von Seite der Staats-Verwaltung, bekannt gemacht hat, zur Allerhöchsten Kenntniß gebracht worden ist, haben Se. Majestät demselben als Belohnung für seine Erfindung, den Titel eines k. k. Rathes taxfrey, dann fünfzig tausend Gulden in W. W., welche ihm sogleich verabfolget wurden, gegen dem bewilliget, daß er

1) sich, sobald als möglich, eine Landwirthschaft in einem der deutschen Erbstaaten ankaufe, und auf derselben den Waid-Bau, und die Erzeugung des Indigo im Großen betreibe, und damit noch in diesem Jahre anfange, auch durch 10 Jahre anzeige, wie viel er an Indigo erzeuget habe;

2) jedermann, der es verlanget, alle Anleitung und allen Unterricht sowohl in Beziehung auf den Waid-Bau, als die Indigo-Verfertigung ertheile, und seine ganze hierbey statt findende Manipulation einsehen lasse;

3) jede Reise nach Aufforderung der Staats-Verwaltung, in den Oesterreichischen Staaten gegen angemessene Vergütung unternehme, um theils Anleitung zum Waid-Baue, zur Einsammlung und Trocknung der Blätter, theils zur Verfertigung des Indigo zu geben;

4) so bald als möglich, einen ausführlichen Unterricht, sowohl über den Bau und die Cultur der Waid-Pflanze, und die Einsammlung und Behandlung der Waid-Blätter bis zur Indigo-Erzeugung, als auch über die Indigo-Fabrikation selbst verfasse, welcher sodann von Seite der Staats-Verwaltung in Druck gelegt, und an alle Länder-Stellen, Kreis-Aemter und Cammeral-Herrschaften versendet werden wird;

5) endlich jährlich den erzeugten Waid-Samen in angemessenen Quantitäten gegen Vergütung an Cammeral-Herrschaften und Güter-Besitzer auf Verlangen abgebe.

Uebrigens haben sich Se. Majestät auch noch vorbehalten, den Doctor Heinrich weiter nach dem Grade seiner Verwendung und des Betriebes der Indigo-Erzeugung, zu belohnen.

Fehde der alten und neuen Kalender in der Schweiz.

Es lohnt sich schon der Mühe, die letzten Bewegungen, welche der Julianische Kalender in einem kleinen Winkel von Europa so spät noch veranlaßte, in einer kurzen und getreuen Darstellung aufzubewahren. Bis zur Revolution im Jahr 1798 war in Appenzell Außerrhoden wie im evangelischen Theil von Graubünden mit Ausnahme der Stadt Chur und einiger weniger protestantischer Gemeinden, der alte Julianische Kalender in Uebung geblieben. Appenzell verließ ihn damals, Bünden hingegen behielt denselben bey, ohne daß die Centralregierung sich darum bekümmerte. Im Jahr 1803 versäumte die Regierungskommission den günstigen Augenblick, wo vermuthlich ohne allen Widerstand der verbesserte Kalender konnte eingeführt werden. Nur erst am 12. Dec. jenes Jahres erließ der kleine Rath eine Ermahnung an die Gemeinden, den verbesserten Kalender anzunehmen; er stellte ihnen vor, wie schicklich es sey, die Kirchenfeste mit der ganzen übrigen Schweiz an den gleichen Tagen zu feiern.

feiern. Aber nur bey wenigen Gemeinden fand die Sache geneigtes Gehör. Im Junius 1805 ward der Gegenstand bey der evangelischen Synode zur Sprache gebracht; sie erließ eine gedruckte Aufforderung an die dem alten Kalender zugethanenen Gemeinden, fand aber wieder nur bey Wenigen Eingang. Eine nochmalige Aufforderung des großen Raths hatte beynahe das gleiche Schicksal. Die Sache blieb liegen, bis im Jahr 1810 der große Rath den Beschluß faßte, die am Paß von Deutschland nach Italien liegenden Gemeinden zur Annahme des Gregorianischen Kalenders anzuhalten, um dem Aergerniß und den mancherley Nachtheilen für Reisende, welche am gleichen Tage mehrmal abwechselnd, die eine Gemeinde arbeitend, und die andre ein Kirchenfest feiernd, antrafen, ein Ende zu machen. Nicht ohne Murren folgten diese. Im Dezember 1810 erließ nun der Kirchenrath in Verbindung mit dem kleinen Rath an die, theils aus Aberglauben, theils aus Eigensinn der alten Zeitrechnung annoch treugebliebenen Gemeinden eine mit der Erklärung, daß die Regierung nicht zugeben werde, daß Weihnacht und Neujahr länger nach dem alten Kalender gefeiert werden, begleitete neue Aufforderung. In Folge dieser Erklärung, zu welcher der kleine Rath von dem großen Rathe freylich nicht ausdrücklich bevollmächtigt war, hätte jener gegen die Ungehorsamen vielleicht schon damals mit Nachdruck handeln sollen. Dies geschah aber nicht, und jede Gemeinde that, was ihr gefiel. Der große Rath von 1811 faßte einen abermaligen Beschluß, und unterm 25. Aug. 1811 erfolgte nun die nachfolgende letzte Erklärung des kleinen Raths, „an diejenigen evangelischen Gemeinden, welche den alten Kalender bis jetzt noch beybehalten haben!!: „Sowol die Oberbehörden des Kantons evangelischen Theils, als die Gesamtheit der evangelischen Geistlichkeit oder die Synode haben, und zwar erstere zu oft wiederholtenmalen, an diejenigen Gemeinden, welche ein übelverstandenes Recht und eine noch übelverstandene religiöse Anhänglichkeit an den von einem heidnischen Kaiser eingeführten Kalender darin suchen, daß sie diese veraltete, unrichtige Zeitrechnung beybehalten, Ermahnungen und Aufforderungen ergehen lassen, die verbesserte Zeitrechnung, gleich ihren Kantons- und Religionsgenossen und sämtlichen evangelischen Schweizern anzunehmen. Diese Anmahnungen sind mit allen Gründen, welche die Vernunftmäßigkeit und Anständigkeit einer Gleichstellung mit jenen ihren Brüdern und selbst der bürgerlichen Verhältnisse darbieten, unterstützt gewesen. Dem Beschluß der obersten Kantonsbehörden gemäß soll demzufolge der kleine Rath den sehr wenigen Gemeinden, welche bis jetzt die verbesserte oder sogenannte neue Zeitrechnung, die einzig und ausschließlich gültig im Kanton ist, zurückweisen, erklären, daß die Beybehaltung des alten Kalenders als eine Verletzung der Landespolizey angesehen werden soll, daß demnach diejenigen, welche auf die andurch an sie ergehende Aufforderungen nicht aus eigenem Antrieb zur Folgsamkeit die verbesserte Zeitrechnung annehmen, und dieses innerhalb Monatsfrist von dato an dem kleinen Rath anzeigen, noch einmal besonders und zum letztenmal aufgefordert werden, und wenn sie wirklich geschehene Einführung des verbesserten Kalenders dem kleinen Rath innerhalb einem Monat darnach nicht einberichten, vor ein Spezialgericht zur Verantwortung gezogen werden sollen. Sollte es nun wohl einer ganzen Gemeinde gleichgültig seyn können, um einer sie an sich schon so widrig auszeichnenden Unfolgsamkeit willen sich vor ein öffentliches, seiner Einrichtung nach schon Aufsehen erregendes Gericht gestellt, und den damit verbundenen beträchtlichen Unkosten ausgesetzt zu sehen? Der kleine Rath begleitet dann auch diese Erklärung mit der Aeußerung des wohlmeinenden Wunsches, daß doch keine evangelische Gemeinde unsers Kantons sich länger dem gerechten Tadel ihres Kantons und der eidgenössischen Bundesgenossen blosstellen, und den kleinen Rath in den unangenehmen Fall setzen möge, nach der Willensmeinung des hochlöblichen großen Raths pflichtmäßig die von demselben bestimmten ernstlichen Maßregeln gegen sie zu ergreifen.!! — Auf diese Weise war der Beschluß des großen Raths vom Jahr 1811 an die noch widerspenstigen verschiedenen Gemeinden des Thals Bretigau und an einige andre Ortschaften in beyden andern Bunden gelangt. Sie aber behaupteten, die Regierung sey verfassungsmäßig nicht befugt, ihnen den neuen Kalender aufzudringen, und sie wollten an den Landammann der Schweiz Rekurs nehmen. Dies veranlaßte den kleinen Rath, mit Zuzug der Standeskommission gegen die renitenten

Gemein-

Gemeinden ein Bataillon Miliz aufbieten zu lassen. Als die Gemeinden diesen Ernst sahen, unterzogen sie sich alle, so daß seit Jahrhunderten wieder zum erstenmal Weihnacht und Neujahr im ganzen Kanton gleichzeitig gefeiert wurden. Eine durch das Spezialgericht gegen jene Gemeinden erkannte Geldbuße von 100 Kronen, nebst Bezahlung aller Kosten, liegt ihnen nun abzutragen ob.

Verschiedenes.

In Bischofshofen und Konkurent (bey Salzburg) war am 7. Dez., um 7 Uhr Abends, ein Erdbeben, welches eine kleine Viertelstunde anhielt, und von der Art war, daß mehrere Stöße sehr heftig wahrgenommen wurden, die Fenster klirrten, und bey einigen Gutsbewohnern die auf den Wandstellen sich befundenen Geräthschaften zu Boden stürzten. Vorzüglich merkbar war dieses in dem Pfarrhofgebäude und in der Kastenhofmühle zu Bischofshofen.

Bekanntmachung.

Inhaltsverzeichniß der Januarstücke der Handlungs-Zeitung.

Die Januarstücke der Handlungszeitung enthalten folgende Gegenstände: Memels Holzhandel; Waaren deren Einfuhr in Frankreich ganz verboten, oder nur unter gewissen Bedingungen erlaubt ist; Producten-Preise in Carpentras und etwas über den dortigen Handel; Rechtsfrage; Runkelrübenzuckerfabrikation in Arnheim; Bankerotte; Kaiserl. Oestr. Verordnung über die außer Handel gesetzten Waaren, und die Art wie sie zum Privatgebrauch bezogen werden können; Neue Handlungsfirmen und Gesellschaftsveränderungen; Commis wird gesucht; Wollen- und Seidenfabriken im Departement der Lozere, nebst Addressen; Handel zwischen Frankreich und der Türkey; Dividende der Bank von Frankreich; Oel- und Reispreise in einigen ital. Städten; Frankreich; Pharmaceutiker sucht eine Stelle; Buchhandlung zu verkaufen; Handel der am Meere und Ohio liegenden Städte; Weinpreise in Paris; Geldcurse in Livorno; England; Preise des Brennholzes in Berlin; Frachten in Triest; Industrie im Indre und Loire Departement; Chank oder Schankschnecke, ein Ostindisches Handelsprodukt; Abgabe in Oesterreich auf weißes ausländisches Baumwollengarn; Rechtsfall aus dem Handelsrecht; Weinverkäufe in Wien; Gesundheitsolen; Geschichte und Verhältnisse des bisherigen Kanals zwischen der Elbe und Ostsee; Zinnfuß in China; Oestr. Cirkular wegen der ausser Cours gesetzten Sechskreuzer &c.; Die Essito-Maut auf die Getreideausfuhr von Baiern nach der Schweiz; Zucker- und Indigofabrication in Frankreich, England; Bergwerks-Producten-Verschleiß in Oesterreich, Nordamerika, Schweiz, England; Verordnung im Großherzogthum Berg den Tabak betreff.; Entrepot in Italien; Verbotner Viehverkauf in der Schweiz; Königlich Westphäl. Verordnung den Handel im Innern betreffend; Fünf Gutachten auf die im 253. Stück vom J. 1811 gegebene Rechtsfrage; Falsche Münzen; Anordnungen und Privilegien für die Stadt Friedrichshafen; Bestimmungen wegen der Bancozettel von 1 und 2 Gulden in Oesterreich; Fortsetzung des Waarenverkaufs in Mayland; Schweizer Geldwesen; Vorschriften in Würtemberg wegen der Päße für fremde Reisende; England; Handel der Juden in Baiern; Eisen und Stahlpreise der Hauptgewerkschaft in Eisenerz zu Grätz; Preise der Colonialwaaren in Livorno; Gewinnung des Mohn in Italien; Spar- und Leihkasse zu Kiel; Englands jetziger Zustand; Verordnung in Hamburg wegen der Wechselbriefe; Die Preussische Scheidemünze; Handel und Waarenpreise in Venedig; Schlederfabrik und Speditions- und Commissionshandlung in Heidelberg; Westindiens Zucker und Kaffeertrag; Armseliges Raisonnement über den Handel; Verordnung wegen der Runkelrüben-Zuckerfabrikation in Frankreich; Roms Handel und Industrie unter franz. Regierung; Waarenverkauf in Magdeburg; Waid-Indigo-Fabrikatur-Gesellschaft in Wien; Neuere Nachrichten über die brittische Nordwestcompagnie; Anordnung für den Transport der Seide; Anwendung des Wundersalzes zur Glasbereitung; Nachtrag über die Leipziger Neujahrsmesse, nebst Berichten aus Petersburg, Leipzig, Grätz, Würzburg, Mayland, London, Gent, Berlin, Boulogne, Bourgogne, Triest, Messina, Inspruk, Wesel, Brüssel, Stockholm, Amsterdam, Hamburg, Duisburg, Kopenhagen, Kölln, Lille, Aachen, Nottingham, Neapel, Ferara, Mainz, Reggio, Livorno und andern ital. Städten, Wien, Donaubrück u. a. Städten; Waarenpreise und Waarenpreisveränderungen aus Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Amsterdam, Kopenhagen, Mayland, Paris, Leipzig, Triest, Genf, Neapel u. a. Städten, nebst kleinen Nachrichten aus allen Städten und Ländern; Bekanntmachungen; Wechsel- und Geldcurse von den wichtigsten Städten Europas, als: Paris, Wien, Amsterdam, Hamburg, Petersburg, Augsburg, Nürnberg, Mayland, Triest, Berlin, Leipzig, Livorno, Breslau, Frankfurt, Kopenhagen, dann der Westphälischen Wiener, Berliner u. a. Staatspapiere; Cursveränderungen und andere dem Handelsstande interessante Gegenstände.

Die Handlungszeitung ist wöchentlich fünfmal in allen Postämtern zu haben, und kann zu jeder Zeit auf ein halbes Jahr bestellt werden.

Redaction der Handlungs-Zeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

29. Stück. Sonntag. Am 9. Februar 1812.

Die Samaritaner zu Naplus in Paläſtina.

Herr Corances, franzöſiſcher General-Conſul in Bagdad, machte eine Reiſe in das Innere von Kleinaſien, und ertheilte von den Samaritanern zu Naplus folgende Nachricht.

Die heutigen Samaritaner ſind in Europa wenig bekannt. Die Juden in Syrien geben ihnen folgenden Urſprung: 340 Jahre vor Chriſtus eroberte Samer-El-Ad, König von Ninive (gegenwärtig Nesbin), den Theil von Syrien, der an Paläſtina gränzt, und von den zehn jüdiſchen Stämmen, mit Ausſchluß von Juda und Benjamin, bewohnt wurde. Er führte alle Einwohner als Gefangene fort, und ſetzte ſtatt ihrer eine Colonie ſeiner Unterthanen hieher. Dieſe, welche bis in ihre Häuſer von wilden Thieren verfolgt wurden, beklagten ſich bey dem König, daß ſie den Gott ihres neuen Vaterlandes nicht beſänftigen könnten. Samer-El-Ad ſchickte ihnen darauf jüdiſche Prieſter. Nachdem die neuen Einwohner in das Judenthum eingeweiht worden waren, vermiſchten ſie damit ihren alten Cultus, und verbanden ſonach die Abgötterey mit der Religion des Volkes Gottes. — Die Samaritaner ſelbſt läugnen dieſe Abſtammung, und erklären ſie für eine Verläumdung der Juden; ſie leiten ſich vielmehr von den wahren Iſraeliten ab. Die Nachkommen Jakobs, welche 70 Perſonen ſtark nach Egypten kamen, und bey ihrem Auszuge ſich bis auf 600000 Seelen vermehrt hatten, ließen ſich in Canaan nieder, nachdem in Egypten und in der Wüſte ſie viele Wunder geſehen hatten. Dieſes Land Canaan bewohnen noch heutiges Tages die Samaritaner, welche unvermiſchte Nachkommen Jakobs und des Stammes Joſephs zu ſeyn behaupten.

Naplus und Jaffa ſind die einzigen Städte in Syrien, wo es noch Samaritaner giebt. Dieſe ganze Nation beſteht kaum noch aus dreyſig Familien, und Männer, Frauen und Kinder zuſammengerechnet, beträgt die Bevölkerung nur 200 Individuen. In der Stadt Naplus bewohnen ſie ein eigenes Quartier, das ſie den Bhadera nennen. Hier ſagen ſie, wohnte Jakob, der dieſes Quartier den Ring der Samaritaner nannte. — Dieſes, von den andern Einwohnern abgeſonderte, Quartier zählt gegenwärtig nur zehn bis zwölf Häuſer. — Die Samaritaner waren ſonſt häufig in Egypten, aber ihr Stamm iſt dort ausgeſtorben; die von Naplus glauben, daß ſie in Genua und Ungarn viele Glaubensgenoſſen haben, wovon aber in Europa nichts bekannt iſt.

In Naplus haben die Samaritaner ein eigenes zum Gottesdienſte beſtimmtes Haus, das aus drey Zimmern beſteht. In dem einen dieſer Zimmer befindet ſich das Allerheiligſte, worin die Bibel auf einer Erhöhung liegt, aber mit einem Vorhange bedeckt iſt, den nur der Oberprieſter oder Kakhan aufheben darf. Er zeigt ſie den Getreuen, welche ſich erheben und ſie anbeten. Man behauptet, daß dieſe Bibel mit dem Bilde einer goldenen Taube geſchmückt iſt. Daher beſchuldigen die Juden die Samaritaner, daß ſie eine Taube vergöttern. — Die Juden dürfen das Allerhöchſte ſehen, und dem Gottesdienſte beywohnen; neben dem Sanctuarium aber iſt ein anderes verſchloſſenes Zimmer, worin keinem Fremden der Zutritt geſtattet wird.

Am erſten Oſtertage feyern die Samaritaner um Mitternacht das Oſterfeſt. Der Kakhan ſchlach-

tet

tet mit einem Messer das Lamm im Allerheiligsten, wo es auch gebraten, unter die Anwesenden vertheilt und gegessen wird.

An den beyden Enden von Naplus giebt es 2 Berge, Karizim und Haibel, von denen in der heiligen Schrift oft die Rede ist. Hierbey begeben sich die Samaritaner am Osterfeste nach vollbrachtem Opfer, und verleben hier den Tag unter mancherley Ceremonien.

Die Samaritanische Bibel besteht, wie die jüdische, aus 613 Vorschriften; sie ist aber mit ganz eigenen hebräischen Buchstaben geschrieben. Die Samaritaner sagen, dies wären die wahren, althebräischen Schriftzeichen. — Die Juden beschuldigen sie, daß sie den Text der Bibel verunstaltet haben, und daß man unter zehn Worten kaum ein ächtes in der Samaritanischen Bibel antreffe. Aber diese Beschuldigung ist falsch. Nur die Charaktere und die Aussprache sind verschieden von der jüdischen. — Die Samaritaner sind beschnitten, wie die Juden und Mohammedaner. Sie dürfen mehrere Frauen nehmen, und auch scheiden lassen; aber sie benutzen diese Erlaubniß sehr selten, und leben in ihren Häusern noch in ächter patriarchalischer Einfalt und Unschuld der Sitte. Der Vater sorgt aufmerksam für die Erziehung der Kinder, und die Kinder ehren die Väter, wie Jugend überhaupt das Alter ehrt. Der hohe Priester ist das Haupt der Nation, steht in großem Ansehen, und erhält den Zehnten von dem Gewinn der Gemeine, die sich mit dem kleinen Handel ernährt. — Die Samaritaner tragen einen Turban, der aus einer rothen Mütze besteht, und mit einem weissen Shawl umwunden ist. Sie rasiren den Kopf; nur der hohe Priester läßt sich das Haupthaar wachsen. In ihrem Tempel bekleiden sie sich mit einem weissen Hemde, das sie vor dem Austritte wieder ablegen. In dem Tempel haben die Unreinen, d. h. diejenigen, welche einen Todten angerührt, und die Weiber in ihrer Periode einen eigenen Sitz.

Die Samaritaner haben eine doppelte Art von Zeitrechnung. Nach der hebräischen von Adam zählten sie im Jahr 1808 das 6246. Jahr der Welt; die andere Zeitrechnung datirt von dem Auszuge der Israeliten aus Egypten, und hier stimmt das Jahr 1808 mit dem Jahre 3246.

Rechtsfall aus dem Criminalrecht.

Folgender Rechtsfall beweist, wie unsere Juristen auch den Dieben mit feinen Distinctionen zu Hülfe kommen, und die Regierungen häufiger werdende Verbrechen auch härter bestrafen, als ehehin, da sie selten waren.

Hat ein Ausländer, der zu einer Räuberbande gehört, und als solcher vor einen peinlichen Gerichtshof des Königreichs gestellt wird, das Recht die Inkompetenz dieses Gerichtshofs unter dem Vorwande zu behaupten, daß das Verbrechen, dessen er überwiesen ist, im Auslande, und folglich außerhalb der Gerichtsbarkeit des Tribunals, vor das man ihn gestellt habe, begangen worden sey? — Der peinliche Gerichtshof des Werra-Departements verurtheilte unterm 16. July 1811 den Heinrich Weitzel, aus Rothelmshausen, Christoph Bolzer, aus Holzbach, Johann Keller, aus Escherode, Heinrich Pfeiffer, aus Gilserberg, Lambert Rükkershausen, Ziegelbrenner aus Neustadt, Johann Rückershausen, aus Neustadt, Conrad Fuhrmann aus Röthelmshausen, George Haar, aus Rüdigheim, und Conrad Weißensee, Blechschmidt und Zinngießer aus Neustadt, wegen gewaltsamen Diebstahls, zum Tode. Diese Individuen aber suchten sämmtlich um Kassation nach, und brachten mehrere Kassationsmittel vor, von denen keins zugelassen wurde. Da die von dem Joh. Keller beygebrachten Mittel eine Kompetenzfrage betreffen, welche in dergleichen Fällen oft wieder vorkommen kann, so verdienen sie angeführt zu werden. Er behauptete nämlich, der peinliche Gerichtshof des Werra-Departements wäre nicht kompetent, und habe den Artikel 111 des Gesetzes vom 19. August 1808 verletzt, worin es heißt: „Bis zur Bekanntmachung des neuen peinlichen Gesetzbuches haben die peinlichen Gerichte wider die Schuldigen die alten Gesetze, welche an dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden ist, gelten, zur Anwendung zu bringen, insofern nicht dieselben durch ein besonderes Gesetz oder durch Gewohnheit aufgehoben sind.“ — Der Diebstahl, hieß es, dessen Keller beschuldigt wird, ist im Großherzogthum Hessen verübt worden, und Keller sey weder ein Westphale, noch in Westphalen wohnhaft; er hat durch sein Verbrechen

chen kein westphälisches Gesetz verletzt; ja noch mehr, da der eben angeführte Artikel 111 ausdrücklich besagt, daß die alten, in den Orten, wo das Verbrechen begangen wurde, üblichen Gesetze bey der Verurtheilung der Schuldigen angewandt werden sollten, so folge daraus, daß im vorstehenden Falle Keller nur nach den Gesetzen des Großherzogthums Hessen habe gerichtet werden können. — Hierauf erfolgte ein Urtheil des Staatsrathes vom 27sten September 1810, welches, in Erwägung, daß im vorstehenden Falle nicht blos von der Bestrafung eines besondern Verbrechens, sondern von einer zur Verübung gefährlicher Diebstähle zusammengetretenen Räuberbande die Rede sey; — daß es in Deutschland ein allgemeiner herkömmlicher Gebrauch sey, daß die Landesherren die zu einer Räuberbande gehörigen Personen an die Gerichtsbehörde abliefern, welche über die Bande selbst zu urtheilen hat; daß dieser Gebrauch auf die Natur der Dinge beruhe; daß die Verbrechen eines Raubgesellen eins seyen mit den Verbrechen der ganzen Bande, und die Verbrechen der erstern nicht gerichtet werden könnten, wenn man nicht die Verbrechen der letztern kenne: — daß aus diesem Grunde die Regierung des Großherzogthums Hessen den Keller an den peinlichen Gerichtshof des Werra-Departements ausgeliefert habe, welcher diesem nach vollkommen kompetent war; — daß endlich dadurch, daß auf Keller der 126ste Artikel der peinlichen Halsgerichtsordnung Karls des Fünften angewandt worden sey, der Gerichtshof dem Artikel 111 des Gesetzes vom 29sten August 1808 nicht zuwider gehandelt habe, indem dieselbe Halsgerichtsordnung auch im Großherzogthum Hessen, auf dessen Gebiet Keller das Verbrechen begangen, Gesetzeskraft hat; — das Gesuch verworfen ꝛc.

Tödtung der Mädchen der Vornehmen in Ostindien.

Durch die Bemühungen der ostindischen Kompagnie, sagt ein Londoner Blatt, hat endlich beynahe allgemein der abscheuliche Gebrauch des Kindermords aufgehört, der in den Ländern Kutch und Guzurate unter den regierenden Familien, oder unter den Rajahs und ihren Seitenverwandten dem Jarejahs, herrschend war. Dieser Gebrauch, der auch unter einigen Kasten in der Gegend von Benares statt hat, erstreckt sich nur auf die Kinder weiblichen Geschlechts, und scheint zum Theil auf den Stolz der Fürsten sich zu gründen, die nicht wollen, daß ihre Töchter im ehelosen Stande bleiben, und keine ihrer würdige Gatten finden. Zu diesem Beweggrund gesellt sich gewöhnlich noch ein sehr schmuziger Geitz. Die Braminen unterstützen mit ihrem Ansehen dieses barbarische System, so wie sie überhaupt alles billigen, was Aberglauben und Narrheit Abscheuliches haben erfinden können. Erst im Jahr 1804 erhielt Hr. Duncan durch den Major Seton, der sich in Kutch aufhielt, einen ächten Bericht über die Allgemeinheit dieses Gebrauchs in diesem Theile von Indien; die Zahl der Kindermorde beläuft sich im Lande Kutch auf 2000, und in Guzurate auf 5000. Major Walter, den die Regierung von Bombay absandte, konnte dem Kindermorde nur nach und nach, und mittelst Bestechung des Geizes der Rajahs durch kleine Länder, und andere Bewilligungen, Einhalt thun. Das Oberhaupt der Jarejahs von Guzurate, Namens Jchaji, verlangte den Distrikt von Mallia gegen das Versprechen, seine Töchter beym Leben zu lassen. Das Oberhaupt von Gondal wurde durch einen Braminen gewonnen, welchen die englische Regierung dahin gebracht hatte, daß er sich gegen den Kindermord erklärte; der Fürst unterzeichnete eine förmliche Urkunde, worin er sagt, daß, da die ostindische Kompagnie und der Bramine Anand Rao Gaikawar ihn mit der wahren Lehre des Shastrach in Ansehung der Kinder weiblichen Geschlechts bekannt gemacht, und ihn überzeugt hätten, daß der Kindermord eine schwere Sünde sey, er für sich und seine Nachkommen, unter Strafe des Ausschlusses von der Kaste, diesem Gebrauch entsage. Ein arabischer Kaufmann bewog einen indischen Fürsten, durch den Nachlaß beträchtlicher Summen, die dieser ihm schuldig war, seine Kinder nicht ferner tödten zu lassen. Ein Räuber von Profession, Namens Huttaji, war der erste aller indischen Oberhäupter, welcher, der Stimme der Natur nachgebend, seine Töchter beym Leben zu lassen versprach.

Ist diese Welt dann doch die beste?

Verschiedenes.

Am 7. Jan. entdeckten einige Seeleute, die in einem Kahne auf die Seevögeljagd ausfuhren, in einiger Entfernung vom Ufer von Porſon und innerhalb der Inſeln und Riffe, die in dieſer Bucht in großer Menge vorhanden ſind, verſchiedene ſchwarze Punkte, welche ſie Anfangs für ein Schiffsgerippe hielten; allein, als ſie näher kamen, erkannten ſie, daß es ſehr große Fiſche waren, von denen ſie nur den Kopf ſahen. Es gelang dieſen Seeleuten, einen davon zu verwunden, welcher ſogleich klagende Töne von ſich gab, auf welche die andern Fiſche mit einem ſtärkern Geſchrey antworteten; die Fiſcher zwangen dieſes Thier durch verſchiedene Werkzeuge, die man gewöhnlich an Bord hat, nach dem Ufer zu ſchwimmen; allein als ſie bemerkten, daß alle andern Fiſche dem erſtern folgten, machten ſie verſchiedene Manövers, wodurch es ihnen gelang, 70 derſelben auf den Strand zu treiben. Dieſe Thiere gehören zu der großen Fiſchfamilie von der Ordnung der Wallfiſche, aus dem Geſchlechte der Delphine; ſie blieben auf dem Strande liegen, man bemerkte unter denſelben 23 männlichen und 47 weiblichen Geſchlechts. Von letztern ſchien eins dieſer Thiere ein Junges zu ſäugen, welches an ſeiner Seite lag. Der größte dieſer Fiſche wog bey 2000 Pfund. Derſelbe iſt 6 Meter 882 Millimeter lang und 406 Millimeter breit.

— —

Aus Sachſen wird unterm 22. Jan. gemeldet: Noch immer iſt die im ſächſiſchen Oberlande am 12. Dec. 1811, Abends zwiſchen 8 und 9 Uhr, faſt in allen Bergwerken auf eine gewiſſe Teufe bemerkte, auch ſonſt an vielen Orten unter ziemlich beunruhigenden Erſcheinungen beobachtete Erderſchütterung von den Naturforſchern wenig erwogen und verglichen worden. Man iſt berechtigt, von Freiberg aus, dem Sitze der ſächſiſchen berühmten Bergakademie, und dem Mittelpunkte ſo vieler Naturforſchungen, darüber noch befriedigendere Aufſchlüſſe zu erwarten. Bemerkenswerth iſt es, daß ſie im Voigtlande nur in ſolchen Gegenden verſpürt wurde, von welchen man weiß, daß ſich daſelbſt in bedeutenden Tiefen Salzſtöcke befinden. Obgleich die Erſchütterung längſt der ganzen Kette der böhmiſchen Gränzkette deutlich bemerkt wurde, ſo hat ſie doch für Karlsbad Heilquellen und deren Anwohner keinen nachtheiligen Einfluß gehabt.

— —

Es war zu Dresden in den Jahren 1712 — 1737 Gebrauch, die regierenden Herren und Frauen und Hofgäſte auf der großen Wage im Zeughaus zu wiegen, und in ein Wagebuch das Gewicht der gewogenen gewiſſenhaft einzutragen. Da bemerkte man nun ganz genau, daß nach der Tafel das Gewicht um mehrere Pfund verſtärkt worden war (quod est justum et aequum.) So wogen zum Beyſpiel J. J. Excell. der Kron-Unterkanzler von Lipiko, Vormittags 273, Nachmittags 278; der Kron-Schatzmeiſter Poniatowsky, Vormittags 207, Nachmittags 218 Pfund. Der König Auguſt wog ſelbſten 280 Pfund. Dieß war aber noch nichts gegen den Markgrafen Friedrich von Brandenburg, deſſen Bild auf dem Schloſſe zu Anſpach ſteht. Auf der Rück-Seite deſſelben ſteht die Nachricht, daß nach ſeinem Tode (den 26. April 1703.) bey der Eröffnung ſeines Leibes befunden wurde: die Leber 5 Pfund, die Lunge 4 Pfund, das Herz 1 1/2 Pfund ſchwer. Der Magen hielt 6 Maaß in ſich. Der ganze Körper wog 4 Centner und war ſieben Schuhe lang.

— —

In dieſen Tagen iſt eine genaue Statiſtik der Däniſchen Monarchie vom Amtmann Thaarup herausgekommen. Der erſte Theil enthält alle Producte aus dem Mineral-, Pflanzen und Thierreiche in den Herzogthümern und beyden Königreichen, und koſtet 9 Rthlr. 5 Mk.

— —

Die Däniſche Kanzley hat 9000 Rthlr. für den Ankauf einer theologiſchen Bibliothek zum Gebrauche der Seeländiſchen Prediger bewilligt.

Bekanntmachung.

Buchhandlung zu verkaufen.

In einer der bedeutendſten Handelsſtädte Deutſchlands iſt, Familienverhältniſſe wegen, eine Franzöſiſche Sortiments-Buchhandlung zu verkaufen. Das Lager iſt vorzüglich gut, neu und von dem Beſitzer mit größter Sorgfalt vollſtändig erhalten. Die Handlung hat einen ſehr bedeutenden Umſatz und verbindet zu gleicher Zeit auch Deutſche Sortimentsgeſchäfte.

Die Bedingungen werden auf frankirte Briefe, mit der Ueberſchrift: für die Buchhandlung A. in K., den ſoliden Käufern durch das Contor der Handlungs-Zeitung und des Verkündigers in Nürnberg bekannt gemacht werden.

Der

Verkündiger.

30. Stück. Dienstag. Am 11. Februar 1812.

Ueber die Fischereyen an den schottischen Küsten.

Schottlands Lachs- und Heeringsfischereyen waren schon von jeher berühmt, sind aber jetzt durch Kriege und Zeitumstände immer mehr gefallen. Der Norden von Amerika, Terre Neuve, raubte einen Theil ihres Absatzes, machte ihnen sogar den Vorzug streitig; fremde Nationen suchten Großbritannien den Gewinn dieses Fischfangs zu entziehen, oder ihn doch zu verringern, giengen auf Heeringsfischerey, und suchten in Nordamerika selbst ihren Bedarf an Stockfischen. So verminderte er sich, und sank wie unten näher gezeigt werden soll, noch mehr durch besondere Lokalumstände. Folgende Nachricht ist von Hrn. Melvill, aus den Verhandlungen der schottischen Gesellschaft, und um so gründlicher und glaubwürdiger, da sie von einem Mann verfaßt ist, der das Land, alle Umstände bis in die kleinsten Details kennt, und von einer Gesellschaft bekannt gemacht wurde, die aus den angesehensten und unterrichtesten Männern Schottlands besteht.

Es ist ein bemerkungswürdiger Zug, daß die schottländischen Fischereyen, die während des siebzehnten, und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein Hauptgegenstand des Aussenhandels waren, seit einem halben Jahrhundert so gesunken sind, daß sie sich jetzt nicht ohne Unterstützung der Regierung erhalten können. Man kann nicht zweifeln, daß sich heutiges Tages noch dieselben Gattungen von Fischen, in eben so großer Anzahl in den Meeren, die Schottlands Küsten bespühlen, finden: was sind also die Ursachen dieser Verminderung? Wir werden sie zu entwickeln suchen, ehe wir von den Anordnungen sprechen, die diesem Handel Thätigkeit geben sollten.

Die politischen Unruhen, die Schottland während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts quälten, trugen ohne Zweifel viel bey, die Thätigkeit der Fischer zu schwächen, aber mehrere besondere örtliche Ursachen hatten einen noch größeren Einfluß. Die Contrebande hat viel anziehendes für die Fischer, sie bringt ihnen großen Gewinn, und man schöpft nicht so leicht Verdacht gegen sie, als gegen andere: je einträglicher diese wurde, desto mehr nahm der Fischfang ab.

Die Confiskation einer großen Anzahl Grundeigenthumes, die 1745 statt hatte, und die Vereinigung mehrerer anderer kleinerer Stücke zu großen Domänen, beraubte das Land einer Menge Individuen, die gewohnt waren, entweder sich selbst mit den Fischfang zu beschäftigen, oder doch zum wenigsten ihn mit Capitalien zu unterstützen. Der Einfluß dieser Ursache wurde durch die militairischen Aushebungen in den Gebürgen vermehrt; so wie durch die zahlreichen, seit funfzig Jahren statt habenden Auswanderungen.

Die mißverstandene Vereinigung des Ackerbaues und des Fischfangs hat ebenfalls zur Verminderung des letztern beygetragen. Man kann sich keine Handwerke denken, die übler zusammenpassen, da die Jahrszeiten, in welchen der Fischer am thätigsten seyn muß, ebenfalls die größte Thätigkeit des Ackerbauers erfordern. Die Hütung seiner Heerden, obgleich sie mit dem Fischfang verträglicher ist, als das Bestellen des Feldes, schadet denselben doch wesentlich. Dieß zeigt sich an den großen Unterschied des Fangs, der zwischen denen statt findet, welche sich ganz dem Fischfang überlassen, und denen,

nen, die ihn mit einer andern Profession vereinigen. Der unabhängige Fischer kann sich das ganze Jahr hinlänglich mit dem Fischfang beschäftigen; er fängt im Frühling an, und dauert bis Weihnachten. Kaum reicht der Winter hin die Garne und den ganzen Apparat zum Fischfang in gehörigen Stand zu setzen. Auch erlaubt es die Bevölkerung der Küsten, daß diese zwey Professionen, welche vereinigt sich schaden, getrennt bleiben.

Der Stockfischfang, der sonst ein wichtiger Zweig der schottländischen Fischereyen war, hat noch mehr gelitten, als der Heeringsfang. Während daß man den Stockfisch in Ueberfluß an der Küste fieng, wurde er vorzüglich in Spanien und den mittelländischen Häfen verkauft. Aber seit 1740 sank, durch den Stockfischfang auf Terre Neuve, der schottländische, wenn gleich die Vorzüge des schottländischen Stockfisch und Kabeljau allgemein bekannt sind, und er auch um einen höhern Preis, als der von Terre-Neuve, verkauft wird.

Der Stockfisch und Kabeljau wird in Murray-Frith auf großen Chaluppen, die mehrere Meilen ins Meer gehen und fünf bis sechs Tage ausbleiben, gefangen; da es aber den Fischern an zur Bereitung des Fisches nöthigen Dingen fehlt, werfen sie ihn auf den Boden des Schiffes, wodurch seine Güte verliehrt. An andern Küsten von Schottland geschieht der Fang mit kleinen Kähnen; an noch andern Orten, wie zu Caithness und Gairdoch, lassen die Fischer dem Fisch wie sie ihn fangen, das Blut ab, sorgen aber dann sehr wenig für ihn, sondern werfen ihn auf den Boden des Kahns, wo er in schmutzigen, mit Blut vermischten Wasser, verdirbt. Da die Kähne jeden Abend wieder ans Land kommen, wo der Fisch gesalzen wird, so ist er besser als der von Murray-Frith, aber doch noch immer schlechter, als der Stockfisch der Engländer und Holländer, weil diese den Fisch, wie sie ihn fangen, vom Blute reinigen und einsalzen. Die Kleinheit der hier, so wie überhaupt in ganz Schottland (ausgenommen bey Murray-Frith) gebrauchten Schiffe, macht, daß die Fischer ihn nur an der Küste fangen, wo er schlechter als in den Strömen des hohen Meeres ist. Im Frühling und Sommer wagen sich die Fischer ein wenig weiter in die See, als bey stürmischen Jahrszeiten. Sie fischen alsdann mit den längsten Schnüren, die den Grund erreichen, und werfen mit Stücken Fisch versehene Angeln zur Lockspeise aus. Alle, die den Fischfang theoretisch und praktisch verstehen, wissen, daß sich die Fische im Winter auf den Grund des Meeres aufhalten, und, je nachdem die Jahrszeit vorrückt, aufsteigen; und zuletzt die zwischen den Grund und der Oberfläche des Meeres in der Mitte gelegene Region bewohnen. Die Engländer und Holländer die diese Thatsache kennen, gebrauchen im Frühling und Sommer kurze Schnüre, mit welchen sie die vortrefflichsten Fische fangen, während die Schottländer sich in derselben Jahrszeit der langen, den Grunderreichenden Schnüre, bedienen, und nur schwache oder kranke Fische fangen, die in der untern Region des Meeres eine leichte Nahrung suchen, anstatt daß sie in die mittlern Regionen einen schwerer zu erreichbaren Raub verfolgen. Während des Winters gebrauchen die Holländer und Engländer auf gleiche Weise lange, den Grunderreichende Schnüre; aber ihr Verfahren ist von dem der Schottländer verschieden: anstatt daß sie die Lockspeise lange auf den Grunde ruhen lassen, haben sie kaum die Fäden geworfen und fangen schon an die erstgelegten aufzuziehen, und fahren so bis zu den letzten fort, indem sie immer in Bewegung sind. Die schottischen Fischer lassen ihren Köder lange in Ruhe. Von diesen zwey verschiedenen Arten zu fischen kommt es, daß die meisten von Holländern und Engländern gefangenen Fische am Mund gefangen werden; dagegen die von Schottländern gefangenen, die Angeln im Magen haben. Dieser Umstand kann kleinlich scheinen, aber er ist doch nicht ganz unwichtig, weil bey der englischen Methode die Angel gleich wieder genommen und von neuen angewandt werden kann, anstatt daß man im andern Fall viel Zeit braucht, um die Angel wieder zu erlangen.

Durch die englische und holländische Methode werden die Stockfische lebendig oder doch zum wenigsten sehr frisch gefangen; bey der schottischen aber ist der Fisch oft blutig, oder von den Krabben verdorben, und überhaupt von schlechterer Qualität.

Die Engländer und Holländer wenden kleine halbbedeckte Fahrzeuge von 20 Tonnen an. In diesen sind die Fischer vor schlechter Witterung geschützt, anstatt daß die Schottländer, der ganzen Strenge der Witterung ausgesetzt, nicht so viel arbeiten können. Ueberdieß muß man bemerken, daß der Fischfang

nicht

nicht bey ruhigem Wetter am ergiebigsten ist, und daß es daher sehr zuträglich wäre, wenn die Fischer Lastschiffe hätten, welche sie bey schlimmen Wetter schützen könnten.

Ein großer Theil des Erfolgs beym Fischfang hängt von dem Manövre des Fahrzeuges ab. Das Bley, welches die Angel hinabzieht, muß nämlich in vertikaler Richtung unter der Hand des Fischers seyn. Bey kleinen Fahrzeugen erlangt man dieses vermittelst der Ruder, die die Wirkung der Ströme und Wellen mäßigen; bey kleinen Schiffen, die Seegel haben, setzt man diese so, daß sie sich gegenseitig in ihrer Wirkung aufheben. — In Holland herrscht die Gewohnheit, den Patron zu verpflichten, daß er die Mannschaft für die kleinen Fahrzeuge herbeyschaft. Der Eigenthümer liefert nichts, als das gesalzene Rindfleisch, 2 oder 3 Pfund für den Mann, je nach der Länge der Reise. Jeder bringt seine Gerste, Butter und alles, was zum Kaffee- und Theemachen nothwendig ist. Zu diesen fügen sie die Fische, die auf den Markt nicht verkaufbar sind, auch bisweilen noch einige andere Waaren, deren Erhaltung von Dauer ist, und zu welchen man nur bey großer Noth seine Zuflucht nimmt. Die so beschaffene Mannschaft schreitet nun, wenn sie Salz und Fässer genug hat, zum Fischfang. Kehrt das Fahrzeug wieder in den Hafen zurück, so wird der Werth der Ladung zuerst beurkundet, der Preis der Fässer und des Salzes abgezogen, um diese den Eigenthümer der es vorgeschossen hat, zu bezahlen. Das Uebrigbleibende wird in zwey Theile getheilt: der eine gehört dem Eigenthümer des Schiffs, und der andere denen, welche ihre Zeit und Arbeit beym Fang verwendet haben. Dieser Theil wird so getheilt, daß der Patron zwey Theile, der Untersteuermann einen und einen halben, jeder Matrose einen Theil, und jeder Schiffsjunge einen halben Theil erhält. Da diese Methode der Holländer sehr ökonomisch und gut ist, so sollte man sie, wie sich 1808 Hr. Melvill in den Verhandlungen der schottischen Gesellschaft äusserte, nachahmen. Wirklich sind auch in einigen Gegenden von Schottland Versuche zu fischen mit bedeckten Fahrzeugen gemacht worden; aber sie waren vergeblich. Da man die Fischer nicht durch einen Theil vom Gewinn für den glücklichen Erfolg interessirte, und die Art der Ernährung derselben, dem Eigenthümer des Schiffs lästig wurde. — Die, für den Fischfang günstigsten Striche, sind die einander gegenüber liegenden Ufer von Frith und Penland, vom Cap Wrath, und allen nördlichen und östlichen Caps von Schottland. — Zur Aufmunterung des Fischfangs in Schottland, sey es nun der Heeringe oder Stockfische, wäre es gut, sich das allerbeste und von Abgaben befreyte Salz zu verschaffen; auch müßte man bey diesem Fischfange kleine Chaluppen gebrauchen, wie die Holländer beym Heeringfange haben.

Die Mannschaft eines solchen Schiffs besteht aus zwölf Menschen; das heißt, sie ist der von drey Schaluppen, die nur bey schönen Wetter fischen können, gleich. Wenn die Schottländer zu diesem Fischfang kleine Schaluppen gebrauchten, so würden die Gefahren für nichts zu achten seyn, da es überall an der Küste, wo man fischt, Bayen und Buchten giebt, in welchem die Fahrzeuge geschützt sind.

Wenn die Stockfische in die Buchten gehen, wäre es gut mit eigends gebauten Schiffen, die einen doppelten Boden hätten, zu fischen, so wie man sie in der Themse und an den Norwegischen Küsten hat. Die doppelten Böden, welche sich nach Belieben wegnehmen und wieder hinbringen lassen, haben den Vortheil, daß die Matrosen fest auf ihren Füßen sind, und die Fische trocken bleiben, weil das Wasser abfließt, und sich unten sammelt. — Der größte Theil der in Schottland gefangenen Fische wird in der Sonne getrocknet, oder in Tonnen gesalzen. In letzterem Fall hat man versucht, sie in Masse, wie in Island, zu salzen, aber diese Bereitung taugt nur für die Londner Märkte.

In den letzten Jahren vor 1808 kann das Produkt des Stockfischfangs jährlich auf zwölf bis dreyzehnhundert tausend Pfund trockne Stockfische geschätzt werden; ohne die bey Schottland und Frith de Muray gefangenen zu rechnen, da diese, nachdem sie mit Salz von der Contrebande bereitet worden, nach dem Ausland gesandt werden. Die Menge, der auf Isländische Art gesalzenen Stockfische, übersteigt nicht hundert und zwanzig tausend Pfund.

(Der Beschluß folgt.)

Merkwürdiger hoher Ertrag ohne Düngung.

Im Winter und Frühling 1811 wurden in Mögelin bey Wriezen an der Oder einige Morgen ganz gewöhnliches Ackerland, seinen Bestandtheilen nach lehmiger Sandboden, zur Anlage eines Baumgartens, 2 Fuß tief rajolt. Die herauf gebrachte Erde war ein mergelichter, lehmiger Sand.

Dieses Land wurde im Frühling theils mit Möhren und Mohn, theils mit Kartoffeln ohne alle Düngung bestellt. 1 M. Morgen 83 Q. R. mit Möhren und Mohn, gaben an Mohn Sechs Berliner Scheffel und Siebzehn Wispel Möhren. Dies beträgt auf den Morgen 4 Schfl. 1½ Metze Mohn und 270 Schfl. Möhren. Rechnet man den Scheffel Mohn zu 5 Rthlr. Cour. und den Scheffel Möhren nur zu vier Groschen Cour., so beträgt der Werth von dieser Ernte 66 Rthlr. 23 Gr. 9 Pf. p. Morgen, eine Summe, für welche jetzt viele 1000 Morgen lehmigen Sandbodens zu verkaufen sind. Die Möhren sind nicht bearbeitet. Vorher stand der Mohn unter ihnen und nach dem Ausziehen des Mohns war es zum Behacken schon zu spät.

1½ Morgen dieses Landes waren mit einer sehr mehlreichen, wohlschmeckenden Eßkartoffel bestellt. Die gesammte Ernte davon betrug 156 Scheffel, dies beträgt auf 1 Morgen 117 Scheffel, à 6 Gr. Cour. — ist der Geldertrag p. Morgen 29 Rthlr. 6 Gr. — Da man Neufchateau's Versuch für wichtig genug hielt, ihn hier öffentlich bekannt zu machen, so wird man hoffentlich die eben erzählte Thatsache nicht für Ruhmsucht auslegen. Ich denke alles, was in unserer Nähe und im Vaterlande geschieht, ist wichtiger als dasjenige, was in entfernten Ländern vorgeht.

In Beziehung auf den angezeigten Versuch von Neufchateau, erlaube man mir im Namen aller preussischen Landwirthe folgende Bemerkungen:

Wenn die Spatkartoffeln in vierzölliger Entfernung von einander und auf 4 Zoll von einander entfernten Reihen eingelegt werden, so kommen auf Einen Quadratfuß Neun Pflanzen zu stehen. Auf gutem Boden haben nicht neun Getreidepflanzen Raum auf einem Quadratfuß.

Wird der Ertrag nur nach der Vermehrung der Einsaat angegeben und nicht zugleich die Fläche angemerkt, welche ihn hergab, so ist diese Angabe eine der unzuverläßigsten.

Daß man Kartoffeln in ungedüngtem Lande bauen könne, wenn es sonst noch Kraft hat, ist eine bekannte Sache. Hr. F. d. N. legte auf eine grüne Düngung noch etwas unverrotteten Mist, so daß beydes vier Zoll hoch lag.

Eine solche grüne Düngung kann man den 17ten May in dem wärmern Frankreich nicht nur, sondern auch bey uns in warmen Gärten haben, auf dem freyen Felde möchten um diese Zeit die Wicken in 100 Jahren schwerlich öfter als 4 mal blühen. Wer zweifelt aber daran, daß man den 17ten May noch Kartoffeln legen könne? Man legt sie zuweilen in der Mitte des Juny und erntet gute Kartoffeln.

Eben so bekannt ist es, daß man zuweilen auf tief bearbeitetem Sandboden die Kartoffeln weder behackt noch behäufelt und doch zuweilen gut erntet. Die Mehrzahl der Gärtner und Kartoffelbauer hält es aber für besser, sie wenigstens einmal zu behäufeln.

Uebrigens versichere ich, daß ich für Hrn. F. d. N. auch in landwirthschaftlicher Hinsicht die größte Hochachtung habe. Diese Bemerkungen mögen nur beweisen, wie sehr man sich irrt, wenn man glaubt, daß deutschen Landwirthen alles neu ist, was im Auslande geschieht.

J. G. Koppe, Lehrer der praktischen Landwirthschaft im Institute zu Mögelin.

Verschiedenes.

Um Menschen in stürmischer Witterung ans Land zu retten, will man in Dännemark die Erfindung gemacht haben, daß man eine mit Bley angefüllte Bombe, woran ein hinreichend starkes Seil befestigt, unter einem Winkel, von ungefähr 45 Graden vom Schiffe ans Land wirft Die Bombe senkt sich durch ihre Schwere in den Boden, und indem man nun das Seil straff anzieht, wird es eine Art von Brücke, mit Hülfe deren man sich ans Ufer helfen kann. Man hat bereits geglückte Versuche damit angestellt.

Der

Verkündiger.

31. Stück. Mittwoche. Am 12. Februar 1812.

Ueber die Fischereyen an den schottischen Küsten.

(Beschluß.)

Der Preis und Verkauf des schottländischen Stockfisches in Fässern hat sich seit einigen Jahren auf den Londner Märkten, die seine Haupt-Absatzorte sind, sehr vermindert. Dieses ist besonders dem neuen Fischetablissement auf der Bank von Dogger, und der Vermehrung der kleinen Canäle, die immerwährend frische Stockfische auf die Märkte bringen, zuzuschreiben. Dabey geschieht es aber, daß oft Fische bey dem Transport umkommen; diese werden dann unverzüglich gesalzen, und so auf den Markt gebracht. Sie haben einen großen Vorzug vor denen, die an der Küste gesalzen, und dann in Fässer gepackt werden. Ueberdieß gebraucht man bey dieser Salz-Methode mehr Salz, ohne die Kosten des Transports bis auf die Märkte zu rechnen. Es sind also mehrere Gründe vorhanden, nach welchen man fürchten muß, daß wenn man nicht beym Stockfischfang schicklichere Fahrzeuge als bisher, anwendet, welche eine schnellere und weniger kostspielige Art zu salzen voraussetzen, dieser Industriezweig bald ganz für Schottland verlohren gehen wird.

Die Geschichte der Heeringe ist wenig bekannt, auch hat man bisher die Reisen dieses Fisches noch nicht genügend beschrieben. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Heeringe in den Bay's und Buchten, die Schottland umgeben, geboren werden, und in denselben so lange bleiben, bis sie genug entwickelt sind, um den Wellen, der Ebbe und Fluth des Oceans, zu trotzen. Man bemerkt, daß das Laich in Menge in den Bayen abgesetzt wird, so wie das successive Fortwachsen dieser Fische nach ihrer Geburt. Die Heeringe laichen zu zwey Jahrszeiten, und, je weniger ihnen die Stürme entgegen sind, legen sie immer ihre Eyer in die Bays oder Buchten. Man sieht, daß sie zu dieser Operation von Norden kommen, und glaubt, daß sie wie die Lachse wieder an ihren Geburtsorten laichen. Sobald sie ankommen verschwindet die Fischbrut augenblicklich und geht, wie man glaubt, nach Norden um sich zu entwickeln, und dann wieder an denselben Ort zum laichen zurückzukehren. Daher glaubt man, daß sie nicht mehr nach Norden zurückkehren. Der Marsch einer großen Armee von Heeringen wird, wenn sie sich der Küste nähert, durch die unendliche Menge Vögel angekündigt, die sie begleiten. Die jungen Wallfische folgen den Heeringen oft in die Bays. Allemal wenn eine Insel oder ein Sturm einen Schwarm Heeringe trennt, so folgen die Vögel den, der am weitesten im Meer ist, und so geschieht es, daß man oft in den Bayen wo sich keine Seevögel zeigen, ausserordentlichen Fang macht. Während eines Theils des siebzehnten und des Anfangs des achtzehnten Jahrhunderts, war dieser Fischfang ein für Schottland so beträchtlicher Gegenstand, daß eine große Anzahl Schiffe des Königreichs, zu gewissen Jahrszeiten mit den Transports des gesalzenen Heerings nach den Baltischen und andern Häfen Europas beschäftigt war. Die Monate, an welchen gefischt wurde, waren August, September und October; auch betrachtete man diese Industrie für so sicher, daß man die Bezahlung der Schulden auf den Ablauf dieses Trimesters verwies. Nach und nach wurden aber die Heeringe an den Orten selten, wo sie sonst in Ueberfluß wa-

ren, und dieser Handel verminderte sich sehr. Die Holländer schenkten den Heeringsfang ihre Aufmerksamkeit, und verwendeten für ihn eine ungeheure Anzahl Matrosen. Siebzehnhundert und dreyßig entdeckten die Schweden bey Gothenburg eine sehr reiche Bay für den Heeringsfang, lieferten diese Fische selbst den Baltischen Städten, und verdrängten so zum Theil Engländer und Holländer.

Als die Kaufleute von Glasgow Verbindungen mit denen von Westindien unterhielten, fand man neuen sehr beträchtlichen Absatz für die gesalzenen Heeringe, und die Regierung suchte diesen Fischfang zu beleben, indem sie denen, die Fahrzeuge dazu ausschickten, große Prämien bewilligte. Jedoch ist es zweifelhaft, ob ihr Wille erfüllt wurde. Nur einige Eigenthümer von Fahrzeugen auf La Clyde haben davon Nutzen gezogen, besonders wegen ihrer Nachbarschaft mit den Fischfangsstationen, und weil sie schnell von dem Stand der Märkte in den Inseln unterrichtet werden konnten. Mehrere Städte auf la Clyde haben sich durch diesen Fischfang bereichert; jedoch ist die Qualität der schottischen Heeringe heut zu Tage mittelmäßiger als sonst; auch hat sich die Menge nicht vermehrt. Die Fischer von der Nord- und Ostküste, denen dieser Fang, um mit den möglichsten Vortheil betrieben werden zu können, von der Natur angewiesen ist, sind nun durch die Ueberzeugung schüchtern gemacht, daß ihnen, was sie auch thun mögen, doch immer in den Märkten zuvorgekommen wird. Der Heeringsfang ist jetzt vorzüglich in den Händen derjenigen, die Prämien verlangen. Zwey hundert und funfzig Schiffe werden jährlich dazu verwendet. Man glaubt, daß dieser Fischfang als Schule für die Matrosen wichtig ist; aber ist es der Gemeinde wahrhaft nützlich, daß eine gewisse Anzahl Einwohner, und ein gewisser Canton durch Prämien zum Nachtheil derer aufgemuntert werde, die wegen ihrer Lage keinen Anspruch auf sie haben können? Was die Meinung, daß der Fischfang zur Bildung der Matrosen beytrage, betrifft, so ist sie falsch, denn in der königlichen Marine sind sehr wenige Matrosen die Heeringsfischer waren. Die Herrn der Fischerschiffe sind größtentheils Böttcher; sie haben die Bergbewohner und die Arbeiter verschiedener Professionen, die zur Zeit des Fischfangs ohne Arbeit sind, und in demselben Augenblick, als der Fischfang aufhört, wieder zu ihren Geschäften gehen müssen, unter sich. Auf jedem Fahrzeuge sind nur die zum Manövre erforderlichen Matrosen.

Bey der Art, wie der Fischfang jetzt in Schottland betrieben wird, dienen die Fahrzeuge nur zur Niederlage der Tonnen und des Salzes, so wie zum Transport auf die Märkte. Dagegen suchte die Regierung durch Prämien die Art der Holländer, die selbst längs des Fahrzeuges fischen, in Anwendung zu bringen; aber dem ungeachtet war noch vor einigen Jahren kein Fischer von der alten Art abgegangen.

Sonst, als der Heeringsfang noch ganz in den Händen der Landleute von Norden und Osten war, herrschten bey dieser Industrie gute Anordnungen, und die mit ihrer Ausführung beauftragten Offiziere besuchten von Zeit zu Zeit die Fischfangsstationen. Nach diesen störten die Fischer den Marsch der in die Bayen gehenden Heeringe nicht. Es war nicht erlaubt, die Garne vor Niedergang der Sonne auszuwerfen, noch sie vor Aufgang derselben aufzuziehen. Es war verboten, wenn die Heeringe einmal stillstanden, bey Mondschein zu fischen, weil man befürchten mußte, sie scheu zu machen. Man sorgte auf gleiche Weise dafür, die Fahrzeuge, nachdem die Netze geworfen waren, zurückzuziehen, und vermied alle unnütze Bewegung, welche die Fische erschrecken konnte. Heut zu Tage thut man von allen dem das Gegentheil. Sobald ein Schiff einen Heeringszug nach einer Bay ziehen sieht, so läßt es alle seinen kleinen Fahrzeuge zum fischen los, so daß oft der Schwarm getrennt und zerstreut ist, ehe sie sich zum Fang angestellt haben. Wenn es sich zuträgt, daß ein Schwarm, ohne entdeckt zu werden, sich in einer Bay festgesetzt hat, (was nicht selten der Fall ist) so fallen die Kähne, bisweilen bey achthundert, über ihn her. Alsdann fängt eine solche Unruhscene an, daß man glaubt, es geschehe gerade um den Fisch zu erschrecken. Jeder Kahn wirft und zieht seine Garne in der Nacht mehrmal auf; alle Fischer schreien, reden, rufen, ohne andern Zweck, als um ihrer Munterkeit freyen Lauf zu lassen.

Die armen Küstenbewohner werden durch die Ankunft der Prämien-Schiffe erschreckt. Sobald diese in den Strichen ankommen, in welchen sie gewöhn-

gewöhnlich fischen, so ziehen sie ihre Garne zurück und verbergen sich; sey es nun Beschimpfungen oder Mißhandlungen zu vermeiden, oder in der Ueberzeugung, daß ohne gute Ordnung kein erträglicher Fang gemacht werden kann. Bisweilen entwischt eine Bank Heeringe und hat sich in eine Bay geflüchtet, wo die Mannschaft sie nicht vermuthet. Dieses ist ein günstiger Zufall für die armen Fischer der Küste, die einige Nächte guten Fang haben, bis die Prämien-Schiffe sie beunruhigen; aber sie werden so oft in ihrer demüthigenden Industrie gestört, daß sie nicht den Muth haben, die Vorbereitungen zu machen, um mehr ins Große zu fischen.

Vor einigen Jahren bestimmte eine Parlamentsakte die Zeit, in welcher es erlaubt seyn sollte, zu fischen. Die Prämien-Schiffe fiengen dann den jüngern Heering, der vor der Ankunft der ausgebildeten in den Bayen ist. Man machte ganz besondere Garne; und seit dieser Zeit fängt man mehr kleine Heeringe, die keine große Anzahl Tonnen füllen. Jetzt braucht man zwey oder dreytausend Heeringe, um dieselbe Tonne zu füllen, die ehemals durch Achthundert voll wurde.

Das Parlament sah die Wichtigkeit ein, durch Anordnungen die Zerstörung der Lachsbrut zu verhindern. Die Eigenthümer des Fischfangs auf der Themse sind überzeugt, daß alle Fische wieder auf demselben Ort laichen, wo sie geboren sind, und sie haben es bewirkt, daß diese, auf die Lachsbrut sich erstreckende Anordnung auf die Brut aller Fische ausgedehnt wurde.

Die Heeringsbanken, welche die nördliche und östliche Küste von Schottland besuchen, sind so ausserordentlich zahlreich, daß, wenn man Ordnung in diesen Fischfang brächte, alle Individuen, die sich ihm widmen können, beschäftigt wären. Wegen des Verkaufs hätte es auch keine Schwierigkeit. Die schottischen Heeringe sind, wenn sie erwachsen gefangen werden, viel vorzüglicher als die schwedischen, so daß sie immer in Märkten den Vorgang haben.

Es wäre gut, durch kleine Summen, unter der Gestalt von Prämien, die ärmsten bey den Fischfangsstationen wohnenden Einwohner zu ermuntern. Diese Leute wissen im Allgemeinen nichts von dieser Industrie, können aber durch wenig Uebung sehr geschickt darin werden. C.

Feuerkugel.

Ueber die schon im Verk. angezeigte Feuerkugel meldet Hr. Böckmann aus Karlsruhe folgendes: Die Feuerkugel mit ihrem langen Schweif, welche am 28. Jan. Abends 5 Uhr 7 Minuten über die Stadt hinzog, wurde von einem großen Theil der Bewohner beobachtet, und es folgt aus den meisten Angaben, daß die erste vorläufige Anzeige ziemlich richtig war. Es löfete sich in einer Höhe von 10 Graden von der schwebenden Lichtkugel eine bräunliche, oder weniger glänzende Masse los, und stürzte, wie eine fallende Rakete, herab; während der Beobachter derselben folgte, verschwand die obere Kugel. Ein Einwohner von Durlach, der sich zunächst dem Gehölz bey Gottsau, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{3}$ Stunde von hier, befand, sah ganz in der Nähe den Feuerball herabstürzen. In der Folge glaubte er Spuren von jenem Phänomen gefunden zu haben, welche aber bey genauerer Untersuchung für animalischen Ursprungs erkannt wurden. Der Glanz der vorüberziehenden Kugel kam dem nahe, den die aus romanischen Lichtern aufsteigenden Leuchtkugeln besitzen; das Funkensprühen, dem des verbrennenden Stahls im Sauerstoffgas. Auch in Durlach und andern Orten wurde dieses Phänomen gesehen. In Rastadt, 5 bis 6 Stunden von hier, sah man ebenfalls die Feuerkugel langsam vorüberziehen, und in der Nähe der Rheinau stürzte, wie bey Gottsau, ein Feuerball mit einem dumpfen Knall herab; die Leute, durch diese Erscheinung beängstiget, verwendeten nur wenige Zeit, um das etwa Herabgefallene aufzufinden, und eilten erschrocken nach Hause. Da die hiesigen Einwohner viel Antheil an diesem Phänomen nahmen, und mir mit Gefälligkeit ihre einzelnen Beobachtungen mittheilten, wofür ich öffentlich danke, so glaube ich in der Kürze noch folgendes bemerken zu müssen. Man theilt die Feuerkugeln ein: 1) in niedrige, ohne Steine; 2) in Gewitterfeuerkugeln, Feuerbälle; 3) hoch ziehende Feuerkugeln mit Steinen; ihre Höhe kann 10 bis 50 Stunden betragen; ihr Licht ist blendend weiß und von großer Intensität; die Geschwindigkeit 6 bis 8 Stunden Wegs in 1 Sekunde; der Durchmesser von 300 bis 4000 Fuß; der Fall in einer krummen Linie (parabolisch); das Gewicht von 2 Quint bis zu 3

und

und mehrern Centnern. Zu Aigle, in Frankreich, fand man einst über 2000 Stücke, worunter einige 17 Pfund wogen. Alle diese Steine haben beyläufig dieselben Bestandtheile, nämlich: Kieselerde, Talkerde, Nikel, Schwefelkies und Braunsteinkalk, alles gemengt. Wir finden in unserer Erdrinde kein ähnliches Mineral.

Verschiedenes.

Erdstöße. Genua. Am 18. Jan. um 2 Uhr 40 Minuten, verspürte man hier einen so leichten Erdstoß, daß der größte Theil der Einwohner denselben nicht bemerkte. Zu Savona war derselbe stärker und zu Cocoletto so heftig, daß die Einwohner ihre Häuser verließen.

Am 26. Jan. Nachts 10 Uhr 40 Minuten verspürte man schon wieder einen, er war wellenförmig, und dauerte 2 bis 3 Minuten; ein dritter wurde Tags darauf Abends um 4 Uhr 50 Minuten empfunden, und war ein eigentlicher Stoß von unten auf. Beyde richteten zwar in Genua keinen bedeutenden Schaden an, aber die öftere Wiederholung fängt an unter den Einwohnern Besorgnisse zu erregen. Zu Acqui und in andern Gegenden unserer Nachbarschaft waren die Stöße weit stärker. Bemerkenswerth ist dabey der Umstand, daß die Saumrosse und Maulthiere, die sich eben auf den Landstrassen befanden, im Augenblick, wo dieselben erfolgten, stehen blieben, und nicht weiter wollten.

— —

Wien, den 1. Febr. Vorgestern den 30sten Jänner Morgens, bald nach Sonnenaufgang, wurde auf der hiesigen Sternwarte eine ungewöhnliche Erscheinung bemerket. Die Sonne schien hell, jedoch wie in einem schwachen Dunstkreis eingehüllt; ihr zur Seite, in einer Entfernung von ungefähr 30 Graden, standen zwey hellglänzende Streifen, in der Breite dem Sonnendurchmesser gleich, der eine ostwärts, der andere westwärts. Beyde Streifen, welche senkrecht auf dem Horizont auffaßen, und beynahe eine gleiche Höhe mit der Sonne hatten, gaben an dem innern Rande, welcher der Sonne zugekehrt war, schwache Regenbogenfarben von sich. So wie die Sonne höher stieg, verlängerten sich auch die Streifen, und schienen sich an ihrem obersten Ende gegen die Sonne zu krümmen, gleich als wenn sie über derselben einen Kreisbogen schließen wollten, welcher auch gegen 8 1/2 Uhr wirklich erfolgte, und sich ganz schwach darstellte. Dieser Kreisbogen war aber von kurzer Dauer; denn nach einigen Minuten war er unterbrochen. Die beyden Streifen aber vom Horizont bis zu einer Höhe, die um etwas weniges mehr als die Sonnenhöhe betrug, blieben noch länger sichtbar, bis auch sie immer schwächer wurden, und endlich nach 9 Uhr gänzlich verschwanden.

Als eine Folge der außerordentlichen und anhaltenden Hitze und Trockenheit des vorigen Sommers, und der Sparsamkeit des im Herbste gefallenen Regens, ist es anzusehen, daß nicht nur in Wien und in der Gegend, sondern auch in andern Provinzen dieses Kaiserstaates, die Quellen zum Theil zu versiegen anfingen, die Brunnen wenig oder kein Wasser gaben, viele Mühlen wegen Mangel an Wasser, still standen, und größer und kleinere Flüsse vertrockneten. Auch die Donau nahm in der Gegend von Wien allmählig so sehr ab, daß der kleinste Wasserstand 10 Zoll tiefer stand, als der Nullpunkt an dem Mittelpfeiler der Franzensbrücke, welcher das kleinste Wasser vom 10ten Jänner 1802 anzeigt.

— —

Viehstand im Canton Waadt. Zufolge der vom Sanitätsrath der Regierung vorgelegten Uebersicht, bestand die Menge des Viehs im Frühjahr 1811 aus folgender Zahl: Großhornvieh, 61,650 Stück; Pferde, 20,984; Schafe, 62,560; Schweine, 23,163; Kleinhornvieh, 13,866. Gegen den Bestand vom Frühjahr 1810 zeigt sich eine Vermehrung von 4770 Großhornvieh; von 9076 Schafen; von 3684 Schweinen, und eine Verminderung von 98 Pferden und 1092 Geissen, Böcken ꝛc.

— —

In Gegenwart des Herrn Staatsministers Grafen von Montgelas Excellenz, wurde am 3. Febr. in München von dem Geheimenrathe, Hrn. v. Wiebeking über den Widerstand der eisernen Röhren ein für die Physik wichtiger Versuch gemacht. Eine eiserne Röhre, deren Durchmesser 12 Zoll 4 Linien beträgt, und deren voller Rand 1 Zoll 5 Linien dick ist, zerbrach mit einer Last von beyläufig 360 Centnern. Diese Versuche sollen noch mit Stäben von Gußeisen, von geschmiedetem Eisen, und mit Balken von verschiedenen Holzgattungen fortgesetzt werden. Sie werden wahrscheinlich in dem Werke des Hrn. v. Wiebeking: „über die Konstruktion und den Bau der eisernen Brücken", welches die besten Brücken dieser Art in Frankreich und England in genauen Zeichnungen darstellt und beschreibt, mitgetheilt werden.

Der

Verkündiger.

32. Stück. Freytag. Am 14. Februar 1812.

Fayance, unter dessen Glasur Figuren eingedruckt sind.

Die Engländer versuchten seit einigen Jahren Abdrücke nach Art der Kupferstiche auf ihr Fayance-Porzellan anzubringen; und da dieses weiße wohlfeile Porzellan wegen seinem mäßigen Preise sehr gesuchet ist, so suchten sie zugleich demselben Eleganz in Gestalten und Zierrathen zu geben, und unterhalb der Glasur allerley Gegenstände auszudrucken; ein Verfahren welches jetzt hauptsächlich in Frankreich, unter andern in der Fabrik zu Sevres, ins Große ausgeführt wird.

Die Vollkommenheit des gedruckten Fayance hängt hauptsächlich von der Güte der Glasur ab. Herr Proust zeigte, daß das Bley, welches bey der Glasur der Englischen Töpferwaaren gebraucht wird, nicht von den Säuren die sich bey Speisen befinden, angegriffen werden kann; daß dagegen die Glasur des gewöhnlichen in dem Handel vorkommenden Fayance, schon von schwachen vegetabilischen Säuren angegriffen werde. Man suchte daher in der Fabrik zu Sevres der Glasur die größte Härte zu geben, und damit dieselbe der Gesundheit nicht schädlich werden konnte, nahm man gar kein Bley, wodurch das Geschirr neben größerer Durchsichtigkeit und schönerm Glanz empfänglich gemacht wurde eine große Hitze zu ertragen, so daß sie selbst der Wirkung der kochenden Schwefel-Säure widerstand. Auch können die Farben die zu diesem Abdrucke gebraucht werden, eine sehr starke Hitze ertragen ohne daß sie dadurch leiden; der Abdruck ist sehr angenehm, die Oberfläche desselben ist ganz poliret und das Gemälde erscheinet eben so glänzend, als ein unter Glas gebrachter Kupferstich; überdieß wird auch der Abdruck und die Glasur in einem und eben demselben Feuer gebrannt.

Die Kupferstiche, die zur Auszierung des Töpfergeschirrs gebraucht werden, werden in einer eigends eingerichteten Werkstatt gedruckt, und alsbald in eine andere gebracht, woselbst gegen 60 Weiber beschäftiget sind, einen Abdruck auf die rauhe Oberfläche der weißen Geschirre zu machen, welche zu dessen Annahme vorher besonders zubereitet werden. Diese Gefäße werden hierauf in die Muffel oder in die Gehäuse der Kapellröfen hineingestellt und in den Ofen gethan, so daß nach Verlauf von einigen Stunden schon der Stich aufgedrucket, und befestiget ist. Durch eine sehr sinnreiche Einrichtung wird ein Gehäuse nach dem andern hinein- und heraus geschoben, wodurch das Feuer auf die ökonomische Weise benutzt wird, weil dasselbe nur alsdann unterbrochen wird, wenn der Ofen eine Reparatur nöthig hat. Es giebt Fabriken, als wie die des Hrn. Legros und Komp. in Paris, woselbst bloß das Abdrucken und das Decoriren des Fayance nach vortrefflichen Grundsätzen in einem beträchtlichen Etablissemente vorgenommen, und das dazu am besten passende Geschirr anders woher bezogen wird. Man hat zugleich verschiedene Mittel die Dauerhaftigkeit der Glasuren augenblicklich zu erkennen. Das leichteste Mittel darunter ist die Dinte; denn wenn die Glasur allzu schwach ist, so läßt die Dinte einen Eindruck in derselben. Unter die gewöhnliche Zubereitung des schwarzen Email hat man auch eine sehr geringe Quantität Kupfer gemischet, doch darf man wegen der Gegenwart dieses gefährlichen Metalls nicht in Furcht seyn. Das Bley welches auf gleiche Weise schädlich ist, kommet zu der Gla-

für des Fayance und zu dem Glase woraus man unsre schönsten Krystalle bereitet in weit größerer Menge; indeß kann hieraus kein Nachtheil entstehen, weil die Verbindung dieser Metalle mit der Erde, mit der sie verglaset worden, stets in gehörigem Verhältnisse stehet, so daß sie sich selbst von den stärksten vegetabilischen Säuren, als wie von Weinessig nicht angreifen lassen. Als man auch selbst das schwarze Schmelzwerk durch Salpetersäure aufzulösen versuchte um die Composition desselben kennen zu lernen, blieb doch das wenige Kupfer das darin enthalten war, an der Glasur zurück, und die andern metallischen Bestandtheile konnten bloß weggenommen werden; woraus sich das Resultat ergiebt, daß das schwarze Email dessen man sich zum Abdrucke der Unterlage bedienet, nicht schädlicher ist, als die Farben deren man sich gewöhnlich zur Glasur des Porzellans bedienet. Und wenn übrigens die Gegenwart des Bleys den geringsten Nachtheil hätte, so könnte man leicht was anderes an dessen Stelle setzen.

Die Trommelsucht der Hunde zu heilen.

Dem Landwirthe ist der Hund, zur Beschützung seines Hauses, Hofes und Gartens nützlicher, also auch weit wichtiger, als dem, der ihn blos zu seinem Vergnügen hält. Bey seinem Verluste leidet jener einen weit größeren Schaden als dieser. Manchem ist daher gewiß ein Mittel, das sich in einer, noch wenig bekannten Krankheit der Hunde, in der aus Schwäche des Organismus entstehenden Trommelsucht, bewährt gezeigt hat, willkommen. — Für die, welche ihren thierischen Freund ungern verlieren, mache ich es hier bekannt. — Eine geraume Zeit hindurch reibe man den Unterleib des kranken Hundes mit Branntwein. Innerlich gebe man etlichemal Schwefel; den Tag darauf Brechweinsteinauflösung (auf den Löffel Flüssigkeit 3/4 Gran Brechweinstein genommen), alle Viertelstunden einen Eßlöffel voll, bis Erbrechen erfolgt. Hierdurch wird eine heilsame Revolution im Körper und Verstärkung der Ausdünstung bewirkt. Am folgenden Tage und mehrern hindurch reiche man ihm etlichemal des Tages keine Eisenfeile, einigemal noch mit Schwefel, in einem schicklichen Vehikel. In vierzehn Tagen wurde durch diese Mittel ein Hund hergestellt; wobey noch dies merkwürdig ist, daß er einen sehr heftigen Fieberanfall, mit starkem Froste und Zittern, mehrere Stunden, bekam, ehe er völlig genas. Da ich kein Arzt bin, so kann ich die nicht gewogenen, sondern willkührlich genommenen Portionen Schwefel und Eisenfeile nach dem Gewichte nicht angeben; von ersterm war die Portion ein Kaffeelöffel voll, von letzterm ein halber.

Die Trommelsucht kommt gewöhnlich als eine Krankheit der Pferde vor, und heißt auch Wind-Wassersucht, da ihnen der Bauch wegen der darin versammelten Winde so aufgeblasen und hart ist, daß er, wenn man mit der Hand darauf schlägt, einen, dem der Trommel ähnlichen Ton von sich giebt. Sie kommt in vielen mit der Windkolik, (Darmgicht) überein und muß wie dieselbe behandelt werden. Bey Hunden kommt sie nur sehr selten vor.

Preise der Akademie der schönen Künste zu Rom und Florenz.

In Berichten aus Rom vom 22. Febr heißt es: Die Akademie von St. Lucas, die schon im fünfzehnten Jahrhundert gestiftet wurde, befand sich in den neuern Zeiten in großem Verfall. Sie hatte geringe Einkünfte, ein schlechtes dunkles Lokal, eine altmodische Verfassung, und sie drohte zur Demüthigung Roms in gänzliche Vergessenheit zu sinken. Der gegenwärtige Präsident, Ritter Canova, suchte für dieses Institut die hohe Protektion Sr. Maj. des Kaisers nach, und fand bey dem großmüthigen Monarchen sogleich Gehör. Durch zwey Dekrete vom 6. Oct. 1810 und vom 12. Jun. 1811 wurde ein jährliches Einkommen von 100,000 Franken angewiesen. Von diesem sollten 25,000 Fr. zur Unterhaltung der Akademie, und zur Besoldung der angestellten Professoren, die übrigen 75,000 Fr. aber zu Ausbesserung der noch vorhandenen Meisterstücke der alten Baukunst in Rom, unter Direktion des Intendanten der Krone, verwendet werden. Diese Dekrete setzten weiter fest, daß die Konsulta des römischen Staats für die Akademie ein schickliches und bequemes Lokale ausmitteln solle. Ein

drittes

drittes Dekret wies derselben das vormalige deutsche Kollegium, ein großes helles Gebäude, zunächst bey der Kirche des heil. Apollinar an. Die Administration der Domainen überlieferte sofort der Akademie die dekretirten Fonds, und setzte sie in Besitz des besagten Lokals, wo sogleich Lehrzimmer und Säle für die monatliche und jährliche Ausstellung der Kunstarbeiten eingerichtet wurden. Der große Saal auf dem Kapitolium bleibt aber ferner, wie bisher, zur feierlichen Vertheilung der dreyjährigen Preise bestimmt. Um die Vollziehung der kaiserlichen Dekrete zu beschleunigen, hielt die Akademie am 5. d. eine Versammlung, sanktionirte ihre neuen Statuten, und ernannte die neuanzustellenden Professoren. Diese sind: Für die Geschichts-Malerey: die Herren Landi und Agricola. Für die Bildhauerey: Thorwaldsen und Laboureur. Für die theoretische Architektur: Rafael Stern. Für die praktische Architektur; Bracci. Für die Mythologie und Geschichte: Guattani. Für die Geometrie und Perspektiv, Delicati. Für die Anatomie: Del-Medico. Für die Anfangsgründe der Architektur und der Verzierungen an mechanischen Arbeiten: Mazzuoli. In der Sitzung am 12. Jan. erwählte die Akademie zu ihrem Vicepräsidenten den Hrn. Andreas Vici, Ingenierchef bey dem kaiserlichen Korps der Brücken ꝛc. Den neuen Statuten zufolge werden in die Akademie auch solche Zöglinge aufgenommen, die sich in irgend einem Fach der schönen Künste, als in der Perspektive, in der Portraitmalerey, in der Landschaftsmalerey, in mosaischen Arbeiten im Kupferstechen, im Stahl- und Steinschneiden auszeichnen. Diese alle können auch um Prämien koncurriren.

Die Akademie der schönen Künste zu Florenz hat für die Künstler aus allen Nationen, welche bey der Ausstellung am 15. Sept. 1812 koncurriren wollen, folgende Gegenstände und Preise ausgesetzt: Malerey. Ajax, der mit andern Helden des argivischen Lagers den Leichnam des Patroklus gegen den Hektor und die Trojaner vertheidigt. Das Gemälde muß 5 Pariser Fuß 5 Zoll 8¼ Linien breit, und 4 Pariser Fuß 6½ Linien hoch seyn. Preis, eine goldene Medaille im Werth von 60 Speciesdukaten. Bildhauerey. Die Bildsäule des Dante, von Marmor, und etwas mehr als Lebensgröße. Preis, eine goldene Medaille von 30 Spezjesdukaten. Architektur. Ein Aufriß von Gefängnissen, die 600 Personen beyderley Geschlechts fassen können. Die Anlage muß so beschaffen seyn, daß dabey ebensowohl für die öffentliche Sicherheit als für die Menschlichkeit gesorgt ist. Preis, eine goldene Medaille von 40 Spezjesdukaten. Kupferstecherkunst. Ein Kupferstich nach einem berühmten Gemälde. Der Künstler hat sechs Abdrücke avant la lettre einzuschicken, und muß dabey einen legalen Beweis beybringen, daß sein Blatt nicht schon vor dem Konkurs publizirt war. Preis, eine goldene Medaille im Werth 30 Spezjesdukaten. Zeichnen. Die Abreise des Attilius Regulus von Rom nach Karthago, nachdem er dem römischen Senat die Auswechslung der Kriegsgefangenen abgerathen hat. Preis, eine goldene Medaille im Werth von 15 Spezjes-Dukaten. Verzierungen. Ein kaiserlicher Thron, bestimmt auf einen großen Platz gestellt zu werden. Preis, eine goldene Medaille von 25 Spezjesdukaten im Werth. Musik. Eine Sinfonie im Haydn's Manier. Preis, 20 Spezjesdukaten.

Zwey Oelpflanzen.

Der sogenannte englische Oelsenf, der eigentlich der deutsche weiße Senf des Linne (Sinapis alba Linn.) ist, kann wegen seiner Vorzüge vor dem Rübsamen nicht genug empfohlen werden, weil darin die Pfeifer nicht kommen, und er gute Ausbeute liefert. Das Oel davon ist allem ausländischen gleich. Das Mösel, oder 30⅞ Loth Samen davon kostet dem Herrn Stadtschreiber Kürbs zu Cölleda, einem Städtchen an der Unstrut, im Amte Weissensee, im Thüringischen Kreise, vier gute Groschen. Von sechs Möseln hat man 3¹¹⁄₁₂ dresdner Scheffel (100 dresdner Pfund) Ernte. Die Blätter dieser Pflanze können wie Salat gegessen werden. Das Stroh davon giebt gutes Brennmaterial. Was dem englischen Senfe einen großen Vorzug vor dem chinesischen Oelrettige giebt, ist, daß er gar nicht mißräth, und dabey dem Erdflohe nicht so, wie dieser, unterworfen ist, ferner, daß da, wo weißer Oelsenf steht, mehrere Gewächse vom sogenannten Pfeifer verschont werden. — Der Herr Commissionsrath Möller zu Hamm hat einen öffent-

öffentlichen Unterricht über den weißen Oelsenf vor einigen Jahren herausgegeben. — Auch der schwarze Oelsenf (Sinapis nigra Linn.) liefert ein eben so gutes Oel zum Verspeisen, nur nicht so reichlich wie der weiße.

Auch der Same der Maternal viole (Hesperis matronalis Linn.) der Mutterpflanze unserer veredelten schönen Nachtviole, verdient wegen seiner Reichhaltigkeit an gutem wohlschmeckenden Oel näher, wie bisher geschehen, untersucht zu werden. Ein halbes Pfund dieses Samens giebt in einer mäßig erwärmten Presse, 1¼ Loth Oel, das grünlich von Farbe, und sehr wohlschmeckend ist. Die Maternalviole wächst in Frankreich, in Italien, in der Schweiz, Oesterreich u. s. w. auf den Wiesen, in den Weinbergen u. s. w., ist ausdauernd, kommt ohne Bedeckung leicht durch unsere Winter, und es dürfte daher rathsam seyn, sie im Großen zu Oel anzubauen.

Verschiedenes.

Große Fertigkeit eines Künstlers. Johann v. Röll in Grätz, lieferte im verflossenen Jahr einen Beweis seines außerordentlichen Talentes, da er die Bildnisse von 24 Personen an einem Herbsttage mit einer solchen Aehnlichkeit entwarf, daß jede Skizze, die aus seinen Händen kam, ein Gegenstand der Ueberraschung und der Bewunderung war. Hierbey verdient noch eine besondere Bemerkung, daß Herr von Röll im Verhinderungsfalle einer zum Zeichnen bestimmten Person auf Verlangen der Kinder bloß aus seiner zurückgenommenen Idee ihr Bild so ähnlich entwarf, als wäre ihm das Original selbst gesessen. Dieser vaterländische Künstler ist um so mehr der Aufmerksamkeit würdig, wenn man bedenkt, wie wenige es in dieser Kunst über das mittelmäßige bringen, und wie oft man selbst in den schönsten Gemählde den gehörigen Ausdruck des Charakters — das eigentlich große Verdienst dieser Kunst vermißt; ein Verdienst, auf welches Röll gerechten Anspruch sich erwirbt.

— —

Durch ein Kreisschreiben vom 30. Dec. übermachte der Landammann den Ständen eine ihm von dem Handelsmann in Konstanz, Hrn. Joh. Nepomuk Schlachter, zu freyem Gebrauch übermachte Entdeckung, durch welche die Gährung des Weinmoßs für die Erhaltung des Weingeistes benutzt werden soll. Der Landammann hält die Entdeckung der Prüfung werth, zumal da, wenn sie durch Erfahrungen bestätigt werden sollte, ihre Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit überaus einleuchtend sind. Aus dem beygelegten kurzen Memoire des Erfinders geht wesentlich hervor, daß Hr. Schlachter glaubt, das Mittel gefunden zu haben, um aus der Gährung des Weinmoßes das feinste und stärkste gebrannte Wasser zu erzielen. Er will zu dem Ende den geistigen Stoff, der sich bey jener Gährung unnütz und auch wohl gefährlich in die Luft verflüchtigt, auffassen und zum Brennen benutzen; er thut dieß durch einen einfachen Apparat, welcher die sich aus dem gährenden Most verflüchtigenden Dünste durch Wasser leitet, das davon gesättigt und der Destillation unterworfen, aus einem Eimer Wasser 3 bis 4 Maaß Branntwein liefert. So weit Hr. Schlachter. Gegen seine Darstellung und gegen die Richtigkeit der durch ihn ersparten, bisher unnütz der Atmosphäre überlassenen Millionen, möchten aber dennoch große Bedenken obwalten. Bisdahin hielt man einerseits den freyen Zutritt der Luft bey der Weingährung für durchaus unentbehrlich, und wie diese nunmehr bey seiner Vorrichtung stattfinden könne, sieht man nicht ein; andrerseits war es zunächst die fixe Luft, welche sich während der Gährung in großer Menge aus dem gährenden Moste entwickelte; sie und keineswegs die berauschende Kraft eines verlornen Spiritus macht verschlossene Keller zur Zeit der Gährung öfters gefährlich.

— —

Ein englischer Gelehrter, Hr. Croß, hat nachstehende Elemente des neuen Kometen publizirt, die er aus zwey Beobachtungen des D. Ure auf dem Observatorium zu Glasgow, und aus einer vom kaiserlichen Observatorium zu Paris hergeleitet hat. Durchgang durchs Perihelium 25. Nov. 21 Stunden, 13 Minuten. Entfernung des Periheliums 1,61,612, oder in runden Zahlen 253 Millionen Meilen. Länge des aufsteigenden Knoten 93 Grad 27 Minuten 10 Sekunden. Inklination 36 Grad, 49 Minuten 36 Sekunden. Stelle des Periheliums auf der Bahn des Kometen, 146 Grad, 17 Min. 51 Sek.; direkte Bewegung. Diese Elemente korrespondiren mit den Elementen keines andern bekannten Kometen. Anstatt sichtbarer zu werden, entfernt sich der neue Komet bald so, daß man ihn auch nicht mehr mit Teleskopen erreichen kann. Am 5. Dec. war seine Entfernung von der Erde 68 Mill., am 5. Jan. 80 Mill. Meilen.

Der

Verkündiger.

33. Stück. Sonnabend. Am 15. Februar 1812.

Die verschiedenen Arten der Lauwinen.

Die Lauwinen, Lawinen, Lähnen, oder wie man sie sonst nennen mag, gehören zu den auffallendsten Merkwürdigkeiten der höheren Gebirge, indem sie oft bedeutende Umwälzungen veranlassen, und ganze Strecken verschütten. Nach den verschiedenen Ursachen ihrer Entstehung, und den Erscheinungen, die ihren Ausbruch begleiten, gibt man ihnen folgende Nahmen:

Zu der Zeit, wenn das ganze Gebirge mit frischem Schnee bedeckt ist, werden zuweilen kleine Schneeschollen von dem Winde über den Rand der Firner (Gletscher) und Schneebänke hingetrieben, rollen sich dann über den Abhang des Gebirges herunter, und nehmen im Fortwälzen immer zu. Mit ihrer Vergrößerung wächst auch die Macht des Druckes, den sie auf alles, was ihnen im Wege ist, äußern; sie reißen es mit sich fort, oder treiben es vor sich her, bis sie endlich auf einer Ebene stille stehen. Wegen ihres Abschlüpfens über die scharfe Fläche des Gebirges hat man sie Schneeschlüpfen (glissades des neiges) und wegen ihrer Abhängigkeit von dem Winde, der ihrem Falle den ersten Anstoß und die erste Richtung gibt, Windlauwinen genannt.

Die Schneebrüche oder Schlaglauwinen, Schlossen-, Land- und Grundlauwinen (Lavanges de torro) haben keinen so langsamen Gang. Es sind ungeheure Schneemassen, die sich von dem Gipfel eines hohen Firners, oder dem Rande einer Schneebank losreissen, entweder durch das Uebergewicht, welches nach langem Ueberhangen endlich den Ausschlag bekam, oder durch heftige Winde, welche die Ablösung auf einmal mit der größten Gewalt und donnerähnlichem Krachen vollbringen. Die abgesprengte Masse pflegt dann in weiten Bogen hinaus geschleudert, mit schrecklicher Wuth nieder zu stürzen, und wo sie auffällt, Bäume zu entwurzeln, ja selbst Felsen zu zerschmettern. Man hat sogar Beyspiele, daß ganze Dörfer davon verschüttet, und ganze Hügel umgestürzt worden sind. Da diese beyden Arten von Lauwinen vorzüglich im Winter sich ereignen, werden sie auch Winterlauwinen (Lavanges de froid) genannt.

Im Sommer hat man häufig Gelegenheit, die dritte Art der Lauwinen zu beobachten, die deswegen auch Sommerlauwinen (Lavanges de chaud) und ihrer Zerstäubung wegen, Staublauwinen (Lavanges de poussière) heißen. Ursprünglich haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Schlaglauwinen, sie stürzen ebenfalls in Sprüngen nieder; aber die Gewalt im Abschleudern scheint gemäßigter, und ihre Sprünge zaghafter zu seyn. Man hört ein schmetterndes Krachen, wie von einem abgefeuerten Geschütze, dessen warnender Schall von Thälern zu Thälern wiedertönt. Dann zeigt sich in der Höhe der Schneefall, der an den ersten Felsen, wo er auffällt, sich bricht, und nun zum Theil zerstäubend, wie ein weißer Strom, von Stufe zu Stufe weiter geschleudert wird, jedesmal mit einer neuen Staubwolke umgeben. Ein starker Luftzug, der vor ihm hergeht, streuet seinen Schneestaub in beträchtliche Weiten aus; der Kern der stürzenden Masse behält bis zur untersten Stufe Kraft genug, die Luft mit einer Gewalt fortzustoßen, die noch im Thale zuweilen gefährlich wird, Hütten, die dem Luftstrom im Wege stehen, niederreißt, Menschen und Thiere zu Boden wirft und erstickt. Bey warmen Westwinden

winden sieht man oft mehrere Staublauwinen hinter einander dem Gebirge entstürzen; auch die Gletscher ahmen sie bey Sprengung ihrer Querspalten, nicht selten vor den Augen der Vorübergehenden, im Kleinen nach.

Da die Schneefälle eine der furchtbarsten Gefahren in den Alpen ausmachen, so sucht man sich daselbst auf mancherley Weise vor ihnen zu sichern. Man vermeidet jeden Anlaß einiger Erschütterung der Luft, um nicht den Ausbruch schon vorbereiteter Stürze zu beschleunigen, die vielleicht nur den letzten Anstoß erwarten. Dieses wird so weit getrieben, daß die Pferdetreiber die Glöckchen oder Schellen der Saumrosse verstopfen, daß sie selbst keine Stimme von sich zu geben wagen, hingegen, ehe sie sich gefährlichen Stellen nähern, eine Pistole abfeuern, und den Schneefall in der Entfernung abwarten, überhaupt aber, wo möglich, am frühesten Morgen, ehe die Tageshitze wirksam wird, da vorüber zu kommen suchen. An nämlichen Orten sind Höhlen in das Gebirge getrieben, dem Wanderer eine Zuflucht zu öffnen, wenn ihn die Staublauwinen überraschen. Allgemein räth man, der erstickenden Gewalt ihrer Luftströme dadurch auszuweichen, daß man ihnen den Rücken zukehre. In Gegenden, die vornemlich von Wind- und Schlaglauwinen bedrohet werden, unterhält man mit größter Sorgfalt die Wälder am Gebirge, als die mächtigste Vormauer gegen ihre Ueberfälle; auch sieht man an einigen Orten künstliche Mauern, die den verdächtigsten Stellen einen Widerstand entgegensetzen, um die hernieder dringende Schneemasse im Fallen aufzuhalten und zu zertheilen. Für die Wohnungen wählt man Plätze, denen vorschießende Flächen am Gebirge, ein Wald, oder irgend eine andere Schutzwehre dieser Art, die meiste Sicherheit verspricht.

Unter dem Nahmen der Fluglauwine (Lavanges da vent), hat man auch die Schneeströme, die in Savoyen Tourmentes genannt werden, hierher gerechnet. Diese Erscheinung macht den Weg über die Schneegebirge im Winter höchst beschwerlich und gefahrvoll. Sie pflegt ihre größte Gewalt auf hohen mit Schneegipfeln umgebenen Bergrücken zu zeigen, von wo aus sie sich auch zuweilen weiter verbreiten. Heftige Wirbelwinde raffen den frischen Schnee solcher rauhen Höhen in ungeheurer Menge zusammen, und jagen ihn in wolkenähnlichen Getrieben von einer Stelle zur andern, machen Seen und tiefe Schlünde in Kurzem den Hügeln neben ihnen gleich, verschütten den Weg, und begraben selbst die hohen Stangen, die zur Bezeichnung der Strasse in gewissen Abständen aufgestellt sind, oder reißen sie nieder. Die trüben Schneewirbel, die den Reisenden, wenn sie ihn nicht ganz begraben, doch von allen Seiten umringen, gestatten ihm kaum, auf wenige Schritte vor sich hin zu sehen, und überziehen ihn sogar mit einer Schneerinde, die von Zeit zu Zeit schalenweise abfällt, um sogleich durch eine neue ersetzt zu werden. Dieser Schnee ist nicht flockig, sondern körnig. Der Sturm, dem er folgt, gibt seinen härtlichen Körnern eine solche Gewalt, daß sie einen stechenden Schmerz, Röthe und Geschwulst auf der Haut erregen, wenn man sich nicht von allen Seiten mit Masken verwahrt. Die kundigsten Wegweiser sind nicht immer gewiß, die Bahn zu errathen, und den überschneiten Schlünden, die ihre Beute nie wieder geben, auszuweichen. Die sichersten Führer sind die Maulthiere, die an den gangbarsten Strassen, z. B. an dem Mont Cenis, zum Uebersetzen der Reisenden gehalten werden, und ihren täglichen Gang über das Gebirge, im Sturme, wie bey ruhigem Himmel, in unverrücktem Gleichgewichte fortsetzen.

In den Schnee- oder Windlauwinen, welche vom frischen Schnee entstehen, erhalten die Menschen, welche davon ergriffen werden, eher und länger ihr Leben, als in den Schlag- oder Grundlauwinen, weil jene locker und lüftiger sind, diese hingegen fester und dichter sind, folglich man hier leicht erstickt, dort aber sich etwas bewegen, wenigstens etwas Schnee von dem Munde wegbringen kann, um Athem zu schöpfen; denn also ist es möglich, in so engem und kaltem Schneegefängniß über 24 Stunden das Leben zu erhalten, um so leichter, weil die aus dem Leibe gehenden Dünste nicht leicht verfliegen, sondern an und um den Leib sich aufhalten können. In den Schlaglauwinen ist nicht nur Gefahr der Erstickung, sondern auch der Zerschmetterung oder tödtlicher Zerstoßung, weil mit den Menschen zugleich Bäume, Holz, Steine und andere grobe und harte Körper eingewickelt werden, welche aber auch zuweilen dem Menschen das Leben retten; denn wenn es sich ereignet, daß der Mensch nahe bey einem Holzstamme oder Felsen zu

liegen

liegen kommt, so kann er eher Luft schöpfen, weil öfters in solcher Gegend sich von dem Schnee nicht alles ausfüllt, und also hin und wieder Höhlen bleiben. Auf solche Weise kann jemand, so viel ihm möglich ist, sich selbst helfen, wenn er nähmlich bey Verstande ist; mehrentheils fallen solche Personen, wenn sie eingehüllt worden sind, aber in Ohnmacht, und bleiben hernach in diesem Zustande, vielleicht mit einigen Erholungen, ohne jedoch etwas von sich selbst zu wissen. In solchem Falle können sie sich von den Banden ihres Gefängnisses natürlich aber nicht losmachen, sondern müssen auf die Hülfe der nächsten Anwohner harren, welche sich gemeinhin ungesäumt zu neugefallenen Lauwinen verfügen, vornähmlich wenn sie wissen, daß an dem Tage einige Menschen auf der Strasse wanderten, und aus Vergleichung der Zeit, da sie passirt sind, schließen können, daß diese Reisenden von der Lauwine möchten ergriffen worden seyn. Sie fangen dann so fort an zu graben, um den etwa verschütteten eiligst Rettung zu verschaffen.

Die in Lauwinen eingewickelten Menschen- und Thierkörper bleiben, so lange sie mit Schnee bedeckt sind, mehrere Wochen und Monate hindurch unverweset; sobald sie darauf an die frische Luft kommen, verfaulen oder zerfallen sie aber desto schneller. Die aus den Lauwinen heraus gegrabenen Menschen sehen am ganzen Leibe roth aus, weil vom umliegenden Schnee und von der Kälte der Kreislauf des Blutes durch die äußersten und kleinsten Blutgefäße gehemmt wird.

Die Lauwinen sind nicht nur den Menschen, Thieren, Bäumen und Gebäuden schädlich, sondern sie können auch, wiewohl zufälliger Weise, den Wiesen und andern liegenden Gründen ziemlichen Schaden zufügen, wenn sie nähmlich an solchen Orten liegen bleiben, wo etwa ein Bergwasser seinen Lauf gehabt hat, welches nun seitwärts seinen Ausgang sucht, und mit Sand, Stein und Felsen, gleich einer Rinde oder Kruste, die benachbarten Ländereyen überführt, und verdirbt. Die Einwohner strengen sich in einem solchen Falle aber gewöhnlich sehr an, den gefallenen Schnee zu durchgraben, damit das Bergwasser seinen alten Lauf behalte. Es ist solches um so nöthiger, weil der Lauwinenschnee oft so hoch über einander liegt, daß er den Sommer über nicht zerschmelzen kann, so daß darüber, wie über einen Hügel, die Landstrasse mitten im Sommer geht; ja er liegt wohl haus- und thurmhoch so häufig auf einander, daß man etliche hundert Lastschiffe damit anfüllen könnte. Bisweilen fällt eine neue Lauwine auf eben die Stelle, und und vermehrt den Schneevorrath in einem Thale so sehr, daß dadurch die Temperatur dort ganz winterlich wird.

Als ein Beyspiel, welchem Unglücke die armen Gebirgsbewohner durch die Lauwinen bisweilen bloß gestellt sind, mögen hier einige Züge der Verschüttung des Dörfchens Bergemoletto am 19. März 1755 stehen, die besonders deshalb merkwürdig war, weil verschiedene Menschen fünf Wochen hindurch unter dem Schnee vergraben blieben, und dennoch endlich gerettet wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Erklärung der sogenannten Unverbrennlichkeit.

Herr Hey stellte vor kurzem in Berlin Feuerversuche an, und erklärte hierauf die dabey zum Grunde liegenden Geheimnisse offen und redlich. Sie bestehen in folgendem:

1) In einem Schutzmittel, mit welchem Füße, Waden, Arme und die Haare imprägnirt werden, daß sie in dem Stand setzt, die Hitze des rothglühenden Eisens aushalten zu können, ohne sie zu verletzen. Dasselbe besteht in einer Verbindung von 1 halb Pfund Alaun, 4 Loth Vitriolsäure, und 2 Pfund Wasser, womit die Glieder, welche der Hitze ausgesetzt werden sollen, selbst einige Tage vorher, imprägnirt werden.

Herr Hey bemerkte zugleich, daß jenes Schutzmittel sehr wichtig werden könne, wenn man sich desselben bedienen wolle, um die Kleidungsstücke damit einzureiben, die man bey Feuersbrünsten trägt, weil dann eine flammende Entzündung der Kleider unmöglich seyn, und man mit mehr Sicherheit als sonst, der Gefahr trotzen könne.

2) Er schmolz Metall, angeblich Bley, goß solches in einen Kessel aus, und trat so lange mit bloßen Füßen darauf herum, bis solches erkaltet war. Er zeigte darauf an, daß dieses Experiment

auf

auf Täuſchung beruhe, weil das Metall nicht Bley ſondern das ſogenannte leichtflüſſige Metall ſey, das ſchon in ſiedendem Waſſer ſchmelze.

3) Er brachte Provenceröl in einem metallenen Gefäß über das Feuer, und verſchluckte daſſelbe als es ſcheinbar kochte. Auch dieſes Experiment erklärte derſelbe für eine Täuſchung. Das Oel iſt nämlich mit etwas Waſſer gemengt, dieſes trennt ſich von dem Oel in der Wärme, veranlaſſet darin ein Praſſeln, als wenn das Oel kocht, welches jedoch gar nicht ſehr heiß wird, und folglich ohne Nachtheil verſchluckt werden kann.

4) Die Kunſt eine brennende Pechfackel aufzueſſen, erklärt er dadurch, daß man den Speichel im Munde anſammlet und beym Einnehmen des brennenden Pechs des Hauch von ſich ſtößt, der die Flamme bald erlöſcht, während der Speichel das Ankleben des Pechs auf der Zunge verhütet, und jeder Verletzung vorbeugt.

5) Um brennendes Siegellack ohne Nachtheil auf die Zunge tröpfeln zu können, wird der Speichel ſtark darauf angeſammelt, der das Siegellack ſchnell zur Erſtarrung bringt, dagegen der Speichel durch die Hitze gerinnt, und es nun den Schein hat, als ſeyen Brandflecken auf der Zunge gebildet worden.

6) Der Backofen, in welchem ein Menſch lange aushalten kann, während die Flamme hoch zum Schornſteine hinausſchlägt, und eine Kalbskeule darin gebraten wird, wurde im Modell vorgezeigt. Seine Einrichtung iſt ſo, daß alle Hitze auf den Seiten durch Kanäle abgeleitet wird, während der darin liegende Menſch keine Beläſtigung von der Hitze leidet.

Die Offenheit, mit welcher Herr Hey ſeine Geheimniſſe erklärte, und dabey das Wahre von demjenigen unterſchied, was ſich auf Täuſchung gründet, ſo wie die Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit, mit der er alles vortrug, zeichnen denſelben als einen offenen Mann aus, dem es um Aufklärung des Publikums zu thun iſt, und der daher unpartheyiſchen Dank verdient. Daß Herr Hey aber auch ein edeldenkender Mann iſt, hat er dadurch bewieſen, daß er die Hälfte der Einnahme für ſeine Vorſtellung den hieſigen Armen überlaſſen hat. Dieſes Motiv allein hätte es ſchon verdient, daß ein eben ſo zahlreiches Publikum ſich möchte eingefunden haben, als das Lokale ſonſt zu faſſen vermögend geweſen wäre.

Verſchiedenes.

In der ſiebenbürgiſchen Militärgränze beſtand die Bevölkerung 1811 aus 137,041 Seelen, worunter 66,520 männlichen, und 70,521 weiblichen Geſchlechts. (Dies Verhältniß beyder Geſchlechter iſt merkwürdig; denn nach den vielen Kriegen an welchen dieſe Truppen, z. B. die Seekler, ſo lange hinter einander und lebhaft Antheil nahmen, hätte man noch eine größere Ueberzahl von Weibern erwarten ſollen.)

— —

Auf Befehl des Hof-Kriegsraths wurden bey den bannatiſchen Grenz-Regimentern im vorigen Jahre Verſuche angeſtellt, Seidenraupen im Freien an den Bäumen zu ziehn (wie in den wärmeren Gegenden geſchieht). Sie ſchlugen zwar meiſtens fehl, weil heftiger Regen und Sturm eintraten, und die Vögel, beſonders Sperlinge und Staaren, die Raupen ſehr verfolgten, und dieſe überhaupt, wenn ſie auswuchſen, zu ſchwerfällig waren, um ſich an den Bäumen zu erhalten. Einige haben ſich aber wirklich eingeſponnen, auch fruchtbaren Samen geliefert, und geben den Beweis, daß ein gewöhnlicher und auch wiederholter Regen und kühle Nächte den Würmern nicht ſchaden. Die Verſuche ſollen in dieſem Jahre fortgeſetzt werden.

— —

Im Jahr 1812 wurden in dem Departement der Nievre, ſowohl von den Wolfsjägern als bey von dem Präfekten des Departements oder von den Mairen in den Gemeinden anbefohlenen Treibjagen 300 Wölfe getödtet, worunter 58 Wölfinnen.

Bekanntmachung.

Ein Lehrer ſucht eine Stelle.

Ein junger Mann von 25 Jahren wünſcht öffentlichen und privat Unterricht in der Franzöſiſchen und Italieniſchen Sprache, und in den Anfangsgründen der Engliſchen, ſo wie auch in der Arithmetik zu ertheilen.

Die Redaction des Verkündigers in Nürnberg giebt nähere Auskunft.

Der

Verkündiger.

34. Stück. Sonntag. Am 16. Februar 1812.

Die verschiedenen Arten der Lauwinen.

(Beschluß.)

Es liegen unfern von Demont in Savoyen, wenn man durch das obere Thal von Siura das Gebirge hinunter steigt, zur linken Hand, ungefähr anderthalb Stunden von dem Wege, welcher nach Demont führt, fast auf der Mitte des Berges, einige wenige Häuser, welche von den dortigen Einwohnern Bergemoletto genannt werden. Diese hatten das Unglück, an dem genannten Tage des Morgens, da sehr viel Schnee gefallen war, durch zwey große Schneehaufen, welche von dem obern Theil des Gebirges herunter rollten, gänzlich bedeckt und zu Grunde gerichtet zu werden. Alle diese Einwohner befanden sich in ihren Häusern; nur Joseph Rochia war, nebst seinem Sohne, auf dem Dache seines Hauses mit Wegräumung des Schnees, welcher sich seit drey Tagen auf demselben gehäuft hatte, beschäftigt. Ein vorbeygehender Priester, welcher hingieng, die Messe zu lesen, sagte ihnen, daß sie herunter kommen möchten, weil er eben einen großen Schneehaufen von dem Berge sich absondern, und auf sie losrollen gesehen hätte. Dieser war auch nicht weit von des Rochia Hause niedergefallen, hatte aber, weil er nicht sehr groß war, keinen Schaden verursacht. Da nun Rochia befürchtete, daß diesem kleinen Schneehaufen vielleicht größere folgen möchten, stieg er eiligst von seinem Hause herunter, und lief mit seinem Sohne fort, ohne daß er recht wußte wohin. Allein, kaum hatte er 30 bis 40 Schritte zurückgelegt, als sein Sohn, der hinter ihm war, fiel. Er sah sich deshalb nach ihm um, und erblickte zugleich, daß sein und seiner Nachbarn Häuser mit einem Schneeberge bedeckt waren. Er hob seinen Sohn auf; als er indeß bedachte, daß seine Frau, seine Schwester, seine beyden andern Kinder, und alle seine Habseligkeiten, unter dem Schutt begraben wären, fiel er in Ohnmacht. Nachdem er sich erhohlt hatte, gelangte er zu der Wohnung eines seiner Freunde.

Unter diesem entsetzlichen Schneeberge, welcher 60 Schuh hoch war, wurden 22 Personen begraben. Weil der Schnee so hoch war, konnten die Arbeitsleute, deren eine große Menge beordert war, um jenen Unglücklichen zu Hülfe zu kommen, solchen nicht hinwegschaffen, und man ließ endlich alle Hoffnung fahren, daß man ihnen die geringste Hülfe würde leisten können.

Fünf Tage nachher, als sich Rochia von seinem Schrecken etwas erhohlt hatte, und wieder arbeiten konnte, gieng er mit seinem Sohne und zwey Schwägern nach dem Schneeberge, um den Ort zu suchen, wo sein jetzt bedecktes Haus und Stall seyn möchten. Er suchte es vermittelst der verschiedenen Oeffnungen, die er von allen Seiten in den Schnee machte, zu entdecken, aber vergeblich. Weil aber der Monat April sehr heiß war, und der Schnee zu schmelzen und größtentheils zu vergehen anfieng: so wurde dieser unglückliche Mann dadurch aufgemuntert, seinen äußersten Fleiß anzuwenden, damit er sein im Hause zurück gelassenes Vermögen wieder bekommen, und den Ueberrest der Seinigen begraben möchte. Er machte deshalb von neuem Oeffnungen in den Schnee, worein er Erde warf, welche den Schnee und das Eis stärker aufzulösen dient. Am 24. April hatte der Schnee gar sehr abgenommen, und dieses stärkte seine Hoffnung, daß er sein Haus würde ausfindig machen können. Er

fieng

fieng deßhalb an, das Eis, welches 6 Fuß dick war, mit eisernen Stangen zu durchbrechen. Als er nun wahrnahm, daß der Schnee unter dem Eise weit lockerer war, suchte er mit einer langen Stange durch denselben den Grund, und gegen Abend schien ihm auch, als ob er solchen fühlte; allein die einfallende Nacht hinderte seine weitere Unternehmung.

Seinem Schwager, der zu Demont wohnte, träumte in derselben Nacht, daß seine Schwester noch am Leben wäre, und ihn um Hülfe anriefe. Der lebhafte Eindruck, welchen dieser Traum auf sein Gemüth machte, bewog ihn ganz frühe des Morgens sich nach Bergemoletto zu begeben, wo er dem Rochia und dessen Nachbarn seinen Traum erzählte. Sie begaben sich darauf beyde nach dem Schnee, und machten noch andere Oeffnungen in denselben, bis eine davon sie zu dem Hause, welches so lange verzeblich gesucht worden war, führte. Sie fanden aber unter dessen Ruinen keinen Leichnam. Hierauf arbeiteten sie beyde mit vereinten Kräften sich eine Oeffnung zum Stalle zu machen, welcher etwa 240 Fuß von dem Hause entlegen war. Indem sie sich näherten, hörten sie die Worte: „Ach, lieber Bruder, hilf mir!“ Diese Stimme setzte sie in Erstaunen, und verdoppelte zugleich ihren Muth, um zu dem Orte zu gelangen, wo die Stimme hergekommen war. Der Bruder, der den Traum gehabt hatte, stieg zuerst herunter, und erblickte seine Schwester, die ihn mit schwacher Stimme in folgenden Worten empfing: „Ich habe immer auf Gott vertrauet, und auf dich, daß du mich nicht verlassen würdest.“ Der andere Bruder stieg darauf mit dem Manne hinunter, und sie fanden, ausser der Frau von 45 Jahren, noch eine Schwester und eine Tochter am Leben, davon jene 35, diese 13 — 14 Jahr alt war. Sie nahmen diese Frauenspersonen, die vor Mangel zu wirklichen Gerippen geworden waren, auf ihre Schultern, und ließen sich von den oben Stehenden mit ihnen, als Personen, die man aus dem Grabe hohlt, an Stricken hinauf ziehen. Man trug sie in ein benachbartes Haus, brachte sie zu Bette, und suchte sie durch Speise zu erquicken.

Eine so sonderbare Begebenheit, daß Menschen noch nach einer 5wöchentlichen Verschüttung (nämlich vom 19. März bis zum 25. April) gerettet werden konnten, reitzte die Neugierde des Gouverneurs zu Demont, der deßhalb sich selbst an den Ort verfügte, um alle Umstände davon zu vernehmen. Er fand die Frau noch im Bette, weil sie, wegen der ausgestandenen heftigen Kälte, und wegen der übeln Lage, worin sie sich befunden hatte, nicht im Stande war, das Bett zu verlassen, und ihre Füsse zu gebrauchen. Die Schwester, deren Füsse mit warmen Wein waren gebadet worden, konnte etwas gehen; und die Tochter war nach diesem Mittel völlig wieder hergestellt.

Von ihrem Schicksal ertheilte die Frau nun folgende Nachricht. Ich befand mich am 19. März mit meinem Sohne von 6 Jahren und einer Tochter von etwa 14 Jahren des Morgens in dem Stalle, in welchen 6 Ziegen waren, davon die eine des Abends vorher 2 todte Jungen geworfen hatte; und dieser wollten wir einen Napf voll eingerührten Rockenmehls zu trinken geben. Ueberdieß befanden sich noch ein Esel, und 5 oder 6 Hühner im Stalle. Wir hielten uns in einem warmen Winkel des Stalles einige Zeit auf. Unsere Meynung war, nach der Messe zu gehen, und wir warteten da demnach, bis man dazu einläuten würde. Sie, die Frau, hätte wollen aus dem Stalle nach dem Hause gehen, um Feuer anzumachen, damit ihr Mann, der den Schnee vom Dache wegräumte, sich daran wärmen möchte. Als sie aber gemerkt hätte, daß ein Schneehaufe nach der östlichen Seite herunter rollte, wäre sie wieder in den Stall zurückgekehrt, hätte die Thür zugemacht, und ihrer Schwester davon Nachricht gegeben. Nach ungefähr drey Minuten hätten sie beobachtet, daß das Dach des Stalles über ihrem Haupte zerbrochen, und mit einem Theile des Bodens herunter gefallen wäre. Ihre Schwester hätte ihr gerathen, sie möchte sich in die Krippe und Raufe legen, welches sie auch eiligst gethan hätte. Der Esel war an die Krippe gebunden gewesen, hätte sich aber durch Schlagen und Sträuben losgemacht; und obgleich die Krippe dadurch nicht gebrochen sey, wäre doch der kleine Napf umgestoßen worden. Ihre Schwester hätte solchen aufgenommen, und sie hätten sich dessen bedient, um den geschmolzenen Schnee darin zum Trinken aufzubewahren. Zum Glücke wäre die Krippe gerade unter dem Hauptpfeiler des Stalles gewesen, welcher der Last des Schnees widerstanden hätte. Ihre erste Sorge wäre nun dahin gegangen, wo sie Nahrung finden sollten. Ihre Schwester hätte 15 Kastanien in der Tasche gehabt, auch hätten sie sich erinnert, daß an einem nicht weit vom

Stalle entlegenen Orte 30 oder 40 kleine Brode lägen, und sich Mühe gegeben, solche zu bekommen; wegen der großen Menge des Schnees aber wäre es unmöglich gewesen, deshalb hätten sie, so laut als sie gekonnt, um Hülfe zu schreyen angefangen, allein kein Mensch hätte sie gehört. Ihre Schwester hätte nochmahls die Brode gesucht, allein sie wäre ohne dieselben wieder zu der Krippe gekommen, und hätte ihr, der Frau, 2 Kastanien gegeben, und selbst 2 gegessen, wozu sie etwas Schneewasser getrunken. Während dieser Zeit wäre der Esel sehr unruhig gewesen, und hätte gewaltig geschlagen, und die Ziegen hätten einige Tage lang geblöcket, hernach wären sie auf immer verstummt. Zwey Ziegen aber hätten sich nahe bey der Krippe befunden, und wären lebendig geblieben, da es an Heu nicht fehlte. Diese hätten sie sorgfältig befühlt, und dadurch erfahren, daß eine derselben trächtig wäre, und gegen die Mitte des Aprils Junge werfen würde; die andere wäre melk gewesen, von deren Milch sie denn auch ihr Leben erhalten hätten.

Das Loos dieser armen verschütteten Menschen war in der That schrecklich. Außer dem Hunger, der sie bey der kärglichen Portion Milch nothwendig plagen mußte, hatten sie mit dem herabtröpfelnden Schneewasser, das sie stets durchnäßte, mit dem Ungeziefer, das sie zuletzt bis auf die Knochen annagte, zu kämpfen. Die Luft wurde nach und nach durch ihre eigenen Ausdünstungen und durch den Geruch von dem todten Viehe so verpestet, daß sie kaum mehr athmen konnten. Dazu kam die gedrückte Lage, worin sie sich halten mußten. Doch behielten die 3 Frauenzimmer das Leben; der Knabe starb schon am 6ten Tage nach heftigen Leibschmerzen.

Nach dem 20sten Tage ihrer Einkerkerung hörte ihre Zeitrechnung auf. Bis dahin hatten die Hähne, ihre Unglücksgenossen, durch ihr Krähen die Tageszeiten angedeutet, von denen sie sonst in der völligen Finsterniß nichts gewußt hätten. Da starben aber auch diese.

Mehr über die Schneelauwinen, besonders in der Schweitz findet man im Jahrgange des Verkündigers von 1809 im 73sten Stück, und andern frühern Jahrgängen.

Einiges über den östreichischen Feldmarschall-Lieutenant, Freyherrn von Mylius.

Am 2ten Febr. dieses Jahres starb zu Prag der k. k. Feldmarschall-Lieutenant, Kämmerer und Marien-Theresiens-Ordens Ritter, Anton Ulrich Freyherr von Mylius, im 70ten Jahre seines Alters. Der Staat verlor an ihm einen seiner ältesten, treuesten Diener, die Armee einen ihrer ältesten geprüftesten Krieger, und der Theresien-Orden seinen ältesten Ritter. Er war aus der freyen Reichsstadt Cöln gebürtig, trat im Anfang des Jahres 1759 als Unterlieutenant in k. k. Kriegsdienste, und wurde wenig Monate nachher als Adjutant bey dem damaligen Generalmajor Vogelsang angestellt.

Am 26sten July 1760 erwarb er sich im 18. Jahre seines Alters bey Eroberung der Festung Glatz den Theresien-Orden, weil er mit 50 von dem damaligen Feldzeugmeister Baron Loudon zu diesem Ende ihm anvertrauten Freywilligen den Sturm anfieng, den bedeckten Weg um eins mit sechs Kanonen besetzte Redoute erstieg, sich in solcher bis zur Eintreffung des Succurs standhaft behauptete, und sodann ungeachtet zweyer empfangenen Wunden an der Spitze der Stürmenden blieb.

Während dieser That erhielt er nach zweyen darauf von ihm mitgemachten Feldzügen in der Promotion vom 22. Dez. 1761 den Orden, hatte folglich die ausgezeichnete Ehre, der erste in der ganzen Armee gewesen zu seyn, welcher als Lieutenant den Orden erhielt, und wurde nach Ende des dritten Feldzugs im Jahre 1763 vom Unterlieutenant zum Hauptmann im 12ten Infanterie-Regiment Wenzel Wallis befördert.

Im Jahre 1774 wurde er als Adjutant bey dem Feldmarschall- und Kriegs-Präsidenten Grafen Haddick angestellt, bey welcher Anstellung er drey Jahre blieb, bis er im Jahre 1777 zum Major im Regiment befördert wurde, und in dieser Eigenschaft den im Jahre darauf erfolgten Feldzug gegen Preussen mitmachte.

Im Jahre 1786 wurde er zum Obristlieutenant und im Jahre 1790 zum zweyten Obristen im nämlichen Regiment ernannt, erhielt aber kurz darauf den Auftrag, sich ins Reich zu Organisirung und Anführung des grün Loudonischen Freykorps zu begeben.

Nachdem er mit diesem neu errichteten Korps bey Wiedereroberung der damals insurgirten Nie-

Verlande wichtige Dienste geleistet hatte, und im Jahre 1792 der Krieg gegen Frankreich ausgebrochen war, wurde ihm mit einem kleinen Korps leichter Truppen die Deckung West-Flanderns aufgetragen, welchen Zweck er in mehreren gegen die überlegene Macht des französischen Marschall Luchner glücklich geführten Gefechten vollkommen erreichte.

Im Jahre 1793 führte er ebenfalls ein detachirtes Korps, deckte die rechte Flanke der unter dem Feldmarschall Prinz Coburg vorrückenden und siegenden Haupt-Armee, eroberte nach zwey hartnäckigen und glücklichen Gefechten Diest und Antwerpen, besetzte Bruges und Ostende und bewirkte hier die Vereinigung mit den unter des Herzogs von York königl. Hoheit landenden Engländern.

An allen später in Flandern durch die vereinigte k. k., brittische und holländische Truppen geführten Gefechten und Operationen nahm er den thätigsten und ausgezeichnetesten Antheil, bis er gegen Ende des Feldzuges zu seiner neuen Bestimmung als Commandant des Ulrich Kinskyschen 36ten Regiments abgieng.

Als Obrister dieses Regiments wohnte er den Feldzügen der Jahre 1794 und 1795 in den Niederlanden und am Rhein bey, wurde bey der Belagerung von Landrey verwundet, und erwarb mit dem von ihm angeführten Regiment in allen Gefechten Ruhm, Auszeichnung und glücklichen Erfolg.

Im Frühjahr 1796 wurde er zum Generalmajor befördert, und diente in dieser Eigenschaft am Rhein in den Feldzügen 1796, 1797, 1799, wobey er oft und besonders in den Gefechten von Kirchelb am 19. Juny 1796, bey dem Entsatz von Ehrenbreitstein am 17. Sept. n. J. bey dem Sturm von Mannheim am 18. Sept. 1799 und bey dem Gefecht von Wisloch am 2ten Dezember n. J. das Glück hatte, sehr wichtige Erfolge zur vollkommenen Zufriedenheit des en Chef Commandirenden E. H. Carl kaiserl. Hoheit zu erkämpfen.

Im Frühjahr 1800 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant befördert, und zur italienischen Armee beordert, wo er Anfangs im Kirchenstaat und Toscana, später am untern Po ein detachirtes Korps d' armèe Commando in dem wichtigsten und verwickeltesten sowohl politischen als militärischen Verhältnissen mit dem vollkommensten Erfolg führte.

Nach erfolgtem Frieden wurde er im Jahre 1801 als Divisionnair in Prag angestellt, während der gefahrvollen Epoche des Feldzugs 1805 führte er das Interims-General-Commando im Königreich Böhmen mit dem ihm eignen Eifer und rastloser Thätigkeit, bis er im Dezember des nämlichen Jahres in Ruhestand versetzt wurde, von welchem Augenblicke an er blos seiner Familie lebte. Allgemeine Hochachtung begleitet das Andenken eines Mannes, der als Mensch, Krieger und Staatsbürger eben so ausgezeichnet als ehrwürdig war.

Verfahren, aus Syrup einen brauchbaren Honig zu bereiten.

Herr Fremy hat der Ackerbau-Gesellschaft des Seine und Oisedepartement das Verfahren mitgetheilt, welches er anwendet, um aus dem Honig einen Syrup zu bereiten, der mit den Runkelrübenzucker zur Ersetzung des Colonialzuckers concurrirt. Es ist folgendes:

Honig	50 Kilgramme
Gewaschene Kohle	5 Kilogramme
Wasser	8 Litres
Eyerweiß	5
Kreide	1 Kilog.

Das Eyerweiß schlägt man mit Wasser und rührt dasselbe nebst der Kohle und der Kreide in den Honig, bringt alles in einen Kessel, so daß es zwey Drittheil von ihm füllt, und bringt die Masse schnell zum Sieden. Wenn die Flüssigkeit, indem sie sieder, das Gefäß erfüllt, so setzt man es vom Feuer und läßt die Masse so lange stehen, bis sie wieder ihren ersten Raum eingenommen hat. Diese Operation wird dreymal wiederholt, und bey den dritten das Gefäß zwey Stunden lang ruhig stehen gelassen. Ein Theil der Kohle sammelt sich auf der Oberfläche der Flüssigkeit, wo man ihn leicht mit einem Schaumlöffel wegnehmen kann; man bringt die Masse von neuem zum Sieden, und gießt sie schnell auf einen Filtrirsack von Wolle, indem man Sorge trägt, die erst durchgelaufene Flüssigkeit noch einmal durchgehen zu lassen. Wenn der Syrup durchgelaufen ist, so bringt man auf den Filtrirsack die Kohle, welche man mit den Schaumlöffel abgenommen hatte. Nach Verlauf von einiger Zeit bringt man auf diesen ein wenig Wasser, um die Ueberreste des Honigs, die an der Kohle hängen, hinwegzunehmen. Diese Kohle bringt man dann unter die Presse, vereinigt diese beyden Flüssigkeiten und gebraucht sie bey einer neuen Operation anstatt Wasser.

Der

Verkündiger.

35. Stück. Dienstag. Am 18. Februar 1812.

Sitzung der Gesellschaft für Handel und Kunst zu Lyon.

Am 20. Dec. hielt die Gesellschaft für Handel und Kunst in Lyon ihre öffentliche Sitzung. Der Sekretair zeigte der Gesellschaft eine Probe Orgasinseide, die Hr. Bonnard vorlegte. Aus den Versuchen, und dem Bericht des Herrn Cynard, erhellt, daß Hr. Bonnard es zu einer Feinheit in der Länge, und zu einer Vollkommenheit in dem Gewebe gebracht hat, die alles Lob verdient.

Hr. Bony, Seiler zu Brignais, hat mit vielem Erfolge in die Seilerkunst, mehrere, schon in andern Gewerben gebrauchte Maschinen übertragen, und ist dahin gekommen, bey Verfertigung von dicken Seilen, die Arbeit der Menschen, durch die der Thiere zu ersetzen. Die mittelst des neuen Apparats gedrehten Stricke haben mehr Stärke und Elasticität, weil sie gleichförmiger gedreht sind. Hr. Bony hat deswegen eine silberne Medaille erhalten.

Der Secretair hat noch andere Erfindungen bekannt gemacht: eine Kartätsche von Hrn. Viel de Bourgoin für den Hanf, und die Wolle; einen Stiefel ohne Nath von Hrn. Vivion, der schon im vorigen Jahre zwey Medaillen, für die undurchdringlichen Schuhe erhalten hat; einen Weberbaum und andre Maschinen, die Hr. Vigneron von Paris der Gesellschaft mitgetheilt hat. Er hat eine kurze Analyse einer sehr interessanten Abhandlung des Hrn. Chancey über die Verkohlung und Destillation des Holzes, so wie über die verschiedenen Produkte, die man daraus ziehen kann, vorgelesen, und die Discussionen bekannt gemacht, die zwischen der Pariser und Lyoner Gesellschaft, wegen Hrn. Roards neuen Verfahren, die Seide zu kochen, statt hatten.

Nachdem der Sekretair die Gesellschaft an die alten Dienste, die Hr. Rivay den Lyonischen Manufakturen erwiesen, erinnert hatte, gab er der Gesellschaft einen Begriff von dem, was dieser 70jährige Künstler in dem Fache noch leisten könnte, welchem er sein ganzes Leben gewidmet hat. Dadurch wurde die Gesellschaft bewogen demselben im laufenden Jahre eine Summe von 300, und eine andere von 150 Franken zur Aufmunterung und Unterstützung zu geben. Zugleich zeigte der Sekretair der Gesellschaft ein Saugglas (Lubel) für Kranke und Kinder, welches auch zugleich zum Ernähren der jungen Thiere dienen kann, und Hrn. Rivay, seinem Erfinder, zur großen Ehre gereicht.

Hr. Poncelet, Sohn, ein geschickter Manufakturier und Mineraloge, hat der Gesellschaft verschiedene Produkte, einer von ihm im Departement der Ourthe bearbeiteten Mine, vorgelegt. Darunter zeichneten sich besonders Zinktafeln aus, die die Eisenblechernen Ableitungs-Röhren, so wie das Bley beym Dachdecken ersetzen können. (Ueber den Gebrauch zum Dachdecken, haben wir schon in frühern Jahrgängen des Verkündigers, mehrere von Deutschen, Engländern und Franzosen pro und contra gegeben.) Hr. Poncelet zeigte den Wunsch, correspondirendes Mitglied der Gesellschaft zu werden, welcher ihm auch erfüllt wurde. (Diesem widerspricht so eben Hr. Caselli, Generalsekretair vom Departement der Ourthe, und sagt, daß es nicht Hr. Poncelet sey, der das Zinkbergwerk betreibe, sondern Hr. Dony, Einwohner von Lüttich. Dieser, fährt er fort, ist, nachdem er viele Versuche

anstellte

anstellte, und mehr als zweymalhundert tausend Thaler, in der Hoffnung einer nützlichen Entdeckung, verschwendete, dahin gekommen den Zink, mittelst auf seine Kosten errichtete Oefen, rein zu erhalten. Er läßt das Zink plätten, von welchem man in Paris und andern Städten Platten von 13 bis 14 Decimeter-Länge, und fast eben so viel Breite sieht, und noch andere nützliche Dinge daraus gießen. Es ist daher höchst ungerecht Hrn. Poncelet, der in Dony's Werkstätte arbeitet, dieses Verdienst allein zuzuschreiben ꝛc.)

Herr Puteaux-Gatinois, Ebenist von Lyon, hat der Gesellschaft ein ganz von inländischem Holze gemachtes Meuble vorgelegt; nachdem der Sekretair die Verdienste dieser Arbeit gezeigt hatte, las er ein Memoire vor, in welchem dieser Künstler mit vieler Sorgfalt die verschiedenen Eigenschaften der in der Ebenistenkunst anwendbaren Hölzer zeigt (Im künftig erscheinenden 13. Band des Neuesten und Nützlichen für Chemie, Fabrikwissenschaft ꝛc. wird man eine vortreffliche Anweisung, inländischen Hölzern die Farbe der ausländischen zu geben, von Cadet de Gassicourt, so wie andre Arten Holz zu färben, von Franzosen und Deutschen, finden.)

Hr. Mallet zeigte eine Maschine zum Abhaspeln der Seide, die große Vortheile gewährt; aber da der Concurs geschlossen war, konnte die Gesellschaft keine Preise mehr vertheilen, sie bezeigte also Hrn. Mallet öffentlich ihre Zufriedenheit. Hr. Bugnot, hat der Gesellschaft in einer ihrer letzten Sitzung Platten von bereiteten Stahl gezeigt, die zur Verfertigung der Ziehelsen, welche die Gold-Drathzieher gebrauchen, anzuwenden sind. Eine Commission wurde zur Untersuchung dieses Stahls ernannt. Wenn, wie man vermuthet, Hr. Bugnot ein Geheimniß gefunden hat, welches bisher das Patrimonium einiger Familien blieb, so würde er einem Zweig unserer Manufakturen einen großen Dienst erwiesen haben.

Se. Maj. haben durch ein Decret vom 5. Jul. 1810. einen Preis von 25000 Franken demjenigen bewilligt, der ein sicheres und leichtes Verfahren, um fest und schön mit Berlinerblau die Seide und Wolle zu färben, angibt. Hr. Raymond, ist dahin gekommen das Berlinerblau auf der Seide zu fixiren. Se. Maj. der Kaiser, der die Arbeiten dieses Chemisten belohnen wollte, hat ihm, unter dem Titel: Ermunterung und Belohnung, 8000 Fr. bewilligt. Die Details des Verfahrens wurden öffentlich bekannt gemacht. — Der Sekretair endigte seine Rechenschaft, in dem er einen Blick auf die Gesellschaft, auf die Erfindungen, die sie entwickeln sah ꝛc. warf.

Beobachtungen des neuen Kometen.

Die seit länger als einem Monat ungewöhnlich ungünstige Witterung, hat seit den ersten, in diesen Blättern angezeigten Beobachtungen des neuen Kometen nur noch drey Beobachtungen aus der Göttinger S erwarte verstattet, die wir zugleich mit den ersten, in der Reduktion etwas verbessert, mittheilen:

	Mittl. Zeit.	Ger. Aufst.	Abweichung.
2811. Dec. 9	10 U. 6 52	63° 49′ 41″ 4	10° 21′ 55″ 5 S.
11	10 34 1	63 33 18, 0	8 39 46, 4
12	8 5 52	63 26 25, 3	7 54 25, 9
1812. Jan. 3	7 1 30	62 37 6, 4	9 47 14, 7 N.
4	6 53 59	62 40 38, 6	10 29 57, 8 N.

Schon am 13ten Dezember hatte Herr Professor Gauß aus seinen ersten Beobachtungen und denen des Herrn von Zach, welche wir gleichfalls an andern Orten mitgetheilt haben, vorläufige parabolische Elemente berechnet, die im Verkündiger vom vergangenen Jahr im Auszuge abgedruckt sind. Natürlich konnten diese auf so dürftige Data gegründete Elemente nur genäherte seyn, welche indessen am 3ten Januar nur erst 8 Minuten von der Beobachtung abwichen. Herr Professor Gauß übertrug nun, nachdem er seine Beobachtung vom 4ten Januar gemacht hatte, die Verbesserung der parabolischen Elemente Herrn Nicolai, welcher diese Arbeit mit größter Sorgfalt und dem besten Erfolge ausgeführt hat. Folgendes sind die verbesserten Elemente, welcher diese geschickte Rechner herausgebracht hat, und die gewiß nur noch unbedeutender Verbesserungen fähig seyn werden.

Zeit der Sonnennähe 1811, November 11. 9 U. 24′ 38″ Meridian von Göttingen.

Abstand in der Sonnennähe	1,589198
Länge der Sonnennähe	47° 39′ 36″1

Länge

Länge des aufsteigenden Knoten	92	53	44,2
Neigung der Bahn	31	32	38,7

Bewegung rechtläufig.

Die Constanten, vermittelst welcher nach Herrn Professor Gauß Methode die Coordinaten des Kometen in Beziehung auf den Aequator berechnet worden, sind folgende:

$x \cos \frac{1}{2}v^2 = A \sin (v + 138^\circ\ 9'\ 39''6)$
$y \cos \frac{1}{2}v^2 = B \sin (v + 59\ 53\ 53,5)$
$z \cos \frac{1}{2}v^2 = C \sin (v + 355\ 26\ 5,4)$
$\log A = 0{,}1319477$
$\log B = 0{,}1784770$
$\log C = 9{,}9865984$

Außer den oben angeführten Beobachtungen sind Herrn Professor Gauß noch einige auf der Seeberger Sternwarte von Herrn von Lindenau, zu Bremen von Herrn Dr. Olbers, und zu Paris von Herrn Burckhardt angestellte mitgetheilt worden; letztere sind Meridian-Beobachtungen. Mit diesen sämmtlichen Beobachtungen verglich Hr. Nicolai seine Elemente, und erhielt folgende schöne Uebereinstimmung, die kaum noch etwas zu wünschen übrig läßt.

	Unterschied. in gerader Aufsteig.	Unterschied. in der Abweich.	Beobachter.
1811. Nov. 18	− 12″4	− 138″4	Die H. H. v. Zach.
19	+ 34,7	+ 19,5	v. Zach.
20	− 11,9	− 5,5	v. Zach.
21	− 45,0	+ 4,9	v. Zach.
Dec. 8	+ 9,7	.....	v. Lindenau.
9	+ 1,0	− 51,4	Olbers.
9	+ 4,9	+ 22,6	v. Lindenau.
9	− 5,0	+ 3,4	Gauß.
11	+ 2,9	− 32,7	Gauß.
12	+ 8,5	− 27,6	Gauß.
14	+ 23,5	− 34,4	Olbers.
14	+ 18,9	− 6,7	Burckhardt.
16	+ 28,7	− 18,1	Olbers.
22	+ 20,8	+ 2,4	Burckhardt.
25	+ 25,1	− 3,1	Burckhardt.
1812. Jan. 3	+ 2,7	− 21,1	Olbers.
3	− 5,5	+ 12,9	Gauß.
4	+ 2,8	− 12,7	Gauß.
6	− 35,6	− 1,5	Olbers.

Der Komet hat seit den ersten hiesigen Beobachtungen, wo seine Lichtstärke am größten und etwa = 0,7 war, merklich an Licht abgenommen, doch ließ er sich am 3ten und 4ten Januar noch eben so gut, wie vorher, beobachten. Er würde noch sehr lange sichtbar bleiben, wenn nicht zu befürchten wäre, daß sein nun immer mehr abnehmendes Licht ihn wohl schon im Februar unsern Augen entziehen wird. Inzwischen werden die Beobachtungen sehr durch folgende Ephemeride erleichtert werden, die gleichfalls von Herrn Nicolai berechnet ist, und welcher zufolge der Komet, nachdem er bereits mitten durch die Hyaden gegangen ist, aus dem Stier in den Fuhrmann treten, und dort wahrscheinlich unsichtbar werden wird.

Lauf des Kometen vom 14ten Januar bis 10ten März.

Mitternacht in Göttingen.	Gerade Aufst.		Nördl. Abw.		Logarithm des Abst.	Lichtstärke.
1812. Jan. 14	63°	49′	17°	3′	0,0016	0,303
18	64	30	19	16	0,0236	0,267
22	65	18	21	18	0,0459	0,234
26	66	14	23	10	0,0682	0,205
30	67	17	24	52	0,0904	0,179
Februar 3	68	29	26	24	0,1124	0,157
7	69	40	27	49	0,1342	0,138
11	70	59	29	5	0,1555	0,121
15	72	24	30	15	0,1765	0,107
19	73	53	31	18	0,1969	0,094
23	75	26	32	15	0,2169	0,083
27	77	3	33	6	0,2363	0,073
März 2	78	43	33	52	0,2552	0,065
6	80	26	34	34	0,2736	0,058
10	82	12	35	11	0,2915	0,052

Das Aufschlitzen der Bäume.

Man hat sehr häufig die Probe bewährt gefunden, daß Einschnitte in die Rinde des Baums, demselben neues Leben gaben, wenn er durch den Frost oder durch den Raupenfraß scheinbar todt war. Allein nur diejenigen Proben sind allgemein gelungen, bey denen die rechte Art und die rechte Zeit sorgfältig beobachtet wurden. Diese rechte Art ist folgende:

Erstlich, mache man den Einschnitt nie zu tief, sondern allezeit nur durch die oberste Rinde, es sey denn, daß alle Kennzeichen vorhanden wären, daß der Baum wirklich erfroren sey. In diesem Falle muß durch einen tiefen Einschnitt dem stehen-

des

den Safte Luft gemacht werden. Der Einschnitt, ferner, muß so viel möglich schnurgerade abwärts gezogen werden, weil sonst das eine Uebel gehoben, und ein anderes erzeugt wird, indem das Ungeziefer in die aufgeschlitzte Rinde nistet. Die Einschnitte müssen nie nach der Mittagsseite gemacht werden, weil dort die Sonne zu stark brennt; am besten geschehen sie nach der Abendseite.

Die rechte Zeit, die Einschnitte zu machen, ist der Monat März, wenn der Saft in die Bäume getreten, und man vor allzu starkem Froste gesichert ist.

Die Anwendung dieser kurzen Vorschrift hat nach den Erklärungen mehrerer berühmten Pomologen noch nie die erwünschte Wirkung verfehlt, und hat nebenbey den großen Vortheil, daß sie besonders bey Bäumen, die auf fruchtbaren Boden stehen, ihren Wachsthum auf eine in die Augen fallende Art befördert.

Unglücke durch tolle Hunde.

Im Spital zu Zürich liegen 13 Personen, die am 25., 26. und 27. Jenner in Dübendorf, Wetzikon, Medikon, Bertschikon, Oetweil, von einem tollen Hunde gebissen wurden. Einige von ihnen sind so sehr gemißhandelt, daß sie den Tod wünschen müssen, oder bey den größten Schmerzen und bey allfälliger Wiederherstellung die traurigste Entstellung und Verstümmlung zu erwarten haben. Der Hund war groß und zerfleischte Einigen das ganze Gesicht. Man will das Ungeheuer todt wissen, aber auch sein Tod sichert vor noch schlimmern Folgen nicht. Wie vielen andern Hunden mag er auf seinem langen Wege, den er während seiner Krankheit machte, den Stoff zur Wuth mitgetheilt haben?

Wenn man auch das Halten und freye Herumlaufen der Hunde gestattet, so sollte es doch nicht ohne Maulkorb geschehen dürfen, der, denen der Pferde gleich, auch unterhalb des Maules Bogen hätte.

Verschiedenes.

Wie in der banatischen Gränze, so wurden auch in der slavonischen Gränze die von Hrn. Dr. v. Heintl vorgeschlagenen Versuche mit der Akklimatisirung der Seidenraupen, im Freyen, im verflossenen Sommer unternommen. Erlagen die auf die Maulbeerbäume ausgesetzten Raupeneyer im Gradiskaner- und Brooder-Regimente gleich gänzlich den Unbilden der Witterung, so trafen doch die Resultate dieser Versuche, welche im Peterwardeiner Regimente und im Tschaikistenbataillon angestellt wurden, mit jenen überein, welche man im Deutsch-banatischen Regimente erhielt; vielleicht eben, weil diese Bezirke mit dem ebenen Banate einerley Klima haben. Zwar nahm man im Peterwardeiner Regimente — nicht ganz zweckmäßig die im Freyen erhaltenen Galleten ab, und setzte erst die im Zimmer ausgekrochenen weiblichen Schmetterlinge nach ihrer Paarung wieder auf die Maulbeerbäume; indessen erhielt man hier, wie im Tschaikistenbataillon, wo die Raupe ununterbrochen auf dem Baume blieb, neuen Samen, von welchem ein Theil den Herbst glücklich überstand, und wenn er bis zum Frühjahr ausdauert, die nächsten Versuche um so interessanter machen wird.

Ueber die nun vollendeten merkwürdigen Holzleitungen im Kanton Unterwalden, wodurch die bis dahin Jahrhunderte durch unbenutzt gebliebenen großen Waldstreken am Rüken des Pilatusbergs zugänglich und nutzbar wurden, liefern Schweizerblätter umständliche Nachrichten. Vom April 1811 bis zum 30. Nov. ward das Werk vollendet, und eine Leitung zwey starke Stunden lang, aus mehr als 20,000 Stämmen Holzes erbaut, stund da, worauf nun Hölzer 50 bis 100 Schuh lang und 1 bis 11 Schuh dick, den Weg in 3 bis 6 Minuten zurücklegen, und in einer Viertelstunde aus dem Aafluß in den Vierwaldstädtersee schwimmen. Das Ganze hat das Ansehen einer einzigen Brücke, welche Verschiedenemal auf abgebrochenen Anhöhen das Erdreich berührt, bald aber wieder hoch in der Luft schwebt, und aus 1411 Joch besteht, worauf eine halbcirkelförmige Schaale liegt, in deren Mittelbaum Wasser fließt, um in den Ebenen einen gleich schnellen Lauf der Hölzer zu erzwecken.

Die Anzahl der Akademiker auf der Universität Freiburg beträgt im gegenwärtigen Winterhalbjahre 307, unter denen sich 249 Inländer und 58 Ausländer befinden.

Der

Verkündiger.

36. Stück. Mittwoche. Am 19. Februar 1812.

Hauptresultate der Witterungsbeobachtungen zu Karlsruhe.

(Man sehe den vorjährigen Verkündiger.)

Dieses Jahr war wegen seiner Witterung so besonders ausgezeichnet, daß ein Rückblick auf die einzelnen Monate, und die Vergleichung mit andern Jahren, für die Gegenwart und Zukunft von Interesse seyn dürfte.

Die Beobachtungen wurden auf dieselbe Art wie seit vielen Jahren angestellt. Nämlich im Winter, Morgens zwischen 7 und 8, im Sommer zwischen halb 6 und halb 7; Mittags zwischen 2 und 3; Nachts zwischen halb 10 und halb 11 Uhr. Die meteorologischen Instrumente sind von vorzüglichster Güte. Das Barometer ist mit einem Nonius versehen, der Zehntheile einer Linie angiebt; an demselben Bret befindet sich auch ein Thermometer, dessen Stand zugleich beobachtet wird, um daraus die wahre Barometerhöhe durch Rechnung zu finden. Bey den wöchentlich erscheinenden Tabellen wird auf diese Korrektion keine Rücksicht genommen, wohl aber bey den monatlichen und jährlichen Uebersichten. Da sich das Barometer in einem Zimmer befindet, welches beständig bewohnt wird, so kann man die Temperatur des Queckſilbers beyläufig zu 14 — 18 Grad annehmen. Die Erhöhung des Barometers über die Fläche des Marktplatzes beträgt 19 Fuß.

Das Reaumursche Queckſilber-Thermometer hängt ganz frey gegen Norden, im Schatten. Es könnten auch die Temperaturen der Sonnenwärme angegeben werden, allein die Localitäten veranlassen so viele Modifikationen, daß es sehr schwer ist, reine, vergleichbare Resultate zu erhalten.

Das de Lucsche Fischbein Hygrometer, welches von Zeit zu Zeit mit zwey ähnlichen verglichen wird, befindet sich zunächst dem Thermometer.

Die Richtung des Windes wird nach den Fahnen des Großherzoglichen Schlosses, so wie nach dem Zug der Wolken, des Rauches u. s. w. beobachtet, bey Windstillen treten zuweilen unvermeidliche Ungewißheiten ein.

Das Regen-Maaß hat einen Quadratfuß Oberfläche, und befindet sich ganz im Freyen. Die Beobachtungen mit andern physicalischen Instrumenten anzuführen, würde für dieses Blatt zu weit führen.

Januar. Höchster Barometerstand am 20sten Morgens 28 Zoll 4 $\frac{80}{100}$ Linien; tiefster am 18. Abends 27 Zoll 5 $\frac{66}{100}$ Linien; Veränderung 1 $\frac{14}{100}$ Linien; Mittel 27 Zoll 11 $\frac{11}{100}$ Linien. Höchste Temperatur am 15. Mittags 6 $\frac{8}{10}$ Gr. über Null; tiefste am 3. Morgens 11 Gr. über Null; Veränderung 17 $\frac{8}{10}$ Grad; mittlere Temperatur 2 $\frac{6}{10}$ unter Null. Dieser Monat war also um 3 $\frac{2}{10}$ Grade im Mittel kälter als gewöhnlich; wärmer als in den Jahren 1802 u. 10; kälter als 1803, 4, 5, 6, 7, 8 u. 9. Die größte Feuchtigkeit am 14. Morgens 97; die geringste am 27. Mittags 53; Veränderung 44, Mittel 72. Herrschende Winde Nordost. Völlig heitere Tage 5, trübe 6, vermischte 20. An 3 Tagen Regen, an 9 Schnee, an 1 Graupeln, 27 Eistage. Regen und Schneewasser auf 1 Quadratfuß 177 Kubik-Zoll.

Februar. Höchster Barometerstand am 18ten Morgens 28 Zoll 2 91/100 Linien; tiefster 27 Zoll

• 73/100 Linien am 16. Morgens; Veränderung 14 13/100; Mittel 27. 8 81/100. Höchste Temperatur am 27. Mittags 9 1/10 Gr.; tiefste am 19. Morgens 5 Gr. Veränderung 14 1/10 Gr.; Mittel 3 1/10 Gr. über Null. Daher um 1 Grad wärmer als gewöhnlich; kälter als in den Jahren 1806 u. 9; wärmer als 1802, 3, 4, 5, 8 u. 10. Größte Feuchtigkeit am 7. Nachts 94; geringste am 24. Mittags 55; Veränderung 39; Mittel 76. Herrschende Wind SW.. Völlig heitere Tage 2, trübe 6, vermischte 20. An 11 Tagen Regen, an 4 Schnee, 3 mal Graupeln, an 8 Eis. Auf 1 Quadratfuß fielen 316 Kubikzoll Regen und Schneewasser.

März. Höchster Barometerstand am 10. Morgens 28 Zoll 4 7/10 Linien; tiefster, am 1. Morgens 27 Zoll 7 4/100, Veränderung 9 29/100, mittlere Höhe 28 Zoll 1 1/100 Linie, daher ganz ungewöhnlich hoch. Höchste Temperatur, am 8. Mittags 13 2/10 Grad, tiefste am 15. ganz früh 1 1/10 Grad unter dem Eispunkt; Veränderung 14 3/10 Grad; mittlere Temperatur 7 2/10 Grad. Dieser Monat war also um 3 9/10 Grade wärmer als gewöhnlich, und beträchtlich wärmer als in den letzten 10 Jahren. Die größte Feuchtigkeit am 3. Nachts 80 Grade, die geringste am 27. Mittags 37, Veränderung 43, mittlere 59. Die herrschenden Winde vom Nordost. Völlig heitere Tage 8, trübe 3, vermischte 20. An 8 Tagen Regen, an 2 Eis. Es fielen auf 1 Quadratfuß nur 35 Kubikzoll Wasser. Die Vegetation war ohngeachtet der rauhen Nordostwinde sehr vorgerückt.

April. Höchster Barometerstand am 12. Nachts 28 Zoll 2 73/100 Linien, tiefster am 9. Mittags 27 Zoll 2 49/100 Linien, Veränderung 14 24/100 Linien, Mittel 27 Zoll 8 58/100 Linien. Höchste Temperatur am 25. Nachmittags 4 Uhr 21 5/10 Grad, tiefste am 13. ganz früh 5/10 unter Null, Veränderung 22 Grade; mittlere Wärme 10 1/100 Grade. Daher um 2 8/10 Gr. wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den letzten 10 Jahren. Größte Feuchtigkeit am 15. Nachts 94 Grade; geringste am 3. Mittags 41, Veränderung 53, Mittlere 61 5/10 Gr.. Herrschender Winde, die von Nord und Nordost, zunächst die von West und Südwest. Heitere Tage 2, trübe 4, vermischte 24. An 12 Tagen Regen, 1 mal Schloßen, 2 Gewitter, auch einigemal Wetterleuchten. Quantität des Regens 170 Kubikzoll.

May. Höchster Barometerstand am 3. Morgens 28 Zoll 0 63/100 Linien, tiefster am 14. Morgens 27 Zoll 5 9/10 Linien, Veränderung 6 73/100 Linien, Mitte 27 Zoll 9 54/100 Linien. Höchste Temperatur am 31. Mittags 24 Gr., tiefste am 7. und 8. Nachts und Morgens 7 9/10 Grad, Veränderung 16 1/10, mittlere Temperatur 14 7/10 Grad. Also um 2 5/10 Grad wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den letzten 10 Jahren, mit Ausnahme von 1808. wo die mittlere Temperatur 14 8/10 betrug. Größte Feuchtigkeit am 2. Morgens 80 Grad, geringste am 19. Mittags 43 Grad, Veränderung 37, Mittel 60 Grad. Herrschende Winde von Südwest. Kein ganz heiterer Tag, 3 völlig trübe, und 28 vermischte. An 24 Tagen Regen, 6 Gewitter, worunter 2 ganz nahe. Quantität des Regenwassers 191 Kubikzoll.

Juny. Höchster Barometerstand am 18. Morgens 28 Zoll 2 47/100 Linien, tiefster am 21sten Morgens 27 Zoll 5 31/100 Linien, Veränderung 9 16/100 Linien, Mittel 27 Zoll 10 15/100 Linien. Höchste Temperatur am 8. Mittags 24 6/10 Grad, tiefste am 24. Morgens 10 1/10 Grad, Veränderung 14 5/10, Mittel 16. 0 Grad. Daher 2 Grade wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den letzten 9 Jahren. Größte Feuchtigkeit am 30. Nachts 85 Grade, geringste am 11. Mittags 42, Veränderung 43, Mittel 57 5/10. Herrschende Winde von Südwest. Heitere Tage 4, trübe 2, vermischte 24. An 12 Tagen Regen, 9 Gewitter, worunter 4 nahe. Auf 1 Quadratfuß fielen 701 Kubikzoll Regenwasser.

July. Höchster Barometerstand am 25. Morgens 28 Zoll 1 2/10 Linien, tiefster, am 8 Morgens 27 Zoll 8 19/100 Linien, Veränderung 5 1/100 Linien, Mittel 27 Zoll 10 63/100 Linien. Höchste Temperatur 26 8/10 Grad, am 20. Mittags, tiefste 10 Gr. am 10. Morgens, Veränderung 16 8/10; Mittel 16 4/10 Gr.. Daher um 5/10 Grade wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den Jahren 1802, 3, 4, 5, 6, 9, 10, kühler als in den Jahren 1807 und 8. Größte Feuchtigkeit am 12. Morgens 76 Gr., geringste am 20, 29, und 30. Mittags 41, Veränderung 35,

Mittel.

Mittel 57 8/10. Herrschende Winde von Südwest. 1 ganz heitrer, 3 ganz trübe und 27 vermischte Tage. An 9 Tagen Regen. 3 Gewitter, ausserdem öfters gewitterhaft und Wetterleuchten. Quantität des Regenwassers 103 Kubikzoll.

August. Höchster Barometerstand am 13. Morgens 28 Zoll 2 81/100 Linien, tiefster am 10. Morgens 27 Zoll 6 29/100 Linien, Veränderung 8 52/100 Linien, Mittel 27 Zoll 9 39/100 Linien. Höchste Temperatur am 1. Mittags 24 5/10 Grad, tiefste am 15. Nachts 9 6/10 Gr., Veränderung 14 9/10 Grad, Mittel 15 4/10 Gr., daher um 4/10 Grad kühler als gewöhnlich, kühler als 1802, 3, 7 und 8; wärmer als 1804, 5, 9 und 10; eben so warm als 1806. Größte Feuchtigkeit am 14. Nachts 92, geringste am 25. Mittags 47, Veränderung 45, Mittel 61 8/10. Herrschende Winde von Südwest. Ganz heitere Tage 7, trübe 0, vermischte 24. An 12 Tagen Regen, einmal Schloßen, 2 Gewitter, worunter 1 unbedeutend und fern, einmal auf kurze Zeit stürmisch. Quantität des Regenwassers 419 Kubikzoll.

September. Höchster Barometerstand am 10. Morgens 28 Zoll 1 93/100 Linien, tiefster am 27. Morgens 27 Zoll 5 2/100 Linien; Veränderung 8 91/100 Linien; Mittel 27 Zoll 10 55/100 Linien. Höchster Thermometerstand am 10. Mittags 21 9/10 Grad, tiefster am 19. Morgens 7 9/10 Grad, Veränderung 14 Grad, Mittel 13 2/10. Daher um 1 5/10 Grad wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den letzten 9 Jahren mit Ausnahme von 1810. Größte Feuchtigkeit am 21. Morgens 87 Grad, geringste am 20. Mittags 41 Grad; Veränderung 46 Grad, Mittel 59 4/10 Grad. Herrschende Winde Nordost und Nord, abwechselnd mit Südwest. Ganz heitere Tage 15, kein trüber, 15 vermischte. An 7 Tagen Regen, dessen Quantität betrug 197 Kubikzoll.

October. Höchster Barometerstand am 20. Morgens 28 Zoll 2 16/100 Linien, tiefster am 27. Mittags 27 Zoll 84/100 Linien, Veränderung 13 32/100 Linien, Mittel 27 Zoll 8 76/100 Linien. Höchste Temperatur am 17. Mittags 18 3/10 Grad, tiefste am 23. Morgens 5 8/10. Veränderung 12 5/10 Grad, Mittel 11 1/10 Grad, daher um 3 2/10 Grade wärmer als gewöhnlich, und beträchtlich wärmer als in den letzten 9 Jahren. Größte Feuchtigkeit am 30. Nachts 93, geringste am 14. Mittags 50, Veränderung 43, Mittlere 72 2/10 Grade. Herrschende Winde von Südwest. Heitere Tage 4, trübe 5, vermischte 22. An 11 Tagen Regen. 2mal Morgens Nebel. Quantität des Regenwassers 289 Kubikzoll.

November. Höchster Barometerstand am 27. Nachts 28 Zoll 3 81/100 Linien, tiefster 27 Zoll 4 96/100 Linien, Veränderung 10 85/100 Linien, mittlere Höhe 27 Zoll 11 4/10 Linien. Höchste Temperatur am 3. Mittags 15 7/10, tiefste am 19. Morgens 2 3/10 unter Null, Veränderung 18 Grade, Mittel 5 7/10 Gr., daher um 1 9/10 wärmer als gewöhnlich, und wärmer als in den letzten 9 Jahren, mit Ausnahme von 1806, wo die mittere Temperatur eben so hoch war. Höchste Feuchtigkeit am 25. Mittags 87, geringste am 3. Mittags 59, Veränderung 28, Mittlere 75 5/10 Grad. Herrschende Winde von Südwest. Heitere Tage 2, trübe 7, vermischte 21. An 14 Tagen Regen, an 2 Schnee, 1mal stürmisch, mehreremal Nebelgewölk und dünstig, an 5 Tagen Eis. Quantität des Regen- und Schneewassers 202 Kubikzoll.

December. Höchster Barometerstand am 1. Morgens, 28 Zoll 3 16/100 Linien, tiefster am 28. Morgens 27 Zoll 4/100 Linien, Veränderung 15 12/100 Linien, mittlere Höhe 27 Zoll 8 41/100 Linien. Höchste Temperatur am 2. Nachts und 21. Mittags 7 4/10, tiefste am 31. Nachts 6 Grade unter Null, Veränderung 13 4/10 Grad, Mitte 1° 8/10 Grad über Null; daher um 1/10 Grad kühler als gewöhnlich, kühler als in den Jahren 1802, 3, 6, 9 und 10, wärmer als 1804, 5, 7 und 8. Größte Feuchtigkeit am 24. Morgens 100, geringste am 4. Mittags 61, Veränderung 39, mittlere 78 1/10 Grad. Herrschende Winde von Südwest. Heitere Tage 1, trübe 12, vermischte 18. An 9 Tagen Regen, an 9 Schnee, 1mal Graupeln, 1 bis 2mal stürmisch, mehrmals dünstig, an 14 Tagen Eis. Quantität des Regen- und Schneewassers 296 Kubikzoll.

Allgemeine Resultate vom Jahr 1811.

Höchster Barometerstand am 20. Jänner Morgens 28 Zoll 4 8/10 Linien, bey einer Temperatur von 1 3/10 Gr. unter Null, 74 Gr. Feuchtigkeit

tigkeit, Nordostwind und heitere Witterung. Tiefster am 28. December Morgens 27 Zoll 4/100 Linien, bey 1 Grad über Null, 87 Gr. Feuchtigkeit, Südwestwind, und trübem Himmel mit etwas Schnee. Veränderung 16 7/100 Linien. Mittlere Höhe aus 1095 Beobachtungen 27 Zoll 10 3/100 Linien; daher um 33/100 Linien höher als gewöhnlich.

Höchste Temperatur am 20. July Mittags 26 8/10 Gr., bey einer Barometerhöhe von 27 Zoll 10 6/10 Linien; Hygrometer 41 Gr., Südwestwind, beynahe ganz heiterer Himmel, mit Spuren von Gewitterwolken. Tiefste Temperatur am 3ten Jannar Morgens 11 Grad unter Null, bey einer Barometerhöhe von 27 Zoll 8 4/10 Linien, Hygrometer 65 Grad, Nordostwind und ziemlich heiterem Himmel; Veränderung 37 8/10 Grade; mittlere Temperatur aus 1095 Beobachtungen 9 34/100 Grad; diese war in den 11 letzten Jahren

1800	=	8 2/10	Grad.
1801	=	9 3/10	—
1802	=	8 3/10	—
1803	=	7 5/10	—
1804	=	8 0	—
1805	=	7 3/10	—
1806	=	9 1/10	—
1807	=	8 6/10	—
1808	=	7 4/10	—
1809	=	8 0	—
1810	=	7 8/10	—

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

Der östreichische Graf Geniceo von rühmlichem Eifer beseelt, zur Beförderung der so gemeinnützigen Seidenkultur auf alle Art mitzuwirken, hat, nebst dem Anerbieten 10,000 Stück Maulbeerbaumpflanzen für die Unterthanen unentgeltlich herzugeben, worüber bereits von der Regierung die nöthigen Verfügungen getroffen wurden, noch den weitern Antrag gemacht, eben so viele Stücke, die auf seiner Herrschaft Jeutendorf im V. O. W. W., und auf seinem Gute Erlaahof im V. O. M. B. in Bereitschaft sind, an Güterbesitzer, und andere Unternehmer größerer Plantagen um den sehr mäßigen Preis eines Groschen für eine kleine, zwey Groschen für eine mittlere, und drey Groschen für eine größere Pflanze verabfolgen zu wollen. Denjenigen, welche sich mit der Seidenkultur abgeben, und Maulbeerbaumpflanzen zu erhalten wünschen, werden solche auf den benannten Herrschaften um die erst erwähnten Preise erfolgt werden. (Im vorjährigen Jahrgange findet man mehr über andere ähnliche Anerbieten.)

— —

Zu Pistoja ward auf Befehl der Regierung ein botanischer Garten angelegt, worin man neue Versuche anstellen will, ausländische Gewächse und Pflanzen in Toscana einheimisch zu machen.

— —

Die Subscriptionen für die neue Universität in Norwegen betragen jetzt 612956 Rthlr., außer 7770 Rthlrn. jährlicher Beyträge. Die Subscription an Getreide beträgt jährlich 669 Tonnen und 5 Scheffel Gerste und 217 Tonnen 6½ Scheffel Hafer.

— —

Die am 28. Jan. Abends nach 5 Uhr in Karlsruhe gesehene Feuerkugel wurde zu derselben Zeit auch in Darmstadt und Emmendingen beobachtet; von herabgefallenen Meteorsteinen sind inzwischen keine Nachrichten eingegangen.

— —

Am gleichen Abend des 28. Jan., wo zu Karlsruhe eine Feuerkugel beobachtet ward, ist zu Stammheim im Kanton Zürich, gegen 5 Uhr, ein ähnliches Meteor von Süd nach Nord hin ziehend bemerkt worden, das vor einem Hause auf der Nordseite des Dorfes ohne Knall zerplatzte. Weil in der darauf folgenden Nacht ein Haus eben dieses Dorfes in Feuer aufging, so veranlaßte jene Erscheinung mancherley Gerede; aber die zufällige Veranlassung der Feuersbrunst hatte damit nichts gemein.

Bekanntmachung.

Trost für Schwindsüchtige.

Die herrlichen Mittel des Herrn D. Müllers in Frankfurt am Mayn, gegen die Schwindsucht, bestehend in einem nährenden Pulver und lungenheilenden Roob hat à 2 Rthlr. 16 Gr. in Kommission zu Leipzig D. G. W. Becker an der Petersstraße Nro. 114.

NB. Wo alles verläßt, schaffen sie oft noch Hülfe; und Erleichterung in allen Fällen!

Der

Verkündiger.

37. Stück. Freytag. Am 21. Februar 1812.

Hauptresultate der Witterungsbeobachtungen zu Karlsruhe. (Beschluß.)

Die mittleren Temperaturen der einzelnen Monate waren folgende:

	Jan.	Febr.	Merz.	April.	May.	Juny.	July.	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dec.
1802	—3. 0.	2.4/10.	5.2/10.	9.1/10.	11.4/10.	15.2/10.	14.6/10.	17.2/10.	12.4/10.	9.5/10.	3.7/10.	1.9/10.
1803	—1.5/10.	0.9/10.	3. 0.	9.4/10.	9.5/10.	13.6/10.	16.3/10.	16. 0.	9.2/10.	7.2/10.	4.5/10.	3.3/10.
1804	† 4.3/10.	0.5/10.	3. 0.	7.8/10	13. 0.	13.8/10.	15. 0.	14.1/10.	12.6/10.	9.1/10	4. 0.	1.2/10.
1805	—1.6/10.	1.3/10.	3.4/10.	7.3/10.	10.7/10.	13.7/10.	14.5/10.	14.1/10.	12.6/10.	6.1/10.	1.2/10.	0.9/10.
1806	† 3.9/10.	3.8/10.	4.3/10.	6. 0.	13.8/11.	14.2/10.	15.7/10.	15.4/10.	11 9/10.	7.7/10.	5.7/10.	6.1/10.
1807	—0.1/10.	3.1/10.	1.6/10.	6.0/10.	13.8/10.	14. 0.	18. 0.	18.5/10.	10.8/10.	9.6/10.	5.2/10.	0.9/10.
1808	† 1.2/10.	0.7/10.	0.8/10.	6.5/10.	14.8/10.	14. 0.	17.6/10.	16.2/10	12. 0.	7. 0.	4. 0.	—2.4/10.
1809	† 1.4/10.	4. 0.	4.0/10.	5.2/10.	12.8/10.	13.9/10.	15.1/10.	15.1/10.	11.1/10.	6.0/10.	2.2/10.	3.3/10.
1810	—5. 0.	—0.9/10.	5.6/10.	8.1/10.	11.8/10.	13.8/10.	15.2/10.	14.9/10.	14.2/10.	8.2/10.	5 0.	3.1/10.
1811	—2.8/10.	3.1/10.	7.2/10.	10.1/10.	14.7 10.	16. 0.	16.4/10.	15.4/10.	13.2/10.	11.1/10.	5.7/10.	1.8/10.
Mittel a. d. letzten 9 Jahren.	—0.4/100	1.7/10.	3.6/10.	7.4/10.	12.4/10.	14. 0,	15.8/10	15.7/10.	11.9/10.	7.9/10.	3.9/10.	1.9/10.

Aus dem obigen 11 Jahren ergiebt sich für Karlsruhe eine mittlere Temperatur von 8 1/10 Grad, demnach war das Jahr 1811. um 1 24/100 Grad wärmer als gewöhnlich. Er war wärmer als jedes der letzten 11 Jahre, ihm zunächst kommen die Jahre 1801. und 6. Mehr als gewöhnlich kühl waren die Monate Januar, August und December; alle übrige zum Theil beträchtlich wärmer.

Größte Feuchtigkeit am 24. December Morgens 100 Grad bey 28 Zoll 2/10 Linien. Barometerhöhe, 4 Grad über Null, Westwind, trüben Himmel und Staubregen; geringste am 27. Merz Mittags 37 Grad, bey 28 Zoll 3 3/10 Linien, 9 8/10 Grad, Nordostwind und heiterem Himmel. Veränderung 63, Mittel 65 9/10 Grad.

Der Wind kam nach 1095 Beobachtungen 110mal von Norden (am meisten in April, July und September; am wenigsten im May und December); 233mal von Nordost (am meisten im Januar, May und September; am wenigsten im December und July); 71mal von Osten, (am meisten im Januar und Februar, niemals im August, September, Oktober und November); 2mal von Südost (im May); 41mal von Süden (am meisten im Januar, Februar, Oktober und November, am wenigsten im Merz, Juny, July und September); 521mal von Südwest (am meisten im December, Oktober, November, August und Juny, am wenigsten im Januar und April; 102mal von West (am meisten im April, am wenigsten im November und Oktober); 15mal von NW. (am meisten im April und July, nur 1 bis 2mal im Merz, August und December.) Die herrschenden Winde kamen also von Südwest. Die Summe der sämmtlichen von Südwest, West und Nordwest beträgt 638; die von Norden, Nordost und Ost nur 414, so, daß also diesmal die einander entgegen gesetzten Haupt-Luftzüge nicht, wie sonst gewöhnlich, beyläufig gleich waren.

In Rücksicht der Witterung überhaupt hatten wir in den Jahren

	g. heit. T.	ganz tr. T.	Verm. Tage.	Regen-Tage.	Schnee-Tage	Schlossen	Gewitter	Stürme.	Nebel.
1801	58	72	235	143	24	6	21	13	7
1802	90	68	207	105	23	6	16	10	8
1803	58	71	236	101	21	6	20	15	6
1804	34	60	272	147	27	6	18	8	10
1805	46	64	235	127	29	7	17	11	4
1806	33	90	242	162	17	3	14	25	15
1807	42	87	236	101	41	2	21	13	6
1808	36	89	241	125	32	5	20	17	7
1809	27	66	272	129	26	4	19	11	2
1810	29	72	264	136	14	5	13	14	6
1811	51	51	263	124	24	7	22	2	0
Mittel a. d. letzten 10 Jahren.	46	75	244	128	25	5	18	14	7

Die meisten ganz heitere Tage fielen in September, Merz und August, im May fanden keine statt. Die meisten ganz trübe waren im December, die wenigsten im Merz, May, Juny, July, gar keine im August. Die meisten vermischte im May, July, April, Juny und August. Die meisten Regentage im May und November, die wenigsten im Januar, September und Merz. Die meisten Schneetage im Januar und December, ausserdem nur im Februar und November. Die meisten Gewitter im July, die ersten im April, die letzten im August. Es schloß e. am häufigsten im Februar, ausserdem im Januar, April, August und December. Wir hatten an 56 Tagen Eis, am häufigsten im Januar.

Die gesammte Quantität des auf 1 Quadratfuß gefallenen Regen- und Schneewassers betrug 3096 Kubikzoll; oder wäre davon nichts verdünstet, und nichts in die Erde gedrungen, so würde es eine Höhe von 21 Zoll 6 Linien erreicht haben. In den vorangegangenen Jahren betrug die Höhe des gefallenen Regen- und Schneewassers

1801 = 33 Zoll 8 Lin.
1802 = 24 — 0 —
1803 = 28 — 0 —
1804 = 30 — 1 —
1805 = 28 — 7 —
1806 = 26 — 6 —
1807 = 26 — 0 —
1809 = 25 — 5 —
1810 = 26 — 0 —
Mittel = 27 — 4 —

Das Jahr 1811 war also ganz ungewöhnlich trocken, da der Unterschied zwischen der mittleren Wassermenge 5 Zoll 8 Linien beträgt. Am meisten regnete es im Juny, am wenigsten im Merz.

Das Jahr 1811 zeichnete sich also von vielen andern durch seine hohe mittlere Barometer und Thermometer-Stände, durch die herrschende Winde von SW., durch heitere und wenige ganz trübe Tage, durch viele Gewitter, Schlossen, wenig Stürme und Nebel, und wenig Regen u. Schneewasser aus. — Schon am 12. Merz zeigte sich ein starker Trieb in den meisten Pflanzen, am 21sten grünte es schon ziemlich, und manche Bäume blühten; am 8. April standen die meisten in voller Blüthe, und am 21. waren alle ganz grün; schon am 25. zeigten sich die Samen an den Reben, und kamen zwischen dem 27. May und 4. Juny größtentheils in Blüthe, welches in gewöhnlichen Jahren erst zwischen den 24. Juny und 10. July statt findet. Manche Trauben hatten am 16. Juny schon die Größe wie sonst im Anfang des Augusts. In der Mitte des Monats July gab es so reife Trauben, am 11. September hätte man bereits herbsten können, welches jedoch sehr zweckmäßig bis zum Ende Septembers verschoben wurde. So wie bey den Reben alles um 3 bis 4 Wochen früher als gewöhnlich statt fand, so reiften auch alle andere Früchte verhältnißmäßig früher. Die trockne und ungewöhnliche Wärme war zwar manchen Feldfrüchten nachtheilig, dagegen sah man bey andern, z. B. beym Welschkorn, einen ungewöhnlich kräftigen Wachsthum. Die Herbstwitterung war etwa wie die vom mittleren Italien, und der Oktober noch vorzüglich

schön,

schön, erst spät färbten sich die Blätter einzelner Bäume, man fand im Freyen zum zweytenmal reife Erdbeeren u. s. w., und viele Frühlingsblumen blühten in diesem Jahr zum zweytenmal. Erst gegen die Mitte des Novembers ward man genöthigt einzufeuern.

Zu verschiedenen Zeiten fanden hier und da Erdbeben, Höhenrauch statt, und der Vesuv und Aetna zeigten sich unruhig. Um die ungewöhnliche Witterung dieses Jahrs einigermaßen zu erklären, würden vielleicht Viele diese Ereignisse benutzt haben? Allein wenn man doch einmal von Allem eine Ursache wissen will, so möchte solche vielleicht eher in den beyden Kometen zu suchen seyn? Es ist Manchen bekannt, was Astronomen und Physiker dagegen erwiedern dürften, wie gering sind aber unsere Kenntnisse von diesen Körpern? Vermögen wir ihren Einfluß zu schätzen, oder gar in Rechnung zu nehmen? Auch die Witterung des Sommers von 1807 war ungewöhnlich warm, während zu gleicher Zeit ein bedeutender Komet in seiner Sonnennähe und den Erdbewohnern sichtbar war; wenn man die frühern Jahre in denen bedeutende Kometen erschienen mit der Witterung die dabey herrschte, genau vergleichen könnte, und dies in der Folge bestimmter geschehen wird, so werden wir vermuthlich zu richtigern Ansichten gelangen. Uebrigens war es erfreulich, daß in unsern Gegenden auch der wenige Gebildete, zwar den Kometen mit Interesse betrachtete, jedoch ohne auf die alten abgeschmackten Ideen Rücksicht zu nehmen.

Böckmann, Hofrath und Professer der Naturlehre.

Oesterreichs und Baierns Flußperlen.

Nicht nur die Flüsse Böhmens *) und Siebenbürgens führen die Flußperlmuschel, Mya margaritifera Lin. und in selber zuweilen Perlen mit sich, die ihrer Schönheit wegen den orientalischen an die Seite gesetzt zu werden verdienen; auch die kleineren Flüsse und Bäche Baierns und Oesterreichs ob und unter der Enns, so wie wahrscheinlich auch jene der übrigen Provinzen des österreichischen Kaiserstaats erzeugen gleichfalls in ihrem Schooße diesen Lieblingsschmuck der Damen.

So fand im Jahre 1796 *) der damalige Amtschreiber, der nun an Bayern abgetretenen Staatsherrschaft Scharding in Oesterreich ob der Enns, Joseph v. Aman, in dem durch das Amt Esterberg fließenden Kesselbache diese Muscheln, und in selben 22 Stücke Perlen, von welchen die einvernommenen Sachverständigen 11 Stücke für ächt, 1 Stück für unzeitig, und 10 Stücke zur Verfertigung des Perlenwassers anwendbar erkannten.

Diese Entdeckung veranlaßte das Pfleggericht Scharding, nun nähere Untersuchung vornehmen zu lassen, bey welcher sich noch zwey Perlenbäche, nehmlich der Ranzenberger und Ludhammerbach entdeckten, von welchen der erstere für den vorzüglichsten erklärt wurde.

Man war nun darauf bedacht, diese Entdeckung ordentlich zu benützen, und es wurde daher von Seiten des Pfleggerichtes nicht nur beschlossen, in den zur Auffammlung der Perlen vorzüglich geeigneten Monaten July und August, einen ordentlichen Perlenfang einzuleiten; sondern es wurden auch zur Sicherstellung des Fanges eigene Warnungssäulen mit der Aufschrift der auf die Entwendung oder das Verderben der Flußperlmuscheln festgesetzten Strafen errichtet, und eigene Aufseher aufgestellet. Man trug überdieß den an diesen Bächen befindlichen Müllern die Aufsicht über ihre Währen und Mühlgräben unter eigener Verantwortung auf, und machte ihnen zur Pflicht, die Räumung der Mühlgräben jedes Mahl einem der Aufseher anzuzeigen, damit die dort am häufigsten vorhandenen Flußperlmuscheln ordentlich herausgenommen und wieder in das Wasser gebracht werden konnten.

Wiewohl nun der beabsichtigte Perlenfang eingetretener Hindernisse wegen, in den Monaten July und August 1796 nur in einigen Gegenden vorgenommen werden konnte, so wurden doch in den drey genannten Bächen 227 Stücke Perlen aufgefunden, und nach Wien eingesendet.

Die österreichische Staatsverwaltung fand sich

*) Sehe das 37. Stück der Handlungszeitung von diesem Jahr.

*) Frühe schon wurde diese Muschel in der Kamp, fluße in V. O. M. B. aufgefunden.

durch

durch diese bedeutende Ausbeute bewogen, über den eigentlichen Werth dieser Perlen das Urtheil der Kenner einzuhohlen. Bey der dießfälligen Kommission wurden mehrere der aufgefundenen zeitigen Perlen von unsern vaterländischen Naturforschern Freyherrn von Jacquin, Stütz und Hunger ihrer runden Figur, schönen Farbe und ihres Glanzes wegen, den orientalischen gleich geschätzt, und der Werth der einzelnen Stücke von den beygezogenen Juwelieren mit 2 bis 4 fl. bestimmt. Bey dieser Gelegenheit erbot sich zugleich der Mineralog, Abbe Hunger, diese Gegenden selbst zu bereisen, und die von dem Ritter von Linné erfundene künstliche Absetzung *) der Perlen und deren Verschönerung zu versuchen.

Die Landesregierung nahm dieses Anerbieten an, und Abbe Hunger reiste auf öffentliche Kosten nach Scharding. Er fand zwar die Flußperlmuschel in diesen drey Bächen, nämlich in dem Ranzenberger-, Ludhammer- und Kesselbache in so großer Menge, daß der Boden dieser Bäche an manchen Orten wie mit selben gepflastert schien; er überzeugte sich aber auch durch wiederhohlt vorgenommene Proben, daß im Durchschnitte wenigstens 3000 Muscheln untersuchet werden mußten, um darunter eine mit einer brauchbaren Perle anzutreffen. Da überdieß aus seiner beyläufigen Erträgniß-Berechnung sich die Schlußfolge ergab, daß der jährliche Ertrag dieser Bäche, selbst bey der Ausführung seiner gegebenen Vorschläge, die Besoldungen der aufgestellten Aufseher zu bezahlen, erst nach vielen Jahren hinreichen würde, so betrieb man diese Perlen-Fischerey in der Folge eben nicht sehr thätig, und gab sie wahrscheinlich schon seit mehreren Jahren gänzlich auf. Die aufgefundenen Perlen werden indessen in dem k. k. Naturalien-Kabinette aufbewahrt, welches auch noch eine ansehnliche Suite von Perlen aus mehreren andern Bächen Oesterreichs ob der Enns, und zwar von den verschiedensten Formen, Größen und Farben besitzt.

*) Linne zwang das Thier der Flußperlmuschel durch künstliches Durchbohren der Schale zur Erzeugung der Perlen.

Verschiedenes.

In Bern hat sich eine Schweizerische geschichtforschende Gesellschaft gebildet. Sie will eine historische Zeitschrift unter dem Namen, der Schweizerische Geschichtforscher herauszugeben, und, wo möglich, mit vereinten Kräften einige der Schweiz mangelnde historische Hauptwerke bearbeiten und andere fortsetzen.

Bekanntmachung.

Haus und Handlung zu verkaufen.

In einer großen, schönen, volkreichen Kreisstadt des Königreichs Baiern, ist ein zu einer Handlung eingerichtetes, bis unter das Dach massivgebautes, mit steinernen Treppen versehenes Haus, mit vielen feuerfesten Gewölben, sowohl über als unter der Erde, wovor beladene Wägen anfahren, auf und abladen können, mit trockenen grossen Kellern, großen Hofreith, und Hintergebäuden, einem daran stoßenden schönen Garten, mit springendem Wasser im Hof und Garten, aus freyer Hand zu verkaufen. Dieses Haus trägt dermalen bey 700 fl. Miethe, ist in baulichen Würden gut erhalten. Die ganze untere Etage ist zur Handlung eingerichtet, worinnen seit 30 Jahren bis jetzo sehr lebhafter Handel in Spezerey-, Schnittwaaren, Tabak, Porcellaine und Weinen geführet wurde.

Da die Einwohner der Stadt sowohl, als der umliegenden Gegend, sehr an dieses Haus gewöhnt sind, so findet ein junger angehender Kaufmann der gute Waaren anschaffet, gleich eine solide Einrichtung und lebhafte gute Kundschaft, auch die besten Addressen zu Beziehung benöthigter Handlungs-Artikles. Der Besitzer des Hauses giebt solches noch billiger als es sich zu 4 Procent verzinset, und verlanget blos nach abgeschlossenem Handel eine à Conto-Zahlung von vier bis fünftausend Gulden, der Rest des Kaufschillings kann auf erste Hypothek darauf zinsbar stehen bleiben, oder in Fristen zu 5 oder mehreren hundert Gulden jährlich nach und nach abgetragen werden.

Auch ist dieses Haus zum Betrieb einer Tabaks- oder andern großen Fabrike sehr gut gelegen. Nähere Nachricht giebt das Contor der Königl. privil. Handlungszeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

38. Stück. Sonnabend. Am 22. Februar 1812.

Färberey in Rußland.

Die Weiber der Landleute in Rußland, und auch die in kleinen Städten wissen mit allerley inländischen Kräutern ihr Wollen- und Leinenzeug recht hübsch und auch ziemlich dauerhaft zu färben. Das allgemeine und Hauptingredienz bey ihrer Färberey ist das in allen sumpfigen Nadelwäldern Rußlands sehr häufig wachsende Moos, zweyzeiliger Bärlapp; oder vielgabliges Kolbenmoos (Lycopodium complanatum), welches unter dem russischen Namen Seleniza überall bekannt und gebräuchlich ist. Deswegen wird es auch von den Landleuten häufig gesammelt, handvoll in lange Kränze zusammengebunden, und auf den Märkten um einen sehr wohlfeilen Preis verkauft. Dieses Kraut wird gepülvert und in einen auf gewöhnliche Art mit Mehl verfertigten recht sauren Owas (das gewöhnliche Getränk der gemeinen Russen. Es ist eine Art säuerlichen Dünnbiers oder Kofents, das durch Gährung aus Mehl und Wasser zubereitet wird, und im Sommer ein kühlendes, erfrischendes und gesundes Getränk ist), oder Schemper gethan, der fast bey allen Farben zu einer Beitze dienen muß. Man läßt das Garn, welches gefärbt werden soll, eine oder mehrere Nächte darin liegen, spühlt es darauf ab, und trocknet es, wodurch es eine gelbliche Farbe bekommt, und nach dieser Vorrichtung die andern Farben viel besser und dauerhafter annimmt. Das gemeine Volk, welches mit dem Alaun nicht umzugehen weiß, auch nicht allemal welchen bey der Hand hat, bedient sich dieser Vorbereitung fast allein, und meistens bey allen seinen Färbereyen. Die Morduanen, Tschuwassen und Tataren nehmen statt dieses Mooses entweder das Kraut der gelben Frühlingsblume, oder den gemeinen Wermuth, mit einem kleinen Zusatze von Genist; am meisten aber und mit dem besten Erfolge bedienen sie sich der mit einem angenehmen Gelb färbenden Blätter von dem Carduus heterophyllus, welchen die Morduanen das grüne Kraut nennen, und womit sich auch wohl die mit Indigo oder Waid blau gefärbte Wolle grün kochen. —

Die gewöhnlichsten Farbekräuter, deren sich die russischen Landleute zu ihrer Hausfärberey bedienen, sind vornehmlich folgende: um hellgelb zu färben, die schon erwähnten Blumen, der gelben Kamillen, der Genist, die Färbedistel, welches in Rußland meistens überall wild wachsende Kräuter sind. — Zur feuergelben Farbe die Wasserklette; zu Dunkelroth die wilde Röthe. Um ein helles Karmoisinroth zu bekommen, wird das gemeine Origanum genommen. Grün färbt man am meisten auf blaue Wolle mit den obgedachten gelbfärbenden Kräutern, oder auch mit Birkenlaub; doch wissen auch Viele durch Sieden mit einem Zusatze von Alaun aus den noch nicht aufgeblüheten Aehren des Schilfrohrs eine hochgrüne, und aus den Beeren des Faulbaumes eine gelbgrüne Farbe zu ziehen. Alle diese Materialien verstehen die Bäuerinnen zur gehörigen Zeit einzusammeln. Aber zum Blaufärben bedient man sich bis jetzt noch keiner Hausfarbe, außer daß in Kleinrußland mit dem daselbst wildwachsenden Waid blau gefärbt wird. Sonst kaufen die Leute Waid und Indigo, oder auch Blauholz von den Krämern, und verfahren damit auf die gewöhnliche Weise.

Um mit dem Genist gelb zu färben, wird das Pulver davon unter eben den Owas gesetzt, in welchem

chem man die Wolle vorbereitet hat, und zwar so viel, daß die Materie zu einem Brey wird. Die Wolle muß zuvor mit dem bloßen Moos eine Woche länger, nachdem aber mit dem Genist noch einige Tage im Owas liegen. Um die Farbe zu verschönern, wäscht man die Wolle, nachdem sie ist geschwemmt und getrocknet worden, einigemal in Lauge. Die Färberdistel wird blos in Wasser, und höchstens mit einem kleinen Zusatz von Alaun abgekocht, und das mit Owas zubereitete Garn darin siedend gefärbt. — Mit den Blumen der gelben Kamillen und den beynahe in allen Gärten häufig wachsenden Ringelblumen (Todtenblumen) wird auf Wolle und Seide gefärbt; man muß aber, zumal bey den letztern, den Zusatz von Alaun genau zu treffen wissen. — Das jung gesammelte Kraut der Wasserklette giebt, blos in Wasser mit etwas Alaun gesotten, eine schöne hochgelbe Farbe, welche durch einen geringen Zusatz von wilder Röthe noch brennender wird und durch öfteres Auffärben immer mehr Lebhaftigkeit bekommt.

Die wilde Röthe wird, wie die meisten Pflanzen, in hölzernen Mörsern zerstampft, oder auf Handmühlen zu Pulver gerieben, und davon mit Wasser ein dicker Brey gemacht, den man in warmen Oefen die Nacht über stehen läßt. Den folgenden Tag setzt man mehr Wasser hinzu, um den Brey flüssig zu machen, und läßt die Röthe recht stark kochen. Einige sieden zur Erhöhung der Farbe vorher etwas junge Eichen- oder Birkenrinde im Wasser ab, die Tschuwaschen aber thun etwas Asche darunter. Je nachdem ihnen das Kochsel roth genug ist, färben sie ihre Wolle zwey-, drey- und mehreremale, anfänglich lauwarm, das letztemal aber siedend darin, und lassen sie jedesmal abtrocknen. Ist ihnen die Farbe dann schön genug, so wird das Garn in Flußwasser gewaschen und getrocknet. Durch einen Zusatz von Wasserklettenkraut, Färberdistel oder Genist wird die Farbe heller und angenehmer. Die schönste Tinktur giebt dasjenige schwarzrothe Pulver, welches sich bey gelindem Stampfen zuerst von den Wurzeln absondert, und die eigentliche färbende Rinde derselben ist.

Das Verfahren mit den Origanum (Dosten) ist etwas weitläuftiger. Man sammelt das Kraut in der Blüthe, vornehmlich die Blumenkronen, trocknet Alles im Ofen, und pülvert es. Im Frühlinge muß man überdies jung ausgeschlagenes Laub, von wilden oder veredelten Aepfelbäumen gesammelt und gleichfalls gepülfert haben. Von beyden nimmt man gleiche Theile; dem vierten Theile setzt man ausgesottenes Malz hinzu, rührt Alles mit Wasser wohl untereinander, und setzt es mit etwas Hefen zum Gähren hin. Sobald die Materie sauer ist, drückt man sie mit den Händen aus, und läßt sie wohl ausgebreitet die Nacht über im warmen Ofen, wobey man sie öfters umrühren muß. Die trockene Materie kocht man endlich mit reinem Wasser ab, so ist die Farbe fertig, zu welcher man das Garn nach der gewöhnlichen Weise zubereitet haben muß. Einige nehmen ohne solche viele Umstände gleiche Theile vom Kraute und Aepfellaube, und kochen Beydes zusammen mit einem kleinen Zusatze von Alaun; doch wird auf diese Art kein so schönes Roth erhalten. Die Farbe, welche dieses Kraut giebt, ist unstreitig die schönste unter allen, welche das Landvolk in Rußland zu bereiten weiß. Ueberhaupt aber haben die, nach den oben genannten Handgriffen zubereiteten Farben meistens alle ein recht gutes Ansehen, und viele erhalten sich auch im Waschen, ohne zu verbleichen.

Versuche mit dem Milchzucker.

Die französischen Chemiker Bouillon, Lagrange und Vogel haben kürzlich Versuche über den Milchzucker angestellt, und als Resultate gefunden, daß der Milchzucker eine besondere Substanz ist, welche einige Aehnlichkeit mit dem Rohrzucker und Gummi hat. Er löset sich, sagen sie in ihrem Bericht, in fünf Theilen kaltem Wasser auf und gibt demselben niemals die Consistenz eines schleimigen Syrups. Siedendes löset das Doppelte seines Gewichtes auf, wovon ein großer Theil sich bey Erkältung wieder niederschlägt. Der Zucker und das Gummi sind in ganz andern Verhältnissen im Wasser auflöslich. Ein wenig Salpetersäure macht den Milchzucker auflöslich im Alkohol und gibt ihm alle physische Eigenschaften des zu Plätzchen geschmolzenen Rohrzuckers. (sucre de canne en tablettes.)

Bloßes salzsaures Gas, lange mit dem Milchzucker in Berührung gelassen, verbindet sich mit ihm

und

und bildet ein trockenes graues Pulver, von welchem man die Salzsäure durch Schwefelsäure trennen kann. Der Rohrzucker und das arabische Gummi bilden ähnliche Verbindungen.

Oxydirt salzsaures Gas zersetzt den Milchzucker, es bildet sich Wasser und Kohlensäure.

Essigsäure löset den Milchzucker auf, nimmt ihm aber nicht die Fähigkeit sich zu krystallisiren, wie dieß bey dem Rohrzucker Statt findet.

Kali mit ein wenig Wasser zersetzt den Milchzucker gänzlich, ohne Hülfe äußerer Wärme. Es bildet sich Wasser, Kohlensäure, Essigsäure und eine eigene färbende Materie. Die Wirkung des Kali auf den Rohrzucker und auf das Gummi ist viel weniger stark.

Der Aether und Alkohol lösen den Milchzucker nicht auf. Eine concentrirte Auflösung des Milchzuckers wird vom Alkohol nach einiger Zeit niedergeschlagen, während eine Auflösung des Gummi sogleich niedergeschlagen wird.

Der Milchzucker ist, ohngeachtet seines zuckerartigen Geschmacks, unfähig in Weingährung zu kommen, was ihn vom Zucker und allen andern gährungsfähigen Stoffen unterscheidet.

Die Kuhmilch enthält keine merklichen Spuren von einer zuckerigen Materie, sie scheint nicht fähig zur Weingährung.

Der Milchzucker, den man bisher nur in der Milch gefunden hat, muß also als ein eigenthümlicher Stoff betrachtet und kann weder mit dem Gummi, noch mit dem Zucker verwechselt werden.

Aus ihren Versuchen erhellt also noch; 1) daß die bisherige Meinung als könne der Milchzucker in Gährung übergehen, falsch ist, welches auch Buchholz, in einem durch diese Abhandlung der Hrn. Bouillon Lagrange und Vogel, veranlaßten Versuche fand. Jedoch glaubt er, daß der Milchzucker vielleicht beym Gähren anderer Körper gährungsfähig sey ꝛc.; 2) daß Parmentiers und Deyeux Versuch, den Zucker in Milchzucker zu verwandeln, nicht bestättigt ist; und daß 3) die Kuhmilch nicht in ein berauschendes Getränk verwandelt werden kann. Da jedoch dieses letztere mit den Erfahrungen einiger Reisenden, welche behaupten, daß Araber, Türken und Bulgaren ein berauschendes Getränk aus ihr machen, nicht übereinstimmt, so stellten sie Versuche mit Stutenmilch an, welche auch in Weingährung übergieng; woraus hervorgeht, daß die Araber vielleicht Pferdemilch anstatt der Kuhmilch zu ihrem Getränke anwenden.

Elemente der Mondfinsterniß des 27sten Februars.

Die Elemente der totalen Mondsfinsterniß, welche den 27. d. M. sich ereignen wird, sind für den Meridian der Münchner Sternwarte von dem Hrn. Direktor Seyffer berechnet worden; nemlich den 27. Febr. Morgens: Mittlere Sonnenzeit: Wahrer Vollmond um 6 Uhr 49′. 14″, 5, Länge der Sonne zu dieser Zeit 11. 07°. 32′. 59″, 1, wahre Breite des Mondes südlich — 02′. 51″, 7, horizontale Parallaxe des Mondes 54′. 12″, 9, horizontaler Halbmesser des Mondes 14′, 47″, 82. Stündliche Bewegung des Mondes in der Länge + 29′. 47″, 22, in der Breite + 03′, 03″ 36. Stündliche Bewegung der Sonne 02′. 30″, 6. Relative Bewegung des Mondes in der Länge 27′. 16″, 62, in der Bahn 27′. 26″, 86. Scheinbarer Halbmesser der Sonne 16′. 10″, 23. Horizontal-Parallaxe der Sonne 8″, 88. Scheinbare Neigung der Mondsbahn gegen den Breitenkreis 83°, 36′. 27″. Unterschied zwischen dem Orte des Mondes bey seiner Opposition und bey der Mitte der Finsterniß 19″, 1 subtraktiv; Unterschied der Zeiten des wahren Vollmonds und der Mitte der Finsterniß 41″, 7 subtraktiv. Halbmesser des Erdschattens, nach Mayer verbessert, 38′. 49″, 8. Weg des Mondes in seiner Bahn während der halben Dauer der Finsterniß 53′. 33″, 1. Ganze Dauer der Finsterniß 3 Stunden 54′. 07″, 4. Dauer der totalen Verfinsterung 1 Stunde 44′ 20″, 2. Hieraus nun Anfang der Finsterniß um 4 Uhr 51′. 29″, 1. Mitte 6 Uhr 48′. 32″, 8. Ende der Finsterniß 8 Uhr 45′. 36″, 5. Anfang der totalen Verfinsterung 5 Uhr 56′. 22″, 7. Ende derselben 7 Uhr 40′. 42″, 9. Größe der Verfinsterung $20\frac{6}{66}$ Zoll. Untergang des Mondes um 6 Uhr 37′. 18″. Da der Mond 1 Stunde 45′. 49″ nach dem Anfange der Finsterniß schon unter ehrt, so ist der Augenblick der größten Verdunkelung für München nicht sichtbar. In den Erdschatten werden eintreten

treten die Mondsflecken: Grimaldus um 4 Uhr 56′. 37″. Die folgenden alle nach 5 Uhr, nemlich: Aristarchus 01′. 14″. Keplerus 04′. 19″. Heraclides verus 09′. 15″. Pythagoras 10′. 49″. Pythras 1. 12′. 09″. Copernicus 12′. 37″. Heraclides falsus 13′. 12″. Bullialdus 16′. 42″. Plato 19′. 43″. Archimedes 21′. 37″. Ptolomäus 23′. 45″. Hipparchus 26′. 53″. Manilius 27′. 50″. Tycho 28′. 0″. Aristoteles 29′. 11″. Menelaus 31′. 26″. Dionysius 33′. 24″. Posidonius 36′. 10″. Censorinus 41′. 36″. Proclus 45′. 48″. Taruntius 47′. 22″. Snellius 51′. 13″. Langrenus 53′. 34″.

Mittel gegen die Einwirkung des Feuers.

Zu der im 33. Stücke des Verk. gegebenen Erklärung der sogenannten Unverbrennlichkeit, berichtet Hr. Hey nun selbst noch folgendes:

Um die Haut oder einzelne entblößte Glieder des Körpers vor der Verletzung im Feuer zu schützen, bedient derselbe sich nämlich bloß einer Verbindung von 4 Theilen Alaun, im gepulverten Zustande, und einem Theile Vitriolspiritus (letzterer aus einem Theil koncentrirter Schwefelsäure und 8 Theilen Wasser gemengt). Beydes wird zusammengerührt, bis eine salbenartige Masse daraus entstehet, und diese Masse nun in die Haut eingerieben, nach dem Austrocknen aber, die sich gebildete Kruste abgenommen.

Sollten dagegen Kleidungsstücke vor der Verletzung im Feuer geschützt werden, so wird die vorhergedachte Verbindung in Wasser aufgelöst, und mit der Auflösung werden die Kleidungsstücke getränkt, da denn nach dem Austrocknen derselben, gleichfalls die concentrirte Verbindung des Alauns und der Säure darin zurückbleibt.

Verschiedenes.

Zufolg einer bekannt gemachten Rechnung der schweizerischen Bibelgesellschaft in Basel gieng in den Jahren 1809 und 1810 theils durch Subscription, theils in Geschenken für diese Anstalt ein: von Basel 2076 Fr., von St. Gallen 977 Fr., von Bern 246 Fr. 2 Batz. Von Aarau 60 Fr., von verschiedenen Orten der Schweitz 62 Fr. 3 Batz. 7 Rp. Aus Deutschland 140 Fr. 8 Batz. 5 Rp. Zusammen 3562 Fr. 4 Batz. 2 Rp. Von den angekauften Bibeln wurden ausgetheilt und verwandt: In Basel 300; in der übrigen Schweitz 800, im französischen Kaiserthum 350, im Königreich Würtemberg und in Deutschland 350; zusammen 1800 Bibeln.

— —

Oeffentlichen Berichten aus Livorno zufolge machte der bekannte Kapitän Ladorini am 6. Febr. mit seiner neuerfundenen Maschine eine Probe, wie ein Schiff unter dem Wasser in Stücke gesprengt werden könne. Das Experiment wurde in einer beträchtlichen Meerestiefe vorgenommen, gelang vollkommen, und brachte eine bewunderungswürdige Wirkung hervor. Herr Ladorini hat auch andre sinnreiche Maschinen erfunden, mittelst welcher er die Ueberbleibsel des von mehrern Jahren auf der Höhe des Hafens von Livorno in Brand gerathenen Linienschiff Scipio von 74 Kanonen in die Höhe zu heben hofft. Diese Ueberbleibsel von beträchtlichem Werth liegen in einer Meerestiefe von 30 Fuß, und der untere Theil des gesunkenen Schiffes steckt 15 Fuß tief im Seegrunde. Schon mehrmalen haben geschickte Männer es versucht, das Wrak des Scipio in die Höhe zu heben; aber immer vergeblich. Gelingt diese Operation dem Hrn. Ladorini, so wird sie ihm vielen Ruhm bringen; denn seit jener Zeit formirt eben dieses Wrak auf der Rhede von Livorno eine für die Schiffe sehr gefährliche Klippe.

— —

Vor dem Obergericht des Kantons Zürich sind im Laufe des Jahrs 1811, 151 Civilprozesse geschwebt, von denen 121 beendigt wurden; so nämlich, daß von 37 die genommene Appellation nicht verfolgt ward, 26 durch gütliche Ausgleichung beendigt und 2 zurückgewiesen wurden; bey 33 andern wurde das erstinstanzliche Urtheil unbedingt, bey 16 mit Modifikationen bestätigt, und bey 26 endlich ward solches abgeändert. Einundfünfzig Kriminalprozesse beschäftigten das Tribunal: es fällte ein einziges Todesurtheil gegen einen Brandstifter, und ebenso sprach es nur eine einzige Landesverweisung aus. Diebereyen und schwerere Unzuchtsfälle zeichnen sich zahlreich, unter diesen Kriminalhändeln aus.

Der

Verkündiger.

39. Stück. Sonntag. Am 23. Februar 1812.

Etwas über die Provinz Valencia und die Sitten ihrer Einwohner.

Im dreyzehnten und vierzehnten Stücke des dießjährigen Verkündigers haben wir bereits eine Beschreibung der Stadt Valencia, und der Sitten ihrer Einwohner gegeben; jetzt wollen wir noch einiges über die Provinz Valencia, ihre Einwohner und Städte aus den neuesten französischen Nachrichten mittheilen.

Aus den Gränzen von Neu-Castilien kommt man in die Provinz Valencia, die in der Mitte einiger bergiger Theile, überall mit herrlichen, von Orangen-, Citronen- und Granatenbäumen bedeckten Ebenen pranget, welche mit tausend andern Naturprodukten bereichert, besonders starken Ueberfluß an erquickenden Früchten aller Art haben. Die vorzüglichsten Erzeugnisse dieser Provinz sind, Seide, Wein, Oel, Reis, Lein und Getreide. Jedoch ist letzteres nicht zur Consumtion hinreichend, muß also aus der Barbarey, Italien und La-Manche gezogen werden. Die Einwohner geben dagegen Wolle und Vieh. Der Reis dieser Provinz ist, wenn gleich nicht so weiß wie der Levantische, doch gesünder als derselbe. Sie schickt jährlich viele, sehr gute Rosinen in die Fremde, so wie die Erzeugnisse ihrer Papier-, Matten-, Linnen-, Hanf- und Seiden-Manufakturen in die benachbarten Provinzen. Branntwein wird nach Frankreich, den Norden von Europa, und nach Spanisch-Amerika geschickt. Der Guadalviar durchströmt die Provinz von Nord-Nordwest, nach West-Süd-West, und theilt sie in zwey fast ganz gleiche Theile. In dem Theil der Provinz Valencia, der an Murcia gränzt, findet man die Stadt Orihuela, die in der Mitte einer fruchtbaren Ebene liegt, und eine sehr gesunde Luft hat. Dann erscheint Alicante, die wegen ihres Seehandels eine große Menge Fremde an sich zieht. Das Schloß dieser Stadt ist auf einen Kalkfelsen von 1000 Fuß Höhe gebaut. Die Stadt bildet am Meeresufer eine Art halben Mond, ihre Bay ist eine der schönsten und gut erhaltesten am mittelländischen Meere. Ihre Küsten liefern viel Soda, und bis Carthagena Kochsalz, welches nach der Schweitz, nach England und andern nordischen Ländern ausgeführt wird. Die Ebenen sind mit Weinstöcken, die den berühmten Alikante-Wein geben, mit Oliven-, Mandeln- und andern Fruchtbäumen besäet. Besonders verdankt sie ihre Fruchtbarkeit dem Gewässer eines großen Baches. Elche, eine Stadt in der Nachbarschaft von Alikante, ist durch ihre Palmenwäldchen berühmt, die hier mehr als in jeder andern mittäglichen Provinz von Spanien wachsen. In Xixona's Nachbarschaft ist eine an Mandeln und Honig von vortrefflichen Geschmack sehr reiche Gegend. Folgt man der Küste Nordöstlich von Valencia, so kommt man nach Denia, einer mit einem guten Hafen und Befestigungen, über den Kap St. Antonie, versehenen Stadt. Gandea erscheint alsdann, in der Gegend eines tiefen Ufers, hat aber weder einen Hafen noch tiefe See. Die Ebene von Gandia ist die schönste und fruchtbarste der Provinz, und vielleicht ganz Spaniens. Etwas weiter stürzt sich der Fluß Xucar bey Cullera ins Meer. Indem dieser die Provinz Cuenca verläßt, um ins Königreich Valencia zu gehen, erhält er bey Cofentes und Cabriel das Wasser eines andern kleinen Flusses, Albayda genannt, an dessen Ufern die Stadt Xativa oder St. Philippe liegt. Nicht weit von der Küste kommt

man an den See Albufera, der von Norden nach Süden einen Raum von drey Lieus einnimmt, und eine Lieue breit ist. Derselbe ist von dem Meer durch einen schmalen Strich sandigen Landes getrennt, und sein Gewässer communicirt mit dem Meere durch einen sehr engen Canal der sich leicht öffen und verschließen läßt. Von einer ausserordentlichen Menge Fische bevölkert, unterscheiden sich besonders seine Aale, durch einen vortrefflichen Geschmack. Ueberhaupt schätzt man das Produkt des Fischfangs in diesem See auf zwölftausend Piaster (60000 Franken). In den Gegenden und an den Ufern des Xucar ist der Boden mit Reisäckern bedeckt, deren jährliches Produkt auf drey und vierzig Millionen Realen (10,750,000 Franken) geschätzt wird. Doch verbreiten diese Reisäcker einen üblen, der Gesundheit der Einwohner sehr schädlichen Dunst.

Die Stadt Valencia zählt 169000 Einwohner, von welchen 109000 im Innern wohnen und 60,000 in den Vorstädten. Sie liegt herrlich an den Guadalviar, über den fünf sehr große Brücken geschlagen sind. Diese Stadt, welche den Beynamen, die Schöne, hat, ist mit vortrefflichen Gebäuden versehen.

Sie hat ein im Jahr 1492 von Innocent XIII gegründetes Erzbisthum, eine 1470 gegründete Universität, einen Justizhof, eine Akademie für schöne Künste, zwey öffentliche Bibliotheken, ein Collegium der Adlichen, ein Hospital, eine Handelsbörse, treffliche Spatziergänge, und viele Manufakturen, besonders in Seidenstoffen, welche jährlich 25000 Arbeiter beschäftigen. Was diese Stadt vorzüglich schön macht, sind die sie umgebenden herrlichen Felder. Valencia liegt 3000 Schritte vom Meere. Wäre der seit langer Zeit gefaßte, aber nie ausgeführte Plan, einen Damm oder eine Brustwehr zu bauen, ausgeführt worden, so wäre bey Valencia die schönste Küste des mittelländischen Meeres. Man bemerkt in dieser Stadt mehrere alte Monumente; die Kathedralkirche ist prächtig; aber die Strassen der Stadt sind enge, krumm und nicht gepflastert; die Fenster sind hoch und breit ohne Glasscheiben, so wie die Zimmer ohne Rauchfänge. Valencia ist der Geburtsort des Päbste Calixtus III. und Alexander VI., und des gelehrten Louis Vives. Im Jahr 524 wurde daselbst ein Concilium gehalten. Die Mauren eroberten sie im Jahr 1238.

In den nördlichen Theil des Königreiches Valencia, fünf Meilen im N. N. O. von der Stadt Valencia liegt die Stadt Murviedro, am Fuß eines Berges von schwärzlichem Marmor, auf den Ruinen des berühmten Sagunt. Sie ist voller Alterthümer, liegt eine Meile von Meer, und hat in ihren Gefilden den Fluß Palancia. Wenn man den Lauf dieses Flusses bis zu seinen Quellen folgt, so kommt man nach Segorba, einer schlecht gelegenen, aber mit fruchtbaren Feldern und reinem sehr gesundem Wasser versehenen Stadt. — Das Gebiet von La Ptana, unfern der Küste, ist eins der lächelnsten und productivsten. Es liegt an den Ufern des Mijares, der in der Provinz Arragonien, bey der Stadt Mora entspringt, und sich bey Burriana ins mittelländische Meer ergießt.

Die Ländereyen des Königreichs Valencia verdienen unter allen spanischen besondere Aufmerksamkeit, zumal wenn man die Art sie zu bebauen betrachtet. Die Felder stellen lauter Gärten vor, welche das Nützliche und Angenehme vereinigen. Um das Begießen zu erleichtern, wird der Boden so hergerichtet, daß er ein mit Getreide und Früchten aller Art bedecktes Amphitheater vorstellt. Die bergigen Ländereyen sind mit Weinstöcken, Oliven- und andern Fruchtbäumen so stark bepflanzt, daß sie dicke Gebüsche bilden. Die Industrie und das Talent der Valencier zum bewässern der Ländereyen ist wunderbar. Indessen lebt ungeachtet der Sorgfalt, die sie anwenden, ungeachtet der Fruchtbarkeit des Bodens und der Menge der Erzeugnisse, doch der größte Theil der Einwohner in Elend; die Ursache muß der schlechten Organisation des Majorats zugeschrieben werden. Demungeachtet kann man ohne Uebertreibung sagen, daß die Bevölkerung sich in einem Zeitraume von 50 Jahren verdoppelt hat.

Katalonien, das Königreich Murcia, Neukastilien und Arragonien, begränzen das Königreich Valencia in Süden und Westen; der ganze östliche Theil, 60 Meilen lang, wird vom mittelländischen Meere bespühlt. Die Länge desselben ist von Norden nach Süden 67 Lieus, und die Breite im nördlichsten Theile von Ost nach West 21 Lieus, im südlichsten 6 Lieus, und in der Mitte 21 Lieus. — Der Guadalaviar, der Xucar und die Segura sind die drey Flüsse, die diese noch von funfzehn Flüßchen bewässerte Provinz durchströmen. Ihre Haupt-

gebürge

gebürge sind eine Fortsetzung der Sierra. Man unterscheidet übrigens noch den Sierra-Picochena, im Mittelpunkte des östlichen Theils der die Gränze dieser Provinz und Neukastiliens bildet. Ehemals enthielt die Provinz Valencia mehrere unabhängige Völkerschaften die sich die Karthaginenser mit Ausnahme einiger Städte, die darauf von den Römern erobert wurden, unterwarfen. Von der Herrschaft dieser letztern gieng sie zu der der Gothen über, welche dann von den Mauern verjagt wurden. Diese gründeten hier das Königreich Valencia, welches ihnen der berühmte Cid für Alphonse VI., König von Castilien, entriß. Nach dem Tod des Cid nahmen die Mauern dieses Königreich wieder, und besaßen es fast noch 150 Jahre. Damals nahm es der Arragonische König, Jakob der Eroberer, nach viermonatlicher Belagerung, und bevölkerte die Hauptstadt mit Cataloniern und Bewohnern des südlichen Frankreichs, so, daß sie eine der schönsten Städte des christlichen Spaniens wurde. Endlich wurde das Königreich Valencia durch die Heyrath Ferdinands und der Isabella mit der spanischen Monarchie vereinigt. Noch lange nach der Vereinigung behielt diese Provinz ihrer Privilegien, Gesetze und Einrichtungen; verlohr sie aber im Anfang des letzten Jahrhunderts durch die Revolution gegen Philipp V.

Die Männer dieses Landes sind kräftig, munter, unternehmend und freymüthig. Die Weiber sind schön, und ihre dicke Leibesbeschaffenheit schadet ihrer Anmuth nicht; sie unterscheiden sich durch einen sanften, freundlichen Charakter, und eine fröhliche Laune. Im Allgemeinen haben die Valencianer einnreichen Geist; sie lieben die Wissenschaften, den Gesang, die Musik, den Tanz und alle körperliche Uebungen. Einige durchreisen Spanien, und gewinnen ihren Lebensbedarf durch Tanzen. Obgleich sie sehr arbeitsam sind, so lassen sie doch keine Gelegenheit entwischen, ihren Geschmack fürs Vergnügen zu befriedigen. Sie gelten für eben so leicht an Geist als an Körper, sind unbeständig, und wenig dauernder Anhänglichkeit fähig. Sie treiben mit Glück die Wissenschaften, und besonders die Künste. Der Ackerbau ist die Hauptindustrie des Volkes. Die Leichtheit des Charakters ihre freye und angenehme Offenherzigkeit, machen ihre Gesellschaft süß und liebenswürdig; aber sie sehen sich gegen gewisse Personen eben so sehr vor, als sie sich andern überlassen.

Das Stadtvolk ist civilisirt; das Landvolk hat sanfte Manieren, und scheint sehr gefällig, zeigt aber bey Gelegenheiten eine Wildheit, deren man es nicht fähig hält. Man bringt sie ohne viele Mühe zu blutigen Zwisten. Die Rache ist, nach ihnen, das Vergnügen der Götter; alle Mittel, zu ihrer Befriedigung sind in ihren Augen erlaubt. Sonst war das Königreich Valencia voll besoldeter Meuchelmörder, welches doch seit langer Zeit nicht mehr der Fall ist. — Die Valencianer haben die Kleidung der übrigen Spanier. Sie lieben besonders Feste und Processionen; auch haben die Pfaffen und Mönche mehr Credit bey ihnen, als in andern spanischen Provinzen. Obgleich man in den Städten spanisch spricht, so hat das Volk von Valencia doch eine eigne Sprache, die von Oc (Languedoc und der Provence) welche die Franzosen bey der Eroberung von Katalonien in diese Provinz brachten; und welche die Katalonier vier hundert Jahre nachher den Valencianern mittheilten, bey welchem sie sich besser als in Katalonien erhalten hat. C.

Zu den ebengesagten fügen wir noch folgendes aus französischen Berichten hinzu. Das Königreich Valencia muß unter die vornehmsten Gegenden von Europa gezählt werden; es übertrifft in Rücksicht der Fruchtbarkeit und des Ueberflusses der Lebensmittel die Küsten der Provence und Nizza; man zieht es wegen der Schönheit und der anmuthigen Kühlung seiner Schattenhaine und des minder feuchten Clima's dem Königreich Neapel vor. Zu Valencia kennt man weder die schwüle Hitze Andalusiens, noch die erstarrende Kälte des Nordens. Nie steigt der Thermometer daselbst über 30 Grade und fällt nie bis unter 3 herab. Vom Winter kennt man nur den Namen, und in einem Zeitraume von fünf Jahrhunderten sah der Valencier nur sehr selten Reif und Nebel.

Das Innere der Stadt Valencia hat den Anblick einer Stadt der Mauren. Enge und unregelmäßige Gassen trennen Häuser, die niedrig, aber tief mit großen Höfen und schönen Terrassen erbauet sind. Auf diesen Terrassen prangen der Orangen-, der Citronen- und Lorbeerbaum mit ihren unbeweglichen Blättern; da vermischen die schönsten Blu-

men ihre mannigfaltigen Farben im schwesterlichen Verein; alle Arten Früchte, die das mittägliche Clima erzeugt, pyramidenförmig sich erhebend, laden den Gaumen und den Geruch zum Genusse ein; die Gewölbe sind von den reichsten und glänzendsten Stoffen geziert; auf den Dächern der Häuser flattern gleich Schiffsflaggen unzählige Streifen von Seidenstoffen von allen erdenklichen Farben; die Straßen sind mit Seidenwerkstühlen angefüllt; alles arbeitet unter freyem Himmel; die Gesänge der Arbeiter und vorzüglich der schönen Arbeiterinnen mischen sich in das Geräusch der Spinnräder, in die Modulationen der Schellentrommel und der Orgeln, und in die Stimmen der Obstkrämerinnen.

Albufera ist ein großer Teich, oder vielmehr ein kleiner See, südwärts von Valencia. Da versammeln sich alle Liebhaber von geräuschvollen Vergnügungen; da stellt man allen Arten Wasservögeln nach, die in den Rohrbüschen, womit die Ufer bekränzt sind, sich aufhalten; es versammeln sich zu diesen Lustpartheyen oft 300 Schiffchen. Der Fischfang ist sehr ergiebig; man fängt außerordentlich große Aale daselbst. Die Erdzunge, welche Albufera vom Meere trennt, ist mit Rebhühnern und Kaninchen bevölkert, die unter den Weiden, Mastixbäumen und Seefichten herumirren. Auf der Landseite ist dieser unermeßliche Teich mit Reisfeldern umgeben.

Das schöne Geschlecht hat im Allgemeinen einen schlanken Wuchs und eine weiße Haut; es ist liebenswürdig, zuvorkommend, und zeigt oft, mehr Festigkeit des Charakters als die Männer; allein die Herrschaft, deren die Weiber sich über diese anmaßen, macht sie gebieterisch und entschlossen. Die Liebe zum Putz und dem Luxus der Kleider treiben sie aufs äußerste; so elegant aber letztere sind, so einfach sind die Männer in ihren Kleidern; doch erstreckt sich der Luxus nicht bis ins Innere der Häuser.

Hier folgen einige Charakterzüge, die man bey ihren Heyrathen bemerkt: Wenn zwey Familien einig sind, so begiebt sich der Bräutigam, in Begleitung einiger Freunde und eines Troubadours, während der Nacht vor das Haus seiner Geliebten. Der Troubadour singt eine Liebes-Erklärung; er erinnert an die ausharrende Beständigkeit des Liebenden, und bittet um Gegenliebe. Die Schöne erscheint an einem Fenster; anfangs verwirft sie mit erkünstelter Schamhaftigkeit die Huldigung des Liebhabers; sie frägt ihn, wer er ist, wer seine Eltern sind. Nun tritt er selbst hervor und declamirt mit Feuer alle Gemeinsprüche unsrer Idyllen; er beschreibt, wie in der Natur alles sich liebt, sich paart; er spart eben so wenig als der Troubadour die Anrufungen an die Nacht, an den Mond, an die Gestirne, noch die Vergleichungen mit dem liebenden Palmbaum, dem murmelnden Bache, der schmachtenden Rose. Die Scene endigt damit, daß das Mädchen den Blumenkranz, als das Zeichen Jungferschaft, vom Kopfe nimmt, und ihn ihrem Geliebten zuwirft, der ihn mit Entzücken auffafft. In diesem Augenblick ertönen die Lüfte von einer reizenden Symphonie, die Fenster funkeln von Lichtern, die Thüre geht auf und die Eltern der Braut empfangen den glücklichen Ueberwinder im Triumph. Die Hochzeit, welche bald auf die Verlobung folgt, wird ebenfalls durch dichterische Scenen verschönert. Die Troubadours stellen sich wieder ein; man verschwendet Blumen, die zu Valencia in allen Jahrszeiten hervorsprossen. Um Mitternacht entreißt der Bräutigam, mit Hülfe seiner Freunde, die Braut nach vielem Sträuben den Händen ihrer treuen Gespielinnen, die sie gerne zurückhalten möchten; er aber trägt sie in seinen Armen weg. Das hochzeitliche Bett ist hier nicht in einem Zimmer, sondern auf dem flachen Dache, auf der Terrasse des Hauses, aufgeschlagen; Gebüsche von wohlriechenden Blumen wölben sich darüber her; die funkelnden Sterne beleuchten es, und der kosende Hauch der Zephire spielt in den Gardinen. Sobald der Tag anbricht, verläßt das verliebte Paar sein luftiges Lager, die Gäste versammeln sich aufs neue zu einem Frühstück, und die jungen Mädchen überreichen ihrer ehemaligen Gespielin eine niedliche Wiege.

Die gesammte Volksmenge des Königreichs Valencia belief sich im Jahre 1795 auf 932000 Seelen, worunter 1076 Adeliche, 5000 Mönche, 1700 Nonnen und bey 3000 Priester.

Dies ist die Beschaffenheit eines Königreichs, dessen glorreiche Eroberung man einer Armee von Tapfern verdankte, die von einem neuen Cid angeführt wurden, der sich durch seine Ergebenheit gegen seinen Souverain nicht minder, als durch seine Kriegsthaten, ausgezeichnet hat.

Der

Verkündiger.

40. Stück. Dienstag. Am 25. Februar 1812.

Die neue Dampfmaschine des Grafen von Buquoy.

Der Graf von Buquoy, Gutsbesitzer in Böhmen, durch gründliche Kenntnisse sowohl als thätigen Patriotismus rühmlichst bekannt, hat eine neue, sehr leicht und mit geringen Unkosten aus Holz zu erbauende, Dampfmaschine erfunden, welche er in einer kleinen Schrift*) beschrieben hat, und die in Hinsicht ihrer Einfachheit und Wohlfeilheit, so wie in Betreff ihres neuen Prinzips Aufmerksamkeit verdient.

Derselbe hat in seinem Schlosse zu Rotenhaus in Böhmen dieselbe, zur Probe über ihren Gang, im Kleinen ausführen lassen, und die damit angestellten Versuche ließen ihm über die Ausführbarkeit im Großen keinen Zweifel übrig. Diese Dampfmaschine hat, so viel sich ohne Zeichnung deutlich machen läßt, folgende Einrichtung und Dimensionen.

Der Dampfkessel ist viereckigt, aus Sturzblech zusammengenietet, 4′ 3″ lang, 3′ 3″ breit, 1′ 6″ hoch. Ueber demselben und mit seinem oberen Rande luftdicht zusammengefügt, ist ein aus Kieferbrettern verfertigter (den Deckel des Dampfkessels bildender) Behälter angebracht, welcher durch eichene, denselben von außen zusammenhaltende Schließen verstärket ist. In der oberen Fläche dieses Deckels befinden sich nebst dem Sicherheitsventile die beyden gewöhnlichen Proberöhren; auch ist derselbe noch mit einem Steingewichte von etwa 30 Centnern beschwert. Der ganze Deckel ruht mit seinen Seitenwänden, da wo sie in den blechernen Kessel eingefügt sind, auf den Mauern des Kesselheerdes. Von der einen Seitenwand dieses Dampfbehälters geht horizontal eine kieferne, einbohrige (1 1/2″ weite) Röhre aus, welche den Dampf aus dem Kessel vermittelst einer kurzen senkrechten, in sie eingefügten und mit einem Hahne (A) versehenen, Röhre in das Kondensationsgefäß leitet. Dieser Behälter ist ein aus 1″ dicken fichtenen Brettern zusammengefügter, durch eichene Schließen von außen verstärkter, viereckigter Kasten, im Lichten 10″ ins Quadrat und 4′ 7″ hoch, welcher oben mit einem Holzdeckel verschlossen ist. In diesen Deckel tritt eine nahe über demselben mit einem Hahne (B) versehene blecherne Röhre, die aus einem 6′ hoch liegenden mit Wasser gefüllten Wanne senkrecht herabgeht, aus welcher noch eine andere senkrechte Röhre in das Wasser des Dampfkessels durch seinen Deckel herabläuft: so daß diese das Speisewasser, jene aber das Kondensationswasser aus der Wanne herabführt.

Unmittelbar neben dem Kondensationskasten und mit ihm durch dieselbe Zwischenwand verbunden, befindet sich ein anderer Kasten von derselben Höhe und Weite, so daß beyde mit einander vermittelst einer am unteren Theile ihrer gemeinschaftlichen Zwischenwand ausgeschnittenen 10″ breiten und 4″ hohen Oeffnung kommuniziren. In diesem zweyten Kasten, welche wir den Stiefel nennen wollen, und welcher

*) Sie hat den Titel: Eine Dampfmaschine, welche sich leicht, allenthalben, mit wenigen Unkosten ganz aus Holz erbauen läßt, und wobey alle vorkommende Reparaturen ohne große Schwierigkeiten verrichtet werden können, welche ferner zur Aufsicht keines eigenen Maschinenmeisters, sondern nur eines aufmerksamen Menschen bedarf. Ein Vorschlag von Grafen G. von Buquoy. Nebst einer Kupfertafel, Leipzig 1811. Bey Breitkopf und Härtel.

welcher so wie der andere zuerst mit Wasser gefüllt wird, befindet sich mit einigem Spielraume ein Kasten (der Schwimmkasten) eingetaucht, 9″ in Quadrat, 1′ 9″ hoch, ebenfalls von Holz, aber so weit mit Steinen beschwert, daß er 70 Pfund wiegt, oder beyläufig mit dem Wasser gleiches spezifisches Gewicht erhält. Dieser Schwimmkasten ist an eine hölzerne Stange befestiget, welche zwischen zweyen, von zwey senkrechten auf dem Stiefel ruhenden Säulen getragenen, Querleisten läuft, und das senkrechte auf und nieder Bewegen des Schwimmkastens bewirkt. Mit dieser Stange ist die weitere Maschinerie, z. B. das Ende eines Balanziers zur Betreibung eines Saugwerks in Verbindung.

Der Gang der Maschine ist folgender. Aus dem Dampfkessel tritt der Dampf durch die horizontale Röhre, sobald der Hahn A geöffnet wird, und treibt das Wasser aus dem Kondensationskasten so weit, daß es, folglich der Schwimmkasten mit demselben, in dem Stiefel 2′ hoch steigt. Wird hierauf durch die Steurung der Hahn A geschlossen, dagegen der Hahn B geöffnet; so kondensirt das Injektionswasser den Dampf in dem Kondensationsgefäße; das Wasser tritt aus dem Stiefel durch die untere Kommunikationsöffnung schnell in denselben zurück, und der erhobene Schwimmkasten, der nun von dem tragenden Wasser verlassen, seiner eigenen Schwere folgt, stürzt 2′ hoch herab, und bewältigt durch seine Uebermacht die ihm, z. B. am andern Ende des Balanciers entgegenstehende Last. An dem Deckel des Kondensationskastens befindet sich eine Pipe, welche schnell geöffnet und versperrt wird, wenn der Schwimmkasten wieder bis zu seiner Normalhöhe herabgestürzt ist, damit durch dieselbe, indem das Wasser wieder bis an jenen Deckel dringt, nach jedem Hube die vorhandene Luft ausgetrieben werde. Am untern Ende des Stiefels ist eine andere Pipe angebracht, durch welche das sich in demselben anhäufende Injektions- und Kondensationswasser abläuft.

In den mit dieser Maschine von den erwähnten Dimensionen angestellten Versuchen des Herrn Verfassers, kömmen 11 Hübe auf jede Minute.

In der erwähnten Schrift untersucht der Herr Verfasser, nach der durch ein Kupfer erläuternden Beschreibung der Maschine, auf dem Wege der mathematischen Analysis, das vortheilhafteste Verhältniß der Dimensionen ihrer Theile, in Bezug auf das jedesmahlige Zurücksinken des Schwimmkastens in seiner Normallage, indem er dabey voraussetzt, es werde durch die Maschine ein Saugwerk in Bewegung gesetzt. Er erhält solchergestalt eine integrable Differenzialgleichung. Ferner stellt er einige analytische Sätze für die Bestimmung jener Dimensionen in Bezug auf die geringste Dampfkonsumtion auf, und schließt mit einigen anderen mehr praktischen Bemerkungen.

Jeder Sachverständige wird freylich sogleich bemerken, daß bey dieser Maschine in Vergleich mit dem Aufwande an Dampf, also an Brennmaterial, der Effekt viel (etwa 10 Mahl) geringer sey, als bey der Watt'schen: allein der Verfasser sagt selbst hierüber am Eingange seiner Schrift folgendes:

„Die Erbauung der Dampfmaschine nach der bereits bekannten Methode könnte, der Schwierigkeit ihrer ersten Anlage und der dabey vorfallenden Reparaturen wegen, im Allgemeinen nur an solchen Orten rathsam seyn, wo die technische Ausbildung schon einen höheren Grad erreicht hat. Eine allgemeinere Ausbreitung der Dampfmaschine, als bisher geschah, wäre jedoch für manche Gegend wünschenswerth. Ich schlage daher eine Art von Dampfmaschine vor, welche zwar, mit der Englischen verglichen, in Ersparung an Brennmaterial zurückstehen möchte, wobey sich aber so wenig Schwierigkeiten der Ausführung entgegensetzen, daß sie allenthalben erbaut und in gutem Stande erhalten werden könnte. Ich glaube hiermit mancher Gegend einen Dienst zu leisten, welcher es an Brennmaterial nicht gebricht, wo aber die Industrie noch auf einer zu niedrigen Stufe steht, um daselbst sogleich englische Dampfmaschinen erbauen zu können. Vielleicht könnte meine Dampfmaschine beytragen, manche solche Gegend zu einer industriöseren, gebildeteren zu umschaffen, welche dann vom Nutzen der Dampfmaschine überhaupt belehrt, gerade in jener Periode, wo sie an Brennmaterial Mangel fühlen möchte, in der technischen Bildung schon weit genug geschritten wäre, um die englische Dampfmaschine nach den neuesten Verbesserungen einführen zu können. So daß also meine Dampfmaschine gleichsam als ein Eingang zu einer allgemeineren Einführung der Englischen zu betrachten wäre, wodurch die National-

tional-Industrie allerdings einen bedeutenderen Schritt vorwärts machen möchte.“

Vielleicht könnte bey gleichem Dampfaufwande der Effekt dieser Maschine sehr verstärkt werden, wenn der Deckel des Schwimmkastens vermittelst einer Linderung und etwas darüber stehenden Wassers an den Seiten des Stiefels luftdicht anschlöße, so daß beym Zurücktreten des Wassers in den Kondensator unter dem Schwimmkasten, der nun als Kolben anzusehen wäre, ein leerer Raum entstünde, folglich dieser Schwimmkolben durch den atmosphärischen Druck, wie in der Newkommen'schen Maschine, niedergedrückt würde.

Uebrigens ist in dieser Maschine die Idee, den als Kraft selbst wirkenden Kolben ohne alle Reibung durch Wasser zu heben, neu, und könnte noch zu anderen Anwendungen führen. Daß hierbey die Wasserdämpfe unmittelbar auf das Wasser wirken, vermehrt nicht merklich den Aufwand an Dämpfen, weil dieses Wasser nicht wechselt, und daher seine Temperatur, bevor die Bewegung der Maschine in den Beharrungsstand tritt, bis nahe zum Siedepunkt kommt, folglich dann die Dampfabsorbtion durch dasselbe nicht mehr beträchtlich ist. Auch dürfte der Gedanke, eine solche Maschine, wie die vorerwähnte, bey welcher doch immer die Expansivkraft der Dämpfe mehr als 1 1/16 des atmosphärischen Drucke beträgt, aus Holz zu verfertigen, vielleicht auch auf den Bau anderer Dampfmaschinen, z. B. von Newkommen's Maschine, angewendet werden können.

Der Herr Verfasser gedenket bald eine solche Dampfmaschine auf einer Torfheide (in der Herrschaft Rotenhaus gelegen) im Großen zu erbauen, und dieselbe mit Torf zu betreiben. Er verspricht sodann eine detaillirte und populaire, so viel möglich wohlfeile, Beschreibung über den Bau und den Effekt dieser Maschine bekannt zu machen.

Versuche, aus Waid Indigo zu bereiten, von Herrn Professor Schmidt.

Der k. k. Professor der Experimentalphysik in Prag, Herr Franz Schmidt, hat im September vorigen Jahrs über die Gewinnung des Indigo aus den frischen sowohl, als getrockneten Blättern des Waids mehrere Versuche angestellt. Hierzu erhielt er vom Herrn Joseph Mallabailla Grafen von Canal die erforderlichen Blätter des Waids. Dieser so würdige als thätige Beförderer jedes Nützlichen, ließ eben absichtlich zu diesen Versuchen in seinem Garten nebst dem Waid noch mehrere Commerzialpflanzen anbauen.

Am 31. August v. J. unterwarf gedachter Hr. Professor 6 Pf. frische gereinigte Waidblätter in einem großen cylindrischen Glase der Gährung; die gewöhnlichen Phänomen, welche bey der Waidbehandlung auf Indigo vorzukommen pflegen, sind richtig eingetreten, und am vierten Tage erhielt er aus der gegohrnen Flüßigkeit den grünlichen Niederschlag durch das Kalkwasser, und endlich aus diesem Niederschlage mittelst einer schwachen Säure den Indigo.

Bey diesem Versuche bemerkte er, daß das aufgegossene Wasser sehr schnell eine gelbe Farbe annahm, die sich immer mehr in der Folge verstärkte, so, daß er diese Extraction mehr einer Maceration als den Folgen einer Gährung zuzuschreiben geneigt war; weil auch die Blätter ihre schöne dunkelgrüne Farbe und ihre Festigkeit behielten, so wie sie vor der Behandlung waren; welches doch der Fall nicht ist, wenn die ganze Masse in die wirkliche Gährung gekommen wäre; und dann, weil man weiß, daß die Gährung selbst den Indigo zerstört. Diese Betrachtung leitete den Hrn Professor zur Digestion. Am 6. September übergoß er 1/2 Pf. frische Waidblätter in einem Kolben mit Wasser, und setzte sie der Digestions-Wärme aus. Den folgenden Tag war die Brühe stark gefärbt; das Kalkwasser bewirkte den grünlichen Niederschlag, und aus diesem entwickelte die schwache Schwefelsäure den Indigo; aber in einer merklich geringern Portion. Dieses schrieb er der kürzern Digestions-Zeit zu.

Um die Extraction schneller und ergiebiger hervorzubringen, wählte er die Infusion. Am 8. Sept. goß er auf 1/2 Pfund frische Waidblätter siedendes Wasser in einem irdenen Topfe, den er mit einem Deckel bedeckte, und ließ alles ruhig eine Stunde lang stehen. Das Infusum, wie vorhin behandelt, gab, wie er erwartete, mehr Indigo, als durch die Digestion. Auf diese Art erhielt er ohne Gährung Indigo. Endlich wurden 1/4 Pf. getrockneter Waidblätter

blätter mit siedendem Wasser übergossen, und auch dieses Infusum lieferte zu seinem Vergnügen ebenfalls Indigo. Dieser und der vorhergehende Versuch dauerte jeder nicht länger als 4 Stunden. Folglich kann man durch das Infundiren in der Zeit von so vielen Stunden den Indigo gewinnen, als man Tage auf die Gährung verwenden muß. Ferner folgt hieraus, daß der Indigo kein Produkt der Gährung, sondern ein Edukt der Pflanze sey.

Ueber diese angestellten Versuche referirte gedachter Hr. Professor in der Konferenzsitzung der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft, und legte zugleich derselben die bereiteten Indigo's vor. Dieselbe würdigte seine Bemühungen, und ließ das Faktum in ihrem Sitzungs-Protokolle aufnehmen.

Neue Feuerspritzen.

Der Ober-Bergrath Jos. von Baader hat eine vorzüglich wirksame und bequeme Handspritze erfunden. Diese Handspritze nimmt so wenig Raum ein, daß sie in jedem Winkel des Zimmers, unter einem Tische ꝛc., aufbewahrt werden kann; sie ist so leicht und bequem, daß ein Knabe von 15 Jahren sie an jeden Ort hintragen kann, und treibt mit einer geringen Kraftanstrengung einen starken Wasserstral auf die senkrechte Höhe von 36 bis 40 Fuß, und auf eine Entfernung von 25 bis 30 Schritten. Ihr Mechanismus ist äußerst einfach, so, daß nicht leicht etwas daran zerbrochen werden kann. Nach dem größten Maasstabe kostet sie nicht mehr als 66 fl., von der kleinsten Sorte 40 fl. Auch kann man diese Spritze als Gartenspritze gebrauchen. Durch eine einzige Spritze dieser Art ist jedes Haus gegen entstehendes Feuer gesichert, indem es mittelst derselben auf der Stelle ausgelöscht werden kann.

Auch der Drechsler-Meister Rothgerber zu Gunzenhausen hat eine hölzerne Hand-Feuersprütze erfunden, welche vom Königl. General-Commissariat des Rezatkreises als sehr zweckmäßig empfohlen wurde, und in Nürnberg zu dem sehr niedrigen Preis — von 1 fl. 30 kr. (20 Groschen Sächsisch) zu haben ist. Sie treibt einen Wasserstrahl von anderthalb viertels Zoll im Durchmesser über ein Stockwerk hoch.

Zucker aus Maulbeeren.

Hr. Prof. John beschäftiget sich jetzt mit Untersuchung der Maulbeeren. Die schwarzen, noch mehr aber die weißen Maulbeeren sind so reichhaltig an reinem Zucker, daß die bloße Versiedung und Abschäumung des ausgepreßten Maulbeersaftes hinreicht, einen sehr brauchbaren Syrup zu erhalten. Indem Hr. Prof. John die den Zucker begleitenden fremdartigen Stoffe abschied, erhielt er aus einem halben Metzen weißer Maulbeeren mehr als zwey Loth festen Zucker und ausserdem noch Syrup, desgleichen aus den Abgängen Branntwein. Bedenkt man, daß die Maulbeerbäume einen mehrfachen Nutzen gewähren, und sie wegen der immer noch fortgesetzten Cultur der Seidenraupe an manchen Orten häufig gepflanzt werden, daß sie in jeden Erdreich, und selbst wenn andere Produkte mit Nutzen daselbst gebaut werden, fortkommen, so scheint es in der That, daß diese Frucht vor den meisten Surrogaten den Vorzug verdiene. Und die Bereitung des Syrups ist so leicht, daß Jedermann denselben ohne viele Mühe bereiten kann.

Verschiedenes.

In Capua hielt am 1. Febr. die Gesellschaft des Ackerbaues eine öffentliche Sitzung, in welcher die vergangenes Jahr aufgegebenen Preise vertheilt wurden.

Bekanntmachung.

Anstellungs-Gesuch.

Heilbronn. Ein Mann von gesetztem Alter, der Conscriptionsfrey ist, die Schreiberey erlernt hat, theils im Würtenbergischen, theils auch in Schreibstuben Gutsherrschaftlicher Rentey-Beamtungen arbeitete, und sowohl über seine Kenntnisse als über sein sittliches Betragen die besten Zeugnisse besitzt, erforderlichenfalls auch Caution leisten kann, sucht bey einer reichen Gutsherrschaft eine Anstellung als Rentey-Beamter.

Handlungs-Correspondenz- und Commissions-Büreau.

Der

Verkündiger.

41. Stück. Mittwoche. Am 26. Februar 1812.

Mahlzeiten der Tonkineſen.

Die Bewohner von Tonkin (Tonkin oder Tunkin liegt in Hinter-Indien, an der ſüdlichen Grenze des ſineſiſchen Reichs, und nördlich von Cotſchintſchina [Cochinchina], von welchem es abhängig iſt.) eſſen oft zuſammen, und während ihrer Mahlzeiten reden ſie gewöhnlich von ihren Angelegenheiten und Geſchäften. Statt der Gabeln bedienen ſie ſich kleiner Stäbchen von Elfenbein oder Ebenholz, welche vorne mit Gold und Silber beſchlagen ſind. Nie rühren ſie etwas mit den Fingern an, und waſchen ſich daher auch weder vor, noch nach dem Eſſen die Hände. Wenn man eine Geſellſchaft von Tonkineſen bey Tiſche ſieht, glaubt man ein Orcheſter zu ſehen; ſie ſcheinen nach dem Takte zu eſſen, und alle Bewegungen der Hände und der kauenden Kinnbacken werden nach beſtimmten Regeln abgemeſſen. Auf ihren Tafeln ſieht man weder Tiſchtücher noch Tellertücher: ſie ſind blos mit geſtickten, tief herabhängenden Teppichen umgeben. Jeder Gaſt hat ſeinen beſondern Tiſch, wenn nicht etwa ſo viele Gäſte zugegen ſind, daß ſich ihrer zwey an einen Tiſch ſetzen müſſen. Jeder Tiſch wird auf gleiche Weiſe mit vielen kleinen Schüſſeln beſetzt. Die Tonkineſen ziehen Mannigfaltigkeit der Gerichte unnütz beladenen Schüſſeln vor. Will man Jemand zum Eſſen bitten, ſo ſendet man ihm Tages vorher ein kleines Einladungsheft, worin der Küchenzettel geſchrieben ſteht. Z. B. „CharTing hat ein Mahl von dieſen und jenen Küchenkräutern bereitet, ſeine Gläſer ausgeſpült und ſein Haus gereinigt, damit Se-Tong zu ihm komme, und ihn durch die Reitze ſeiner Unterhaltung und ſeiner Beredſamkeit erfreue; er bittet, ſeine göttliche Geneigtheit ihm zu gewähren.“ — Auf dem erſten Blatte des Heftes ſteht der Ehrennahme des Eingeladenen mit allen ſeinem Range zukommenden Titeln. Am Tage des Feſtes ſendet der Hausherr früh Morgens ein ähnliches Heft an den Eingeladenen, um ihn an ſein Verſprechen zu erinnern, und naht die Stunde der Mahlzeit, ſo wird mit dem dritten Einladungsheft ein Diener abgeſchickt, um den Gaſt zu geleiten, und ihm zu ſagen, wie ungeduldig man ihn erwarte. So hält man es mit allen Gäſten. Ehe man ſich zur Tafel ſetzt, nimmt der Hausherr einen goldenen oder ſilbernen Becher, erhebt ihn, grüßt den Vornehmſten der Gäſte, und geht darauf in den Hof ſeines Hauſes, wo er, gegen Mittag ſich wendend, den Wein ſeiner Schutzgöttin darbringt und als Opfer ausgießt. Dann kehrt er zurück, und jeder nähert ſich dem Tiſche, der für ihn beſtimmt iſt. Ehe man ſich aber ſetzt, bringt man faſt eine Stunde mit Höflichkeitsbeweiſen zu, und kaum iſt der Hausherr mit Einem fertig, ſo muß er mit dem Andern anfangen. Wenn es zum Trinken geht, beginnen neue endloſe Höflichkeiten. Der vornehmſte Gaſt trinkt zuerſt, dann die andern, und jeder bezeigt dabey dem Hausherrn ſeine Ehrerbietung.

Die Taſſen ſind nicht viel größer als Nußſchalen. Sie trinken daraus langſam mit vielen Abſätzen. Wenn ſich unter den Freuden des Mahles ihre Geſichter aufgeheitert haben, ſpielen ſie allerley kleine Spiele, wobey der Verlierende trinken muß. Um die Gäſte zu erfreuen, läßt der Hausherr oft während der Mahlzeit ein Schauſpiel aufführen. Dabey hört man eine Muſik, die für einen Europäer eine wahre Ohrenqual iſt. Die Inſtrumente ſind Becken von Erz oder Stahl, deren Ton höchſt

ſchnei-

schneidend ist, eine Trommel von Büffelhaut, welche mit den Füßen oder mit Stocken geschlagen wird, und endlich Flöten, die eher einen traurigen als rührenden Ton haben. Die Stimmen der Sänger passen völlig zu dieser schreyenden unharmonischen Musik. Die Schauspieler sind Knaben von 12 bis 15 Jahren. Der Inhalt der Stücke ist gewöhnlich tragisch; so schloß wenigstens der französische Missionair, von welchem diese Nachrichten herrühren, aus den häufigen Thränen der Schauspieler und den zahlreichen Leichen auf der Bühne. Die jungen Schauspieler haben ein äußerst gutes Gedächtniß. Sie wissen vierzig bis funfzig Stücke auswendig, von welchen das kürzeste gewöhnlich einige Stunden dauert. Ihre tragbare Bühne führen sie stets bey sich. Wenn sie in ein Haus gerufen werden, zeigen sie ihre Sammlung von Schauspielen vor, und spielen sogleich das ausgewählte Stück. Gegen die Mitte der Mahlzeit macht ein Schauspieler die Runde um die Tische, und bittet Jeden um eine Gabe. Die Diener des Hauses thun dasselbe, und bringen ihrem Herrn das Geld, das sie erhalten. Nach Tische zeigt man den Gästen eine neue Mahlzeit, die für ihre Diener bestimmt ist. Darauf lassen sich die vergnügten Gäste in ein umständliches Lob der trefflichen Speisen ein, und rühmen die Höflichkeit und Großmuth des Wirths, welcher, tief sich verbeugend, sie um Verzeihung bittet, daß er sie nicht nach Verdienst und Würden bewirthet habe.

Nutzen und Anwendung der eingeschlossenen Luft zur Erhaltung der Wärme.

Seitdem die Physiker bemühet gewesen sind, zu erforschen, welche Körper gute oder schlechte Wärmeleiter ausmachen, ist schon manche treffliche Anwendung von der schlecht leitenden Eigenschaft in der Praxis gemacht worden, um der Zerstreuung der Wärme Schranken zu setzen, und sie in einem bestimmten Raume zu verdichten und zu erhöhen. Unstreitig kann aber hierin noch mehr geschehen, als bis jetzt geschehen ist, besonders bey Arbeiten, die eine hohe Temperatur fordern.

Die meisten Körper, die sich als schlechte Wärmeleiter auszeichnen, widerstehen hohen Temperaturen nicht; werden oft zersetzt, geschmolzen und erleiden Veränderungen, wodurch sie die schlecht leitende Eigenschaft mehr oder weniger einbüßen. In hohen Temperaturen ist die eingeschlossene oder stillstehende Luft der einzig anwendbare schlechte Leiter: in der größten Hitze behauptet sie ihre Natur; sie wird bloß nach den Graden der Temperatur ausgedehnt und verdünnt, wodurch aber ihre schlecht leitende Eigenschaft eher zu- als abnimmt; vermittelst einschließender Hüllen umgiebt man mit derselben leicht einen jeden Raum, worin die Wärme lange unterhalten oder erhöhet werden soll.

Graf Rumford, dessen Verdienste um so manchen wissenschaftlichen und ökonomischen Gegenstand allgemein verehrt werden, und andere würdige Männer, haben die eingeschlossene Luft wiederholt als einen schlechten Wärmeleiter empfohlen und mit dem besten Erfolge anwenden lassen.

Aber weder eine richtige Theorie, noch eine mit Erfolg gekrönte Praxis haben es bisher vermocht, die Benutzung der eingeschlossenen stillstehenden Luft, als eines schlechten Wärmeleiters, so allgemein zu machen, als sie es verdient. Dies hat mich bewogen, nachstehende Anwendungen derselben, wozu ich zunächst Anlaß gegeben habe, als Beyspiel bekannt zu machen, und dadurch ihre Anwendbarkeit in gleichen und ähnlichen Gewerben zu zeigen.

Eine Anwendung dieser Art wurde an einem Theerofen versucht den der Herr Präfectur-Rath Freyherr Ostmann von Leyn, auf seinem Gute Honeburg unweit Osnabrück, am Fuße des Piesberges, im vorigen Jahre anlegen ließ. Unter den verschiedenen Vorrichtungen Theer zu brennen, wählte derselbe die Glocke mit einem Mantel, worin der Theer durch ein zwischen der Glocke und dem Mantel hinaufspielendes Feuer in einer herabsteigenden Destillation erzeugt und ausgeschieden wird.

Häufig macht man, an den Theerofen dieser Art, den Mantel 2 bis 3 auch 4 Fuß dick, und giebt ihm wohl gar noch eine starke Erdbedeckung. Dies mag dienen zur Hervorbringung einer anhaltenden Temperatur; aber die Wärmeleitung, wenigstens durch Vertheilung, und der Aufwand an Brennmaterial werden offenbar dadurch sehr vermehrt. Der einsichtsvolle Eigenthümer umgab also die Glocke mit einem dünnern, aber doppelten Mantel,

erl, oder in dem Mantel wurde, so weit die Feuergosse reicht, ein Luftraum, 3 Zoll mächtig, angebracht.

Die schlechte Wärmeleitung war so auffallend, daß die äussere Fläche des Mantels, soweit der Luftraum sich erstreckte, der Hand kaum fühlbar war; dagegen dort, wo dieser fehlte — an der 21 Zoll dicken Kappe und über dem Schürloche — brennend heiß wurde. Aber noch unzweydeutiger bewährte sich die Wirksamkeit des Luftraums, als der Eigenthümer desselben mit trockenem Sande ausfüllen ließ, und dadurch den doppelten Mantel in einen einfachen umwandelte *): nach dieser instructiven Veränderung forderte jeder Brand an Feuerung nur die Hälfte, und an Zeit 36 Stunden mehr. Der Unterschied würde unstreitig noch größer gewesen seyn, wenn der Luftraum sich auch bis über die Kappe erstreckt hätte.

Zu einem zweyten Versuch ähnlicher Art gab der Herr Freyherr von Böselager zu Eggermühlen Gelegenheit. Eine Braupfanne, auf deren Boden nur bisher das Feuer gewirkt hatte, wurde so eingefaßt, daß dasselbe auch die Seitenflächen, bis zu ungefähr $\frac{2}{3}$, umspielen konnte; und der Mantel erhielt, von unten bis oben einen Luftraum, gleich jenem in dem Mantel des Theerofens. Die Wärmeleitung ist dadurch so sehr gehemmt worden, daß die äußere Fläche des Mantels nicht allein nicht warm wird, sondern nach mehreren Wochen noch nicht einmal ausgetrocknet ist. Das Gebäude fordert nach dieser Einrichtung nur den vierten Theil desjenigen Brennmaterials, welches es vor derselben ganz forderten.

Weyn auch zu dieser besonders auffallenden Ersparung die zweckmäßigere Einfassung der Pfanne vieles beygetragen hat, so kann sie ihr doch nicht ganz beygemessen werden: ein Kessel in der Fabrik des Herrn Hassenkamp d. i. in Münster, hatte schon die vortheilhaftere Lage im Feuer, aber noch keinen wärmesparenden Luftraum; sobald dieser in der umgebenden Mauer angebracht wurde, war der Erfolg nicht minder vortheilhaft.

Diese günstigen Erfolge in Ersparung des Brennmaterials, lassen eben so günstige bey andern Vorrichtungen, wodurch wir theils eine anhaltende und gleiche, theils auch eine hohe Temperatur beziehlen, erwarten, bey manchem sogar noch günstigere voraussagen. Dies ist ganz der Fall bey Trockenkammern und Trockengewölben; bey Dampfkesseln und Destillirblasen, bey Oefen zum Verkohlen des Holzes und Abschwefeln der Steinkohlen; bey Dörr- und Backöfen, Ziegel- und Töpferöfen u. s. w. In allen diesen Vorrichtungen läßt sich der Luftraum leicht, ohne viele Kosten, und der Festigkeit unbeschadet anbringen.

Den allergrößten Nutzen darf man sich auf Glashütten von der schlecht leitenden Eigenschaft der eingeschlossenen Luft versprechen. In dem Mantel und in dem Gewölbe eines Glasofens eingeschlossen, wird durch dieselbe nicht allein ein Beträchtliches an Brennmateriale — vielleicht mehr als die Hälfte — erspart, und die Intensität der Hitze nach Innen erhöht; sondern auch das Loos der Arbeiter sehr erleichtert werden; diese haben mehr von der Hitze zu leiden, die sich von der Oberfläche des Glasofens aus in der Hütte verbreitet, als von jener, die unvermeidlich aus den Mundlöchern strömt.

Bey dem Gebrauche der Wasserdämpfe hat man große Beschwerniß, dieselben gegen das Abkühlen und Niederschlagen zu schützen, und unverändert an Ort und Stelle zu bringen. Man hat zwar vorgeschlagen, die Leitungsröhren mit Werg zu umwickeln, mit Kleyen u. dergl. zu umschütten; aber alle diese zwar schlecht leitenden Körper entsprechen nur wenig dem Zwecke. Die Erfahrung hat mich gelehrt, daß doppelte Röhren — eine innere zur Leitung der Dämpfe, und eine äussere zur Bildung eines Luftraums um jene — nichts zu wünschen übrig lassen.

Ohne vielfach abgeänderte Erfahrungen wage ich es zwar nicht zu entscheiden, wie mächtig der Luftraum seyn müsse, daß er am wirksamsten die Wärme sperre; es kommt aber auch bey der Anbringung desselben so manches in Betracht, daß man ihn in Mauern wohl nicht leicht über drey bis vier

*) Da es mir hier nur darum zu thun ist, die schlecht leitende Eigenschaft der eingeschlossenen Luft zu zeigen; so enthalte ich mich aller Bemerkungen über das Theerbrennen und über die Verkohlung, um den einsichtsvollen Eigenthümer nicht vorzugreifen. Doch will ich hier nur so viel bemerken, daß es in der Natur einer herabsteigenden Destillation liege, daß nicht bloß die Feuergosse, sondern auch die ganze Kappe mit dem Luftraume umgeben werden müsse.

vier Zoll mächtig anlegen, und bey Leitungsröhren gern auf einen ganzen bis halben Zoll beſchränken wird.

Es würde überflüſſig ſeyn, über die Art, die Luft in den verſchiedenen Vorrichtungen einzuſchlieſſen, zu reden, ſie wird ſich bey einigem Nachdenken leicht von ſelbſt ergeben; nur ſo viel muß ich noch bemerken: daß man einem jeden für ſich beſtehenden Luftraume einen engen Ausgang — einen bis zwey Zoll im Lichten — geben müſſe, damit bey erfolgter Ausdehnung, die Hülle nicht geſprengt werde; aber auch nur einen Ausgang, damit die Ausdehnung der Luft keinen Wechſel derſelben zur Folge habe. Nach der Eigenheit der Vorrichtungen muß auch die Art ermeſſen werden, wie der Luftraum der Feſtigkeit unbeſchadet angebracht werden könne und müſſe. Werden ſie z. B. von Steinen aufgeführt, ſo läßt man dann und wann einen Stein durch den Luftraum greifen, und beyde innere Wände mit einander verbinden.

Eigene Farben bey den Tauben hervorzubringen.

Hr. Schmidt, Salinen-Inſpektor zu Grandenz und groſſer Taubenliebhaber, iſt wie aus Paris gemeldet wird, dahin gekommen, ſich Tauben von ganz beſondern Gefieder zu verſchaffen. Er ließ eine mit den eklatanteſten Farben mahlen, der Körper war ſchön hochroth, die Bruſt, die Flügel und der Schwanz aber blau. Dieſes Gemälde ließ er in den Taubenſchlag, bey einem Neſt aufhängen; die erſten Täubchen hatten anfangs gewöhnliches Gefieder, aber dieß verirrte ſich nachher Stufenweiſe, ſo daß bey der fünften Brut ganz den Model ähnliche Tauben hervorkamen. Mehrere Perſonen von Grandenz haben dieſe Vögel geſehen, und ſich vom glücklichen Erfolg des Verſuchs überzeugt.

Verſchiedenes.

Der durch ſeine Kunſtliebe und technologiſchen Kenntniſſe bekannte Baron v. Brudern, hat von Wien eine groſſe Dampfmaſchine zu Entwäſſerung ſeiner Wieſen im Heregher Komitat kommen laſſen, die nun die zweyte zu ökonomiſchen Zwecken angewendete in Ungarn iſt; die erſte beſizt der Fürſt Eſterhazy.

— —

Die Taylorſche Geſellſchaft zu Harlem ſezte eine goldene Medaille von 40 Gulden auf die beſte Denkſchrift über die Fortſchritte und den Verfall der Malerey in den ſieben vereinigten Provinzen aus. Die Denkſchriften müſſen vor dem 1. April 1813 eingeſendet ſeyn.

— —

Bey Semlansk in Rußland erlegte der Gutsbeſizer Schilow zwey vollkommen ſchwarze Wölfe, deren Haar dabey weit weicher iſt, als das der gewöhnlichen Wölfe. Es iſt zu glauben, daß dieſe Wölfe ſich aus den entfernteſten Gegenden Sibiriens dorthin verirrt haben.

— —

In der Nähe von Kamenicz-Podolsk iſt die Gattin eines Gutsbeſizers von drey Söhnen glücklich entbunden worden; ſie ſind bereits fünf Monat alt, und geſund. Jeder derſelben hat eine beſondere Amme.

— —

Bey Sionim lebt ein Greis von hundert und zehn Jahren, Namens Woltſchkewitſch. Vor dreißig Jahren trat er in die zweyte Ehe, nachdem er mit ſeiner erſten Frau gerade 50 Jahre in der Ehe gelebt hatte. Seine jezige Eheſrau iſt 98 Jahre, und ſein jüngſter Sohn 65 Jahr alt. Von ſeinen verheiratheten Töchtern hat er eine ziemliche Anzahl von Enkeln, Urenkeln und Ururenkeln. Dieſer Greis iſt noch munter, geſund, und verrichtet alle Landarbeit. Auch ſeine Frau beſchäftigt ſich mit der Hauswirthſchaft.

Bekanntmachung.

Troſt für Schwindſüchtige.

Die herrlichen Mittel des Herrn D. Müllers in Frankfurt am Mayn, gegen die Schwindſucht, beſtehend in einem nährenden Pulver und lungenheilenden Roob hat à 2 Rthlr. 16 Gr. in Commiſſion zu Leipzig D. G. W. Becker an der Peterſtraſſe Nro. 114.

NB. Wo alles verläßt, ſchaffen ſie oft noch Hülfe; und Erleichterung in allen Fällen!

Der

Verkündiger.

42. Stück. Freytag. Am 28. Februar 1812.

Perioden der atmosphärischen Elektricität.

Dr. Schübler in Stuttgart bestimmte nach seinen Versuchen die Perioden der atmosphärischen Elektricität also: Bey heiterer Witterung findet man immer die atmosphärische Luft bald mehr bald weniger elektrisch, und immer ist diese Elektricität die positive; ihre stündlichen Veränderungen sind folgende: kurz vor Sonnenaufgang ist die Luftelektricität gewöhnlich schwach, mit dem Aufgang der Sonne fängt sie langsam zu steigen an, dieses nimmt in kurzem schnell zu und einige Stunden nach Sonnenaufgang erreicht so die Luftelektricität gewöhnlich ihr erstes Maximum. Während dieses geschieht, nimmt die wahre Feuchtigkeit der Luft zu (nach dem Seaussur'schen Haarhygrometer beobachtet und auf gleiche Temperatur reducirt,) die Luft verliert an ihrer Durchsichtigkeit, es fällt der Morgenthau, die Luft wird immer mehr dunstig; selbst mitten im Sommer bemerkt man dieses, wenn man über weite freye Gegenden hinsieht. Im Herbst und Winter entsteht unter diesen Umständen oft eigentlicher Nebel mit starken Zeichen von Elektricität. Sobald das erste Maximum der Luftelektricität eingetreten ist, wobey die Temperatur der Luft immer schon beträchtlich, von Aufgang der Sonne an, zugenommen hat, so verliert sich nach und nach das Dünstige der Luftschichten, die Atmosphäre wird ganz heiter, entfernte Gegenden werden dem Auge sichtbar, der Himmel nimmt eine dunklere Bläue an, die Trockenheit der Luft nimmt von diesem Zeitpunkt an wirklich zu, die Luftelektricität nimmt nun immer mehr ab, anfangs am schnellsten, dann immer langsamer. Nachmittags zwischen 2 — 3 Uhr ist sie schon ziemlich schwach, sie ist gewöhnlich 1 — 2 Stunden vor Sonnenuntergang am schwächsten und auf ihrem Minimum, während die Luft um diese Zeit ebenfalls am trockensten ist.

So wie sich die Sonne dem Horizont nähert, so fängt die Luftelektricität wieder zu steigen an, sie steigt schnell mit dem Untergang der Sonne und erreicht ebenfalls einige Stunden nach Sonnenuntergang ihr 2tes Maximum. Während dieses geschieht bilden sich aufs Neue überall Dünste, die Feuchtigkeit der Luft nimmt schnell zu, die Kühle des Abends tritt ein, es fällt der Abendthau und meist steht nun die Luftelektricität wieder auf derselben Höhe, wie Morgens, einige Stunden nach Aufgang der Sonne. Von hier nimmt nun die Luftelektricität aufs Neue ab und fährt die ganze Nacht hindurch fort zu fallen, um mit der aufsteigenden Sonne des folgenden Tages wieder dieselbe Ordnung zu durchlaufen.

Es ist hier, wie gesagt, von heitern Tagen die Rede. Ist die Atmosphäre nicht heiter, bilden sich Wolken oder fällt gar Regen, so zeigen sich viele Abweichungen. Bey Annäherung von Wolken und fallendem Regen geht die Elektricität nicht selten ins Negative über.

Nach diesen Beobachtungen scheint es wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden zu können, daß die chemischen Mischungsänderungen zwischen Luft, Wärme, Licht und Wasser, die vorzüglich nach Sonnen Auf- und Untergang am stärksten sind, den Grund dieser elektrischen Perioden enthalten; und diese chemischen Aenderungen scheinen ganz dieselbe Periode zu beobachten; die Bildung von Dünsten und Wasserbläschen scheint immer mit Elektricitäts-Entwickelung verbunden zu seyn, wie sich auch durch Versuche im Kleinen nachweisen läßt; eben so scheinen

nen beide sich wieder wechselseitig enger binden zu können, latent zu werden, und dadurch Dünste und Elektricität für unsere Sinne und Instrumente auf einmal wieder zu verschwinden. Auf diese Art wird es möglich, daß in den höhern so trockenen Luftschichten der Atmosphäre sich oft plötzlich Dünste und Wolken mit den stärksten Zeichen der Elektricität niederschlagen. Diese elektrischen Perioden verdienen um so mehr für die Zukunft näher beachtet und überhaupt in verschiedenen Gegenden näher bestimmt zu werden, indem einige andere bisher räthselhafte periodische Erscheinungen in der großen Natur mit ihnen auffallend correspondiren, und sie vielleicht den Grund derselben enthalten. Ich meine die täglichen Perioden des Barometers und der Abweichung der Magnetnadel.

Das täglich regulär 2mal wiederkehrende Fallen des Barometers bestimmte zuerst Alexander von Humboldt genau unter den Tropen in Amerika, wo es äusserst regelmäßig täglich statt findet; in unsern Breiten sind diese Perioden schwerer, und nur aus einem Mittel vieler Beobachtungen aufzufinden. Ramond fand sie auch wirklich bey uns auf ähnliche Art, nur mit dem Unterschiede, daß sich die Zeiten des Steigens und Fallens in den verschiedenen Jahrszeiten etwas abändern; im Sommer steigt das Barometer bis Morgens 8 Uhr; es fällt dann den Tag über bis Abends 4 Uhr, dann steigt es wieder bis Abends 10 Uhr und fällt aufs Neue die Nacht hindurch bis zum folgenden Morgen. Im Sommer erreicht das Barometer also Morgens 8 Uhr und Abends 10 Uhr sein Maximum; im Winter tritt aber dieses Maximum Morgens erst später und Abends schon früher ein. Auch das elektrische Maximum tritt im Sommer Morgens früher ein, als im Winter und Abends später als im Winter, dem verschiedenen Auf- und Untergange der Sonne gemäß. Die auffallende Aehnlichkeit mit den elektrischen Perioden ist nicht zu verkennen: 2 Mal steigt das Barometer täglich mit zunehmender elektrischer Spannung, und 2mal fällt es wieder mit Verminderung derselben.

Nicht weniger merkwürdig ist das Verhältniß dieser elektrischen Perioden zu den periodischen Abweichungen der Magnetnadel; auch diese geht nämlich täglich 2 Mal nach Osten und 2 Mal nach Westen, wobey sie im Allgemeinen folgendes Gesetz beobachtet: sie wendet sich jedesmal nach der Weltgegend hin, in welcher periodisch zunächst von uns die meiste Elektricität angesammelt ist, sie bewegt sich in der Frühe nach Osten, dem von Osten bey uns ankommenden ersten elektrischen Maximum entgegen gehend, sie geht dann nach Westen von 6, 7 bis 8 Uhr an, dem ersten elektrischen Maximum nachfolgend; sie geht dann Abends zum 2ten Mal nach Osten, dem 2ten mit Sonnenuntergang von Osten bey uns ankommenden elektrischen Maximum entgegen, und folgt auch diesem wieder Nachts zum 2ten Mal nach Westen.

Ueber die Mooskrankheit der Bäume.

Diese Krankheit führt auch andere Namen, die von der Aehnlichkeit hergenommen sind, die man zwischen ihr und den Hautausschlägen bey Menschen und Vieh wahrzunehmen glaubte. Viele Forstleute und Gärtner sagen, wenn die Rinde eines Wald- oder Gartenbaums mehr oder weniger mit Moos und Flechten umgeben ist, der Baum habe den Aussatz, die Krätze oder Raude. *) Nach dieser Vorstellungsart halten sie denn auch diesen moosigten Ueberzug für einen Auswurf aus dem Baume selbst, und meinen, daß dies Uebel bey den Bäumen auf dieselbe Art ansteckend sey, wie die Krätze und Raude in der Thierwelt. Allein in den neuern Zeiten hat man die Sache genauer untersucht, und es ist von mehreren Naturforschern erwiesen, daß die verschiedenen Moos- und Flechtengewächse nicht aus den Bäumen, auf welchen sie sich zeigen, hervorwachsen, sondern eben so, wie andere Pflanzen, durch die Befruchtung und aus Samen entstehen. Dieser Samen der Moose ist sehr fein und leicht, und kann daher auch wie Blüthenstaub von der Luft leicht von einem Ort zum andern fortgeführt werden. Findet er nun Unebenheiten oder Risse an den Bäumen oder andern Körpern, und in denselben feine Erdtheilchen oder Staub, die ebenfalls der Wind dahin geweht hat, so setzt er sich darin fest, schlägt Wurzeln, und verbreitet sich durch dieselben, und

*) Manche bezeichnen mit diesem Namen zwar auch den Krankheitszustand des Baums, wenn die Rinde daran ungewöhnlich rissig und schiefrig erscheint, und es mit seinem Wachsthum nicht recht fort will; aber alsdann pflegt sich auch gewöhnlich das Moos bey ihm einzustellen.

durch neuen Samen, den er um sich her verstreut, weiter. Man wird hieraus auch nun leicht einsehen, was es mit der Ansteckung der Mooskrankheit eigentlich für eine Bewandniß habe. Inzwischen läßt sich nicht läugnen, daß es mancherley Mitursachen giebt, die den Wachsthum und die Verbreitung der Moose und Flechten an den Bäumen befördern, und ohne welche sie nicht fortkommen würden. Die Beschaffenheit der Gegend oder des Orts, wo der Baum steht, und die dadurch bewirkte Beschaffenheit des Baums selbst, so wie der Witterung, tragen sehr viel dazu bey. Bäume, die von der freyen Luft nicht gehörig können bestrichen werden, die zwischen hohen Mauern stehen, oder in niedrigen Thälern, welche dumpfige, faule Luft, und ein feuchtes sumpfiges Erdreich haben, sind diesem Uebel vorzüglich ausgesetzt. Die feuchte dumpfe Luft verursacht eine sehr ungleiche und mit vielen Runzeln versehene Baumrinde, sie macht dadurch den Baum kränklich, und für die Aufnahme des Moossamens empfänglich. An Bäumen hingegen, die sehr der Sonne ausgesetzt sind, und immer von freyer frischer Luft bewehet werden, kann das Moos sich nicht so leicht einnisteln und gedeihen. An einzelnen im Freyen stehenden Bäumen wird man es selten und nur in geringer Menge wahrnehmen. Eine anhaltende feuchte Witterung ist in so fern der schnellen Verbreitung des Mooses förderlich, als sie das Aufkommen seines Samens in dem Staube oder Erdtheilchen, welche in den Ritzen der Baumrinde sich befinden, begünstigt, und es, wenn es aufgekeimt ist, nährt. Starke Platzregen sind hingegen dem Moose nachtheilig, besonders in der Zeit, wo es seinen reifen Samen aus den kleinen Kapseln zu zerstreuen pfleg', weil er diesen herunter spült; auch wird das zarte Moos selbst von ihm abgewaschen. Man giebt dem Moose gewöhnlich schuld, daß es an den Bäumen sich wie eine Schmarotzerpflanze nähre, ihm dadurch Säfte entziehe, ihn schwäche, krank mache, und sein Absterben verursache. Es scheint aber nicht, daß es diesen Vorwurf verdiene; man müßte denn annehmen, daß es in der Rinde der Bäume wirklich eingewurzelt sey, welches aber nach genaueren Untersuchungen, wie schon gesagt ist, nicht wahr befunden ist. Bedürfte das Moos zu seiner Erhaltung und Nahrung eines schon in einer andern Pflanze zubereiteten Safts, so begreift man nicht, wie es an alten abgestorbenen Bäumen, und noch weniger wie es an Steinen und alten Mauern entstehen, wachsen und fortdauern kann. Auch wird man bemerken, daß gerade in der Jahrszeit, wo die Bäume am saftvollesten sich zeigen, oder ihr Saft in der größten Bewegung ist, nehmlich im Sommer, Moos und Flechten an denselben fast hinwelken und zurückkommen, da sie hingegen im Herbst und Winter gleichsam in ihrem Flor sind. Es ist also wohl nicht nur wahrscheinlich, sondern gewiß, daß sie ihre Nahrung nicht aus dem Saft der Baumrinde, sondern aus den befeuchteten Erdtheilchen zwischen derselben, worin sie aufwachsen, und aus der Luft erhalten.

Man beschuldigt die Flechten und Moose ferner, daß sie den Zugang der Luft von den Bäumen abhalten. Dies kann wohl der Fall seyn, wenn der Baum zu sehr damit überzogen ist. Sonst aber ist ja ihr Gewebe so fein und durchlöchert, daß die Luft wohl hindurchdringen kann. Es scheint auch nicht völlig erwiesen zu seyn, daß sie den Bäumen dadurch schaden, daß sie ihnen Thau und Regen rauben, oder wenn sie davon erfüllt sind, die Feuchtigkeit zu lange an der Rinde erhalten. Thau und Regen können nicht nur leicht durch die Moose zu der Baumrinde gelangen, sondern auch fast eben so leicht wieder abdunsten. Bey warmer Witterung wird man das Moos bald wieder trocken finden, wenn der Baum nur nicht an einem zu sumpfigen Orte steht.

Daß sich gern mancherley Insekten zwischen demselben einnisteln, läßt sich freylich nicht läugnen. Vielleicht dürfte aber noch zu untersuchen seyn, ob alle diese Insekten dem Gedeihen des Baums wirklich so nachtheilig sind, als man gewöhnlich glaubt.

Man könnte sogar Manches zum Vortheil des Mooses und der Flechten an den Bäumen sagen, z. B. daß sie Schutz gegen den Frost gewähren, und darum vorzüglich die nördliche Seite des Baums einnehmen; daß sie an beschädigten und entblößten Stellen die Rinde derselben vertreten ꝛc.

Indessen, wenn auch die Moose und Flechten nicht als eine, oder die einzige Ursache der Kränklichkeit eines Baums zu betrachten sind, und sie vielmehr derselben folgen, so wird man doch immer wohl thun, sie an den Obstbäumen zu vertilgen, und ihre weitere Verbreitung in einer Baumschule zu verhüten. Sie könnten die Krankheit des Baums

vermehren, indem sie zu viele seine Ausdünstung hindernde Erdtheilchen an seiner Rinde festhalten, und wenn ihr Gewebe zu dicht ist, den Zugang der freien Luft hemmen. Sie sind immer als eine Unreinlichkeit an den Bäumen anzusehen, wodurch sie entstellt werden.

Man verwahrt die Bäume am leichtesten vor Moos und Flechten, wenn man sie im Frühjahr und vor dem Winter mit kaltem Wasser abwäscht, und dadurch die Erdtheilchen aus den Ritzen der Rinde entfernt, die jenen zum Boden dienen. Aber auch die schon bemoosten Bäume werden am besten durch Waschen gereinigt, indem man nemlich das Moos, und selbst die äußere schiefrige Rinde abscheuert. Einige überstreichen nach vorhergegangenem Abwaschen und starken Scheuren der Rinde den Stamm dünne mit Baumkitt oder Kuhmist. Auch kann man sich des Kalkwassers dazu bedienen, indem man dazu Wasser von abgestedeter Asche mischt.

Weißer Klee in Rocken und in Weizen gesäet.

Auf dem sogenannten **Hellwege**, im ehemaligen Westphalen (in der Gegend von Essen, Steele, Bochum, Dortmund, Unna, Werl, Soest, Erwitte, Paderborn) wo das Erdreich ein fruchtbarer Lehmboden von vorzüglich guter trefflicher Mischung und so ergiebig ist, daß man im Durchschnitt vom Rocken, Weizen und Hafer das 13te, von Wintergerste das 11te, von Sommergerste das 17te Korn erntet, hat man seit ohngefähr zehn Jahren angefangen, den sogenannten wilden oder weißblühenden Klee, in Rocken, auch wohl in Weizen zu säen, und zwar, je nachdem die Witterung ist, vom Februar bis zum April, am räthlichsten, wenn man Regen vermuthet, auf 100 cöllnische Ruthen (zu sechstehalb Rheinländische Fuß) vier bis fünftehalb Pfund Samen. Ist das Getreide abgeerntet, so zeigt sich bisweilen nur wenig Klee, doch findet man, wenn feuchte Witterung einfällt, nach wenig Wochen, das Land wie mit einer grünen Decke überzogen. Auf diese künstliche Weide läßt man nun manchmal schon zu Ende Augusts, oft auch erst im letzten Drittheil des Septembers, das Vieh austreiben. In der dortigen Gegend werden die Kühe auf diese Kleefelder festgepfählt, und ihr Stand täglich 4 bis 5mal gewechselt. Auf gut bewachsenen 100 cöllnischen Ruthen hat eine Kuh 35 bis 40 Tage hindurch hinlängliches Futter, gedeihet an Milch und Fleisch und kommt gut genährt in den Winter. Der Nachwuchs des Klees giebt dann beym Ueberhüten noch auf mehrere Tage ein gutes Futter. Man hält es für nützlich, dem Viehe vor dem Austreiben etwas Heu zu geben, damit es nicht nüchtern auf den Klee komme, und allzugierig davon fresse. Auch muß man ihm bey trockener Witterung Morgens und Abends zu saufen anbieten, weil es sonst weniger Milch giebt. Außer dem beträchtlichen Gewinn an Viehfutter, den diese Kleesaat verschafft, besteht der Hauptvortheil den sie bringt, in Verbesserung des Ackers zur künftigen Ernte. Während der Weidezeit liefert nämlich das Vieh die Nacht hindurch im Stalle mehr und kräftigern Mist, außerdem läßt es beym Abfressen des Klees viel Mist auf dem Acker fallen und tritt ihn in den Boden fest; Ende Oktobers oder Anfang Novembers, wo der Klee gewöhnlich wieder hervorgesprossen ist, wird das Land mit dem Pfluge so umgelegt, daß Grün auf Grün zu liegen kommt, bleibt den Winter über so liegen, durchfriert und die Kleeblätter und Wurzeln verfaulen. Jener thierische und dieser Pflanzendünger, so wie das Durchfrieren, und überhaupt die größere Einwirkung der Witterung, sind einer halben Düngung gleich zu achten. Im März, wo die Witterung es erlaubt, wird das Ganze stark durchgeeggt und bleibt so etwas liegen. Hafer- und Sommergerste gerathen auf so zubereitetem Acker um ein Drittheil, oft um die Hälfte, besser, als eben diese Fruchtarten auf andern Aeckern, sie sind dichter bestaudet und geben längeres Stroh. Hafer, der im sechsten Düngungsjahre auf solchen Kleeacker gesäet war, hat bis das 21ste Korn getragen! Kann er schon im März gesäet werden, desto besser, späterhin wächst er leicht zu geil und lagert sich bey feuchter Witterung. Zur Gerste pflügt man zweymal im Frühjahre und egget nach dem ersten Pflügen rein, säet alsdann zu Ende Aprils oder Anfang May's. Nach der Gerste wird dann wieder Rocken, in diesen wieder weißer Klee und hierauf nochmals Hafer gesäet. Der weißblühende Klee kann nämlich öfter, ja mehrere Jahre nach einander, mit Erfolg gesäet werden; überhaupt ist er das für Lehmboden, was der Spörgel für den Sandboden ist.

Der

Verkündiger.

43. Stück. Sonnabend. Am 29. Februar 1812.

Nachricht über den vorjährigen Ernteertrag und die Acclimatisirung der peruvianischen Kartoffel (Solanum tuberosum peruvianum) in Deutschland.

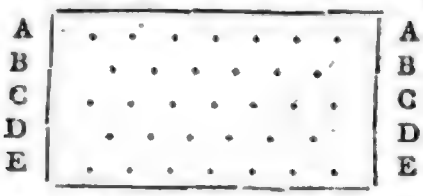
Der mannichfaltige Nutzen und die großen Vortheile, welche die Kartoffeln überhaupt seit ihrer Einführung in Deutschland in jeder Haushaltung leisten — ist allgemein bekannt. So viele und mächtige Feinde auch dieses Gewächs bey seiner Bekanntwerdung fand; so heftig man sich seiner allgemeinen Einführung widersetzte und so sehr in jenen alten und selbst neuesten Zeiten über ihre guten und nahrhaften Bestandtheile gestritten wurde, so rechtfertigten sich doch ihre unwidersprechlich guten Eigenschaften selbst, und der Sieg der allgemeinen Einführung ward, und das mit Recht, zum Trotz ihrer Feinde, schnell errungen. — Aber welches Gewächs möchte auch den Kartoffeln ganz vollkommen zur Seite gesetzt werden können, das ihnen wegen ihren mannichfaltigen guten Eigenschaften ganz gleich käme? Wo ist eine Frucht, die in jederley Boden, unter jedem Himmelsstriche, selbst in den rauhesten Gegenden, wo kein Getreide fortkömmt, wohl gedeihet, sich ungemein stark vermehret, zum Anbau nur wenige Mühe und Kosten erfordert, dem Acker gut bekommt und dem Mißwachse und jenen Zufällen, welche oft die Hoffnung des Landmannes plötzlich vernichten, weniger als irgend eine Getreideart unterworfen ist? Der so mannigfaltigen Speisen, welche sich aus ihnen allein und mit andern animalisch- vegetabilischen Zusätzen bereiten lassen, hier zu geschweigen. Wie würden nicht unsere Vorältern, wenn ihnen vergönnt würde, die ehemals von ihnen angebaueten Gegenden, wieder zu besuchen, bey dem Anblicke der mit diesen gesegneten und für sie ganz neuen Früchten bestellten Felder, in bewunderndes Erstaunen ausbrechen, und ihre Enkel über diesen Gewinn glücklich preisen müssen?

Aber alles Ding hat seine Zeit, spricht die mächtige Erfahrung im Sprüchwort. Alte glaubwürdige Leute versichern, daß die zuerst kultivirten Kartoffeln in Hinsicht ihres trefflichen Geschmacks, mit den jetzigen gar nicht mehr zu vergleichen wären; jene hätten wie gesottene Eyer geschmeckt und wie Eydottern ausgesehen, da die jetzigen im Gegentheil ihren ursprünglichen trefflichen Charakter, sowohl in Hinsicht ihres Habitus als Geschmacks — gänzlich verlohren hätten, und durch Boden, Klima und Kultur fast ganz ausgeartet wären. Diese Klage hört man allgemein. Nicht wenig erfreulich kam daher die Ankündigung von einer neuen ursprünglich aus Peru in Amerika stammenden und im Samen nach Europa gebrachten Kartoffelart, welche in einjährigen kleinen, ein bis vier Loth schweren Knollen aus ächten peruvianischen Samen in Holland gezogen, und dem damals hier befindlichen Herrn Hempelt, von einem seiner Freunde direkte aus Holland, zur weitern Verbreitung zugesendet worden war. Die öffentlichen von Herrn Hempelt über diese neue Frucht gemachten Bemerkungen in Hinsicht ihres vortrefflichen Geschmacks, reichen Mehlgehalts, ihres höchst ergiebigen Ertrags, ihrer auferordentlichen Größe und der dadurch zu erwachsende große Nutzen für die Zukunft, veranlaßte, daß ich mir davon sogleich eine bedeutende Quantität Früchte zum eigenen Anbau, verschaffte. Herr Hempelt hatte über ihre Kultur freylich nicht mehr angeben

angeben können, als was ihm sein holländischer Freund darüber mitgetheilt hatte, und die kurz in den Paar Worten „die Kultur ist die der englisch-deutschen“ bestand.

Bey diesen ungünstigen Umstande war ich also genöthiget, auf eine selbst eigene Methode des Anbaues dieser Kartoffelart in unserm Klima und Boden zu denken, die ich nun der Gemeinnützigkeit wegen, hier zur öffentlichen Kenntniß bringe.

Um die versicherte große Ergiebigkeit dieser peruvianischen Frucht zu beobachten und die Versuche leicht übersehen zu können, ließ ich nach der Mitte des Monats März v. J., zu welcher Zeit ich die Aussaat-Kartoffeln erhielt, in einem etwas lehmigten und mehr sandigten Boden von 12 Fuß Breite und 40 Fuß Länge, welcher im Gartenkultur gestanden und das Jahr zuvor mit Kraut (Kappus) bepflanzt gewesen war, mit wohl verrotteter Jahr und Tag alt gewordener Blumendungerde, oder einer sogenannten englischen Composterde, ein paar Zoll hoch überfahren, tüchtig umgraben, und so das Land bis nach der Mitte Aprils liegen. Nun theilte ich das Feld der Breite nach in 5 Linien, und durchschnitt diese ins Kreutz im Quadrat, in 20 Linien, so daß die Durchschnittspunkte 100 an der Zahl betrugen, und jeder von den anderen 2 Fuß entfernt war, wie die folgende abgekürzte Figur angiebt:



Hierauf ließ ich durch einen Taglöhner auf einem jeden Punkte vermittelst eines Grabscheites von AA Löcher einem halben Fuß tief aufwerfen und die Erde bey x auf den Seitensteig legen. In diese Löcher legte ich nun die größten Kartoffelfrüchte von 4 bis 5 Loth Schwere. Nachdem dieses geschehen, wurde von den Punkten in der Reihe BB die Erde weggenommen und damit die Früchte in den Löchern der Zeile AA bedeckt und nun diese neue Reihe Löcher mit etwas kleinern kaum 2 bis 3 Loth schweren ganzen Kartoffeln belegt. Diese wurden hierauf weiter mit der Erde von CC bedeckt und darein noch kleinere Früchte von kaum 1 bis 2 Loth Schwere gelegt. Bedeckt wurden diese mit der Erde von DD, und DD und EE wurden mit in 2 Stücke zerschnittenen Kartoffeln von 4 bis 5 Loth Gewicht belegt. Nach der gänzlichen Belegung dieses Feldes mit Kartoffeln wurde es mit dem Gartenharken oder Rechen, ganz gleich geebnet, und so die Aussaat ihrer Vegetation überlassen.

Nach zwey bis drey Wochen war das ganze Feld reihenweis mit grünem Laube bedeckt, und nur die gelegten halben Kartoffelstückchen in DD und EE zeigten ihr Laub etwas später. Nach ohngefähr 8 bis 14 Tagen, ließ ich mit einer breiten Hacke das zwischen den Reihen hervorgewachsene Unkraut wegnehmen und zugleich die Erde etwas auflockern, um den jungen Wurzeln Luft zu geben und das leichte Eindringen der atmosphärischen Feuchtigkeiten zu befördern. Nachdem nun die junge Brut eine gute Hand hoch geworden war, ließ ich sie förmlich behacken, d. h. die Erde an sie anhäufeln, und dieses Behacken wurde noch einige Mal, so lang es ihre Höhe und Größe gestattete, wiederholt. In diesem Zustande wurde nun das Feld bis im Herbst sich selbst überlassen, ohne daran irgend etwas wieder vorzunehmen. Das Kraut erlangte bald eine ungemeine Höhe von 4 bis 5 Fuß, wurde stark, lagerte sich aber doch bald. Die Blüthe war einfach und weißlich; das Laub und die Stengel mit feinen Härchen bekleidet, und das Blatt unterbrochen gefiedert, von etwas hellgrüner Farbe. Das Kraut, welches nicht abgeschnitten werden durfte, wurde gegen die Mitte Septembers gelb, und zu Anfang Oktobers war es ganz abgestorben, und dieß war wie bekannt, das Merkmal der völligen Reife.

Hierauf ward nun zum Aufnehmen der erbeuteten, Kartoffelknollen geschritten, und zu diesem Behuf dieselben Reihenweis mit einem zweyzinkigen Weinbergsharst, herausgehackt. Der Ertrag war groß und überraschend. In der ersten oder AA Reihe des Feldes, lieferte fast jeder Stock im Durchschnitt 50 bis 60 Stück, woran sich einige Knollen von 3 bis 3½ Pf. Gewicht befanden. Der größte Theil wog ½ bis 2 Pfund. Das Gewicht der Knollen zusammen von einer Pflanze betrug 15 bis 20 Pfund. Die kleinsten Exemplare wogen 1 bis 8 Loth. Der Ertrag der zweyten und dritten Reihe war von der ersten wenig oder gar nicht verschieden, und am Ertrage dem vorigen gleich. Einem kaum merklich geringern Ertrag lieferten die in halbe Theile zerschnitte-

schnittenen Kartoffeln in den Zellen DD und EE. Es ist also nach diesen Ertrage fast ganz sicher zu schließen, daß diese neue Art Kartoffeln, in der Folge, wie Herr Hempell versichert hat, Exemplare von 4 bis 5 u. m. Pfund liefern können. Nur wird ihnen eine angemessene Kultur und guter Boden gegeben werden müssen. Ueberdem war noch dabey zu bewundern, daß selbst die größten Früchte durchaus von ganz gleicher Consistenz und nicht wie die großen englischen, oder Howard's-Kartoffeln in der Mitte hohl waren. Gesotten, fand ich wie bey den ausgelegten Exemplaren, ihr Inneres weißgelb, ausserordentlich mehlreich, auch platzten sie nicht eher, als bis sie gehörig durchkocht waren, was bey dem Englischen nicht Statt findet. Auch hatten sie einen feinen, reinen, fast den Nüssen ähnlichen Geschmack. Auch habe ich an ihnen weder Würmer, noch Engerlinge, als die gewöhnlichen Feinde der Kartoffeln, angetroffen, und dieses rührt aller Wahrscheinlichkeit daher, weil sie vermöge ihres mehlreichen Gehalts, diesen Plagegeistern zuwider seyn mögen. Ihre Form oder Habitus, ist ohnerachtet ihrer Größe, wie die ausgelegten, ziemlich rund geblieben, und haben also in Hinsicht der Form nicht die geringste Aehnlichkeit mit den englischen Kartoffeln.

Da nun gewisse Verhältnisse Herrn Hempell nicht weiter erlauben, sich mit dem Debit derselben abzugeben, so habe ich, um diese nützliche Frucht nach meinen Kräften gemeinnützig zu machen, den Versand derselben übernommen, und ihre selbst erprobte Kulturmethode, so wie auch einiges andere, was von den Kartoffeln überhaupt bekannter zu werden verdient, in einer diesem Gegenstand gewidmeten Schrift, unter dem Titel:

Die Kultur der peruvianischen Kartoffel (Solanum tuberosum peruvianum), demnebst Anweisung, wie die Kartoffeln überhaupt 10 Jahre lang aufzubewahren und roh oder grün zu conserviren, und wie aus denselben Brot, Käse, Gries und Brandewein zu bereiten sind. Jena 1812 in meinem Verlag, geheftet 4 gl. niedergelegt. Bey Bestellungen von 4 Exemplaren, erhält man gegen gleich baare Bezahlung das 5te Exemplar frey. Ein Pröbchen der peruvianischen Kartoffeln in 4 Exemplaren, welche in einer Papierkapsel (auf welcher der Aechtheit wegen mein Familienwappen befindlich), verschlossen sind, kostet mit der Hempellschen Beschreibung 4 gl. Wird der Betrag von 16 gl. für 4 Pröbchen eingesendet, so erhält man obige Schrift als Zulage. Schrift und Pröbchen kann man bey mir und in Leipzig im Commissions-Comptoir Petersstraße, 1 Treppe hoch in Nro. 114. bekommen. Briefe und Gelder werden jedoch ganz franko einzusenden gebeten; und werden mehr als 4 Pröbchen verlangt, so wird man auch einige Groschen für Emballage ꝛc. beyzulegen die Güte haben. Die Bezahlung geschieht in sächsischer Währung.

Jena, den 16. Febr. 1812.

Dr. J. W. Nöthlich.

Zusatz.

Mit Vergnügen kann ich obigem noch beyfügen, was mir der Herr Oekonomieinspektor Pohl allhier über diese Kartoffelart mitzutheilen die Güte gehabt. Es ist unglaublich, sagt er, was für einen Ertrag dieselben liefern. 3 Pfund schwere Früchte aus den einjährigen Samenknollen gezogen, waren auf dem Rittergut Würchwitz bey Zeitz, wo man sehr viele im vorigen Jahre baute, etwas sehr gewöhnliches. An Mehlgehalt ist diese Art einzig und dabey gewährt sie den Vortheil, daß die Knollen alle in einem Zirkel um den Stock so hoch herum liegen, daß sie mit einer bey der andern Sorte unbekannten Leichtigkeit herausgenommen, gepflügt, gehakt werden können. Wer da weiß, wie oft Kraut, fürs Rindvieh gepflanzt, eine Beute der Raupen wird, wie es beym Pflanzen so sehr von Regen ꝛc. abhängt, wird schon darum diese Kartoffel in Zukunft als Futter anpflanzen, da sie weder Raupenfraß unterworfen, noch so viel Sorge beym Anpflanzen ausgesetzt sind, und dem Vieh wegen des Mehlgehalts, tausendmal mehr Nahrung geben.

Noch bemerke ich, daß die Anpflanzung auch bis Ende Mays geschehen kann.

Leipzig. G.

Meteorologische Beobachtungen zu Lemberg.

Nach den zu Lemberg gemachten meteorologischen Beobachtungen war im Monat December 1811 der höchste Barometerstand 28″, 6‴, 0‴, der niedrigste

drigste 27″, 5‴, 11‵, die mittlere Höhe vom ganzen Monat = 27″, 11‴, 9‵, 806 .... Die größte Wärme = + 5° Reaum., die geringste Wärme — 5°, 7 Reaum., das Mittel der Temperatur = — 1°, 0919 Reaum. Nach 124 Beobachtungen war 2 Mal gänzliche Windstille, 78 Mal schwacher, 34 Mal mittelmäßiger und 10 Mal starker Wind. Der herrschende Wind war Südwind und zwar 23 Mal bey 93 Beobachtungen; demnächst war Westwind (15 Mal unter 93 Beobacht.) An 4 Tagen fror es ein, an 14 abwechselnd, an 13 Tagen war das Thermometer stets unter 0 Reaum. Heitere Tage waren 3; zum Theil wolkicht war es an 19, und ganz bedeckt an 9 Tagen. Schnee fiel an 11 Tagen, geregnet hat es 1 Mal; Nebel war an 10 Tagen.

Große Stärke.

Zu Paris sieht man gegenwärtig einen gewissen Rousselle, einen Landmann aus der Gegend von Lille, der mit einer Größe von 4 Schuh 10 Zoll eine herkulische Kraft und Stärke verbindet. Er trägt 2000 Pfund Gewicht auf seinen Schultern, auf einer langen, hinabwärts gesenkten Tafel, die er nach Belieben in die Höhe hebt; er springt mit einem kurzen Anrann, mit einem Gewicht von 108 Pfund in jeder Hand, 6 Schuhe hoch über einen Reif, und ohne Anrann, mit gleichen Füßen, auf einen Tisch; er steht, zwey Männer auf den Armen tragend, vom Boden auf, ohne sich zu stützen ꝛc.

Verschiedenes.

Bevölkerung von Mannheim. Die Familienzahl in Mannheim war im verflossenen Jahre 4462, und bestand aus folgenden Individuen: 1. Katholische, 9416; 4. Evangelisch-Lutherische, 3912; 3. Evangelisch-Reformirte, 3638; 4. Menonisten, 95; 5. Juden, 1275. Summe sämmtlicher Einwohner, 18,336. Das großherzogliche Militär betrug mit Einschluß der Weiber und Kinder 1772. Die ganze Bevölkerung Mannheims bestand also im Jahr 1811 aus 20,108 Seelen.

Der Sand, welcher die Arena des Amphitheaters von Nismes bedeckte, war schon ganz fortgeschaft, und man hielt, da der Tuf fast überall zum Vorschein kam, die Aufgrabung für vollendet; als man plötzlich vor ungefähr einem Monate die Ruinen eines Kanals von 18 Fuß Breite und kreuzförmiger Gestalt entdeckte, dessen Enden mit den vier Thoren des Amphitheaters korrespondiren. Man hat diesen Kanal ebenfalls auszuräumen angefangen, ist aber mit 12 Fuß noch nicht auf dessen Boden gekommen. Es scheint, das Gebäude sey ursprünglich zu Schaugefechten auf dem Wasser (Neumachien) bestimmt gewesen.

Bekanntmachungen.

Ankündigung.

Allgemeine Elementarlehre der richterlichen Entscheidungs-Kunde von Dr. Amand Gottfried Adolph Müllner. Königl. Sächs. Advokaten. Besonders für Richter, Sachwalter und Studierende, welche einen plötzlichen Uebergang aus der alten Ordnung der Dinge in eine neue fürchten.

Unter diesem Titel erscheint zu Ostern d. J. eine Schrift, welche nach dem Ziele strebt, die sogenannte Dekretirkunst in eine Wissenschaft umzuschaffen, welche von dem in einem Lande geltenden Prozeßrechte unabhängig, und mithin überall brauchbar ist. Da jetzt die Gerichtsverfassungen ihre Gestalt oft mit Blitzesschnelle verändern und es folglich höchst nöthig seyn dürfte, an das bleibende Allgemeine sich zu halten, um desto leichter in den Wechsel des Besondern sich zu fügen, so hofft man, daß diese Schrift der Aufmerksamkeit der Rechtsgelehrten, besonders der akademischen Lehrer nicht entgehen werde, zumal da deren Verfasser vorhin unter den angenommenen Namen Modestin und späterhin unter seinen wahren (s. Hall. A. L. Z. 1805 Nro. 138. f. u. Jen. 1805 Nro. 133. engl. 1808 Nro. 171. S. 138.) vortheilhaft bekannt geworden ist.

Unterzeichnete Buchhandlung hat den Debit dieses Werks, welches auf 20 Bogen sich belaufen dürfte, übernommen, und eröffnet den Weg der Pränumeration.

Der Pränumerant zahlt bis Ostern d. J. 20 gl., der nachherige Ladenpreis wird 1 Rthlr. 8 gl. seyn.

Wer auf 4 Exemplare pränumerirt, erhält das 5te gratis.

Gräffsche Buchhandlung.

Der

Verkündiger.

44. Stück. Sonntag. Am 1. März 1812.

Resultate der 1811 im Prater und mehrern Provinzen Oestreichs angestellten Versuche, Ahornzucker zu gewinnen.

Auf die glücklichen Versuche, welche der fürstlich-Karl Auersbergische Herr Waldmeister Böhringer zu Liebau in Böhmen unternommen hatte, den inländischen Ahornarten, nach dem Beyspiele der Nordamerikaner *), ihren Saft und diesem seinen Zucker abzugewinnen, geruhten S. M. der östr. Kaiser eine Commission, unter dem Vorsitz des Grafen von Saurau zu ernennen, welche aus den Herren Professoren Freyh. v. Jacquin und v. Scherer, aus dem Herrn Direktor Prechtel, aus dem Professor der Botanik an der Theresianischen Ritter-Akademie, Herrn Schmidt, aus dem Professor dieses Nahmens von der Forstkunde und aus dem Universitäts-Gärtner, Herrn Schott, bestand. Diese Kommission sollte alle die Ahornzuckererzeugung betreffenden Erfahrungen sammeln, von allen bey den übrigen Behörden über diesen Gegenstand eingelaufenen Nachrichten in Kenntniß gesetzt werden, und es zu ihrem vorzüglichsten Geschäfte machen, die zweckmäßigsten Mittel zur Emporbringung dieses Industriezweiges in Vorschlag zu bringen.

Mit der Aufstellung dieser Kommission wurde zugleich angeordnet, daß mit den im Prater befindlichen Feldahornen Versuche auf ihren Gehalt an Zuckerreichem Safte, und auf die beste Ausscheidungsmethode des Zuckers aus denselben angestellt werden sollten, theils um zur Beurtheilung der Möglichkeit, Ausführbarkeit und Nützlichkeit dieser Zuckererzeugung unwidersprechliche Thatsachen zu erhalten, theils um durch dieselben auf manche bey einem erst im Entstehen begriffenen Industriezweige so nothwendige Verbesserungen in der Manipulation zu kommen, endlich auch um ein zahlreiches Publikum zu Zeugen, und bey dem Gelingen zu Nachahmern zu erhalten. Diese Versuche, deren besondere Leitung dem Freyh. v. Jacquin mit Beyziehung der übrigen Kommissions-Glieder übertragen wurde, geschahen gegen das Ende des Winters im J. 1811. Sie entsprachen dem dreyfachen Zwecke vollkommen; denn es fanden sowohl in Hinsicht der Resultate einige Verschiedenheiten, als auch in Hinsicht der Manipulation einige wichtige Abänderungen statt. Die letzteren waren durchgängig so zweckmäßig, daß die umständliche Beschreibung dieses Versuches nach dem dabey geführten Protokolle, und nach dem Aufsatze, welchen Freyh. v. Jacquin der kürzlich bey Strauß erschienenen deutschen Uebersetzung von Parmentiers Werke über den Traubensyrup als Anmerkung über diesen Gegenstand beygefügt hat, allen jenen zur Vorschrift dienen kann, welche Gelegenheit, Mittel und Willen haben, sich mit diesem immer wichtiger werdenden Zweige der Oekonomie zu beschäftigen.

Um den Zeitpunkt des Beginnens des Saftaus-

*) Schon im Jahr 1778 schrieb der Prediger Michael Klein in seiner Sammlung merkwürdiger Natur-Seltenheiten des Königreichs Ungarn, daß man zu seiner Zeit in Ungarn Ahornzucker machte, und daß der ungarische Geograph Windisch zu Preßburg seinen Kaffee mit Ahornzucker versüßte. Dann wären also, ohne auf den Birken- und Honigzucker Rücksicht zu nehmen, drey der vorzüglichsten Europäischen Zuckerquellen auf Oesterreichs gesegneten Fluren entsprungen, nemlich die des Mais-, Trauben- und Ahornzuckers.

flusses genau zu treffen, wurden im Universitätsgarten einige Bäume, als: ein eschenblätteriger Ahorn, ein Feldahorn, ein Bergahorn u. s. w. angebohrt, und täglich mehrmal beobachtet. Am 12. Februar Nachmittags um 1 Uhr bey einer Temperatur im Freyen von + 3 Graden R. zeigte der eschenblätterige Ahorn bey eintretendem Sonnenscheine die ersten Spuren des Ausflusses, worauf sogleich einige Feldahorne im Prater angebohrt wurden, die sich aber ganz trocken zeigten. Die folgenden Tage hörte das Ausfließen auch im Universitätsgarten wegen eingetretener trüber und kalter Witterung wieder auf, und zeigte sich erst am 19. Februar wieder. Da die angebohrten Feldahorne im Prater nun auch zu fließen anfiengen, und als einige vorläufige Versuche im Kleinen sogleich lehrten, daß ihr Saft eben so Zuckerhaltig als jener der Bergahorne, und die Menge desselben eben so reichlich zu werden versprach, damit fortgefahren, so daß die Zahl der angebohrten Bäume nach und nach bis auf 300 anwuchs.

Dabey wurden folgende Bemerkungen gemacht:

1) Das Anbohren zeigte sich bald am wirksamsten an jenen Stellen der Bäume, wo als Fortsetzungen von Hauptwurzeln äußerlich an derselben heroorragende Wülste sich bilden, indem man hier sicherer ist, ein ansehnliches Gefäßbündel zu treffen, und die an der Oberfläche dieser Wülste liegenden Gefäße einen weitern Durchmesser haben.

2) Das Anbohren geschah nach der schon von den meisten Schriftstellern gegebenen Regel von beyläufig 45 Graden und seitwärts gegen den Wulst hinein auf 1 1/2 Zoll tief, und zwar Anfangs auf der Morgen- und Mittagsseite.

3) Die meisten Bäume gaben die ersten Tage einen bräunlichen Saft, der aber in der Folge in einen wasserhellen übergieng. Ein Baum gab die ersten Tage aus einem Loche braunen, aus dem übrigen aber wasserhellen klaren Saft.

4) Das Ausfließen des Saftes der Bäume war sehr individuel, und es ließen sich keine bestimmten Ursachen für die vorgekommenen Anomalien finden. Manche von den gesündesten flossen sehr schlecht, während einzelne beschädigte und hohle Bäume reichlich flossen. So zeigten sich einzelne Bäume durch einige Tage sehr ergiebig, während sie in den nächstfolgenden Tagen ganz aufhörten; wo hingegen dann andere Bäume anfingen, reichlich zu fließen, die in den ersten Tagen keinen oder wenig Saft geliefert hatten. Freyherr von Jacquin erklärt daher mit gutem Grunde alle Berechnungen über die Ergiebigkeit der Ahornbäume an Saft, die sich auf Versuche mit wenigen oder gar mit einzelnen Bäumen gründen, für trüglich, indem nur Durchschnittserträgnisse von mehreren hundert Bäumen zu wahrscheinlichen Angaben leiten können. So z. B. gaben alle 300 Bäume zusammen gerechnet, manchen Tag nicht 2 Maß im Durchschnitte, während einzelne Bäume 5 bis 6 Maß lieferten. In manchem Tag kam der Durchschnitt nicht auf 1/10 Maß, während ein einzelner Baum 2 Maß gab. Dessen ungeachtet nimmt, die Anomalien abgerechnet, das Fließen der Bäume durch den Einfluß der Witterung bey allen in ziemlich gleichem Maße zu und ab.

5) Das allgemeine Steigen und Fallen des Saftausflusses war viel abwechselnder, als es bisher beschrieben worden war. Während der 40 Tage, als überhaupt ein Fließen des Saftes möglich war, floß der Saft die ersten 6 Tage mittelmäßig, so daß auf einen Baum nicht 2/3 Maß kamen; dann flossen die Bäume 6 Tage reichlicher, so daß im Durchschnitte auf einen Baum fast eine Maß kam. Nun hörten sie 5 Tage ganz auf, bis wieder 2 Tage eintraten, wo ein Baum im Durchschnitte 2/3 Maß gab. Dann war es aber ganz aus, und die Bäume lieferten nichts mehr, bis die Entwicklung der Knospen selbst jeder Hoffnung auf eine fernere Saftausbeute ein Ende machte.

Die Ursache dieses Wechsels scheint in der Temperatur der Luft zu liegen. Als die Temperatur der Luft im halben Februar sich über 0° erhob, fing der Saft an, sich zu bewegen. Der Saftausfluß blieb bis zum 25. in vollem Gange, und dauerte ordentlich fort, so lange bey einer Tageswärme von + 3 bis + 4 Grade die nächtliche Temperatur sich dem Eispunkte näherte. Als aber die Tagstemperatur bis auf + 7 Gragen stieg, und die der Nächte 2 Grade über Eis blieb, nahm der Fluß wieder ab, und hörte bey nächtlicher Temperatur von + 7° bis 8° ganz auf. Der Saft wurde bey diesen höheren Temperaturen wahrscheinlich schon zur Entwickelung der Blätter verwendet, und es kam ferner durch die zurückführenden Gefäße herab, bis am 16. 17. und 18. März die Temperatur sich plötz-

lich

lich wieder dem Eispunkte näherte, und in der Entwickelung der Knospen einen Stillstand verursachte, wobey die Bäume den nicht verarbeiteten Saft wieder fahren ließen. Die gleich darauf wieder anhaltend gestiegene Temperatur machte dann den Versuchen ein Ende.

6) Der Ahornsaft ist immer schwerer, als Wasser, und dieses größere spezifische Gewicht rührt vorzüglich von dem darin aufgelößten Zucker her, indem die übrigen Bestandtheile des Saftes, als der Eyweißstoff und der kohlensaure Kalk, darin in zu geringer Menge vorkommen, um einen bedeutenden Einfluß auf das Gewicht zu haben. Der Saft wurde daher täglich mit dem Beaume'schen Areometer untersucht, und diese Versuche lehrten:

a) Daß die Schwere des Feldahornsaftes im Prater überhaupt zwischen 1/2 und 1 1/2° am Areometer betrug, wo hingegen die zwey Zuckerahorn-Bäume in Schönbrunn einen Saft lieferten, dessen Schwere von 2° bis 3° wechselte. Die tartarischen Ahorne gaben einen Saft von 1 1/2° bis 2°; die eschenblätterigen Ahorne gaben aber einen von 1/2 bis 2°.

b) Daß der Saft verschiedener Individuen derselben Art, die an einem Orte beysammen stehen, an einem und demselben Tage in der Schwere keinen bemerkbaren Unterschied zeigt.

c) Daß die Schwere des Saftes eben so zu- und abnimmt, wie die Menge desselben, welche die Bäume lieferten, sich vermehrt oder vermindert.

7) Die Nachtfröste haben einen günstigen Einfluß auf den Saftausfluß, und hindern ihn nicht; denn wenn gleich der Saft in der Ausflußröhre friert, und Eiszapfen bildet, so fließt über denselben doch immer neuer Saft heraus, indem die eigene durch das Pflanzenleben hervorgebrachte Wärme des Baumes den Saft in der Tiefe des Loches zu frieren hindert. Steckt man nehmlich ein kleines Thermometer in die Löcher der Bäume, so steht dasselbe immer um 1 1/2° bis 1° höher als in freyer Luft, wenn die Temperatur der letztern sich dem Eispunkte nähert.

8) Als der Saft zu fließen aufhörte, wurden verschiedene Mittel angewendet, seinen Zufluß zu erneuern, als: Erweiterung, Vertiefung und Erneuerung der Löcher; Anbohren an der Nordseite des Stammes, Anbohren in verschiedenen Höhen, selbst an den Aesten u. d. gl. Aber wenn auch einige dieser Versuche einen augenblicklichen Saftausfluß erweckten, welches jedoch auch höchst selten geschah, so war er doch nicht von Dauer, und hörte immer bald wieder auf.

9) Die Witterung ist vergangenes Frühjahr überhaupt für die Ahornzuckergewinnung sehr ungünstig gewesen, indem der Uebergang der Kälte zur Wärme zu schnell erfolgte. In einem Zeitraume von 10 Tagen stieg die Temperatur von dem Eispunkt bis auf + 9°. Es waren in der ganzen Jahrszeit nur höchstens 14 Tage für den Saftausfluß zu rechnen. Berechnet man nun das Extragniß an Saft während der ganzen Jahrszeit, und nimmt man an, die 300 Bäume wären gleich vom Anfange her alle angebohrt gewesen, so wäre der Saftausfluß im Ganzen genommen, statt der wirklich erhaltenen 2462 Maß auf 3712 Maß gekommen, und es wären daher für einen Baum im Durchschnitte 12 58/75 Maß zu rechnen. Die zwey Zuckerahorne in Schönbrunn haben während der ganzen Jahrszeit 65 1/4 Maß Saft geliefert, folglich einer 32 5/8 Maß. Daß aber ein solcher Vergleich überhaupt nicht, am wenigsten aber von zwey besonders gesunden, starken, in der besten Dammerde wachsenden Bäumen, mit 300 überständigen krüppelhaften, im Sande stehenden gelte, ist schon bemerkt worden.

Das Einkochen des Ahornsaftes.

Die Abscheidung des Ahornzuckers ist leichter als die aus den Trauben-, Runkelrüben- und Maissafts, dagegen hat man mit einer ärmern Flüssigkeit zu thun, wodurch das Abdampfen verlängert und der Holzbedarf vermehrt wird. Der Saft wurde nach der bekannten Art eingekocht. Die Krystalle bilden sich zuerst auf der Oberfläche als eine dicke Kruste von feinkörnigen Krystallen. Das Durchschlagen dieser Kruste, und die dadurch bewirkte Erneuerung der Oberfläche des Saftes beförderten den Fortgang des Krystallisirens. So krystallisirte der Saft nach und nach in einigen Wochen gänzlich. Da die geringe Menge des unkrystallisirbaren Syrups zuletzt von den gebildeten Krystallen aufgesaugt wird, so bleibt eigentlich gar keiner zurück.

Gießt man den Syrup, nachdem sich die erste Portion der Krystallen gebildet hat, ab, so bleiben sie

ſie ſchön, durchſichtig und trocken; denn die letzten Portionen ziehen immer wegen des enthaltenen Syrups ein wenig die Feuchtigkeit an, und ſind gefärbter.

Da nun dieſe Methode einen beträchtlichen Vorrath von Kryſtalliſirgeſchirren, und eigene Kryſtalliſirſtuben nöthig macht, die Abſcheidung der geringen Menge Syrup aber doch nicht bewirkt, weil ſie zuletzt in den Kryſtallen zurückbleibt, ſo verſuchte Freyherr von Jacquin einen ſchnellern Weg, nähmlich ebendenſelben, den man bey der Bereitung der Moskovaden aus Zuckerrohr geht. Der Erfolg entſprach gänzlich ſeiner gegründeten Erwartung.

Er ließ den, in den zwey halbeimerigen Becken zur Conſiſtenz von 33° (heiß) eingekochten Syrup in ein Becken zuſammengießen, und noch ſo lange bey vollſtändigem aber leichterm Sieden, zuletzt unter beſtändigem Umrühren mit einer hölzernen Spatel einkochen, bis er heiß 40° des Areometers zeigte, wobey er nach dem Kunſtausdrucke die Feder-Conſiſtenz — à la plume — hatte; dann ließ man ihn unter beſtändigem Umrühren etwas erkalten, und goß ihm darauf in vorher naß gemachte, thonene Zuckerformen, worin er in einigen Minuten feſt wurde, und zu einer gekörnten Maſſe erſtarrte. Anfangs brachte man ihn aus Mangel der gehörig angebrachten Kunſtgriffe beym Eingießen nicht in ganzen Hüten aus der Form; es war aber immer eine verkäufliche brauchbare Moskovade, die alſo in 6 Stunden, nachdem der Saft geſammelt war, hätte verkauft werden können. Da man dieſe Moskovade ſogleich aus den Formen nehmen kann, ſo bedarf man, wenn man ihn ſo verkaufen will, höchſtens nur zweymahl ſo viel Formen, als nöthig ſind, um die in 24 Stunden bereitete Menge Zucker zu faſſen. Statt der thonenen Formen kan man ſich nach dem Beyſpiele der Nordamerikaner auch viereckiger hölzerner Trichter, die nach Art der Mühltrichter aus vier Brettern zuſammen geſchraubt ſind, und welche den Vortheil haben, daß man ſie zum Zerlegen einrichten kann, bedienen. Freylich haben die Zuckerbrode dann die Form von viereckigen Pyramiden ſtatt jener der Kegel.

(Die Fortſetzung folgt.)

Ausdehnung mehrerer Flüſſigkeiten durch Hitze.

Hr. Gay-Luſſac hat dem franz. Inſtitut in der Sitzung am 25. Nov. 1811 eine Note über die Dichtheit der Dämpfe des Waſſers, des Alkohols, des Schwefeläthers, und des flüſſigen Waſſerſtoffhaltigen Schwefels, nebſt der Beſchreibung des eben ſo genauen als einfachen Apparats den er angewandt hat, vorgeleſen. Indem er den Barometer auf 0,76 Metre vorausſetzte, die Temperatur zu der größten Dichtheit des Waſſers erhob, und die Temperatur der Dämpfe bis zu der des ſiedenden Waſſers hat er gefunden:

1) Daß ein Gramm Waſſer indem er im Zuſtand eines elaſtiſchen Fluidums übergeht, einen 1698 mal größeren Raum einnimmt; daraus folgt, daß ſich die Dichtheit des Dampfes zu der der Luft wie 10 zu 6 verhält.

2) Daß ein Gramm Alkohol bey der Temperatur von 9° eine Dichtheit von 0,8152 einnimmt, und zu 79°, 7 ſiedend 0,708 Litres Dampf hervorbringt, und daher ſeine Dichtheit 1,5mal größer, als die der Luft iſt.

3) Daß ein Gramm Schwefeläther der bey einer Temperatur von 9° 0,7365 zur Dichtheit hat, und ſiedend bey 37°, 8 ein Volumen von 0,442 Litres hervorgebracht hat, und daher ſeine Dichtheit ſich zu der der Luft verhält, wie 2, 35 zu 1.

4) Daß ein Gramm flüſſigen waſſerſtoffhaltigem Schwefels, der bey 45° ſiedet, 3,97 Litres Dampf hervorgebracht hat, deſſen Dichtheit ſich daher zu der der Luft verhält, wie 2, 67 zu 1.

5) Daß die Dichtheit der Dämpfe, weder mit der Flüchtigkeit, der ſie hervorbringenden Flüſſigkeiten, noch mit dem ſpecifiſchen Gewicht derſelben in Verhältniß ſtehe.

6) Daß der Alkohol indem er von ſeinem Siedpunkt an, in Dampf übergeht, 0,436, dagegen das Waſſer und Terpentinöl nur 0,226 Wärme abſorbirt.

Apotheke zu verkaufen.

Eine im beſten Ruf und Stand erhaltene Apotheke, ohnweit Würzburg, iſt aus freier Hand, unter annehmlichen Bedingniſſen zu verkaufen. Der Käufer erfährt das Nähere im Contor der Handlungs-Zeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

45. Stück. Dienstag. Am 3. März 1812.

Resultate der 1811 im Prater und mehrern Provinzen Oestreichs angestellten Versuche, Ahornzucker zu gewinnen.

(Fortsetzung.)

Die schwer auflöslichen-Salze, größten Theils kohlensaurer Kalk, scheiden sich aus dem Syrupe, der 33° hat, nicht, so lange er heiß ist, sondern auch erst bey dem Erkalten ab. Dampft man aber den Syrup gleich ununterbrochen auf 40° heiß ein, so scheiden sie sich schon aus dem heißen Syrupe als ein erdähnlicher, sandiger Bodensatz ab. Daher haben Herr Böhringer und die meisten Schriftsteller vor und nach ihm, welche den Saft immer nur bis zur gewöhnlichen Syrups-Consistenz einkochten, dieses Bodensatzes wenig erwähnt. Man kann diese Salze leicht ausscheiden, wenn man den auf 33° eingedickten Saft erkalten läßt, und vor dem weitern Eindicken durch Abgießen reinigt, ein Verfahren, das aber die Arbeit und den Holzaufwand vermehrt. Gießt man den bis zum Erstarren eingedickten Saft sammt den Salzen in die Zuckerformen, so setzt sich der größte Theil derselben in die Spitze der Formen zusammen, und diese kann dann, da diese erste Operation ohnehin selten reine und ganze Hüte lieferte, von dem Hute abgeschlagen werden. Ein Theil bleibt dann freylich noch in dem Hute zerstreut, und muß erst beym Raffiniren abgeschieden werden, ist aber so unbeträchtlich, daß man selbst in raffinirtem Zucker häufig eine größere Menge kohlensauren Kalk und Thon findet.

Der also erhaltene Zucker ist, falls er durch langsame Krystallisation bereitet wurde, gelblich weiß, gewöhnlich in sehr feinen, selten in größeren, durchsichtigen Krystallen, die oft noch den angenehmen Vanillgeruch des weniger eingedickten Syrups haben. Wird er zerstossen, so nimmt er eine weiße Farbe an, sieht dem gedeckten, amerikanischen Zucker ähnlich.

Die Farbe ist nicht immer gleich dunkel; selbst bey der vorsichtigsten gleichförmigsten Bereitung zeigt sich ein Unterschied von einem Tage zum andern. Es scheint überhaupt, daß der Zucker aus dem reichlicher geflossenen reichhaltigeren Saft weißer aussieht. Den weißesten Zucker liefert der Saft des Acer Negundo. Der gleich in Formen erstarrte, aus stärker eingedicktem Syrupe entstandene Zucker ist fester und dichter, als der langsam krystallisirte, ohne deßwegen eine dunklere Farbe zu haben. Diese größere Dichtigkeit rührt von einer geringern Menge Krystallisationswasser her, und der auf diese Weise bereitete Zucker hat daher ein größeres specifisches Gewicht, als der langsam krystallisirte, und sein Totalgewicht beträgt weniger. Daher bemerkten schon Herr Böhringer und andere, daß sie durch langsame Krystallisation mehr Zucker im Totalgewichte erhielten, als durch Abdampfen bis zur Trockenheit, wodurch man zwar festeren Zucker bekömmt. Der festere hat aber für Raffineurs einen höheren Werth.

Will man den Zucker in den Formen noch fester und weißer erhalten, so kann man solchen, nach dem Beyspiele der Rohrzuckerbereitung von dem darin befindlichen Syrupe durch Ablaufen befreyen. Man bringt nemlich die Zuckerformen mit dem Zucker in eine warme Stube, und zieht dem Korkstöpfel, womit die Spitzen derselben bis dahin verstopft waren, heraus, so läuft der Syrup in das untergesetzte Gefäß ab. Die Menge dieses Syrups ist

nicht

nicht beträchtlich. Dieser Syrup ist auch keines Wegs unkrystallisirbare, reine Melasse, sondern ex krystallisirt, wenn er neuerdings vorsichtig aufgekocht oder auch bloß längere Zeit ruhig stehen gelassen wird, noch eine beträchtliche Menge Zucker heraus. Aus den fest eingedickten Zuckerhüten scheidet sich oft von selbst gar kein Syrup ab, weil er durch die zu gedrängte krystallinische Masse nicht durchdringen kann.

Deckt man den Zucker in der Form, nach der Methode der Zuckerraffinerie mit breyartig angemachten Thone, so erhält man eine neue Menge Syrup, und der Zucker kann durch Wiederhohlung dieses Deckens die Farbe eines Raffinats erhalten, bleibt aber sehr locker.

Noch schneller und vollständiger kann man den Zucker durch Weingeist raffiniren. Wenn man nemlich auf den Zucker in den Formen, einen Finger hoch Weingeist von 25 bis 30° gießt, so saugt sich derselbe durch, und nimmt den färbenden Syrup mit hinweg. Die Wiederhalung dieser Arbeit bringt den Zucker zur vollständigen Feinheit des Raffinats. Dieser Zucker hat zwar Anfangs einen Weingeistgeruch, der sich aber an der Luft bald verliert. Es kömmt hier darauf an, wie wohlfeil man sich den Weingeist verschaffen kann; denn es geht nur ein kleiner Theil desselben verlohren, indem man den durchgelaufenen, geistigen Syrup zum Versüßen von Liqueurs u. dgl. gebrauchen oder ihn mit Wasser verdünnen, und den Weingeist dann wieder davon abdestilliren kann.

Die Menge des Zuckers, die man aus einer gegebenen Menge Saft erhält, weicht, wie sich schon vermuthen läßt, nach der specifischen Schwere des Saftes etwas ab; doch haben alle Versuche gelehrt, daß man bey der mittleren Schwere des Feldahornsaftes von 1 bis 2° des Areometers den Gehalt an Zucker und Syrup über 1 Pf. im Eimer, ja beynahe 1 Loth Zucker auf eine Maß Saft annehmen kann. Im Durchschnitte haben die, aus den im Mater angebohrten Bäumen wirklich erhaltene 2462 Maß Saft 56 Pf. 25 Loth gemeinen Zucker, der zum Theil gedeckt, zum Theil raffinirt ist, dann 10 Pf. 29 Loth abgelaufenen Syrup, und 3 1/2 Pf. frischen unkrystallisirten zum Mutter aufbewahrten Syrup gegeben. Zu dem trockenen Zucker müssen wenigstens 2 Pf., und zu dem Syrup 5 Pf. gerechnet werden, die während des Versuches verkostet, und als Proben vertheilt worden sind, folglich wurde bey diesen Versuchen aus 41 1/30 Maß Saft 1 Pf. trockener Zucker und über 10 Loth Syrup erhalten. Wären nun, wie oben erwähnt worden, die 300 Bäume am 26. Februar schon alle angebohrt gewesen, so hätten wir statt 2462 Maß Saft, 3712 Maß erhalten, welche dann statt 60 Pf. Zucker über 90 Pf. gegeben haben würden; dann wären im Durchschnitte auf einen Baum 9 3/5 Loth fester Zucker ohne Syrup gekommen.

Die Nothwendigkeit der **Aufbewahrung** des Saftes kann bey der Ahorn-Zuckerbereitung nur selten eintreten, und man bedarf daher die chemischen Mittel, die Gährung zu verhindern, nur in besondern Fällen. Jede Anstalt zu dieser Fabrikation muß so eingerichtet seyn, daß man mit dem vorhandenen Apparate im Stande ist, den binnen 24 Stunden unter den günstigen Umständen wahrscheinlich zu erhaltenden Saft, auch in 24 Stunden zu Zucker, oder wenigstens zu Syrup aufzuarbeiten. In 24 Stunden aber leidet der Ahornsaft bey der Temperatur, bey welcher sein Ausfluß zu geschehe pflegt, nähmlich bey 5° höchstens 7° Warme, noch keine Veränderung. Nur in den Tagen des schlechten Ausflusses, wo wegen geringer Menge des erhaltenen Saftes, das Einkochen nicht täglich der Mühe lohnt, und der Saft oft bis zum dritten Tag aufbewahrt werden muß, wo außerdem die, während des Stillstandes des Ausflusses in den Töpfen zurückgebliebenen, wenigen Tropfen Saft sauer werden, und für den darauf hinein gelassenen Saft als Ferment dienen, bemerkte man eine Veränderung an demselben. Nähmlich der erhaltene Syrup hatte einen widerlichen Geschmack, war schleimig, und wenig krystallisirbar. Es gehört daher immer zu den unerläßlichen Bedingungen der Bereitung eines vorzüglichen Ahornzuckers, daß der Saft ja nicht über 12 Stunden nach dem Ausflusse versotten werde. Noch viel gefährlicher aber ist die Aufbewahrung eines zu dünnen Syrups, der sich in kurzer Zeit in eine ganz unschmackhafte Gallerte verwandelt. Herr Bohring brauchte zur Verbesserung eines in Gährung begriffenen Ahornsaftes, nach dem Rathe des Herrn Schrattenbach, mit gutem Erfolge das Kalkwasser. Es wurden daher vorsetzlich ein Paar Maß Ahornsaft der Gährung überlassen,

sen, und dann sowohl mit Kalkwasser als Kreide zwar brauchbarer Syrup erzeugt, der aber dem aus frischem Safte bereiteten an Güte weit nachstand. Ein schwieriger Umstand bey dem Verderben des Ahornsaftes ist, daß bey der geringen Menge Zucker- und Eyweißstoff, die er aufgelößt enthält, die Phänomene, durch welche sich die Gährung sonst gewöhnlich ankündet, als Trübung, Schäumung, weniger und säuerlicher Geschmack u. a. m., äußerst schwach, und beynahe unbemerkbar statt finden.

Um zu versuchen, in wie weit man die Gährung in dem Ahornsafte aufhalten könne, wurden Portionen Ahornsaft, jede von einer Maß, in gläserne Flaschen gefüllt. Davon war:

Nro. 1 der Saft unverändert eingefüllt und offen.
Nro. 2 der Saft bis zum Siedepunkt erhitzt, dann die Flasche damit ganz vollgefüllt und gut verstopft.
Nro. 3 der Saft unverändert eingefüllt, aber die Flasche voll und verstopft.
Nro. 4 der Saft mit 1/10 Kalkwasser.
Nro. 5 der Saft mit 1/200 Schwefelsäure.
Nro. 6 der Saft geschwefelt wie Bundmst.

Diese Flaschen wurden nun neben einander an einen Ort gestellt, wo die Temperatur + 7° bis + 9° war, und der Eintritt der Gährung so genau als möglich beobachtet.

Nro. 1 verdarb zuerst am dritten Tage, dann kam am siebenten Tage Nro. 5 und 6, am neunten Tage Nro. 4, dann am vierzehnten Tage Nro. 3 und endlich am sechszehnten Tage Nro. 2.

Diese Versuche lehren, daß das beste Mittel, den Ahornsaft aufzubewahren, wenn ja diese Noth eintreten sollte, in dem Absperren der Luft bestände, wo zäglich wenn aus dem Safte, die Luft und der Eyweißstoff vorher durch Kochen ausgeschieden worden sind.

Das einfachste Verfahren hierzu wäre das Einfüllen des gekochten Saftes in gute Fässer, die man ganz vollfüllte und dann gut verspündete.

Kosten der Ahornzuckerbereitung.

In der Voraussetzung, daß die Ahornbäume, sowohl die nachzupflanzenden als die vorhandenen, sich durch Holz vollständig auszahlen, so kann die Zuckererzeugung aus demselben nur als ein Zusatz von Gewinn betrachtet und die Bäume selbst bey dem Kostenüberschlage nicht angerechnet werden.

Die Kosten bestehen daher:

1. In den Zinsen des Capitals zur Anschaffung des Apparats.
2. In dem Arbeitslohne.
3. In dem Holze.

Das Kokole zur Einkochung darf ebenfalls nicht hoch angerechnet werden, indem man voraussetzt, daß die Ahornzuckererzeugung als eine landwirthschaftliche Arbeit betrieben wird. Eben so wenig kann man die Bewachung der Bäume als eine stehende Ausgabe betrachten; denn diese Vorsicht ist nicht überall nöthig, und sollte es der Regel nach nirgends seyn.

Der Apparat besteht in den Abdampfungsgefäßen, wozu flache kupferne, Rumfordische Pfannen und dergleichen halbeimerige Einsiedbecken am besten taugen, sammt den dazu gehörigen Oefen; in den nöthigen Bottichen und Zugschaffen zur Einsammlung und Aufbewahrung des Saftes; und in den kleinen Utensilien, als Schaum- und Schöpflöffel, Filtrirtenakel, Bohrer und Ausflußröhren u. d. gl.; endlich in den Töpfen oder andern Gefäßen, um den Saft aufzufangen. Mit einer viereimerigen Pfanne und vier halbeimerigen Einsiedbecken kann man mit dem Einsieden leicht folgen, wenn auch 100 Bäume und noch mehr angebohrt wären.

Die Arbeiter bestehen aus jenen, die Anfangs das Anbohren verrichten, und von diesen kann einer bey gehöriger Fertigkeit mit guten Werkzeugen leicht täglich wenigstens 30 (?) Bäume anbohren. Dieselben Menschen können darauf das Einsammeln des Saftes verrichten; dann aus denjenigen, welche das Einsieden besorgen und schon mehr Kenntnisse haben müssen. Die letzteren müssen, wenn es gut gehen soll, Tag und Nacht arbeiten. Auf 1000 Bäume sind 4 Mann zum Anbohren und Sammeln und zwey zum Einsieden zu rechnen. Die letzteren wechseln ab, um schlafen zu können. Alle Arbeiter müssen außerdem beschäftigt werden können, so daß solche an den Tägen, wo der Saftausfluß unterbrochen ist, auch nicht angerechnet werden dürfen.

Da der Saft bis auf 1/20 beyläufig eingedampft werden muß, so werden nach vielfältiger Erfahrung, um einen Eimer Saft abzudampfen, höchstens 120 Pfund Holz gebraucht werden, welches den Stoß zu

zu 3623 Pfund gerechnet 1105/312 eine Klafter ausmacht.

Man setze als Beyspiel: es wären dieses Frühjahr im Prater 1000 Bäume zu dieser Spekulation verwendet worden, und sie wären in dem Verhältnisse geflossen als die beobachteten 300 Bäume: so hätte die Arbeit sammt dem Anbohrer und Vorrichten 20 Taglohne betragen und die Rechnung wäre folgende:

Interessen für das auf den fundus instructus*) verwendete Kapital von 3100 fl. wegen der Abnützung der Geräthschaften à 10 pr. Cents	310 fl.
Holz, 8 Klafter auf 244 Eimer Saft à 58 fl.	464 —
6 Arbeitern 20 Tage à 3 fl.	360 —
2 Arbeitern 20 Tage à 10 fl.	400 —
Papiergeld	1534 —

Da nun die 300 Bäume 90 Pfund Zucker geliefert hatten, so würde man aus 1000 Bäumen nach eben dem mäßigen Verhältnisse 300 Pfund Zucker gewonnen haben, folglich wäre das Pfund Zucker auf etwas über 5 fl. zu stehen gekommen, wobey noch bey 60 Pfund Syrup zu Gute gerechnet sind.

Die Feldahorne könnten daher sogar in der Nähe von Wien, unter günstigen Umständen zur Benützung auf Zucker, mit Vortheil verwendet werden.

Da von mehreren Schriftstellern angerathen worden ist, den frischen Ahornsaft durch Gefrieren zu conzentriren, und auf diese Weise das Abdampfen zum Theil zu ersparen, so wurden auch über diesen Umstand Beobachtungen angestellt. Der Ahornsaft friert so leicht, wie Wasser, wenigstens ist kein Unterschied bemerkbar. In den kältesten Nächten fror der Ahornsaft in den Töpfen ganz und fest ein. In diesem Falle konnte also das Gefrieren nicht als Conzentrationsmittel dienen. Eben so fand man zufälliger Weise von gebrochenen Aesten große, durch den ausfließenden Saft gebildete Eiszapfen herabhängen. Sowohl diese letzteren, als auch der ganz gefrorne Saft zeigten gegen ungefrornen Saft in der Schwere keinen Unterschied, und der süße Geschmack des Eises zeigte schon seinen Zuckergehalt an. Das Nähmliche fand zum Theil statt, wenn der Saft in größeren Gefäßen nur zum Theil fror, das abgesonderte und aufgethaute Eis enthielt noch immer Zucker, und wog 1/2° am Areometer, so daß man durch Wegwerfung dieses Eises eine beträchtliche Menge Zucker verloren haben würde.

Endlich muß noch bemerkt werden, daß die angebohrten Bäume, welche bis jetzt genau beobachtet worden sind, ganz und gar keine Veränderung in ihrer Vegetation, gegen die nicht angebohrten zeigen. Sie haben zugleich ausgeschlagen, zugleich und eben so reichlich geblüht. Der böse Einfluß der dießjährigen Trockenheit, der ein Abfallen der Samen verursacht, trifft die angebohrten wie die nichtangebohrten. Es bestättigte sich also auch hier die Erfahrung, daß das vorsichtige Anzapfen der Ahornbäume keine nachtheiligen Folgen auf ihre Vegetation hat.

Durch die im Prater angestellten Versuche fiengen mehrere Gutsbesitzer an, dieselben nachzumachen; so erzeugte Hr. Scharinger, der aber erst spät anfangen konnte, 40 Pfund Zucker und Syrup, Hr. Moser 35, Hr. Leitner 744 Pfund. Hr. Bruckner gebrauchte den Ahornsaft schon seit langer Zeit um die Bienen zu füttern. Er erhielt an einem Tage aus 89 Bäumen 600 Maaß Saft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Fundus instructus.

4halbeimerige, kupferne Einsiedbecken	350 fl.
Eine 3eimerige Pfanne	500 —
Oefen sammt Schlosserarbeit	500 —
Schaumlöffel, Schöpfer, Ausflußröhren, Bohrer u. d. gl.	100 —
Bottiche und Zugschaffe 30 Eimer	150 —
3000 Töpfe	1500 —
	3100 —

Bekanntmachung.

Von der Zeitschrift:

Saline

oder Unterhaltungen für die Leselustige Welt von E. G. Eberhard und A. Lafontaine

ist das zweite Stück erschienen und durch gute Buchhandlungen und löbliche Postämter zu erhalten. Man kann sich zu jeder Zeit noch auf das Ganze abonniren.

Rengersche Buchhandlung in Halle.

Der

Verkündiger.

46. Stück. Mittwoche. Am 4. März 1812.

Resultate der 1811 im Prater und mehrern Provinzen Oestreichs angestellten Versuche, Ahornzucker zu gewinnen.

(Beschluß.)

Ein einzelner Baum gab ihm oft in einem Tage 10 bis 12 Maß. So wie die Witterung milder wurde, bohrte er in immer höhren Gebirgen an, und kam damit zuletzt 680 Fuß über seinen ersten Standpunkt. Den aus dem zuletzt sparsam fließenden Safte erzeugten schlechten Zucker empfiehlt er als Mannasurrogat. Er erzeugte über drittehalb Centner guten Zucker. Dem Hrn. Oberstkämmerer, Grafen Wrbna, wurden von der Herrschaft Horzowitz in Böhmen über 180 Pfund schön raffinirter Zucker eingesandt. Hr. Doktor Pausinger machte auf seinen Besitzungen in Oberösterreich ebenfalls Versuche im Großen, und erhielt eine beträchtliche Menge Zucker, den er überdieß noch eigenhändig bis zu einer schönen Weiße raffinirte. Hr. Doktor Leonhard Stöhr, Besitzer des Gutes Stockau, im Klattauer Kreise Böhmens, erhielt aus 34 angebohrten Waldahornen 429 Maß Saft, und aus diesen 26 Pf. 9 1/2 Loth trockenen, krystallisirten Zucker; also verhältnißmäßig noch einmal so viel, als aus dem Feldahorn-Safte im Prater erhalten wurde, indem die Maß von diesem kaum 1 Loth, von jenem aber beynahe 2 Loth Zucker gab.

Der Staraſoler Kameralförster, Hr. Paul Müllbauer, führt in einem an Se. Majestät den Kaiser selbst gerichteten Memoire mehrere neue Thatsachen an. Er sagt, die Nordamerikaner bohren ihre Bäume schon im November, mit einem 3/4 Zoll dicken Bohrer *) bis in den Kern an, stecken in die gemachte Oeffnung eine Röhre, die so weit sie in den Baum dringt, oben aufgeschnitten und hinlänglich weit ist, und erhalten auf diese Weise gleich aus dem Baume einen Syrup, der nach einem sehr geringen Abdampfen in Krystallen anschießet. Sie lassen die Röhrchen offen, bis gegen das neue Jahr die Kälte zu heftig wird, dann verstopfen sie dieselben und öffnen sie erst im Februar wieder, wenn die größte Kälte vorüber ist. Wenn aber der Schnee ganz verschwunden ist, werden die Röhrchen ausgezogen und die Löcher verkeilet. Der Hr. Förster erinnert sich, daß Kaiser Franz der Erste, Großvater Sr. Majestät des gegenwärtigen Monarchen, einige Hüte sehr schönen Ahornzucker in Oesterreich erzeugt habe.

Herr Müllbauer führt ferner zur Bestättigung des Gesagten seine eigene Erfahrung an, indem er vor sechzehn Jahren in Koszetec aus 200 im Monat November angebohrten Ahornen etwas Syrup erhalten habe, und schreibt es bloß Galiziens rauhem Klima zu, daß die Ausbeute nicht ergiebiger war. Er räth daher die Ausübung dieses Verfahrens für die wärmeren Provinzen des österreichischen Staats an. Hr. Böhringer, der im vorletzten Sommer auch einige Ahorne anbohrte, um ihnen etwas von ihrem Safte bey dem zweyten Aufsteigen desselben abzugewinnen, erhielt nicht nur keinen Syrup, sondern einen wässerigen Saft, der nach dem Abdampfen statt Zucker bloß einige unschmack-

*) Eine sehr schöne Abhandlung über die Gewinnung des Ahornszuckers in Nordamerika, findet man im vorjährigen Verkündiger in dem Berichte über die Insel des Prinzen Eduard.

schmackhafte erdähnliche Sulze zurückließ. Herr Böhringer fabricirte 35 Centner Zucker, jedoch war überhaupt die Frühlingswitterung von 1811 bey weitem ungünstiger, als die von 1810, daher erhielt man kaum den vierten Theil so viel Saft.

Endlich verdienen auch noch die Versuche des Hrn. Doktor Kahlert, Arztes der fürstlich Windischgrätzischen Stadt und Herrschaft Tachau in Böhmen, Pilsner Kreises, einer ausgezeichneten Erwähnung. Sie wurden zwar nur im Kleinen angestellt, indem die ganze Zuckerernte sich nur auf 26 Pf. belief; es wurde aber dabey mit so viel Aufmerksamkeit und Sorgfalt zu Werke gegangen, daß sie ihrem Beobachter das brauchbarste und sicherste Regulativ für die beabsichtigten größeren Unternehmungen dieser Art werden abgeben können.

Ein Beweis davon ist die dem Gubernium in Prag hierüber eingeschickte Relation, welche voll der interessantesten Beobachtungen ist, wodurch unsere Erfahrungen über diesen Gegenstand theils bereichert, theils bestätiget werden. Der Saftausfluß fieng in Tachau den 25. Februar an, und hörte nach dem 26. März bey eintretender warmer Witterung auf. Nur die Bäume in den höheren Gebirgen flossen noch im April. Die Menge des täglich gewonnenen Saftes war eben so verschieden, und von eben denselben Umständen abhängig, welche bey den Versuchen im Prater beobachtet wurden. Je häufiger der Saft floß, desto reichhaltiger an Zucker war er auch; so daß manchmal aus 21 Maß Saft 1 Pf. Zucker erhalten wurde, während man ein anderes Mal zu derselben Menge Zucker 35 Maß Saft brauchte. Nur gegen das Ende des Ausflusses verlor der Saft seine Krystallisirbarkeit, und der daraus gewonnene Schleimzucker hatte überdieß noch einen bitteren Beygeschmack, und eine purgirende Wirkung, weßwegen ihn Herr Doktor Kahlert als inländisches Ersatzmittel der Manna anräth. Die Bäume, deren Rinde die Spuren von zufälligen oder vorsetzlichen in früheren Jahren erlittenen Verletzungen an sich trug, gaben einen besseren und süßeren Saft; der Zuckergehalt des Saftes gewinnt also durch vorhergegangenes Abzapfen. Solche Bäume sollen auch ein gesünderes und lebhafteres Aussehen gehabt haben, als die ganz unverletzten, die meistentheils gipfeldürre waren. Eine neue Thatsache zu den vielen, welche zu Gunsten der Unschädlichkeit des Anbohrens für die Gesundheit und den Wachsthum der Bäume sprechen, und die letzte Ausflucht vorurtheilsvoller oder träger Forstleute entkräften. Welcher Einfluß Grund und Boden auf die Saftmenge und den Zuckergehalt der Bäume haben, beweiset das Anbohren dreyer Zuckerahorne (Acer saccharinum) welche in einem sandigen, dürftigen und überhaupt schlechten Boden auf der Terrasse vor dem Schlosse der rauhen Nordluft ausgesetzt standen, und welche bey der günstigsten Witterung binnen 9 Stunden nur wenig über eine Maß Saft gaben, woraus etwas über ein Loth Zucker gewonnen wurde. Hr. Doktor Kahlert hat auch Versuche in Hinsicht auf die versüßende Eigenschaft des Ahornzuckers vergleichungsweise mit jener des Rohrzuckers gemacht, und beyde ganz gleich gefunden; in Hinsicht der Arzneykräfte giebt er mit Rush und den Nordamerikanern überhaupt, jenen den Vorzug.

Eine Haupteinwendung, die man gegen die Vortheile der Ahornzuckererzeugung fürs Allgemeine zu machen pflegt, besteht in der Behauptung, daß eine viel zu geringe Zahl zum Anbohren tauglicher Bäume vorhanden sey, daß selbst diese zu entfernt von einander stehen, um zu diesem Zwecke nicht benützt werden zu können, und daß folglich von dem Ahornzucker nur ein unbedeutend geringer Beytrag zur Deckung unsers großen Zuckerbedarfs zu hoffen sey. Allein gegen die anfängliche Meynung entdeckt man eine ausserordentliche Anzahl dieser Bäume. Auf 47 Herrschaften in Böhmen zählte man 2720,000 erwachsene Ahornbäume. In der Herrschaft Tachau befinden sich nach einer gemachten Berechnung 17,094,154 Bergahorn- und 18,916 Spitzahornbäume. Von dieser ungeheuren Anzahl Bäume sind nach dem angegebenen Alter wenigstens 54,110 schon gegenwärtig zum Anbohren tauglich. Der Hr. Fürst Windischgrätz hat auch durch seinen Hrn. Administrator Baron Stillfried schon die zweckmäßigsten Anstalten treffen lassen, das nächste Jahr mit mehreren Tausenden derselben unter der Oberleitung des obengenannten Hrn. Doktors Kahlert's, den Anfang machen zu lassen. Wie viel mag es wahrscheinlich noch solche ahornreiche Gegenden geben, die wir nicht kennen? Es wäre zu wünschen, daß wir bald einige bestimmte Nachrichten von den in Ungarn vermutheten großen Ahornwäldern erhielten!

Dem

Dem zweyten ungünstigen Umstande, welcher von der großen Entfernung herbeygeführt wird, in welcher sich diese größten Theils einschichtig stehenden Bäume in den Waldungen gewöhnlich befinden, ließe sich vielleicht durch zweckmäßige Leitungen des Saftes aus kleinerer Behältnissen in größere bis zu den Kesseln selbst oder in die Nähe derselben abhelfen. Eine Idee, die man zu Nassaberg von dem Vater der österreichischen Ahornzuckererzeugung im Großen, dem Hrn Waldmeister Böhringer bereits ausgeführt findet.

Zuckererzeugungsversuche aus dem Safte ausländischer Ahornarten.

Um zu erfahren, ob die einheimischen Ahorne uns ganz das seyn können, was den Bewohnern der nordamerikanischen Freystaaten ihre Zuckerahorne sind, oder ob diese wirklich ihren schuteichelhaften Nahmen in einem so vorzüglichen Grade verdienen, daß es der Mühe lohnte, unsere Wälder mit Colonien von denselben zu verschönern, und zu bereichern, hat der k. k. Rath und Hofgärten-Direktor, Hr. Hr. Boos, mit einer rühmenswerthen Bereitwilligkeit, zwey in dem botanischen Garten von Schönbrunn unter seiner Pflege in aller Fülle der Gesundheit da stehende Zuckerahornbäume angebohrt. Einer dieser Bäume war über 50 Jahr alt, der zweyte viel jünger. Am 2. März wurde der Größere mit 4, der Kleinere mit 2 Löchern angezapft. Am 20. desselben Monats wurden, da der Ausfluß aufzuhören schien, die Oeffnungen wieder verstopft. In diesem Zeitraume von 16 Tagen lieferten beyde Bäume zusammen 65 1/4 Maß Saft. Das Steigen und Fallen des Saftausflusses stimmte mit dem der Feldahorne im Prater zusammen. Es ist also wahrscheinlich, daß er auch zu gleicher Zeit anfieng, und daß folglich diese zwey Zuckerahorne vielmehr Saft gegeben haben würden, wenn sie eben so früh wie die Feldahorne angebohrt worden wären, indem bey diesen der häufigste Ausfluß schon vorüber war, als jene angebohrt wurden. Aus diesen 65 1/2 Maß Saft wurden 3 Pfund 18 Loth krystallisirter Zucker und 2 Pfund 4 Loth Syrup erhalten. Daraus sieht man, daß diese Art von Ahornen selbst in unserem Klima, welches freylich von dem nordamerikanischen nicht sehr verschieden ist, eine bedeutend größere Menge Saft geben, und daß dieser auch beträchtlich zuckerreicher ist. Dieser größere Zuckergehalt gab sich schon durch die größere Eigenschwere des Saftes zu erkennen, welche zwischen 2 und 3 Grade an Beaume's Areometer wechselte. Hr. Boos hielt das Verstopfen der Löcher nach geendigtem Ausflusse für sichrer, ungeachtet es durch vielfältige Erfahrung erwiesen ist, daß dieselben eben so schnell und gut vernarben, wenn sie offen stehen bleiben, vorausgesetzt, daß sie in der gehörigen schiefen Richtung von unten nach oben gebohrt worden sind, damit sich darin keine Feuchtigkeit sammeln, stehen bleiben und die Veranlassung zur Fäulniß werden könne.

Den 4. März wurden in demselben Garten auch zwey schöne eschenblättrige Ahorne (Acer Negundo) angebohrt. Sie gaben bis zum 20. desselben Monats, wo sie verstopft wurden, 15 1/4 Maß Saft, dessen Eigenschwere von 1/2° bis zu 2° nach Beaume stieg, und der sich sammt dem daraus gewonnenen Zucker, vorzüglich durch seine Farbenlosigkeit auszeichnete.

An demselben Tage wurden zwey tartarische Ahorne (Acer tartaricum) die auch bey uns, vorzüglich in Ungarn, einheimisch sind, auf die nämliche Weise behandelt. Der bis zum 16. März, an dem sie wieder verkeilt wurden, gesammelte 1/2 bis 1-gradige Saft belief sich auf 8 3/4 Maß.

Zuckererzeugungs-Versuche aus dem Safte anderer Baumarten.

Man glaubte bisher allgemein, daß der Birkensaft, den die Landleute schon seit undenklichen Zeiten, als ein Verbesserungsmittel ihrer geringeren weinigen Getränke, Theils als ein zur Frühlingskur gehöriges Arzneymittel einzusammeln pflegen, keinen krystallinischen Zucker enthalte, und daher nur zu einem bloß der flüssigen Form fähigen Syrupe versotten werden könne. Diese Meinung wird aber durch die Erfahrung des verdienstvollen Rentmeisters in dem am das Emporbringen der sogenannten oberösterreichischen Landwirthschaft so hoch verdienten Stifte St. Florian, Hrn. Pater Meier, der schon verflossenes Jahr kleine gerathene Versuche mit Ahornzucker gemacht hatte, widerlegt. Er bemerkte nähmlich diesen Sommer, daß ein im Frühlinge des vergangenen Jahres verfertigter Birkensyrup, voll kleiner Körner — grieslich — sey. Er

wie-

wusch den Syrup mit Weingeist ab, und erhielt einen trockenen, ganz weißen Zucker, der auf der Zunge einen zwar sehr süßen, doch eben so schnell verschwindenden Geschmack erregte. Dieselbe Erfahrung hat etwas später Hr. Doktor Heinrich an einem verflossenes Jahr in Ernstbrunn verfertigten Syrup bemerkt.

Fürst Auersberg sowohl als Hr. Graf Wrbna schickten Birkensyrup in das chemische Laboratorium, um damit Versuche auf Weingeist zu machen. Man erhielt daraus einen sehr angenehmen, obschon nicht nach Rum schmeckenden Alkohol, dessen Quantität aber viel geringer war, als man sie nach der Consistenz und dem süßen Geschmacke des Syrups erwartet hatte.

In dem botanischen Garten zu Schönbrunn wurden auch zwey ausländische Nußbaumarten angebohrt, nähmlich die Juglans cinerea und nigra. Die erste gab vom 15. bis zum 23. März aus 4 Löchern 3 Maß Saft; die letztere vom 17. bis zum 25. desselben Monats 1/2 Maß. Aus beyden wurde eine geringe Menge eines zwar süßen Syrups bereitet, der aber mit einer sehr merklichen Schärfe auf den Gaumen wirkte, und diesen Eindruck längere Zeit zurückließ. Hr. Prof. Schmidt im k. k. Theresianum hat aus dem Safte eines angebohrten Wallnußbaumes krystallisirten Zucker gemacht, der aber unraffinirt einen widrigen Nebengeschmack besaß. Hr. v. Ruhdorf hat von der k. k. Militärgränze einige Proben von Nußbaumzucker eingeschickt, welche sehr gut waren. Und nach später gemachten Beobachtungen haben die angebohrten Nußbäume im Ertrage der Früchte keinen Unterschied vor den nicht angebohrten gezeigt.

Eben so wurden an mehreren Orten die Maulbeerbäume angezapft. Sie fiengen sehr spät zu steigen an, gaben sehr wenig Saft, und dieser hatte fast gar nichts Zuckerartiges.

Dr. Benj. Scholz.

Anekdote von Friedrich II.

1762 hatten die Neufchateller gar eine gewaltige Noth. Einer ihrer Prediger läugnete die Ewigkeit der Höllenstrafen. Sie wollten ihn abgesetzt haben und Friedrich II. ward von ihnen mit den ganzen Aktenstößen bestürmt. Man weiß, wie ungern er, der große Denker, sich mit solchen — Lappalien beschäftigte. Endlich verlohr er die Geduld und er schrieb zurück: „Wenn meine Unterthanen in dem Fürstenthume Neufchatel ewig verdammt seyn wollen, so kann ich sie nicht verhindern.

*r.

Bekanntmachung.

Ankündigung.

Bey uns ist so eben in Commission erschienen und in allen guten Buchhandlungen zu beziehen.

Ortographisches Methodenbuch, oder: Einzig möglicher Weg, die Ortographie, durch leicht faßliche Regeln und Formeln in möglichst kurzer Zeit, vollständig und gründlich auch ohne mündlichen Unterricht zu erlernen. Ein Buch für Anfänger und Ungelehrte, 2r Theil, welcher auch ein Ganzes für sich bestehendes Buch ausmacht. Nach Adelungs Ortographie bearbeitet von J. J. Stieler, dritten Lehrer an der Bürgerschule, 8. 28 1/2 Bogen, Preiß 1 Rthlr. bey 12 Exemplaren à 18 Gl. Sächsisch baar.

Ueber die Herausgabe dieses Buches wäre eigentlich nichts zu sagen, da der Titel schon hinreichend anzeigt, was man sich zu versprechen hat. Jedoch mag noch für den Liebhaber und Käufer es nicht überflüssig seyn, wenn sie lesen, daß sie ein durchaus neues und nicht ausgeschriebenes Buch, wie sehr oft geschieht, für ihr Geld erhalten; und daß der Inhalt desselben allen ihren Wünschen Genüge leisten wird. — Was man bisher bey der Dictirmethode, ohne vorher gegangene Vorbereitung nur zerstreut und in langer, langer Zeit und doch mit unter nur schwankend und ungewiß erlernen konnte; dieß lernt man jetzt weit früher und sicherer. Dieß Buch umfaßt, und füllt mit einemmale zwey Lücken aus, nämlich: Es erleichtert den Unterricht in der Ortographie in den Schulen, und giebt Erwachsenen, die sie noch erlernen wollen, die deutlichste Anweisung. — Dieß sey genug. Der 1ste Theil dieses ortogr. Methodenbuch erschien 1807 in Jena, und ist ebenfalls à 1 Rthlr. bey uns in Commission zu haben.

Rudolstadt im Febr. 1812.

Fürstl. Schwarzb. privil. Hof-, Buch- und Kunsthandlung.

Der

Verkündiger.

47. Stück. Freytag. Am 6. März 1812.

Etwas über Menschenrettung aus brennenden Gebäuden.

Bekanntlich hatte kürzlich in Berlin ein Brand statt, in welchem mehrere Personen im dritten Stocke, da die Treppe abgebrannt, und kein anderes Rettungsmittel von Aussen vorhanden war, theils ihr Leben durch einen Sprung von der großen Höhe ꝛc. schrecklich eingebüßt, theils sich ausserordentlich beschädigt haben. Daher liest man nun in der dortigen Zeitung Vorschläge zu Rettungsmaschinen, von denen wir hier einige mittheilen wollen.

Der Regiments-Chirurgus Hartmann sagt: Man befestige einen länglich viereckigen Korb, oder leichten Kasten an einem verhältnißmäßig starken Taue, welches die zweymalige Länge der bisher zu diesem Zweck bestimmten Leiter haben muß; lasse selbiges über eine auf der obersten Sprosse (die von Eisen seyn kann) laufenden Rolle weggehen, so daß der Kasten schnell von unten nach oben auf den Leiterbäumen laufend hinaufgezogen, und wieder herabgelassen werden kann. Die zum Fenster heraus-eilenden Unglücklichen, Gesunde sowohl als Kranke, können auf diese Art zu drey und mehreren an der Zahl, zugleich, durch Hülfe weniger Menschen, viel schneller gerettet werden, als wenn sie mit Lebensgefahr die Leiter langsam, nur einer nach dem andern, herabsteigen sollen, welches doch ohnehin vorzüglich mit Kranken seine großen Schwierigkeiten hat.

In einer langen mit hohen Häusern angefüllten Straße müßten, zur schnellen Erfüllung obigen Zwecks, mehrere dergleichen Rettungsleitern vorhanden seyn, zu deren Anschaffung gewiß ein jeder seinen freywilligen Beytrag geben würde, wenn man deren Anfertigung so bald als möglich veranstaltete.

Ein Ungenannter sagt unter dem Titel: Vorschlag zu einem einfachen Rettungsmittel in Feuersgefahr statt der gewagten Sprünge. Das letztere Feuer in der Scharnstraße muß vielen, die diese unglückliche Begebenheit nicht als Stoff zu einer vorübergehenden Unterhaltung behandeln, die Frage sehr nahe legen, wie man, mit möglichster Geschwindigkeit, unverletzt vom Dache auf die Erde herabkommen könne, wenn das Haus unten in Flammen steht und die Treppen bereits zerstört sind. Gehörten Fälle dieser Art zu den ganz besondern Ausnahmen, so würde man nicht schon früher darüber nachgedacht haben. Unter andern hatte der Ritter v. Edelkranz, der auch sehr hoch wohnte, eine überaus einfache Vorrichtung zu diesem Zwecke für die Bewohner der Dachstuben und der angränzenden Stockwerke angegeben, mit der, wenn ich nicht irre von ihm selbst, oder doch von andern ganz genügende öffentliche Versuche angestellt worden sind. In unseren geldarmen Zeiten kann man aber wohl nicht verlangen, daß die Bewohner der Dachstuben-Zone, die überdieß schon mit so vielen Unbequemlichkeiten, als der Dachtraufe ꝛc. ꝛc. zu kämpfen haben, sich mit dergleichen Vorrichtungen versehen sollen, sondern billig darf man die Ausführung solcher Vorsichtsmaßregeln von den Eigenthümern der Häuser erwarten. Hiezu scheint aber nichts weiter, als eine, außerhalb des Hauses angebrachte Welle für die Bewohner jedes Stockwerkes nöthig. Ist diese Welle mit einem hinlänglich starken Seile umwunden, an das, auf der einen Seite, ein mäßiges, der mittleren Schwere des Menschen proportionirtes Gegengewicht angehängt wird,

wird, welches wenigstens das, auf der andern Seite frey herabhängende Seil aufzuwinden vermögend iſt, ſo können leichtere Laſten, als Kinder u. dgl. in einem Korbe, durch Hinzufügung ſchwerer Körper, wohlbehalten herabkommen. Wer mit der angebrachten Kraft im Gleichgewichte ſteht, darf das Seil, unbeſorgt über den Erfolg, ergreifen; nur ſehr corpulente Perſonen ſind den gefährlichen Wirkungen einer beſchleunigten Bewegung ausgeſetzt; glücklicherweiſe wohnen dieſe aber gewöhnlich im Erdgeſchoſſe und in der belle Etage.

Ein anderer Menſchenfreund, Carl von Neander, ſchlägt zu dieſem Zwecke eine Stange 5 1/2 Zoll dick und 50 Fuß lang, vor.

Dieſe Stange kann von drey Menſchen getragen werden; ſie wird mit Hülfe zweyer Gabeln, welche beſonders dazu gemacht und an einen Stiel, 16 Fuß lang, befeſtigt ſind, aufgerichtet und über dasjenige Fenſter wo Rettung nöthig iſt, geſtellt; die beyden Gabeln werden ſeitwärts geſtellt und von Menſchen gehalten. Oben und unten an der Stange befinden ſich Flaſchen (Kloben) oder Rollen, wodurch ein Seil gezogen iſt, und woran der Korb in Geſtalt eines Rammbärs, welcher zugleich die Stange umfaßt, hängt, und auf und nieder gezogen werden kann.

Dieſe ganze Einrichtung kann vielleicht 10 Thlr. und für ganz Berlin für 20 Reviere 200 Thlr. koſten, und bey jedem Sprützen- und Leiter-Behältniß in Verwahrung gelegt werden.

Bey dieſer Vorrichtung können Kinder und Greiſe ruhig herunterfahren, ohne vor einem Salto mortale bange ſeyn zu dürfen.

Es wäre dieſe einfache Maſchine noch weiter anzuwenden, um Menſchen von unten in die Höhe hinaufzuſchicken, vielleicht mit Schläuchen in die Fenſter hineinzuſpritzen u. ſ. w. Mit nächſtem wird Hr. v. Neander mit dieſer Vorrichtung einen Verſuch anſtellen.

Zweyte Idee.

Will ein Nachbar mit dem andern ſich verſtehen, ſo laſſen ſie eine Oeffnung durch ihre Scheidewand oder Brandmauer nur 4 Fuß im Quadrat, mit unverbundenen Steinen blenden, dergeſtalt, daß bey entſtehender Gefahr die Oeffnung bekannt ſey und leicht eingeſtoßen werden kann. Alle Beſitzer der Häuſer würden ihre Miether dadurch ſehr beruhigen. Dieſer Gedanke iſt nicht der meinige, ſondern von meinem älteſten Sohne, Lieutenant im Hochlöbl. Füſilier-Bataillon des Hrn. Major von Reuß — aber er iſt mathematiſch ſicherer als mein eigener Vorſchlag, und praktiſcher als alles was ich darüber geleſen habe.

Für unbedeutend wird man den in Rede ſtehenden Gegenſtand hoffentlich in einer Stadt nicht halten, wo Tauſende in der vierten, meiſt nur durch Eine Treppe mit den untern Geſchoſſen verbundenen, Etage wohnen. Herr Rath Hellbach in Arnſtadt, der kürzlich den von der wahrhaft patriotiſchen Geſellſchaft in Hamburg, „über Vorſchläge zur Rettung der Menſchen aus Feuersgefahr„ ausgeſetzten Preis gewonnen, und ſeine und noch 6 andere Preisſchriften herausgegeben hat, berechnet: daß vom März bis October 1811 in 21 Feuersbrünſten, den öffentlichen Blättern zufolge, über zwey hundert Menſchen verunglückt ſind!!!

Meteorologiſche Beobachtungen zu Arau in der Schweiz.

Die meteorologiſchen Beobachtungen, welche Hr. Forſtdirektor Zſchokke zu Arau (unter dem 25ſten Grad 38 Min. 45 Sek. der Länge, und unterm 47ſten Grad 28 Min. 45 Sek. der Breite, 1149 Fuß abſoluter Höhe über der Meeresfläche) auch im Jahr 1811 fortſetzte, bieten für das verfloſſene Jahr die folgenden Reſultate dar. Das Heberbarometer ward bey einer Temperatur von 15°, das Deluciſche Thermometer beſtändig im Schatten, freyhangend, dreymal des Tages, bey Sonnen-Auf- und Untergang, und Nachmittags um 2 Uhr beobachtet. Der höchſte Barometerſtand im Lauf des Jahrs 1811 war am 27. Nov., wo das Queckſilber auf 27″ 4 1/10‴ ſtieg. Der tiefſte Barometerſtand war hingegen am 28. Dec. mit 26″ 2 1/10‴. Der mittlere Barometerſtand war in dieſem Jahr 26″ 8 1/10‴. Bey 730 Beobachtungen im Jahr war das Queckſilber 478 auf oder über 27 Zoll und 252mal darunter. Im März und Julius behauptete es ſich am anhaltendſten auf ſeinem hohen Stande; im Februar und April hingegen erhob es

ſich

ſich am Seltenſten über 27 Zoll. Der höchſte Stand des Thermometers war am 19. July; wo es Nachmittags um 2 Uhr im Schatten über 28° und in der Sonne über 42° ſtand. Es war alſo eigentlich nicht heißer als im Jahr 1807 den 13. Jul., und 1808 den 16. Jul., aber die Hitze war anhaltender als ſeit vielen Jahren der Fall geweſen, neunzehn Tage zwiſchen 23 und 29° ſchwebend. Schon im May ſtieg die Wärme auf 25 Grad, im Junius auf 27, in der Sonne auf 37, und im Auguſt ſowohl als im September ſchwebte ſie noch viele Tage zwiſchen 20 und 23 Grad; im Oktober hingegen erhob ſich nur einmal noch das Queckſilber auf 18. Der tiefſte Thermometerſtand zeigte ſich bey Sonnenaufgang den 23. Januar 1811 mit 10 Grad unter dem Gefrierpunkt; die meiſten Tage ſtand in gleichem Monat das Queckſilber, ſelbſt Mittags 2 bis 6 Grad unter dem Gefrierpunkt. Schnee fiel im Laufe des Jahrs in 20 Nächten und 21 Tagen; der letzte vom Winter des Jahrs 1810 bis 1811, am 12. April; der erſte im Winter 1811 bis 1812 den 13. Nov. Doch ſchon mehrere Tage vorher, ehe er ſeine Flocken zum Thal hinabbrachte, bedeckte er (ſeit dem 17ten November) den Rücken und die tiefern Wälder des Jura. Regen fiel durchs Jahr in 90 Nächten und 203 Tagen. Am regenreichſten war der Monat Junius, nächſt ihm der Auguſt, dann May, April, November; am trockenſten der Januar und Merz, nächſt ihm December, September, Julius, Oktober. Dabey ſah man den Himmel an 200 Tagen heiter, nur an 165 Tagen ſonnenlos oder gutentheils bewölkt. Die meiſten heitern Tage waren im März, nächſt ihm im May, dann Julius, Auguſt, September. Den trübſten Himmel führte der Februar herbey, nächſt ihm der December, dann November, Auguſt, April. Im Februar drang die Sonne kaum 6½ Tag durch die Wolken. Hagel fiel im Geſichtskreiſe dieſer Beobachtungen nirgends. Man zählte 210 Morgennebel (wozu der Strom der Aar und die Nähe des Gebirges nicht wenig mitwirkten). Im Januar lagen zwey ganze Tage im Nebel. Die davon freieſten Monate waren December, März, April; hingegen die nebelreichſten der Monat Auguſt, May, Oktober. Thau ſchlug ſich an 116 Morgen nieder. Er fiel zuerſt Ende Märzes, und bis Anfang Novembers dauerte er. Am meiſten fiel er im Julius, Auguſt und September. Reif ſah man an 53 Morgen. In den Märztagen am öfterſten, dann auch im Januar und November, in welchem Monat er ſchnell des Thaues Stelle einnahm. Wie gewöhnlich waren die Weſt-, Südweſt- und Nordweſtwinde auch dieß Jahr die herrſchenden. Hingegen Oſt-, Südoſt- und Nordoſtwinde regierten nur an 115 Tagen. Heftigen Wind und Sturm brachten nur 32 Tage. Die meiſten Stürme waren im Februar, Auguſt und November. Beym Sturm in der Nacht vom 27. und 28. Febr. wurden in der öſtlichen Schweiz mehrere ſtarke, ſchnell hintereinander folgende Erdſtöße verſpürt. Mächtiger noch war der Sturm vom 1. Jun., der mit einem Gewitter eintrat, Eichen entwurzelte, Dächer abdeckte, und faſt gleichzeitig im nordweſtlichen Deutſchland empfunden ward. Der Gewitter wurden am Horizont des Beobachters 23 gezählt; darunter waren 14 nahe und 9 entfernt; bis auf 2 ſah man alle des Nachmittags oder nach Sonnenuntergang entſtehen, und bis auf eins, (vom 24. April Morgens um 4 Uhr), das von Oſten nach Weſten zog, alle die gewöhnliche Straße von Weſten gegen Oſten wandern. Am gewitterreichſten war der Julius, nächſt ihm der Junius und April. Das erſte Gewitter erſchien am 19. April, das letzte den 30. Auguſt. Die Witterung des Winters 1810 bis 1811 war bis zum Neujahr mild und feucht, und gab nur im Januar anhaltenden Schnee und mäßige Kälte, die ſchon im Februar wieder abnahm. Rauh trat der Frühling mit einem trocknen heitern März ein, der faſt beſtändigen Oſt-Wind und faſt jeden Morgen Reif brachte. Unter Gewitter und warmen Aprilregen entwikelte, ſchnell die Pflanzenwelt ihren Schmuck, aber noch kränkelten die Obſtbäume von den zerſtörenden Fröſten des Winters 1809 — 1810; vermuthlich begünſtigte das Leiden eine Menge Ungeziefer, welches ſich in den Blüthenknospen der Früchte, und beſonders der Aepfelbäume entwickelte. Viele Bäume verloren dadurch alles Laub, daß ſie wie verdorrt da ſtanden; es gab äußerſt wenig Obſt; Aepfel noch weniger als Birnen. Deſto wohlthätiger war der warme, reizende Sonnenſchein den Feldern und Weinbergen. Dieſer Sommer, der in den Jahrbüchern der Witterungskunde durch anhaltende Wärme ſo ſehr ausgezeichnet iſt, verbreitete ſeine Herrſchaft über volle ſechs Monate. Schon im April ſtieg das Queckſilber des Thermometers

mehreren Tagen auf 20 und 22 Grad über den Gefrierpunkt; eben so noch im September. Abwechselnd Regen und Thau erfrischten die Pflanzen bis spät in den Oktober. Die Ernten fielen reichlich aus, und besonders gab der Herbst eine Menge Weins von seltener Kraft. Zu den süßen Trauben des Oktobers (viele von der ungewöhnlichsten Größe) legte sogar der November noch neue Blüthen und Früchte (reife Erdbeeren u. s. w.) eines zweyten Frühlings, bis der Winter das üppige Spiel der unermüdeten Natur endete.

Das Großherzogthum Frankfurt in statistischer Hinsicht.

Von dem Großherzogthum Frankfurt hat man folgende statistische Notizen: Das Großherzogthum Frankfurt bildet 4 Departements, nämlich Frankfurt, Aschaffenburg, Fulda und Hanau. Die Ministerien sind in 6 Sektionen eingetheilt, nämlich in das Ministerium der Justiz, des Innern, der Polizey, der Kriegsadministration, des Kultus und der Finanzen. An der Spitze der Verwaltung stehet in jedem Departement ein Präfekt. Bey demselben ist ein Präfektur-General-Sekretär und ein Präfekturrath von 4 Personen. In jedem Departement ist ein General-Departementsrath. Jedes Departement ist wieder in Distriktsmairien eingetheilt, die in den Departements Frankfurt, Fulda und Hanau unmittelbar von dem Präfekten ressortiren. In dem Departement Frankfurt besteht eine besondere Unterpräfektur, Wetzlar. In dem Departement Aschaffenburg stehen 15 Distriktsmairien unmittelbar unter dem Präfekten; sodann stehen unter ihm 2 Unterpräfekturen, Klingenberg und Orb; unter jener stehen 4, unter dieser 2 Distriktsmairien. Jede Distriktsmairie ist eingetheilt in Munizipalitäten oder Mairien. Jedem Maire ist ein oder mehrere Adjunkten beygegeben. Für jede Mairie besteht ein Munizipalrath. Das ganze Großherzogthum enthält 96¼ Q. Meilen, auf welchen 302,092 Seelen wohnen, nämlich Departement Frankfurt 6 Q. Meilen, 5306 Wohnhäuser, 52,576 Seelen; hiervon kommen auf die Hauptstadt Frankfurt 3467 Häuser (mit Einschluß von 259 Gartenhäusern und Höfen) und 40,485 Seelen; Departement Aschaffenburg 34 Q. Meilen, 16,032 Feuerstellen, 91,295 Seelen; Departement Fulda, 38¼ Quadratmeilen, 13,794 Feuerstellen, 100,366 Seelen; Departement Hanau 18 Q. Meilen, 9087 Feuerstellen, 57,358 Seelen. Der Militär-Etat des Großherzogthums Frankfurt besteht in einem Infanterieregiment von 3 Bataillons, jedes zu 6 Kompagnien; einer Artilleriekompagnie; einer Ingenieurkompagnie; einem Landsicherheitskorps; einer Eskadron Husaren und einer Kompagnie unberittener Jäger.

Frankreichs und der Bundesstaaten Bevölkerung.

Das neueste Annuaire du Bureau des longitudes enthält nachstehende Angaben über die Bevölkerung Frankreichs und seiner Bundesstaaten: I. Die 130 Departements des französischen Reichs, das Militär und die Insel Elba nicht mit einbegriffen, 42,406,142 Einwohner (Paris 580,609; Rom 144,242; Amsterdam 210,000.) II. Die 24 Departements des Königreichs Italien 6,508,931 (Mailand 124,798; Venedig 150,000). III. Illyrien, approximativ, 1,531,000. IV. Neapel, vierzehn Provinzen, 4,590,000 (Neapel 412,000). V. Lucca und Piombino 179,030. VI. Spanien im Jahr 1797, mit den kanarischen Inseln und Ceuta, 10,541,221 (Madrid 167,607). VII. Schweiz, neunzehn Kantone, 1,439,273, (mit der Bemerkung, daß diese Zahl wahrscheinlich zu niedrig angenommen sey). VIII. Königreich Baiern, neun Kreise, 3,339,828. IX. Königreich Westphalen 2,365,973. X. Königreich Sachsen, vierzehn Kreise, 1,993,588. XI. Königreich Würtemberg, zwölf Kreise, 1,301,959. XII. Großherzogthum Baden, neun Kreise, 949,639. XIII. Großherzogthum Hessen, 3 Kreise, 565,922. XIV. Großherzogthum Frankfurt, vier Departements, 290,445. XV. Großherzogthum Würzburg 275,000. XVI. Rheinische Bundesstaaten vom zweyten Kollegium 1,632,297. XVII. Großherzogthum Warschau 3,800,262. Eine runde Summe angenommen betrüge also die Bevölkerung des französischen Reichs und seiner Bundesstaaten zweyundachtzig Millionen. Für ganz Europa rechnet man hundertundachtzig Millionen.

Der

Verkündiger.

48. Stück. Sonnabend. Am 7. März 1812.

Oxide des Eisens.

Kürzlich hat Hr. Gay-Lussac der Gesellschaft zu Arcueil eine Abhandlung über die Oxide des Eisens vorgelesen, und machte nachdem er gezeigt hatte, was bisher über sie bekannt war, und wie viele Ungewißheit noch über die Verhältnisse des Oxigens in demselben herrsche, folgende Resultate seiner Versuche bekannt. Er hat, wie Thenard gezeigt, daß es, nicht zwey wie man sonst glaubte, sondern drey Oxiden von Eisen gebe.

Das erste Oxide (nach Thomsen das Protoxide) erhält man allemal wenn das Eisen Wasser mittelst einer Säure zersetzt, ohne daß sie Oxigen entwickelt. Es besteht aus

Eisen	100,0.
Sauerstoff	28,3.

Hr. Gay-Lussac hat dieses Verhältniß gefunden, indem er Eisen in Schwefel- und schwacher Salzsäure auflöste, und auf die Menge des Oxigen aus dem Volumen des erhaltenen Wasserstoffgases schloß. Dieses Oxide ist dasselbe welches die Hrn. Chenevix und Thenard bekannt gemacht haben, und welchem diese den Namen weißes Oxide (weißer Eisenkalk) beygelegt haben. Die Auflösungen, die es eingeht, haben zum Charakter, von den Alkalien und den dreyfachen blausauren Kali (prussiate triple de potasse) weiß niedergeschlagen zu werden.

Das Oxyde vom zweyten Grade erhält man allemal, wenn Eisen im Sauerstoffgase, oder in einer hohen Temperatur verbrannt wird, und noch besser wenn reines Wasser durch Eisen, sey es in der Kälte oder Rothglühhitze, zersetzt wird. Es besteht aus

Eisen	100,0.
Sauerstoff	37,8.

Dieses Oxide ist grauschwarz, wenn es in Masse ist; aus Auflösungen niedergeschlagen erscheint es dunkelbraun, und grün wenn es sehr zertheilt wird. Es ist sehr magnetisch, obgleich weniger als das Eisen; seine Dichtigkeit ist 5,1072, das Wasser zu 18° centig. — Das beste Verfahren, dieses Oxide rein zu erhalten, ist Wasserdämpfe so lange über sehr feinen Eisendrath gehen zu lassen, bis sich kein Wasserstoffgas mehr entwickelt.

Das dritte Oxide des Eisens ist das allbekannte rothe, es besteht nach den Versuchen des Hrn. Gay Lussac aus

Eisen	100,0.
Sauerstoff	42,31.

Er hat es erhalten indem er Dämpfe von Salpetersäure über rothglühendes Eisen gehen ließ.

Diese verschiedenen Eisenoxiden bilden mit den Säuren, und vorzüglich mit der Schwefelsäure, bemerkungswürdige Salze. Die Verbindung der Schwefelsäure mit dem schwarzen Oxide hat, je nach der Menge des Oxids, verschiedene Farben; es ist anfangs citronengelb, dann grünlichgelb, bräunlichgelb, röthlichgelb, und endlich dunkel rothbraun, wenn die mit der Hälfte Wasser verdünnte Säure vollkommen gesättigt ist. Dieses Salz giebt grüne Krystalle, deren Gestalt eine durch einen abgeschnittenen, den größten Theil der Diagonale einnehmenden Rand gebildete Rhombe, ist, und welche schwefelsaures Eisen im Minimum hat, so daß eine Theilung des Oxigens vorgeht, und daraus das schwefelsaure Salz mit dem Minimum krystallisirt, dahingegen das Salz mit dem Maximum in der Flüssigkeit zurückbleibt. In der Flüssigkeit setzt sich zuweilen

weilen mit den Kristallen ein weißes Pulver ab, welches wenig Wasser enthaltende Schwefelsäure ist, da die Krystalle sehr viel haben, welcher Umstand ohne Zweifel zu ihrer Bildung beyträgt. Man erhält dieses Salz sehr leicht wenn man schwarzes Oxide mit concentrirter Schwefelsäure behandelt, oder indem man ein wenig von dieser Säure in eine ein wenig verdichtete Auflösung des schwefelsauren schwarzen Oxides gießt. Die Auflösungen der schwarzen Oxide haben folgende Eigenschaften:

1) Von den Alkalien dunkelbraun niedergeschlagen zu werden.

2) Mit dem dreyfachen blausauren Kali einen schönen blauen Niederschlag zu geben, der zur Malerey vielleicht vorgezogen werden kann.

3) Auch mit einer Auflösung des Gallus einen sehr lebhaften blauen Niederschlag zu geben. Es ist auch möglich daß diese Auflösung des Eisens zur Verfertigung der Tinte, zur schwarzen Farbe auf Wolle oder Seide, und zur Druckerey der gemahlten Leinwand vortheilhafter, als die andern ist.

4) Das Ammoniak löst das schwarze Oxid, aus seinen Auflösungen gefällt, obgleich in geringerm Maße als das weiße, auf.

5) Absorbiren die Auflösungen des schwarzen Oxids das salpetersaure Gas und werden braun, nehmen indessen doch weniger als das weiße Oxid.

6) Bewirkt der Alkohol augenblicklich keinen Niederschlag, aber nach Verlauf von einigen Stunden bewirkt er eine Theilung in der Flüssigkeit; es bilden sich schwefelsaure Kristalle mit dem Minimum der Oxidation, und es bleibt eine Auflösung des Sulfats im Maximum übrig.

7) Die Niederschläge, welche die gesättigten und concentrirten Kohlensauren Salze hervorbringen, werden bey einem Uebermaß der Salze wieder aufgelöst.

Das rothe Oxide bildet mit der Schwefelsäure ein weißes, dem vorhergehenden analoges Salz das zuerst von Buchholz beschrieben wurde. Man erhält es leicht, wenn man die concentrirte Schwefelsäure mit dem rothen Oxide erhitzt, oder indem man diese Säure über Eisenfeilspähnen siedet, oder endlich indem man Schwefelsäure in eine ein wenig concentrirte Auflösung des schwefelsauren rothen Eisens gießt. Dieses Salz kann unter sehr verschiedenen Proportionen von Säure existiren. Wenn es so wenig als möglich enthält, und jedoch seine weiße Farbe hat, ist es wenig in kalten Wasser auflöslich; warmes Wasser bewirkt diese Zersetzung viel schneller. Enthält das Salz mehr Säure, so wird es von kalten und warmen Wasser viel leichter aufgelöst.

Es ist bemerkungswerth, daß das Wasser verschiedene Oxiden hervorbringt, wenn es allein oder durch Hülfe der Säuren zersetzt wird. Dieses beweist die große Tendenz, welche im Allgemeinen die Säuren haben, die Metalle im niedrigsten Grad der Oxidation zu halten, und folglich ihre größere Affinität zu diesen Oxiden.

Hr. Gay-Lussac schließt, nachdem er die verschiedenen Umstände, in welchem das Eisen sich oxidirt, untersucht hat, und was in der Mischung der zwey schwefelsauren Salze, von denen eines das Maximum und das andere das Minimum hat, vorgeht, daß es nur drey stark unterschiedene Eisenoxide gebe, und daß es nicht nothwendig sey, eine größere Menge anzunehmen, um die verschiedenen Farben der Niederschläge des Eisens vorzustellen. Er untersucht darauf die Veränderungen, welche die wohl unterschiedene Natur der drey Oxide des Eisens in der mineralogischen Nomenclatur hervorbringen kann, und beweißt, daß die Arten, welche man durch den Namen Oxidule bezeichnet hatte, wie das schwedische Oxide, und das vom Thal Aoste einerley mit dem schwarzen Oxide sind, und im Centner Eisen 37,8 Origen enthalten, also eine andere Benennung erhalten müssen. Es schien ihm daß es in der Natur nur zwey Eisenoxide gebe, nämlich das schwarze und rothe. Das weiße Oxide findet sich nur in Verbindung mit der Kohlensäure in dem weißen Spateisenstein.

Hr. Gay-Lussac hat sich nicht darauf beschränkt, die Zersetzung des Wassers durch Eisen, wenn es rein oder mit einer Säure vermischt ist, zu untersuchen. Er hat gefunden, daß das Zinn, indem es in Salzsäure aufgelöst wird, nur 13,5 Sauerstoff im Zentner aufnimmt, und daß man, vermittelst der Wasserdämpfe, die man über dieses Metall in der Rothglühhitze gehen läßt, ein weißes, dem sich mit der Salpetersäure bildenden, ähnlichen Oxyd erhält, das nach seinem Versuchen besteht aus

Zinn	100,0
Sauerstoff	27,3

Das

Digitized by Google

Das Zink bildet im Gegentheil immer nur ein einziges Oxyd, man mag es nun in Salpeterſäure, Salzſäure oder Schwefelſäure auflöſen. Es beſteht aus

Zink	100,00
Sauerſtoff	24,4

Endlich muß man, da es drey Eiſenoxyde giebt, wenn man ihre Auflöſungen durch ſchwefelwaſſerſtoffhaltige Kalien zerſetzt, ſchwefelwaſſerſtoffhaltiges Eiſen erhalten, welches im Verhältniß zu der mit jedem Oxyde verbundenen Menge Sauerſtoff, verſchiedene Quantitäten Schwefel enthalten muß. Auch iſt es daher wahrſcheinlich, daß in der Natur drey mit dieſen Hydrothionſchwefel-Verbindungen korreſpondirende Schwefelalkalien vorhanden ſind.

Die Petersburger öffentliche Bibliothek.

Zu Anfang dieſes Jahres hatte die kaiſerliche öffentliche Bibliothek zu Petersburg das Glück, von Sr Majeſtät dem Kaiſer beſucht zu werden. Dieſe Bibliothek nahm ihren Anfang im Jahre 1795 während der Regierung der Kaiſerin Ekaterina II. Nachdem die ganze Sammlung der Bücher, die jetzt zu dieſer Bibliothek gehören, aus Warſchau in St. Petersburg angekommen war, befahl die Kaiſerin, nach dem Projekte des Architekts Sokolow, ein beſonderes Gebäude für ſelbige zu erbauen, welches von dem Architekt Rusko beendigt ward. In dieß ruſſ. prächtige, bequeme und dauerhafte Gebäude wurde die Bibliothek im Jahr 1802 gebracht; die Sortirung der Bücher aber, die im Jahre 1795 begann, dauerte bis zum Jahre 1808, und dieß Geſchäft ging deswegen ſo langſam von Statten, weil diejenigen, die ſich damit beſchäftigten, kein feſtes Syſtem zu ihrer Richtſchnur hatten. Die neuen Vorgeſetzten, welche im April 1808 die Direktion über die Bibliothek übernahmen, fanden für nöthig, ein bibliographiſches Syſtem, nach Anleitung der beſten Schriften in dieſem Fache, für ſelbige anzufertigen; und nachdem ſie einige ökonomiſche Maßregeln zur bequemen Aufſtellung der Bücher genommen hatten, kamen ſie bey der thätigen Mitwirkung ihrer eifrigen und unermüdeten Beamten, die im Laufe von zwey Jahren und einigen Monaten bis 250,000 Bände nach dem neuen bibliographiſchen Syſtem dreymal durchſahen und umſtellten, mit dieſer wichtigen Arbeit vollkommen zu Stande. Obgleich in dieſer kurzen Zeit kein vollſtändiger Katalog angefertigt werden konnte, ſo wurden doch ſtatt deſſen Mittel aufgefunden, durch deren Hülfe jedes Werk, das ſich in der Bibliothek befindet, auf Verlangen ſogleich gefunden werden kann. Nach der Sortirung der Bücher mußte nun auch die Sammlung der Manuſcripte, welche die koſtbarſte und merkwürdigſte Abtheilung der ganzen Bibliothek ausmacht, und welche bis 12,000 Bände enthält, worunter ſich eine auserleſene und ſehr ſeltene Sammlung von den Manuſcripten befindet, die dem Kaiſer im Jahre 1805 von dem Kollegienrath Dubrowskji, der ſie im Auslande an ſich gebracht hat, überreicht wurden, durchgeſehen und revidirt werden. Nachdem man auch mit dieſer letzten Arbeit zu Stande gekommen war, erwarteten die Vorgeſetzten der Bibliothek, vor der Eröffnung derſelben zur allgemeinen Benutzung, wozu ſie laut des für ſie am 14. Okt. 1810 Allerhöchſt beſtättigten Reglements, in welchem ſie die kaiſerliche öffentliche Bibliothek genannt wird, beſtimmt iſt, nur noch den Allergnädigſten Beſuch Sr. kaiſerl. Majeſtät, womit auch dieſelbe am 2. Jan. beehrt wurde.

Nach der ſyſtematiſchen Eintheilung wurde mit der theologiſchen Abtheilung, die fünf Säle in der obern Etage einnimmt, und 80,000 Bände enthält, der Anfang gemacht. Hierauf wurden die bibliographiſchen Abtheilungen in Augenſchein genommen, die ſich in fünf großen Sälen der mittlern Etage befinden und bis 140,000 Bände enthalten. Außer dieſem wurden noch einige ſeltene Bücherausgaben des XVten Jahrhunderts durchgeſehen. Sodann geruheten Se. Majeſtät die Erſtlinge der ruſſiſchen Büchersammlung, die auf die allerhöchſte Willensmeinung jetzt bey der Bibliothek begonnen hat, und ſich in der untern Etage befindet, in Augenſchein zu nehmen. Auch wurde der große Theil der Werke, die doppelt vorhanden ſind, 40,000 Bände betragen und ſich bis weiter in dieſer Abtheilung befinden, Sr. Majeſtät zur Durchſicht vorgeſtellt, mit der Aeußerung, daß dieſe Bücher einſt zur Bereicherung der Bibliothek mit noch fehlenden Werken vermittelſt des Umtauſches oder Verkaufs der überflüſſigen Exemplare dienen können. Endlich wur-

den Se. Majestät in die Manuscriptensammlung geführt, in welcher Sie mit besonderer Aufmerksamkeit während fast einer ganzen Stunde die Manuscripte des IV., V., VI., VIIten und der folgenden Jahrhunderte bis auf unsere Zeiten durchzusehen geruheten. Hier wurden Sr. Majestät außer andern seltenen Manuscripten vorgelegt: Die Episteln des heil Apostels Paul, geschrieben in griechischer und lateinischer Sprache im IVten Jahrhunderte; eins der ältesten mahomedanischen Gebetbücher, geschrieben mit Kufischen Schriftzügen; das Gebetbuch der Königin von Schottland, Maria Stuart, mit Randglossen von ihrer eignen Hand; das sogenannte Gebetbuch der Gemahlin des Königs von Frankreich Heinrich I., Anna Jaroslawowna; die eigenhändig geschriebenen Briefe der Könige von Frankreich Heinrich IV. und Ludwig XIV. und mehrere andere sehr merkwürdige Manuscripte.

Bekanntmachung.

Inhaltsverzeichniß der Februar-Stücke der Allgemeinen Handlungs-Zeitung.

Im Monat Februar enthielt die allgemeine Handlungs-Zeitung folgendes: Produkten-Preise in Neapel; Verfertigung des Parmesankäses von Simolla; Sesamöl; Berechnung der Deutschen und Franzosen und über die Syrup- und Zuckerfabrikation aus Runkelrüben; Handel und Manufactur-Ministerium in Frankreich; Zuckerbereitungen aus inländischen Stoffen; Waarenpreise in Venedig; Salzburgs Handel; Schafwollenhandel in Oesterreich; Vorschriften für die durch Westphalen nach den nördlichen franz. Departements gehenden Effekten und Waaren; Schwedens jetziger Stand; Münzwesen in der Schweiz; Waarenpreise in Wismar, Fabriken in, und Kanal bey Wienerisch Neustadt; Türkische Strafen für Geldbeschneider; Rangschifffahrtsanzeige von Kitzingen; Jetziger Stand der Vereinigten Staaten; Eisenfabrik und Preise bey Stalnek in Ungarn; Kaiserl. Oestr. Verordnung das Münzwesens betreffend; Die franz. Bank im Jahr 1811; Königlich Westphäl. Dekret das Münzwesen betr.; Friedrichshafen; Verhältnisse mehrerer Schifffstellen am Bodensee; Mexikos Gold- und Silberreichthum; Waarenpreise in Livorno; Messen und Märkte; Schweizer Münzverordnung; Tuchfabr. zu Samassy in Ungarn; Bericht über die neuen franz. Weine; Falsche Fünffrankenstücke; Oeffentliche Verkäufe in Frankreich; Vera Cruz; Fortsetzung des Waarenverkaufs, und Berichte aus Mayland; Waarenverkauf in Magdeburg; Produktenpreise und Frachten in Lille; Aufgehobene Handl. Weinpreise in Paris; Waarenpreise in Neapel; Versuche in Italien mit deutschem und indischem Indigo; Bankerotte in England und Schottland; Runkelrübenzucker-Anbau in Frankreich; Verfügung wegen der Oesterreichischen Bankozettel: Handel und Schifffahrt in Frankreich: Eröffnete Schifffahrt in Regensburg; Der Kanal von Beaucaire; Handel zu Constanza, Fortschreiten der Russischen Manufacturen; Berichte aus Italien; Falsche Thaler; Waarenpreise in Leipzig; Königl. Würtembergische Verordnung den mitführenden Taback der Reisenden betr.; Verfeinerung des Hanfes in Oesterreich; Certifikate für Colonialwaaren; Rechtserkenntnisse gegen unberechtigte Mäckler in Frankreich; Zucker aus Kastanien; Dänische Manufacturen; Erhöhung des Maukaufschlages auf den weißen Vitriol in Baiern; Die Böhmischen Perlen; Waarenpreise in Venedig; Die Stadt Blois und Preise der dortigen Weine; Westphälische Verordnung die Schießpulver-Bereitung betr.; Bergwerks-Produkte der Gömörer Gespannschaft in Oberungarn; Verordnung in Illyrien; Der Kanal Napoleon; Bankerotte; Messe zu Braunschweig; Königlich Würtembergische Verordnung; Schweizer Abgaben; Anerbieten von Tüchern; Unruhen in Nottigham und Glasgow; Frachten von Paris; Preise mehrerer Gegenstände im Jahr 1450; Handelsmessen in Koburg; Begünstigungen für die Cultur des Hanfes in Holland; Colonialwaarenverkauf zu Frankfurt am Mayn; Waarenpreise in Berlin; Neue Handlungen-, Firmen- und Gesellschafts-Veränderungen; Produktenpreise in Montpellier, Italien, Frankreich, Schweiz, Holland, England ꝛc. nebst Handelsberichten aus Grätz, London, Kopenhagen, Berlin, Hamburg, Mayland, Reggio, Novarra, Brescia, Venedig, Neapel, Petersburg, Leipzig, Paris, Wien, Gent, Lille, Aachen, Blois, Marseille, Smirna, Frankfurt und andern Städten; Geld- und Wechselcursen von Nürnberg, Wien, Augsburg, Berlin, Breslau, Amsterdam, Hamburg, Mayland, Leipzig, Frankfurt, Kopenhagen, Petersburg, Bologna, Venedig, Livorno, Stockholm, Lille, Bordeaux ꝛc. ꝛc.; die Curse der Frankfurter, Badner, Berliner, Westphälischen und Wiener Staatspapiere und vielen andern verschiedenen Nachrichten und Notizen. Zugleich findet man wöchentlich und monatlich Preiskurante und Waarenpreisveränderungen von den bedeutendsten Städten Europas, als: Paris, Hamburg, Amsterdam, Kopenhagen, Nürnberg, Mayland, Triest, Frankfurt ꝛc. ꝛc.

Die Handlungszeitung ist durch alle Postämter wöchentlich fünfmal zu bekommen, welche sie von der Königl. Baierischen Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Nürnberg erhalten.

Der

Verkündiger.

49. Stück. Sonntag. Am 8. März 1812.

Sitten der Gömörer, in Oberungarn.*)

Die Gömörer Gespannschaft liegt in Oberungarn, und ist besonders wegen ihrer Kunst- und Naturprodukte berühmt, über welche man im dießjährigen Jahrgange der Handlungszeitung mehreres findet.

Die Gömörer legen sich vorzüglich auf Theologie, Geschichte, Philologie, Medizin, Philosophie und Poesie. Die niedern und höhern Schulen werden fleißig besucht. Die unvermögenden Aeltern lassen ihre Söhne unter die Alumnen an den Gymnasien aufnehmen und lehren sie alles Ungemach ertragen. Die slavischen Bauern in den obern Gegenden, die arm sind, senden ihre Söhne zur Erlernung der ungarischen Sprache zu den Magyaren in den untern Gegenden als Bediente. Man findet sehr wenige Personen unter dem gemeinsten Volk in der Gömörer-Gespannschaft, die nicht lesen können. Ehemals lernten alle Slaven ohne Ausnahme in den Schulen die lateinische Sprache; allein seit den Zeiten Josephs II. hat dieses für die Bedürfnisse des gemeinen Volks übel berechnete Studium stark nachgelassen und in vielen niedern Schulen nützlicheren Lehrgegenständen Platz gemacht. Außer dem Lesen wird die zarte Jugend ohne Unterschied des Standes und Geschlechts in den niedern Schulen im Schreiben und Rechnen unterrichtet. Auch fehlt es nicht an Anleitung zur Musik.

Der allgemeineren Ausbildung der Gömörer stehen aber noch viele Hindernisse entgegen. Dahin gehört die vernachlässigte Kenntniß der Naturalien, nahmentlich der einheimischen. Viele bekümmern sich mehr um die Kenntniß und Erforschung ausländischer Naturprodukte, als der sie umgebenden und der Aufmerksamkeit werthen einheimischen. Dazu kömmt das bey den meisten herrschende Vorurtheil gegen neue Versuche und die Vorliebe für den alten Schlendrian, wodurch die Vervollkommnung der Gewerbe sehr gehindert wird. Doch ist an der Vernachlässigung neuer Versuche und Verbesserungen der Gewerbe und Künste nicht sowohl Indolenz als der fast gänzliche Mangel an antreibenden und lockenden Umständen schuld. Zu diesen Hindernissen der allgemeineren Verbreitung der Kultur gehören vorzüglich abergläubische Vorurtheile und Meinungen, z. B. von dem ganz türkischen Schicksal der menschlichen Begebenheiten, von Gespenstern, Hexen, Trüden, Währwölfen, Zauberern, Wahrsagern, Nekromanten u. s. w., welchen schädlichen Aberglauben die Magistrate bisher noch nicht gänzlich ausrotten konnten. Noch in den Jahren 1780 und 1805 haben die Anwohner des Grans Leichen ausgegraben, und ohne auf die Obrigkeit zu achten, verbrannt, weil sie glaubten, daß die Verstorbenen Kälte und Reif erzeugten.

So wie man den Gömörern wissenschaftliche Kultur nicht absprechen kann, so kann man ihnen auch das Lob sittlicher Kultur nicht versagen. Die Obrigkeiten suchen mit Eifer Unsittlichkeit zu verhüten, die Religionslehrer, Sittlichkeit zu befördern. Betrachtet man den sittlichen Charakter der Gömörer mit unpartheyischen Augen, so findet man zwar wie überall Flecken, aber doch mehr Vorzüge an denselben. Hierher gehört die von den meisten gewissenhaft beobachtete Unverletzlichkeit der ehelichen Treue, (doch sollen in den neuesten Zeiten in

*) Aus den Oestreichischen Vaterländischen Blättern.

der Gömörer-Gespannschaft Ehescheidungen nicht selten nachgesucht werden), die Neigung, das allgemeine Wohl auch mit Aufopferung von Privatvortheilen zu befördern, das Wohlwollen der obern Stände gegen die gemeine Volksklasse, die im Ganzen herrschende Religionsliebe und die Sorge für den Gottesdienst, die christliche Religionsduldung und Verträglichkeit, die Neigung zu den Künsten und Wissenschaften, Aufrichtigkeit, Freundlichkeit, ausharrender Fleiß, Hospitalität, Mildthätigkeit gegen Arme und Bedürftige. Zu den herrschenden Fehlern der Gömörer gehört vorzüglich ein übertriebener Nationalismus, der gewöhnlich in Nationalhaß übergeht. Dieser findet unter den Deutschen, Magyaren und Slaven der Gömörer-Gespannschaft statt. Die Dopschauer Deutschen verachten die Slaven und nennen sie in ihrer Mundart schimpfweise bindische (wendische) Kirpl. Die Magyaren zeigen auch gegen die Slaven viel Verachtung. Schon den ungarischen Nahmen der Slaven Tót spricht der Magyar mit Spott und Verachtung aus. Wenn magyarische und slavische Fuhrleute einander begegnen, müssen die letztern den erstern ausweichen. Dagegen sprechen die Slaven den slavischen Nahmen der Deutschen Nemec spottweise aus (als wenn er von Nemy stumm, herkäme) und verschreyen die Magyaren als stupid und ungebildet. Die meisten derjenigen Deutschen und Slaven, die sich mit der Gewinnung der Metalle beschäftigen, leben in den Tag hinein, und sind im essen und Trinken verschwenderisch. Der Mehrheit der Magyaren wird Trägheit und Müssiggang vorgeworfen. Den Slaven klebt Hartnäckigkeit in der Beybehaltung von Vorurtheilen und alten Gebräuchen an. Diebstähle werden häufig in den untern Gegenden, Räubereyen in den dicken Waldungen der obern Gegenden begangen. Die Zaubereyversuche und der Gebrauch abergläubischer Mittel in der Wirthschaft und zur Heilung der Krankheiten hat die Verbreitung der richtigeren Kenntniß der Natur zwar schon vermindert, aber noch nicht aufgehoben. Die Unsittlichkeit hat sich in unsern Zeiten vermehrt, und kommt in den Marktflecken häufiger vor als in den Dörfern, wie die Tabellen der unehelichen Kinder in den Kirchenbüchern beweisen.

Die Kultur der Gömörer lernt man zum Theil aus ihren religiösen, National-, Geburts-, Hochzeits-, Leichen-, Wirthschafts- und Kur-Gebräuchen und Meinungen kennen. Eine Anführung und Schilderung derselben wird daher hier an ihrer Stelle seyn.

Die Gewohnheit, am Johannistage oder den Abend zuvor in den Dörfern und an den Wegen Scheiterhaufen zu errichten und anzuzünden, neben welchen vorzüglich die Jünglinge und Jungfrauen des Orts fröhlich standen und mitunter auch über dieselben hinübersprangen, hat unter den Slaven, unter welchen sie ehemahls allgemein war, schon fast ganz aufgehört. Dagegen konnte die ehemahls übliche Wahl der sogenannten Pfingstkönige nur durch die Bemühungen der weltlichen und geistlichen Obrigkeiten und durch Strafen abgeschafft werden. Es ward nähmlich am Pfingstfeste aus der Zahl der Jünglinge der Ortschaft einer zur höchsten Magistratsperson über alle Einwohner des Orts mit dem Königsnahmen erwählt, und während dieser kurzen Zeit hörte die Gewalt der ordentlichen Obrigkeit auf. Am Tage der unschuldigen Kindlein pflegten einst die Priester mit Ruthen durch die Dörfer und Straßen zu laufen und die Vorübergehenden zu schlagen. Diese religiöse Gewohnheit, welche die Slaven Mladenky und Mladenkowat nannten, hörte mit Annahme der Reformation auf. Dagegen dauern andere, zum Theil superstitiöse, religiöse und bürgerliche Gebräuche und Meinungen unter den Gömörern noch fort. Auf Ostern begießen die Mannspersonen die Frauenzimmer und diese jene mit kaltem Wasser, und die Jünglinge geben sich viele Mühe, ihre Geliebten und Freundinnen aus den Häusern hervorzuziehen und in Brunnen, Bäche und Flüsse zu tauchen. Eine gefährliche Gewohnheit, die auch in der benachbarten Zipser-Gespannschaft üblich ist, und in der kalten Jahreszeit schon vielen Mädchen ihre Gesundheit oder gar das Leben kostete. Man glaubt in der Gömörer-Gespannschaft, daß die beym Neumond gebornen Kinder schön, die beym abnehmenden Monde zur Welt gekommen aber häßlich werden. Daher sagen die Slaven von einem häßlichen Menschen im Sprichwort: er ist beym abnehmenden Monde geboren. Die eben gebornen Kinder pflegt man auf die Erde zu legen (dieß geschieht auch in den kleinern Bergstädtchen in der Zips), und dann von der Erde aufgehoben in die Arme des Vaters zu legen. Die Väter schreiben den Geburtstag des Kindes in ihre Bücher, gewöhnlich in die Bibel,

bel, und fügen das Zeichen des Thierkreises aus dem Kalender bey. Wenn die Geburt schwer ist, so glauben die bey der Gebärenden beschäftigten Weiber und Hebammen ihr dadurch die Geburt zu erleichtern, daß sie aus den Gatten oder leinwandenen Unterhosen des Ehemannes die Schnur herausziehen und ihr um den Leib binden. Die Mädchen pflegt man vor Mittag zu taufen, denn die abergläubischen Mütter glauben, daß die nach Mittag getauften Mädchen spät einen Mann bekommen. (Ein großes Uebel für ein Mädchen!) Die magern Kinder führte man sonst in die Beinhäuser (diese sind jetzt abgeschafft) und bat die Todten, sie entweder fetter zu machen oder zu sich zu nehmen. Auch glaubte man sonst, daß manchmahl die neugebornen Kinder, besonders die noch nicht getauften, selbst während des Kreisens, den Müttern durch Hexen, Nixen und Zauberer in der Luft weggenommen, und an ihre Stelle falsche, mangelhafte oder gar monströse Kinder (Wechselbälge nennen die Zipser solche untergeschobene Kinder) untergelegt würden *). Damit solche falsche Kinder (die Slaven nennen sie Premjen) nicht unterschoben würden, pflegten die Hebammen die neugebornen Kinder, sobald sie abgewaschen und eingewickelt waren, mit dem Zeichen des Kreutzes an der Stirne zu zeichnen, auch wohl zu räuchern. Wenn neugeborne Kinder im Schlafe lächelten, so glaubte sonst die liebe Einfalt, daß die unschuldigen Kinder die heiligen Engel sähen und ihnen Beyfall zulächeln. Wenn die Kinder mit Zähnen auf die Welt kamen oder mit einer fehlerhaften Pupille, in welcher sich die Bilder der Gegenstände verkehrt zeigen, so hielt man diese armen Kinder für künftige Zauberer und Hexen. Kinder, die mit einem mit Haut überzogenen Kopf auf die Welt kommen (was manchmahl geschieht), hielt man für glücklich, und von stark behaarten glaubte man, sie würden einst reich werden. Diese abergläubischen Meynungen haben sich größten Theils schon verloren. Den Ort, wo die Kindbetterinn liegt, pflegt man mit umgehängten Tüchern zu verdunkeln, damit nicht von Ansehen die Mutter oder das Kind krank würde **). Außer dem Vater darf sich dem Wochenbette keine Mannsperson nähern, und wagt es dennoch eine, so wird ihr der Huk genommen, der dann mit einer Geldstrafe von den Weibern ausgelößt werden muß.

Nach der Taufe wird ein Kindstaufschmaus angestellt, der von den Slaven Krstiny oder Cenkear, von den Magyaren Keresztely genannt wird. Diesem Kindstaufschmaus wohnen fast bloß Weiber bey, die sich dabey etwas zu gut thun und bey Vocalmusik Tänze anstellen. Diejenigen Personen, die dabey zum ersten Mahl erscheinen, müssen sich dazu von den ältern Weibern einweihen oder (wie man es nennt) taufen lassen, und wenn sie etwas Geld erlegt haben, werden sie für würdig erklärt, solchen Gesellschaften öfter beyzuwohnen ***).

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In der Zips ist der Glaube an Wechselbälge unter dem gemeinen Volk noch sehr herrschend.

*) Dieser Aberglaube herrscht auch beym gemeinen Volke in der Zips, wo man diese vermeintliche Bezauberung durch das Anblicken „von Augen werden" nennt.

**) Diese Gewohnheit hat auch in den Bergstädtchen in der Zips Statt.

Schwefelalkali zur Heilung der Bräune.

Die über die häutige Bräune, Hals- oder Luftröhrenentzündung niedergesetzte ärztliche Kommission (man sehe 1. Stück des Verk. d. J.) macht im Moniteur bekannt, daß in Folge aller bisher angestellten Untersuchungen die alkalische Schwefelleber, (Schwefel und Pottasche oder Soda) frisch zubereitet, und bräunlich, ein spezifisches Mittel gegen den Croup, ansteckenden Schnupfen und Lungenkatharr sey. Man giebt dem Patienten jenes Mittel mit Honig vermischt, und zwar Morgens 6 bis 10 Gran, und Abends eben so viel. Man vermindert die Dosis nach dem Maßstab, wie die Krankheit abnimmt. Der Apotheker muß den Schwefel in einem wohlverwahrten Glase überschicken, und der Honig wird erst im Augenblick, wo die Arzney genommen werden soll, daran gemischt. Kindern bringt man dieselbe am leichtesten dadurch bey, daß man einen Finger in die Arzney, und dann in ihren Mund

ſteckt, und ſolange darin läßt, bis er abgeleckt iſt. Man kann die Arzney auch in dem Löffel mit Milch oder Syrop geben. Mütter, die ihr Kind ſäugen, reichen ihm, wenn es vom Croup befallen wird, dennoch ferner die Bruſt. Die Lippen und das Innere des Mundes werden durch den alkaliſchen Schwefel weiß, und im Magen empfindet der Kranke davon eine mehr oder weniger ſtarke Hitze. Oefters verurſachen auch die erſten Gaben Erbrechen von einer klebrigten Materie, welcher der Schwefel eine gräulichte Farbe giebt. Gewöhnlich ſtellt ſich ſchon am erſten oder zweyten Tage Erleichterung ein; man muß aber mit der Arzney bis zur gänzlichen Wiederherſtellung fortfahren. Brühen oder andre ganz leichte Speiſen ſind die beſte Nahrung. Der Schwefelalkali iſt auch ein Verwahrungsmittel gegen die häutige Bräune. Man verordnet denſelben gleich bey den erſten Anzeigen der Krankheit. Die Kommiſſion ladet die Aerzte im Namen der franzöſiſchen Regierung ein, gedachten Schwefel bey den oben erwähnten drey Krankheiten anzuwenden, und ihre darüber gemachten Erfahrungen bekannt zu machen.

Noch ein Mittel zur Rettung aus den obern Stockwerken eines brennenden Hauſes.

Herr Klaproth in Berlin ſagt, wie kommt es, daß bey den vielen Vorſchlägen, Perſonen aus obern Etagen, wenn die Treppen ſchon vom Feuer ergriffen ſind, zu retten, Niemanden das ſo einfache und ſichere Mittel eingefallen iſt, nämlich: einen tüchtigen Berg von Betten, die von den Nachbarn ſchnell zuſammengebracht werden, etwa mit einer Unterlage von Stroh, oder Heu, wenn dergleichen bey der Hand iſt, aufzuhäufen? Die zu rettenden werfen zuerſt die Kinder, wenn ſie deren haben, und, wenn die Gefahr noch Zeit läßt, ihre eigenen Betten, Kleidung, wichtige Papiere, Baarſchaften u. ſ. w. voraus, und wagen dann ruhigen Muthes den gefahrloſen Rettungsſprung. Die Beſorgniß, daß die Eigenthümer der Betten ſolche verdorben zurückerhalten mögten, iſt kaum zu beachten; denn ehe noch die Löſchungsanſtalten in Gang kommen, können die Betten längſt wieder weggeräumt ſeyn.

Bekanntmachung.

Dr. J. Smith's in London ſtärkender Gehörbalſam.

Noch nie hat man ſo ſehr über Harthörigkeit und Schwäche des Gehörs geklagt, als in den jetzigen Zeiten, und zwar nicht allein bey Greiſen, ſondern ſogar bey Jünglingen. Für Erhaltung und Vervollkommnung des Gehörs zu ſorgen, ſollte billig die Pflicht eines Jeden ſeyn, indem er demſelben nicht etwa ſo viele Freudengenüſſe, ſondern ganz vorzüglich den Umlauf und Umtauſch der Ideen zur eignen Bildung verdankt; allein dieſe Pflicht wird oft zu ſehr vernachläßigt, und dem Gehör-Organ zu wenig Aufmerkſamkeit geſchenkt.

Die Urſachen der Harthörigkeit ſind ſehr verſchieden; zuweilen kann verhärtetes und zu feſtes, auch Mangel an Ohrenſchmalz das Gehör ſchwächen, oder das Trommelfell iſt zu feſt und ſtraff, oder auch zu erſchlafft, wodurch der Schall nicht weiter, als bis ins äußere Ohr fortgepflanzt werden kann. Zuweilen kann es ſeyn, und dies iſt jetzt häufig der Fall, daß die Blutgefäße im Ohre zu ſchwach ſind, wodurch ſie dem größern Andrange des Blutes nachgeben, und ſo zur Schwerhörigkeit beytragen. Nicht ſelten liegt hier auch etwas rheumatiſches und gichtiſches zum Grunde.

Der durch dieſe Urſachen entſtandene krankhafte Zuſtand äußert ſich außer der Harthörigkeit noch durch Sauſen und Klingen in den Ohren, welches bey zunehmender Stärke ſehr ſchmerzhaft werden, und den ſogenannten Ohrenzwang bewirken kann.

Gegen alle dieſe Uebel dient der genannte Ohrenbalſam, ſobald nicht ein organiſcher Fehler dabey obwaltet, und mancher freuet ſich jetzt durch den Gebrauch deſſelben eines geſunden Gehörs, bey dem weder ein fortgeſetzter Gebrauch des Galvanismus, noch Elektrizität überhaupt etwas fruchten wollte.

Man tränkt Baumwolle mit dieſem Gehörbalſam, und legt dieſe täglich mehreremal in die Ohren, beſonders wenn man ſich der freyen Luft ausſetzt. Iſt die Harthörigkeit auch im geringen Grade, und periodiſch da, ſo iſt nur nöthig, jeden Morgen friſchgetränkte Baumwolle in die Ohren zu legen. Das verhärtete Ohrenſchmalz wird dadurch aufgelöſt, die Gefäße geſtärkt, daß ſie den Ueberfluß von Blut zurück treiben können, und das Trommelfell in die der Natur gemäße Spannung gebracht. Nachtheilig kann der Balſam nie werden, wenn er auch noch ſo häufig angewandt wird. Gewöhnlich pflegt ſchon eine Portion hinreichend zu ſeyn, das gute Gehör wieder herzuſtellen.

Es iſt dieſer Balſam einzig und allein ächt in Portionen für Einen Reichsthaler zu haben, in Commiſſion beym Herrn D. Becker in Leipzig a. d. Peterſtr. No. 114. 1 Treppe hoch.

(Bey kleinen Sendungen müſſen noch 4 Ggr. für Embellage beigefügt werden.)

Der

Verkündiger.

50. Stück. Dienstag. Am 10. März 1812.

Sitten der Gömörer, in Oberungarn.

(Fortsetzung.)

Die aufwachsende Jugend wird in Betracht ihres Standes zu Arbeiten angeleitet. In den obern Gegenden, wo der Flachsbau blüht, kommen die Mädchen in den Rockenstuben (slavisch Prjadky) zum Spinnen zusammen. In diesen Rockenstuben entspinnen sich die meisten Liebschaften *). Da die Rockenstuben den guten Sitten nachtheilig sind, so werden sie von der Obrigkeit nicht mit Unrecht verboten. Die Bauernsöhne werden, so bald sie zu den Hausarbeiten geschickt sind, zum Hüten des Viehs gebraucht und haben durch eine unter einander gebildete Gesellschaft eine gewisse Ordnung eingeführt. Sie wählen nämlich einen Vorgesetzten, der die Weideplätze bestimmt, andere Anordnungen macht, die Ungehorsamen bestraft, auch wohl Abends vor dem Schlafengehen vorbetet. Die Jugend beyderley Geschlechts versammelt sich sowohl im Freyen als unter dem Dache und erholt sich durch Spiel und Gesang. Die Spiele sind von sehr verschiedener Art, mit welchen sie sich im Frühling und Sommer im Freyen ergötzen. Bald spielen alle zusammen, bald die Jungfrauen mit den Jünglingen, bald spielen sie nach dem Geschlecht und Alter abgesondert, das Ballspiel. Auch pflegen sie nach dem Ziel zu laufen. Sie lieben nicht minder das Spiel, das nach der slavischen Melodie Hoja dundja Hoja! angestellt wird. Die Spielenden (gewöhnlich Mädchen und Jungfrauen, manchmal mit Jünglingen gemischt) bilden einen Cirkel, und mit den Händen fest verschlungen, bewegen sie sich im Kreise, bald nach dieser, bald nach jener Seite, bald langsamer, bald schneller, und rufen Hoja dundja Hoja! aus. Plötzlich theilt sich der Cirkel nach den entgegengesetzten Seiten in zwey Reihen, von welchen einer fragt, der andere antwortet, beyde aber ihr Hoja dundja Hoja wiederhohlend und singend, das Spiel fortsetzen. Hierauf bilden sie einen Halbzirkel, an dessen einem Ende die Spieler von größerer Statur stehen bleiben und mit einander gereichten und in die Höhe gehobenen Händen eine Wölbung bilden, unter welcher die übrigen, von der entgegengesetzten Seite angefangen, durchgehen, und fortsingend an ihrem vorigen Platze stehen bleiben. Dieselbe Scene wird, so oft es gefällig ist, wiederholt *). Sie üben sich auch in einem Tanz, während dessen sie über eine aus aufgethürmten Kleidern errichteten Pyramide, auf deren Spitze ein Hut liegt, springen **). Wenn sie durch Laufen und Tanzen ermüdet sind, erholen sie sich auf eine andere Weise. Sie wählen einen durchs Loos, dem die Augen verbunden werden und der bey einem gewissen Ziel stehen muß, bis sich die übrigen in Schlupfwinkel verbergen. Hierauf sucht er diese Versteckten, nach aufgebundenen Augen auf, doch so, daß er wohl

*) Dasselbe geschieht hin und wieder in der Zips, z. B. in Einsiedel, Schmölnitz u. s. w.

*) Dieses artige Spiel ist auch bey der deutschen Jugend in der Zips, doch ohne Gesang, üblich.

**) Auch dieses Spiel ist bey der deutschen Jugend in der Zips beliebt. Wer beym Springen über die Pyramide den Hut herunterwirft, muß ein Pfand geben. Beym Pfänderauslösen werden gewöhnlich Küsse aufgegeben, wenn Mädchen und Knaben oder Jünglinge mit einander spielen.

darauf merkt, daß nicht eine der Spielenden ohne sein Wissen aus dem Schlupfwinkel herauskomme und eher als er das Ziel erreiche, sonst muß er sich aufs neue die Augen verbinden lassen; wenn er aber früher alle entdeckt, muß derjenige, den er zuerst hervorruft, seine Stelle einnehmen *). Sie spielen ferner mit Ringen, welche einer den Sitzenden zutheilt, und welche einer suchen muß; so oft er den Ring verfehlt, wird er der bestimmten Strafe unterworfen. Das schädliche Kartenspiel ist in den Dörfern glücklicher Weise noch unbekannt, aber in den Marktflecken ist es schon eingeführt. Ferner ergötzt sich die Jugend durch Tänze, welche unter freyem Himmel und unter dem Dache angestellt werden. Dieß geschieht gewöhnlich an den Festtagen. Vorzüglich aber sind die Faschinge zum Tanz bestimmt. Nachdem die Jünglinge dazu die Erlaubniß von der Obrigkeit erbeten und erhalten haben, suchen sie Musikanten auf und legen auf Trankgeld zusammen. Dann laden sie mit Erlaubniß der Eltern die Jungfrauen ein, und diese bringen für die Jünglinge und für die Musikanten Speisen mit. Wenn der Tanz beginnt, stellen sie an gewissen Orten eine Pyramide aus Zweigen auf, und wer diese im Tanzen auf irgend eine Art berührt, muß eine Geldstrafe erlegen. Diese eingegangenen Gelder dienen zur Bezahlung der Musikanten.

Viel Eigenes haben die Gömörer **Hochzeitsgebräuche**. Die heirathslustigen Junggesellen besuchen die Wohnung ihrer Liebsten, was die Slaven w Ohledychodit nennen. Wenn das Mädchen ihnen gefällt, thun sie ihre Wünsche durch zwey Weiber kund. Diesen bestimmen die Eltern der Braut einen Termin, an welchem sie ihre Einwilligung oder Nichteinwilligung zu erkennen zu geben versprechen. Dieß nennen die Slaven Den dat (den Tag geben). Sie geben dann ihre Gesinnung gleichfalls durch die Weiber zu erkennen, was die Slaven pripowedat oder odpowedat nennen. Im Fall der gegebenen Einwilligung werden von Seite des Bräutigams andere Weiber geschickt, die der Braut den Brautring und die ersten Geschenke tragen, und dem Bräutigam Zeichen der gegenseitigen Liebe zurückbringen. Dieß ist die Verlöbnißsitte bey den Slaven und auch bey den Dopschauer Deutschen. Die Vermählung hat auch ihre besonderen Gebräuche. Die Gäste werden mehrere Mahle eingeladen, die schwer zusammen kommen, dann aber ungern weggehen. Die Glückwünschungen nehmen kein Ende. Einer wird den Hochzeitgästen unter dem Nahmen des Aeltesten vorgesetzt, der Alle in Ordnung erhält, und das Nöthige besorgt. Dem Bräutigam wird ein Brautführer beygegeben, die Braut sucht sich unter ihren Freundinnen Brautjungfern aus und ruft sie selbst zusammen. Wann der Hochzeittag da ist, kommen die Gäste des Bräutigams und der Braut abgesondert zusammen. Der Bräutigam geht, nach erhaltener Bewilligung, mit seinen Gästen, unter Musik und Gesang in das Haus der Braut. Die Freundinnen der Braut erwarten denjenigen, den er vorausschickt, vor dem Hause, empfangen bald darauf den Bräutigam selbst, und begrüßen alle mit Gesang und dargereichten Trank. Hierauf treten sie verbunden und singend unter das Dach der Braut, welche sich aber mit ihren singenden Freunden in eine besondere Kammer begiebt. Nachdem sich die Gäste gesetzt haben, wird Stillschweigen gebothen, und es versuchen sich diejenigen im Reden, die dazu den Auftrag erhalten haben. In diesen Reden wird die Ursache der Zusammenkunft angezeigt, die Vollziehung der Ehe gebethen, und die Erscheinung der Braut ohne Vorschub verlangt. Die Braut wird nicht gleich eingeführt, sondern es tritt anstatt ihr eine und die andere ihrer Freundinnen ein, und man heißt den Bräutigam seine Braut ausfindig machen. Sobald dieß geschehen ist, wird das Eheverlöbniß unter wechselseitigen Wünschen bestätigt und gegenseitige Geschenke gegeben. Nach eingenommenem Frühstück bittet man bey dem Geistlichen um die kirchliche Kopulation, und nachdem diese vollzogen ist, folgt in einigen Ortschaften die Braut sogleich dem Bräutigam in sein Haus, in andern aber kehrt sie zum Vater zurück und muß mit neuen Gebräuchen abgeholt werden. Der am Tische sitzende Bräutigam hat während der ganzen Hochzeit den Kopf mit dem Hut bedeckt, ingleichen der Brautführer, und wenn sie vielleicht wegen einiger gegenwärtigen Standespersonen den Hut abnehmen sollten, setzen sie sich lieber an einen der untersten Tische

*) Dieses Spiel ist auch in der Zips, mit Ausnahme des Laufens zum Ziel.

sche mit dem Hut auf dem Kopf, als oben an mit unbedecktem Kopf. Die Sachen der Braut werden in einem Wagen herbeygeführt und von den Weibern sorgfältig aufbewahrt. Diese richten das Brautgemach ein, in welches zuerst der Bräutigam, dann die Braut, begleitet von den Brautjungfern, deren jede ein Licht hält, geführt wird. Hierauf nimmt der Brautführer den Kranz mit verschiedenen Ceremonien von dem Kopfe der Braut herab, und, nachdem sie die Bänder, welche sie bisher auf dem Kopf trug, unter die gegenwärtigen Freundinnen vertheilt hat, wird sie mit dem Bräutigam allein gelassen. Wenn die Braut für fleißig und arbeitsam gehalten werden will, muß sie nach der Hochzeitnacht schon am frühen Morgen aufstehen, die Hände an die Arbeit legen, das Haus reinigen und Wasser zum Waschen des Küchen-Geschirrs herbeytragen. Dieß sind die Hochzeitgebräuche der Slaven, und zum Theil auch der Magyaren in der Gömörer-Gespannschaft. Die Deutschen in Dopschau haben das Eigene, daß sie der zu vermählenden Braut und auch der jungen Gattinn, wenn sie zum ersten Mahl den öffentlichen Gottesdienst besucht, in der Kirche ein zu diesem allgemeinen Gebrauch auf öffentliche Kosten angeschafftes Kleid anziehen, wogegen bey den Slaven und Magyaren die Braut ein eignes Kleid hat, auf welches der Bräutigam ein Recht behält. Wenn die Braut von der sogenannten Einführung zurückkehrt, geht ihr in Dopschau der Bräutigam in der Hausthüre entgegen, und giebt ihr, wenn sie eingetreten ist, von einem Getränk zu trinken, von welchem er zuvor gekostet hat, worauf sie das Trinkgefäß über den Kopf rückwärts wegwirft. Die Magyaren haben auch einige eigene Hochzeitsgebräuche. In einigen Orten ist es unter ihnen gewöhnlich, daß diejenigen, welche die Speisen auftragen, vorzüglich die Brautführer, die Gäste mit einer kleinen Rede so oft begrüßen, als sie eine neue Schüssel hereintragen, welche sie von den Köchen auch mit angemessenen Worten erbitten müssen. Die Braut wird aus dem väterlichen Hause mit weitläuftigen Ceremonien zum Bräutigam abgeführt. Sobald man nähmlich nach der kirchlichen Copulation in dem Hause der Braut gespeißt hat und vom Tische aufgestanden ist, bilden die Honoratioren unter den nähmlichen Gästen von der Zimmerthüre bis zur Hausthüre hinaus, oft bis an den Wagen, in welchem die Braut abgeführt werden soll, eine Linie. Hierauf bittet der Dollmetscher des Bräutigams um die Entlassung der Braut, welche einer von ihren Freunden bey der Hand faßt, und nachdem er eine angemessene Rede gehalten hat, mit sich im Kreise herumdreht und seinem Dollmetscher übergiebt, welcher nach langen Glückwünschungen sie dem zunächst stehenden und diese wieder seinem Nachbar in der Ordnung überreicht, so daß die Braut, von allen mit der Hand gefaßt und im Kreise herumgedreht, endlich zur Hausthüre hinausgelangt und nun entweder auf den Wagen gesetzt oder zu Fuß zum Hause des Bräutigams geführt wird. Hier bilden dieselben Freunde eine ähnliche Linie, und die vom Wagen gehobene Braut wird von jedem in der Reihe bey der Hand ergriffen, im Kreise herumgedreht und so in das Innere des Hauses gebracht. Wenn die Gömörer bey der Hochzeit tanzen, und dieß geschieht nach dem Essen in einem fort, so suchen sie die Edelleute in deutschen, pohlnischen und andern Tänzen nachzuahmen, so gut es gehen will, doch lieben sie vorzüglich den ungarischen Tanz. Sie haben auch einige eigene Tänze. So ahmen sie die Hähne mit Musik und Tanz nach, und diesen Tanz nennen sie Kohutowy tanec. (Hahn-Tanz). Bald suchen sie im Tanz die Enten nachzuahmen, und dieß ist der Kacerowy tanec (Enten-Tanz) *). Bald drücken sie das Säen, Jäten, Einsammeln, Stoßen und Essen des Mohns durch Töne und Geberden im Tanze aus, und dieß nennen sie Makowy oder Stupkowy tanec (Mohn-Tanz). Bald nehmen sie eine Ruthe und schlagen einander damit wechselsweise, während sie nach der eigenen Melodie dieses Tanzes herumspringen. Sie nennen ihn Lopatkowy tanec **). Sie singen den Musikanten gewöhnlich die Tanzmelodien vor. Die Ehemänner tanzen am liebsten mit ihren Eheweibern. (Eine löbliche, nachahmungswürdige Sitte!) Endlich unterhalten sie sich bey der Hochzeit auch durch scherzhafte Gespräche, durch Räthselaufgeben, durch Ge-

*) Dieser Enetentanz ist auch in der Zips, und zwar unter dem Nahmen Katschur-Tanz (Entrich-Tanz) üblich.

**) Auch dieser Tanz ist in der Zips üblich. Nur nehmen die Zipser anstatt einer Ruthe eine Pritsche, und nennen den Tanz Lapattentanz oder Peitschentanz.

sang. Das Hochzeitmahl wird mit einem Hirsebrey beschlossen. Hierauf taxirt der Vorgesetzte der Hochzeit jeden der Gäste nach Maßgabe der Arbeiten, und die Gäste geben ihre Geldbeyträge.

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Erscheinung des Blitzes.

Aus Salzwedel wird gemeldet: Die Nacht vom 14. bis 15. Februar war für unsre Stadt fürchterlich. Am Tage vorher hatten wir einen heitern Himmel aber gegen Abend ward er umwölkt; es erhob sich ein gewaltiger Sturm, der anfangs mit starkem Regen und späterhin mit vielem Schnee begleitet war. Plötzlich wurden wir Nachts halb 3 Uhr durch einen fürchterlichen Donnerschlag aus dem Schlafe geweckt. Eine große Feuermasse war auf die Stadt herniedergefallen. Alles eilte zu den Löschanstalten. Nach 10 Minuten erfolgte ein ähnlicher Schlag; der Blitz fuhr in den hohen Thurm der Marienkirche, und Feuerfunken stiegen aus dem Knopf desselben hervor. Die Sturmglocken ertönten, aber die Funken wurden nicht mehr wahrgenommen. Ein muthiger junger Mann klimmte, die eigene Gefahr verachtend, unter dem Toben des Windes bis zur Spitze des Thurms, konnte jedoch nichts entdecken. Der Herr Maire stellte darauf 3 Männer zur Wache in den Thurm, und alle Bewohner, die Sprützenleute ausgenommen, kehrten, doch nicht ohne Furcht, in ihre Wohnung zurück. Nach einer Stunde erfolgte ein dritter entsetzlicher Schlag. Der Blitz fuhr abermals in den Thurm, traf zwey der Wächter, warf sie zu Boden, und fügte ihnen eine geringe Beschädigung am Arm zu; der dritte, welcher höher als die übrigen stand, blieb unverletzt. Auch dießmal stiegen Funken knisternd aus dem Thurm empor, und eine gewaltige Feuermasse ergoß sich über die Kirche und mehrere benachbarte Häuser; die Sturmglocken ertönten von Neuem. Voll Entsetzens eilte jeder, der Pflicht gemäß, nach dem ihm angewiesenen Posten; aber auch dießmal verschwanden die Funken, und keine Spur des Blitzes ward gefunden. Kaum waren alle in Bewegung, als ein dritter Schlag die nämliche Stelle traf, aber auch den nämlichen Erfolg hatte. Ueberhaupt wurden 5 Schläge gehört. Sie waren sehr heftig, aber mehr einem starken Kanonenfeuer als einem rollenden Donner ähnlich. Das Feuer fiel in Massen vom Himmel, und schien ganze Theile der Stadt zu bedecken. Kein Bewohner hatte je etwas ähnliches gesehen, keiner eine so entsetzliche Nacht erlebt. Hätte der Blitz den Thurm entzündet, so wäre höchst wahrscheinlich der größte Theil der Stadt verlohren gewesen, denn der Sturm trieb die Funken von Südwesten gerade über die Stadt hin. Es wäre umsonst das Schrecken und die Angst der Bewohner zu schildern, aber eben so wenig vermag es die Feder, die Gefühle der Dankbarkeit auszudrücken, welche alle Geretteten durchdrangen. Die beyden vom Blitz getroffenen Mitbürger sind außer Gefahr. Man hielt es für Pflicht, ein so seltenes und so furchtbares Naturereigniß bekannt zu machen, weil es dem Forscher Stoff genug zum Nachdenken giebt. (Eine ähnliche Erscheinung findet man im Verk. vom Jahr 1807 S. 243. und 244., sie ereignete sich am 13. July in Berlin und wurde von Hrn. Bendavid beobachtet.)

Verschiedenes.

Am 3. Febr. gegen $7\frac{1}{2}$ Uhr verspürte man in Macerata einen Erdstoß, welcher 5 oder 4 Sekunden dauerte. Am folgenden Tage empfand man 2 andere, weniger heftige, die so wie der erstere keinen Schaden anrichteten. In der Nacht vom 11. verspürte man 2 neue Erdstöße, einen um 3, den andern um 4 Uhr Morgens. Der Barometer blieb ziemlich hoch und veränderte sich nicht. Alle diese Erdstöße, deren Richtung von Nordwesten herkam, wurden zu San Severino etwas stärker empfunden.

Linz am 12. Febr. Am 1. Vormittags, $\frac{1}{4}$ auf 10 Uhr, wurde auf dem Salzkammergute Ischl eine nicht ganz unbedeutende Erderschütterung verspürt. Fenster, Gläser, und dergleichen Geschirre klirrten, einige Hausglocken läuteten, und mehrere schwerere Geräthschaften geriethen in Bewegung. In Aussee stürzten einige Schornsteine ein, und das Verpflegshaus zu Wildenstein erhielt eine große Spalte.

Der

Verkündiger.

51. Stück. Mittwoche. Am 11. März 1812.

Sitten der Gömörer, in Oberungarn.

(Beschluß.)

In der Hauswirthschaft haben die Gömörer auch eigene Gewohnheiten und Vorurtheile. Noch jetzt glauben einige, daß böse Menschen durch Beschwörungen und Zaubereyen dem Vieh schaden und den Kühen die Milch nehmen können. Auch sucht man durch abergläubische Mittel einem eingebildeten Nachtheil zu begegnen. An dem Tage, an welchem die Kuh kälbert, leihen einige nicht leicht ein Hausgeräth weg. Sonst pflegte man häufig an gewissen Tagen und Festen dem Vieh Knoblauch, Zwiebel, Mohn und andere Hülsenfrüchte gegen die Bezauberungen durch die Hexen zu geben, um mit denselben Mitteln das Vieh, wenn es zuerst auf die Weide getrieben wurde, gegen Bezauberungen zu verwahren. Auch übergaben die Gömörer beym Viehverkauf aus Aberglauben das Vieh dem Käufer mit der linken Hand, und nahmen das Kaufgeld nicht mit der Hand, sondern ließen es sich auf den zusammen gebogenen Ellenbogen legen. Man glaubte ehemals allgemein, daß die Bienen räuberisch würden, wenn man sie im Frühling zum erstenmal aus dem Bienenstock durch eine an der Oeffnung des Bienenstocks angebrachte Wolfskehle herauslieſse, und daß die Bienen stärker würden, wenn das Flugloch mit Bärenfett beschmiert wird. Man war sonst der Meinung, daß das Hausgeflügel die Eyer am sorgfältigsten ausbrüte, wenn die Hausmutter zu Weihnachten auf einem Mörser lange sitzt. Die Menge der Milch und Butter suchen einige durch zerstoßene Kräuter und fette Wurzeln, die sie den Kühen mit Salz eingeben, zu vermehren. Den Ackerknecht pflegte sonst die Magd, wenn er zum erstenmal mit dem Pflug aufs Feld gieng und Abends zurückkehrte, mit Wasser zu begießen. Nach vollendeter Ernte flechten die Schnitter aus den schönsten Weitzenähren einen Kranz, hängen ihn auf eine Stange, und tragen ihn unter Gesang in das Haus des Eigenthümers der Aecker *).

Die Krankheiten wurden sonst sehr häufig von unnatürlichen Ursachen abgeleitet; dieß geschieht zwar jetzt seltener, aber doch fehlt es nicht an solchen, die ihre Kranken vom bösen Geiste besessen glauben, und nur von den Popen des griechischen Ritus Heilung erwarten. Noch hat der Aberglaube nicht aufgehört, daß der Anblick anderer, Krankheiten erregen könne. Die Hausmittel des gemeinen Volks bestehen meistens in Kräutern, wenige sind aus dem Thierreiche. Durch die Wurzel der Belladonna (welche die Magyaren Nadragulya nennen) suchen sie Gicht und Rheumatismen zu vertreiben, indem sie diese theils zu Bädern brauchen, theils im Getränk eingeben. Im letzten Fall erregt sie gewöhnlich (denn sie ist giftig) eine temporäre Raserey, deren Ursache sie aber aus Aberglau-

*) Dieser artige Gebrauch ist mit einigen Modifikationen in der Zips üblich. Man wählt unter den Schnitterinnen eine sogenannte Erntebraut, ziehr sie festlich au, und setzt ihr einen aus Weitzen- oder Kornähren und untermischten Cyanen (blauen Kornblumen) geflochtenen mit schönen Bändern umwundenen Kranz auf. Diese Erntebraut wird von den Schnittern und Schnitterinnen unter dem Gesang eines Ernte-Dankliedes in das Haus des Eigenthümers der Aecker geführt und von diesem beschenkt. Alle Begleiter der Erntebraut bekommen sammt ihr Bier in Menge zu trinken, und der Erntekranz wird aufbewahrt.

den gewöhnlich von denjenigen, welche die Wurzel ausgruben, ableiten. Dem Kraut Carlina acaulis oder Eberwurz, schreiben die Slaven ausserordentliche medicinische Kräfte zu und nennen es deswegen Diwjasel d. i. Wunderkraut. Zur Heilung der Wunden bedienen sie sich der Blätter verschiedener Bäume und Sträucher, z. B. Birke, Erle, Weide, des Hollunders und einiger Kräuter, z. B. des Wegbreits u. s. w. Die intermittirenden Fieber curiren sie seltener durch Purgiermittel und Hunger, häufiger und zwar meist glücklich durch stärkende Mittel, als Wermuth, Centaurea, meistens aber durch Wein und Branntwein, in welchen man Ingber und Pfeffer gethan hat, und welchen man den Kranken vor dem Paroxismus austrinken läßt. Das Abweichen und die Dyssenterie stillen sie theils durch denselben Trank, theils durch scharfen Essig, am liebsten aber durch rothen Wein, in welchen man Gewürz hineinthut. In der Epilepsie oder fallenden Sucht und in der chronischen Gicht glaubt man sich durch Knochen und Blut von Thieren, selbst von Menschen, besonders wenn sie nicht eines natürlichen Todes starben, zu helfen, und holt im Nothfall diese abergläubischen Mittel von den Scharfrichtern. Das gemeine Volk bedient sich nicht gern der Hülfe der Aerzte, und geht zu den Wundärzten bloß, um sich zur Ader zu lassen.

Wenn die Krankheit tödtlich ist und die Hoffnung des Lebens verschwunden zu seyn scheint, legen sie den Kranken auf die Erde, und zwar so, daß er mitten zwischen den Säulen zu liegen kommt, welche die Decke des Zimmers halten. Dadurch glauben sie ihm den Tod zu erleichtern *). Den Todten waschen die Weiber ab und ziehen ihn an nach seinen Vermögensumständen und dann legen sie ihn auf ein Bret. Das Stroh, auf welchem der Todte lag, verbrennen sie entweder, oder werfen es ins Wasser oder an Orte, die nicht besucht werden. Wenn sich das Gerücht von dem Tode verbreitet hat, lauft das weibliche Geschlecht herbey, um den Todten zu sehen, und die Leidtragenden klagen, was die Slaven Narjekat oder Wykladat nennen. Die Leichen werden bald mit mehreren bald mit wenigeren Ceremonien zum Grabe getragen. Die Begräbnißplätze sind bey den Slaven und Deutschen mit einer Mauer oder einem Zaun umgeben, bey den Magyaren aber offen. Die Katholiken setzen an der Seite des Kopfs des Begrabenen ein Kreutz, die Reformirten eine Säule, und pflegen das Grab zu bezeichnen. Die wohlhabenden Evangelischen von der augsburgischen Confession lassen manchmal das Grab von aussen ganz mit Bretern bedecken. Ehemals warfen die Abergläubischen Sägen in die Gräber, wodurch sie das Herumwandeln des Todten zu verhindern glaubten; diesen Aberglauben von der Herumwandlung der Todten hegen noch heut zu Tage die Anwohner des Grans. Das Leichenbegängniß wird mit einem frugalen Leichenschmauß geschlossen. Unter den Armen ziehen bloß die Weiber Trauerkleider an.

Die Lokalobrigkeiten in den Marktflecken und Dörfern werden von den Einwohnern selbst, gemeiniglich unter der Leitung der Grundherrn, erwählt, dem Richter wird ein Vice-Richter unter dem Nahmen Vormund als College beygesellt; auf diese folgen die Geschwornen, von welchen einer der Notar ist. Gewöhnlich versehen diesen Dienst die Schulmeister. Zu den Versammlungen des Magistrats dienen in den Marktflecken eigene öffentliche Gebäude, in den Dörfern die Wohnungen der Richter. Jede Woche kommt die Lokalobrigkeit wenigstens einmal zusammen. Was den Hausvätern kund zu thun ist, wird auf Papier geschrieben, an ein sichelförmiges Holz, welches deswegen von den Slaven Kosyba genannt wird, angemacht, und von Haus zu Haus getragen. Vor dem Hause des Richters sind Delinquenten-Blöcke, die so eingerichtet sind, daß nach Beschaffenheit des Vergehens der Delinquent entweder mit den Händen oder mit den Füßen oder mit den Hals angeschlossen wird. In der ganzen Gömörer-Gespannschaft sind Nachtwächter. Diese werden in den Csetneker Distrikt, in den Marktflecken und Dörfern, auf gemeine Kosten unterhalten. Dieß geschieht in den Marktflecken der übrigen Distrikte auch, aber in den Dörfern müssen die Bauern hinter einander die Dienste eines Nachtwächters versehen. Die Rosenauer haben eine durch milde Beyträge errichtete Armenkasse. Nach den Josephinischen Verordnungen sollten auch die die übrigen Ortschaften solche Armenkassen errichten, und jeder Ort seine Arme unterhalten: allein man unterließ es und das leidige Betteln dauert fort.

*) Ein schädlicher Aberglaube, der Rüge und Ahndung verdient!

Leben

Leben eines Räubers.

In der schon im Verkündiger 1812 Nro. 1. erwähnten:

Aktenmäßigen Geschichte der Räuberbanden an den Ufern des Mains ꝛc. ꝛc. von Hrn. Stadtdirektor Pfister in Heidelberg ꝛc. ꝛc. befindet sich folgende interessante Biographie eines Räubers, welche zeigt, wie viel in unsern bürgerlichen Verhältnissen noch liegt, was Menschen von geringer oder gar keiner Kultur fast nothwendig bestimmen kann, das Räuberleben zu erwählen.

Georg Philipp Lang, vulgo Hölzerlips, ist etliche und dreyßig Jahre alt, vor Roth am Berg im Nassauischen gebürtig, und der Sohn herumziehender, übrigens aber keiner Verbrechen bezüchtigter Eltern. Seine Erziehung wurde in jeder Hinsicht vernachläßigt. Er trieb sich lange mit seinem Vater herum, bis er endlich sich mit einer Weibsperson verband, und, wie er behauptet, förmlich trauen ließ. Um für diese und seine künftige Familie eine Subsistenz zu begründen, fieng er einen Handel mit hölzernen Waaren an, und trieb denselben geraume Zeit. In Bergen wurde er aber, wie er behauptet, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, wegen Landstreicherey verhaftet, und saß dort geraume Zeit. Diese seine Abwesenheit benützte ein gewisser Heinrich Pfeiffer, um eine vertraute Bekanntschaft mit seiner Frau anzuknüpfen. Es gelang ihm und er hatte sie beständig als seine Concubine bey sich. Hölzerlips erfuhr dies in seinem Arreste zu Bergen und schnaubte Rache. Seine Loslassung erfolgte, und sein erstes Geschäfte war nun die Aufsuchung seiner Frau. Er fand sie noch am nämlichen Abend, und den Pfeiffer und seine zwey eigenen Kinder bey ihr. Noch ehe er seine Vorwürfe begann, schilderte sie ihm die Freundschaft mit welcher Pfeiffer sich ihren und seiner Kinder angenommen, sie gegen Hunger und Mangel geschützt, und aller Orten für sie gesorgt habe, mit so lebhaften Farben, daß der Zorn des Hölzerlips schon in seinem Ausbruche gemindert wurde. Zwar begann er seine Vorwürfe, aber wie leicht waren diese widerlegt! Alles war Verläumdung boshafter Menschen, welche ihm sein Unglück gegönnt, und gerne gesehen hätten, daß auch sie mit ihren armen Kindern zu Grunde gegangen wäre, und die nun, da dieses nicht erfolgt sey, sie durch ihn selbst verderben wollten. Hölzerlips hatte keine Beweiße, seine Frau fuhr fort, ihn durch die heiligsten Versicherungen ihrer Treue zu beschwichtigen, erzählte ihm ihre Theilnahme an seinen Leiden, ihren tiefen Kummer und ihre Trostlosigkeit; ließ sich seine Leiden erzählen, und um ihn schnell dafür zu entschädigen, und sie leichter vergessen zu machen, Branntwein holen. Hölzerlips, welcher dieses Getränke bis zum Unsinn liebte, that den Versöhnungstrunk. Der Groll war vergessen, es wurde des köstlichen Trankes mehr und immer mehr gebracht, bis Hölzerlips berauscht auf sein Lager nieder und in den tiefsten Schlaf sank, aus welchem er erst spät am folgenden Morgen erwachte, um sich mit seinen zwey Kindern allein, von seiner Frau und Pfeiffer verlassen zu sehen. Hölzerlips war nun wirklich in der erbärmlichsten Lage, und einzig diese, so behauptet er, zwang ihm, sich dem Räuberleben zu widmen, weil er sich ferner mit seinen zwey Kindern ehrlich nicht fortbringen konnte. In der Folge legte er sich eine Beyschläferinn zu, und als diese später mit seinen zwey Kindern nach Darmstadt in Arrest gekommen war, verband er sich mit einer andern.

Dieser Hölzerlips ist trotz allem Mangel an Erziehung kein unfähiger Kopf. Er ist der stärkste unter allen in Heidelberg verhafteten Räubern, und zugleich der grausamste und boshafteste. Er kann seinen Zorn, wenn er ausbricht, nicht dämpfen; er beträgt sich im Kreise der übrigen stets mit ausgezeichneter Superiorität, und wenn er gleich läugnet, bey diesem oder jenem Raube der anerkannte Anführer gewesen zu seyn, so zeigen doch immer die Umstände, daß er es wirklich gewesen war; so wie die Art, womit die übrigen seine Anmassung ertragen, beweist, daß sie schon daran gewöhnt sind, von ihm also behandelt zu werden. F.

Nachtrag zu den 1811 in mehreren Städten Gebornen, Gestorbenen und Copulirten.

	Geb.	Gest.	Copul.
Basel, Stadt	409	433	

unter den Gebornen waren in der Stadt 201 Knaben und 208 Mädchen, auf dem Lande 190 Knaben,

ten, 454 Mädchen; unter den Todten befanden sich 8 Verunglückte; 38 Kinder die an den natürlichen Poken starben (da wo sie inokulirt wurden, starb keines.)

Basel, Canton	1353	1190	403
Caen	999	951	235
Christiana	177	190	86

unter den Gebornen waren 22 uneheliche. Von 2856 Kranken, die 1811 in das prächtige Friedrichs-Hospital aufgenommen wurden, sind 227 geheilt und 246 gestorben; 340 sind im Hospital geblieben.

Heidelberg	544	384	83
Kassel	1019	789	270
Leipzig	1374	1571	244
Nancy	1416	763	
Paris	12187	10696	
Schafhausen	194	165	

unter den Gebornen waren 102 männlichen und 92 weiblichen Geschlechts. Der Ueberschuß von 347 Gebornen im ganzen Canton scheint hauptsächlich daher zu rühren, daß im Laufe des letzten Jahres durchaus keine epidemische Krankheit geherrscht hat, und auch kein einziges Kind vermittelst der wohlthätigen Einimpfung der Schutzpocken an den natürlichen Blattern gestorben war.

Kalender für Blinde.

In Wien ist auf Veranlassung des Direktors des Blinden-Institutes, Wilhelm Klein, ein Kalender für Nichtsehende gedruckt worden, welcher als ein erfreulicher, zweckmäßiger Beytrag zur Erleichterung des Schicksals der Blinden, anzusehen ist. Damit dieser Kalender nicht alle Jahre neu gedruckt und angeschafft werden darf, hat derselbe eine solche Einrichtung erhalten, daß er auch für jedes folgende Jahr gebraucht werden kann. Es sind nähmlich die Sonntage und die beweglichen Feyertage mit erhabener Schrift besonders gedruckt, und werden, so wie die Mondesveränderungen bey den Monaths-Tagen, wo sie jedes Mahl hintreffen, eingeheftet. Bey jedem folgenden Jahre kann diese Veränderung ohne viele Mühe vorgenommen werden und auf diese Art ist dieser Kalender gleichsam immerwährend. Aber außer dem Nutzen und Vergnügen, welchen der Gebrauch dieses Kalenders jedem schon etwas gebildeten Blinden verschaffen muß, kann derselbe auch ein sehr schickliches Mittel abgeben, diejenigen Blinden, welche bisher keine Gelegenheit hatten, sich erhabener Schrift zu bedienen, mit der Figur der Buchstaben bekannt zu machen und sie Lesen und Schreiben zu lehren. Es giebt dieß eine sehr gute Gelegenheit zur angenehmen, nützlichen Beschäftigung und Zeitverkürzung für den Blinden, welcher so manchen andern Lebensgenuß entbehrt, und welchem daher ein Hülfsmittel doppelt willkommen seyn muß, welches den ihm fehlenden wichtigen Sinn in einem Falle ersetzet, der so oft, wie der Gebrauch des Kalenders, vorkommt.

Verschiedenes.

Brand-Assecuranz in Neuenburg. Die Regierung von Neuenburg hat die erste Rechnung über die neu errichtete Brand-Assekuranz-Anstalt drucken und bekannt machen lassen. Folgendes ist das Wesentlichste: Alle Assekuranzen sind freywillig. Die Regierung beschränkte sich bloß ein, um die Vorsteher zur Schätzung der Gebäude in den Gemeinden zu ernennen. Im Jahr 1810 wurden 4996 Gebäude für 18,354,400 Livre, und 1811, 1361 Gebäude mit 2,782,900 Liv. einregistrirt. Zusammen 6297 geschätzt zu Liv. 21,137,300 und diese assekurirt für 15,536,300. Der Liv. oder Frank zu 10 Batzen. Die Unkosten für 1810 und 1811 beliefen sich auf Liv. 5538, 19 S. 6 D., welche durch eine Auflage von 1/2 vom Tausend auf alle Gebäude unter 20,000 und von 10 Frk. von jedem über gedachtem Werthe erhoben wurden. Diese Auflage gab sogar einen Ueberschuß von Liv. 3034. 16 S. — Es fielen im Jahr 1811, 11 Feuersbrünste vor; 6 Häuser verbrannten ganz und 2 wurden stark beschädigt an einem Tag in der Gemeinde Verrieres. — Der zu bezahlende Schaden-Ersatz beläuft sich auf Liv 7886, 14 S. und wird durch eine Auflage von 1/2 von Tausend von den assekurirten Häusern getilget, so daß noch ein Ueberschuß von Liv. 2911, 19 S. aufs künftige Jahr zurück bleibt.

Der

Verkündiger.

52. Stück. Freytag. Am 13. März 1812.

Neueste Nachrichten von der Insel Sumatra.

Sumatra ist eine der größern und die westlichste der sundischen Inseln. Sie liegt gerade unter dem Aequator, der sie auch in zwey gleiche Theile theilt. Im Jahr 1506 landeten auf ihr zuerst die Portugiesen, und besetzten die Insel, wurden aber 1599 von den Holländern verdrängt. Im Jahr 1684 nahmen sie die Engländer, bauten das Fort Malbarough bey ihrer Factorey Benkulen, die sich alsdann zu einer eignen Präsidentschaft erhob. Hier nehmen wir einiges aus einem englischen Werke (The History of Sumatra etc.) von W. Marsden, welches vergangenes Jahr zu London neu herauskam, schon drey Auflagen erlebt hat, auch ins französische übersetzt worden ist.

Gewöhnlich theilt man die Einwohner der Insel Sumatra in zwey Classen, in die Muhamedaner der Küste, und die Heiden des innern Landes. Diese Eintheilung reicht aber nicht hin. Man muß das Kaiserthum von Menangkabau, die Malais, die Achinesen, die Battas, die Rejangs und die Lampongs unterscheiden. Jedes dieser Völker giebt einen Gegenstand zu verschiedenen Betrachtungen; doch beschreibt Hr. W. Marsden mit der größten Sorge die Rejangs, nicht weil sie viele politische Wichtigkeit haben, sondern weil ihre Gewohnheiten ihm am deutlichsten die der eigentlichen Eingebornen vorzustellen schienen.

Sie sind ein wenig über die mittlere Gestalt, wohl gebaut, und von anmuthigen Formen; doch haben die Weiber die Gewohnheit angenommen, die Nasen ihrer Kinder in dem Augenblick ihrer Geburt abzuplatten, und ihnen die Hirnschale während sie noch weich ist, zusammen zu drücken; ohne daß man einen andern Grund angeben kann, als den Preis den sie auf diese übereinkommene Schönheit setzen. (Der Kapitain Cook fand eine ähnliche Gewohnheit auf der Insel Ulietea.) Auch tragen die Mütter Sorge die Ohren ihrer Kinder auszuziehen, damit sie sich weit von dem Kopf entfernen. Die Rejangs haben schwarze Augen, welche denen der Chineser gleichen, starke, schwarze glänzende Haare, welches zum Theil den Cocosöl zugeschrieben werden kann, mit welchem sie beständig getränkt sind. Die Weiber tragen sie ganz lang, so daß sie bisweilen bis auf die Erde hinabreichen; die Männer schneiden sie aber oft sehr kurz ab. Diese haben keinen Bart, und daher könnte man, wenn man nicht einen kleinen Büschel auf den Kinn ihrer Priester erblickte, glauben, die Natur habe ihnen dieses unterscheidende Zeichen ihres Geschlechts verweigert. Aber sie zerstören ihn sorgfältig mit lebendigem Kalk, (chinam) und reißen alle Härchen die nach dieser Operation noch hervorkeimen, aus. Sie haben ein gelbes Teint, das, besonders bey den obern Kasten, weniger dunkel, als das von einem Europäer und einer Indianerin geborenen ist. Die vornehmen Personen lassen ihre Nägel, besonders die des kleinen Fingers und die des Zeigfingers bis zu einer ausserordentlichen Größe wachsen. Sie färben sie zuweilen roth mit dem Saft eines Inei genannten Strauchs, der das Henna der Araber ist. Mit diesem färben sie auch ihre Fußnägel, die, da sie immer bloß sind, nicht weniger sorgfältig als die der Hände behandelt werden.

Die Einwohner der Berge sind in der ganzen Insel den Kröpfen unterworfen, und haben eben so große

große wie die von Wallis und einigen andern gebürgigen Gegenden Europens. Der Stoff den die Einwohner der Insel Sumatra zu ihren Kleidern nehmen ist dem der Einwohner der Inseln im Südmeer ähnlich. Er besteht aus der Rinde eines Baumes, die so lange geschlagen wird, bis sie die nöthige Feinheit hat; jedoch gleicht dieser Stoff, wie man ihn zu Sumatra fabricirt, mehr einem Leder, oder einer feinen Haut, dahingegen der in Otaheita, dem Papier ähnlich ist.

Beyde Geschlechter haben die bizarre Gewohnheit, sich die Zähne zu feilen, und sie auf mehrere Arten zu entstellen, während die Natur sie ihnen schön und weiß gegeben hat, wozu ohne Zweifel die Einfachheit ihrer Nahrungsmittel viel beyträgt. Sie bedienen sich anstatt einer Feile, eines geschärften Steines, und derjenige an welchem diese Operation verrichtet wird, legt sich geduldig auf den Rücken. Mehrere, besonders die Weiber der Lampougs, haben die Zähne bis ans Zahnfleisch abgefeilt. Andere haben sie spitzig zugeschnitten; andere begnügen sich damit den äußern Theil und die Extremitäten der Zähne hinweg zu nehmen, damit sie die pechschwarze Farbe mit welcher sie fast allgemein geziert werden, besser annehmen, und zurückhalten. Dieses Schwarz ist das empyreumatische Oel des Cocos, das aus der Rinde, mit welcher die Frucht umgeben ist, gemacht wird. Wenn diese Farbe nicht auf den Zahn angewendet ist, so verändert die Feile, indem sie das Email wegnimmt, die Weisse nicht; aber durch den Gebrauch des Betels schwärzt sie sich unfehlbar. Männer von Rang bekleiden oft ihre untern Zähne mit einem Goldstreifen, der, indem er mit dem schwarzen contrastirt, viel Glanz verbreitet. Bisweilen ist der Streifen nach der Gestalt der Zähne eingebeugt, bisweilen ist er im Ganzen. Die, welche diesen Schmuck tragen, behalten ihn beym Essen und Schlafen.

Im Alter von acht oder neun Jahren durchsticht man den Mädchen die Ohren, und feilt ihnen die Zähne; dieß sind zwey Operationen die nothwendig der Heirath vorhergehen müssen.

Da diese Völker das Feuer nur in gewissen Augenblicken, und bloß zum kochen ihrer Speisen brauchen, so haben sie in ihren Häusern keine Aufbewahrungsorte für dasselbe. Sie haben keine Rauchfänge, und errichten allemal innen oder außen eine Art Feuerheerde. Sie bringen mit Steinen und Feuerstahl Feuer hervor, sobald sie welches nöthig haben. Sie brennen immer Holz, und nie Steinkohlen, obgleich diese in dem Innern der Insel vorhanden sind. Der Gebrauch des Feuersteins und des Stahls, der unter ihnen sehr allgemein ist, ist gewiß fremden Ursprungs, denn den Feuerstein findet man nicht in ihrer Insel. Bisweilen machen sie auch Feuer, indem sie zwey Stücke Holz gegeneinander reiben; das eine ist trocken und porös, vorher glatt gemacht worden, und wird horizontal gehalten; das andere ist hart, auf eine stumpfe Spitze zugeschnitten und wird perpendikulair gegen das andere gesetzt. Diesen harten spitzigen Stock drehen sie mit ihren beyden Händen, so wie man Chokolade reibt, drücken aber mit einiger Kraft. Bald bildet sich in den zarten Holz ein Loch, und das harte dringt nicht weit vor, ohne daß das erstere Feuer fängt. Bisweilen macht man auf eine noch einfachere Art Feuer, indem man ein spitzgeschnittenes Stück Bambus auf einem andern reibt.

Der Bambus dient auch um Wasser zu tragen. Zu diesem Zweck schneidet man ihn in der Länge von fünf oder sechs Fuß, und trägt ihn so auf der Schulter. Man gebraucht als Trinkgefäß eine Frucht, welche Labu genannt wird; oben an derselben macht man eine Oeffnung, und unten eine andere, damit Luft hinein kann. Beym Trinken haben die Bewohner von Sumatra die Gewohnheit, das Gefäß in einiger Entfernung von Mund zu halten, und das Wasser ohne Bewegung in den Magen gehen zu lassen. Die Körbe machen einen wesentlichen Theil ihrer Möbeln aus; auch zeigt die Anzahl der an der Decke aufgehängten gewöhnlich den Reichthum ihres Besitzers an. In diese wird der geernitete Reis und Pfeffer niedergelegt, sey es zur Erhaltung, oder zum Transporte in die Verwahrungsorte; denn in dem Innern Theil der Insel, von den hier die Rede ist, gebraucht man keine Wagen noch anderes Fuhrwerk. Diese Körbe werden aus Bambuszweigen gemacht, und gewöhnlich von den Weibern getragen, welche sie auf den Rücken nehmen, und sie durch einen ledernen Riemen, der über die Stirn geht, befestigen.

Der Büffel wird gewöhnlich zum Ackerbau gebraucht. Das größte Vergnügen dieses Thieres ist, sich in einer schlammigen Pfütze zu wälzen, das es

Digitized by Google

gewöhnlich in der Regenzeit thut. Der Büffel genießt dieses Bad mit Freude, und gebraucht, wenn es nicht tief genug ist, daß er sich ganz darin wälzen kann, seine Hörner um Wasser und Schlamm auf seinen Rücken und seine Seiten zu werfen. Wahrscheinlich thut er es nicht blos um sich zu erfrischen, sondern sich eine Art Kuiraß zu machen, der ihn vor den Stichen der Bremen sichert, die ihn ohne Unterlaß plagen. Deswegen zünden auch die, welche Heerden Büffel haben, am Abend Feuer an, dessen Rauch diese Thiere verscheucht, und der Instinkt lehrt den Büffeln herbeyzukommen, und sich unter den Wind zu stellen. In Freyheitszustand leben sie in zahlreichen Heerden, jedoch bleiben auch einige allein, und diese sind sehr gefährlich. So wie der Truthahn haben sie eine Anthipatie gegen die rothe Farbe, deren Anblick sie reitzt und in Wuth bringt. Sie laufen sehr schnell, und bieten darin einem gewöhnlichen Pferd die Spitze. Greift man sie an, oder hören sie einen Lärm, so fliehen sie in einige Entfernung, kehren dann plötzlich um, und stellen sich mit einer erstaunungswürdigen Schnelligkeit und Regelmäßigkeit in Schlachtordnung, indem sie die Hörner zurück, und die Schnautze vorwärts halten. Werden sie verfolgt, oder scheint die Gefahr sich ihnen zu nähern oder drohender zu werden, so entfernen sie sich noch einmal, und rücken wieder so vor. Dieses Manövre, welches die Armeen nicht immer zu gebrauchen wissen, wird so lange von den Büffeln angewendet, bis sie einen Wald erreicht haben, der ihnen ein sicherer Zufluchtsort zu seyn scheint. Nach den Menschen ist der Tiger ihr furchtbarster Feind. Doch sind die Weibchen und Jungen, bloß sein sicherer Raub. Die männlichen Büffel halten den ersten Schlag des Tigers, der gewöhnlich der entscheidende ist, aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neanders Feuer-Rettungsapparat.

Kürzlich stellte Herr Hauptmann von Neander, mit einem von ihm ersonnenen Apparat zur Rettung aus Feuersgefahr zu Berlin, in Gegenwart mehrerer Zuschauer einen Versuch an. Von seiner im 47sten Stück des Verk. zu obigem Zweck vorgeschlageuen Idee, „an das im Innern brennende Haus eine 50 Fuß hohe Stange in schräger Richtung anzulehnen, an welcher die zu rettenden Personen und Sachen, in einem Korbe bis zur Erde herabgleiten sollten," ist Herr von Neander abgegangen. Statt dessen besteht sein Rettungswerkzeug, aus einem 6 Fuß langen und $2\frac{1}{2}$ Zoll starken Knebel, mit daran gebundenem Schiffskloben, innerhalb welchem ein 60 Ellen langes, einen halben Zoll starkes Thau läuft, und in einem hölzernen drey Fuß langen, zwey Fuß breiten und drittehalb Fuß hohen Kasten, dessen vier Wände, gleich dem Koben in welchem Hühner gemästet zu werden pflegen, blos aus Latten bestehn. Das Thau liegt in diesem Kasten, der, wenn der Knebel durch die Latten gesteckt wird, ganz füglich durch zwey Männer, die hinten und vorne anfassen, vom Spritzenhause nach der Brandstelle transportirt werden kann. Aus irgend einem Fenster der Hülfe bedürfenden Etage, lassen nun die Bewohner ein zu diesem Zweck bey sich aufbewahrtes 20 Ellen langes Stück Sackband herab, an dieses wird der Knebel nebst daran hängendem Tau angebunden, in das Fenster hereingezogen und alsdann der Knebel innerhalb quer über das Fenster gegen die Mauer gelegt, und nunmehro der Kasten, der an das untere Ende des in das Fenster gezogenen Taues befestigt ist, emporgehoben, welches, vermittelst der im Kloben vorhandenen Rolle, zwey Mann ohne Anstrengung verrichten können. Sobald der Kasten bis an die Brüstung des Fensters gelangt ist, steigen ein oder zwey Personen hinein, und der Kasten sinkt nun vermittelst der ihm anvertrauten Last von selbst zur Erde herab; damit dies nicht allzuschnell geschehe, lassen die zwey Arbeiter, welche ihn hinaufzogen, jetzt während seines Herabsinkens das Tau sanft gleiten, und ein dritter zieht eine an das Untertheil des Kastens befestigte Schwungleine gelinde an (damit der Kasten nicht an irgend eine am Hause vorhandene Hervorragung, z. B. an einer Fensterverdachung, anstoße und hängen bleibe). Vermittelst der hier angegebenen Werkzeuge und auf die eben beschriebene Weise, wurden nun am 4ten März Versuche angestellt, aus einem Fenster des vierten Stockwerkes der Kaserne Personen auf die Erde herab zu bringen. Dies ward in dem kurzen Zeitraume von nicht vollen drey Minuten, ohne große Anstrengung und sehr sicher bewerkstelligt

ligt. Bey dem erſten Verſuche ward ein ſtarker Mann herabgelaſſen, beym zweyten geſellte ſich zu dieſem, als der Rettungskaſten bey dem erſten Stockwerke vorbey ſank, aus dieſem letztern noch ein Gefährte, ſo daß ihrer zwey zur Erde herabkamen, bey dem dritten Verſuche lieſs ſich ein Sohn des Herrn Hauptmanns v. Meander, ein Knabe von 9 Jahren, furchtlos aus dem vierten Stockwerke (36 Fuß hoch) herunter und kam, wie ſeine Vorgänger, wohlbehalten zur Erde.

Aus dem Vorſtehenden iſt klar, daß dieſe Vorrichtung einfach, und ſehr leicht zu transportiren ſey. Nächſt dieſem hat ſie auch den Vorzug, ſehr wohlfeil zu ſeyn, denn, der Kaſten (49 Pfund ſchwer) koſtet drey Thaler, das Tau, nebſt der Leine am Kaſten und der Schwungleine (zuſammen 29 Pf. ſchwer) koſten ſechs Thaler und ſechszehn Groſchen, das Ganze, 78 und drey Viertel Pfund an Gewicht haltend, koſtet 9 Thaler und 16 Groſchen.

Ihre praktiſche Brauchbarkeit iſt durch die angeſtellten Verſuche, denen der Referent beygewohnt hat, durch den Augenſchein erwieſen. Wenn jeder Miether eines Stockwerkes 20 Ellen Sackband kauft, und dieſe, mehrerer Sicherheit wegen, in eine hohle hölzerne Kapſel ſteckt, (dergleichen man in Comptoren zu gebrauchen pflegt, um den innerhalb aufbewahrten Bindfaden bequem und vor allem Verwirren ſicher nach jedesmaligem Bedürfniß herauszuziehen) ſo hat er alles was er bedarf, um bey einer Feuersgefahr das Rettungsmittel, welches ihm von außen her bis unter ſein Fenſter gebracht wird, zu ſich heraufzuziehen, und vermittelſt deſſelben der Gefahr zu entgehen. Die Koſten, ſich 20 Ellen Sackband mit einer hölzernen Kapſel anzuſchaffen, können höchſtens 12 Groſchen betragen. An dem Meanderſchen Apparat laſſen ſich vielleicht noch manche kleine Verbeſſerungen anbringen, das Tau kann allenfalls mit dem von Hey hier bekannt gemachten feuerſichern Ueberzug vor der Flamme geſchützt, ſtatt des hölzernen Kaſtens ein leichterer, und doch hinlänglich dichter Korb gewählt werden und dergl. mehr. Genug in der Hauptſache iſt alles Erforderliche geleiſtet, und dieſe Erfindung iſt ſelbſt neben größern und koſtbarern ähnlichen immer noch nebenher anwendbar, auch kann ſie in kleinen Städten, wo auf Erſparung der Koſten beſonders geſehen werden muß, entſchiedenen Nutzen ſtiften.

Verſchiedenes.

In Schweden werden die Schlacken aus den Eiſenſchmelzöfen in Formen geleitet, wie die Formen der groſſen Ziegel- oder Backſteine ſind, und man erhält dadurch eine Art gebackener Steine zum Bauen. So lange ſie liegen, ſind ſie bröcklicht, wenn ſie aber einmal eingemauert worden, ſind ſie abnehmend dauerhaft, weil die Feuchtigkeit, welche dem Ziegelſteine ſchadet, ihrer glasartigen Beſchaffenheit wenig anhaben kann. Beſitzer von Schmelzöfen könnten durch Nachahmung dieſer Verfahrungsart mit geringen Koſten einen groſſen Vorrath von Backſteinen zum eigenen oder zu fremden Gebrauch bereiten. Auf einigen Eiſenwerken, namentlich in der Oberlauſitz, iſt auch dieſer Verſuch bereits mit glücklichem Erfolge gemacht worden.

— —

Nachrichten aus London ſagen: Mit wahrem Vergnügen melden wir, daß glaubhafte Reiſende äuſſerten, man habe noch Hoffnung wegen des Schickſals des berühmten Reiſenden Mungo Park.

— —

Bey der franzöſiſchen Armee befinden ſich 14 Marſchälle, 10 Inſpektoren und Generalobriſten, 165 Diviſionsgenerale, 324 Brigadegenerale ꝛc. Gedachte Armee zählt 130 Linien-Infanterieregimenter, 28 Regimenter leichte Infanterie, und 94 Kavallerieregimenter, nemlich 2 Karabiniers-, 14 Küraſſiers-, 30 Dragoner-, 27 Chaſſeurs- und 21 Huſarenregimenter. Dagegen kommen noch 9 Artillerieregimenter zu Fuß, und 6 Regimenter reitende Artillerie, 27 Bataillons vom Artillerietrain ꝛc.

— —

Reiſende, die von der Küſte von Albanien kommen, berichten, daß man bey Menſchengedenken keine Kälte empfunden habe, die mit der gegenwärtig in Albanien und Morea herrſchenden zu vergleichen wäre.

— —

In Bern wollen in der Nacht vom 22. auf den 23. Febr. bey dem heftigen Sturm, der auch den 23. des Morgens fortdauerte, einige Perſonen Erdſtöße verſpürt haben. Auch hielten in der nämlichen Nacht die Krähen ein abſcheuliches Geſchrey. — Es iſt bekannt: daß mehrere Thierarten vor und während einem Erdbeben, eigene Empfindungen haben und äuſſern.

Der

Verkündiger.

53. Stück. Sonnabend. Am 14. März 1812.

Sehr wichtige Entdeckung, Zucker aus Stärke zu bereiten.

Schon im vorigen Jahre, und im Jan. 2. Stk. des Verkündigers dieses Jahrs, haben wir die Entdeckung Kirchhofs in Petersburg mitgetheilt, aus allen Getreidearten und aus Kartoffeln Zucker zu bereiten.

Diese Entdeckung ward aber so vielen andern beygezählt. An sich nämlich, war es nichts Neues, daß alle Getreidearten Zucker enthielten, aber nicht in der Quantität, daß er mit großem Vortheil daraus bereitet werden könnte. Es zeigt sich nun aber dieser Gegenstand von einer weit vortheilhaftern Seite, und bey dem entdeckten Verfahren eine eigentliche Verwandlung des Bestandtheils des Mehls in Zucker vorzugehen.

Wenn man das Mehl des Getreides oder der Kartoffeln vom Kleber befreyet, so bleibt bekanntlich die Stärke oder das Satzmehl zurück. Hundert Pfund dieser Stärke kochte Herr Kirchhof mit einem Theil concentrirter Schwefelsäure (Vitriolöl) und 400 Theilen Wasser 36 Stunden lang. Die Schwefelsäure wird mit der Hälfte des Wassers vermischt und ins Kochen gebracht; alsdann wird die Stärke mit der andern Hälfte des Wassers kalt zerrieben, und, nöthigenfalls durch ein Haarsieb gegossen, nach und nach hinzugesetzt, und die kochende Mischung die ersten Paar Stunden gut umgerührt. Während des Kochens muß immer das weggekochte Wasser wieder ersetzt werden, daß dieselbe Menge Flüssigkeit bleibt. Man kann auch das Kochen unterbrechen, und von neuem wieder anfangen. Hat die Mischung 36 Stunden gekocht, so werden ungefähr 10 Pfund gut ausgeglühtes Kohlenpulver hinzugesetzt, und damit noch eine kleine Zeit aufgewallt. Nachdem wird etwa ein Theil, oder so viel als genug ist, gemahlene Kreide, oder noch besser fein gepulverter weißer Marmor, hinzugerührt, damit alle Schwefelsäure (welche sich nun mit der Kreide oder dem Marmor zu Gips verbindet, der in der dicken Flüssigkeit nicht aufgelöst bleibt, sondern zu Boden fällt) weggenommen werde, welches man durch den Geschmack, und noch besser durch blaues Lackmus-Papier, welches durch noch vorhandene Säure geröthet wird, erkennen kann. Hierauf wird die Flüssigkeit durch Flanell geseihet, und gelinde bis zur Syrupsdicke, oder ferner bis zur festen Masse abgedampft. Will man den Syrup oder die feste Masse noch weißer haben, als sie jetzt erscheint, so kann man dies durch ferneres Kochen mit Kohlenpulver, Durchseihen und gelindes Abdampfen bewirken.

Herr Schrader in Berlin stellt über diesen wichtigen Gegenstand Versuche an, und giebt folgende Nachricht davon:

Wenn man nach obiger Angabe arbeitet, ohne den erhaltenen Syrup noch ferner durch Kohlenpulver und ferneres Auflösen und Eindicken weißer zu machen, so erhält man einen mehr oder weniger weingelben oder dunkleren klaren Syrup von ziemlich süßem Geschmack, der nichts von der Widrigkeit eines Honigs oder des gemeinen braunen Zucker-Syrups hat, und dieser Syrup gerinnt nach einigen Tagen zu einer festen mehr oder wenig weißgrauen oder bräunlichgelben Masse, die oft auch einige Krystallisation zeigt, und die man als Kochzucker gebrauchen kann, ob sie gleich nicht die volle Süßigkeit des Kochzuckers hat, daher man mehr zur Versüßung anwenden muß.

Nach Kirchhofs Angabe soll ein kupferner, gut verzinnter Kessel angewandt werden. Ich nahm daher einen neu und gut verzinnten Kessel, fand aber, daß mein Syrup einen kleinen fremden Nachgeschmack hatte, und bey der chemischen Prüfung fand sich, daß derselbe von einem kleinen Zinngehalte herrührte. Ich verließ daher

daher das Kochen in Zinn und arbeitete mit einem gläsernen, mit Drath beflochtenen und stark mit einer Thonmasse beschlagenen Kolben, um das Zinn zu vermeiden. Wenn man mehr Schwefelsäure anwendet, so kann man die Dauer des Kochens abkürzen. Mit 10 Theilen Schwefelsäure darf man nur 6 Stunden, mit 5 Theilen etwa 9 Stunden und mit 2 Theilen 12 Stunden kochen. Letzteres scheint mir das Zweckmäßigste zu seyn. Ich habe des Versuchs wegen auch mit 25 bis zu 50 Theilen Schwefelsäure gekocht, erreichte meinen Zweck in 4½ Stunden, und erhielt im letzteren Falle ein noch süßeres Produkt. Man kann also annehmen, daß die Süßigkeit bey einer großen Menge der Schwefelsäure noch zunehmen, und bey etwas vermehrter Schwefelsäure schon das Kochen abgekürzt werden kann. Nur muß die Abkürzung nicht zu weit getrieben werden, da die Verwandlung der Stärke in Zucker nur im Kochen hiebey bewirkt wird.

Mein Syrup war immer mehr oder weniger gelblich oder gelblich-braun, und hatte neben seiner Süße noch einen zwar nicht unangenehmen, doch schwach bitterlich scheinenden, dem gebrannten Zucker etwas ähnlichen Geschmack. Er gerann nach einigen Tagen von selbst zu einer festen Masse, welche schon heller von Farbe erschien und durch völliges gelindes Austrocknen noch heller, bis zum graulich-weißen, wurde und gepulvert werden konnte, wobey noch der sechste Theil am Gewicht verloren gieng.

Nach Kirchhofs Angabe wurden von seinem Zucker 2 1/2 Theile gebraucht, um eben so viel Süßigkeit als ein Theil Rohrzucker hervorzubringen, und ich muß diesem auch nach dem Urtheile meiner Hausgenossen beystimmen. Den Trinkern unbewußt, wurde Kaffe in diesem Verhältnisse mit dem ungetrockneten Zucker versüßt und sie hatten den Kaffe nicht nur im Geschmack nicht verändert, sondern eher mehr als weniger süß dabey gefunden. Nur zum Thee mögte sich dieser graue Zucker nicht eignen. Es ist schwer, durch kurze Proben ein solches Verhältniß genau zu bestimmen, nur wiederholter Gebrauch kann es am sichersten lehren. Es scheint, daß der graue feuchte Zucker, so wie der Syrup, mehr süßen wird, als der trockene feste und weiß gekünstelte.

Der Preis läßt sich ebenfalls am besten bestimmen, wenn die Arbeit im Großen geschehen ist. Nach meinen Versuchen, die ich nur in einem großen Glaskolben mit 2 1/2 Pfund Stärke anstellen konnte, würden 100 Pfund Stärke 94 bis 96 honigdicken Syrup oder eben so viel feuchten Zucker, und dieser etwa 80 Pfund trocknen Zucker geben. Daß Kirchhof von 100 Pfund Stärke 90 Pfund trocknen Zucker erhalten, liegt wohl in der angewandten größern Menge, und kann meiner folgenden Berechnung zum Vortheile dienen. Der Vortheil würde auch noch größer seyn, wenn die Arbeit in Verbindung mit einer Stärkfabrik betrieben würde. Aber auch selbst bey dem was ich erhalten, würde das Pfund des feuchten Zuckers oder des dicken Syrups etwa 3 Gr. 3 Pf. und das Pfund des trockenen etwa 3 Gr. 9 Pf. kosten, nemlich.

100 Pfund Stärke	.	10 Rthlr.
2 Pfund Schwefelsäure	.	— 16 Gr.
Feuerung bey 12 Stunden Kochen		— 16 „
Kolben und Marmor	. .	— 10 „
Arbeitslohn und Gefäße	.	— 16 „
		12 Rthlr. 10 Gr.

Der künstliche Zucker löset sich im Wasser und Weingeist auf, er scheint aber schwerer zu krystallisiren wie der natürliche harte Zucker. Ich erhielt Krystalle in rundkörnigen Haufen, die wie Fischroggen aussahen.

Einige Pfunde des künstlichen Syrups setzte ich mit ganz wenig Hefen der Gährung aus, welche aber nur schwach vor sich gieng, und daher nur wenig Branntwein lieferte, welcher übrigens den Geschmack des Zuckerbranntweins hatte. Es scheint also auch, daß dieser Zucker weniger gährungsfähig als der natürliche Zucker sey.

Von dem Kirchhofschen Zucker würde bey jetzigen Zuckerpreisen also wahrscheinlich ein ökonomischer Gebrauch gemacht werden können. Wenn sich aber mein beobachteter Zinngehalt bey Anwendung eines verzinnten Kessels immer anfinden sollte, so würde erst ein nicht metallenes Kochgefäß (zur fabrikmäßigen Bereitung aber ein sehr großes) dazu geschafft werden müssen. Etwa ein Glasurter Kessel von gegossenem Eisen, oder auch von guter Töpferarbeit, mit Drath beflochten und mit Thon beschlagen, damit er sicher hält, und mit einer bleyfreyen Glasur, welche man kennt, und welche man bey dem großen allgemeinen Bedarf der Töpferwaare und der mindern Wohlfeilheit wegen noch nicht anwendet. Wäre ein solches schickliches auch kleineres Kochgefäß leicht zu haben, so könnte auch wohl in mancher Haushaltung diese Arbeit unternommen werden, besonders wenn man nicht auf die größere Weiße sieht, welche zu erkünsteln zeit- und koß-

ostspieliger ist, in welchem Falle man auch hoffentlich das Kohlenpulver ganz weglassen könnte, wodurch die Arbeit sehr vereinfacht und erleichtert seyn würde.

Auf diesem Wege wäre nun der Zucker auf die leichteste und wohlfeilste Art, selbst in jeder Haushaltung zu gewinnen, und es würde jede andere dadurch verdrängt werden. Auf jedem Fall ist sie wissenschaftlich sehr wichtig, weil hier keine Ausscheidung des Zuckers, sondern Erzeugung desselben, statt findet.

Neueste Nachrichten von der Insel Sumatra. (Beschluß.)

Die Elephanten sind in großer Menge in den Gehölzen, und, da sie in Heerden gehen, den Pflanzungen äußerst schädlich. Denn wenn sie einmal über ein Land ziehen, lassen ihre Füsse nicht mehr das geringste Zeichen der Cultur übrig, und dieß um so mehr, da sie die Produkte der Gärten, besonders die Bananas und das Zuckerrohr lieben, und in diesem große Verwüstungen anrichten. Doch bekommt ihnen ihre Gefräßigkeit zuweilen übel, da die Eigenthümer dieser Gärten die Gewohnheit haben, einen Theil der Pflanzung zu vergiften, indem sie die Zuckerrohre spalten, und Arsenik (?) hineinbringen. Da dieses Thier nicht fleischfressend ist, so ist es nicht wild, und greift selten die Menschen an, wenn es nicht gereizt wird. Zahme Elephanten findet man, ausser einigen die der König von Achin zum Staate hat, keine auf der Insel.

Indem Hr. Marsden vom Tiger spricht, sagt derselbe, daß er die Stirn eines dieser Thiere gemessen habe, die achtzehn Zoll Breite hatte. Diejenigen welche zu Nacht reisen gebrauchen Fackeln, besonders um den Tiger zu erschrecken. Aus eben diesem Grunde zündet man um die Dörfer Feuer an, dennoch ist die Anzahl der durch die Gefräßigkeit dieser wilden Thiere umkommenden, unglaublich. Der Verfasser hat ganze Dörfer zu ihren Raub werden sehen. Und dennoch können wegen eines abergläubischen Vorurtheils die Officiere der indischen Kompagnie durch Belohnungen die Eingebohrnen nicht eher zu schicklichen Mitteln um sich dieser Thiere zu entledigen, bringen, als bis ihre eigne Familie oder ihre Anverwandten das Ziel seiner Angriffe sind. Der Fatalismus den diese Völker anhängen, macht sie für die Gefahr unempfindlich. Entschließen sie sich endlich gegen einen Tiger die Zerstörungswerke, welche sie mit sich führen, anzuwenden, so zeigen sie sich sehr künstlich in der Führung derselben. Sie errichten zu diesem Zweck sehr gut angebrachte Fallen. Bald sind es starke Käfige deren Deckel sich in dem Augenblick schließt, in welchen das Thier vorwärts geht, um die Ziege, oder den Hund zu verzehren, die zur Lockspeise dienen; bald ist es ein schwerer Balken der ihn auf den Rücken fällt und ihn todtschlägt, oder eine Schlinge die das Thier in der Mitte des Körpers pakt, oder eine aufgehängte Diele die es auf spitzige Pfähle stürzt. Doch entwischen auch die Tiger bisweilen wieder aus diesen Fallen. Die Gestalt und Stärke des auf Sumatra so häufigen Tigers, ist wirklich ungeheuer. Man versichert, daß er mit einem Schlag seiner Tatze den Fuß eines Pferdes oder Büffels zerbricht, und daß er, wie groß nun auch das überwundene Thier sey, es leicht in das Gehölz trägt. Gewöhnlich trägt er in der zweyten Nacht erst seinen Raub fort. Man glaubt, daß er in der ersten das Blut aussauge; da überfällt man ihn auch gewöhnlich. Ausser den oben genannten Schlingen und dem Feuergewehr das man auch hierzu gebraucht, stellt man bey dem blutenden Körper ein Gefäß mit Wasser, das stark mit Arsenik angeschwängert ist, indem man den Körper an einen Baum bindet, damit er nicht fortgeschleppt werden kann. Wenn der Tiger sich mit den Fleisch und Blut gesättigt hat, ist er durstig, trinkt und vergiftet sich. Die Affen, welche in den Wäldern ausserordentlich häufig sind, machen wahrscheinlich die Hauptnahrung der Tiger aus. Man giebt vor, daß sie von ihm durch eine Art Bezauberung angezogen werden, die man bisweilen den Schlangen beygelegt hat, und Herr Marsden sagt, ich selbst kann diese Meinung nicht ganz verachten, da ich beobachtet hatte, daß wenn ein Caiman (eine Art Krokodill) in einen Fluß sich unter einen Baum stellt, der über das Wasser ragt, die Affen in einen Zustand voll Angst sich zitternd an dem äußersten Ende der Zweige sammeln, die dem Caiman am nächsten sind. Dieser scheint so lange zu warten, bis einer von ihnen herabfällt, was wegen ihrer Anzahl und ihres Schreckens in der That unvermeidlich ist.

Die Caimans bringen auch eine große Anzahl der Eingebornen um, wenn sie sich in den Fluß baden, nach ihrer beständigen Gewohnheit, die sie auch

bey der entscheidensten Gefahr nicht ändern. Eine Idee von Heiligkeit, (und vielleicht auch von Verwandtschaft) ist überdieß an dieses Thier gebunden, und schützt es vor jedem Angriff, während man es mit einem etwas starken Hacken leicht zu fangen vermöchte. Die Kugeln können seine Haut nicht durchdringen.

Die Bewohner von Sumatra haben einige unvollkommene Ideen von Seelenwanderung, die aber kein System bilden, und nicht als Theil ihres religiösen Glaubens geachtet werden. Es laufen unter ihnen Volkssagen von dem und dem Menschen, der in einen Tiger oder anderes Thier verwandelt wurde. Im allgemeinen sehen sie die Tiger als von einer abgeschiedenen menschlichen Seele belebt an. Daher kann nichts einen Landmann bewegen, einen Tiger zu fangen oder zu verwunden, wenn es nicht wegen seiner eigenen Vertheidigung ist, oder um den Tod eines seiner Verwandten und Freunde zu rächen. Sie sprechen von diesen Thieren mit einer gewissen Achtung; sie tragen sogar Bedenken, ihnen den Namen, mit welchen man sie in ihrer Sprache bezeichnet (Riman oder Machang) zu geben sondern nennen sie lieber ehrbarer Sativa (die wilden Thiere) oder selbst Nenek (die Vorfahren) sey es, daß sie wirklich glauben, dieser letzte Namen passe für sie; sey es um ihnen zu schmeicheln und sie zu besänftigen, fast so wie die Landleute in England die Feen, the Good people (die guten Leute) nennen. Wenn ein Europäer Fallen macht und sich gegen diese Vorurtheile von einigen helfen läßt, sieht man bisweilen seine Nachbarn zu Nacht an den Ort, wo die Schlinge ist, gehen, und gewisse Zeremonien ausüben, um das Thier, wenn es gefangen ist, oder den gegen ihn gemachten Anschlag gewahr wird, zu überzeugen, daß sie nicht mitgeholfen haben und es gegen ihren Willen gethan wurde. Sie sprechen von einem Ort im Lande, an welchen, wie sie vorgeben, die Tiger einen Hof und eine feste Regierungsform haben; sie sagen, daß sie in Dörfern leben, und Häuser haben, die mit Frauenhaar bedeckt sind. In einem einzigen Monat wurden in den Distrikt Manna acht Personen von diesen räuberischen Thieren getödtet. Darauf verbreitete sich das Gerücht, daß eine Armee von funfzehnhundert Tigern von den Höhen des Passumma herabgestiegen sey, und vier oder fünf, des Verstandes beraubt, sich von der Heerde getrennt und diese Räubereyen begangen haben.

Schriftstellerrechte in Oesterreich.

Bisher war in den österreichischen Gesetzen über die Verhältnisse zwischen Schriftstellern und Verlegern nichts festgesetzt worden, was bey Streitigkeiten einen Anhaltspunkt gewähren konnte. Das neue bürgerliche Gesetzbuch enthält nun über diesen interessanten Gegenstand folgende Bestimmung: „Durch den Vertrag über den Verlag einer Schrift wird Jemanden von dem Verfasser das Recht ertheilt, diese durch den Druck zu vervielfältigen und abzusetzen. Der Verfasser begiebt sich dadurch des Rechtes, das nämliche Werk einem andern in Verlag zu überlassen. Der Verfasser ist verbunden, das Werk der Verabredung gemäß zu liefern, und der Verleger, gleich nach geliefertem Werke die bedungene Belohnung zu entrichten. Wird das Werk von dem Schriftsteller zur bestimmten Zeit oder auf die festgesetzte Art nicht geliefert, so kann der Verleger zurücktreten, und wenn die Ablieferung aus Verschulden des Verfassers unterbleibt, die Schadloshaltung fordern. Wenn die Zahl der Exemplare bestimmt worden ist, so muß der Verleger zu jeder neuen Auflage die Einwilligung des Verfassers einholen, und über die Bedingungen ein neues Uebereinkommen treffen. Will der Verfasser eine neue Ausgabe mit Veränderungen in dem Inhalte des Werkes veranstalten, so ist darüber ebenfalls ein neuer Vertrag zu schließen. Vor dem Absatze der Auflage aber ist der Verfasser nur dann zu einer neuen Ausgabe berechtigt, wenn er dem Verleger in Rücksicht der vorräthigen Exemplare eine angemessene Schadloshaltung zu leisten bereit ist. Die Rechte des Schriftstellers in Rücksicht einer neuen Auflage oder Ausgabe gehen auf seine Erben nicht über. Wenn ein Schriftsteller nach einem ihm von den Verleger vorgelegten Plane die Bearbeitung eines Werkes übernimmt, so hat er nur auf die bedungene Belohnung Anspruch. Dem Verleger stehet in der Folge das ganze freie Verlagsrecht zu. Diese Vorschriften sind auch auf Landkarten, typographische Zeichnungen und musikalische Kompositionen anzuwenden. Die Beschränkungen des Nachdrucks sind in den politischen Gesetzen enthalten.“

Der

Verkündiger.

54. Stück. Sonntag. Am 15. März 1812.

Nachtrag zum Mädchen von Freyburg.

(Man sehe das 27ste Stück des Verkündigers.)

Als wir die merkwürdige Krankheitsgeschichte dieses und eines andern Schweitzer-Mädchens, erzählten, so haben wir sie sogleich für Betrug ausgegeben, ob sie gleich von mehrern Aerzten und Geistlichen beglaubigt worden ist. Nun gibt Herr Dr. Sauter, erster Stadt-Physicus in Constanz, folgende interessante Aufschlüsse über ähnliche Betrügereyen aus eigener Erfahrung.

Auch mir, sagt derselbe, sind erst neulich Fälle vorgekommen, da man sich alle Mühe gegeben, das Publikum und mich zu täuschen.

Der erste ist: Ein Mädchen heuchelte eine Starrsucht mit solcher Entschlossenheit nach, daß der Geistliche und die Zuschauer den Tod besorgten. Eine genaue Untersuchung führte mich bald zur evidenten Ursache, und die Krankheit war in wenigen Augenblicken vollkommen gehoben, und kehrte, der gemachten Drohung wegen, nicht wieder zurück. Würde dieser Person der erste Versuch gelungen seyn, bin ich ihrem Karakter zufolge überzeugt, daß sie eine nicht unbedeutende Fertigkeit und Kühnheit in diesem Fache erlangt haben würde.

Der zweite Fall war: Ein Mädchen von fünf und zwanzig Jahren, das schon lange Zeit mit den sonderbarsten hysterischen Zufällen gekämpft haben wollte, und schon lange Zeit ärztlich behandelt worden war, ward mir im Jahr 1810 wegen der fürchterlichsten hysterischen Krämpfe, mit Blutbrechen u. dgl. verbunden, in die Kur gegeben. Ziemliche Zeit wurde mit den bekannten antihysterischen Mitteln gegen dieses Uebel gekämpft. Bald wurden die Ursachen der erneuerten heftigen Krampfanfälle, des Blutbrechens u. s. w. in Würmern gesucht und auch einige abgetrieben; aber die Anfälle kamen wieder. Dann wurden, als Ursache der Verblutungen, variköse Anschwellungen der Magengefäße vermuthet, und Mineralsäuren u. dgl. dagegen angewendet. Kurz, es wurden eine Menge Arzneyen verordnet, ohne dadurch auf eine nähere Kenntniß der Krankheitsursachen geführt worden zu seyn, und oft hegte ich den Gedanken, daß diese Person ihre Krankheit größer angeben möchte, als sie in der Natur selbst war. Doch, um nicht ungerecht zu werden, unterdrückte ich meinen Verdacht. Auf einmal verließ diese Kranke das Bett, gieng in die Stadt, brach auf dem Wege Blut und lag ohnmächtig da, so daß sie nach Hause getragen werden mußte. Ich fand sie jetzt in einem halb wahnsinnigen Zustande; sie sah wie bisher hager, bald blaß, bald aufgetrieben roth aus. Meine frühern Ideen über verstellte Vergrößerung des Uebels regten sich aufs neue; doch hatte ich keine hinreichenden Beweise, um sie in Anregung zu bringen, ließ aber der Kranken mehreremal meine Zweifel über ihre sonderbaren Vorfälle merken. Nach und nach legte sich die Krankheit; das Mädchen ging täglich aus, aß und trank was ihm beliebte, und lebte im halb wahnsinnigen Zustande sehr unordentlich, so daß es sich mehreremal heftig berauschte. Ich gab ihm keine Arzneyen mehr, obwohl es sehr oft Blut brechen mußte, und zuweilen in der Stadt auf öffentlichem Markte unter dem fürchterlichsten Würgen eine bedeutende Menge Blut erbrach.

Bis im Febr. 1811 ging diese Person wieder herum, und lebte, das Bluterbrechen abgerechnet, wohl. Nun fieng sie an über heftige Schmerzen im

im Magen zu klagen, und gab vor, daß sie schon mehrere Becken voll Würmer mit Blut habe brechen müssen. Ich verordnete Wurmmittel, und sie erbrach wirklich einige Spulwürmer, die ich selbst sah; auch giengen durch den Stuhl einige ab.

Jetzt fing aber das Spiel von neuem an. Die entsetzlichsten Krämpfe traten ein; Bluterbrechen zeigte sich mehreremal des Tages. Ich sah selbst mehrern konvulsivven Anfällen zu, wo vorzüglich der Magen und der ganze Unterleib während des heftigsten Würgens zum Erbrechen in solche unnatürliche Bewegungen gerieth, daß ich ein Zerreissen befürchtete. Endlich bekam ich Nachricht, daß die Kranke einen ellenlangen und fingersdicken **Wurm mit einem natterähnlichen Kopf** gebrochen, in der Raserey und in den heftigsten Schmerzen aber diesen Wurm hinweggeworfen habe, daß er nicht wieder aufgefunden werden konnte. Täglich bekam ich Nachricht, daß sie solche natterähnliche Würmer gebrochen habe. Bey mir war nun der Schluß über das Wesen dieser sonderbaren Krankheit ganz reif geworden, und ich lauerte nur auf Gelegenheit, die Betrügerin zu entlarven. Ich bestand darauf, daß ich keine Hülfsmittel anwenden könne, bis ich den sonderbaren Wurm gesehen habe. In einer Nacht ließen mich die betrogenen Aeltern auf mein Verlangen rufen, als die Patientin wirklich mit der Geburt eines solchen Wurmes im Kampfe lag, der ihr einen Schuh lang zum Munde heraushing, und des fürchterlichsten Würgens ungeachtet nicht herausgebrochen werden könne. Der Bote sagte mir, daß sie wie eine Rasende im Hause herumspringe, und an Krämpfen beynahe sterbe. Bey meiner Ankunft fand ich sie vom Wurme befreit, matt und blaß auf dem Bette liegend; den Wurm habe sie in der Raserey in den Abtritt geworfen. Umsonst ließ ich den Abtritt durchsuchen, der Wurm wurde nicht vorgefunden. Während meiner Abwesenheit fieng das Spiel wieder an; lange kämpfte sie mit den fürchterlichsten Krämpfen, die sie zu ersticken drohten; zeigte immer, daß der Wurm schon im Halse stecke. Lange wartete ich auf den Gast; er kam aber aus der natürlichen Ursache nicht, weil ich das Mädchen hinter dem Tische eingeschlossen behielt, und nicht, wie sie immer thun wollte, im Hause herumspringen ließ. Bey diesem Auftritte hätte mich das heftige brechenartige Würgen, wobey ich Zerreissung des Schlundes befürchtete, bald wieder zum Mitleid für diese Boshafte gestimmt; doch an die Würmer konnte ich nicht glauben.

Nach einigen Tagen gelang es endlich durch Mithülfe eines sehr braven vernünftigen Geistlichen und der Geschwister dieser Patientin, einen solchen Wurm von ihr zu bekommen. Und was war es? **Ein Stückchen von einem aufgedrehten Seil**, das sie mit Blut bestrichen zwischen die Zähne nahm und so damit wie eine Rasende im Hause herumsprang. Die Konvulsionen und die Wurmgeschichte waren jetzt in einem Augenblicke geheilt, und ich dachte auch das Blutbrechen. Nach einiger Zeit aber brach sie in meiner Gegenwart wieder Blut; ich gab ihr zu verstehen, daß ich auch hier, so gut wie bey der Wurmgeschichte, Betrug glaube, und warnte sie ernstlich. Ende Aprils kam sie mit **Blutausfluß aus einem Ohr** zu mir. Nach Reinigung des Ohres fand ich den Betrug bald. Ich ließ einen Polizeydiener rufen, um ihre Säcke aussuchen zu lassen, und es fand sich, daß sie **gestocktes Ochsenblut** in der Tasche herumtrug, durch welches sie den Blutausfluß aus dem Ohr nach Belieben machte. Eben so klärte es sich auf, daß sie durch solches **gekaute Blut** auch ihr Blutspeien täuschend nachmachte.

Ich zeigte die ganze Geschichte dem Bezirksamte an. Die Heuchlerin wurde bestraft, und dadurch **radikal geheilt**.

Würde diese Betrügerin wahre lebende Schlangen, Blindschleichen u. dgl. um diese Jahrszeit bekommen haben, sie würde sich gewiß dieser statt des Seils bedient haben.

Wirklich trägt sich unter dem Publikum in Konstanz wieder eine solche Geschichte herum, wo, wie Einige sagen, Eidechsen und Wassermolche, oder, wie Andere sagen, Schlangen von einem Mädchen durch den Stuhl abgegangen seyen. Da ich nicht Arzt dieser Person gewesen bin, kann ich von der Wahrheit der Geschichte nichts Bestimmtes sagen, als daß ich die angebliche Kranke täglich munter in der Stadt herumlaufen sehe, und daß, im gelindesten Sinne genommen, wenigstens Irrthum auch hier vorwalten muß.

Wenn ich sage, daß die öffentlichen Bekanntmachungen solcher Wunderkrankheiten Lust zu ähnlichen hervorbringen, und daß mir am Ende eine

wahre

wahre Amphibien-Epidemie erleben müßten; so mögen die angeführten Beyspiele es einigermaßen bestätigen.

Ueber die Unwahrscheinlichkeit oder vielmehr Unmöglichkeit der Erzeugung oder Ausbreitung von Amphibien in menschlichen Körper und besonders im Magen, führt Hr. Sauter, in Beziehung auf die Betrugsgeschichte, welche im 27. Stück des Verkündigers erzählt wurde, folgende historische Thatsachen an:

Hr. Dr. Heiny wird die Naturgeschichte der Krebse einigermaßen kennen; er wird wissen, daß die Krebse ihre Begattungszeit im Frühjahre haben; daß die Krebsweibchen ihre Eier an ihre Schwanzfüße hängen, wo sie dann bis zu ihrer Ausbrütung befestiget bleiben, und im Juny oder July die kleinen Krebse von der Größe einer Roßameise aus ihnen auskriechen und schon alle Theile eines ausgebildeten Krebses haben; daß diese kleinen Krebse noch einige Zeit sich unter dem Schwanze ihrer Mutter aufhalten, und erst wenn sie mehrere Stärke erlangt haben, sich für einige Augenblicke von ihr zu entfernen wagen, doch bey jeder Bewegung des Wassers oder auf ein gegebenes Zeichen der Mutter wieder schnell unter ihrem Schwanze versammeln. Erst wenn die weiche Schale der jungen Krebse die Härte bekommen hat, die zu ihrem Schutze nöthig ist, verlassen sie ihre Mutter, hängen sich in verborgenen Orten an kleine Baumwurzeln oder andere faserichte Gegenstände fest, bis sie so groß und stark sind, daß sie sich in den Strom wagen dürfen.

Das Wachsthum der Krebse ist sehr langsam; es werden mehrere Jahre erfordert, ehe sie die Größe eines mittelmäßigen Krebses haben. Die harte Schale, welche sie alle Jahre einmal abwerfen und durch eine neue ersetzen, verhindert ihr Wachsthum. Einige Naturforscher behaupten, daß ein Krebs in einem Jahr höchstens drey Linien in seiner Länge zunehmen könne. Sey diese Behauptung richtig oder nicht, so ist doch das gewiß, daß der junge Krebs von der Begattungszeit an, bis er sich selbst überlassen in den Strom wagen darf und dann kaum die Länge von vier bis sechs Linien hat, über sechs Monate Zeit dazu erfordert; daß er, wenn er schon in kommendem Frühjahr zur Begattung und Eierlegung reif seyn sollte, was aber bestimmt der Fall nicht ist, vor achtzehn Monaten nicht wieder eine junge Krebsbrut liefern könnte, und diese neue Brut wieder sechs Monate Zeit erfordern würde, ehe die jungen Krebse die Größe einer Biene haben könnten; und das alles wäre nur in ihrem wahren Element, wohin sie der Schöpfer verwiesen hat, aber auch da in so kurzer Zeit nicht geschehbar.

Alle Ungereimtheiten, die Hrn. Dr. Heiny's Krankengeschichte enthält, will ich hier nicht berühren, sondern nur fragen: Wie ist aus der Naturgeschichte der Krebse die Möglichkeit zu erklären, daß Krebseier, die im Monat August 1810 hineingetrunken worden seyn sollen, bis in den Monat April 1811, also in Zeit von acht bis neun Monaten, in dem menschlichen Magen zu der Größe eines Krebses, dessen Scheere acht Linien breit gewesen ist, haben anwachsen können, da dieses doch in der Natur und in dem für dieses Thier günstigsten Element erst nach vielen Jahren geschehen kann? Wie konnte dieser Krebs allein, ohne noch einen von seiner Größe bey sich zu haben, zum Eierlegen kommen; wie ist es möglich, daß aus den im August 1810 hineingetrunkenen Krebseiern Krebse herangewachsen sind, die sich begatten, Eier legen, sie ausbrüten und wieder junge Krebse liefern könnten, die den mehrjährigen in der Natur gleichen, und das alles in einer Zeit von neun Monaten?

Genug von den Krebsen.

Und die zweyundfünfzig Blutigel? Welcher Arzt und Naturforscher wird da nicht in verächtliches Lachen ausbrechen! — Wird Hr. Dr. Heiny oder Hr. Kuenlin etwa die Richtigkeit dieser vertheidigen wollen, da ihnen doch die schändlichste Betrügerey mit den Krebsen erwiesen ist, und da der gleiche Trunk Wasser im Monat August die Krebse, wie die Blutigel und Frösche in den Magen gebracht haben soll?

Die Erfahrung sagt uns, daß ein lebendig verschluckter Blutigel, wenn er nicht sogleich durch verschlucktes Kochsalz getödtet wird, in den meisten Fällen durch eine heftige Verblutung im Magen den Tod verursachet. Warum haben zweyundfünfzig dieser Thiere dieses nicht bemerkt? Warum haben diese Thiere sich so lange friedsam in dem Magen verhalten, und ihre Natur, Blut zu saugen, verläugnet; und warum haben sie erst da angefangen, Blutzusaugen, wo sie eine gewisse Größe erreicht haben, da uns doch die Erfahrung zeigt, daß ganz kleine Blutigel eben so begierig Blut saugen, als

größere? Und wie gieng es auch bey diesen Thieren zu, daß sie in acht Monaten von ihrem Keim an bis zu der Größe gewöhnlicher Blutigel heranwachsen könnten, da sie doch sonst in ihrem natürlichen Element mehrere Jahre dazu brauchen? Wenn wir kleine Blutigel Jahre lang im Wasser aufbehalten, so finden wir ihr Wachsthum kaum etwas verändert.

Nüchterne Gedanken über berauschende Getränke.

Wasser, Wein, Essig, Weingeist, Aether, was sind sie? — Ich glaube, wir gehen am sichersten von dem Grundsatze aus: Wasser sey Wasser, wie einst auch Fichte seine Wissenschaftslehre damit anfieng: A sey A. So viel Hunde, als er damit aus dem Ofen lokte, hoffen wir mit unserem Satze auch herauszubekommen.

Also vom Wasser, dem farblosen, Qualitätslosen, Geschmacklosen, fangen wir an, und so begegnet uns sogleich als Uebergang des Wassers in die Säure der Wein, der als schlechter Wein sauer ist, als guter Wein säuerlich, und als Essig, wozu jeder Wein werden kann, vollkommene Säure ist. Auf der entgegengesetzten Seite steht mit seinem entschiedenen Uebergewichte von Wasserstoff, der Branntwein, der als Weingeist durch seine Brennbarkeit und Flüchtigkeit seine wasserstoffhaltige Natur sattsam kund thut. Weingeist also und Essig wären einander gerade entgegengesetzt, und aber so auch gemeiner Branntwein und Wein, und wir hätten also in ihnen, sämmtlich einseitige Kinder des Wassers. Was wäre nun der Aether, z. B. Vitriolæther, Essigæther ꝛc. ꝛc.? — Die Chemiker sagen, die Aether seyen versüßte Säuren; und die Art, wie sie bereitet werden, zeigt auch, daß es so ist, denn Weingeist verbindet sich dabey mit irgend einer Säure, und man könnte daher die Aether eben sowohl gesäuerten Weingeist nennen. Wir hätten also folgende genealogische Tafel gefunden:

Wasser

Branntwein — Wein

Weingeist — Essig

Aether

voraus hervorgienge, daß die Aether nur das Wasser in einer anderen und höheren Form wären, und es ist bekannt, daß bey der Bereitung des Aethers sich immer auch gemeines wirkliches Wasser mitbildet. Branntwein und Weingeist wären dann von der einen, Wein und Essig von der anderen Seite Uebergangsformen zwischen Wasser und Aether, und von dem Weine ist es bekannt, daß er herauf und herab gebracht werden kann; durch Destillation erhält man aus ihm Weingeist, durch Gährung Essig. Noch bemerke ich, daß die zuckerhaltigen Stoffe ebenfalls die Anlage zu beyden enthalten, und kürzlich hat jemand aus Zucker und Wasser Wein gemacht. Eine Aufgabe wäre es, durch den Galvanismus aus dem Wasser Essig und Weingeist zu machen.

Zelter.

Heilung des Bisses giftiger Spinnen.

Eine Virginische Dame, Ower genannt wurde kürzlich von einer Spinne gebissen. Sie fühlte von der Wunde, einen sehr starken Schmerz, der schnell und unregelmäßig von einem Theil des Körpers zum andern übergieng. Sie wurde durch starkes Aderlassen geheilt. Man ließ ihr nemlich in 24 Stunden vier und funfzig Unzen Blut ab. — Eine andere Dame Namens Brown, die nicht weit von Madame Ower wohnt, wurde ebenfalls von einer Spinne gebissen, und eben so behandelt. Man ließ ihr in 9 Stunden vier und sechszig Unzen Blut ab, und zwar 50 Unzen in drey Stunden. Sie mahlte den Schmerz den der Biß ihr verursacht hatte, größer als den welchen sie bey ihren Niederkunften gespürt hatte.

Verschiedenes.

Der Minister des Innern von Frankreich hatte dem Arzte Richard zu Kolmar, der im Laufe des Jahrs 1809 mehr als 1400 Schutzpocken-Impfungen verrichtet hatte, eine goldene Ehrenmedaille zuerkannt, welche derselbe am 5. Febr. aus den Händen des Präfekten des Oberrheins empfieng.

Der

Verkündiger.

55. Stück. Dienstag. Am 17. März 1812.

Nord-Amerika in Hinsicht auf Künste und Wissenschaften.

Der westphälische Moniteur enthält folgendes Schreiben aus Philadelphia vom 2. Januar. Wenn das nördliche Amerika, in Hinsicht auf schöne Künste, Literatur und Wissenschaften, mit Europa noch keinerley Verhältnisse aushält, so macht es doch ununterbrochene und große Fortschritte, und zeichnet sich vorzüglich in den mechanischen Künsten aus. Es erlauben die Verhältnisse der Bewohner dieses Theils der neuen Welt noch nicht, daß sie sich der Pflege der Wissenschaften mit jenem Eifer und mit jenem Erfolge überlassen könnten, welche eine bereits auf einer hohen Stufe der Bevölkerung, des Reichthums und der Civilisation befindliches Volk bezeichnen und andeuten. Die noch minder beträchtlichen und allgemeiner, als in Europa, unter den verschiedenen Klassen des Volkes vertheilten Reichthümer, der auf Landbau und Handlung zunächst hingerichtete Geist, das Bedürfniß und die leichte Gelegenheit, für die Zunahme seines Vermögens zu sorgen, dieß alles sind eben so viel Ursachen, welche die Verbreitung und die Fortschritte wissenschaftlicher Kenntnisse in einer noch neuen Staatsgesellschaft verzögern. Es ist jedoch dieses Zögern mehr scheinbar als wirklich, und es darf dasselbe durchaus nicht mit jener Art Schläfrigkeit und Trägheit verwechselt werden, die bey einigen europäischen Völkern jetzt noch wahrgenommen wird. Die Geistesthätigkeit der Nordamerikaner ist nichts weniger als eingeschlummert, aber sie ist einstweilen auf die Befriedigung der dringendsten und wesentlichsten Bedürfnisse gerichtet. Ein seit kurzem erst organisirter Staat muß seine ersten Anstrengungen auf Gegenstände verwenden, welche auf eine unmittelbarere Weise sein Daseyn und seine gesellschaftlichen Verhältnisse sichern, und den Bedürfnissen seines Hauswesens, seines Landbaues und seines Gewerbfleißes entsprechen. Aus diesen Ursachen muß man sich die neuen Entdeckungen und praktischen Anwendungen erklären, die hauptsächlich im Fache der Mechanik beynahe täglich in den vereinten Staaten gemacht werden. Unter die ausgezeichnetsten Männer in dieser Hinsicht gehört Herr Robert Fulton, der in Frankreich durch den Aufenthalt, welchen er vor einigen Jahren in Paris machte, noch mehr aber durch sein System der Kanäle mit abneigenden Flächen (à plans inclinés) und durch sein Schiff für die Schifffahrt unterm Wasser bekannt ist. Die Modelle von beyden sind in Paris angestellt worden, und Hr. Fulton hat ein Werk herausgegeben, worin sein Kanalsystem zugleich mit den Ersparnissen und den übrigen Vortheilen desselben entwickelt werden. Sein Hauptzweck geht dahin, die Transporte in Bergländern und wo der Mangel hinlänglichen Wassers den Kanalbau nach ältern Grundsätzen nicht gestattet, zu erleichtern. Der Gedanke ist um so glücklicher, als die auf jenem Wege erhaltenen Wasserersparnisse nun zum Vortheil des Landbaues verwandt werden können. Hr. Fulton hat bewiesen, daß eine Tonne, deren Transportkosten auf den gewöhnlichen amerikanischen Strassen, bey einer Entfernung von dreyhundert Meilen, hundert Dollars betragen würden, auf den nach seinem System gebauten Kanälen nur auf drey Dollars ansteigen können, insofern die Schifffahrtsgebühren die nöthigen Unterhaltskosten der Kanäle nicht übersteigen. Eben dieser sinnreiche Mechaniker hat auch eine Maschine zur Verfertigung der

Seile erfunden, die durchs Waſſer getrieben wird. Sie kann in einem Zimmer von vierzig Quadratfuß aufgeſtellt werden; ſie dient, mit Hülfe eines einzigen Arbeiters, zu Verfertigung von Seilen und Ankertauen von jeder beliebigen Größe. Das Seil geht durchaus vollendet und in die Runde gerüſtet aus der Maſchine hervor, ſo daß es ſogleich ins Magazin gebracht werden kann. Man errichtet gegenwärtig zu Baltimore eine ſolche Maſchine. Hr. Fulton iſt ferner der Erfinder einer Mühle zum Sägen und Poliren des Marmors, welche die Aufmunterungsgeſellſchaft in London mit einer Medaille belohnt hat. Endlich verdankt man ihm die Erfindung eines Schiffes, das, mittelſt der Feuerpumpe der Hrn. Watt und Boulton, ſtromaufwärts fährt. Dieſes Schiff, von hundert und fünfzig Fuß Länge und ſechszehn Fuß Breite, ward zu Baltimore gebaut. Es wird durch zwey mit einander in Verbindung ſtehende und auf das Waſſer wirkende Räder in Bewegung geſetzt. Dieſe ſchöne und bis auf den gegenwärtigen Augenblick von zahlreichen Perſonen vergeblich geſuchte Entdeckung iſt dem Herrn Fulton vollkommen gelungen. Um ſich von den großen Vortheilen, die ſie leiſten wird, zu überzeugen, darf man nur wiſſen, daß dieſes Schiff an Schnelligkeit den Mailcoach und alle andern Land-Diligencen übertrifft, und daß es auch ſchneller fährt, als alle auf dem Hudſonfluſſe zwiſchen Newyork und Albany befindlichen Schiffe oder Packetboote.

Reiſe von Moscau nach Belgrad.

Ein Berliner Blatt liefert einen Auszug aus der Ueberſetzung einer Reiſe von Moscau nach Belgrad. Zu Belgorod beſuchte der Verfaſſer, in Geſellſchaft des dortigen Biſchofs, die georgiſche Czarin Marina Georgewna, die in einem Nonnenkloſter lebt. Zu Jaſſy fand er die franzöſiſche Sprache weit verbreiteter als die deutſche oder ruſſiſche. Die Erziehung der niedern Volksklaſſen iſt ſehr vernachläſſigt; die Bojaren ſind ſehr eitel. Die Einwohner der Wallachey haben mehr Kenntniſſe. Ueberhaupt liegt der Ackerbau ſehr darnieder, und das Land wird immer mehr verödet. Es enthält nur eine Bevölkerung von 950,000 Seelen, und könnte viermal mehr Einwohner ernähren. Der Reiſende ging hierauf durch Servien. Er wurde dem Chef Melenko-Stoikowitſch vorgeſtellt, einem ſchönen Manne von 35 Jahren, deſſen Geſichtsbildung Muth, Verſtand und ſelbſt Feinheit verräth. Er iſt thätig und handhabt eine ſtrenge Kriegszucht. Der Staatsrath Rodofinikin, der damals zu Belgrad als Geſandter des Petersburger Kabinets bey dem ſerviſchen Senat reſidirte, ſtellte den Reiſenden dem Senate vor, als beauftragt, das heilige Oel zu überbringen, womit der Kaiſer den ſerviſchen Kirchen ein Geſchenk machte. Dieſe Väter des Landes waren in einem Saale verſammelt, der einen Keller glich; ſie hatten ein finſteres Ausſehen, und trugen ſchmutzige Kleider. Es befanden ſich in der Verſammlung zwey Griechen, welche das Amt von Sekretären verrichteten, indem die Senatoren nicht ſchreiben können. Der Kommandant von Belgrad der zugleich Präſident des Senats war, ſchenkte dem Reiſenden einen ſehr ſchönen Säbel. Das Zeughaus zu Belgrad iſt ein weitläuftiges Gebäude; man verfertigt darin Piken und Flinten. Die Servier haben auch verſucht Kanonen zu gießen; aber es gelang ihnen nicht. Czerny Georg war damals auf dem Lande. Er iſt ein ſehr rauher Mann, ohne Erziehung. Von Jugend auf haßte er die Türken; in ſeinem achtzehnten Jahre erſchlug er einen Türken in den Straßen von Belgrad, und flüchtete ſich nach Siebenbürgen; ging in öſtreichiſche Dienſte und wurde bald Unteroffizier. Bey Gelegenheit eines Streits ermordete er ſeinen Hauptmann, welches ihn zwang nach Servien zurückzukehren. Seit dieſer Zeit bekämpfte er immerfort die Türken. Da ſein Bruder Exzeſſe begangen hatte, ſo verurtheilte er ihn zum Strange. Er hat großen Einfluß auf das Volk in Belgrad ꝛc.

Neue Fabeln von Phädrus.

Vor zwey Jahren entdeckte Hr. Caſſitti auf der königlichen Bibliothek zu Neapel in dem Codex Porotti 32 bisher unbekannte Fabeln, die er dem Phädrus zuſchrieb, und hierauf eine vollſtändige Sammlung ſämmtlicher Phädriſchen Fabeln, mit gelehrten

lehrten Anmerkungen begleitet, veranstaltete, von der auch in kurzer Zeit zu Neapel drey Ausgaben erschienen sind. Exemplare derselben überschickte er den angesehensten Gelehrten in Italien, Frankreich und Deutschland, die hierauf mit den gewöhnlichen Komplimenten antworteten. Der einzige berühmte Litterator in Göttingen, Geheimerath Heyne, unstreitig der kompetenteste Richter, äußerte Zweifel gegen die Aechtheit jener 32 neuen Fabeln, indem er darin die Naivetät des Phädrus vermißte, und sie einem neuern, jedoch nicht unglücklichen Fabeldichter zuschrieb. Das motivirte Urtheil des Hrn. Heyne erregte in Neapel viel Aufsehen unter den Gelehrten, und nunmehr will der bey der königl. Bibliothek angestellte scharfsinnige und gebildete Litterator Hr. Janelli von jenen 32 Fabeln eine neue Ausgabe besorgen, und durch einen beygefügten kritischen Kommentar deren Aechtheit dem Phädrus vindiciren. Dieses Unternehmen ist nicht leicht; denn im Codex Perotti kommen mehrere unleserliche Worte, und sogar kleine Lücken vor, die Hr. Janelli suppliren muß.

Hohes Alter.

In der Gegend von Florenz sind Anfang Februars 2 merkwürdige Greise gestorben. Der eine erreichte ein Alter von 107 Jahren, genoß immer die beste Gesundheit, und behielt alle seine Sinnen bis auf den letzten Augenblick seines Lebens. Er hinterließ von 2 Frauen 12 Söhne, und sahe von diesen 70 Enkel und Urenkel. Ein anderer, Namens Tanucci, erreichte gar ein Alter von 114 Jahren; von Jugend auf war die Jagd seine Leidenschaft. Kurz vor seinem Tode konnte er noch lange Spatzier änge machen, wobey er sich aber keines Stockes bediente. Zuletzt überfiel ihn ein Schnuppen, und während desselben schlummerte er sanft ein. Bey Köln starb auch Ende Januars ein 109jähriger Arbeiter. Er hatte das mäßigste und thätigste Leben geführt, und drosch als er fast 100 Jahr alt war noch sein Getraide. Niemals war er krank, und behielt selbst bis in die letzte Stunde noch immer seine Urtheilskraft. Das einzige was ihm fehlte, war das Gesicht, welches er nach dem 100ten Jahre verlohr. In der Gegend von Conk in Frankreich starb vergangenes Jahr ein Ackerbauer, welcher im Jahr 1702 gebohren wurde; er arbeitete noch während der Ernte von 1811 so frisch und munter als jeder andere. Er genoß immer die beste Gesundheit, und starb am 2. Nov. 1811 nachdem er mit großem Appetit eine Suppe gegessen hatte, plötzlich.

Verschiedenes.

Elektrische Erscheinung. Am 9. Febr. sah der Dr. Perotti bey Cony sich plötzlich mit einer leuchtenden Atmosphäre umgeben, welche einige Minuten lang blitzte. Der Himmel war mit beweglichen Wolken bedeckt, welche denen ähnlich waren, die man im Sommer bey Stürmen erblickt; Blitze schlängelten sich von Zeit zu Zeit von einer Wolke zur andern. Der Schnee fiel stark, und der kalte Ostwind blies mit Heftigkeit. Die Atmosphäre, die Gegend, der Schnee, alles schien in Feuer. Dr. Perotti ist der Meinung, daß die Ursache dieses Meteors das elektrische Fluidum ist, das, da es in der Wolke über seinen Zenith angehäuft war, sich der Schneeflocken als Leiter bedient hat, um sich mit der Elektricität der Erde ins Gleichgewicht zu setzen. Da dieses Fluidum, sagt er, in großer Menge vorhanden war, war die Capacität der Schneeflocken nicht hinreichend, um es in Zustand der latenten Electricität zu halten, sie wurde sichtbar und brachte dieß Phänomen hervor.

Als kürzlich in Donville ein Blitz einschlug, brachte er an einen Mädchen eine sonderbare Wirkung hervor. Ihr ganzes Kleid war zerhackt, als wenn es durch den Stampfer einer Papiermühle gegangen wäre, auf ihrem ganzen Körper, vom Kopf bis auf die Lenden befand sich nicht ein Flecken; nur drang ihr Blut aus den Ohren und Augen; der ganze untere Theil war mit rothen Flecken wie Blattern bedeckt. — Daselbst fuhr auch der Blitz auf das Schiff der Golywin, verwundete gefährlich eine Schildwache, spaltete den Hauptsegel in der Mitte; der obere Theil dieses Mastes zertrümmerte die Campane, zerbrach mehrere Stangen, fuhr durch die Hangmatte eines Offiziers, welcher glücklicher Weise einige Minuten vorher aufgestanden war.

Die

Die vielen in Neapel anwesenden Fremden und andere Neugierige begaben sich in den letzten Zeiten häufig nach der Stadt Torre del Greco, um die Wirkungen, welche der letzte Ausbruch des Vesuvs hervorgebracht hat, zu beobachten. Dieser unterscheidet sich von andern dadurch, daß er beynahe gar keine Verwüstungen anrichtete, indem die feurige Materie, die der Vulkan auswarf, über alte Lavaschichten fortlief. Der Vesuv konnte schon wieder bestiegen werden. Sein Krater hat durch die letzte Eruption keine wesentliche Veränderung erfahren. Bey dem Ausbruch im J. 1779 wurde der Berg um 250 Fuß niedriger, indem durch die Heftigkeit desselben die obersten Wände des Kraters gänzlich zusammenstürzten.

— —

In dem Gebährhause zu Kopenhagen, wurden von 1788 bis 1808 aufgenommen 20,426 Wöchnerinnen, worunter 1531 verheyrathete und 18,695 unverheyrathete. Es starben von ihnen 403. Geboren wurden 20,556 Kinder, worunter 2527 todtgeboren, 3419 nahmen die Mutter wieder mit, und 14614 blieben in der Anstalt.

— —

Im Monat September 1811 sind im Königreiche Baiern 2 Mörder, 61 Diebe, 16 Betrüger, 13 Schwärzer, 77 Königl. Bairische und 324 ausländische Deserteurs, 45 Uebertreter der Kantonspflicht, 977 vagabundirende Männer und 677 Weiber oder Kinder, 9 Wildschützen, 13 Holzfrevler, 52 Hausirer, 681 Polizey-Uebertreter und 419 Bettler angehalten worden, zusammen 3366 Individuen. Im Monat October waren es, 1 Mörder, 2 Straßenräuber, 85 Diebe, 26 Betrüger, 17 Schwärzer, 106 Königl. Bairische und 370 fremde Deserteurs, 50 Uebertreter der Kantonspflicht, 1141 vagabundirende Männer, 663 Weiber und Kinder, 8 Wildschützen, 18 Holzfrevler, 119 Hausirer, 653 Polizey-Uebertreter, 700 Bettler, zusammen also 3959 Individuen.

Wochenschrift für das Jahr 1812.

Erholungen.
Ein thüringisches Unterhaltungs-Blatt für Gebildete.

Im Verein herausgegeben von:
Aug. Apel, C. A. H. Clodius, J. G. A. Galletti, Theod. Hell, Franz Horn, Aug. Kitzingemann, Friedr. Laun, Heinr. Otto Grafen v. Loeben, Friedr. Baron de la Motte Fouquee, Carl Mächler, Gustav Schilling, Heinrich Schorch, Christian Schreiber, J. Schuderoff, Joh. Schulz, J. B. Trommsdorf u. a. m.

Der obige Titel bezeichnet im Allgemeinen Inhalt und Absicht einer Wochenschrift, die seit Anfang des Jahres 1812 erscheint. — Sie tritt nicht unbereitet hervor, eine sichere Bestimmung erkennend, und gewiß der Theilnahme der obgenannten achtbaren Schriftsteller, so wie der Mitwirkung vorzüglicher Männer des thüringischen Vaterlandes und des Auslandes. Ohne den unsichern Boden der Politik betreten zu wollen, ist unser Augenmerk vorzüglich darauf gerichtet: zur Beförderung allgemeiner Cultur beyzutragen, durch anziehende und belehrende Darstellungen das Interesse gebildeter Leser in Anspruch zu nehmen, und eine sowohl erheiternde als belehrende Unterhaltung in Familienzirkel zu bringen. Was aber die Erholungen darreichen, möge stärkende Nahrung für Geist und Herz seyn: Nahrung, die erquickt und erfrischt, und die dem fein gebildeten Publikum Befriedigung gewährt.

Der Inhalt wird liefern: belletristische Original-Aufsätze, in Prosa und Poesie — kritische Anzeigen belletristischer und artistischer Schriften — Auszüge aus den Werken vorzüglicher deutscher und ausländischer Schriftsteller — Darstellungen aus der Geschichte — aus der Länder- und Völkerkunde — Merkwürdigkeiten aus der Natur und dem Menschenleben, so wie sich dahin beziehende Korrespondenz-Nachrichten.

Von den Erholungen erscheinen in ungleicher Stärke wöchentlich zwei Stücke in Quarto, Mittwochs und Sonnabends, auf gutes Papier, sauber gedruckt. Monatlich werden mit diesem Blatte mehrere literarische Intelligenzblätter, jährlich aber noch Extrabeylagen an Kupferstichen, Notenblättern und dergl. mehr, ausgegeben. Die Vorausbezahlung für den halben Jahrgang ist 2 rthlr. 6 gr. sächß. oder 4 fl. 3 kr. rheinl., die für den ganzen Jahrgang 4 rthlr. 12 gr. sächs. oder 8 fl. 6 kr. rheinisch.

Bey allen wohllöblichen Postämtern und Zeitungsexpeditionen sind die Erholungen für diesen Preis posttäglich zu haben. Monatlich werden sie, in einen Umschlag geheftet, durch den Buchhandel versandt, und man macht deshalb die Bestellungen in der G. A. Keyserschen Buchhandlung in Erfurt, so wie in jeder andern soliden Buchhandlung.

Erfurt, im März 1812.

Die Expedition der Erholungen.

Der

Verkündiger.

56. Stück. Mittwoche. Am 18. März 1812.

Bemerkungen über den Ackerbau und den innern Handel in Bengalen.

Folgende Nachrichten ziehen wir aus einem englischen Werke, Remarks on the Husbandry, welches 1806 in London erschienen ist.

Die Gegenden, welche unmittelbar unter der Regierung des Präsidenten des Forts William stehen, begreifen die Soubas von Bengalen und Bihar, einen Theil der angränzenden Soubas von Allahabad, Oresa und Berar, so wie auch einige Länder, welche ihre Unabhängigkeit, selbst während des größten Glanzes des Mongolischen Reichs behauptet hatten. Aber alle diese Provinzen stehen Bengalen sowohl an Umfang als Werth nach. Man versteht daher unter Bengalen gewöhnlich alle Provinzen, die unter der Regierung von England, und unmittelbaren Verwaltung des Rathes von Calcutta stehen. Die erste Ansicht von Bengalen ist eine große Ebene, und einige wenige erhabene Landstriche machen eine Ausnahme von der Einförmigkeit des übrigen Landes.

Es ist wahr, daß der Ganges, weil er jährlich die, an seine Mündungen gränzenden Länder überschwemmt, ein niedrigeres, allmählig abnehmendes Niveau voraussetzt; dieses verändert aber den allgemeinen Anblick nicht, welchen diese sämmtlichen flachen, fast aller Unebenheiten beraubten Länder, darbieten.

Jedoch geben uns diese Ausnahmen und kleinen Verschiedenheiten in der Neigung des Bodens, eine natürliche Abtheilung von Bengalen. Der heilige, unter den Namen Ganges bekannte Fluß, durchläuft eine, von einer Bergkette und einigen erhabenen Landstrichen begränzte Ebene, an welche Bengalen gränzt, welches er auch an einigen Orten durchschneidet. Das Hauptbette des Ganges verliert seinen heiligen Namen, welchen er einen seiner Zweige ertheilt; es ist dieses der Hauptkanal des Flußes, welcher jährlich austritt und die Gegenden durch welche er fließt überschwemmt.

Dieser beträchtliche Theil von Bengalen, ist derjenige dessen Produkte und Manufakturen den größten Werth haben. Die höheren Länder welche den Südöstlichen Winkel dieser Provinz begreifen, sind nicht nur kleiner, sondern auch von geringerer Wichtigkeit in Hinsicht auf Handel und Finanzen. Man könnte diesen Theil daher übergehen, und sich bey einer Abtheilung der Ebene von Bengalen aufhalten, welche sich auf die Natur der Produkte ihres Bodens stützt.

Der Reis, welcher in den der Ueberschwemmung unterworfenen Landstrichen, in seltenem Ueberfluße vorhanden ist, geräth in allen südlichen Distrikten. Je nachdem man aber an den Ganges hinaufkommt, tritt er den ersten Rang dem Waitzen und der Gerste ab. Der Maulbeerbaum, welcher in den mittlern Provinzen Bengalens einheimisch ist, ist in den nördlichen und östlichen Provinzen, in welchen der Mohnbau anfängt, sehr beschränkt. Obgleich diese Abtheilung nur wenige Produkte trägt, so ist sie doch nicht ohne Interesse. Der Zucker und der Indigo sind in der ganzen Ebene gemein. Man macht auch grobe Leinwand, die aber nur in Vergleich mit den feinern Fabrikaten des jährlich überschwemmt werdenden Theiles, grob genannt werden kann. Die erste natürliche Abtheilung des Landes, deren wir Erwähnung gethan haben, ist dieselbe die die Indus schon bemerkt haben; sie glauben nämlich daß die

die Antilope die Gegenden ihres Aufenthaltes heilige; die Orte, die sie vermeidet bringen aber nach ihrer Meinung eine Art Unglück mit sich. Diese Meinungen sind aber nicht eitle Vorurtheile; denn sie scheinen auf die Natur gegründet zu seyn. Die großen Ebenen in welchen sich die Antilopen gerne aufhalten, liegen zwischen waldigen Gebirgen und sumpfigen Gegenden, welche das Wasser jährlich bedeckt.

Man kann das Land noch in mehrere Abtheilungen, nach den verschiedenen Clima der Provinzen, theilen. Die periodischen Winde welche in der Bay von Bengalen herrschen, erstrecken ihren Einfluß auch in das innere des Landes, bis dahin, wo sie von Bergketten von verschiedener Richtung aufgehalten werden, welche aber der des Ganges entspricht.

Der Nord- und der Südwind, wehen wechselseitig jährlich eine unbestimmte Zeitlang, auf den der Bay gegen über liegenden Landstrichen. Die Nordwinde herrschen während der kalten, und die Südwinde während der warmen Jahrszeit.

Der Zeitpunkt wo sie sich verändern, scheint aber eher auf der südlichen als nördlichen Seite des Delta, statt zu finden. Diese Verschiedenheit entspricht der, welche man bey den periodischen Winden der beyden entgegen gesetzten Seiten der Bay bemerkt. Die Jahrszeiten stimmen in Bengalen fast mit den Veränderungen der herrschenden Winde überein. Gewöhnlich unterscheidet man die kalte, die warme und die regnerische Jahrszeit; aber die Eingebohrnen welche sie genauer beobachtet haben, zählen sechs, jede zu zwey Monaten

Der Frühling und die trockne Jahrszeit dauert vier Monate, und während derselben nimmt die Hitze allmählig so zu, daß sie selbst für die Eingebohrnen unerträglich wird. In den mittlern Provinzen wird diese drückende Hitze von mit Donner, Hagel und Regen vermischten Gewittern gemildert, welche von Windstößen begleitet sind, die öfters plötzlich von Nordwest her wehen. In den südlichen Distrikten hat man häufigere sanfte Regen, welche diese glühende Atmosphäre abkühlen; aber in Bihar und den angränzenden Ländern, weht während des größten Theils der warmen Jahrszeit ein brennender Westwind. Dieser Wind weht während des Tages sehr stark, wird aber während der Nacht, von einem gelinden und kühlen Seewind ersetzt, der von der entgegengesetzten Seite herkommt. Zuweilen bleibt er auch ganze Tage und Wochen lang aus, und wird von schwachen Ostwinden vertreten. Jenseits Bihar sind die heißen Winde noch herrschender, und die erfrischenden Seewinde und Gewitter, welche die Hitze mildern könnten, werden seltener.

Endlich kommt die regnerische Jahrszeit, welche den Qualen der Hitze ein Ende macht. Sie fängt im ganzen Lande fast zur selben Zeit an. Während der beyden ersten Monate regnet es gewöhnlich sehr starck und ohne Unterlaß. In diesen ersten Zeitraum ist ein Zwischenraum von einigen Tagen, an welchen es nicht regnet, sehr selten; und es regnet so heftig, daß man Beyspiele hat, daß es in einem Tage, drey, vier, ja selbst fünf Zolle regnete. In den beyden folgenden Monaten werden die Unterbrechungen häufiger und länger. Wegen der drückenden Hitze dieser Jahrszeit, hat man sie die erstickende genannt. Die Flüße, und darunter besonders des Ganges, welche schon vor der regnerischen Jahrszeit anfingen, anzuschwellen, fahren während der beyden ersten Monate dieser Jahrszeit fort, zuzunehmen, und im dritten Monat erreicht der Ganges seine größte Höhe. In diesen Zeitpunkt sind alle Flüße Bengalens ausgetreten und der Delta des Ganges steht unter Wasser. Die andern Theile des Landes sind den jährlichen Ueberschwemmungen manchmal unterworfen, welches für sie ein großes Ungemach ist; es geschieht aber nur, wenn außerordentliche heftige und starke Regen fallen, welche dann die Flüsse sehr über ihr gewöhnliches Niveau erheben.

Die Verschiedenheit in der Masse des gefallenen Regens, verändert den Ertrag der Ernte nicht merklich; denn in den untern Theilen von Bengalen beträgt die gefallene Regenmasse selten unter siebenzig und selten über achtzig Zoll.

Bey der Annäherung des Winters fangen die Flüsse an, zu fallen, die häufigen Regen hören auf und die Ueberschwemmung verschwindet nach und nach. Die stehenden Wasser, die natürlichen Folgen der kalten Jahrszeit, sind in den eigentlichen Bengalen sehr häufig. Während dieser Zeit ist der Thau sehr häufig und durchdringend. In den höheren Breiten von Indien, und in seinen gebürgi-

gen

gen Theilen gefriert es in diesen Zeitpunkt und man empfindet eine lebhafte Kälte. Selbst in den flachen Ländern bildet man durch Hülfe der Verdünstung Eis, welche man dadurch vermehrt, daß man das Wasser in poreuse Gefäße thut; dabey ist die Temperatur der Athmosphäre viele Grade über den Gefrierpunkt.

In Bihar und Benares beklagt man sich oft über eine Kälte, welche die Pflanzen verdirbt. Die Eingebohrnen unterscheiden mit Recht zwey Winter, den des Frostes und den des Thaues. Außerdem muß man bemerken, daß der Thau überhaupt den ganzen Winter über sehr häufig ist, und die Vegetation besonders befördert. Er liefert so viele Feuchtigkeit, als das Korn in einem lockeren, die Feuchtigkeit anzuhalten fähigen Boden, welchen fast das ganze Land hat, bedarf.

Der Boden von Bengalen ist überhaupt thonigt, jedoch mit vielen Kieselsand vermischt, welcher durch Salze aller Art und eine Menge vegetabilische und mineralische Substanzen fruchtbar gemacht wird. In dem ebenen Lande dient der Sand überall der Garteuerde zum Basis. Man erkennt daran einen Boden, der den Continent durch den allmähligen Zurückzug des Wassers, hinzugefügt wurde. Die Fortschritte dieses Zurückzuges bemerkt man auffallend an den Beeten der großen Flüsse von Bengalen. Mehrere haben schnelle Veränderungen erlitten, von denen man die Zeit und das Andenken noch erhalten hat.

Ein Zeitraum von dreißig Jahren reicht kaum hin, den reinen Sand mit einer zur vegetationsfähigen Lage Erde zu bedecken, welche bey hinlänglicher Cultur die Arbeit des Landmannes belohnt. Ein Jahrhundert erhöht dieses Erdreich nicht um eine halbe Spanne. In den Districten, welche jährlich überschwemmt werden, geht dieses weit schneller, und zwar aus sehr einleuchtenden Gründen, welche zugleich begreiflich machen, warum daselbst der fruchtbare Boden weit tiefer ist, und warum dieser Boden weit mehr Thon enthält.

Ein Gemisch von Kalk- und Kieselerde wird an mehreren Orten zu einer festen Masse und bildet einen Stein, der Kunkur genannt wird. Zuweilen vermengt sich mit dem Gemische dieses Steines etwas Eisen, welches seine Härte vermehrt. Kieselsteine von verschiedenen Arten, welche sich von den Hügeln losgerissen haben, sind in den daran liegenden Ebenen zerstreut; sie machen eine Ausnahme von der Einförmigkeit des Bodes, welche man zu den oben gedachten zählen muß.

Wenn man die verschiedenen Verhältnisse betrachtet, in welchen natürlich der Sand und Thon gemischt seyn müssen, und die Veränderungen, welche das häufige Austreten der Flüsse mit sich bringt, so wird man begreifen, daß der Boden, ungeachtet er aus denselben Substanzen besteht, große Verschiedenheiten darbieten muß.

Der Reisende, der Bengalen durchwandelt, ist nicht allein über die natürliche Verschiedenheit des Bodens betroffen; sondern noch mehr über die angenehmen Wohnungen der Bauern, welche auf dem Hügeln leben, im Vergleich mit den elenden Hütten derer, welche die Ebene bewohnen. Dieser Contrast flößt unwillkührlich den schmerzlichen Gedanken ein; wie wenig nehmlich der Reichthum der Produkte der Erde und der blühende Zustand der Manufacturen, zum Glück der Volksmasse beyträgt.

In den der jährlichen Ueberschwemmung unterworfenen Districten, beweisen die sehr über das gewöhnliche Niveau erhabenen Wohnungen und Felder, die Wirkungen einer ausdauernden Industrie. In denselben Gegenden zeigt sich in der Regenzeit den erstaunten Blicken ein Schauspiel, welches ganz den Reiz der Neuheit hat; es wird nämlich auf den überschwemmten Feldern eine lebhafte Schifffahrt getrieben, während man auf der Oberfläche des Wassers die Reisähren schwimmen sieht, welche eine reiche Ernte versprechen. Zugleich erblickt man Dämme, deren Bauart eine Vorstellung von einer erstaunenswürdigen Arbeit giebt; diese Dämme reichen nicht hin, die Ueberschwemmung zu verhüten, aber sie schützen vor den Verwüstungen der zu großen und plötzlichen Ueberschwemmungen. Die Bauern fahren mit kleinen Schiffen auf den Markt und selbst auf ihre Felder, und nehmen ihre Familie und ihre Hausthiere mit, damit, wenn während ihrer Abwesenheit das Wasser vielleicht austreten würde, ihre Familie und ihr Vieh, der Zuflucht auf die Schiffe, die sie selbst gebrauchen, nicht beraubt seyn möchte, und also entweder ertrinken müsse oder fortgerissen würde.

(Der Beschluß folgt.)

Ver-

Verschiedenes.

Innsbruck, den 26. Februar. Nach Berichten aus dem obern Innthal hat auch in diesen Gegenden die große gefallene Schneemasse an den Strassen und Brücken vielen Schaden verursacht. Die Strasse nach dem Arlberg war 5 Tage lang gesperrt. Am 17. dieß fiel ein neuer Schnee mit Regen vermischt, worauf gänzliches Thauwetter eintrat. Von allen Seiten giengen Schneelauwinen, und bedeckten Strassen und Thäler. Gewaltige Steinmassen rissen sich von den Bergen los, und stürzten in die Thäler und Flüsse mit fürchterlichem Getöse. Dieser schauerliche Zustand dauerte 3 Tage; Niemand konnte sich ohne die höchste Lebensgefahr in die Thäler hinein wagen. Im Innthal zwischen Finstermünz und Martinsbruck fiel eine Grundlauwine, von einem Bergbruch begleitet, in den Innstrom, und sperrte den Lauf desselben 2 Tage lang. Das Wasser schwoll immer mehr an, und die Eismassen thürmten sich auf. An Menschenhülfe war hier nicht zu denken. Endlich machte sich der zwischen zwey Berge eingeschlossene Strom selbst Luft, und riß unaufhaltbar die größten Felsstücke, Baumstämme, und Eisschilder mit sich fort. Die ältesten Personen sagen, daß diese Naturerscheinungen in einem so hohen Grade für sie neu seyen.

— —

Wallfisch. Am 7. Febr. wurde ein ungeheurer Wallfisch bey St. Quintin im Arondissement von Abbeville, an die Küste getrieben, und blieb bey der Ebbe auf dem Sande liegen. Kaum wurde er bemerkt, als alle Bewohner der Küste sich versammelten, um ihn in Stücken zu zerlegen; man versichert, daß mehr als 30 vierspännige Wagen mit der Transportirung dieses Kolosses beschäftigt waren, von welchem man mehr als 4000 Pfund Thran zu ziehen hofft. Dieser Wallfisch war 14 Meter lang und 3 Meter hoch. Man behauptet, daß, als man ihm Anfangs einen Schlag mit einem Grabscheit gab, er noch die Kraft hatte, einen 2 Meter breiten Rachen zu öffnen, und einen so fürchterlichen Schrey auszustossen, daß mehrere vor ihm stehende Personen bewußtlos niederfielen. Mehrere Mitglieder der konstituirten Authoritäten haben sich an Ort und Stelle begeben, um die besondere Gattung dieses Wallfisches zu konstatiren.

— —

Die Auseinanderwikelung der im Herkulanum gefundenen Manuscripte wird durch die Herren Rosini, Scotti und Pesseri lebhaft betrieben. Neuerlich sind Fragmente eines lateinischen Gedichtes über den Krieg zwischen Antonius und Augustus, und lange Stellen des zweyten Buchs des Epicurs über die Natur herausgebracht worden; man hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, das ganze Werk dieses Schriftstellers zu finden. Ein moralisches Werk des Polystrates, eines Schülers des Epicurs, wird gedruckt. Man wird auch Fragmente vom Calotes über Plato's Dialog Lysis, und vom Canisius über die Freundschaft herausgeben. In diesem Augenblick arbeitet man an dem Druck eines ganzen Werks des Philodemus über die Rethorik. Die Nachgrabungen zu Pombeji wurden lebhaft erneuert, seitdem der König den dazu bestimmten Fond vermehrt hat. Ein Theil der prächtigen und reichen, daselbst gefundenen Marmorfußböden ist zu den Gallerien des königlichen Museums bestimmt, und einige davon sind in den Sälen der Akademie niedergelegt, wo sie von den Künstlern bewundert werden.

— —

Joh. Wolfg. Csrey v. Nagy-Asta, Major und Güterbesitzer zu Krajna in Siebenbürgen, ein großer Liebhaber der Naturgeschichte, besonders der Botanik ist Willens, die fast überall wildwachsende Tormentillpflanze (Tormentilla erecta L.) deren getrocknete und gemahlene Wurzel ein vortreffliches Gerbematerial ist, und von welcher 150 Pf. die nämliche Wirkung thun, wie 700 Pfund Eichenrinde, ordentlich im Großen anzubauen. Das damit gegerbte Leder erhält eine vortreffliche Qualität und zugleich eine angenehme röthlichte Farbe; auch ist die Pflanze offizinell. (Mehr sehe man über diese Pflanze im vorjährigen Verkündiger.)

— —

Im Kanton Graubündten, im Prettigäu hatte man am 19. Febr., um 4 Uhr Morgens, Erdstöße verspürt; zu Saas, Luzein und St. Antonien (auch zu Valenz im Kanton St. Gallen) haben Schneelauwinen Schaden angerichtet. Eine für den Ort Truns sehr gefährliche war am 17. mit Glück gefallen. Der nasse, schwere Schnee, der untern Region, meint man, möge zuweilen den trockenen, leichten der obern im Schlüpfen aufhalten. Gleichen Tags war eine ungeheure Lauwine von der Alp über Hohentrins gebrochen, sie verheerte Waldungen und theilte sich in zwey Stöße, wovon der eine in eine Schlucht stürzte, und der andere große Holzlager, 2 Hütten und 12 Ställe mit allem Futter, doch ohne Menschen, mit sich fortreissend, sich auf Büchsenschußferne vom Dorf gleich einer Mauer stellte.

Der

Verkündiger.

57. Stück. Freytag. Am 20. März 1812.

Bemerkungen über den Ackerbau und den innern Handel in Bengalen.

(Beschluß.)

Dieser Gebrauch stellt die Gefahren der Ueberschwemmung unter einer schrecklichen Form dar. Wenn man vor den Wohnungen dieser Bauern vorbey kommt, und man das Wasser beynahe bis auf den Gipfel des künstlichen Hügels, auf welchen die Hütte gebaut ist, reichen sieht: fühlt man ganz die Nothwendigkeit ihrer Vorsichtsmaßregeln. In der trockenen Jahrszeit bilden die unbeständigen Wohnungen der Arbeiter, welche allein, in einer erst aus dem Wasser hervorgegangenen Ebene liegen, einen Contrast mit dem gewöhnlichen Gebrauch, die Häuser zusammen zu bauen und Dörfer zu bilden, um welche herum sich die Felder ausbreiten.

Wenn die Dämme, welche bestimmt sind, eine zu große Ueberschwemmung aufzuhalten, in den derselben unterworfenen Oertern, das Verlangen anzeigen, diese Länder in Werth zu setzen; so zeigt sich dieses Verlangen noch mehr in den andern Theil der Ebene, durch die Menge von Wasserbehältnissen und Schleußen welche da und dort angelegt sind, um die Wässerung zu erleichtern; in den westlichen Provinzen bemerkt man zu demselben Zwecke überall Brunnen.

Wenn man gleich an diesen Orten vieles sieht, welches Beyfall verdient, so findet man jedoch noch mehr Gegenstände, welche das Gegentheil verdienen. Das Zusammenleben der Bauern in Dörfern, ihre kleinen Güter, der Mangel an Mauern und Zäunen, halten die Fortschritte des Ackerbaues sehr stark zurück. Es ist sehr mehr, daß in den Gegenden, welche die Tiger verwüsten, allein liegende Wohnungen nicht genug Sicherheit gewähren würden, und man hier die Heerden nicht ohne Vertheidigung weiden lassen könnte. Man kann aber die Gewohnheit der Bauern nicht entschuldigen, welche wechselseitig den Pflug verlassen um zu weben, und den Webstuhl um zu pflügen. Ob man gleich die Industrie nicht schlechter einrichten kann, so ist es doch der Gebrauch in den reichsten dieser Provinzen. Die mahlerischen Ansichten, deren die Ebene beraubt ist, finden sich wieder in den bergigen Provinzen. Diese setzen den Beobachter noch mehr in Erstaunen durch die karakteristische Verschiedenheit ihrer Einwohner, welche denen der Ebene ganz und gar nicht gleichen. Jenseits Bengalen verrathen die Eingebohrnen der nördlichen Gebirge durch ihre Züge tartarischen Ursprung. Ihre Race hat sich bis in die fruchtbaren Ebenen verbreitet, welche an dem Fuß dieser Gebirge liegen, und die Grenze von Bengalen auf der nördlichen Seite bilden.

Auf den östlichen Hügeln zeigen die Züge der Einwohner nicht weniger deutlich einen verschiedenen Ursprung an, und die erhabene Ebene welche in dem westlichen Theile von Bengalen liegt, ist mit einer, oder vielmehr mehreren Racen Bergbewohnern bevölkert, welche wahrscheinlich diejenigen sind, die man als Ureinwohner und Eingebohrne betrachten kann. Die Bergbewohner sind von den Indus ganz deutlich durch die Religion, den Karakter, die Sprache und die Sitten eben so verschieden, als durch ihre Bildung.

Sie bewohnen unter verschiedenen Namen die große, im Mittelpunkte von Indien liegende, gebirgige Ebene. Einige ihrer Stämme sind noch im

von Eingebohrnen, welche vor vielen Jahrhunderten, durch andere neue Völkerschaften, welche in dieses Land kamen, verjagt wurden. Aber weder ihre dunkeln Wälder, noch ihr undankbarer und dürrer Boden, noch fast unzugänglichen Wege und das ungesunde Klima, konnten ihnen den ruhigen Besitz der wüsten Gegend, welche sie zu ihren Aufenthalt wählten, sichern. Man findet unter ihnen auch einige Indus und Türken. Bemerkenswerth ist auch, daß einige dieser bergbewohnenden Völkerschaften, wenn sie in der Cultur vorrücken, die Lebensart, ja sogar die Religion der Indus annehmen, und endlich sich mit ihnen zu einer Völkerschaft verbinden.

Unter der gemischten Volksmasse der mittleren Provinzen, unterscheidet ein aufmerksamer Beobachter leicht die Muhamedaner von den Indus; und von den letztern vermischt er gewiß die Mongolen, die Afgans und ihre unmittelbaren Abkömmlinge nicht mit den erst kürzlich hierher gekommenen Muhamedanern. Unter dem Geschlechte der Indus erkennt er sehr leicht, an einigen besondern Zügen, das Bengalische, welches von allen andern von Hindostan verschieden ist. Der Handel mit dem Auslande hat diese Verschiedenheiten vermehrt, weil er Leute aller Nationen von Europa und Asien nach Indien zieht. Da aber diese Colonisten nicht viel zur Bevölkerung beytragen; so können wir annehmen daß Bengalen hauptsächlich blos von Indus und Muhomedanern bewohnt sey.

W.

Verwüstungen der Schneelawinen im Departement Chamberi, im Februar.

Zu Burg-Maurici stürzte in der Nacht vom 15. eine ungeheure Schneelawine von dem Gebirge oberhalb des Dorfes Echines herab, sie fiel auf 2 Häuser, welche Zusammen 17 Personen enthielten, deren 6 auf der Stelle todt blieben, die übrigen wurden nach und nach mehr oder weniger verstümmelt unter den Trümmern hervorgezogen. Alles Vieh ist erschlagen worden.

In der nämlichen Gemeinde wurde ein Theil des 9 verlassen worden, waren am 16. beym hellen Tage von einer Schneelawine getroffen, welche in der unvorgesehensten und unglücklichsten Richtung auf das einzige noch bewohnte Haus niederstürzte, das Holzwerk an dem Dache des Stalles auseinandersprengte und 10 Stück Hornvieh erstickte. Durch ein ganz unerwartes Glück rettete sich eine Frau mit 6 Kindern in die Oeffnung einer Mauer, vor welcher Bretter standen, nur der Vater, welcher in dem Augenblick des Herunterstürzens der Lavine aus dem Hause treten wollte, wurde auf seiner Thürschwelle erschlagen. Erst 24 Stunden nach diesem schrecklichen Vorfalle konnte die Mutter mit ihren 6 Kindern aus ihrer fürchterlichen Lage befreyt werden.

In der Gemeinde Champagny waren am 17. d. 6 Menschen den Konscribirten entgegen gegangen, die sich nach Moutiers begeben hatten, um sich vor dem Rekruttirungskonseil zu stellen, welches daselbst seine Sitzungen hielt. Sie hatten sich etwas von dem Wege entfernt und kamen in den tiefen Schnee, welcher unter ihren Füßen wegrollte und sie in den Waldstrom, Georges, stürzte, der sie in seine Untiefen fortriß. Der Maire mit 20 Einwohnern machte sich ungesäumt zu ihrer Rettung auf, allein nach großer Mühe und Anstrengung konnten nur 2 dieser Unglücklichen noch etwas athmend, in einem schrecklichen Zustande hervor gezogen werden, die übrigen haben bey dem Herabstürzen das Leben verloren.

In der Gemeinde de la Batie, in dem Dorfe de l'Eglise hat ein ähnlicher Schneefall am 16ten eine Mühle und ein Haus mit fortgerissen, wobey ein junger Mensch und ein junges Mädchen das Leben verloren haben.

In der Gemeinde Monvalesan für Seez fiel eine Schneelawine auf das Haus des Schulmeisters, mehrere Personen, die im Begriffe waren, in die Kirche zu gehen, wurden von ihr erreicht und niedergeworfen, es befindet sich darunter eine 80jährige Frau, für deren Leben man fürchtet.

In einem großen Theile der übrigen Gemeinden dieses Arrondissement waren mehrere Familien in der größten Gefahr, und konnten sich nur dadurch retten, daß sie ihre Wohnungen plötzlich verließen.

Am 25. wurde die große Landstrasse zwischen [illegible] durch ungeheure Schneu-

blöcke, welche sich von dem Gebürge losmachten, und alles, was ihnen in den Weg kam, zertrümmerten oder mit sich fortrissen, in einer Länge von 10 Metern von Grund aus zerstört, und in einer Strecke von einer Viertelstunde bedeutend beschädiget, selbst für Fußgänger war kein Weg mehr zu finden.

Auch das Arrondissement von Annecy war der Schauplatz ähnlicher trauriger Ereignisse, wie die bisher erzählten. In der Gemeinde St. Ferreol stürzte in der Nacht vom 16. auf den 17., von der höchsten Spitze des Berges Arclosan eine ungeheuere Schneelawine herunter, und nachdem sie einen Weg von ungefähr drey Viertelmeilen zurückgelegt hatte, verschlang sie eine Mühle, einen Holzstall, zwey Häuser, zwey Scheuern und zwey Fruchtböden in dem Weiler de la Patenerie gelegen. 9 Personen, die ganze Bevölkerung dieser Sektion der Gemeinde, haben bey dieser schauerlichen Kathastrophe ihr Leben eingebüßt. Bey dieser Gelegenheit haben sich die Einwohner von Faverres und St. Ferret sehr vortheilhaft ausgezeichnet, und Beweise der edelmüthigsten Menschenliebe abgelegt, in der Hoffnung die unglücklichen Schlachtopfer zu retten, drangen sie mit unglaublicher Mühe und Anstrengung, bis zu ihnen hin, allein sie fanden nur Leichen und Trümmer.

Zu Chambere sind ein Schuhmacher, Vater von 6 Kindern, ein alter mit kurzer Waare handelnder Kaufmann, ein Zimmermann und ein Bauer von dem Waldstrom der Leysse, fortgerissen worden, und darin untergegangen.

Wir wollen diesen Artikel mit der Erzählung einer merkwürdigen Thatsache beschließen, welche durch die nämlichen schrecklichen Ereignisse hervorgebracht wurde, ohne ihre traurigen Folgen zu haben. In der Gemeinde von Leschaud, Arrondissement von Annecy, wurde ein aus 8 Häusern bestehendes Dorf, welches dicht an einen Felsen angelehnt ist, zwanzig Fuß weit heruntergerückt und zwar, ohne daß die Einwohner das geringste davon verspürten, der Felsen blieb kahl stehen, und die Häuser haben nicht den geringsten Schaden gelitten, und selbst die Schlösser sind völlig unbeschädigt geblieben.

Ueber die Tabaks-Pflanzungen in der Schweiz.

Die gegenwärtige Lage unseres geliebten Vaterlandes, wird aus der Schweiz gemeldet, eingeschlossen von großen Reichen und Mächten, deren System mit dem des großen Napoleons verflochten ist, verschließt uns den Zutritt aller fremden Produkte und Handlungsartikel, welche unseren Gewohnheiten und Genuß beynahe unentbehrlich geworden; unter diesen zeichnet sich besonders der Artikel des Tabacks aus, der zwar im Lande gebaut, aber in diesem Zustand nur von der untersten Klasse der Einwohner gebraucht wird; die feineren und besseren Tabaksarten wurden vom Auslande bezogen, welches uns keine mehr liefern kann.

So wie Mangel und Bedürfniß ein Land heimsuchen, so werden Hülfsmittel gesucht, demselben vorzubeugen — so auch hier.

Es ist eine Wahrheit, daß der rohe Tabak unseres Landes einen äußerst unangenehmen Geruch und widrigen heftigen Geschmack hat, welchen ihm die Fabrikanten durch ihre Zubereitungen zu benehmen suchen; allein das einmal getrocknete Blatt läßt dieses unangenehme Wesen nicht mehr gänzlich fahren, und es wird deswegen selten ein guter Tabak aus demselben verfertigt. Die Erfahrungen anderer Länder haben uns aber belehrt, daß man diesem stinkenden Stoff den Austritt geben könne, wenn man mit dem frischen Blatt folgende Arbeit vornimmt, welche durch Nachahmung sich wirklich bestätigt hat, denn die Versuche über diesen Gegenstand wurden im Jahr 1810, Namens der ökonomischen Gesellschaft, vorgenommen, und haben, ungeachtet des Mangels an bequemer Besorgung, guten, nicht mehr stinkenden Tabak geliefert. Es ist daher keinem Zweifel unterworfen, daß die sorgfältige und gute Besorgung dieser Arbeit einen vortrefflichen Nutzen für die Fabrikation eines feinern Tabaks haben werde.

Hier ist die Anleitung dazu, welche ganz auf chemischen Grundsätzen gebaut ist.

So wie die Ernte der Blätter sich nähert, läßt der Gutsbesitzer in der Nähe des Ackers eine Grube öffnen, welche nicht tiefer seyn darf, als ein [illegible] Zoll

wird in einem festen Stück Land gewählt, welches nicht rollt, sondern fest bleibt; sollte man kein solches finden, so werden die Wände der Grube mit Laden festgestellt; diese Grube, oder mehrere derselben, müssen von der Größe seyn, die gesammte Ernte einschließen zu können; ferner müssen Laden und alte Tücher herbeygeschaft werden, die Oeffnung damit zu bedecken: ist dieß in Ordnung, so werden die abgebrochenen Blätter, Blatt für Blatt, in die Grube gestellt, nicht gelegt, die Spitze oben, den Stiel auf die Erde, und werden so dicht an einander gereiht und an einander gedruckt, als sich thun läßt; ist die ganze Ernte auf diese Weise in die Grube gelegt, so wird dieselbe mit Tücher (Packtuch ist dazu das beste) bedeckt und mit Laden noch verwahrt, die man gegen eintretenden Regen und schlechtes Wetter schief stellen muß, um dem Wasser Abfluß zu geben; auch wird man wohl thun, auserhalb der Grube das Ablaufen des Regenwassers zu veranstalten und einzurichten.

Nach einigen Tagen werden die Blätter zu gähren anfangen, dies hängt aber alles von der herrschenden Temperatur ab; daher muß man alle Tage nachsehen und den Zeitpunkt abwarten, daß ein angenehmer Geruch sich zeigt und die Farbe der Blätter sich ins Braungelbe verändert hat; sobald diese Zeichen vorhanden sind, werden die Blätter aus der Grube genommen, an Fäden gezogen und aufgehängt; in wenigen Tagen sind sie denn trocken und zum Aufheben bereit, wenn feucht Wetter eintritt; denn sie trocknen so stark ab, daß man sie zu Pulver reiben kann.

Ein solches Blatt hat allen stinkenden Geruch und Geschmack durch diese Arbeit abgelegt, und kann nun zu den besten Tabaksarten durch gehörige Saucen zubereitet werden; auf diese Weise können die Virginischen und Amerikanischen Blätter entbehrt werden, für welche ein so großes Quantum Geld auffer Land gieng.

Vermöge dieser Anleitung wird jeder Gutsbesitzer, welcher Tabak pflanzt, im Stande seyn, sich mit einem Versuch im Kleinen zu überzeugen, und seine Ernte im Ganzen oder in Theilen darnach einzurichten.

Noch ist zu bemerken, daß alles auf den wahren Punkt der Gährung der Blätter ankömmt, denn nehmen, so würden sie in Fäulniß übergehen; nimmt man selbige zu früh, so haben sie stinkenden Stoff noch nicht ausgeschwitzt und abgelegt.

Verschiedenes.

Erdbeben. Am 16. Dec. um ein Viertel auf 3 Uhr Morgens, verspürte man zu Nashville, in Nordamerika, und der Gegend ein Erdbeben. Die Stöße, welche bis zum Anbruche des Tages auf einander folgten, waren so stark, daß man den Einsturz der am höchsten gelegenen Häuser befürchten mußte. Dieses Unglück hat sich inzwischen nicht ereignet, nur auf dem Lande sind einige Schornsteine eingefallen. Hier ist man sich noch keines solchen Phänomens bewußt; auch war der Schrecken allgemein. Man vermuthet, daß eine Erderschütterung in Süden statt hatte, und wir den Gegenstoß empfunden haben. Man sollte fast glauben, daß diese Erschütterung von dem durch Levi und Clark angezeigten Vulkane herrührt. Der Himmel ist fortwährend mit Wolken bedeckt, die Luft drückend und wir befürchten einen neuen Erdstoß.

Da die ökonomische Gesellschaft in Bern im Auge hat, mehrere Culturen von fremden Bäumen und Gewächsen, welche einen großen Werth in allen jenen Ländern haben, allwo sie einheimisch sind, aufzuhelfen, so hat sie dermalen auch die Absicht, die Veredlung des gemeinen Ahorns, der aus dem Saamen gezogen worden, durch Zweyen und Pfropfen des Zuckerahorns zu versuchen; zu dem Ende mangeln dazu noch einige hundert Zweyschoß dieses Baumes; sie bittet daher alle diejenigen Landwirthe, welche diesen Baum besitzen sollten, um Mittheilung der nöthigen Schoße, für welche sie die Auslagen mit Dank zu erstatten erbötig ist.

Hr. Outrequin warnt in den Pariser Zeitungen die Runkelrüben-Zuckerfabrikanten, alle mögliche Vorsicht gegen die innere Bewegung des Keimens zu treffen, welche in dieser Wurzel anfängt, ehe der Frühling von Außen sich zeigt. Es gebe nur Ein Mittel die Wirkung dieser Keimbewegung zu hindern: man müsse das vegetabilische Leben der Pflanze durch eine angemessene Ofenhitze tödten. Ohne diese Vorsicht verliere die Rübe ihren Zuckerstoff, und werde herb und bitter.

Der

Verkündiger.

58. Stück. Sonnabend. Am 21. März 1812.

Unterschied des Kaffee's vom Schwertlilien-samen.

Im vorigen Jahrgange des Verkündigers haben wir schon mehreres für und gegen den von William Skrimshire als Kaffeesurrogat empfohlenen Schwertliliensamen, gegeben; durch die Verschiedenheit der Meinungen wurde Bouillon-Lagrange bewogen denselben chemisch zu untersuchen. Das Korn der Wasserschwertlille (Iris pseudo-acorus), sagt er in seinem Bericht, gleicht dem Kaffee, wenn es wie derselbe geröstet wird, sowohl in der Farbe als im Geruch, besitzt überhaupt das Aromatische des Kaffee's, mehr als jedes andere Korn, das auf dieselbe Art behandelt wird. Zuerst untersuchte er das nicht geröstete Korn, und fand, daß es ein Harz, eine zusammenziehende Substanz und Schleim enthielt, und sich im trocknen Zustande vom Kaffee nur dadurch unterscheidet, daß derselbe, nach der Analyse des Cadet ein aromatisches Princip hat, welches man in dem Schwertliliensamen wenig verspürt; keinen Schaum beym Sieden bildet, und keinen Eyweißstoff enthält. Das Rösten dieses Samens hat einige Analogie mit dem des Kaffee. Es findet ein knastern, eine Färbung und eine Trennung der äußern Schale statt. Der Same bräunet sich, wird sehr hart, verbreitet aber nicht den aromatischen Geruch des Kaffe's. — Die Farbe dieser gerösteten Substanz gleicht, wenn sie zu Pulver reducirt ist, je nach dem Grad der Röstung, sehr der des Kaffee's, und ihr Geruch kann mit den eines schlechten Kaffee's verglichen werden; ihr Geschmack ist sanft, ein wenig schleimig, aber ohne etwas Bitteres. Die Infusion dieses gerösteten Korns in der Kälte und Wärme, hat blos in der Farbe einen Unterschied gegeben, da die mit heißem Wasser gemachte eine braunere Farbe als die des wahren Kaffee's hatte. Die Unterschiede des Iris- und Kaffeedekokts sind folgende: 1) Giebt der geröstete und in der Kälte behandelte Wasserschwertliliensamen keinen Gerbestoff, während doch nach den Beobachtungen des Hrn. Cadet das kalte Wasser dem gerösteten Kaffee das bischen Gerbestoff, welches er enthält, entzieht. Bouillon-Lagrange glaubt daher, daß das Rösten, die im trockenen Samen vorhandene adstringirende Materie zerstört; 2) daß die bittere Substanz, die Chenevix und Cadet fanden, nicht im Wasserschwertlilienkorn vorhanden ist; 3) daß das schwefelsaure Eisen, zu dem in der Kälte gemachten Infusum gesetzt, ihm nur eine gelbgrünliche Farbe giebt, hingegen dem Kaffee-Infusum eine dunkelgrüne.

Die aus dieser Substanz erhaltene alkoholische Färbung ist der mit Kaffee erhaltenen analog. Sie wird vom Wasser gefällt und erhält durch schwefelsaures Eisen eine braune Farbe; dagegen hat die alkoholische Kaffee-Tinktur eine dunklere Farbe und wird durch schwefelsaures Eisen dunkelgrün.

Dieses beweist also, daß in dem gerösteten Lilienkorn, eben so wie im Kaffee, Harz vorhanden ist; daß sich aber die Gallussäure in einem andern Zustand befindet. Aus allen schließt Bouillon Lagrange, daß der geröstete Schwertliliensamen enthält: Schleim, Harz, ein wenig Gallussäure, eine färbende ausziehbare Materie

Er unterscheidet sich also von dem Kaffee bloß dadurch, daß dieser, nach Chenevix und Cadets Versuchen, Eyweißstoff, ein flüchtiges Oel, Gerbestoff und ein bitteres Princip enthält.

Aus allem ersieht man also daß unter allen Sub-

Digitized by Google

Substanzen, die man statt des Kaffee's empfohlen hat, der Schwertlilienſamen sowohl durch seinen Geruch als seine Bestandtheile, diejenige ist, die sich ihm am meisten nähert. Es ist daher besser diesen Samen, statt der Wegwarte, der Erbse und mehrern andern Samen, welche weniger Analogie mit dem Kaffee haben, anzuwenden.

Da ich, sagt Bouillon-Lagrange ferner, die Vortheile sehen wollte, welche man aus diesem Korn ziehen könnte, so habe ich einige Versuche in ökonomischer Hinsicht angestellt, und sage freymüthig, daß nach mir dieser Samen den Kaffee nicht ersetzen kann; aber zu gleichen Theilen mit ihm gemischt, mit Vortheil anstatt der Wegwarte gebraucht werden kann. Wegen seinen Eigenschaften verweisen wir die Leser auf Charpentiers Notiz, in welcher er sagt: „Seit acht Tagen gebrauche ich die Infusion dieses gerösteten Korns, und habe gefunden, daß sie weniger erweckend als der Kaffee, aber tonisch und magenstärkend ist, die langsame Verdauung erleichtert und den Urinausfluß, so wie die unbemerkbare Ausdünstung befördert.“

Der Einführer der Dampf-Maschine in Deutschland, Carl Friedrich Bückling

ward zu Ruppin geboren, und zog in dem 6ten Jahre mit seinem Vater, einem Kaufmann, nach Berlin. Hier genoß er den Unterricht auf der Real-Schule. Der Ober-Consistorial-Rath Silberschlag, ein Freund seines Vaters, rieth, den Sohn der Baukunst zu widmen. Er erlernte solche bey dem Ober-Berg- und Bau-Rath Holsche, der ihn nach einem Jahre mit nach Bromberg nahm, wo er beym Bau des Netz-Kanals als Conducteur angestellet ward. Im Jahre 1778 wählte der Verstorbene die Carriere des Berg- und Hütten-Mannes. Der hochverdiente Minister von Heinitz nahm ihn beym Bergswerks-Corps an. Er war mit unter den ersten fünf Preußischen Berg-Eleven, die die Akademie zu Freyberg besuchten. Nach geendigtem Studio zu Freyberg, ward er von gedachtem Minister mit dem Ober-Berg-Rath Waitz v. Eschen im Jahre 1779 nach Frankreich, Dänemark, Norwegen, Schweden und England geschickt, um das im letzten Lande so vollkommene Maschinen-Wesen und Eisenhütten-Betrieb zu sehen, besonders aber die Dampfmaschine nach Boulton und Watt zu studiren, weil der einsichtsvolle Heinitz bald gefunden hatte, daß nur durch diese Maschinen, das bedeutende Kupfer-Bergwerk zu Rothenburg erhalten werden könnte, dessen Grundwässer so stark waren, daß über 100 Pferde solche zu halten nicht vermochten.

Bückling hat seine Zeit gut benützt. Er brachte viele interessante wichtige Notizen in allen Fächern der Hütten- und Maschinen-Kunde mit, besonders aber in Betreff der Dampfmaschinen, wovon er in Berlin durch den Mechanikus Ring und Marwitz ein Modell verfertigen ließ. Dieses that vollkommen gute Wirkung und hob das Wasser auf 10 Fuß hoch. Hiernach sollte zur Ausführung im Großen geschritten werden, wegen ganz unerfahrener Arbeiter gerieth solches nicht vollkommen.

Bückling entschloß sich nochmals im Jahre 1786 nach England zu gehen. Er unterwarf sich den mühsamsten Arbeiten, ward selbst Schürer bey einer Maschine in London, ging darauf nach Cornwallis, wo er viele Dampfmaschinen bey den Zinn-Bergwerken fand, engagirte daselbst einen Maschinen-Wärter, den er mit nach Deutschland brachte, und der noch in dem Mansfeldschen als brauchbarer Officiant lebt, indem er unter Bückling lernte. Bey der Rückkehr nach London ward er gewahr, daß der Zweck seiner Reise verrathen sey. Dieses bestimmte ihn, eiligst nach Ramsgate zu gehen und mit einem Packet-Boote nach Ostende zu segeln. Vier und zwanzig Stunden länger in London, würde er seine Wißbegierde mit dem Leben eingebüßt haben. Durch seine Eile, rettete er sich und Deutschland gewann dadurch die Kunst, Dampfmaschinen nach Boulton- und Wattschen-Princip zu errichten. Bückling bauete die erste in dem Rothenburger Bergwerks-Revier, darauf auf dem Steinkohlenwerke zu Löbejün, auf dem Salzwerke zu Schönebeck zwey, alles im ehemaligen Preußisch-Magdeburgischen, eine andere auf dem berühmten Gräflich Einsiedelschen Eisenwerke zu Mückeberg, eine sechste auf der Saline Königshall, beyde letztere in Sachsen, auch war er es, der die erste Maschine in Oberschlesien errichten half, wo durch die fortwährende rastlose Thätigkeit des, den Schlesischen Bergbau in den glücklichsten Flor gebrachten, Staats-Ministers Gra-

fen

fen v. Reden, die Königl. Eisenwerke auf eine solche Höhe gebracht wurden, daß alle und jede Maschinen-Theile gefertigt, und nicht wie zu Anfange aus dem theuren Kanonenguß gemacht, oder aus dem Auslande hereingebracht werden mußten.

Außer diesem großen Verdienste in der Maschinen-Kunde für Deutschland, hatte Bückling auch noch das Verdienst, das erste, wenn gleich noch nicht vollkommene Bohr- und Drehwerk zu Malapane in Schlesien zu errichten. Gleiche Verdienste erwarb er sich durch eine zweckmäßige, und Kosten ersparende Einrichtung neuer Salz-Siedepfannen, als im Jahre 1789 die Saline zu Schönebeck und Halle, späterhin auch die zu Staßfürth, in Königl. Administration genommen wurden. Im Jahre 1804 machte er mit einigen Jugendfreunden eine halurgische Excursion durch Thüringen, die Besteigung des Kyffhäuser zog ihm eine große Erkältung zu, und mit dieser ward zugleich der Grund seiner Krankheit gelegt, indem ein zwar unbedeutender Nervenschlag ihn bald befiel. Niemals krank, achtete er darauf nicht. Das Uebelbefinden nahm zu, und nur spät gab er der Bitte seiner Familie nach, einen Arzt um Rath zu fragen. Die größte Sorgfalt, und gewissenhafteste ärztliche Hülfe, hielt ihn mehrere Jahre hin. Sein körperlicher Zustand ward aber immer schwächer, und nöthigte ihn endlich im Jahre 1810 seinen Abschied aus Königl. Westphälischen Diensten zu nehmen, in welche er mit Abtretung der Ueber-Elbischen Provinzen gegangen war.

Seine Vaterlandsliebe ließ ihn nach Berlin zurückkehren, hier lebte er, beschäftigt seine Söhne demselben Metier zu widmen, in welchem er so große Verdienste sich erworben hat, bis zum 22sten Februar 1812, wo ein rücklehrender Nervenschlag ihm einen sanften Tod zuzog.

Ueber Entzündung durch zusammengepreßte Luft.

Wir haben schon früher im Verkündiger angezeigt, daß zusammengepreßte Luft Wärme und Feuer erzeuge; und daß, wenn man z. B. auf dem Boden eines Rohres einen Feuerschwamm legt, und einen Stempel schnell hineinstößt, sich der Schwamm entzünde, ohne daß der Stempel den Boden berührt, noch so genau anpaßt, daß die Luft nicht dazwischen heraustreten kann.

Herr Louis von Voß führt, in Beziehung auf diesen Gegenstand, zwey Fälle von Abfeurung der Kanonen in den Belagerungen von Mainz und Danzig an, welche sich auf obigen Grund stützen.

Bey der Belagerung von Mainz 1793, geschah eines Nachmittags, nachdem das Feuer etwas unterbrochen worden war, der erste Schuß aus einer preussischen vier und zwanzigpfündigen Kanone. Kaum war aber die Kugel in die Schießscharte des Gegners gedrungen, als gleich darauf wieder ein Schuß zur Antwort erfolgte, und hinter der preussischen Batterie vier Pulverwagen in die Luft gesprengt wurden. Für die preussischen und französischen Artilleristen mußten die Umstände daher sehr merkwürdig seyn: denn die preussische Kugel war in die französische Kanone gedrungen, und mit dieser vereint zurückgekehrt, um gemeinschaftlich die Pulverwagen hinter der Batterie, wovon sie ausgegangen, zu sprengen.

Aber eben so schlug im Jahr 1807, während der Ruhmwürdigen Belagerung von Danzig, auf dem Hagelsberge, eine zwölfpfündige französische Kugel in die Mündung einer preussischen zwölfpfündigen geladenen Kanone, und entlockte dieser den Schuß, und fuhr mit dieser vereint zurück in die französische Batterie, woher sie eben gekommen. Dieser Zufall war um so merkwürdiger, als man ausserhalb an der Mündung des Zwölfpfünders nicht den geringsten Anstoß der eingeflogenen Kugel erkannte.

Die beyderseitigen Artilleristen hatten sich also gegenseitige Revange gegeben.

Da sich nun aber diese Entzündungen durch Reibung oder zufällig vorhandenen Sand nicht hinreichend erklären lassen; so scheint es, daß man hier bloß die in dem Rohre zusammengepreßte Luft zu berücksichtigen habe. Bey schnell komprimirter Luft wird nähmlich, nach neuern Erfahrungen, Licht und Wärme (Feuer) entwikelt; worauf auch die Einrichtung des Luftfeuerzeuges beruht. —

Das aus der plötzlich zusammengedrückten Luft im Rohre entwickelte Feuer, entzündete also in beyden Fällen die Ladung, und verrichtete den Dienst einer Lunte.

Digitized by Wie

Wir glauben indessen nicht, daß, um das Pulver in der Kanone zu entzünden, es erforderlich sey, daß die Kugel in das Rohr eindringe; wir glauben, daß dieß schon durch den Druck der Luft bewirkt werde, wenn sie sehr nahe an der Mündung oder an dem Zündloche vorbeyfährt.

Die Kohle, als chirurgisches Heilmittel.

Ein Petersburger Arzt macht über die im Verkündiger angegebenen Artikel, Heilung durch Kohle, bey welchen es heißt: „Die Doktoren Brillant und Duval, ausübende Aerzte in den Spitälern zu Antwerpen und Brest, fielen kürzlich auf den glücklichen Gedanken, nachdem sie die Erfahrung gemacht hatten, daß die Kohlenbrenner nie mit Hautausschlägen, Räuden, Flechten ꝛc. behaftet werden, Salben mit feinem Kohlenpulver anzuwenden, und diese Salben haben sich durch den glücklichsten Erfolg in genannten Spitälern bewährt," die Anmerkung, daß die Anwendung des Kohlenpulvers in verschiedenen innern und äusserlichen Krankheiten gar nicht neu, und mehrern Aerzten, nach der von unserm Chemiker Lowitz gemachten wichtigen Entdeckung, daß die zu Pulver gestoßenen Kohlen jeder Fäulniß widerstehen und sie verbessern, schon über 20 Jahre bekannt ist. Dieserwegen haben Mönch und Michaelis in Marburg, Taube in Celle, Dr. Bernmann in Reval, Simons in England, Hargens in Kiel, die Aerzte Sorg, Pickel und Toman in Würzburg, Dr. Obier in Genf, Hr. Kamenezkji in Petersburg, Beddoes in Bristol, Garnier und Münster in Kopenhagen, Farnar und andere, deren Heilungsmethode unser bekannter Arzt, Hr. Leffler, gesammelt und beschrieben hat, verschiedene zu Pulver gestoßene Holzkohlen, mit und ohne Beymischung andrer Arzneymittel, gebraucht, und mit dem besten Erfolg den Skorbut, den Brand, so auch gefährliche Geschwüre, Beinfraße, die Krätze, Räude und Flechten, bey welchen sie die Kohle fein pulverisirt, oder als Salbe, die mit Fett zubereitet wurde, anwandten, geheilt; auch gebrauchten sie das Kohlenpulver in Faulfiebern, in der Schwindsucht, bey Blutstürzen und bey fauler Unreinigkeit im Magen. Vor drey Jahren sind im Spitale, welches sich bey dem Erziehungshause zu Gattschina befindet, die Kinder mit Fichtenkohlenpulver, dem man, des Geschmacks wegen, etwas Zucker beymischte, von der Krätze sehr glücklich geheilt worden. Mit demselben Erfolge ward auch in dieser Krankheit eine aus zerstoßenen Fichtenkohlen zubereitete Salbe angewandt, und die Kranken genasen von ihrer Krankheit in so kurzer Zeit und so vollkommen, als man es von den allerbesten Arzneymitteln nur immer erwarten kann.

Verschiedenes.

Am 4. Jänner hielt die Petersburger kaiserl. freye ökonomische Gesellschaft ihre jährliche feyerliche Versammlung zur Feyer ihres Stiftungstages. Es wurde keine der über die bisherigen Preisfragen eingelaufne Beantwortung gekrönt, dieselben Fragen theils wiederholt, theils durch neue ersetzt, und überhaupt 11 Preisaufgaben aufgegeben, worunter die vornehmsten sind, 1) die Zubereitung des Salpeters, 2) des Zuckers aus Wasser-Melonen, 3) die Anpflanzung des Waids, 4) des Krapps, 5) einer zucker und saftreichen Pflanze im südlichen Rußland, 6) die Nachahmung der Indigo Farbe, 7) die Ueberziehung der Talglichter mit Wachs, 8) die Verfertigung undurchdringlicher Krüge, Töpfe ꝛc. ꝛc.

— —

Kopenhagen. In Wiborg sah man am 23. Sept. früh Morgen an die Sonne ganz rothgelb, und ein Nebel, der den ganzen Tag dauerte, verbreitet sich weit umher. Bald erfuhr man, daß der Allinger Wald brennt. Man glaubt jetzt, das Feuer sey auf einem daran stossenden Torfmoore angelegt. Binnen einer Stunde standen hier 300 Häuser von Torfsoden in Brand, worauf die Flamme den Wald ergriff. Doch wurde das Feuer glücklich gelöscht, wozu ein willkommener Regen viel beytrug.

— —

Nyrup, ein Wirth in Kallundborg, fieng den 27. September auf der dasigen Rhede in seinem, für Seehunde und Dorsche ausgesetzten, Reusen eine Hellbutte, die 3 Ellen lang war, 164 Pfund wog. Man sieht, daß die Natur auch bey uns zuweilen etwas Grosses erzeugt und erzieht, wenn man sie nur in Ruhe läßt, welches denn unsere Fischer und Fischereyen nur zu selten thun.

Der

Verkündiger.

59. Stück. Sonntag. Am 22. März 1812.

Merkwürdige Vergiftung in Holland.

Eine Sache von großem Interesse hat dieser Tage das Publikum in Amsterdam beschäftigt und wir können nicht umhin, derselben näher zu erwähnen.

Johann Brummelkamp, der einen Tabacks-handel getrieben, war mit seiner Frau und 5 Kindern nach Wykte Duurstede im Arrondissement Amersfort gezogen. Er hatte daselbst eine Fabrik von gemaltem Papier und einige Haus-Einwohner, denen er Tisch und Logis gab; ein ehrlicher Mann, aber dem Trunk ergeben. Unter den Personen, die bey ihm logirten, war der Herr Beerenburg, alt 85 Jahr und seine Frau. Dieser hatte mit Brummelkamp die Uebereinkunft getroffen, daß, außer dem Kostgelde, welches er bezahlte, ein Theil seiner Verlassenschaft an Brummelkamp und dessen Frau fallen sollte. Die Frau des Herrn Beerenburg war kränklich; sie starb plötzlich im September des vorigen Jahrs. Kurz darauf starb auch schleunig Hr. Nepping, Vater der Brummelkamp. Endlich starb auch Brummelkamp, nachdem er 14 Tage hindurch Magen-Schmerzen und Nasenbluten gehabt.

Die kurze Zeit zwischen diesen Sterbefällen, ein gewisser Karakter, den sie mit einander gemein hatten, die wenige Sorgfalt, die man angewandt, diesen drey Personen ärztliche Hülfe zukommen zu lassen, die alle drey gestorben waren, ohne daß man einen Arzt hatte kommen lassen, obgleich einer in der Stadt war, erregte Verdacht. Es verbreitete sich ein dumpfes Gerücht, daß diese Personen vergiftet worden. Da sich der Friedensrichter von Amts wegen für verpflichtet hielt, wegen eines so schrecklichen Verbrechens Untersuchungen anzustellen, so begab er sich an dem Tage, wie Brummelkamp gestorben war, mit einem Arzt nach der Wohnung des Verstorbenen. Nach einer Untersuchung an Ort und Stelle wurden einige äußere Zeichen der Vergiftung wahrgenommen, und er befahl, daß der Körper geöffnet werden solle. Diese Oeffnung geschah am folgenden Tage. Man zog einen rothen Saft aus dem Magen, worin man ein weißes Pulver sah, welches bey seiner Schwere niedersank. Ein Apotheker und der Professor Fremery erkannten durch unfehlbare Kennzeichen, daß es weißer Arsenik sey.

Inzwischen befahlen der Kaiserliche Procureur und der Instruktions-Richter zu Amersfort, die Frau Brummelkamp, das Dienstmädchen Adriana van Ryswyk und einen jungen Menschen Gerrit Verkerk, der mit der Frau Brummelkamp einen unerlaubten Umgang unterhielt, zu arretiren.

Während die Sache instruirt wurde, fiengen die Angeklagten an, alles zu leugnen; allein die Wittwe Brummelkamp und Gerrit Verkerk gestanden in der Folge, daß die Frau Brummelkamp, einverständlich mit dem Dienstmädchen, die Dame Beerenburg vergiftet hätten; daß sie, mit Hülfe eben des Dienstmädchens vergebens versucht habe, ihren Mann zu vergiften, indem sie Arsenik in sein gewöhnliches Getränk warf; er habe dies aber entdeckt und die Bouteille, aus welcher er einen Zug getrunken, weggeworfen; sie habe hernach ihrem Liebhaber gesagt, was sie gethan hätte; dieser hätte es gemißbilligt, indem er gesagt, daß sie unfehlbar würde entdeckt werden; er wolle ihr aber Arsenik verschaffen, welchen sie in die für ihren Mann bestimmten Speisen mischen könne und das habe sie den Abend vor seinem Tode gethan.

Am 2ten März wurden die Debatten vor dem Assisen-

Aßisenhofe des Departements eröffnet. Der Saal, worin er seine Sitzungen hielt, war ganz mit Zuhörern angefüllt. Die Anklage-Akte enthielt, daß die Frau Brummelkamp und das Dienstmädchen Adriana van Ryswyck einverständig Anschläge gegen das Leben der Dame Beerenburg und gegen das Leben von J. Brummelkamp mittelst Arsenik gemacht hätten und daß G. Verkerk ihr Arsenik verschafft habe, indem er wußte, daß derselbe bestimmt war, J. Brummelkamp ums Leben zu bringen, und daß mithin die Angeklagten der Vergiftung schuldig oder theilhaftig wären.

Der Kaiserl. Procureur führte in einer gedrängten Darstellung zufolge der Anklage-Akte an: Die Frau Brummelkamp habe, nachdem sie vorbedächtlich das Gerücht verbreitet, ihr Haus sey voller Ratzen, ihr Dienstmädchen abgeschickt, um Ratzenpulver zu holen; der Apotheker habe auf ein von der Frau Brummelkamp geschriebenes Ansuchen dem Mädchen ein Packet mit einer Unze Arsenik gegeben, und die Brummelkamp habe davon einen Theil auf den Teller gelegt, auf welchem sich die Speisen befanden, welche die Dame Beerenburg zu Mittag essen sollte; das Mädchen habe ihr diesen Teller vorgesetzt, sie habe aber nur wenig davon gegessen; die Frau Brummelkamp habe hernach mit dem Dienstmädchen den übrigen Theil des Arseniks in das Abendessen der besagten Dame gethan; das Mädchen habe ihr das so vergiftete Essen vorgesetzt, die Dame habe davon gegessen und sey dieselbe Nacht gestorben.

Was die Vergiftung des Mannes betraf, so führte der Criminal-Procureur an, daß die Frau Brummelkamp in einem unerlaubten Umgange mit G. Verkerk lebte und verschiedenemale ihren Wunsch zu erkennen gegeben habe, ihren Mann auf die Seite zu schaffen; sie habe zu dem Ende im Sommer eine Reise nach Amersfort und nach Utrecht in Begleitung ihres Galans gemacht, um Rechtsgelehrte zu berathfragen, ob sie nicht ihren Mann wegen seines Betragens unter Curatel stellen und fest setzen lassen könne. Da dieses Vorhaben ihr nicht gelang, so habe sie sich verschiedentlich darüber beklagt und den Wunsch geäußert, daß ihr Mann sterben möchte, und G. Verkerk habe ihr gerathen, ihrem Mann Gift beyzubringen. Ungefähr 8 Tage nachher, wie sie das Gift hatte holen lassen, welches für die Dame Beerenburg bestimmt war, habe sie von neuem ihr Dienstmädchen mit einem von ihr geschriebenen Billet abgeschickt, um eine neue Portion Ratzenpulver zu verlangen, da die erste verlohren gegangen. Gemeinschaftlich mit dem Dienstmädchen vertheilte sie diesen Arsenik in 2 Bouteillen Genever, welche sie an die Orte hinstellte, wo ihr Mann sein Getränk zu verstecken pflegte. Als ihr Mann des Abends zu Hause kam und einen Zug aus der Bouteille gethan hatte, bemerkte er, daß der Genever trübe war, und warf sie so wie die andre Bouteille weg, worin er ebenfalls ein weißes, Zucker ähnliches Pulver bemerkte, welches jedoch nicht den Geschmack davon hatte und welches er dem Umstande zuschrieb, daß der Genever aus dem untersten Theile des Fasses herrühren müsse.

Auf die Bemerkung der Frau Brummelkamp, daß sie sich kein Ratzenpulver mehr kommen lassen könne, übernahm Verkerk diesen Auftrag, und sobald er Arsenik bekommen hatte, stellte er denselben der Frau Brummelkamp zu, die ihm den Dienstmädchen mit den Worter zeigte: Nun habe ich, was ich brauche; morgen soll mein Mann todt seyn. Denselben Abend mischte sie den Arsenik in das Essen ihres Mannes. Verkerk war dabey gegenwärtig, und in derselben Nacht starb Brummelkamp.

In den Debatten wurden noch zwey Umstände erwähnt, welche die Verhärtung der Frau Brummelkamp in ihrer Missethat beweisen. Erstlich hatte sie einige Tage vor dem Tode ihres Mannes ein Hemd und eine Mütze zu seinen Todeskleidern verfertigt, indem sie sagte, daß er wol plötzlich sterben könnte; und zweytens, als ihr Mann die Angriffe des Gifts empfand und über Schmerzen im Magen und im Unterleibe klagte, gab sie ihm statt alles Getränks kaltes Wasser, welches seine Schmerzen noch vermehren mußten.

Am 3ten März um 1 Uhr Nachmittags erklärte Hr. Bylevelt, Präsident des Kaiserl. Gerichtshofes im Haag, der in dem Aßisenhof präsidirte, im Namen des Gesetzes, daß die Debatten geschlossen wären.

Nachdem um 7 Uhr des Abends die Geschwornen ihre Berathschlagungen geendigt und der Gerichtshof von neuem deliberirt hatte, so stimmte er der Entscheidung der Geschwornen bey, erklärte die

3. An-

3 Angeklagten des Verbrechens der Vergiftung schuldig oder theilhaftig.

Der Kaiserl. Criminal-Procureur trug demnach auf die Anwendung der Strafe an und um 10 Uhr des Abends erfolgte das Urtheil, wodurch sie alle zum Tode verurtheilt wurden.

Nachdem das Urtheil gesprochen war, ermahnte der Herr Präsident in einer so ungekünstelten als rührenden Rede, und die bey der Stille, welche in der Versammlung von mehr als tausend Menschen von jedem Stande und Alter herrschte, und bey dem Vortrage und der starken, imponirenden Stimme des Präsidenten und bey seiner eignen tiefen Rührung um so mehr Eindruck machte, die Verurtheilten zur Resignation und zu einer aufrichtigen Reue. Er schilderte die Schrecklichkeit ihres Verbrechens, und bey Gelegenheit des jungen Verkerk, der erst 22 Jahre alt ist, bemerkte er den Anwesenden, wie man, wenn man sich einmal durch das Laster hinreißen läßt, bald zu den obersten Stufen desselben gelangt.

Diese Procedur ist um so merkwürdiger, da seit der Einführung der französischen Gesetze bey uns, dies das erstemal ist, daß die Assisen- oder Special-Gerichtshöfe ein Todes-Urtheil gefällt haben.

Die Verurtheilten haben ein Cassations-Gesuch eingelegt.

Frühzeitige Gewitter und andere Sommerboten.

Das am 24. Febr. bey Berlin Abends zwischen 6 und 7 Uhr, entstandene Gewitter, welches bey Köpenick, Vogelsdorf und andern Orten sehr heftig gewesen seyn soll, wird von Manchem als etwas außerordentliches angesehen. Das ist es aber nicht — ob es gleich unter die seltnen Naturbegebenheiten gehört. Schon in ältern Zeiten hat man dergleichen bemerkt, nämlich:

im funfzehnten Jahrhundert: 1480, den 21. Februar;
im sechzehnten Jahrhundert: 1515, den 10ten, 1585, den 9ten;
im siebzehnten: 1646, den 12ten, 1647, den 14ten, 1656, den 14ten, 1666, den 24ten, 1671, den 27sten, 1680, den 7ten, 1697, den 1sten Februar.

Im abgewichenen achtzehnten Jahrhundert habe ich 18 Gewitter aufgezeichnet, die im Februar einfielen, und theils entfernt, theils nahe, und mehrere darunter den Sommer-Gewittern an Stärke und Heftigkeit gleich waren, als: den 15. Februar 1734, 1739, den 15. 1754, den 4. 1756, den 14. und 15. 1767, mehrere mal im Februar 1778, den 24. und 1790 in der Nacht vom 27. bis 28. Februar.

Auch in diesem Jahrhundert haben sich 1803, 1804, 1805 und 1809 Wintergewitter in der Ferne im Februar gezeigt.

Ich kenne zwar das alte Sprüchwort: Früher Donner, später Hunger, und es läßt sich auch aus natürlichen Gründen erklären, daß diese Ereignisse für Feld- und Gartenfrüchte eben nicht die gedeihlichsten seyn können, besonders wenn die Gewächse bereits weit vorgerückt sind, und ein starker Blochfrost nachfolgt: allein viele dieser Jahre, in welchen im Februar Gewitter entstanden, haben doch reiche ung gesegnete Ernten gehabt. Das Jahr 1666, 1756 und 1778 zeichnete sich durch seine Fruchtbarkeit und reiche Ernte aus.

Daß dieses Gewitter gerade am Schalttage eintraf, kann wohl keinem aufgeklärten Landmann und Naturforscher beunruhigen, er müßte denn zu den Tagewählern gehören.

N. S. Bemerkenswerth ist es, daß man an mehreren Orten in diesen Tagen lebendige Maykäfer angetroffen hat — die sich sehr müssen verrechnet haben. Auch hat man bereits wilde Gänse, Störche und Kiebitze gesehen. Etwas gewisses läßt sich daraus nicht vorherbestimmen, obgleich ich an noch folgenden heftigen Frost zweifle, so dürfte doch der März und der April wohl noch Schnee und mäßigen Frost bringen.

Bekanntmachung.

Subscriptions-Ankündigung einer ausführlichen Schrift über die Kultur und Fabrikatur des Chinesischen Baum-Kanasters (Nicotiana fruticosa

ticosa fl. rubr.), von Dr. Johann Wilhelm Möhlich.

In den gegenwärtigen Zeiten, wo aller inländische Tabak durch den Zahn der Zeit gänzlich ausgeartet ist, auch selbst die Kunst nicht mehr vermag ihn für jede Zunge veritabel zu machen, und wo durch eine noch nie erhörte allgemeine Seesperre der ausländische Originaltabak ganz unzugänglich geworden, war wohl die Bekanntwerdung des chinesischen Baum-Kanasters, der sich so schön auf den germanischen Boden acclimatisiret hat und ohne alle Beitze sogleich vom trocknen Blatt hinweg geraucht werden kann — eine herrliche Erscheinung. Bereits hat auch das verehrliche Publikum den großen Nutzen, den derselbe in der Folge für das allgemeine Wohl haben wird, eingesehen und nach den allgemeinen vortrefflichen Anstalten die von Oben herab in großen Staaten getroffen werden, ist es auch keinem Zweifel mehr unterworfen, daß durch den allgemeinen Anbau und die Fabrikation desselben, künftig Millionen im Staate behalten und im Innern wohlthuend cirkuliren werden. — Belege hierzu geben die Einrichtung der Königl. Bayerschen Tabaksregie, wo, so wie im Königreich Preußen, auf meine Immediateingaben von den guten Eigenschaften des chinesischen Baum-Kanasters, der Anbau dieses Tabaks von der allerhöchsten Stelle dringend empfohlen und zur Beförderung der inländischen Kultur aller ausländische Tabak mit hohem Impost belegt worden ist. Der Durchlauchtigste Souveraine Herzog von Sachsen-Weimar und Eisenach, hat zur Beförderung des Anbaus des chinesischen Baum-Kanasters in seinen Staaten die humane und nachahmungswürdige Veranstaltung getroffen, daß denjenigen Unterthanen, welche sich mit dem Anbau dieses neuen Tabaks beschäftigen wollen, der erste Same dazu gratis gereichet wird, und er selbst raucht jetzt, statt seines sonst gewohnten Original-Kanaster-Tabaks, chinesischen Baum-Kanaster in zuvor bereiteten Ligarro'n. Mehrere dergleichen Beyspiele anzuführen, wäre mir leicht, aber Raum und Zweck dieser Zeilen gebieten davon abzubrechen.

Selbst dem Laien der Kunst ist es bekannt, daß nicht nur der inländische, sondern auch der ausländische Originaltabak mit einer großen Narcotität versehen sind, welche, wenn sie unsere Gesundheit nicht schädlich werden sollen, durch eine zweckmäßige Kulturmethode und durch verschiedene künstliche Manipulationen und Zusätze aus dem Pflanzen- und Mineralreiche gemildert und veredelt werden müssen. Die Kunst hat es darinnen sehr weit gebracht, wie dieses die Fabrikate unter den tausendfältigen Nahmen in den Kaufläden bestätigen. Aus gleichen Gründen, muß also auch der Baum-Kanaster einer Veredlung unterworfen werden. Hiervon habe ich nun zwar in meiner Abhandlung (die untrügliche erprobte Kunst der ächten Kultur und Fabrikatur des Baum-Kanasters, mit einer Prise Samen dieses Tabaks. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Jena 1812 in meinen Verlage und im Commissions-Comtoir zu Leipzig, Petersstraße Nr. 114. broschirt 6 gr. Sächs.) das Nothwendigste und so weit es die engen Grenzen dieser Schrift erlaubten, gelehret, aber eben den bemerkten Umständen wegen, konnte es dort nicht im Umfange der Kunst und also nicht ausführlich geschehen.

Um aber nun diesen großen und wichtigen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten und jedermann in den Stand zu setzen, die Kultur und Fabrikatur des Baum-Kanasters en detail und en gros, ohne weitern mündlichen oder Nebenunterricht und mit aller Sicherheit zu seiner und seiner Mitbürger Wohlfahrt zu betreiben, so war es eines meiner zeitherigen Hauptbeschäftigungen, alle meine vielen Kultur- und Fabrikatur- und Veredlungsversuche über den Baum-Kanaster in einer ausführlichen diesen Gegenstand gewidmeten größern Schrift systematisch und nach dem zweckmäßigen Systeme des Gebrauchs, zusammen zu stellen, und bey günstigen Umständen durch den Druck gemeinnützig zu machen. Indem aber der Verlag dieses Werks einen bedeutenden Kostenaufwand verursacht und die unbedingte Herausgabe bey den gegenwärtigen mißlichen Buchhandelverhältnissen mit einem zu großen Risiko verknüpft ist, so eröffne ich bis zu Johanni dieses Jahrs den Weg der Subscription und bestimme dazu den wohlfeilen Preiß von 1 Thlr. 2 gr. Sächs. Und finden sich bis zu dieser Zeit so viel Subscribenten als zur Deckung des Kostenaufwands nöthig sind, so soll dann diese Schrift unter nachfolgenden Titel unverzüglich erscheinen:

Die Veredlungskunst des chinesischen Baum-Kanasters, oder ausführliche Anleitung zur Kultur und Fabrikatur dieses neuen Tabaks mit colorirten und schwarzen Kupfern, neuen Recepten und Samen- und Tabaksproben. Erster Theil. Die Kultur und Fabrikatur des Baum-Kanasters zu Rauchtabak. In saubern Umschlag mit passender Vignette broschiret.

(Auf den colorirten Kupfern wird die Baum-Kanasterstaude in allen ihren Theilen abgebildet und auf den schwarzen Kupfern werden die zur Fabrikatur nöthigen Geräthschaften vorgestellet.)

Man kann darauf entweder bey mir, oder im Commissions-Comptoir zu Leipzig, Petersstraße Nr. 114, oder in der privilegirten Papier- und Kunsthandlung zu Gera und in der Georg Friedrich Wunderschen Handlung zu Gotha in portofreyen Briefen, subscribiren. Wer 6 Subscribenten sammelt, erhält das 7te Exemplar frey.

Findet dieser Gegenstand sein verdientes Interesse und kommt die nöthige Subscribentenzahl bald zusammen, so werde ich mich auch redlich bemühen, das ganze Arkanum der Rauchtabaksfabrikatur (in das ich zuerst durch einen holländischen Werkmeister eingeweihet wurde) vollständig aufzudecken und mir dadurch den Dank und das fernere günstige Zutrauen des verehrlichen Publikums zu erwerben und mich so auch allgemeinnützlich zu machen suchen.

Jena, am 1. März 1812.

Dr. J. W. Möhlich.

Der

Verkündiger.

60. Stück. Dienstag. Am 24. März 1812.

Neueste Nachrichten über Kamtschatka.

In Krusensterns Reise um die Welt, findet man mehrere Nachrichten über Kamtschatka, welche viel neues über den Zustand dieser östlich-russischen Besitzung enthalten. Da der Verfasser in den Jahren 1804 und 1805 dreymal Kamtschatka besuchte, so war es ihm bey einem dreymonatlichen Aufenthalte leicht, etwas vollständiges hierüber zu geben. Schön ist die Freymüthigkeit, mit welcher der Verfasser den nicht glänzenden Zustand jener Niederlassung schildert, und nicht minder gereicht dem russischen Gouvernement die Liberalität ihrer Censur-Behörde, zur Ehre. Traurig ist der erste Anblick, welchen St. Peter und Paul darbietet, indem jeder mit der Geschichte dieser russischen Besitzung minder bekannte, es für eine neue, ihrem Untergange sich wieder nähernde Colonie halten wird. Die Awatscha Bay und die drey daran stossenden Buchten sind unbewohnt; kein Boot ziert das schöne Bassin in St. Peter und Paul, und die Ufer sind mit stinkenden Fischen bedeckt, in denen hungrige Hunde wühlen. Ein dreymastiges Schiff, die Slawa Rossii, dort erbaut, welches erst Billings, und nach ihm der jetzige Vice-Admiral Sarytscheff commandirte, ist nun in Peter- und Pauls-Hafen versunken. Ein wohlgebautes Haus oder irgend eine Anstalt die eine höhere Cultur verrieth, sucht man hier vergebens; elende Hütten und Jurten, einzelne über die Bäche gelegte Balken statt der Brücken, und bleiche abgezehrte Menschen sind die Gegenstände, welche sich dem Auge in St. Peter und Paul darbieten. Kamtschatka gilt als ein Land, wo Hunger, Kälte und Armuth herrschend ist, und allerdings ist es in seinem jetzigen Zustande, für jeden civilisirten Menschen ein harter und rauher Aufenthalt. Die große Entfernung vom Mutterlande, darf nicht als einziger Grund des Verfalls dieser Colonie gelten, denn Port-Jakson, welches von England auch nur in einem Zeitraum von fünf Monaten erreicht werden kann, hat sich demohngeachtet in einem Zeitraum von zwanzig Jahren zur blühenden Colonie erhoben. Freylich ist das Clima von Neuholland und Kamtschatka wesentlich verschieden, allein letzteres doch bey weitem nicht so rauh, um alle Cultur unmöglich zu machen. In der Indolenz der Einwohner, untauglich gemacht zu aller Anstrengung, durch übermäßigen Gebrauch des Branntweins, liegt ein Hauptgrund von Kamtschatka's Verödung. Die wenigen dort befindlichen Industriösen erbauen Gartengewächse, Erbsen und Bohnen ausgenommen, in solcher Menge, daß die Nadeshda einen ansehnlichen Vorrath davon mitnehmen konnte. Das Aussterben der Kamtschadalen, deren größerer Theil in den Jahren 1800 und 1801 durch epidemische Krankheiten hinweg gerafft wurde, und die große Sterblichkeit aller dort angesiedelten Russen, sind freylich wesentliche Hindernisse einer bessern Cultur. Doch hängt jene Sterblichkeit hauptsächlich von der jetzigen verderblichen Lebensart ab, und würde unstreitig bey Aenderung dieser sehr vermindert werden. Branntwein ist fast der einzige Artikel, welcher dort immer zu haben ist, während an vielen andern höchst nothwendigen Bedürfnissen, wegen des beschwerlichen Transports aus den europäischen Provinzen von Rußland nach Ochotsk und von da nach Kamtschatka, oft der drückendste Mangel herrscht, dem aber leicht und sicher abgeholfen werden könnte, wenn jährlich aus irgend einem russisch-europäischen Hafen

Hafen, ein Schiff direct dahin abgeschickt würde. Oft fehlt es dort an Salz und Mehl. Zwey Salzsiedereyen die früher in Peter und Paul existirt hatten, waren seit mehrern Jahren schon eingegangen. Ein großes Geschenk war es daher für jene Colonie, daß die Nadeshda, die in Japan erhaltenen 50000 Ctr. Salz zum größern Theil dort zurück ließ, wobey es besonders bemerkt zu werden verdient, daß die Matrosen dieses bedeutende Geschenk ihren leidenden Cameraden machten, da jene Quantität Salz ganz ihnen überlassen worden war. Die Preise aller Lebensmittel sind hier sehr hoch. Der Eymer schlechter Branntwein 160 Rubel, ein Pfund Zucker 4 bis 7 Rubel, Tabak 5 Rubel, Butter und Salz 1 bis 1½ Rubel u. s. f. Die Pflege der Kranken ist zum größern Theile vernachläßigt, denn wenn auch jetzt bedeutende Quantitäten Medicin nach Kamtschatka geschickt werden, so fehlt es doch noch allgemein zu sehr an geschickten Aerzten, und freylich ist es auch nicht zu erwarten, daß ein solcher eine bequeme Lage mit dem Aufenthalt auf Kamtschatka wie es jetzt ist, vertauschen werde. Diese Halbinsel wird jetzt immer als eine Art von Strafe und Exilium angesehen, und gewöhnlich werden daher nur Offiziere von schlechter Aufführung dahin geschickt, an deren Besserung dort, isolirt von aller cultivirten Welt nicht zu denken ist, und die dann oft zu Unterdrückern der unglücklichen Landesbewohner ausarten. Dadurch, daß jetzt jedem nach Kamtschatka commandirten Offizier der doppelte Gehalt und nach einem fünfjährigen tadelfreyen Dienst ein Avancement außer der Tour, bewilligt worden ist, wird der Zustand des Landes und der Sittlichkeit gewiß wesentlich gewinnen. Die dortigen Wohnungen, ein so wesentlicher Bedürfniß bey einem rauhen Clima, sind fast durchgängig unzureichend, um gegen strenge Kälte zu schützen. In ganz St. Piter und Paul gab es nur zwey etwas bessere Häuser; das eine bewohnte der Major Bruskoi, Kommandant der Festung, das andere zwey Artillerie-Offiziere; allein nicht nur das Meublement war höchst ärmlich, sondern auch die Fenster waren in so schlechtem Zustande, daß dadurch weder Kälte noch Schnee abgehalten werden konnte. Da in der Nähe von Peter und Paul kein Bauholz wächst, sondern erst aus dem Innern des Landes herbey geführt werden muß, so wird dadurch jeder Bau sehr kostbar. Ein kleines Haus nicht viel über vierzig Fuß lang, was der Agent der amerikanischen Compagnie für die Niederlage der mit der Nadeshda erhaltenen europäischen Waaren erbaut hatte, kam über 10000 Rubel zu stehen. Würde in der Bay Tareina, wo Brennholz an den Ufern in Ueberfluß vorhanden ist, eine Ziegelbrennerey etablirt, und das zu Erbauung eines steinernen Hauses erforderliche Holz aus Amerika herbey geführt, so würden gewiß die Baukosten eben so wesentlich vermindert als die Solidität der Häuser vermehrt werden.

An der Möglichkeit in Kamtschatka gute, ja selbst vorzügliche Nahrungsmittel sich zu verschaffen, fehlt es keinesweges, und nur die Mittel, sie zu erhalten, wurden zeither fast allgemein vernachläßiget. Vortrefflich gedeiht dort Rindvieh, da es am üppigsten Graswuchs nicht fehlt; und wenn jetzt in ganz Kamtschatka nur etwa 600 Stück Hornvieh vorhanden sind, so ist es nur Mangel an Sorgfalt, daß sich diese Zahl nicht bey weitem vergrößert, um vielleicht dann dem Militär wöchentlich wenigstens einmal ein Pfund frisches Fleisch reichen zu können, was gewiß ein kräftiges Mittel gegen den dort so allgemein verbreiteten Scorbut wirken würde. An Menge und Verschiedenheit von Wildpret steht Kamtschatka keinem andern Lande nach; wirklich wurde die Nadeshda während ihres Aufenthaltes in Peter und Paul mit Rennthieren, Argalis, (wilde Schaafe) wilden Enten und Gänsen reichlich versorgt. Nur die große Theurung und der Mangel an Pulver und Bley ist die Ursache, daß von diesen Nahrungsmitteln sehr wenig Gebrauch gemacht wird. Das Pfund Pulver kostet dort oft 5 bis 6 Rubel, Bley 3, und der Kamtschadale hebt daher seinen kleinen Vorrath entweder zu seiner Vertheidigung, oder einzig zur Jagd von Thieren auf, die durch ihre Pelze kostbar sind. Weder dem Anbau von Gartengewächsen, noch dem von einigen Getreide-Arten, wie Roggen und Gerste, setzt das dortige Clima wesentliche Hindernisse entgegen, sondern geringer Werth dieser Produkte im Verhältniß anderer und hauptsächlich die so schwache Bevölkerung von Kamtschatka, machen jede Verbreitung einer bessern Landes-Cultur jetzt unmöglich. Jährlich nimmt die Anzahl der Eingebornen ab; beynahe ist es zu befürchten, daß dieses so nützliche Volk nach und nach ganz aussterben werde, und der Zunahme der russischen Volks-

menge

menge steht der große Mangel an Weibern im Wege. In St. Peter und Paul, wo etwa 150 bis 186 Personen leben, giebt es deren kaum 25. Großer Verfall von Moralität und unfruchtbare Ehen sind die sehr natürliche Folge dieses Mißverhältnisses. Gewiß höchst wünschenswerth für das Glück jener Provinz und ihrer unglücklichen Bewohner wäre es, wenn so manche Vorschläge, die der Verfasser hier über Cultur und bessere Bevölkerung des Landes thut, in Ausführung kämen. Vorzüglich muß auf die Erhaltung der Kamtschadalen gesehen werden, da nicht leicht Menschen gefunden werden können, welche dienstfertiger, treuer und gutmüthiger als diese sind.

Wälder unter der Erde.

Der Mineralog, Hr. de la Fruglaye, hat vor Kurzem auf den Küsten von Bretagne, unweit Morlaix, einen Wald unter dem Meere entdeckt. Schon seit einiger Zeit suchte er vergeblich den Ursprung der Karneole, Agate und Sardonire zu erforschen, die er auf dem Seestrande fand. Eines Tages nach einem heftigen Sturm sah er den Anblick dieses Strandes ganz verändert; der feine und ebene Sand, der ihn bedeckte, war verschwunden; und man erblickte statt seiner einen schwarzen, mit langen Furchen durchzogenen Erdboden. Es waren aufgehäufte Reste von Vegetabilien, unter denen man mehrere Wasserpflanzen und Blätter von Waldbäumen unterschied. Unter dieser Lage zeigten sich Schilf, Binsen, Heide und andre Wiesenpflanzen; mehrere davon waren sehr gut erhalten. Endlich sah man auf dem ganzen Erdstriche umgestürzte Bäume zerstreut, von denen die meisten schon in braune Erde verwandelt, andere aber noch ganz frisch waren; die Eiben und Eichen hatten ihre natürliche Farbe, die sehr zahlreichen Birken ihre silberweiße Rinde behalten. Alle diese Trümmer einer alten Vegetation, die durch irgend eine plötzliche Revolution vergraben worden sind, lagen auf einer Thonschichte, wie man sie gewöhnlich unter unsern Wiesen findet. Hrn. de la Fruglaye's Beobachtungen wurden durch die Rückkehr der Fluth unterbrochen. Als er einige Tage nachher mit Werkzeugen und Transportpferden wiederkam, hatte der Strand seine vorige Gestalt wieder angenommen; er bildete eine Sandebene. Allein Hr. de la Fruglaye ließ nachgraben, bis er seinen unterirdischen Wald wieder fand, und er zog unter Anderm einen schönen rothen und sehr weichen Eibenstamm heraus, der aber an der Luft bald seine Farbe verlor und hart wurde. Er setzte seine Untersuchungen unter der Kieselbank fort, welche den Strand begränzt, und ihn von den granitischen Hügeln trennt, mit welchen das feste Land sich endigt, und er fand auch dort die Blätter, die Pflanzen, die Baumstämme, aber besser erhalten. Er traf auch Schichten von Mineralien, die er als das ursprüngliche Lager der Agate und Karneole des Strandes ansieht. Er setzte seine Untersuchungen sieben Stunden weit, immer längs des Strandes fort, und fand überall die Reste des begrabenen Waldes wieder. — Dieser Wald unter dem Meere oder eigentlich unter dem Meeresstrande, ist jedoch nicht die einzige Erscheinung dieser Art, die man kennt. Auf der Küste von Lincolnshire in England gibt es einen ähnlichen; nur ist dort der Strand sumpfig, der bey Morlaix hingegen granitisch.

Sonderbare Wirkung farbiger Beleuchtung auf Gase.

Der Chemist Seebeck sagt in einem Briefe folgendes über einige von ihm angestellte Versuche. Eine Mischung aus oxydirt salzsaurem Gas und Wasserstoffgas wird im Lichte plötzlich und mit Explosion zersetzt. Ich habe diesen Versuch zuerst mit über warmem Wasser aufgefangenen Gasen angestellt mit dem angegebenen Erfolg. Hierauf füllte ich eine gelbrothe und eine dunkelblaue Glasglocke mit diesen Gasarten und setzte sie dem Sonnenlichte aus. In der dunkelblauen Glocke erfolgte sogleich eine Zersetzung doch ohne Explosion und in einer Minute längstens war diese beendigt. Die Glocke füllte sich größtentheils mit Wasser. In der gelbrothen Glocke dagegen gieng die Zersetzung sehr langsam vor sich. Nachdem sie über 10 Minuten im hellsten Sonnenlichte gestanden hatte, war nur sehr wenig Wasser in die Glocke gestiegen. Das

Gas aus der gelbrothen Glocke wurde in ein weißes Glas gefüllt und so ins Sonnenlicht gestellt. Es erfolgte keine Explosion; aber in wenig Minuten war die Zersetzung geschehen und fast das ganze Glas voll Wasser.

Seebeck wiederholte diese Versuche öfters, und erhielt immer das nämliche Resultat. Bekanntlich hat Seebeck auch gefunden, daß alle Leuchtsteine im rothen Licht erlöschen, und im blauen glänzender werden.

Wie theuer Büffons Naturgeschichte bezahlt ward.

In England und Frankreich wurden Autoren auch da schon überreichlich bezahlt, als in Deutschland dieselben kaum an einem hingeworfenen Knochen zu nagen hatten. Wenn man nun hört, daß Gellert für seine Fabeln kaum 1 Rthlr. 8 Gr. pro Bogen bekam, Klopstock für seine Messiade 2 preussische Thaler bezahlt erhielt: wie muß man da staunen, auch zu erfahren, welche Summen Büffon für seine Naturgeschichte erhielt, nachdem — er sie selbst enorm bezahlt hatte.

Büffon hatte das Manuscript dazu umsonst einem Buchhändler überlassen, welcher vor Anfang des Druckes starb. Die Wittwe wollte sie nicht heraus geben; sie wurde versteigert und Büffon, der sie nicht einem Fremden gönnte, erstand sie für 180000 Livres, um sie nun auf — seine Kosten drucken zu lassen. Er gewann dabey 50000 Livres. Ein gewisser Pankoute bezahlte ihm nun die erste Summe wieder; und ward nun so Herr der übrigen Exemplare.

Und dieß geschah zu einer Zeit ungefähr wo Johannes von Müller seine Schweizergeschichten beynahe verschenken und ausrufen mußte:

„Es ist hart, von einer so langen Arbeit keinen Heller zu ziehen, ich werde müssen betteln oder Landvogt werden!“

*r.

Bekanntmachung.

Galerie häuslicher Denkmale in 12 Kunstblättern, jedes in zweierlei Größe, durch Namens-, Standes-, Tags- und Orts-Inschriften das theuere Andenken wichtiger Familienereignisse im Kreise der Seinen sich zu vergegenwärtigen, so wie als Glückwünsche, Angebinde, Geschenke, Verehrungen, Zueignungen und Beileidsbezeugungen bei Geburts- und Namenstagen, Verlobungen, Vermählungsfesten, Kindtaufen, Entlassungen der Kinder aus dem älterlichen Hause, Sterbefällen u. s. w. die Namen geliebter Angehörigen, Verwandte und Freunde auf eine würdige, geschmackvolle und zweckmäßige Art zu ehren

ist nun von jetzt an auch in Blättern mit bunten Farben und zwar mit höchstem Fleiß ausgemalt zu erhalten. Nach den davon in schwarzen Abdrücken bekannten Preisen, kosten diese das Doppelte, und über die Schönheit und den Kunstwerth derselben ist, so wie bey jenen, auch bey diesen, nur Eine Stimme.

Familienglieder, Verwandte, Freunde und Hauslehrer sind so oft und fast immer in Verlegenheit um die Angabe, Auswahl und Besorgung der Beweise der Theilnahme bey festlichen und feierlichen Familienereignissen, wenn sie nicht zu den gewöhnlichen und alltäglichen, was denn aber gleich darauf der völligen Vergessenheit preisgegeben ist, ihre Zuflucht nehmen wollen. —

Für diese, mithin für jede gebildete Familie, sind also die obigen schönen Denkblätter bestimmt zur Beförderung und Erhöhung häuslichen Glücks und häuslicher Freuden und zur Rückerinnerung an merkwürdige, durch Freude und Schmerz dem Gemüth wichtige Tage. Sicher giebt es keine schönere Zierde unserer Wohnzimmer, als solche Bilder, die durch Sinn und Geschmack und vollen Kunstwerth jene Epochen des Lebens uns und unsern Nachkommen im Andenken erhalten. Unterzeichneter Verleger und Unternehmer dieser Kupferstiche findet sich auf das höchste belohnt durch die schmeichelhaften Versicherungen des Beyfalls und der hohen Familienfreuden, welche sie allgemein veranlassen.

Georg Voß in Leipzig.

Der

Verkündiger.

61. Stück. Mittwoche. Am 25. März 1812.

Verfahren, die Crystallisation des Runkelrübenzuckers zu beschleunigen.

Wir haben vor einigen Tagen in der allgemeinen Handlungszeitung versprochen, das vom Apotheker Carl Derosne in Paris, der Gesellschaft zur Beförderung der National-Industrie mitgetheilte Verfahren, die Crystallisation des Runkelrübenzuckers zu beschleunigen, in dieser Zeitschrift mitzutheilen. Hier folgt es:

Eines der größten Hindernisse, welches man der Verfertigung des Runkelrüben-Zuckers vorwirft, entsteht aus dem langen Zeitraum, während dessen der Syrup in der Stave gehalten werden muß, wenn er vollkommen klar geworden ist, und den hinlänglichen Grad der Consistenz erlangt hat.

Die leichte Veränderung dieses Syrups, sobald er concentrirt ist und man ihm einen Grad von Hitze beybringt, der hinlänglich ist, ihn kochend zu machen, die terpentinartige Consistenz, die er annimmt, und die sich nachher seiner Crystallisation widersetzt, sind jederzeit ein Hinderniß gewesen, daß man ihm nicht dieselbe Zubereitung, als dem aus Zuckerrohr gepreßten Saft hat geben und ihm die in der Kunstsprache sogenannte Drath-Probe hat beybringen können.

Nimmt man auch an, daß man aus dem Runkelrüben-Syrup, der so behandelt worden, eine Masse erhalten könnte, die zu crystallisiren empfänglich sey, welches noch sehr zweifelhaft ist, so würde diese Masse doch durchaus die schleimigte Melasse beybehalten, welche jedem Theilchen des crystallisirten Zuckers anhängt, und die Raffinirung würde alsdann durch jedes bekannte Mittel unmöglich werden.

Man sieht freylich, aber sehr selten, Runkelrüben-Syrup, der reichhaltig genug an Zucker ist, daß er weniger Arbeit von dieser Art erfordert, aber niemals so reichhaltig, daß er die gesagte Probe bekommen kann.

Die Herren Achard und Hermbstädt zu Berlin haben beyde ein Verfahren angegeben, um unmittelbar eine kniterige *) und überflüßige Crystallisation zu erhalten; aber es ist wahrscheinlich, daß die durch dieses Verfahren erhaltenen Moscovaden dem Auslaufen der Melassen sehr hinderlich gewesen seyn müssen, besonders bey ihrer Raffinirung; wenigstens haben die in Frankreich gemachten Versuche beständig schlechten Erfolg gehabt, der auch wahrscheinlich von der schlechten Qualität der dazu angewandten Runkelrüben herrührt. Dies wird um desto weniger auffallend scheinen, weil verschiedene Arten Moscovaden und besonders, was man in Französischen Raffinerien Vergeoises und Batardes, Basteen oder Plakers nennt, viel Zeit erfordern, um von ihrem Syrup gereinigt zu werden, und bisweilen sogar, wenn der wahre Zeitpunkt des Kochens verfehlt ist, der Auslauf der Melassen nicht mehr Statt finden kann.

Es war also von Wichtigkeit, ein Verfahren zu erfinden, vermittelst dessen das Stoven als eine sehr langwierige und Hinderniß verursachende Arbeit vermieden und die Trennung des rohen Zuckers von der Melasse in sehr kurzer Zeit bewürkt werden konnte. Dieses Verfahren ist der Gegenstand meiner Nachforschungen gewesen, und ich bin gewiß, daß solche nicht fruchtlos ausgefallen sind.

Ich

*) Ein grützartiger Anschuß ohne crystallenartige Steine.

Ich habe die Ehre gehabt, der Societät das Verfahren des Herrn Achard's, die Zubereitung des Runkelrüben-Syrups betreffend, mitzutheilen; dasjenige, welches ich jetzt beschreiben werde, kann als eine Folge des erstern betrachtet werden.

Wenn also der Syrup klar genug ist, so läßt man solchen, anstatt ihn in die Stave zu setzen, abdunsten, sey es auf einer Dunstpfanne, oder auf dem bloßen Feuer, selbst aber in diesem Falle bey einer völlig mäßigen Hitze. Man muß hiebey Acht haben, daß die Abdünstungs-Gefäße, die eine große Fläche haben, nicht gar zu hoch damit angefüllt werden.

Die Concentration des Syrups wird dadurch erleichtert, wenn man ihn von Zeit zu Zeit umrührt und einer starken Zugluft aussetzt. Er wird bald, aber auf eine sehr kuietrige oder verworrene Weise crystallisiren, und das Ansehen eines körnigten Teigs bekommen. Sollte der Syrup nicht von guter Qualität seyn, so muß man, wenn er anfängt, dick zu werden, eine kleine Quantität rohen Zuckers oder Runkelrüben-Moscovaden hinzufügen, solche mit dem Syrup gut vermengen und nachher dieses Gemische einige Stunden lang in einer Hitze von ungefähr 60 Grad Reaumur stehen lassen, ohne sie umzurühren.

Dieser Zusatz von einer Moscovade, der nicht viel Flüssiges mehr haben muß, um geschmolzen zu werden, bestimmt die Crystallisation des in dem Syrup enthaltenen Zuckers. Alsdann fährt man mit dem Abdunsten fort, um die schleimigte und körnigte Materie, wovon eben geredet worden, zu erhalten, und so bald diese Materie die gehörige Consistenz erlangt hat, welches sehr schwer ist, genau zu bestimmen, und noch schwerer, gehörig zu beschreiben, so legt man diesen crystallisirten Teig ins Marienbad *) und läßt ihn in dem Dunst heizen, bis der in diese fließend gewordene Materie gesteckte Thermometer ungefähr 80 Grad Reaumur anzeigt. Der Syrup wird alsdann mehr Flüssigkeit bekommen, aber noch ungeschmolzenen Zucker enthalten. Man läßt ihn während einiger Stunden in diesem Grade der Hitze, die man bis auf ungefähr 72 bis 75 Grad fallen läßt.

*) Ein Gefäß mit Wasser, unter welchem Feuer angemacht wird, um ein anderes Gefäß darin zu setzen und zu destilliren.

Die übrig gebliebenen Crystalle werden bald die Crystallisation einer neuen Qualität Zucker bestimmen. Hat man sich versichert, daß diese Crystallisation gut von Statten geht, so wird die ganz heiße Materie in große Formen oder hölzerne Kasten gegossen, die man in solcher Temperatur hält, daß die Abkühlung nur nach und nach geschehen kann.

Der also unterhaltene Grad der Hitze wird, indem er den Schleim des nicht crystallisirten Theils vermindert, die Formation des Zuckers in Crystalle beschleunigen, die groß genug seyn werden, um den Auslauf der Melasse zu verstatten.

Um dieser Moscovade schnell die Farbe zu benehmen, ohne einen Theil davon zu schmelzen, wie solches bey der Deckung oder Weißmachung mit Thonerde der Fall ist, so kann man sich eines sehr einfachen Mittels bedienen, welches dem ähnlich ist, dessen man sich in den Raffinerien zur Reinigung des Salpeters bedient.

Dieses besteht darin, auf diesen Zucker oder Moscovade eine gewisse Quantität Runkelrüben-Syrup zu gießen, der so wenig wie möglich Couleur hat, und nur in dem Grade, wo er crystallisiren kann, abgedunstet worden, nämlich bis 36 Grad des Areometers von Baume, nachdem der Syrup kalt geworden. Der Gebrauch der Kohlen kann sehr nützlich zur Bereitung des Runkelrüben-Syrups von weniger Couleur werden.

Dieser schon gesättigte Syrup wird dem schon crystallisirten Zucker keinen Schaden zufügen, und indem er sich mit der Melasse vermischt, flüßig werden, und dem Zucker, den dieser unrein machte, die Couleur benehmen. Je weniger der Syrup, den man gebraucht, Couleur hat, desto schöner wird der rohe Zucker werden, und um demselben einen erforderlichen Grad Trockenheit zu geben, ist es hinlänglich, ihn mit etwas Alcohol abzuwaschen.

Ist der rohe Runkelrübenzucker von guter Qualität, so wird durch dieses Verfahren die Deckung desselben mit Thonerde vortheilhaft ersetzt.

Wenn im Gegentheil der Syrup mager an crystallbaren Zucker ist (welches gewöhnlich der Fall seyn wird) und er nach dem Kochen und der Crystallisation eine Masse formirt, von welcher die Melasse sich nur sehr schwer und selbst gar nicht trennen kann, so braucht man nur auf eine simple Weise die Moscovade mit dem abgeblaßten Syrup zu me-

liren,

liren, dieſe Melange einige Stunden lang digeriren laſſen, ſie alsdann in Leinwand thun und auspreſſen.

Die Trennung der Melaſſe geſchieht im Verhältniß der Flüſſigkeit, die durch den angewandten abgeblaßten Syrup hervorgebracht worden; was man aus der Preſſe zieht, kann nachher vermittelſt einer kleinen Quantität Alcohol ganz von Syrup entblößt werden.

Man ſieht alſo, daß, um einen guten Erfolg zu erhalten, der Hauptgegenſtand darin beſteht, Syrup von wenig Couleur zu gebrauchen, den man nicht anders als durch eine nicht zu ſchnelle Abdunſtung, welche bey kleinen Maſſen von Syrup die eine große Fläche darbieten und vermittelſt Kohlen geklärt worden, erlangen kann. In dieſem Fall kann die vorläufige Abdünſtung des Runkelrüben-Saftes vermittelſt einer durch ſchnelle Zugluft ſtark geheitzte Stove ſehr nützlich werden, um ſich Syrup von wenig Couleur zu verſchaffen.

Der mit Melaſſe melirte Syrup, den man durch dieſes Mittel erhält, kann zum cryſtalliſiren in die Stove geſetzt werden; denn es würde nicht klug gehandelt ſeyn, ihn unmittelbar cryſtalliſiren zu laſſen, da die neue Quantität Melaſſe, welche derſelbe enthält, dieſe Operation ſehr ſchwer und von ungewiſſen Erfolg machen würde.

Ueber verſchluckte Kerne von Kirſchen, Pflaumen und andern Früchten.

Perſonen, die ſehr geſchwind eſſen, zumal Kinder, verſchlucken gern Kirſchen und andere Früchte mit den Kernen. Das iſt bekannt; aber wie bekannt es auch iſt, geſchieht es doch noch alle Tage. Auch iſt es nicht überflüſſig, Eltern daran zu erinnern, daß ſie bey ſolcher Gelegenheit auf die kleinen Kirſcheneſſer Acht haben, und wenigſtens zu einer ſolchen Zeit, da ſolche Früchte viel genoſſen werden, ſich vergewiſſern laſſen, daß ihnen die Natur alle Tage ihre gewöhnliche Wohlthat widerfahren läßt; denn die hartnäckigſten Leibesverſtopfungen, zuweilen mit heftigem Bauchgrimmen verknüpft, ſind nur gar zu oft die Folgen dieſer Unmäßigkeit. Der Kranke iſt noch immer glücklich, wenn ſolche fremde läſtige Körper nicht gar in dem Blinddarme ſtecken bleiben, ſondern doch noch weiter vorrücken.

Mann rühmt in ſolchen Fällen mit Recht Kaſtoröl (Oleum Ricini), zumal mit Manna verſetzt; doch kann man ſich im Nothfalle mit friſchem Leinöl behelfen. Ein Klyſtier von dieſem Oel und Zucker iſt auch ſehr dienlich, den Abgang dieſer harten Gäſte zu erleichtern. Zuweilen hat dieſer Abgang große Schwierigkeiten. Wir leſen in dem Journal de Médecino von einer alten Frau, die eine Legion Kirſchkerne bey ſich hatte. Es erforderte ſehr viele Umſtände, um dieß Corps zum Kapitulieren zu bringen, da es dann unter der Ausführung von ſechs Pflaumenkernern ausmarſchirte.

Aber wir haben ſogar Beobachtungen von Kirſchkernen, die ſo lange in den erſten Wegen liegen geblieben ſind, daß ſie angefangen haben zu keimen. (Ein Leibwundarzt des Fürſten von Salm-Salm erzählt eine ſolche Geſchichte in dem gedachten Journale.)

Leute, die Magenbeſchwerden und Koliken unterworfen, oder mit einem nicht gehörig eingeſchobenen und wohlverwahrten Bruche verhaftet ſind, müſſen ſich vor Kernen und andern unverdaulichen Dingen ſehr in Acht nehmen. Ein Bruch kann dadurch bis zu tödlicher Gefahr eingeklemmt werden, ſo daß dieſe Einſchnürung nicht ohne Schnitt gehoben werden kann. Das iſt aber wohl werth, daß man ſich beym Schlucken ein wenig in Acht nehme. Ein Pflaumenkern beförderte bey einer Perſon, die dem Trunke ergeben geweſen war, und davon einen Knoten im Magen erhalten hatte, den Tod auf eine beſondere Weiſe. Der Knoten war in Entzündung und Vereiterung übergegangen: denn allemal mit den wieder ausgebrochenen Speiſen kam von Zeit zu Zeit Eiter zum Vorſchein. Dabey zehrte ſie freylich ab, und war elend, lebte aber doch, und hatte Hoffnung, noch eine geraume Zeit am Leben zu bleiben. Einmal verſchluckte der arme Mann eine gekochte Pflaume; der Kern ging unglücklicher Weiſe mit hinunter. Von dem Augenblicke an bekam er weit heftigere Schmerzen als zuvor; alle ſeine Zufälle verſchlimmerten ſich, und innerhalb wenig Wochen ſtarb er. Nach dem Tode fand man den Pflaumenkern in dem vereiterten Knoten ſtecken.

Auch diejenigen, die einen engen Schlund haben, müſſen ſich wohl in Acht nehmen, daß nicht

ein fremder Körper darin eingeklemmt werde. Alle kommen nicht so glücklich davon, als ein Holsteinischer Landmann, der vor 26 Jahren nach Kopenhagen kam, um eine Kleinigkeit, 50000 Rthlr. Erbschaft, zu empfangen, und im Essen ein größeres Stück Fleisch hinunterschluckte, als der Calibre seiner Speiseröhre durchlassen konnte. Es blieb tief in Schlunde stecken. Die in Menge herbeygerufenen Aerzte wendeten die bekannten Mittel an, ohne das Geringste auszurichten. Man überließ ihn seinem Schicksale, und er bereitete sich, eine Welt mit 50000 Rthlr. zu verlassen. Nach 24 Stunden war das Stück Fleisch an seinem Umfange gewissermassen verdauet worden, und glitt hinab an den Ort seiner Bestimmung.

Diese Abhandlung erinnert mich an eine Geschichte, die mir vor einigen Jahren vorkam. Ein Kind, welches gewohnt war, alle Abende, wenn es zu Bette ging, etwas von Zucker oder anderm Naschwerke zu bekommen, empfing einmal von seiner Mutter (denn eher ging es nie zu Bette) in der Geschwindigkeit ein Stück Kandiszucker, nahm es in den Mund, und schlief darüber ein. Nach einer Viertelstunde wachte es wieder auf, und wollte ersticken. Zum Glück argwohnte die Mutter sogleich, daß das Stück Zucker, welches groß, sehr hart und eckig war, im Halse müsse stecken geblieben seyn; und dieß fand sich auch so. Denn nachdem das Kind zum Erbrechen gebracht worden, fiel sogleich das ziemlich große Stück Zucker voraus ins Becken.

Preisfragen in Rußland.

Se. Maj. der Kaiser von Rußland haben noch 2 Schaumünzen jede von 100 Dukaten, für die zweckmäßigere Beantwortung, der folgenden 2 bisher vergebens aufgegebenen Preisfragen der ökonomischen Gesellschaft, ausgesetzt.

1) Es ist eine allgemeine Regel, daß jede Arbeit am besten verrichtet wird, wenn die Arbeiter einen bestimmten Lohn für dieselbe erhalten, und 2) daß jede Arbeit, nach der darauf verwandten Zeit und Mühe, ihren Werth hat. Um nun genau zu berechnen, wie viel die Arbeiten des Leibeigenen zu stehen kommen würden, wenn sie, nach freywilliger Uebereinkunft, zur Arbeit bey Fremden sich verdingen, und um wie viel die leibeigenen Arbeiter schlechter und langsamer arbeiten, als die freyen, und folglich theurer zu stehen kommen; so wird folgende Frage aufgegeben: Nach genauer Berechnung der Zeit, der Güte und der Preise der Arbeiten zu bestimmen: ob es für den Besitzer vortheilhafter ist, sein Land von leibeigenen Bauern, oder von freyen Arbeitern, wo solche zu finden sind, bearbeiten zu lassen?

2) Bauern, welche sich zu gleicher Zeit mit Land- und Manufakturarbeiten beschäftigen, können nie ihre Erzeugnisse auf einen so hohen Grad der Vollkommenheit bringen, als die Arbeiter, welche von Jugend auf zu einer einzelnen Arbeit angehalten worden. Es ist daher zu bestimmen, nach welchen Grundsätzen der Gutsbesitzer die Landarbeiter von den Gewerbsleuten mit gleichem Vortheil für diese beyden Klassen gänzlich absondern muß, um beständig solche Arbeiter zu haben, welche, ohne sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen, eine besondere Klasse von Gewerbsleuten bilden könnten.

Zwey Kaufleute und ein Bauer haben wegen Verbesserung des Leinöls, so daß es ohne Dampf ꝛc. das Baumöl zum Brennen vollkommen ersetzen kann, die Medaillen fürs Nützliche erhalten.

Bekanntmachung.

Die neue Leipziger Literatur-Zeitung,
welche seit Anfang dieses Jahres in unserm Verlage erscheint, wird von uns pünktlich wöchentlich oder, auf Verlangen der Besteller, in monatlichen Heften geliefert. Der erste Monats-Heft ist in allen guten Buchhandlungen zur Ansicht vorzufinden. Der Preis des Jahrgangs ist Acht Thaler Conventionsgeld, für welchen man sie durch die nächste Post- oder Zeitungsexpedition, oder durch die nächste Buchhandlung beziehen kann.

Breitkopf und Härtel.

Der

Verkündiger.

62. Stück. Freytag. Am 27. März 1812.

Neues Kaffee-Surrogat.

Der bekannte Chemiker, Herr Lampadius, hat folgendes Kaffeesurrogat bekannt gemacht.

Der Menge schon bestehender Kaffeesurrogate noch ein neues hinzufügen, würde ein undankbares Geschäft seyn, wenn sich dasselbe nicht durch eine vorzügliche Güte auszeichnete. Der nach meiner Vorschrift bereitete Kastanienkaffee hat einen sehr angenehmen, dem Kaffee selbst am nächsten kommenden Geschmack. Proben desselben, von mir im Inlande vertheilt, und nach Kassel, Wien und Karlsruhe gesandt, haben sich allgemein empfohlen, und mich bewogen, für die allgemeinere Verbreitung desselben möglichst Sorge zu tragen. In der Stadt Leißnig in Sachsen wird derselbe bereits in größern Quantitäten verfertigt, kann aber auch füglich von jeder Hausfrau bereitet werden. Je schneller sich die Bereitung des Kastanienkaffees auf dem Kontinent verbreitet, um so eher werden wir dem auswärtigen Handel Tausende von Thalern entziehen, und das Geld auf dem festen Lande Europens erhalten. Ich fordere die Bewohner des Kontinents auf, diesen Gegenstand mit Sorgfalt zu prüfen, und eifrigst mit verbreiten zu helfen. Obgleich die ächte Kastanie nur einen kleinen Theil dieses neuen Surrogats ausmacht, so ist sie doch das Hauptmittel, ihm den angenehmen Geschmack mitzutheilen; sie ist das Gewürz dieses Surrogats: daher habe ich ihm den Namen Kastanienkaffee beygelegt. Auf die gehörige Reinigkeit der anzuwendenden Substanzen, so wie auf die Genauigkeit der auszuübenden Handgriffe, kommt es an, wenn dieses Fabrikat seine höchste Güte erreichen soll. Man übersehe daher nichts, was ich in der folgenden Bereitungsart angebe, sonst wird man ein minder vortheilhaftes Resultat erhalten. Zuerst werden gute, gesunde, gehörig gereinigte Runkelrüben in möglichst gleichförmige kleine Würfel geschnitten, und — damit sie nicht modern — schnell durch Ofenwärme getrocknet. Gute, reife und nicht wurmstichige, ächte Kastanien werden geschält, in kleine Würfel ebenfalls zerschnitten und getrocknet. Man versehe sich mit einer angemessenen Menge des feinsten frischen Provencerols ohne allen Nebengeschmack und Geruch. Man nehme nun ein Pfund der getrockneten Runkelrüben in einen blanken kupfernen Kessel, und erwärme sie über einem mäßigen Feuer so lange unter stetem Umrühren, bis sie durchgehends gleichmäßig erhitzt sind, wobey man aber jede Verkohlung zu verhüten hat; dann gieße man 2 Quentchen Provencerol hinzu, und lasse ebenfalls noch unter stetem Umrühren die Wurzeln 5 Minuten lang über dem Feuer. Auf dieses Pfund mit Provencerol getränkter Runkelrüben nehme man 2 Loth der getrockneten Kastanien, und unterwerfe das Gemenge dem Brennen in der Kaffeetrommel. Diese zwar sehr bekannte Operation muß hier aber mit der größten Sorgfalt, in Hinsicht des Feuergrades und der Zeit des Brennens, abgewartet werden. Dazu dient Folgendes: 1) röste man Anfangs nicht zu schnell; 2) beobachte man genau die Farbe und den Geruch des Surrogats in der Trommel. Sobald der bekannte unangenehme Geruch der Runkelrübe in den Dämpfen sich verloren hat, sobald hingegen ein angenehmer kaffeeartiger sich aus der Kastanie entwickelt, und das Surrogat eine dunkelbraune Farbe angenommen hat, ist es Zeit, den Proceß zu unterbrechen. Hört man zu schnell mit dem Brennen auf, so behält das

Surrogat einen faden Geschmack; man unterscheidet in ihm noch die Runkelrübe. Eben dieses würde der Fall seyn, wenn einige Würfel zu groß in die Trommel genommen worden wären, die dann noch einen Kern unzersetzter Runkelrübe enthalten würden. Hätte man das Brennen zu lange fortgesetzt, so würde man das Gewürzhafte der Kastanie zerstören; der Kohlenstoff in dem Surrogat wird zu stark oxydirt, und der Kaffee wird nun bitterlich, zwar nicht sehr unangenehm schmecken, aber das ihm eigenthümliche Feine verloren haben. Beynahe abgekühlt, wird hierauf das Gebrannte gemahlen, und in bedeckten reinlichen Gläsern oder Töpfen aufbewahret. Fabriken müssen es allerdings der Versendung wegen verpacken, wobey es mit der Länge der Zeit etwas durch die Ausdünstung verliert. Dieses Surrogat dient bereits mehrern Familien Freibergs ganz ohne ausländischen Kaffee, andere nehmen noch ein Drittheil Kaffee dazu. Alle, die es bis jetzt Monate lang gebrauchten, haben nicht die geringste nachtheilige Wirkung desselben auf die Gesundheit bemerkt. Mir und den Meinigen leistet es in dieser Hinsicht dieselben Dienste, welche wir von dem gewöhnlichen Kaffee verlangten. Man stoße sich nicht an die Idee: „ein eigenthümliches Naturerzeugniß könne nie erkünstelt werden.“ Obgleich dieser Grundsatz richtig ist, so paßt er doch nicht ganz auf gebrannten Kaffee; denn durch das Feuer werden die Elemente des Kaffee's in ihren quantitativen Verhältnissen verändert, schwarzes Kohlenoxyd erzeugt, fettes Oel gebildet. — Beyde Substanzen, welche die grünen Bohnen nicht mehr enthalten.

Geborne und Gestorbene in Berlin.

In abgewichenen Jahre sind in Berlin geboren 6099, und darunter 68 Zwillings-Geburten und einmal Drillinge. Der unehelichen Kinder sind eintausend und zwey und neunzig, folglich ist je das sechste Kind ein unehrliches! Todtgeboren oder zu frühzeitig zur Welt gekommene waren 408, so daß je das funfzehnte Kind todt geboren ward. Die Zahl der Gestorbenen beläuft sich auf 5358: mithin sind 741 mehr geboren als gestorben. Es ist merkwürdig, daß Berlin die einzige große Stadt in der bekannten Welt ist, wo in der Regel mehr geboren werden als sterben! Woher dies kommen mag? ob von der gesunden Lage der Stadt? oder: von der minder unsittlichen Lebensart der geringern Volksklassen? oder von der vorzüglichern öffentlichen und besondern Gesundheitspflege? ist schwer zu bestimmen, daß es aber eine Thatsache sey, hat schon Fink in seiner „medizinischen Geographie“ angemerkt und durch eine lange Reihe von Listen der Gebornen und der Gestorbenen erwiesen. Gelehrte Aerzte behaupten, daß, wenn die Spree und die Strassen noch reinlicher gehalten würden, der Ueberschuß über die Gestorbenen jährlich noch um einige hundert größer seyn würde. Wenn dies aber auch nicht zu verbürgen ist; so wäre doch eine noch sorgfältigere Vermeidung alles dessen, was die Luft, welche wir zunächst einathmen, verunreinigen kann, allerdings wünschenswerth. Unter den mannigfaltigen Ursachen des Todes, nimmt, wie gewöhnlich, auch diesmal die Abzehrung und die Lungensucht die verheerendste Stelle ein, denn sie hat 1260 Menschen, folglich nicht viel weniger als den vierten Theil aller Gestorbenen weggerafft. Beynahe eben so viel, nämlich 1126 sind an Krämpfen gestorben; am Durchbruch der Zähne sind 277, am Stickhusten 100, am Schlagfluß 315, an der Wassersucht 249, an den Masern 105, am Scharlachfieber 299, am Nervenfieber 307, am Durchfall und an der Ruhr 109; des naturgemäßesten Todes, nämlich an Altersschwäche und Entkräftung, 442, (mithin je der zwölfte) gestorben. Der Selbstmörder waren 16, und der an den Menschen-Pocken gestorbenen sechs.

Dabey macht Hr. Hofrath, Dr. Bremer, folgende Anmerkung. Es wäre vielleicht nicht zu viel, wenn man künftig die an den Pocken gestorbenen zu den Selbstmördern rechnete, oder, insofern es Kinder, folglich noch nicht Selbsthandelnde sind, zu den vorsetzlich ums Leben gebrachten, denn ist es wohl weniger als ein vorsetzlicher Mord, wenn Eltern nicht dafür sorgen, daß ihre, durch die natürlichen Blattern mit dem Tode bedrohten Kinder, demselben durch die unfehlbar wirkenden Schutzblattern entzogen werden? oder scheint es zu geringfügig, dagegen zu eifern, weil im vergangenen Jahre hier

nicht

nicht mehr als sechs Kinder an den Menschenpocken gestorben sind? Daß die Anzahl derselben diesmal nicht größer ist, rührt keinesweges daher, daß nur so wenig Eltern verabsäumt haben, ihre Kinder impfen zu lassen, sondern daher, daß im vergangenen Jahre keine Pocken-Epidemie geherrscht hat. Wir haben aber gar keine Gewähr, daß es immer so seyn werde. In Wien ward vor mehreren Jahren die Impfung so eifrig betrieben, daß man die Pocken dort für vertilgt hätte halten mögen, allein da jener Eifer seitdem erkaltet ist; so haben sich auch bald genug die Folgen davon gezeigt. Es sind nämlich dort im Jahre 1810 nicht weniger als 600 und im verwichenen Jahre (1811) 589 Menschen von den Pocken weggerafft worden, in der gesammten österreichischen Monarchie nicht weniger als sechszig tausend, und der auf mancherley Art durch die Pocken Verkrüppelten mögen leicht eben so viel seyn. Ich muß daher vor der aufs neue einreißenden Gleichgültigkeit gegen die Einimpfung der Schutzblattern, von neuem und dringend warnen! denn wenn gleich ich selbst bis heute 15646 Kinder und Erwachsene geimpft und 6257 Portionen Lymphe verschickt habe; so kommen von dieser beträchtlich scheinenden Anzahl doch auf das Jahr 1811 nicht mehr als 956 Geimpfte. Wenn aber, wie im Eingange dieses Aufsatzes angegeben ist, im verwichenen Jahre 6099 Kinder gebohren worden, so sieht man, daß mir noch nicht der sechsste Theil dieser Anzahl zur Impfung gebracht worden ist, und wie viel auch von andern Aerzten mögen einoculirt worden seyn, so ist doch mit Gewißheit anzunehmen, daß von den sechs tausend Kindern, welche nach Vernunft und Billigkeit hätten geimpft werden sollen, noch ein großer Theil diese Wohlthat nicht empfangen hat.

Preisaufgaben in Oesterreich.

Einem wesentlichen Mangel in der dramatischen Dichtkunst abzuhelfen; den Vorwurf, daß die deutsche Oper dem Gebildeten nur selten Genuß gewähre, zu beseitigen; bessere dramatische Dichter-Talente zu vermögen, thätig mitzuwirken, die deutsche Oper zu dem, was sie seyn kann und soll, zum vollendetsten Werke der darstellenden Kunst, zu erheben, und die Ehre des deutschen Genius und Geschmacks auch von dieser Seite zu retten: hat die Direction des k. Operntheaters in Wien beschlossen,

1) Hundert Dukaten in Gold für das beste deutsche tragische, und
2) für das beste deutsche komische Operngedicht die gleiche Summe

auszusetzen.

Die Forderungen, welche das erste dieser Gedichte zu erfüllen hat, sind:

a) daß es, in seinem Gegenstande von hohem tragischen Interesse, in der Anlage einfach und groß, in der Ausführung ächt dramatisch, in der theatralischen Darstellung glänzend, in der Wirkung allgemein ergreifend und erschütternd; der höheren Tragödie, soweit die Natur der Musik es gestattet, genau entspreche, und nicht durch Spectakelscenen und sogenannte Theatercoups zu täuschen und zu blenden suche;

b) daß es in reiner würdiger Sprache, wohllautenden Versen und schönem harmonischen Rhytmus, durchaus metrisch, abgefaßt, für die Composition berechnet und geeignet, die Musik nicht beherrschend, mit ihr zu Einem vollkommenen Ganzen auf das Innigste sich vereinigen und verschmelzen lasse.

Für das zweyte wird bedungen:

a) daß es, aus dem Leben der modernen Welt genommen, durch heitere Phantasie, rege Bewegung der Handlung, feine Intrigue, kontrastirende Lagen, komische Charaktere und reinen geselligen Ton ergötzend und fesselnd, mit echtkomischer Wirkung den Geist und die Sitten der Zeit, worin es sich bewegt, anschaulich abbilde und darstelle;

b) daß es, in der Behandlung wahrhaft dramatisch, rein und leicht in Ausdruck und Vers, frey von Niedrigkeit und Gemeinheit, in der Darstellung schön und gefällig erscheine, und der Musik, wo die Handlung durch Empfindung angehalten und die Sprache metrisch wird, ungesucht und ungezwungen sich darbiete.

Jeder bessere deutsche dramatische Dichter wird zur Lösung dieser Aufgaben eingeladen. Die Wahl des Stoffes bleibt seiner Einsicht und seinem Geschmacke

schmacke überlassen. Die Entscheidung werden des Gegenstandes anerkannt kundige Männer thun, deren Namen man besonders zur Kenntniß bringen wird.

Jene Operngedichte, die, nach den besten, von ausgezeichnetem Werthe und für Vorstellung und Composition vorzüglich geeignet sind, wird, mit Uebereinkunft der Verfasser, die Direction gegen anständige Honorare übernehmen. Der letzte Zeitpunkt zur Einsendung ist das Ende des October-Monats 1812. Sie geschieht auf die gewöhnliche Weise mit versiegeltem Zettel und überschriebenem Motto an die Direction des k. Operntheaters im fürstlich Lobkowitzischen Hause in Wien.

Verschiedenes.

In den Jahren 1808 und 1809 sind in 99 französischen Departements 737,772 Vaccinationen geschehen. Die 16 Departements, welche die meisten zeigen sind: Rhein und Mosel, Roer, Oberrhein, Meurthe, Ober-Saone, Tarn, Lys, Doubs, Saone und Loire, Seine und Oise, Sers, Unter-Charente, Mosel, Gironde, Herault, See-Alpen. In diesen 16 Departements wurden 263,267 Personen geimpft. In den nemlichen Jahren wurden 71,813 Personen von den natürlichen Pocken befallen, und 16,018 darunter starben.

— —

Komet. Man sah den Cometen zu Ergfeet in Norwegen an den klaren Abenden vom 2ten zum 7ten Januar noch deutlich. Späterhin verhinderten der Mondschein und nachher die bedeckte Luft die Beobachter daran, ihn zu sehen.

Bekanntmachungen.

Zu Anzeigen und Bekanntmachungen
welche das eigene Interesse des Einsenders betreffen, auf den großen Umfang aller Länder und Gegenden, wo deutsch gesprochen und gelesen wird, berechnet sind, und bey dem höheren gebildeten Publikum des gehörigen Erfolgs versichert seyn sollen, ist
das Intelligenzblatt der Zeitung für die elegante Welt
jetzt am vorzüglichsten geeignet, weil diese Zeitung von aller Politik und Sektengeist aufs strengste entfernt, ihrer Bestimmung gemäß den friedlichen Eingang und ehrenvollen Beyfall fest erhalten hat, so wie das Interesse, was jetzt so wenige Zeitungs-Institute über die Grenze des Landes oder der Provinz, wo sie erscheinen, zu tragen vermögend sind, überall behauptet.

Aus- und Anbietungen von Grundstücken, Gütern und Waaren, Anzeigen von Mode-, Kunst- und Luxusartikeln, neuer Erfindungen, Erzeugnissen und Arbeiten, welche längst bestehende oder neu errichtete Etablissements, Fabriken und Manufakturen liefern, öffentliche Verkäufe, Auktionen, Verpachtungen, Vorladungen, Gesuche, Wünsche, Aufforderungen, Anfragen, Berichtigungen, Beförderungen, Belohnungen, Geburts-, Vermählungs- und Todesanzeigen u. s. w. finden in dem Intelligenzblatt die gehörige Aufnahme und wird dafür die gedruckte Zeile oder deren Platz genau berechnet mit 2 Gr. Sächs. vergütet. Die Anzeigen und Bekanntmachungen bittet man deutlich geschrieben, nebst Uebermachung oder Anweisung des Betrags, zu adressiren.

An die Expedition der Zeitung für die elegante Welt.
oder an den Verleger derselben.
Georg Voß in Leipzig.

Bey Breitkopf und Härtel in Leipzig sind erschienen:

Bouquoi Graf G. v., Erläuterungen und Zusätze zu dem dritten Theile von Schuberts theoretischer Astronomie, nebst einem angehängten Auszuge aus diesem Werke und den Zusätzen, worin der Geist der Rechnungen strenge beobachtet ist. Zum faßlichen Selbstunterrichte und zu einem leichten Ueberblicke. gr. 4. mit 13 Tafeln. 2 Rthlr. 16 gr.

— Ein Vorschlag zu einer Dampfmaschine, welche sich leicht allenthalben mit wenigen Unkosten ganz aus Holz bauen läßt. 8. 4 gr.

Kletton G. L. de varia malignitatis ratione in febre scarlatinosa observationibus illustrata. 8. 12 gr.

In der Stettinischen Buchhandlung in Ulm ist zu haben:

Kurze Gemeinfaßliche Französische Elementar-Sprachlehre für deutsche Bürgerschulen und zum Selbstunterrichte deutscher Bürger; nebst den nöthigen Uebungen im Lesen, Schreiben und Sprechen dieser Sprache, und einer in Kupfer gestochenen französischen Vorschrift zum Schönschreiben. Von M. Joh. Lang, Pfarrer zu Schnaitheim. Zweite, durchaus umgearbeitete Auflage. gr. 8. Ulm, 1811. 1 fl. 12 kr.

Der

Verkündiger.

63. Stück. Sonnabend. Am 28. März 1812.

Noch etwas über die peruvianischen Kartoffeln *).

Bemerkungen über die großen afrikanischen Erdäpfel, **) welche durch die Expedition der Franzosen nach Egypten erst seit einigen Jahren aus diesem Lande nach Europa gekommen und bey uns bekannt geworden sind, stehen noch hier.

Durch die Güte des berühmten und wegen seiner ausgebreiteten Kenntnisse allgemein geschätzten Herrn Magister Capieux in Leipzig erhielt ich einige dieser Fremdlinge, welche er in seinem Garten selbst gezogen und, wenn ich nicht irre, das Jahr vorher unmittelbar aus Paris bekommen hatte.

Weil ich etliche derselben an meine Freund gab, so blieben mir nur vier Stück übrig, die ich in acht Theile zerschnitt und zu Anfange Monats May 1802 in ein nicht frisch gedüngtes, aber doch sehr fruchtbares Gartenland brachte, und zwar in der nämlichen Entfernung von einander, wie man gewöhnlich die Kartoffeln auf dem Felde zu legen pflegt. In der bald vollendeten dritten Woche gingen sie auf, bestärkten sich in kurzer Zeit außerordentlich und trieben Stengel, welche den Sommer über 4 bis 5 auch 2½ Elle lang wurden.

Obgleich diese Stengel nach unten zu mehr als einen Zoll im Durchmesser hatten, so würden sie doch vermöge ihrer Beschaffenheit sich nicht aufrecht erhalten haben, indem sie sehr weich und mager sind, hätte ich sie nicht an Stäbe binden lassen, wodurch ich zugleich ihre außerordentliche Größe recht bemerkbar machen konnte.

Unangenehm war es mir, daß nur eine einzige Blumenknospe völlig aufblühte, die übrigen alle vertrockneten in den ersten Tagen ihrer Erscheinung. Wahrscheinlich rührte dieses Ereigniß davon her, daß das Beet, worauf sich dieser kleine Kartoffelwald befand, ringsherum von Hecken, Häusern und hohen Spalieren umgeben war, mithin wurde die Einwirkung der Sonne sehr verhindert, welches auf eine Pflanze, die aus einem so heißen Himmelsstriche gekommen, ehe sie sich an unser Klima gewöhnt, wohl einigen Einfluß haben kann.

Jene einzelne Blüthe, welche sich zeigte, mußte vielleicht zufällig entstanden seyn, indem sich der Zweig, an welchem sie war, nach einer Oeffnung des Spaliers sich gewendet hatte, wo nur im hohen Mittag einige Sonnenstrahlen herein fallen konnten.

Diese Blüthe sah ganz weiß aus, hatte gelbe Staubfäden, und unterschied sich hauptsächlich dadurch von den gewöhnlichen, daß sie weniger doldenförmig, sondern mehr flach und zurück gebogen war.

Als ich im Monat Oktober glaubte, daß diese Kartoffeln nun ihre völlige Reife erlangt haben würden, ließ ich sie ausnehmen und fand zu meiner Verwunderung an den Wurzeln jedes einzelnen Stockes 12, 16 bis 20 Knollen, wovon der größte Theil 20, 24, 28 bis 32 Loth wog.

Zu den merkwürdigen Eigenschaften dieser Gattung gehört:

1) Daß die Früchte ganz dicht um den Stock herum und nur sehr flach liegen, indem sie kaum 2 bis 3 Querfinger hoch mit Erde bedeckt sind, ja öfters

*) Sehe 43. Stück des diesjährigen Verkündigers.

**) oder eigentlicher Kartoffeln, denn sie gehören unter das Geschlecht von Solanum tuberosum. Linn.

Digitized by Google

öfters gar mehr als zur Hälfte frey und entblößt da liegen, wenn auch gleich die Erde den Sommer über zweymal aufgelockert und an die Pflanzen angeschoben wird.

2) Die außerordentliche Zartheit ihrer Schale, und der ungemein liebliche Geschmack des Fleisches, welches beynahe ein zitronengelbes Ansehen hat, das sich weder allzumehlicht noch schliffig kocht, sondern recht in der Mitte beyder Extreme steht.

Uebrigens kochen die größten dieser Kartoffeln selten durch und durch ganz mürbe, auch findet sich bey solchen, daß sie zuweilen inwendig hohl sind. Jedoch darf beydes, den vortheilhaften und allgemeinen Anbau dieser ergiebigen Frucht nicht hinderlich seyn, indem man ja nur die Mittlern zum Speisen, jene aber zur Nahrung für das Vieh anzuwenden braucht. Zum Beweis ihrer außerordentlichen Vermehrung mag folgendes dienen:

Ich hatte die im Jahr 1802 gewonnenen den Winter über in einem sehr warmen Keller sorgfältig aufbewahrte, aber dem ohnerachtet waren doch bey der außerordentlichen Kälte die meisten erfroren, so daß mir nur wenige zur neuen Auflage übrig blieben. Von diesen nun ließ ich jede in vier Theile zerschneiden, und erhielt auf diese Art 5½ Dresdner Meßkannen solcher Stücken, welche ich in den ersten Tagen des Mais dem Lande anvertraute, und im Herbste des letztverflossenen Jahres 1 Scheffel 1 Viertel 2 Metzen davon ärntete.

Eigen ist es, daß auch dießmal nur zwey Blüthen zur Vollkommenheit gediehen, und die übrigen als noch ganz unvollkommene Knospen abfielen. Der Grund davon mag also wohl der schon oben angeführte seyn, denn bey Herrn Capieux, wo sie mehr als bey mir der Sonnenwärme ausgesetzt standen, blühten sie über und über. Niemals habe ich aber an diesen Stöcken eine Samenbeere wahrgenommen.

Sollte man nun, statt der gewöhnlichen Kartoffeln, diese Art allgemein anbauen, so würde daraus, außer den schon genannten Vortheilen, noch ein sehr großer Nutzen erwachsen, indem sie die Düngung, das erste Erforderniß einer glücklichen Landwirthschaft, durch ihre großen Stengel und Seitenzweige ungemein vermehren würden. Könnte man nicht von einem solchen Acker eben so viel Streumaterialien erhalten, als wäre er mit irgend einer Getreideart besäet worden? — Ist auf diese Art der Gewinn nicht beträchtlich? — nicht doppelt? — da man zeither durch Anpflanzung großer Kartoffelflächen so vieles Stroh entbehren mußte.

Es hat zwar niemals ein vernünftiger Landwirth das Kraut rich der gewöhnlichen Kartoffeln weggeworfen, sondern dasselbe jedesmal auf irgend eine Art benutzt, oder dem Felde zurückgegeben, erhält man aber nicht von diesen mehr als noch einmal so viel? und wer weiß es nicht, daß vegetabilische Düngung sowohl mit als ohne animalische, wenn die rohen Pflanzentheile in Gährung übergingen, ganz außerordentlich kräftig ist? —

Schlüßlich erwähne ich noch einer andern Art, welche gleichfalls aus Egypten stammen soll, und mir unter dem Namen Kartoffeln von Memphys, zugeschickt worden ist. Sie blüht blau, wie die Englische, hat auch ziemlich große Knollen, ist aber weder so schmackhaft, noch so ergiebig wie die vorherbeschriebene.

Ueber die Verwendung der Schlacken von Eisenschmelzöfen.

Als Zusatz zu der Bekanntmachung im Verkündiger Stück 52. Jahr 1812, daß bey einigen schwedischen Eisen-Hütten-Werkern die abfallenden Schlacken noch benützt werden, mögen folgende Nachrichten dienen.

1) Bey dem im Salzach-Kreise gelegenen k. b. Eisenhütten-Werke Bergen werden die Schlacken in eine im Sand ausgeschlagene und stark befeuchtete rundliche Grube geleitet, wo selbe dann zu einer löcherichten sehr leichten Masse, die dem vulkanischen Tuff am ähnlichsten sehen möchte, auflaufen, hierauf in Stücken zerschlagen, und nach dem Kubickmaaße von den benachbarten Bewohnern begierig aufgekauft, indem selbe ihrer Leichtigkeit und Dauerhaftigkeit wegen zum Bauen, vorzüglich für Mittelmauern sehr geeignet sind.

2) Bey den ebenfalls k. bayr. Eisenhüttenwerkern Kiefer und Innbach, welche beyde im Innkreise gelegen sind, werden auf ähnliche Art, wie es von den schwedischen Eisenhüttenwerkern angeführt ist, alle Schlacken, die nicht ihres Eisengehaltes wegen zur Erzeugung des Wascheisens gepocht und gewa-

gewaschen werden, in die Form von Backsteinen gebracht, und man sieht in der Nachbarschaft viele Gebäude, die blos aus solchen Schlackenziegeln, wie sie dortselbst genannt werden, erbaut sind.

Ausserdem werden bey den beyden letztgedachten Hüttenwerkern auch Platten von 2 bis 4 Quadrat-Fuß Fläche, und $1\frac{1}{2}$ bis 3 Zoll Dicke auf gleiche Art gegossen, welche theils zur Bedeckung von Gartenmauern, theils zu Platten auf den Kochheerden verwendet werden. — Der verglaste Zustand, in dem selbe sind, trotzt jeder atmosphärischen Einwirkung, und macht selbe zu jedem ihrer Form anpassendem Gebrauche sehr tauglich.

Brot gegen Mulstrigkeit und Schimmel zu sichern.

In den Teig von mulstrigem Mehle, sobald er geknetet ist, werden 5 bis 6 Zoll breit von einander tiefe Löcher gedrückt, und mit Mehl angefüllt, welches die Mulstrigkeit in sich zieht. Am folgenden Morgen wird es bey Auskneetung des Teiges behend herausgenommen, und nur fürs Vieh verbraucht. Gegen den Schimmel gießt man etwa 100 Tropfen Lavendelwasser unter das Wasser, womit man das Brot durchkneten will.

Verschiedenes.

Lauwinen. Aus Graubündten gehen neue, grause Berichte über die Menge und die Gewalt der Lauwinen ein. Vom 15. bis zum 17. fielen ihrer 9 zwischen der Martinsbrücke und Finstermünz. Im untern Engadin waren 10 Tage lang die Pässe gesperrt; wo sich der lockere Schnee an steilen Halden auf der alten Eisrinde nicht halten konnte, ereigneten sich Schneeschlipfe. Eine große Lauwine fiel bey Zernez, eine bey Guarda, eine bey der Platta Mala; zwey trafen am 16. und 17. Fetan und beschädigten etliche Gebäude; schon ehemals hatte eine Lauwine einen Theil dieses Doppel-Dorfes geschleift; der andere brannte bald darauf ab. — Von Ilanz im obern Bund vernimmt man schrecklicheres. Eine Lauwine, über eine halbe Stunde breit, wälzte 80 Ställe mit Heu und 250 Stück Vieh aller Gattung mit sich fort, und erdrückte dann, nur wenige Steinwürfe weit vom Hauptorte, eine Mahl- und eine Sägmühle und 3 Häuser. Schnelle Hülfe rettete die Bewohner; sie wurden lebendig ausgegraben; auch zu Vrins und Lombrein wurden mehrere Ställe fortgerissen; zu Vrins grub man auch mit Glück 2 verschüttete Männer aus. Zu Sassten trug so eben ein Senn das Gemolkene in den Hintergrund des Stalls; eine Lauwine brach los; den Stall mit 7 Kühen riß sie fort; aber zwischen der Schneebrut und dem Menschen stand sein Engel; er blieb unberührt mit dem vollen Eimer. Zu St. Antonien in Schörinen hat hingegen ein Mann sammt 7 Stück Vieh den Tod gefunden. Zwey Ställe zerrte da eine Lauwine vom Wohnhaus hinweg, und tiefer am Berg begrub sie noch einen Mann mit 2 Kühen; der Mann ward gerettet.

— —

Nachrichten aus Gent zufolge sammelt sich die dortige Ackerbau- und botanische Gesellschaft um die Blumenliebhaberey und um die Treibgärtnerey, durch ihre Kunstausstellungen im Winter, viele Verdienste. Am 6. Jan. fand eine solche Blumenschau statt, bey der das Limodorum Tankervilliae, als die schönste blühende Pflanze, ihrem Pfleger, dem Gärtner Mussche, den ersten Preis, die Camelia stricta aber und die Azalea carnea den Herren van Berghen und Lanckmann das Accessit erwarben. Achtundachtzig Treibhauskünstler hatten dreihundert und neunundachtzig blühende Pflanzen und Sträucher zur Ausstellung gebracht, unter denen dreißig sich fanden, die nur erst seit zwölf bis funfzehn Monaten auf dem festen Lande bekannt geworden. Daß der schöne Wintergarten eine Menge Beschauer herbeygelockt habe, darf nicht erst versichert werden; die Namen der ersten Magistrate der Stadt, die ihre Beyträge zur Ausstellung sandten, bürgen für das allgemeine Interesse, das die Einrichtung fand. Unter den dießjährigen Pflanzen wurden besonders noch folgende ausgezeichnet: Pancratium amoenum; Pultenaea ericoides; Alstroemeria ligtu, Pittosporum undulatum; Neottia speciosa, Eugenia uniflora; dann Camelien, Rhododendren, Daphnes, Tulpen u. s. w.

— —

Ein sich von Isle de France nach Batavia begebendes engl. Schiff, berührte die nordwestliche Küste von Neuholland, und da es sich sehr lange an derselben aufhielt, entdeckte dasselbe, daß die Berichte von Peron und andern Reisenden, über die Unfruchtbarkeit dieses Kontinents unrichtig und alle Karten von dieser Küste um mehrere

rere Grade falsch seyen. Die Besatzung dieses Schiffes hat sich mit den Einwohnern in Verbindung gesetzt und wurde gut behandelt. Die von dem Kapitän aufgenommenen Karten von der Küste wurden nach Europa gesandt, um daselbst herausgegeben zu werden.

— —

Während in Berlin, bey 150,000 Einwohnern, sich keine einzige Feuerleiter vorfand, um aus dem 3ten und 4ten Stockwerke die Unglücklichen bey dem Brande an der Schaarstrasse zu retten, so sind in Bern bey 12000 Einwohnern 163 Feuerleitern, die so hoch und 6 mechanische, die noch höher gehen, 40 Feuerspritzen und ein auserwähltes Pompier-Corps mit allen versehen. Vier Pompiers und zwey Feuerspritzen wachen bey jeder Schauspiel-Aufführung und ein Offizier des Pompier-Corps ist stets anwesend.

— —

Kürzlich wurde eine Meile oberhalb Augsburg ein Biber im Lech mittelst eines Hundes und eines starken Netzes gefangen: und lebendig nach Augsburg gebracht.

Bekanntmachungen.

Ankündigung
einer die heftigsten Zahnschmerzen schnell und unfehlbar heilenden Tinctur.

Ein lang in Amerika gereister Mann hat dorten das Arcanum, eine die heftigsten Zahnschmerzen schnell und unfehlbar heilende Tinctur zu verfertigen, an sich gebracht, und diese Tinctur seit vielen Jahren her nach mehrmaliger Ankündigung in öffentlichen Blättern, zur besten Zufriedenheit der Abnehmer überall hin verkauft.

Derselbe bereits höchst betagte Mann hat, damit bey seinem etwaig schnell erfolgenden Tod dieses für die leidende Menschheit so sehr wohlthätige Heilmittel nicht verlohren gehe, nunmehr mir als seinem Freund jenes Arcanum entdeckt, sonach mir alle Bestandtheile selbiger Tinctur beschrieben und mich in deren Verfertigungs-Art aufs vollkommenste unterrichtet.

Wenn nun ich selbsten für die Folge diese Zahn-Tinctur präparire, so bemerke ich hiebey, daß deren unfehlbare Heilkraft schon längst her im ganzen Königreich Würtemberg, auch in den Rhein- und mehreren andern Gegenden, rühmlichst bekannt sey, blos aus einem gebrannten Wasser bestehe, ohne alle Beschwerde und ohne mindeste sonstige Gefährlichkeit gebraucht werden, und man das Glas nebst Gebrauchzettel zu 24 kr. jederzeit bey mir haben könne, unter dem Erbieten, demjenigen der eine grössere Parthie davon in Commission nehmen wollte, eine angemessene Provision zu gestatten.

Heilbronn im März 1812.

Kaufmann, Jakob Friedrich Gruis.

In der Stettinischen Buchhandlung in Ulm, so wie in allen Buchhandlungen, ist à 45 kr. zu haben:

J. F. Gmelins Abhandlung von den giftigen Gewächsen, welche in Deutschland und vornehmlich in Schwaben, wild wachsen. gr. 8. Ulm, 1805.

Anweisung, kleine Lustfeuerwerke selbst und mit wenigen Kosten zu verfertigen; nach durchaus erprobten Sätzen, und mit grösster Genauigkeit beschrieben. Nebst einem Anhang von verschiedenen Firnißen und andern Kunststücken. 8. Ulm, 1811. 30 kr.

Physikalisch-ökonomisches und chemisch-technisches Kunstkabinet, in einer Sammlung von 300 gemeinnützigen, leichtfaßlichen und erprobten Kunststücken, Mitteln und Vorschriften, auch belustigenden Unterhaltungen zum Nutzen und Gebrauch für Künstler, Fabrikanten, Professionisten und Jedermann, 8. 54 kr.

Härtin's, D. J. G. F., Abhandlung über die Rechte des Fiskus, vorzüglich nach Röm. Baierischen Gesetzen, 8. 24 kr.

Boch, J. G., die Landwirthschaft in Baiern und Schwaben, wie sie noch ist, und wie sie seyn sollte und könnte. 8. 8 kr.

Rehm's, J. C. W., Nützliches Allerley für Haus- und Feldökonomie, 1r Theil. Neue verbesserte Auflage. 8. 1810. 54 kr.

Lang's, M. J., französ. Lese- und Uebersetzungsbuch für den deutschen Bürgerstand; zum Selbstunterrichte, und zum Gebrauch in deutschen Bürgerschulen; gr. 8. 50 kr.

Neues vollständiges Kochbuch, in welchem das Beste und Nützlichste der in- und ausländischen Koch-, Back- und Konfiturenbücher in alphabetischer Ordnung sogleich ausführlich zu finden ist. Neue wohlfeilere Auflage, gr. 8. Geb. 2 fl.

Bücherliebhaber und Kunstfreunde.

können unentgeldlich in jeder Buchhandlung abfordern lassen:

Verzeichniß sämmtlicher Verlagsbücher, Kupferwerke und Kunstartikel, welche bis jetzt bey Georg Voß in Leipzig erschienen sind.

Besitzer und Direkteren von Leihbibliotheken und Lesezirkeln, Buchbinder, so wie Geschäftsfreunde, welche in diesen Artikeln Aufträge besorgen, können sich auch an ihm direkt wenden und die vortheilhaftesten Bedingungen erwarten.

Der

Verkündiger.

64. Stück. Sonntag. Am 29. März 1812.

Benützungsart inländischer Gemüse.

Im 246. Stück des vorjährigen Verk. haben wir die Benutzung einiger Kohl- und Rübenarten von Franz Piper, fürstl. Joseph Schwarzenburgischen Hofgärtner, angegeben. Damals wurde der Vortheile gedacht, die der Schnittkohl als Oelpflanze, frühzeitige Nahrung für die Bienen, als gesundes und wohlschmeckendes Gemüse für den Menschen, und auch als Ersatz für die sparsam gewachsenen Futterkräuter leisten kann. Man hat diesen Gegenstand als einen nicht gleichgültigen Zweig der Landwirthschaft seit diesem Zeitpunkt in Oesterreich nicht aus den Augen gelassen, und bisher diejenigen Vortheile, welche sich in dieser Jahrszeit noch beobachten ließen, über die Erwartung bestätiget gefunden. Von dem am 10. August angebauten Samen sind die Blätter nun bereits das 5te Mal geschnitten, und davon mehrere Familien wöchentlich drey auch vier Mal mit sehr gutem Gemüse versehen worden. Selbst ein im Parterre des fürstl. Gartens zur Einsicht des Publikums, unterm 4ten Okt. angesäeter Same, hat noch so gut getrieben, daß seine Blätter bereits den 9. Nov. geschnitten worden sind; ich glaube um so mehr hiervon unsern Lesern Nachricht geben zu müssen, weil sie daraus mit mir die Ueberzeugung schöpfen werden, daß bey dem dießjährigen Mangel an Viehfutter, wenn im September ein hinlänglicher Vorrath an Samen vorhanden gewesen und angebaut worden wäre, man freylich noch zwey bis drey Ernten bereits erhalten, und im Frühling noch zwey andere, nebst dem mit Anfang May sich schon ergebenden Samen zur Oelfabrikation, zu erwarten hätte. Um übrigens die eingelaufenen vielfältigen Nachfragen in Ansehung der weitern Details der Cultur und der Benutzungsweise unter einem zu beantworten, halte ich für nothwendig, noch folgende Bemerkungen nachzutragen: 1) der Anbau des Schnittkohls kann schon in den ersten Tagen des Frühjahrs, sobald es die Witterung erlaubt, im Monat März, wenn die Erde wieder offen und hinlänglich getrocknet ist, unternommen werden. Er liebt einen frisch und gut gedüngten Boden, übrigens ist es gleich viel, ob er in Reihen oder breitwürfig angebaut wird; doch muß im letztern Falle vorzüglich darauf gesehen werden, daß es nicht zu dichte geschehe, weil die Pflanzen sonst zu schwach bleiben und eine lange Zeit hindurch kümmern würden; sollte dieser Fall indessen des äußerst feinen Samens wegen doch manchmal eintreten, so ist es ein leichtes dadurch abzuhelfen, daß die Pflänzlinge auf solchen zu dicht besteckten Plätzen im Verhältnisse ausgezogen, und ein anderes Feld solcher Gestalt damit bepflanzt wird, daß die Pflänzlinge im Verbande jedes Mal wenigstens 5 Zoll, so wie auch da wo sie im Beete gepflanzt werden, auseinander zu stehen kommen. Wenn der Anbau in Reihen oder Rinnen geschieht, können diese 8 Zoll von einander entfernt seyn, die Pflanzen aber selbst in jeder Linie 4 Zoll von einander abstehen; um dadurch noch den erforderlichen Raum zum Behauen und Reinigen derselben zu gewinnen; noch muß ich bemerken, daß der Samen in keinem Falle zu tief untergebracht werde; in leichter Erde ist 1/4 Zoll hinreichend, bey schwerem Boden aber muß es noch seichter geschehen. In größern Gärten würde es am vortheilhaftesten seyn, zugleich einige Beete damit anzubauen, den Samen, so wie bey andern Kohlarten mit einem Rechen seicht unter die Erde

zu kratzen, und sodann die Pflanzen, so wie sie heranwachsen, die stärksten jedes Mal zu erst, auf die dazu bestimmten Felder, so wie dieselben nach und nach abgeräumt werden, zu versetzen. Ich habe oft noch meine Schnittkohl-Pflanzen nach geendigter Ernte der Zwerg-Fasolen, spanischen Zwiebel u. s. w. an ihre Stelle verpflanzen lassen; es hindert am Erfolge nichts, wenn solche auch schon ziemlich groß und stark heran gewachsen sind; die letzten rückständigen Pflanzen endlich, wenn sie auf den Beeten bis auf 5 Zoll Abstand von einander gesetzt sind, können darauf stehen bleiben, und so auf Ort und Stelle benützt werden. 2) Die Zeit der Samen-Ernte bestimmt die Erscheinung, wenn die Schoten gelb und trocken, und der Same braun zu werden anfängt; die Stengel werden abgeschnitten, haufenweise und in aufrechter Richtung neben einander gestellt, bis sie hinlänglich trocken geworden, und dann in Tüchern nach Hause geführt, wo man aber trockene Speicher oder sonst einen schicklichen Ort besitzen muß, deren Böden gleich und rein sind, daß sich der etwa ausfallende Samen nicht in den Ritzen derselben sammeln könne. Das Einführen kann auch gleich nach dem Schnitte geschehen; nach hinlänglicher Trockenheit wird dann das Ganze gedroschen, und der Samen durch ein feines Sieb von dem Ueberreste und auch von allem Staube gereinigt, und so ist er auf diese Art bis zur letzten Operation durch die Presse fertig. Dieses kann nun auf jeder Oelmühle, deren es vielerley Arten giebt, gleich gut geschehen, vorausgesetzt daß sonst kein anderes Oel darauf bereitet werde, der Same jeder Zeit recht fein gequetscht, gerieben oder gestampft und sodann ausgepreßt wird; auch ohne alle vorhergehende Röstrung oder wie man sagt im kalten Wege. Ferner ist noch anzurathen, dem Samen, wenn er gestampft wird, etwas weniges Wasser beyzumischen, wo die Wirkung besser befördert zu werden scheint; auf diese Art erhält man ein Oel, das in jeder Hinsicht uns die Stelle des Oliven-Oels ersetzt, und solches noch durch die besondere Eigenschaft übertrifft, daß es nie gefriert; bey einem Grade der Temperatur unter dem Eispunkte, nach Reaumur war das Oliven-Oel vor einem Fenster dicht gefroren, da im Gegentheil das Schnittkohl-Oel bey 12 Grad Kälte noch ganz tropfbar blieb.

Wenn Lücder in seinen Garten-Briefen schon sagt, daß man den Schnittkohl nicht genug anbauen könne, da er doch bloß vom Blättergenusse schrieb, wie werde ich ihn wohl den Güterbesitzern und Landleuten thätig genug anrathen müssen? Nach dem Schnittkohl kann Gerste angebaut werden, hordeum distichon nudum, große nackte zweyzeilige Gerste, auch Kaffeegerste genannt, auch gem. Hafer und der Georgianische Hafer. Auf größeren Landwirthschaften dürfte es von bedeutendem Nutzen seyn, zeitlich im Frühjahre einige Joch oder Metzen dieses Samens anzubauen. Man würde hierdurch nicht nur eine Menge Grün-Futter für Rind- und Mastvieh, sondern auch für das nächste Frühejahr eine beträchtliche Oelnützung zu erwarten haben.

Wie viel würde übrigens durch den häufigen Anbau des Schnittkohls nicht auch die Bienen-Kultur gewinnen, welche in den Blüthen eine höchst ergiebige Nahrung findet, und daher alle bisherigen Zucker-Surrogate, bey deren kostspieliger Zubereitung wir am Ende weder Syrup noch Holz mehr haben dürften, am zweckmäßigsten zu ersetzen im Stande wäre. Wie ansehnlicher Feldraum könnte zur ander wichtigen Kultur gewonnen werden, so wie auch eine verhältnißmäßig größere Wachserzeugung eine beträchtlichere Wohlfeilheit des Talges und der Seife nach sich ziehen müßte. Endlich geben die nach geschlagenem Oele zurück bleibenden Kuchen noch ein vortreffliches Futter im Winter für das Rind- und Mastvieh, und einen fetten Dünger für die Landwirthschaft. Nach der Weitzen und Rockenernte kann das Feld zum Schnittkohl ebenfalls verwendet werden; nur ist wohl zu bemerken, daß auf Feldern, die mit Vogelwicken und Disteln zu sehr verunreiniget sind, diese Pflanze nicht gar zu gut gedeihet. Weil die Erdflöhe derselben sehr nachstellen und solche verderben, so kann als Vorbeugungsmittel für dieses Uebel, der Samen, ehe er angebaut wird, mit Leinöl begossen und dann gut durch einander gemenget werden, wo diese ungeladenen Gäste dann selber nicht viel Schaden thun können.

Zur deutlichen Uebersicht der Vortheile sey es mir erlaubt, noch eine kurze Ertrags-Berechnung beyzusetzen: Ein Niederösterreichisches Joch enthält 1600 □ Kl., ein Metzen Aussaat enthält 533 □ Kl. Wiener Maß; eine Wiener Klafter hat 6′, folglich hat eine □ Kl. 36 □′; ein Niederöster-

Digitized by reichi-

reichisches Joch hat also 57,600 □′. Wenn 4 □′ bey guter Pflege 1/2 Maß Samen gab, so gibt ein Joch 7200 Maß im Gartengrunde. Nach dieser Berechnung kommen auf ein Joch 180 Metzen Samen, wovon man aber auf widrige Zufälle die Hälfte abschlagen und nur 90 Metzen Samen-Ertrag annehmen will. Ein Seitelmaß Samen, 12 Loth im Gewichte, gab 3 Loth Oel, folglich gibt eine Maß im geringsten 12 Loth. Ein Niederösterreichischer Metzen Samen kann am geringsten gerechnet 24 Pfund Oel geben, 90 Metzen Samen geben 2160 Pfund, das Pfund Oel zu 1 fl. W. W. gerechnet, beträgt eine Erträgniß von einem Niederösterreichischen Joche 2160 fl. W. W.

Größe des Kometen vom Jahr 1811.

Herr Lamperti in Dorpat macht über den Kometen folgendes bekannt: Nach der Berechnung des größten Astronomen im Norden, auf der St. Petersburger Sternwarte, war der Komet den 25sten August 241 Millionen Werst, von der Erde entfernt (St. Petersb. Zeit. Nro. 79). Den Durchmesser des Kometen, d. h. den Diameter der Scheibe, welche vom blauen Ringe eingeschlossen, und dadurch sehr scharf begrenzt war, fand ich, in der gedachten Zeit, 20 Zeitsekunden oder 5 Bogenminuten groß [1]). Hierauf gründen sich die folgenden Resultate:

Durchmesser der gedachten Scheibe [2]) = 350,320 Werst. Peripherie des Kometen = 1101191 Werst. Die der Erde aber nur = 37608 Werst [3]). Will man aber den Kometen, mit der Größe unsers Planeten näher vergleichen: so muß man sich erinnern, daß die körperlichen Größen zweyer Kugeln, sich gegen einander, wie die Kubi oder Würfel ihrer Durchmesser verhalten. Nun beträgt der Erddurchmesser = 11971 Werst; der Kubus dieser Zahl ist folglich = 1715502251611. Der Kubus des Kometendurchmessers = 43,066,384,060,608,000. Die letzten zwey Zahlengrößen, geben das Verhältniß der Erde zum Kometen. Demzufolge ist der Komet so groß, daß eine Meisterhand aus ihm 25104 solche Sphäroiden, als die der Erde, oder 1255200 Kugeln, wie der Mond ist [4]) formen könnte. Die Sonne ist aber 1,448,079 Mal größer, als die Erde, folglich ist der Komet, bey aller seiner außerordentlichen Größe, dennoch 57⅔ Mal kleiner, als seine Beherrscherin, die majestätische Sonne. Doch 17 Mal größer, als der große Jupiter.

Der Schweif und zwar nur der mit bloßen Augen sichtbar gewesene Theil, von 14 Grad, betrug 54681120 Werst. Die am 15. October sichtbare Schweiflänge von 20 Grad (Dorpat, den 16ten Oktober), war folglich = 84124800 Werst lang. Dieses ist aber nur das Maß der halben Länge, des um den Kometen geschlungenen und sichtbar gewesenen Schleiers, und gewiß doch lange nicht das Maß der wirklichen Länge, dieses majestätischen weißen Friedens-Wimpels, welchen der hohe Reisende um die Sonne, in dem ätherischen Ocean, wehen ließ.

Wenn man über die Kometengröße noch fernere Vergleichungen anstellen wollte, so wird man finden, daß sein Volumen, die vereinigte Größe aller Planeten übertrifft. In dieser erstaunenden Betrachtung, dringt sich die große Frage von selbst auf: ob nicht dieser himmlische Riese, unsere Witterung, ich meine unsern ganzen Dunstkreis, für dieses Jahr wenigstens umgeschaffen habe [5])? Die sämmtlichen Zeitungsnachrichten aus allen Welttheilen, zeigen auf das Klarste, daß das anonyme Dynamische-Atom, welches die freie Wärme unserer Atmosphäre zu binden pflegt, um den ganzen Erdboden durch irgend eine einzige große und gewaltige Ursache, aufgehalten worden sey. Warum sollen wir aber eine Ursache in der Ferne, in der chaotischen Meterologie suchen, da wir doch eine so Großleuchtende vor Augen haben.

Blin-

2) Ich habe diese Größe mittelst einer Terrienuhr ausgemittelt; aber auch Professor Starck zu Augsburg, hat in derselben Zeit, dieselbe Größe resultirt

2) Der absolute Kern kommt hier nicht in Anschlag.

3) Ich rechne auf einen Aequatorgrad 204$\frac{336}{1000}$ Werst.

4) Der Mond ist 50 Mal kleiner als die Erde.

5) Ich kann dies nicht zugeben,

Blinde, die durch die Nase sehen.

Was werden die Leser dazu sagen, wenn sie von einem Blinden hören, der durch die Nase sah? Dieses erzählt als Augenzeuge Smit (Misc. Medic. L. 5. c. 13.), ein Mann, dessen Glaubwürdigkeit bey seinen Relationen man nicht in Zweifel gesetzt hat. „Ich habe — sagt er — einen Bauer gesehen, der, als er beyde Augen verloren hatte, durch die Nase sah. Um sein rechtes Auge war er schon als Knabe gekommen, und das linke verlor er als Jüngling, da er auf einem Baum steigen wollte, Kirschen abzunehmen. Er fiel herunter, und mit seinem Gesichte auf einen dornigten spitzigen Pfahl, wodurch er sich nicht nur sehr beschädigte, sondern auch sein noch gesundes Auge einbüßte. Er war so zugerichtet, daß sein Anblick Schaudern und Entsetzen erregte. Der Chirurg glaubte, der Augapfel sey gänzlich verloren gegangen, und heilte die Wunde glatt zu. Etwa ein Jahr nach diesem Unglück lag der arme Blinde im Grase, an der Sonne, und fieng an, durch die Nasenhöhle das Tageslicht und das Gras zu sehen, und seit dieser Zeit unterschied er, was man ihm vor die Nase hielt, jedoch alles im Niederblicken.“ — Kepler erzählt gleichfalls (Ophtalmographin. L. 4. Probl. 67. p. 179.), was er von einem damals berühmten Arzte gehört hatte, daß ein gewisser Matthias Wager zu Heidelberg, der auf einem Auge blind gewesen sey, wenn er das andere zugethan habe, durch die Nase gesehen, was einen Schein von sich gegeben habe, und sagt: Bey ihm sey der Spiritus animalis der Annehmer des Lichts und der Farben gewesen, welches sonst, in einem guten Auge, durch die retina tunica geschehe, und das Licht sey durch die Nase in den leeren Platz des Auges im Kopfe, und nach den äußersten Enden der Gesichtssehenen (nervi visorii)), wo die Spiritus ihren Sitz haben, durchgedrungen. Die Physiker und Optiker haben für diese Fälle pro und contra gestritten, und werden noch immer vielleicht mancherley darüber zu sagen haben.

Verschiedenes.

Moskwa, vom 13. Februar. In diesen Tagen passirten die gelehrten Reisenden, Hr. Engelhardt und Parrot auf ihrer Rückreise von dem Kaukasischen Gebirge nach Dorpat, hier durch. Während des Zeitlaufs fast eines ganzen Jahres haben sie vermittelst Barometer die ganze Strecke zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere nivellirt, und folglich werden sie, sobald ihre Berechnungen nach diesen barometrischen Beobachtungen geendigt seyn werden, die Frage entscheiden: welches von diesen Meeren höher ist? Diese Auflösung ist sehr wichtig, nicht nur blos für die Gelehrten, sondern auch für die mit der Zeit zu erwartende unmittelbare Vereinigung dieser Meere. Ueberdies haben diese Reisenden noch ein anderes, weit schwierigeres Unternehmen vollbracht, indem sie die allerhöchste Bergkappe des Kaukasischen Gebirges, den Elbrus nicht ausgenommen, nämlich den Kasbek bestiegen haben. Sie haben gefunden, daß die Höhe desselben, von welcher man bis jetzt noch gar keine Berechnung gehabt hat, nicht geringer als die des Montblanc ist, und dieselbe vielleicht noch übersteigt. Zu den merkwürdigen Orten, zu denen vor ihnen noch kein Reisender gelangt ist, gehören auch die Quellen des Terek-Flusses, und die Andachtsorte der Inguschen auf den Anhöhen des Ossai. Im allgemeinen haben sie auf ihrer Reise viele wichtige Entdeckungen in der Geographie und Mineralogie gemacht, die Hr. Engelhardt im kurzen dem Publiko mitzutheilen gedenkt.

— —

Zu **Augsburg** erblickte man am 19. März Abends zwischen 7 und 7¼ Uhr nach Südosten hin häufige Blitze, ohne einen Donner zu vernehmen. Sie schienen aus einem Gewölk zu kommen, das in jener Gegend tief am Horizonte stand; der übrige Himmel war neblich, aber fast wolkenleer. Es herrschte eine gänzliche Windstille.

— —

Am 19. März Abends nach 7 Uhr zog auch ein ziemlich anhaltendes Gewitter (vermuthlich das nemliche, dessen Blitze man zu Augsburg sah) über München hin.

— —

Die Gesellschaft für Norwegens Wohl hat eine Prämie von 500 bis 800 Rthlrn. ausgesetzt für eine vollständige Abhandlung über die Norwegische Naturgeschichte, und eine Prämie von 100 Rthlrn. für die naturhistorische und ökonomische Beschreibung der Fisch-Arten an den Norwegischen Küsten.

Künftigen Dienstag wird, der Osterfeyertage wegen, kein Verkündiger erscheinen.

Der

Verkündiger.

65. Stück. Mittwoche. Am 1. April 1812.

Regeln eines grauen Markscheiders an die Neulinge in dieser Wissenschaft. *)

Die meisten Markscheidebücher sollen für Anfänger geschrieben seyn. Ich glaube mich überzeugt zu haben, daß keines (und ich besitze ihrer viel) Genüge leistet. Sie führen ihren Lehrling mit den unentbehrlichen Beweisen und geborgten Aufgaben immer näher an die Gestirne, vergessen aber dabey, daß wir dort keinen Bergbau zu suchen haben, sondern sogar uns unter die Erde erniedrigen, die Natur studieren, und die Sache anders angreifen sollen. — Da ich selbst Markscheider von Profession bin, und schon auf vielen unsrer Grubengebäuden Erfahrungen sammelte, so glaube ich nicht überflüssig zu handeln, wenn ich unsre Neulinge auf die Berechnung der Sohlabstände (so hoch man oberhalb der Sohle mit der Messung angefangen, oder geendet habe) aufmerksam mache, und somit auch eine Lücke ausfülle.

I. Wenn der **Anfangspunkt** der Vermessung oberhalb der Sohle angenommen wurde, und die Seigerteufe der bis zum Endpunkte gemachten Züge ist noch Steigen, so ist der Sohlabstand zur Seigerteufe zu addiren, und der Endpunkt um so viel über den Anfangspunkt als erhöhet zu betrachten. Z. B. der Sohlabstand des Anfangspunkts ist = 360‴ die Seigerteufe = 735‴, so ist 735‴ + 360‴ = 1095 Lin. die Seigerteufe.

II. Ist der **Anfangspunkt** ober der Sohle, und die Seigerteufe der Züge ist Fallen, dieses Fallen aber weniger als der Sohlabstand, so ist die Seigerteufe vom Sohlabstand abzuziehen, und der Rest als das Ansteigen der Strecke ꝛc. anzusehen. Z. B. der Sohlabstand = 637‴, die Seigerteufe = 250‴, so ist 637 — 250 = 387 Lin. das Steigen.

III. Ist der **Anfangspunkt** ober der Sohle, und die Seigerteufe ist Fallen, dieses aber grösser als der Sohlabstand, so wird dieser von der Seigerteufe subtrahirt, und der Rest als Fallen angenommen, z. B. der Sohlabstand = 540‴ die Seigerteufe = 1736‴ so wäre 1736‴ — 540‴ = 1196‴ das Fallen der Strecke.

IV. Wäre aber nur der **Endpunkt** oberhalb der Sohle, und die Seigerteufe Steigen, der Sohlabstand aber weniger als das Steigen, so ist der Abstand von der Seigerteufe zu subtrahiren, der Rest als das Steigen der Strecke ꝛc. anzunehmen. Z. B. der Sohlabstand = 368‴, die Seigerteufe = 944‴, somit 944 — 368 = 576‴ Steigen.

V. Fände es sich, daß zwar der **Endpunkt** ober der Sohle angenommen, die Seigerteufe Steigen, der Sohlabstand aber größer als dieses wäre, so würde der Rest der Seigerteufe vom Abstand die Strecke noch als fallend angeben, z. B. der Sohlabstand = 1650‴, die Seigerteufe = 1034‴, so wäre 1650 — 1034 = 0616 das Fallen.

VI. Bey einem Abstande des **Endpunkts** von der Sohle und fallender Seigerteufe wird der Abstand zu dieser addirt, und die Summe als das Fallen angeführt, z. B. die Seigerteufe von der Sohle des Ludwig Karl = bis zum Endpunkt ober der Sohle des Jos. Klaudiusstollens war 18,603‴ der Sohl-

*) Mit Vergnügen werden wir die fernern Aufsätze, welche der Herr Verfasser einzusenden verspricht, im Verkündiger aufnehmen.

Die Redaction.

abstand = 503,''' so ist 18,603,''' + 503 = 19,106''' die Seigerteufe von der obern auf die untere Sohle.

VII. Muß der Anfangs- und Endpunkt ober der Sohle angenommen werden, die Seigerteufe zwischen beyden ist Steigen, der Sohlabstand des Anfangspunktes ist kleiner als der des Endpunkts, so addirt man den Abstand des Anfangspunktes zur Seigerteufe und subtrahirt von dieser Summe den Abstand des Endpunktes, der Rest bleibt Steigen. Z. B. der Abstand des Anfangspunkts = 720,''' die Seigerteufe = 3786, der Abstand des Endpunkts = 956,''' so wäre 3786 + 720 = 4506 — 956 = 3550 das Steigen.

Oder man subtrahirt den kleinern vom größern Abstande, und diesen Rest wieder von der Seigerteufe, wo der IVte Fall statt findet, d. h. 956 — 720 = 236. 3786 — 236 = 3550.

Ist aber der Abstand des Anfangspunkts größer als der des Endpunkts, die Seigerteufe aber ebenfalls Steigen, so würde auch die erste Auflösung des VIIten Falls anwendbar seyn, z. B. 956 + 3786 — 720 = 4022 Steigen.

Oder man subtrahirt den kleinern vom größern Sohlabstande, und addirt diesen Rest zur Seigerteufe, wo der Ite Fall eintritt, d. h. 956 — 720 = 236 + 3786 = 4022.

VIII. Ist der Anfangs- und Endpunkt ober der Sohle, die Seigerteufe Fallen, so muß der Abstand des Endpunktes, wenn er kleiner als der des Anfangspunktes ist, zur Seigerteufe addirt, und der Abstand des Anfangspunkts von der Summe subtrahirt werden, wobey die Seigerteufe Fallen bleiben wird. Z. B. der Anfangsabstand = 900,''' die Seigerteufe = 4873,''' der Endpunktabstand = 845,''' daher 845 + 4873 — 900 = 4818,''' Fallen.

Oder man subtrahirt den kleinern von grössern Abstand, und den Rest wieder von der Seigerteufe, wo der IIIte Fall statt findet, d. h. 900 — 845 = 055''' 4873 — 055 = 4818.

Wäre aber der Endpunktabstand größer als der des Anfangs, so wäre auch wieder die erste Auflösung des 8ten Falls anwendbar, oder der Rest des kleinern vom größern Sohlabstande zur Seigerteufe zu addiren, wo der VIte Fall zu Hülfe genommen wird.

Hieraus erklären sich nun alle übrigen noch vorkommenden Fälle, z. B. der Anfangs- und Endpunkt sind ober der Sohle, letztrer Abstand ist größer als die Seigerteufe, welche Steigen ist, so addirt man entweder die Seigerteufe zum Abstand des Anfangspunkts und subtrahirt den Abstand des Endpunkts von dieser Summe, oder man zieht den kleinern von größern Sohlabstand ab, und verwendet den IVten Fall an, oder man subtrahirt die Seigerteufe von dem Endpunktsabstand und diesen Rest wieder vom Abstande des Anfangspunkts, welcher Rest Steigen ist, vorausgesetzt die Seigerteufe sammt den Abstand des Anfangspunkts ist größer, als der Abstand des Endpunkts.

IX. Wurde der Anfang der Messung auf der Sohle angenommen, und mit dem Endpunkte auf derselben geendet, oder auf 2 gleich hohen Meßböcken angefangen, und geendet, so fällt alle Berechnung der Sohlabstände von selbst weg.

Will aber einer mechanisch zu Werke gehen, so darf er nur nach Fertigung des Seigerrisses das Maß desjenigen Sohlabstands senkrecht von dem Punkte, wo er abgenommen wurde, herabtragen, und dann diesen Punkt wie gewöhnlich mit den übrigen vereinigen.

Es versteht sich von selbst, daß die Sohlabstände in der Grube, mit den Lachterstab oder einer Schnur von der Schraube bis auf die feste Sohle senkrecht gemessen, und im Zugbuche angemerkt werden müssen. — Bey den hier gegebenen Beyspielen ist das Lachter in 1000 Linien getheilt, und bey der Seigerteufe immer die Summe zwischen den Anfangs- und Endpunkt verstanden, welche entweder Steigen oder Fallen seyn kann. Da hier eben der Platz nicht ist, mit Figuren die Sache zu versinnlichen, so wird mich jeder Markscheider von selbst entschuldigen, wenn er die Früchte meiner langen Erfahrungen ohne Schminke erhält.

Sollten sie auch wieder bey einigen Früchte bringen, so wäre dieß die beste Würze meiner grauen Tage.

Glück auf!

Ueber Versteinerungen.

In Europa ist kein Land so reich an fossilen Knochen von Elephanten, Nashorn, Riesenbüffeln, Kroko-

Krokodillen, Riesenbären, Hyänen, als Deutschland. Auch liegen hin und wieder in Gebürgshöhlen, besonders in Ungarn und Deutschland sehr viele Knochen verschiedener Fleischfressender Thiere untereinander aufgeschüttet. Fossile Wälder und Gerippe findet man in allen Ländern Europens am reichsten. Dagegen ist in Nordasien die Menge der Stoßzähne von Elephanten und Sibirischen Mammuths so groß, daß der Handel mit diesem Elfenbein nicht unbedeutend ist. In dem aufgeschwemmten Lande von Amerika liegen ausser den Knochen von Elephanten und Riesenbüffeln, noch zwey Riesenthiergeschlechter, das Mammuth von Ohio oder das Mastodont und das Megetherium begraben, von denen nur das erstere in der alten Welt einige Spuren seiner Zähne und Knochen zurückgelassen hat. Indeß findet man höchst selten ein ganzes Gerippe, oder mehrere derselben Thiere nebeneinander, sondern die Knochen sind einzeln auseinander zerstreuet, gewöhnlich zerbrochen, verstümmelt und häufig vielerley Gebeine ganz verschiedener Thiere mit Meerthierschalen, Fischzähnen, Holztheilen, Schlamm und Schutt wild untereinander geworfen. In Mexico, Quito und am Aequator findet man die fossilen Elephantenknochen in einer Höhe von 6900 bis 8700 Fuß ober der Meeresfläche, und außerdem noch Reste von einer neuen von dem Mammuth sehr verschiedenen Gattung. An den Seeküsten findet man aber nicht sowohl Elephantenknochen, als vielmehr Knochen von mächtigen Seegeschöpfen, Cetaceen. Die versteinerten Seemuscheln, die man im alten Continente auf der größten Höhe entdecket hat, sind auf der höchsten Spitze der Pyrenäen 19698 Fuß über dem Meere. In einer noch größern Höhe fand man welche in Amerika, doch sind sie Amerika weniger als unserem Klima eigen. Jedoch fand man Echiniten, Austern- und Herzmuschel-Versteinerungen.

Die ganze bey dem Eintritte dieser Zerstörungszeit lebendige Pflanzen- und Thierwelt der damaligen Erdtheile, wurde vernichtet, und deren zahllose Trümmer liegen flach unter der Oberfläche der allerjüngsten aufgeschwemmten Sand- und Schwemmlager begraben. Die Versteinerungen im Norden von Sibirien sind, wie schon in den früheren Stücken des Verkündigers beschrieben ist, vor allen andern merkwürdig, schon die Gegenden um dieselben sind durch ihre ungeheueren Massen von Gebirgen und deren sonderbare Lage und Gestalten und durch die unermeßlichen Eisklumpen, in deren Innern sich Mammuths mit Haut und Haaren finden, sehr bemerkenswerth. Auch findet man, daß wirklich die Nordische Welt, in eben dem Verhältnisse als sie näher am Pole lieget, auch reicher an den Ueberbleibsel einer ehemals mächtig verbreiteten ausgestorbenen Thierwelt ist; und Alles was man daselbst auf und unter dem Boden verborgen findet, die ganze dortige Natur prediget die ewige Wahrheit, daß in der frühesten Zeitperiode der Aequator und die Ekliptik mitten durch die beyden Pole gegangen und daselbst ein engeres und wirksameres Lebensspiel stattgefunden, eine höhere ausgestorbene Thierwelt existirt habe, die wegen ihrer Unförmlichkeit wieder vergehen und den Keim zu einer neueren in sich enthalten mußte.

Denn alles entstehet und vergehet nach ewigen unveränderlichen Gesetzen; allein es enthält immer der Untergang der einen Art die Geburt einer anderen in sich.

Wälder unter dem Meer.

Im 60. Stücke des dießjährigen Verkündigers ist enthalten, daß Hr. de la Fruglaye unweit Morlaix einen Wald unter dem Meere gefunden habe; dabey wird bemerkt, daß auf der Küste Licolnshire in England ein ähnlicher ist. Schon vor 24 Jahren wurden in der Bay St. Owen, auf der Insel Jersey, eine Menge Bäume im Wasser bemerkt, deren Anzahl so groß war, daß sie einem umgestürzten und verschlungenen Walde ähnlich sahen; sie bedecken daselbst viele Morgen Landes, welche das Ufer bildeten, scheinen sich aber auch weiter vorwärts ins Meer hinein zu erstrecken. Die meisten waren noch unverstümmelt und hatten eine Länge von mehr als 100 Fuß. Da sie mit ihren Wurzeln fest in der Erde hiengen, so scheint dieß ein sicherer Beweiß zu seyn, daß sie an dem nämlichen Orte ihr Daseyn erhalten haben. Was diese Erscheinung noch auffallender macht, ist, daß in einem Raum von etlichen Meilen um diese Bay der Boden in einer großen Mächtigkeit mit Sand bedeckt ist, und daß

man daselbst auch nicht das kleinste Gesträuch bemerkt.

Verschiedenes.

In Süd-Afrika haben die Missionarien unter der Namaqua's Nation bereits 700 Christen gesammelt, welche sie unterrichten. Der berühmte Missionär D. van der Kemp hat sich von dem Vorgebürge der guten Hoffnung nach Madagaskar begeben. Die Missionen in Otaheite, in Ostindien und zu Karas am Caucasus, machen gleichfalls die erfreulichsten Fortschritte. Die neue, zur Belehrung der Juden gestiftete Gesellschaft, hat kürzlich ihre allgemeine Versammlung gehalten, bey welcher 15 jüdische Knaben und 4 Mädchen, die christlichen Unterricht erhalten, dargestellt wurden.

— —

Die Bibel-Gesellschaft in England hat den Druck des neuen Testaments in schwedischer Sprache beendigt und den in lappländischer Sprache angefangen. Zum Druck der isländischen und schwedischen Bibel waren 600 Pfund Sterl. unterzeichnet, auch war die Gesellschaft erbötig zum Druck der litthauischen Bibel 300 Pfd. herzugeben, wenn für gute Korrektur gesorgt werden könnte. In Amerika haben sich drey bis vier neue Bibelgesellschaften gebildet, und auch in England bilden sich noch immer mehrere. Nach dem Bericht, welcher in der im März 1810 gehaltenen allgemeinen Versammlung der Bibelgesellschaft, die unter dem Vorsitz des Lord Teignmouth aus 12 bis 1300 Personen bestand, vorgelesen wurde, belief sich die Anzahl der im letzten Jahre verkauften und verschenkten Bibeln und neuen Testamente in mehr als 20 verschiedenen Sprachen, auf 18668 Bibeln, und 45807 neue Testamente.

— —

Ein Schweitzer Blatt sagt, bey Gelegenheit der Krankheiten, die im Monat Februar herrschten, über den Keichhusten und der häutigen Bräune, daß der Glaube an die Gleichförmigkeit der Karaktere derselben, welchen Autenrieth, Heker, Braun und neuerlich der bekrönte Franzose uns geben will, noch nicht Eingang gefunden, und die Anwendung der Schwefelleber, welche auf hohen Wunsch gegen beyde dieser Leiden versucht werden sollte, konnte deswegen nicht statt finden, weil dieses Mittel wenigen Kindern — und wenn es auch nur für eine einzige Probe wäre — beizubringen ist.

Hr. Camille Jordan, als Widersacher des Schreckenssystems zur Zeit der Revolution bekannt und verfolgt, beschäftigt sich vornemlich mit der deutschen Litteratur, die er in seiner Verbannung kennen lernte. Er hat der Akademie zu Lyon schon in mehreren Vorlesungen darüber Notizen vorgelegt, und ihr ein Gemälde der Revolution, welche die deutsche Litteratur im letzten Jahrhundert erfahren hat, versprochen, auch bereits mit Klopstock den Anfang gemacht. Die Messiade wird mit Milton's verlornem Paradiese und Chateaubriants Märtyrern verglichen, und dem deutschen Dichter als vorzügliches Verdienst angerechnet: daß er sein Genie und sein Talent nie dazu gemißbraucht habe, den Lastern zu schmeicheln, oder Leidenschaften, welche der Menschheit schädlich sind, ein glänzendes Ansehen zu geben." Seine Vorlesungen erhielten den Beyfall der Akademie, deren Präsident in seinem Bericht darüber den Franzosen die Nothwendigkeit vorstellt: eine Litteratur besser zu studiren, die, ungeachtet mancher Fehler und Flecken, und der Ueberlegenheit, welche manche ältere und neuere Nationen über sie behaupten, doch so viele Schönheiten darbiete, daß sie verdiene besser gekannt und geschätzt zu werden.

— —

Nach den offiziellen Populationslisten besteht die Bevölkerung des Niederrheins gegenwärtig in 514,096 Seelen. Darunter sind 319,114 Katholiken; 150,894 Lutheraner; 27,030 Reformirte; 16,155 Juden; 889 Wiedertäufer und 14 Mennoniten. Die Zahl der Geburten beträgt vom 1. Jan. bis 31. Dec. 1809: 20.897, worunter 19,143 rechtmäßige Kinder (20,234 Knaben und 9509 Mädchen), 1035 natürliche und 119 ausgesetzte Kinder. Die Zahl der Todesfälle während desselben Zeitraums beläuft sich auf 14,457; die der Ehen auf 4994 und die der Ehescheidungen auf 9. Im Jahr 1811 wurden, laut den in der Präfektur vorhandenen Etats, 31,089 Kinder vaccinirt. Die Kontributionen im Niederrhein betrugen im Jahr 1810 die Summe von 4,238,051 Francs, nemlich 2,993,419 Fr. Grundsteuer; 546,633 Fr. Personal- und Mobiliarsteuer; 349,209 Fr. Thüren- und Fenstergeld; 348,487 Fr. Patentengebühr. Im Jahr 1811 betrugen die Kontributionen 4,392,530 Fr., nemlich 3,121,588 Fr. Grundsteuer, 569,244 Fr. Personal- und Mobiliarsteuer; 349,191 Fr. Thüren- und Fenstergeld, 352,505 Franks Patentengebühr.

Der

Verkündiger.

56. Stück. Freytag. Am 3. April 1812.

Lage des chinesischen Reichs.

Schon Sonnerat widerspricht in seiner Reise nach Ostindien und China den glänzenden Nachrichten, welche Missionarien und französische Oekonomisten über die Regierungsform und den Handel dieses Landes verbreitet hatten. Er behauptet, daß jedes Volk, das in China eindringt, es unterjochen kann; daß dreyßigtausend Barmans ein Heer von hunderttausend Chinesen geschlagen hätten, und daß zehn mit Prügeln bewaffnete Europäer ihrer tausende in die Flucht schlagen könnten. Krusenstern bestättigt nun diese Nachrichten durch seine in China gesammelten Notitzen; erklärt sich gegen die Meinung, daß das chinesische Volk das glücklichste und moralischste, und die Regierungsverfassung die weiseste der Welt sey, weil Bedrückungen, öftere Hungersnoth, der allgemein geduldete Kindermord und der schamlose Handel der Eltern mit ihren Töchtern, zu gehässige Erscheinungen sind, um Regierungsform und Moralität des Volks in einem günstigen Lichte zu zeigen. Die Unzufriedenheit des Volkes mit der herrschenden Dynastie, scheint jetzt im ganzen Reiche verbreitet. Fast das ganze südliche China ist unter Waffen, und selbst in der Nähe des Pallastes brechen Unruhen aus. Daß man ausgebrochene Rebellionen nach versuchten und mißlungenen militärischen Operationen, durch Bestechungen zu dämpfen sucht, documentirt die Schwäche der Regierung auf eine unbezweifelte Art. Die jetzt sehr ausgedehnte Macht jener Seeräuber, hätte vielleicht früher ganz vernichtet werden können, wäre nicht der Admiral Van-ta-gin, ein Mann von Thätigkeit und Muth, der mehrere entscheidende Siege über die Rebellen gewonnen hatte, durch eine Hof-Intrigue seiner Stelle entsetzt, und einem andern das Commando übergeben worden, der die günstigste Gelegenheit, die ganze Flotte der Rebellen zu vernichten entschlüpfen ließ. Die Flotte der Rebellen soll aus 4000 Böten bestehen, von denen die größesten Fahrzeuge 200 Tonnen und eine Besatzung von 2 bis 300 Mann haben. Nur Furcht vor portugiesischen und englischen Schiffen hält sie von Angriffen auf Macao und Canton ab, die ausserdem gewiß längst in ihrer Macht wären. Chinesische Handelsschiffe müssen eine jährliche Abgabe bezahlen, wogegen sie Päße erhalten, welche von den Räubern gewissenhaft respektirt werden. Auf dem festen Lande haben die Rebellen zwar noch keine bestimmte Niederlassung, allein es ist bekannt, daß sie unter den Einwohnern, die sie mit Proviant und Ammunition versorgen, großen Anhang haben. In ganz China und besonders in den südlichen und westlichen Provinzen, soll sich aus den Unzufriedenen aller Classen eine verbündete Gesellschaft gebildet haben, die sich Tientie-hoe (Himmel und Erde) nennt, sehr ansehnlich ist und mit jenen Rebellen in Verbindung steht. Eine andere mehr im nördlichen China verbreitete Secte nennt sich Pelin-Kiao (Feinde der fremden Religion) und vereinigt mit Unzufriedenheit mit der jetzigen Regierung auch noch besonders Haß gegen die regierende kaiserliche Familie, die bekanntlich nicht chinesischen Ursprungs ist. Noch kommt persönliches Mißvergnügen mit dem jetzigen Kaiser Kia-king, dem funfzehnten Sohn des weisen Kien-long hinzu, der von Energie und Fähigkeiten entblößt, auch noch zu Grausamkeiten geneigt seyn soll. Bey einer Verschwörung im Jahre 1803 rettete der Kaiser nur mit Mühe sein Leben, und

und was das beunruhigendste dabey für ihn war, war der Umstand, daß eine nähere Untersuchung darüber unterdrückt werden mußte, da nicht allein die Vornehmsten des Hofes, sondern sogar einige aus der kaiserlichen Familie darin verwickelt waren. In dem darüber erlassenen Manifeste sagte der Kaiser: daß die Aussagen des Mörders falsch seyn müßten, da er es für unmöglich halte, daß diejenigen, die er als die treuesten Diener seines Staats ansähe, sich der Theilnahme eines so abscheulichen Verbrechens schuldig machen könnten. Von allen anwesenden Hofbeamten griffen nur vier dem Mörder in die Hände, um das Leben des Kaisers zu retten, und den andern werden sehr ernstliche Vorwürfe gemacht, bey dem Anfalle ruhige Zuschauer geblieben zu seyn. Daß bey diesem Zustand der Dinge, wo sich der Keim der Empörung im ganzen Reiche verbreitet zu haben scheint, der uralten chinesischen Regierungs-Verfassung irgend eine Revolution bevorsteht, ist wohl sehr wahrscheinlich.

Unbegreiflich ist die Sorglosigkeit der chinesischen Staatsbedienten gegen das Schicksal der ärmern Klassen. Bey Feuersbrünsten, welche in Canton ziemlich gewöhnlich sind, werden zum Löschen fast gar keine Anstalten getroffen. Feuerspritzen sind dort nicht gewöhnlich, und mehrere tausend Menschen laufen zusammen, ohne wesentliche Hülfe zu leisten. Eben so gleichgültig ist man gegen die Verheerungen der dort häufig fürchterlich wüthenden Typhons; man schätzte die Anzahl der Menschen, welche bey einem solchen Sturm, der kurz vor Krusenstern's Ankunft in Macao statt gefunden hatte, auf dem Tigris umgekommen waren, auf zehntausend, und schon einen Monat nachher schien das Ganze vergessen, oder wenn davon gesprochen wurde, so geschah es wie von einer Begebenheit, die zur Ordnung des Tages gehöre.

Durch die seit dem Jahre 1805 von dem englischen Doktor Pierson in China eingeführte Einimpfung der Kuhpocken, werden dem Reiche Millionen Menschen erhalten. Selten werden unter 200 Kinder in einem Tage von ihm inoculirt, und durch vier Chinesen, denen Pierson Unterricht darin ertheilte, wird diese Pocken-Impfung auch eifrig in den umliegenden Gegenden von Canton verbreitet. Die Regierung tolerirt die Vaccination, ohne etwas zu ihrer Beförderung zu thun, allein schon dieses Dulden einer Neuerung zeigt hinlänglich, wie sehr sie deren wohlthätige Folgen fühlt. Dr. Balmis, der bekanntlich im Jahr 1803 von der spanischen Regierung abgeschickt wurde, um die Kuhpocken in Süd-Amerika und auf den Philippinen einzuführen, kam im Sept. 1805 nach Macao, wo Dr. Pierson schon einige Monate früher jene so wohlthätige Impfungsart eingeführt hatte.

Die Ausbreitung der christlichen Religion, mit der sich Missionarien seit Jahrhunderten in China beschäftigen, geht nicht vorwärts, und scheint im Gegentheil dem Schicksal entgegen zu sehen, das sie in Japan hatte. Die Anzahl der zur christlichen Religion bekehrten Chinesen ist ungemein klein und höchst wahrscheinlich wurden und werden die dort befindlichen Missionarien nur wegen der Vorliebe einiger Kaiser für die Wissenschaften geduldet. Die von einem italienischen Missionär Adjutati von einem chinesischen Distrikt entworfene, und zu einem seiner Freunde nach Canton abgeschickte Karte, war die Veranlassung zur neuesten Christenverfolgung in China. Der Bote, welcher das Paquet trug, ward auf der Gränze von Pecking angehalten, die Karte entdeckt und Adjutati als Verfasser genannt. Dieser wurde nach der Tatarey verbannt, und eine eigne Commission ernannt, um über alle Missionarien ein wachsames Auge zu haben. Jeder zur christlichen Religion übergegangene Chinese, muß diese abschwören, oder er wird hingerichtet. Die noch in Peking befindlichen Missionarien werden streng bewacht, und neu ankommende zurückgewiesen.

Der österreichische General Friedrich Anton, Fürst v. Hohenzollern-Hechingen.

Entsprossen aus dem uralten Stamme der Fürsten und Grafen von Hohenzollern-Hechingen, wurde Graf Friedrich Anton am 24. Februar 1723 zu Freyburg im Breisgau geboren, wo damahls sein Vater, Graf Hermann Friedrich, k. k Gouverneur war. In seinem 18. Jahre, am 1. Jänner 1744, trat er in k. k. Kriegsdienste, und wurde als Fähndrich in dem damahligen Infanterie-Regiment Grunne angestellt.

Für den Dienst der Kavallerie empfand er eine

größere

größere Neigung, und trat daher bald darauf zu demselben über. Er kam als Unterlieutenant zu Labhowitz Kavallerie, und wurde, nachdem er in diesem Regimente zum Lieutenant, und zweyten Rittmeister vorgerückt war, als wirklicher Rittmeister zu Carl Palfi befördert.

Sein reger Diensteifer, seine sich immer mehr und mehr entwickelnden militärischen Talente verschafften ihm unterm 26. Februar 1757 die Stelle eines zweyten Majors, unterm 11. März 1758 die Würde eines Oberstlieutenants, und endlich unterm 24. April 1763 die Beförderung zum zweyten Obersten in dem obengenannten Regimente Carl Palfi.

Im Jahre 1764 wurde er zum wirklichen Obersten und Regiments-Commandanten bey Würtemberg Dragoner, und dann unterm 7. September 1771 zum General-Major und Brigadier der Kavallerie erhoben. Zur Belohnung seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Thätigkeit wurde er vier Jahre später, am 3. August 1775, zum zweyten Inhaber des damahls Sr. königl. Hoheit des E. H. Maximilian höchsten Nahmen führenden 8ten Cürassier-Regiments ernannt, worauf derselbe, im Jahre 1780, nachdem gedachte Se. königl. Hoheit zum Churfürsten von Cölln gewählt wurden, dieses 8te Cürassier-Regiment als erster Inhaber erhielt.

Im Frühjahre 1783 wurde er zum Feldmarschall-Lieutenant, und später zum General der Kavallerie befördert. Beyde Würden bekleidete er bis zum November 1788, wo er, der 62jährige, von anstrengenden Felddiensten erschöpfte Mann, in den Ruhestand, mit Beybehaltung seines Regiments, gesetzt wurde.

In den während seiner langwierigen Dienstzeit vorgefallenen Kriegen des Hauses Oesterreich, diente er mit ausgezeichneter Tapferkeit, Klugheit, Treue und Ehre, und erhielt als Bürgen seines persönlichen Muthes mehrere ehrenvolle, nicht unbedeutende Wunden.

Noch ist zu bemerken, daß der Verstorbene von Weiland Ihro Majestät der Kaiserin Maria Theresia zum wirklichen Kämmerer ernannt, und von Sr. Majestät dem Kaiser Joseph II. zum Beweise der allerhöchsten Zufriedenheit im Jahre 1781 unter jenen 36 Kammerherren gewählt wurde, welche den erlauchten Monarchen stets umgeben mußten.

Seit der Accession des Hohenzollerischen Hauses zu dem rheinischen Bunde (1. Aug. 1806) führte er mit den übrigen nachgebornen Familiengliedern den fürstl. Titel, welcher bis dahin bloß dem regierenden Chef gebührte.

Allgemeine Achtung begleitet das Andenken dieses verdienstvollen Fürsten, der am 26. Hornung zu Brünn an einer gänzlichen Entkräftung im 87. Jahre seines Alters entschlief, und am 28. mit den seinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeugungen zur Erde bestattet wurde.

Ueber die Einrichtung des Assisenhofes.

In der Handlungs-Zeitung und im Verkündiger ist schon öfters des Assisenhofes in Frankreich erwähnt worden; es wird daher manchen Lesern interessant seyn, die Einrichtung und Funktionen desselben zu wissen.

Der nur temporär versammelte Assisenhof ersetzt das ehemalige Kriminalgericht. Er besteht aus einem Rath (Mitglied) des Kaiserl. Gerichtshofes (Ober-Appellations-Tribunals) als Präsidenten, aus 4 Richtern des gewöhnlichen Civilgerichts, und dem Kaiserl. Kriminal-Prokurator (Generalfiskal). Er versammelt sich alle 3 Monate, um sich mit Entscheidung der vorhandenen Kriminalprozesse zu beschäftigen. Der Assisenhof kann nur mit Zuziehung von Geschwornen seine Funktionen versehen. Diese Geschwornen werden aus Mitgliedern des Wahlkorps, aus den 300 begütertesten Bewohnern des Departements, aus Doktoren und Licenciaten der juristischen, medicinischen, wissenschaftlichen und literarischen Fakultäten, aus Mitgliedern gelehrter Gesellschaften, aus administrativen Beamten, Notarien, Banquiers, Fabrikanten und Kaufleuten der höhern Klassen gewählt. Von den öffentlichen Beamten können nur wenige dispensirt werden; dagegen darf kein Geistlicher irgend einer Konfession dazu ernannt werden. Vierzehn Tage vor Eröffnung der jedesmaligen Session des Assisenhofes verfertigt der Departementspräfekt eine Liste von 60 Geschwornen aus obigen Klassen; der Präsident des Tribunals reducirt sie auf 36, und diese sind gehalten, bey jeder Sitzung des Temporairen Assisenhofes, während seiner alle 3 Monate neu beginnenden

nenden Session, zu erscheinen, worauf es denn sowohl dem Angeklagten als dem Kaiserl. Prokurator frey steht, eine gewisse Anzahl dieser 36 zu verwerfen. Die durch das Loos gezogenen 12 Juris's, gegen die keine Recusation vorhanden ist, bilden sodann das Geschwornengericht das über die Thatsachen des peinlichen Prozesses zu entscheiden, und das „Schuldig" oder „Nicht-schuldig" auszusprechen hat, worauf die Richter, im ersten Fall, die durch das Gesetz bestimmte Strafe dem Angeklagten auflegen. Die Geschwornen sind nur zu einer einjährigen Funktion angehalten, wenn sie im folgenden Jahre ihre Stelle nicht freywillig übernehmen wollen. Die Präfekten sind gehalten, dem Justizminister diejenigen Personen zu bezeichnen, welche als Geschworne, diesem Rufe nicht entsprochen haben. Sie werden zu Geldstrafen verurtheilt, und können in Zukunft keine öffentlichen Stellen bekleiden.

Hölzerne Feuerspritze.

Herr Moritz Fischer zu Weildorf in Sigmaringen hat eine hölzerne Spritze erfunden und bearbeitet, welche aus einem 3 Schuh 8 Zoll langen und 6 Zoll dicken Stiefel besteht, welcher rein durchbohrt und mit Eisen beschlagen ist. Die innere ausgebohrte Hohlung enthält im Durchmesser 2 Zoll. An dem Fuße des Stiefels ist das Saugventil, über denselben das Gurgelloch und das zweyte Ventil angebracht. In dem Stiefel bewegt sich die Kolbenstange, welche oben an einem Brette befestiget ist, und mittelst angebrachter sechs kleiner Nebenstangen von sechs Personen auf und ab gezogen wird. Das Steigrohr, ebenfalls aus Holz, enthält eine Länge von 1 Schuh 7 Zoll und wird ebenfalls an den Stiefel angemacht. Dasselbe kann aber, nebst dem 1 Schuh 5 Zoll langen Gußrohre ausgehoben werden. — Diese Spritze wird auf drey hölzerne Füße gestellt, welche bloß eingeschraubt und daher nach den Umständen leicht abgenommen werden können. — Auf jeden Zug der Spritze werden 8 Pf. Wasser auf eine Höhe von 70 Schuh geworfen. In einer Minute können wenigstens 50 Züge erfolgen, und also 400 Pfund Wasser geworfen werden. Eine solche Spritze kostet nicht mehr als 12 fl. 38 kr. und kann von drey Männern an alle erforderliche Stellen hingetragen, ja selbst in das brennende Gebäude gestellt werden.

Maxime.

So oft man sich etwas versagt, so erhebt sich der Geist und der Mensch darf nur seine Vernunft fühlen, um göttliche Augenblicke zu genießen.

Nun so gewöhnen wir uns denn in diesem Zeitalter freywillig an Entsagungen, an Entbehrungen aller Art; besser freywillig sie übernehmen, als gezwungen. Wer wird in kurzem leichter der Mäßigkeit opfern, der, der sie freywillig übt, oder der Schwelger, den ein schimpflicher Banquerout dazu zwingt?

*r.

Verschiedenes.

Traubensyrup. In mehrern Hospitälern in Paris ist der Weintraubensyrup eingeführt worden; allein, man hat seit kurzem bemerkt, daß die niedergekommenen Weiber eine kleine Dissenterie hatten, seitdem ihnen dieser Syrup vorgeschrieben war. Man fängt nun an, vielen Honigsyrup zu machen; dieser scheint sehr gut zu seyn. Daher hat auch der Honig seit einigen Wochen um ein Viertel aufgeschlagen. Ein Landwirth aus der Schweiz hat dem Doktor Marie Saint Ursin, Redakteur der Gazette de Santé, geschrieben, er sey dahingelangt, künstlichen Honig zu verfertigen, und zwar aus Pflanzen, deren Blüthenkelche die Bienen gewöhnlich wählen.

Christiania, die Hauptstadt Norwegens, ist zum Sitz der neuen norwegischen Universität bestimmt. Mehrere der ausgezeichnetsten Copenhagner Gelehrten werden daselbst als Professoren mit einem sehr bedeutenden Gehalt angestellt werden, der nach den Kornpreisen berechnet ist.

Der

Verkündiger.

67. Stück. Sonnabend. Am 4. April 1812.

Bericht über den jetzigen Zustand Arabiens.

Dieser Bericht über den Zustand Arabiens ist von Hadgi Mohammed Ibrahim, der kürzlich von einer Wallfahrt nach Mecka zurückkam. Er besuchte nämlich das Grab Mahomets, und sagt über die Geschichte der Wechabiten folgendes, nach einem englischen Berichte vom Jahre 1811.

Wuhabee Scheikh Abdool Wuab-bin Ferooz, ein Einwohner von Luhsee, ein Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, hatte einen Sohn Moohummud Abdool Wuhab, der sich ebenfalls durch seine litterarischen Talente auszeichnete. Dieser hielt sich drey Jahre in Bassora auf, wo er alle Wissenschaften gründlich studirte, die Theologie, die Logik, die Rechtsgelehrsamkeit, die Rhetorik, die Grammatik und die Einheit Gottes. Als er nach Luhsee zurückkam, war sein Vater blind geworden. Dieser schien sehr betrübt über die Rückkehr seines Sohns und antwortete, auf das Erstaunen welches ihm seine Freunde deswegen bewiesen: „Ach! mein Sohn ist ein schrecklicher Mensch und seine Sünden werden sich zeigen, er wird die Ursache eines großen Schisma in dem Glauben, und großer bürgerlichen Unruhen seyn."

Nach dem Tod seines Vaters, der 85 Jahre alt ward, begab sich Abdool Wuhab in die Stadt Duria. Er vereinigte sich mit seinem Vetter Azeez, dem Vater des Savod und gab ihm zu verstehen, daß sein Glaube unrichtig sey, indem er ihn einlud, ihn zu folgen, und die Bewohner der Wüste zu bekehren. Ihre Meinungen wurden nun mit ausserordentlichen Gewaltthätigkeiten verbreitet: Betrug, Unterdrückung und Plünderung waren die Mittel. Wuhab hatte drey Söhne Abdoolla, Hoossaine und Chufeer. Letzterer hatte einen Sohn der noch in Zubad bey Bassora lebt, aber nicht den Glauben seines Vaters und Großvaters angenommen hat. Die Pilgrimme, die von Syrien, Egypten und der Türkey nach den heiligen Städten zogen, hatten sehr viel Geld mit sich. Wenn sie nach Mecka kamen, so forderten die Wehabiten zuerst ihr Geld und dann ihre Waffen, worauf sie dieselben zurückwiesen, ohne daß sie ihre Andacht verrichtet hatten. Auf diese Weise schickten sie ungefähr zehntausend zurück. Einige, die weiter vordringen wollten, wurden gefangen und enthauptet. Vergangenes Jahr sind die Wehabiten mit beträchtlicherer Stärke zurückgekehrt, und haben keinem einzigen Individuum den Zutritt ins Mausoleum des Propheten, zur Ceremonie des Zeearut, gestattet. Niemand untersteht sich zu gestehen, diese Feierlichkeit erfüllt zu haben, auch habe ich mich wohl gehütet dieses Geständniß zu machen. Ich habe zum Vorwande die Neugier genommen, das Land zu sehen. Die heilige Stadt ist mit Mauern umgeben, und hat ein mit Artillerie versehenes Fort. Es ist auch in Medina ein kleines von Savod errichtetes Schloß. Während ich da war schleiften die Wechabiten das Grab des Fatime und die anderen Gräber. Sie nahmen die Perlen und Diamanten, so wie die beym Ehrengrabmal des Propheten angewandten kostbaren Metalle, giengen dann nach Duria, nachdem sie den Einwohnern von Medina und den Arabern verboten hatten mit den Völkern von Syrien, der Türkey, Egypten und Hindostan, als Ungläubigen, Umgang zu haben.

Nach meiner Schätzung sind von Persien dreytausend Individuen zur Pilgrimfahrt gekommen. Die Wechabiten haben von ihnen unter der Gestalt eines Tributs, für die freye Ausübung ihrer Andacht, die

Summe

Summe von einem Lac und funfzig tausend Dollars gezogen, darauf untersagten sie ihnen die Rückkehr über Bagdad, und zwangen sie über Duria zu gehen. In jeder Rücksicht ist die von den Wechabiten in Arabien ausgeübte Tyranney ohne Gränzen, und es unmöglich von ihr eine vollständige Idee zu geben.

Einige Wechabiten sagten mir, daß ihre Absichten auf Indien giengen. Möge der Gott des Himmels sie vereiteln!

Alle Araber hängen den Engländern sehr an. Savod ihr gegenwärtiger Chef, hat allen Nationen, Hodieda mitbegriffen, Befehl gegeben, daß alle englische Schiffe in ihren Handelsverrichtungen nicht im geringsten gehindert werden sollen.

Die Imans von Senna waren seit drey Jahrhunderten in gutem Einverständnis mit den Christen, besonders den Engländern, Franzosen, Holländern und Portugiesen. Auch darf man keine andere Meinung von diesen Chef erwarten, weil er alle Nationen auf demselben Fuß behandelt; indessen setzt er einen besonders großen Werth auf die Gewogenheit der Engländer, weil seine Verbindung mit ihnen am thätigsten sind. Die Freundschaft, die also zwischen den Iman von Senna und der christlichen Welt herrscht, ist auf eine vor dreyhundert Jahren getroffene Uebereinkunft, und auf einer Maxime gegründet, nach welchen alle Gelegenheiten zum Mistrauen und zur Feindschaft vermieden werden.

Der Scherif Ghalil, Gouverneur von Mecka ist ein vortrefflicher Mann, aber das Geld ist seine Religion. Dem ungeachtet schätzt er Muth und militairischen Ruhm. Er ist ein sehr großer Freund der Engländer und wird es auch bleiben. Der Scherif Muhmood, Gouverneur von Oheia und Odeida hat große Gewalt über mehrere Theile Arabiens erlangt, und besitzt eine Macht die seine Ruhe sichert. Sein Hauptzweck ist, den Besitz von Mecka und des von Senna abhängigen Gebiets zu erlangen; wird ihm dieses gelungen seyn so ist seine Absicht, die Einrichtungen dieser Länder umzustossen und eine Abgabe von zehn vom Hundert jeder fremden Waare zu nehmen. Dies würde auch die Engländer gelten, die bis jetzt nur 3 Procent bezahlen. Der Scherif hat sich schon mehrerer von Senna abhängiger Posten bemächtigt, und auf ihnen seine Autorität gegründet.

Kamran ist eine Insel auf der die Türken vor drey Jahrhunderten ein Fort errichteten. Sie hatten diesen Ort schon seit langer Zeit verlassen, und die Insel blieb lange unbewohnt, ohne daß jemand daran dachte sie zu befestigen. Ungefähr vor drey Jahren bat Syed Moohummd Akil den Scherif Muhmood ihm diese Insel zu geben. Er fieng an sie zu befestigen und Munition aufzuhäufen. Als der Scherif Ghalil von der Sache Kenntniß erhielt, benachrichtigte er Savod den Chef der Wechabiten, indem er ihm die gefährlichen Folgen dieses Etablissements vorstellte. Savod schrieb unverzüglich an an den Scherif Muhmood und schickte Truppen um die Befestigungen von Kamran zu schleifen. Syed Moohummd Akil floh nach Aden und von da nach Muscat.

Es herrscht eine geheime Erbitterung zwischen den Scherif Muhmood und den König von Roozal Aboo Nooktu. Dieser will sich Kamran bemächtigen, um den Scherif zu demüthigen und zu schwächen, der von seiner Seite sich vorbereitet um sich zu vertheidigen, indem er die alten Befestigungen ausbessert, neue errichtet und Munition aufhäuft.

Hossain Bin Nassin Ursas, der Chef des Landes von Urduber-Tuzeel, das unter der Länge von zwölf und einem halben Grad liegt, ist ein ausserordentlich gerechter Mann. Er ist Hundert und ein und funfzig Jahre alt, und hat noch den vollkommenen Gebrauch aller seiner Sinne und Glieder. Die Beyspiele von Freygebigkeit und Billigkeit die er giebt, sind ohne Zahl. Seine Familie besitzt dasselbe Gebiet seit drey- bis vierhundert Jahren. Wenn er sich öffentlich zeigt, so geschieht es zu Fuß von seinen Söhnen aber zu Pferd. Vor einiger Zeit verbreitete sich das Gerücht von seinem Tode in Mocka; es bestättigte sich aber nicht.

(Der Beschluß folgt.)

Menschliche Verworfenheit.

Der niederrheinische Assisenhof, dessen erste Session fürs Jahr 1812 im Januar beendigt war, ist vom ersten Präsidenten des kaiserlichen Gerichtshofs zu Kolmar aufs Neue außerordentlich zusammenberufen worden, und hat sich am 15. Febr. unter Vorsitz des Hrn. Levasseur von der Meurthe, Mitglieds des Kolmarer Appellationshofs, versammelt, um alle rückständige Kriminalsachen, deren vorläufige

Instruktion beendigt war, mit Zuziehung des gesetzlich konstituirten Jury zu entscheiden. Der wichtigste peinliche Prozeß, mit dem sich dieser Gerichtshof bis jetzt beschäftigt, und der viel Sensation erregt hat, betrifft eine in der Gegend von Markolsheim, zwischen Schlettstadt und Neu-Breisach verübte Mordthat. Folgendes sind die merkwürdigsten Umstände dieses Kriminalprozesses. Ein aus der Schweiz gebürtiges Frauenzimmer, Namens Geiger, hatte in vertrauten Verhältnissen mit einem reichen oberelsasser Juden gelebt, und denselben vermocht, sie auf einer angeblich nach Hamburg anzustellenden Reise bis Karlsruhe zu begleiten, ihr auch eine nicht unbeträchtliche Summe Geldes vorzustrecken, welche sie ihm in Karlsruhe, wo sie von Landau aus Geld beziehen sollte, wieder auszuzahlen versprach. Dieselbe Madame Geiger hatte sich zuvor einige Zeit in Cerney aufgehalten, wo sie mit einem dort wohnenden Graveur, Barbier, ungeachtet dieser seit mehreren Jahren verheirathet war, in genauer Verbindung stand. Wie aus mehrern Umständen erhellt, kamen beyde überein, den Begleiter der Mad. Geiger auf der Reise nach Karlsruhe zu berauben, und ihn wenigstens ausser Stand zu setzen ihnen weiter zu folgen. Der Jude trat mit Mad. Geiger von Basel aus die Reise nach Karlsruhe durch das Elsaß an. Barbier war ihnen vorausgegangen. Jene, die in einem Kabriolet ohne weitere Begleitung als die eines Kindes der Mad. Geiger fuhren, waren Willens bey Breisach über den Rhein zu gehen, und ihre Reise nach Karlsruhe auf dem rechten Rheinufer fortzusetzen. Allein da man ihnen zu Neu-Breisach wegen des Pferdes, das sie mit nach Deutschland nehmen wollten, Schwierigkeiten machte, so setzten sie ihren Weg Weg auf dem linken Rheinufer fort, und übernachteten zu Markolsheim. Barbier, der bereits zu Neu-Breisach eine geheime Unterredung mit Mad. Geiger gehabt hatte, folgte nach Markolsheim, wo er sie neuerdings insgeheim sprach. Am frühen Morgen verreisten die Geiger und der Jude von Markolsheim. Eine halbe Stunde von diesem Orte wird der Sohn eines Müllers, dessen Mühle isolirt liegt, durch das Abfeuern einer Pistole aufmerksam. Er durchstreift die Umgebungen seiner Wohnung, und findet ungefähr hundert Schritte davon den eben erwähnten Barbier auf dem entseelten Körper des Juden sitzend; Barbier selbst war durch einen Messerstich verwundet. Gleich darauf erblickt er die Geiger mit ihrem Kinde am Eingange des nahen Waldes. Er eilt zur Mühle zurück, um seinen Vater von dem Vorfall zu benachrichtigen; ein Reisender, der dieselbe Strasse kommt, macht Anzeige davon in Markolsheim. Man eilt zum Walde, allein man findet nur den Leichnam des Juden; die Geiger und der Barbier waren verschwunden. Erstere war indessen mit dem Kabriolet des Juden, dessen Effecten und Baarschaft in einem Wirthshause am Rhein angekommen, wo sich gerade die jenseitige Fähre befand, und war im Begriff überzusetzen, als ein benachbarter Beamter eintrifft und den Schiffern verbietet, die fremde Person abreisen zu lassen, indem in der Nachbarschaft ein Mord verübt worden sey. Mad. Geiger muß sich mit den Effekten und dem Kabriolet wieder ans Land begeben. Allein sie weiß demungeachtet die deutschen Schiffer zu gewinnen und geht eine Viertelstunde Rheinaufwärts, wo diese sie in einen kleinen Nachen aufnehmen und auf eine dem rechten Rheinufer nahe gelegene Insel bringen, um sie dort in der künftigen Nacht nach dem deutschen Ufer abzuholen; allein man hatte von der linken Rheinseite her das Abfahren des Schiffes bemerkt, und davon Anzeige in Markolsheim gemacht. Sogleich setzt ein Beamter über den Rhein und eilt zur badischen Oberbehörde, welche die Schiffer verhören läßt. Diese geben nun Bericht von dem Aufenthaltsorte der Geiger, und sie wird auf der Insel in Verhaft genommen und ausgeliefert. Barbier, der sich ungeachtet seiner Wunde auf dem Felde versteckt hatte, wird ebenfalls aufgefunden, und nach Schlettstadt gebracht, wo der Instruktionsrichter beym dortigen Tribunal die Information beginnt. Barbier macht vor diesem Beamten eine umständliche Deklaration über den Vorfall. Er gesteht, daß er mit der Geiger verabredet hatte, den Juden zu plündern und mit ihr nach Deutschland zu entfliehen, nachdem sie Jenen außer Stand gesetzt hätten, sie zu verfolgen; daß in den Konferenzen, die er mit ihr zu Neu-Breisach und Markolsheim gehabt, Alles ins Reine gebracht worden sey; daß ein auf der Strasse von Barbier hinweggeworfenes Schnupftuch das Signal für Madame Geiger gewesen sey, den Juden zu bewegen, von dem Kabriolet herabzusteigen und es

aufzunehmen; daß Barbier sogleich aus dem Walde, wo er sich aufhielt, herbeygeeilt sey, den Juden angegriffen und dieser ihn mit seinem Messer verwundet habe, worauf er sein Pistol auf ihn abfeuerte und ihn verfehlte; daß er hierauf den Juden niedergeschlagen und die Geiger denselben mit einem von Kabriolet genommenen Holze vollends getödtet habe ꝛc. Diese Erklärung wiederholte er hier in der Folge nochmals, revozirte sie aber nachher unter dem Vorwand, daß er halb verrückt gewesen sey, als er sie gemacht habe. Die Geiger läugnete alle Theilnahme an Ermordung und Beraubung des Juden und beruft sich vorzüglich auf die Worte, die sie bey der Rückkehr aus dem Walde, wohin sie sich aus Schrecken geflüchtet zu haben behauptete, zu Barbier gesagt hatte, als sie diesen beym Leichnam des ermordeten Juden fand: „Ah, mon ami, qu'avez vous fait là!“ Der Sohn des Müllers hatte diese Worte gehört und zeugte in dieser Hinsicht zu Gunsten der Beklagten. Barbiers Vertheidigungssystem vor dem Kriminalgericht war äußerst inkonsequent. Nach langen Debatten und der Abhörung von beynahe funfzig Zeugen vor dem Assisenhof erklärte die Jury den Barbier für überwiesen, den Mord an dem Juden freywillig und ohne sich im Fall der gesetzmäßigen Nothwehr zu befinden, verübt zu haben, jedoch ohne Präméditation; in Ansehung der Geiger wurde von den Geschwornen erklärt, es sey nicht erwiesen, daß sie an der Ermordung Antheil genommen, dagegen sey hinlänglich konstatirt, daß sie die Effecten und das Geld des Juden auf öffentlicher Strasse geraubt habe. Nach dieser Déclaration verurtheilte der Assisenhof beyde Angeklagte zur Strafe der öffentlichen Arbeiten auf Lebenszeit, zur Ausstellung an den Schandpfahl ꝛc. Barbier hat sich dem Urtheil unterworfen; Mad. Geiger hingegen sich an den Kassationshof in Paris gewendet, um Abänderung des gegen sie gefällten Urtheils auszuwirken.

Bekanntmachung.

Jedem das Seine.

Herr Johann Wilhelm Placke kündigt sich als den Erfinder einer Methode an, den Zucker aus den Runkelrüben binnen 24 Stunden, und bey kleinen Quantitäten sogar in 12 Stunden darzustellen; bloß wie er sagt, durch die Erfindung seiner Anlage in der Feuerung. Die Wahrheit, daß Herr Placke in 24 Stunden, und bey kleinen Quantitäten in kürzerer Zeit den Saft in Rohzucker verwandeln kann, wird Niemand bestreiten, wohl aber wird die Behauptung, dieses ganz allein durch die Anlage der Feuerung bewirken zu wollen, jeden Sachverständigen auffallen, da es eine chemische Unmöglichkeit ist, aus den Runkelrübensaft bloß durch die Anlage der Feuerung, sie sey auch welche sie wolle, und noch so zweckmäßig, ohne Anwendung der nöthigen Scheidungsmittel Rohzucker darzustellen; ja diese Behauptung beweist sogar, wie wenig Herr Placke die Theorie seiner Kunst gefaßt hat, und wie wenig er sich eben deßhalb zum theoretischen Lehren derselben eignet. Herr Placke kennt den größten Theil unserer Scheidungsmittel, ohne deren Erfinder zu seyn. Diese Ehre gebühret den Herrn Geheimen-Ober-Medicinal-Rath Hermbstädt zu Berlin, der uns jene Mittel angegeben hat.

Die zweckmäßigere Anwendung der uns von dem Hrn. Hermbstädt mitgetheilten Scheidungsmittel, das Verfahren den Runkelrübensaft geschwinder zu klären, vorzüglich ihn bey vollem Feuer in jeder gewöhnlichen Zuckerpfanne, ja selbsten in jedem Kessel in 2 bis 3 Stunden in Quantitäten zur Körnung zu kochen, so daß er nach wenigen Stunden in den gewöhnlichen Zuckerformen unter Abscheidung der Melasse völlig krystallisirt: ist unsere Erfindung. Wir haben sie den Herrn Placke mitgetheilt, und der mit unterzeichnete Lange hat im Winter 1810 ihn in seinem Hause darin unterrichtet, um ihn zu überzeugen, daß der Rohzucker binnen 24 Stunden, oder noch geschwinder aus dem Saft erzeuget werden könne. Zeuge von der Wahrheit dieser Behauptung kann der in Diensten des Herrn Leidloff stehende und zugleich in der Rohzucker-Fabrike des Herrn Placke arbeitende Zuckerbäcker-Meister, Herr Stampe, seyn.

Selbst als im vergangenen Herbste unsere beyderseitigen Fabriken zu arbeiten anfiengen, und ein unerwartetes Mißlingen der Fabrikation, Herrn Placke fast zur Verzweiflung brachte, mußte unterzeichneter Lange ihn auf seine Aufforderung wieder zu recht helfen. Die Vorrichtung zu einer zweckmäßigeren und wirksameren Feuerung ward von Hammer vorgeschlagen, auf gemeinschaftliche Kosten mit dem Herrn Placke versucht, und durch gegenseitige Vorschläge verbessert. Diese Vorrichtung ist für die Fabrikation im Großen sehr vortheilhaft; wie wenig wesentlich sie aber zur Hauptsache, nämlich zur schnellen Erzeugung des Rohzuckers ist, können wir dadurch beweisen, daß wir die ganze Operation in einen Kessel auf dem gewöhnlichen Küchenherde, jedem, der es zu sehen verlangt, zeigen wollen.

Magdeburg, den 18. März 1812.

Hammer, Lange.

Der

Verkündiger.

68. Stück. Sonntag. Am 5. April 1812.

Die Armenier und Bulgaren in Siebenbürgen.

Leo der III., König von Armenien, hinterließ nach seinem Tode zwey Söhne, Oscin und Hagagh. Die Herrschbegierde des letztern, der seinen Bruder von dem väterlichen Throne verdrängen wollte, verursachte den Untergang des armenischen Reiches. Er rief, um den Thron zu erringen, die Türken und Perser zu Hülfe, und sicherte den erstern, die ihm wirklich beystanden, auf den Fall seines Todes den Besitz des Reiches zu. Kaum hatte er aber durch ihre Unterstützung den Thron bestiegen, als er auch schon von ihnen aus dem Wege geräumt und Armenien ein Schauplatz der abscheulichsten Grausamkeiten und Bedrückungen wurde. Die meisten Einwohner verließen ihr unglückliches Vaterland, ein Theil von ihnen wanderte nach Persien, ein anderer in die Krimm, ungefähr 3000 Familien aber wandten sich nach Pohlen und der Moldau. Als im Jahre 1658 die Moldau von einem fürchterlichen Aufruhr zerrüttet wurde, verließen die Armenier auch dort ihre friedlichen Wohnsitze, und flohen nach Siebenbürgen. Fürst Michael Apafi der I. räumte den Flüchtlingen Wohnplätze ein, und gab ihnen Handelsfreyheit. Sie ließen sich in Gyergyo, Szent-Miklos, Szepviz, Görgeny, Bistritz, Felsalu, Ebesfalva und noch einigen Orten nieder; dort lebten sie unter eigenen Richtern ihrer Nation, die den Ortsbeamten unterstanden. Kaiser Leopold der I. räumte ihnen Szamos-Ujvar und Elisabethstadt zu ihren vorzüglichsten Wohnplätzen ein. Unter Karl dem VI. wurden beyde Orte, und zwar Szamos-Ujvar am 17. Oktober 1726, Elisabethstadt aber am 10. März 1738 zu privilegirten Märkten erhoben. Dahin begaben sich nun die meisten armenischen Familien aus ihren übrigen Wohnplätzen, doch blieben noch mehrere derselben in andern Städten und Dörfern des Landes zurück, wo sie sich hauptsächlich mit dem Handel beschäftigten. Szamos-Ujvar und Elisabethstadt wurden auf dem Landtage vom Jahre 1791 in die Zahl der königlichen Freystädte ungarischer Nation aufgenommen.

Vor ihrer Ankunft in Siebenbürgen waren die Armenier größten Theils der eutychianischen Sekte zugethan. Im Jahre 1686 kehrte Oxendius Verdirecki, ein Armenier, von Rom zurück, wo er sich durch vierzehn Jahre in den Wissenschaften ausgebildet hatte, und fieng an unter seinen Landsleuten der römischen Kirche Anhänger zu werben. Seinem Beyspiele folgte Michael Theodorovicz, dem, nach Oxendius Tode, der damalige Bischof von Siebenbürgen, Georg Martonfi die priesterliche Würde ertheilte. Aber erst nach vieler Mühe gelang es, die Armenier zu bewegen, daß sie zur römischen Kirche übertraten, zu deren Anhängern sie noch jetzt sämmtlich gehören. Sie haben bloß die Gewohnheit beybehalten, die Messe in ihrer Sprache zu lesen.

Die Kleidung der Armenier ist die ungarische; in ihrem Aeußern und ihren Sitten aber erkennt man noch immer den Charakter des Orientalen, weil sie sich nicht gern mit andern Nationen vermischen. Sie sind meistens wohlgebildet, und haben ausgezeichnete hervorstechende Gesichtszüge. Der größte Theil von ihnen beschäftigt sich mit dem Handel, und bey ihrer Emsigkeit, Nüchternheit und Sparsamkeit werden sie bald wohlhabend, der Handel in Siebenbürgen ist daher auch größten Theils in ihren

und der Griechen Händen. Doch treiben sie auch, besonders in den früher genannten beyden, größten Theils von ihnen bewohnten Städten, andere bürgerliche Gewerbe.

Die Bulgaren in Siebenbürgen muß man nach der Verschiedenheit ihrer Einwanderungs-Epoche, in ältere und neuere unterscheiden. Schon in früheren Zeiten wanderte nähmlich eine beträchtliche Anzahl bulgarischer Familien aus ihrem Vaterlande, um sich dem türkischen Sclavenjoche zu entziehen. Sie siedelten sich in einer der Vorstädte Kronstadts an, welche noch von ihnen den Namen Bolgarszeg (der Bulgaren-Winkel) führt. Diese Ankömmlinge vermischten sich bald mit den dort bereits früher angesiedelten Walachen und verloren alle Eigenheiten ihrer Nation, sogar ihren Namen.

Eine weit ansehnlichere Kolonie der Bulgaren kam während der glücklichen Kriege, welche Kaiser Leopold der I. mit der Pforte führte, nach Siebenbürgen. In Bulgarien, nahe bey Sophia, befand sich nähmlich ein kleiner christlicher Bezirk, den Türken zinsbar und mit vier Städten, Cziprovacz, Kopilovacz, Zelesna und Klisina oder Kliszura besetzt, welche bis zum Jahre 1688, von wohlhabenden bulgarischen und arnautischen Handelsleuten bewohnt wurden. Als in diesem Jahre Belgrad vor Leopolds siegreichen Waffen fiel, schlossen sich vier arnautische Hauptleute aus Kopilovacz mit ihren Scharen an das kaiserliche Heer an, welches der tapfere Feldmarschall, Graf Veterani befehligte. Ihre Absicht war, Tököli'n, den Anführer der mit den Türken verbündeten Ungarn, gefangen zu nehmen und den Kaiserlichen auszuliefern. Allein dieses Vorhaben, durch dessen Ausführung sie sich Ehre und Belohnung zu erwerben hofften, war die Ursache ihres Untergangs; Tököli entkam ihnen, sie selbst wurden an die Türken verrathen und als Empörer auf das grausamste bestraft. Dasselbe Schicksal erfuhren auch alle Bewohner der genannten vier Städte, welche sich nicht noch zeitlich genug mit der Flucht retteten. Die dem türkischen Mordschwerte entronnenen Flüchtlinge eilten, beynahe von allen Bedürfnissen entblößt, mit ihren Weibern und Kindern mitten durch die streifenden Tartaren, von denen viele der ihrigen getödtet wurden, nach der Wallachey. Mit dem kaiserlichen Heere kamen sie darauf im Jahre 1690 nach nach Siebenbürgen und fristeten da durch zehn Jahre auf die armseligste Weise ihr kümmerliches Leben.

Durch ihr Elend zum Mitleiden bewogen, räumte ihnen Leopold der I. im Jahr 1700 den verlassenen Marktflecken Allvintz zum Wohnorte ein, und ertheilte ihnen mehrere Freyheiten. Sie erhielten ein Diplom, aus welchen sich zeigt, daß ihre Hauptbeschäftigung der Handel war.

Aber in Allvinz fanden die armen bulgarischen Flüchtlinge ebenfalls nicht lange Ruhe; die Verwüstungen, welche der Aufruhr in Ungarn und Siebenbürgen zu Anfange des vorigen Jahrhunderts verursachte, trafen auch sie hart. Sie wurden aus ihren friedlichen Wohnplätzen vertrieben, und flüchteten sich zum Theile in die Wallachey, zum Theile nach Weißenburg (dem jetzigen Karlsburg) und Deva. Nach dem Frieden im Jahr 1711 kehrten viele Familien wieder in ihre alten Wohnplätze zurück, aber auch von diesen verließen mehrere in spätern Zeiten Siebenbürgen wieder, um die neu angelegten Kolonien im Temeswarer Banat bevölkern zu helfen.

Die Bulgaren sind noch immer der römisch-katholischen Religion zugethan, zu welcher sie sich bereits in ihren frühern Wohnsitzen bekannten. Mit ihnen zugleich kamen auch die Bulgariten, oder Franziskaner der Bulgarischen Provinz (Bolgar, Baratok, Olah, Baratok) ins Land, welche dermahlen in Siebenbürgen vier Klöster, zu Karlsburg, Deva, Allvintz, und Körösbanya besitzen.

Uebrigens haben die in Siebenbürgen wohnenden Bulgaren, außer ihrem Namen, bereits alle übrigen National-Eigenthümlichkeiten abgelegt, und richten sich in Sprache, Sitten und Gewohnheiten nach jeder Nation, unter welcher sie leben.

Bericht über den jetzigen Zustand Arabiens.
(Beschluß.)

Es giebt auf dem Ufer von Afrika eine Stadt, Namens Barbera, den Kap desselben Namens entgegen. Der Fluß und der Hafen von Barbera sind ein sicherer Ankerplatz. Seine Tiefe variirt zwischen vier bis funfzehn Mannstiefen. Große und kleine Schiffe begeben sich in beträchtlicher Anzahl dahin. Die Einwohner sind von den Stamm Soomalé,

malé; sie bewohnen die Stadt und das Land bis zehn Tagreisen vom Hafen. Ihre Häuser sind von Rohr. Der Handel der Stadt ist beträchtlich. Man führt Tücher von den Meerbusen Kutch ein; Muskat, Mocka, Mukulla und Juda, Datteln, Reis, Baumwolle, Zinn, Tabak, Kupfer, Weihrauch, Myrthen, Kaffee, Gummi und Elephantenzähne. Ein Theil dieser Waaren wird von Hurcur nach Barbera auf Kamelen gebracht. Die Entfernung dieser zwey Plätze ist funfzehn Tagereisen. Der Kaffee von Hurcur ist noch besser als der von Mocka. Das Wasser von Barbera schmeckt nach den Seewasser; doch erhält man sehr gutes sechs Meilen weit durch Canäle. An diesem Ort ist ein Wasserfall, dessen Geräusch sich bis eine und eine halbe Meile erstreckt. Der Boden in der Gegend von Barbera ist vortrefflich von einer röthlichen Farbe, und sehr gut zum Gartenbau. Der Ackerbau wird aber ganz vernachlässigt. Korn und alle Getreidegattungen werden von Hurcur gebracht.

Man verläßt Barbera, wenn die heißen Winde anfangen, weil es dann unmöglich ist, sich in den von Rohr gemachten Häusern aufzuhalten; man müßte steinerne Häuser bauen, aber dieß geschieht nicht. Dieses Volk ist sehr unwissend, aber mächtig und gefürchtet. Die Einwohner sind Robust, können gut mit Pferden umgehen, sind gute Bogenschützen, und wissen auch die Flinten zu gebrauchen. Wenn man alle ihre Reiterey vereinigte, so hätten sie gewiß mehr als dreyhundert Tausend Pferde; und ihr Fußvolk würde doppelt so stark seyn. Die Regierung ist nicht in den Händen eines einzigen, sondern unter mehrere Häupter vertheilt, die oft Krieg untereinander führen; indessen vereinigen sie sich, sobald das Land von einem fremden Feind angegriffen wird, um diesen zu unterdrücken.

Es ist in diesem Augenblick eine ausserordentliche Hungersnoth in Senna; es stirbt täglich eine große Menge Menschen vor Hunger. Das Getreide ist zwar nicht so theuer wie sonst, aber der Krieg mit den Wechabiten verhindert alle Communication. In Feindschaft mit Senna sind Do-Hossain und Hased. Man weiß nicht gewiß, ob sie Wechabiten sind, doch haben sie diesen Namen angenommen, um zu agiren. Der Chef von Kokban ist auch in Streit mit den Scherif von Senna, dessen Residenz nur zwey Tagreisen von der des Chefs ist. Das Fort, welches dieser besitzt, ist gewissermassen unüberwindlich: es liegt auf einem hohen Berg, der nur durch einem engen Gang zugänglich ist. Der Chef von Kokban hat den Ruf weise, mächtig, gerecht und fest in seinen Glauben zu seyn. Die Organisation seines Landes ist sehr gut, und obgleich das von ihm beherrschte Land klein und nicht reich ist, so hat es doch viel innere Kraft. Er liebt seine Unterthanen, behandelt sie mit sehr viel Güte und väterlich. Sein Name ist Syed Sumsoodun. Seine Unterthanen sind nicht gut gegen die von Senna gesinnt, und bitten ihren Chef Krieg anzufangen, was wahrscheinlich in kurzem geschehen wird. Die Verbindung mit Suez und Egypten ist ganz unterbrochen. Auch ist der Gouverneur von Mocka mit den Scherif Muhmood in Krieg verwickelt. C.

Verschiedenes.

Zu Mirabel, in dem Departement der Drome, hat man 3 Erdstöße verspürt. Den erstern am 14ten Febr. um Dreyviertel auf 10 Uhr Morgens; den zweiten am 15ten um halb 3 Uhr Morgens und den dritten am nämlichen Tage um Einviertel nach 8 Uhr. Der letzte war der stärkste; er sonderte einige Steinlagen von einem Felsen ab. Diese Erdstöße wurden ebenfalls in einigen benachbarten Gemeinden verspürt.

— —

Im Jahr 1810 wurden in sämmtlichen Eparchien (geistlichen Sprengeln) Rußlands geboren 1,374926 Kinder, worunter 722,049 männlichen Geschlechts. Es starben 903980 Personen, worunter 465,136 männlichen Geschlechts. Ueberhaupt sind 470,496 weniger gestorben als geboren wurden. Unter den Verstorbenen erreichten ein Alter von mehr als 100 Jahren 350 Personen, 19 davon erreichten 125, 4 bis 130, 1 bis 135 und 2 bis 140 Jahre. Getraut wurden 320,389 Paare. (Diese Berechnung bezieht sich blos auf die Mitglieder der griechischen Kirche; auf die andern christlichen Glaubensgenossen, die Juden, und die sehr zahlreichen Mohamedaner und Heiden aber nicht.

— —

Bey einem englischen Geistlichen aus der Grafschaft Leicester, Namens Stagemord, der sich, nach Art eines großen Theils seiner Landsleute, in allerhand Grillen und

Sonder-

Sonderbarkeiten ungemein zu gefallen pflegte, ward nach seinem Tode folgendes Testament gefunden. „Ich hinterlasse meinen Erben funfzig Hunde von verschiedener Art; hundert Paar Beinkleider; vierhundert Paar Schuhe; hundert Paar Stiefeln; achtzig Perucken (er trug immer sein eignes Haar); achtzig Wagen und Karren; dreißig Schubkarren; zweyhundert Grabscheite und Schaufeln; funfzig Sättel und Geschirre; achtzig Pflüge (die noch niemals gebraucht worden waren): eine große Menge (zu 8 Pf. Sterl. angeschlagene) Spazier- und Reisestöcke: sechszig Stück Rindvieh und Pferde (die nie ein Geschirr getragen hatten); zweyhundert Heugabeln und Hacken, fünf und siebenzig Leitern, funfzig Bajonets, Pistolen; Degen und andere Waffen; einen großen Wagen voll ungebundener Bücher (worunter aber nicht eine Predigt); endlich eine Schattulle mit 500 Pf. Sterlingen." — Der Universalerbe von genannten Habseligkeiten war sein nächster Verwandter, ein Londoner Lastträger. Noch erzählt man von diesem wunderlichen Heiligen, daß er jeden Abend vor dem Schlafengehen seinen Bedienten und seine Magd in ihre Schlafkammer einzuschließen, hierauf einen derben Flintenschuß zu thun, und endlich das wüthende Heer seiner Hunde loszulassen pflegte.

— —

[Aus Bayonne wird unterm 1. v. M. gemeldet, daß durch das seit einigen Tagen herrschende stürmische Wetter, das Meer so tobend geworden sey, daß dasselbe ganz nahe bey Chambre d'Amour einen jungen Wallfisch, ungefähr 16 Metre lang, auf die Küste geworfen habe.

Bekanntmachung.

Inhaltsverzeichniß der Märzstücke der Handlungs-Zeitung.

Die Märzstücke der allgemeinen Handlungs-Zeitung enthalten folgende Gegenstände: Neueste Beschreibung von Isle de France; Fabriken im Unterwienerwalder-Kreis; K. Baiersche Verordnung die Laubthaler betreffend; Handelstribunal von Amsterdam; Bankerotte; Anzahl der Baumwolle, welche die mit England alliirten Länder hervorbringen; Waarenverkauf in Mailand; Waarenverkauf in Carlsham; Herabsetzung der Laubthaler in Koburg; Schmiedeberg in Schlesien; Salinenkanal in Frankreich; Einiges über Madagaskar; Waarenverkauf in Christiansand und Hamburg; Ueber den Oesterreichischen Handelsstand; Bestrafung der Gemeinschaft mit den Holländern pflegenden im Hanseedepartement; Falsche Münzen; Canal der Obersomme in Frankreich; Zuckersiedereyen in Moskau und Waareneinfuhr in Archangel; Preise der Seide und anderer Waaren in Venedig; die vereinigten Provinzen von Venezuela; Sehr wichtige Entdeckung, Zucker aus Stärke zu bereiten; Die Verfertigung des Runkelrübensyrups ist in Frankreich freygegeben; Amerikanische Schiffe in Bordeaux; Werth Schwedischer Münzen in Kassel; Die Kanalarbeiten in Frankreich; Zucker- und Kaffeegewinnung und Bedarf; Eisen- und Stahlpreise; Die Hauptgewerkschaft in Grätz; Neuausgetheilte Erfindungspatente in Frankreich; Webstühlzerbrechen in Nottingham; Schweizerisches Geldwesen; Salzschwärzer in Frankreich; Assecuranzwesen und Preise in Frankreich; Frachten in Schweinfurt und Salzburg; Falsche Louisdor; Prisenconseil in Paris; Verhandlungen in England; Zucker aus Kastanien; Prisen französischer Kaper; Waareneinfuhr aus der Türkey nach Oesterreich im Jahr 1811; Die Salzwerke von Wieliczka; Licenzenaustheilung in England; Waaren die in Illyrien eingeführt werden dürfen; Postgelderhöhung in Oesterreich; Mitglieder des Conseils in Hamburg, Lübeck und Lüneburg; Sitzung des Erhaltungssenat in Paris; Oesterreichische Verordnungen; Posten; Traubensyrup; Gesellschaft für die Verfertigung des Waidindigo in Mühlhausen; Messen; Dänische Verordnung wegen Versendungen auf der Elbe und Trave; Mautauflage auf die Glasschmelze in Baiern; Neue Handlungen, Firmen und Gesellschaftsveränderungen; Nägel ohne Feuer. Nebst Nachrichten aus Frankreich, Schweitz, Hollstein, Westindien, Preussen, Mecklenburg, Rußland u. a. Ländern; Berichten aus London, Paris, Triest, Wien, Berlin, Prag, Stuttgart, Frankfurt, Grätz, Aachen, Lemberg, Schaffhausen, Freyburg, Leipzig, Hamburg, Amsterdam, Wesel, Basel, St. Gallen, Lille, La Rochelle, Morlaix, Gent, Aachen, Dieppe, Dijon, Brest, Genua, Reggio, Livorno, Parma, Bordeaux, Ferrara, Brescia, Mailand, Neapel, Trient, Toulouse, Petersburg, Sarratow, Kislar, Christiana, Kopenhagen, Calcutta, Smirna und andern Städten; Bekanntmachungen und andern kleinen Notizen und verschiedenen Nachrichten; Den Waarenpreiscouranten und Waarenpreisveränderungen der vorzüglichsten Städte Europas, als Paris, London, Triest, Venedig, Frankfurt, Nürnberg, Kopenhagen, Mailand, Marseille, Montpellier, Hamburg, Amsterdam, Gent, Rouen, Lille, Leipzig u. a. Städten; Die Weinpreise von Paris, Chalons für Marne, Genua, Brescia, Reggio und andern Städten. Zugleich findet man die Wechsel- und Geldcurse aller wichtigen europäischen Städte, z. B. Augsburg, Leipzig, Wien, Genua, Livorno, Kopenhagen, Petersburg, Amsterdam, Bologna, London, Venedig; Die Staatspapiere von Berlin, Wien und Westphalen ꝛc.

Die Handlungszeitung wird an alle Postämter ꝛc. wöchentlich fünfmal von der Königl. Baierischen Ober-Post-Amts-Zeitungs-Expedition in Nürnberg versendet. Handelsberichte, Bekanntmachungen ꝛc. werden gesandt an das

Contor der Handlungs-Zeitung
in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

69. Stück. Dienstag. Am 7. April 1812.

Die Strohmanufaktur in Sachsen

gehörte bisher zu den wenigen, welche vom Auslande am wenigsten verdrängt werden können und auf die längste Dauer rechnen dürfen, da sie ein fast unentbehrliches Bedürfniß liefern.

Nur ein kleiner Theil Sachsens, an der Elbe nämlich um Dresden herum, ist der eigentliche Sitz dieses ganz eigenen Gewerbzweiges, weil nämlich das dazu nöthige Stroh nicht in jeder Gegend wächst und schon darauf gründet sich die Dauer dieses Erwerbes. Vergebens hat man es versucht, auch an andern Orten das nöthige Stroh zu gewinnen. Es war und blieb fleckig, spröde und dadurch unbrauchbar zur Verarbeitung.

Strohhüte waren unter den niedrigern Ständen seit undenklichen Jahren Mode, weil sie wohlfeil, dauerhaft, und doch gut gegen Sonne und Regen waren. Daher gehört auch die Strohmanufaktur zu den ältesten in Sachsen und schon vor 100 Jahren ward von derselben als von einer aus uralten Zeiten bekannten Arbeit gesprochen. Man fertigte damals vorzüglich grobe, große Hüte, die unter dem Namen Kappen, Kiepen, Tyrolerhüte vorzüglich ins nördliche Deutschland giengen. Diese Arbeit lohnte nun freylich wenig und brachte den ganzen Tag kaum 2 Gr. ein. Die Vornehmen trugen nur selten Strohhüte und 1711 klagte der Pfarrer in Lockwitz, wo diese Arbeit damals, wie jetzt vorzüglich blühte:

„Daß die Frauen lieber Gold und Seide auf den Kopf setzten, als Stroh und dadurch immer mehr diese Arbeit in Verfall brächten."

Wenn man nun weiß, daß damals das Dorf Lockwitz allein jährlich einige tausend Thaler gewann, wie viel mögen denn wohl jetzt gewonnen werden, wo die vornehmste Dame in einem geschmackvollen Hute 6 Monate lang erscheint und die Facon, die Feinheit des Strohs den Preis derselben unglaublich gesteigert hat. Man kann rechnen, daß in Sachsen allein jährlich 100000 Hüte abgesetzt werden und der Debit, den die Leipziger Messe mit diesem Artikel nach allen europäischen, besonders den nördlichen Himmelsstrichen macht, ist wohl noch viel größer.

Die Verbreitung dieser feinern Sorten verdankt man vornämlich den Geschwistern Eberhard in Dresden, die vor etwa 13 oder 14 Jahren das Stroh aufschlitzen, glätten, färben und zu den mannigfachsten Produkten mit so viel Beyfall verarbeiten ließen, daß sie nicht alle Bestellungen effektuiren konnten. Das gröbste, vorher unnütz weggeworfene Stroh war nun, weil es konnte aufgeschlitzt werden, das willkommenste und unentbehrlichste. Aus manchem Bunde wurde für 20 Groschen gewonnen. Da andere Kaufleute ebenfalls diesen Fabrikzweig ergriffen, so kann man in Dresden jetzt mehr als 1000 Menschen rechnen, die sich wenigstens 6 Monate des Jahres davon nähren, und in den Dörfern herum wissen die Landleute, nicht wie anderwärts mit Spinnen, sondern nur mit dem Be- und Verarbeiten des Strohes umzugehen und Jung und Alt flechtet, spaltet, schneidet, schwefelt ꝛc. Stroh.

Das letztere muß nämlich erst gerüffelt werden. Man zieht es durch eine Art Rechen mit dichtstehenden eisernen Spitzen, um die Halme rein und von Körnern leer zu haben.

Jetzt wird es geschöbt oder in Bunde gebracht, deren jedes 12 Männchen oder so viel hat, als

als man mit beyden Händen 12mal fassen kann. Ein solches Bund kostet jetzt 8 — 9 Gr. und manchmal, wenn nasse Jahre dem Strohe Flecken beybringen, noch mehr. Alsdann kommt es unter die Scheere. Man schneidet den Halm nämlich in so viel Theile, als er Knoten hat, also in 3; sonst, als man nur grobe Hüte fertigte, warf man den dünnsten obersten weg; jetzt ist er am theuersten.

Die zerschnittenen Halme kommen nun ins Schwefelfaß, das einen doppelten Boden hat, der oberste ist durchbrochen, um die durchs verbrennen des darunter befindlichen Schwefels entwickelte schweflige Säure ans Stroh zu lassen, das, geschwefelt — gebleicht — nun sortirt und in grobes, mittleres, feines verlesen wird.

Daraus wird nun das Geflecht gemacht, indem man 3 — 11 Halme verarbeitet. Dies ist die mühsamste und eine sehr schmerzhafte Arbeit, da das Einbiegen und Niederdrücken der harten Halme gar blutige Finger macht. Das Geflecht wird zu Mandeln, deren eine 40 Ellen enthält, geweift und dann vernäht. Nach der Menge der dazu gebrauchten Halme, der Form, Feinheit ꝛc. hat es verschiedene Namen und Preise. Die letztern sind, was das feinere betrifft, nach und nach gegen 100 o/o gestiegen. Nur das grobe ist noch ziemlich auf altem Fuße.

Da schon kleine Kinder von 5 — 6 Jahren mitarbeiten, da man diese Arbeit überall mit hinnehmen kann, so ist sie als Nebenerwerb um so willkommener und daher arbeiten Hirten, Vogelsteller ꝛc. in jener Gegend immer am Vogelheerde, hinter der Heerde.

Das Nähen bringt noch mehr ein, als das Flechten; es findet aber nicht in allen Dörfern, wo geflochten wird, statt, und vorzüglich ist es in Dresden, Lockwitz, Kreischen, Maxen. Eine Menge Aufkäufer erhandeln das Geflecht, lassen es vernähen und versenden es dann theils unmittelbar, theils beziehen sie die Messen. Vieles Geflecht geht jetzt ins Ausland und wird da verarbeitet, so wie jetzt auch toskanisches Geflecht, der fast einzige Rival des sächsischen, hereinkommt. Ein Theil des Geflechts wird jetzt auch (seit 2 Jahren) von einer (der Rückerschen) Fabrik in Leipzig verarbeitet.

Im Ganzen genommen dürften nach Sachsen über 100000 Rthlr. durch diesen Manufakturzweig kommen, der ein Material verarbeitet, das ursprünglich dem Misthaufen abgewonnen ist und diesem noch Zeit genug zu Theil wird. Es beschäftigen sich gegen 5000 Menschen in den müßigen Stunden des Winters damit. Man hat auch schon ins Ausland diesen Erwerbszweig verpflanzen wollen, aber der Landmann gewöhnt sich nicht leicht an eine Arbeit, die von Jugend auf geübt seyn will, wenn sie einträglich seyn soll, und das dazu taugliche Weitzenstroh fand sich bis jetzt nur in England, Toskana und einigen Gegenden Frankreichs.

*r.

Gothische Inschrift vom 16. Jahrhundert, zu Tunis.

Der Baron von Sorsum, Kabinets-Secretär Sr. Majestät des Königs von Westphalen, macht so eben folgende Inschrift bekannt, welche 1809 zu Tunis unter den Ruinen der alten Festung Goletta ist ausgegraben worden, bey Grundlegung einer Mauer, die der Bey zur Vertheidigung quer vor der Landzunge hat aufführen lassen, wo der Weg nach Sidi Bousseid führt. Die Inschrift ist mit gothischen Buchstaben (in der neugothischen sogenannten Mönchsschrift, wie sie noch im 16ten Jahrhundert üblich war; wiewohl bemerkt wird, daß die Schrift ein noch älteres Ansehen gehabt habe, als in der Abschrift selbst), auf einer gräulichen Marmortafel, 38 Zoll 4 Linien lang, und 30 Zoll 8 Linien breit, eingegraben:

y rota suya y restituyo el reyno a Muley
Hacen a quien el dho Barbaroxa le
abia tomado quedando por su tributario
dexo aqui e prendio de gente de guerra
espanola y mando edificar esta fortaleza.
Hizo escrivir esto Don Alonso de la Cueva
y de Bonavides comendador de Bedmar
Alcaide y Capitan de la ciudad de Caliz
siendo Alcaide y Capitan Jeneral en
esta fortaleza por su Majestad (*).

*) Buchstäbliche Uebersetzung. — Im Jahre des Herrn 1135, als Kaiser Karl der Fünfte, König

Mit dieser Tafel vereinigt, fand man einen andern Marmor von 22 Zoll 6 Linien Länge, und von 15 Zoll der Breite, auf welchem das Wappen von Don Alonso de la Cueva, Gouverneur der Festung Goletta, eingegraben war. — Der Saapteb, Minister, Siegelbewahrer des Bey, dem beyde ausgegrabene Marmorn eingeliefert wurden, ward belehret, daß dieselben die ehemalige Herrschaft der Christen in diesem Lande bezeugten; hierauf ließ er auf ihre Rückseite arabische Inschriften eingraben, und sie als Grundsteine von der großen Moschee, die er zu Tunis erbauen läßt, in die Erde versenken. Desto schätzbarer ist die eingerückte Abschrift; sie ist auf der Stelle bey der Auffindung 1809 gemacht, von demjenigen, von welchen der Baron v. Sorsum sie erhalten hat; es ist ferner die einzige Abschrift, welche gemacht worden ist. In diplomatischer Rücksicht wollen wir bemerken, daß auf der ersten Linie als ein offenbarer Schreibfehler zu betrachten ist in der Jahreszahl, welche MDXXXV seyn muß, als das bekannte Jahr des Krieges. — Bekannt ist in der Geschichte Kaisers Karls V. sein doppelter Zug nach Afrika; der eine gegen Tunis, der andere, unglückliche, gegen Algier; dieser später (1541), der sich mit fehlgeschlagenen Erwartungen und mit Zerstreuung der Flotte durch Sturm endigte. Der erstere, einige Jahre früher (1535), gegen Tunis, war glücklicher. Barbarossa, eines Töpfers Sohn (ein zweyter Agathocles, der den Zug nach Afrika von Sizilien aus unternahm, gleichfalls eines Töpfers Sohn) aus der Insel Lesbos, ward aus einem Kaufmann und Seefahrer ein Seeräuber, und aus dem Seeräuber König von Algier, hinterließ, da ihn der Marquis de Comares, Statthalter zu Oran, erlegt hatte, einen Bruder, Hairadin (Chairoddin, auch Scheredin, und gleichfalls unter dem Namen Barbarossa bekannt), welcher die Seeräuberey auf der mittelländischen See fortsetzte, und vom Sultan Soliman zum Admiral der türkischen Flotte ernannt ward; er bemächtigte sich durch eine boshaftete Verrätherey des Königreichs Tunis, und fuhr fort, das Meer und die Küsten von Europa zu beunruhigen. Der vertriebene König von Tunis, Muley Hassan, hatte Schutz bey Karl V. gesucht, und so war die Wiedereinsetzung desselben ein natürlicher Grund eines Zuges gegen Afrika. Mit einer zahlreichen Flotte gieng der Kaiser selbst vor Tunis; die vorliegende Festung Goletta, welche ein Renegat, Sinan, tapfer vertheidigte, ward mit Sturm erobert; Barbarossa ward geschlagen und zur Flucht genöthigt, Tunis selbst eingenommen. Der Kaiser stellte das Königreich dem Muley Hassan wieder zu, gab es ihm aber als Lehen der Krone von Spanien, behielt sich Goletta und die Besetzung aller festen Plätze an der Küste mit seinen Truppen vor, und dazu eine bestimmte, jährlich zu erlegende Summe zur Unterhaltung der eingelegten Besatzung in Goletta.

---

nig von Spanien und beyder Sizilien, und des festen Landes im Ozean, in Person mit seiner kaiserl. Flotte kam, und dieses Königreich Tunis eroberte, welches der Türke besetzt, und zum Generalkapitän den Barbarossa darin gelassen, nahm er durch die Gewalt der Waffen diesen Platz la Goletta und die Stadt Tunis ein, und verjagte den besagten Barbarossa mit großem Verlust und Schaden von dem Königreiche, und gab es dem Mulei Hassan zurück, dem es von besagtem Barbarossa war genommen worden; ersteren als zinnsbar darin zurücklassend, besetzte ihn mit spanischem Kriegsvolk, und befahl, diese Festung aufzurichten. Dieses hat schreiben lassen Don Alonzo de la Cueva und de Benavides, Kommandeur von Bedmar, Alcade und Hauptmann der Stadt Kadix, dermalen Alcade, und Generalkapitän dieser Festung, Namens Sr. Majestät.

Naturerscheinung in Brest.

Man schreibt aus Brest, den 2. März, Nachmittags um 4 Uhr habe man folgende Naturerscheinung beobachtet:

Die Sonne war im Begriffe sich hinter dichte Wolken, die an dem Horizonte aufstiegen, zu verbergen; die Scheibe derselben, von den Dünsten verdunkelt, war sichtbar. In einer Entfernung von beyläufig 25 Graden von der Sonne, bildete sich ein weißlicher, lichter, aber nicht glänzender Bogen, von dem die Sonne den Mittelpunkt ausmachte, und den der Horizont begränzte, in dessen Nähe die äußersten Theile weniger glänzend, breiter waren und einen leichten Anstrich von den Farben des Regenbogens hatten. (Das gemeine Volk sagte, es habe 3 Sonnen gesehen). Auf dem höchsten

Theile

Theile dieſes Bogens bemerkte man 2 glänzende Strahlenbüſchel, die auseinander liefen und ſich krümmten, ſo wie 2 Hörner oder der halbe Mond, deſſen Ende ſich zu nähern ſuchen. Beyläufig 20 Grade von dem erſten Kreiſe, und folglich 45 Grade von der Sonne auf derſelben Seite, wo dieſe ſtand, ſah man einen Regenbogen von ſehr ſchöner Form und ganz beſtimmten Farben. Auch von dieſem bildete die Sonne den Mittelpunkt. Ein 2ter Regenbogen, von dem ein Viertheil des Umfangs alle ſeine Farben hatte, aber in umgekehrter Richtung gegen den erſten, den er in einem Punkte berührte, bildete an dem Himmel durch dieſe Berührung ein X mit den 7 Farben geſchmückt; man bemerkte, daß keine Wolke einen nahen Regen drohete; nur war die Atmosphäre von Dünſten beynahe geſättigt.

Den Tag vorher, nämlich den 1. März, hatte man auch Nachmittags gegen 3 Uhr, von der Rhede und der Stadt, öſtlich einen 3fachen Regenbogen geſehen, der nämlich 21 Streifen hatte, die dicht nebeneinander lagen. Jede Farbe wiederholte ſich 3mal, und alle befanden ſich gegen einander in der gewöhnlichen Ordnung.

Verſchiedenes.

Zeitungsblätter in den Vereinigten Staaten. Zu Anfang des Jahrs 1811 erſchienen im ganzen Umfange der vereinigten Staaten 364 Zeitungen oder politiſche Blätter; 158 davon gehörten der republikaniſchen oder demokratiſchen, 157 der föderaliſtiſchen Parthey an, die übrigen waren neutral. Acht davon waren in deutſcher, fünf in franzöſiſcher, zwey in ſpaniſcher, die übrigen in engliſcher Sprache geſchrieben. Neun dieſer Zeitungen ſtammten noch aus den Zeiten vor der amerikaniſchen Revolution her. Die ganze Zahl der jährlich gedruckten Zeitungsblätter ſchätzte man auf 25,220,000.

Peſtalozziſ. Der kürzlich erſchienene „Neue Haus-Almanach für die Peſtalozziſche Erziehungs-Anſtalt. 1812. (Iferten, gedruckt in der Inſtituts-buchdruckerey. 12.)“ enthält eine Art Statiſtik der Anſtalt, nemlich die gar nicht unbemerkenswerthen und lehrreich eingerichteten Verzeichniſſe aller Mitglieder der Peſtalozziſchen Anſtalt (Lehrender und Lernender) von ihrer Entſtehung an bis jetzt. Zuerſt die eigene Familie des Stifters; dann die 15 Lehrer, die ſich wirklich in der Anſtalt befinden, 12 Schweitzer und 3 Ausländer, dieſe von Dresden, Nancy und Braunſchweig; ihnen folgen die 23 Lehrer, welche das Inſtitut verlaſſen haben, mit Bezeichnung der Zeit ihres Eintritts und der Stelle, welche ſie gegenwärtig im In- und Auslande bekleiden; es ſind davon 14 Schweitzer und 9 Ausländer, meiſt Deutſche; unter ihnen Lehrer oder Vorſteher von Anſtalten in Bergerac, Königsberg, Neapel, Petersburg, Philadelphia und Karlsruhe. Auf dieſe folgt die Liſte von 26 erwachſenen Perſonen, welche gegenwärtig größtentheils zur Erlernung der Methode ſich in der Anſtalt befinden, und von 188 gleicher Kathegorie, die das Inſtitut verlaſſen haben, wieder mit Bemerkung ihrer gegenwärtigen Anſtellung; unter jenen ſind 8 Schweizer und 18 Ausländer, aus Frankreich, Italien und Deutſchland; unter den letztern hingegen finden 84 Schweitzer, ungefähr aller Kantone, und 104 Ausländer, meiſt Deutſche, aber auch Franzoſen, Schweden, Holländer, Polen, Ungarn. Weiter folgen die Namen und Herkunft der gegenwärtigen 79 Zöglinge, und der 419 die daſſelbe verlaſſen haben, nebſt Bemerkung des gegenwärtigen Berufs von 83 dieſer letztern. Von den gegenwärtigen Zöglingen ſind 36 Schweizer, die mehreren aus den Kantonen Waadt, Zürich und Bern; unter den 47 Ausländern ſind 4 aus Paris (Jullien, Leriche, Uginet) 6 Amerikaner, (Barnet, Morton, Thompſon) 2 Italiener, 1 aus Malaga (Strachan) u. ſ. w. Unter den 419 aber findet ſich vollends die mannigfaltigſte Herkunft und Beſtimmung. Endlich folgen am Schluſſe auch die Mitglieder des Töchterinſtituts, 19 die gegenwärtig in der Anſtalt ſind, 11 die das Inſtitut beſuchen, um ſich zu Lehrerinnen zu bilden und an einigen Unterrichtsfächern Theil nehmen, und 48, welche die Anſtalt verlaſſen haben.

Peſtalozziſ. Methode breitet ſich immer mehr aus. Muralt hat zu Petersburg das Inſtitut mit 6 Gehülfen eröffnet. Jenes zu Neapel unter Hoffmann hat der König im Januar unterſuchen laſſen. Im März ſendet Peſtalozzi noch zwey verlangte Eleven zur Aushülfe dahin. Die 6 Preußiſchen Eleven ſollen zu Joerdün durch 6 andere abgelöſet werden, jene aber ein Inſtitut zu Breslau unter den Auſpizien der königl. Regierung errichten.

Der

Verkündiger.

70. Stück. Mittwoche. Am 8. April 1812.

Der dritte Hauptsatz: Ausführbare und auf vielfältige Erfahrungen gegründete Vorschläge, um die Ernten wenigstens verdoppeln zu können *)

beruhet

Auf einer dem beabsichteten Zwecke entsprechenden Eintheilung des Feldes, und auf einer vernünftigern Abwechslung mit den Gewächsen, welche in ihrer Folge aufeinander die Vervielfältigung der Ernten hauptsächlich begünstigen.

---

§. 31.

Ueber die Unrichtigkeit der Meynung, daß das Feld ruhen müsse; über die Nothwendigkeit einer vernünftigen Abwechslung mit den Gewächsen und die Entbehrlichkeit der Brache.

Unsere Alten meynten, das Feld müsse, wenn es etliche Jahre nacheinander Getreide getragen habe, wiederum ausruhen, daher ließen sie ihre Felder, besonders diejenigen, welche sehr viele im Besitz hatten, 4 und mehrere Jahre brach liegen, und benutzten sie inzwischen zu Viehweiden; andere aber bestellten zwey Theile ihres Feldes mit Winter- und Sommerfrüchten, und den dritten Theil der Aecker liessen sie brach liegen, bereiteten ihn aber durch öfteres Pflügen, Eggen, und Zuführung des Düngers, zur künftigen Wintersaat vor, welches in vielen Provinzen immer noch geschiehet.

Die neueren Erfahrungen hingegen lehren uns, daß der von unsern Vorfahren aufgestellte Grundsatz: daß das Feld ruhen müsse, gänzlich falsch sey. Wir wissen nun gewiß, daß die Erde nie einer Ruhe bedürfe, sondern einen beständigen Trieb zu wirken habe, den blos der Frost unterbrechen könne, weil er die Säfte gerinnen macht. Ja die Erfahrung beweiset uns, daß sie auch dann nicht ruhen will, wenn wir sie weder beackern, noch besäen, sondern ihre Bereitwilligkeit zu wirken, an Dornen, Disteln und andern unnützen Gewächsen verschwendet, wenn wir sie nicht auf gute Endzwecke hinleiten, um diesen Mißbrauch ihrer Wirksamkeit zu verhindern und dagegen allen nur möglichen Nutzen daraus zu ziehen suchen.

Wer von der Wahrheit dieses Satzes noch mehr und augenscheinlich überzeugt seyn will, der beobachte in den Küchengärten, wie in einem Sommer, in einem und dem nemlichen Beete zwey bis drey verschiedene Gewächsarten ernähret und zur Vollkommenheit gebracht werden.

Wenn man nun auch dieses nicht weg disputiren kann, sondern zugeben muß: so könnte vielleicht der Einwurf gemacht werden, daß ein geruheter Acker schwerere Frucht und weniger Unkraut, als ein jährlich bestellter liefere. Diesen Einwurf bestätiget die Erfahrung, es ist also nicht zu läugnen, aber nur in dem Falle, wenn der Acker, nach dem lieben Schlendrian, beständig mit Roggen, Weitzen, Dinkel, Gerste und Haber bestellt wird; weil diese Früchte beynahe einerley Nahrungssäfte an sich ziehen, und das dazwischen wachsende Unkraut Zeit gewinnt, ruhig fortzuwachsen, reif zu werden, und seinen Samen aufs neue auszustreuen; nicht zu gedenken, daß auch viel Unkrautsamen theils mit dem Ge-

*) Man sehe Verkündiger 1811 das 23. Stück.

Getreide, das vorher nicht genug davon gereiniget worden ist, ausgesäet, theils mit dem Mist in Acker gebracht wird.

Ganz anders verhält sich die Sache hingegen, wenn man mit den Gewächsen dergestalt abwechselt, daß man bald solche, die über sich, bald solche, die unter sich wachsen, wählet, und dabey das Unkraut aushacket, auch kein anderer, als wohlgefaulter Mist in die Erde kommt. In diesem Falle kann man alle Jahre auf die besten Früchte Rechnung machen, und dem Unkraut leicht wehren.

Die Nothwendigkeit dieser Abwechslung mit den Gewächsen lehren uns ebenfalls die Küchengärten, worinnen wir überzeugt werden, daß eine und eben die Erde für Kohl erschöpft seyn könne, für Wurzelwerk aber noch überflüssige Nahrungsmittel habe, daß folglich jede Pflanze nur die, der Struktur ihrer Saftröhren, gemäße Nahrungssäfte an sich ziehe.

Wie man die Erde wahrhaft ruhen lassen und die Absichten, welche man bey der Brache hat, noch viel besser erreichen könne, ohne die Ernte eines Jahres dabey zu verlieren, davon sind abermal die Küchen- und Weingärten unsere besten Lehrmeister, welche oft zwey bis drey Schuh tief, je nachdem es der, unter der Oberfläche der Erde, befindliche Grund erlaubet, umgegraben werden.

Eben diese Absicht lässet sich auf den Aeckern durch zwey hintereinander gehende Pflüge in einer und der nemlichen Furche leicht erreichen. Auf solche Weise holen wir die tiefliegende, folglich eine neue und noch nicht ausgezehrte Erde herauf, um sie zum Fruchttragen geschickt zu machen, die Erde aber, so getragen hat, bringen wir zur Ruhe, und, wenn wir dieses um das dritte Jahr wiederholen: so haben wir alle drey Jahre eine wirklich ausgeruhete Erde zu bearbeiten, denn die Pflanzen zehren die Aecker nicht tiefer aus, als ihre Wurzeln reichen; und die meisten Getreidewurzeln dringen nicht über sechs Zoll tief in die Erde.

Dieses doppelfürchiche Pflügen ist aber nur auf solchem Felde anwendbar, das unter der obern Furche keinen Stein- Kies- oder Lettengrund führet. Dieses ist zwar eine uralte Erfindung und viel für und dawider geschrieben worden, nichts desto weniger bleibt sie immer eine gute Sache, wenn mit gehöriger Vorsicht dabey verfahren wird. Es muß nemlich im Herbst geschehen, der Acker aber erst im Frühjahr darauf mit Früchten bestellet werden, damit Luft, Frost, Schnee und Regen Zeit genug haben, der Erde ihre Rohigkeit oder sogenannte Unfruchtbarkeit, so jede Erde unter der ersten Furche an sich hat, ehe sie in die Luft kommt, zu benehmen. Man wendet dagegen ein, daß diese Behandlung kostbarer sey, welches aber nur dann gegründet ist, wenn der doppelfürchig gepflügte Acker nachher, gleichwie ein anderer behandelt und drey bis viermal gepflügt und geeget wird. Da aber durch das doppelfürchige Pflügen das Unkraut vergraben und der Acker über den Winter hinlänglich mürbe worden ist: so kann das nachherige öftere Pflügen ersparet, im Frühjahr nur zur Saat geackert und der Samen hineingeeget werden, ja ein leichter und lockerer Boden bedarf das Ackern zur Saat nicht einmal, sondern man kann den Samen ohne weiteres darauf säen und entweder hineineggen, oder auch seicht hinunter ackern.

Vielleicht wird man das bisher Gesagte für einen Beweiß gelten lassen, daß Natur, Vernunft und Erfahrung dem Brachliegen der Aecker den Nutzen einstimmig absprechen; keineswegs aber zugeben wollen, daß es thunlich sey, die Brache aufzuheben, vielmehr behaupten, daß der Mangel an Arbeitern, besonders aber an Vieh, an Weide für dasselbe und an Düngung der Brache schlechterdings nothwendig mache. Auch diese Brustwehr der Vertheidiger der Brache wollen wir zu überwinden suchen.

Daß vermehrter und verbesserter Ackerbau mehr Menschenhände erfordern, ist ausser allem Zweifel, aber gegenwärtig haben wir keinen Mangel an Menschen, und durch diese Vorschläge wird mehreren Menschen Arbeit und Brod angewiesen, folglich fällt die Ursache, daß Menschenmangel das Brachliegen der Aecker schlechterdings nothwendig mache, weg. Die wichtigste und wahrscheinlichste Einwendung gegen die Aufhebung der Brache, ist also noch: der Mangel an Vieh, an Düngung hauptsächlich aber, an Futter oder Weide für das Vieh.

Daß ein vermehrter Ackerbau einen größeren Viehstand, mehr Dünger und hauptsächlich eine größere Menge Futter nothwendig mache, hat seine vollkommene Richtigkeit, und Einsender dieser Vorschläge ist davon eben so sehr überzeugt, als er zu

glauben

glauben geneigt ist, daß der Mangel an Futter und Mist die Einführung der Brache nothwendig gemacht habe. Aber seine Fortsetzung eben dieser Vorschläge wird beweisen, daß durch die Abschaffung der Brache mehr Futter gewonnen, viel mehr Vieh ernähret, eine größere Menge Mist gemacht und also die Ernten vervielfältiget werden können.

Allein eine fast unüberwindliche Schwierigkeit stehet der Ausführung dieser wichtigen Sache, in vielen Gegenden noch im Wege, nähmlich, die Triftgerechtsame, diese Pest der Landwirthschaft! welche den Güterbesitzern das harte Joch auflieget, den dritten Theil ihrer Aecker brach liegen zu lassen, und ihre natürlichen und künstlichen Wiesen dem Schaafvieh, bis Georgii im Frühjahr, und im Spatjahr von Michaelis an, Preis zu geben. Um diesem großen Uebel abzuhelfen, möchte nur ein Mittel anwendbar seyn, nehmlich ein Vergleich, nach welchem die Triftleidenden den Triftberechtigten eine zu bestimmende Abfindungs-Summe entweder überhaupt oder jährlich bezahlen müßten; weil Niemand in dem Besitze seiner Gerechtsame beeinträchtiget werden darf. Dieses Opfer würde den triftleidenden große Vortheile gewähren *.)

Inzwischen wollen wir annehmen, daß diese Schwierigkeit theils gehoben sey, wie sie denn auch in mehreren Provinzen nicht mehr statt findet, theils noch gehoben werden könne, und in dieser Voraussetzung, zum Grundsatze machen, daß der dritte oder vierte Theil des Ackerfeldes einer ganzen Markung, je nachdem mehr oder weniger natürliche Wiesen darin vorhanden sind, immer mit Futterkräutern und zwey drittel mit Getreide und andern noch einträglicheren Gewächsen bestellet werden und mit einander abwechseln müssen.

Wir werden also die Futterkräuter, welche mit Halmfrüchten abwechseln sollen und die vortheilhaftesten sind, nun in nähere Betrachtung zu nehmen haben. Da aber der mehr oder minder glückliche Erfolg von der Natur und Beschaffenheit des Bodens, von der Wahl und Bestellung desselben für ein oder das andere dieser Gewächse, und von deren Behandlung selbst abhängt: so ist für jedes eine eigene Abhandlung nöthig.

§. 32.

Ueber den Anbau des ewigen Schnecken- oder Luzerner-Klees mit blauer Blüthe. (Medicago lativa L.)

Diesem, unter den gedachten Benennungen überall bekannten, Klee gebühret der Rang vor allen andern Futterkräutern in jeder Absicht. An Güte und Ergiebigkeit lässet er alle Kleearten hinter sich zurück; er versagt weder in trockenen noch nassen Jahren seinen großen Nutzen; er liefert uns 2 bis 3 Wochen früher, als anderer, das erste grüne Futter; er blähet das Vieh nicht so leicht auf, wie der spanische oder rothe Klee; und lässet sich auch besser zu Heu machen, als dieser.

Was hingegen den häufigen Anbau dieses so sehr nützlichen Klees erschweret, ist, daß er nicht auf allen Aeckern gut fortkommt, sondern nur auf solchen, die einen 3 bis 4 Fuß tiefen, gleich guten, aber keinen nassen Boden haben. Sehr selten ist es aber, daß nicht einige Plätze in einem Feldbezirke aufzufinden seyn sollten, welche seinen Anbau begünstigen, daher suche man diese auf und widme im Nothfall Weingärten, welche in ihrer Lage dem Frost leicht ausgesetzet und 3 bis 4 Schuh tief umgegraben worden sind, hiezu, wie Einsender es selbst machte, und davon weit größeren Nutzen, als von den Weinstöcken hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Hr. Commissionsrath Helm sagt in der Nachrede seines Prodromus; „Der große Preußen König, dessen tiefer Forscherblick alles durchdringt, hat längst zur Ehre der Vernunft und der Menschheit Vorkehrungen zu Ausrottung des giftigen Ueberbleibsels aus den gröbsten barbarischen Zeiten, der Triften, Gemeinheiten und Hüthungen getroffen. Möchte doch diese dem Menschengeschlechte dadurch zu erweisen beabsichtete Götterthat noch bey seinem Leben ganz in Erfüllung gehen: sie würde allen benachbarten Ländern Beyspiel und Nachahmung seyn! Denn bey Trift- und Gemeindehütungen bleibt aller Futterbau, mithin die Verbesserung der Landwirthschaft, und die daraus folgende Wohlfahrt der Staaten ein unmögliches Werck: das arme Landvolk aber, die Seele der Staaten, bleibt zum bittersten Elende und Mangel unbarmherzig verdammt!

Reisende.

Seit mehreren Jahren hält sich der jüngste Sohn des berühmten Geognostikers, des verstorbenen Viceberghauptmanns v. Charpentier in Freyburg, im mittäglichen Frankreich auf, und bereiset von da aus in mineralogischer und naturhistorischer Rücksicht die interessantesten Punkte der Pyrenäen. Auch im vorigen Sommer trat er von Toulouse aus im Julius seine neuen Entdeckungsreisen in die Pyrenäen an, und bot alles auf, um auf den Mont-Perdu von einer Seite, von welcher seine Ersteigung noch nie versucht worden war, zu gelangen. Es wäre ihm auch, nach unglaublichen Schwierigkeiten und Fährlichkeiten, gelungen, wenn ihn nicht auf dem letzten Abschnitt seines Weges ein vier und zwanzig stündiger, wilder Sturm ergriffen, und alle weitern Versuche vereitelt hätte. Er mußte sich mit seinem Wegweiser in einer Höhe von 1500 Toisen unter eine Art von Obdach, das ein überhängender Felsen bildet, flüchten, und dort viele Stunden unter dem bittersten Mangel aller Bedürfnisse zu bringen. Endlich gelangte er durch ungebahnte Schluchten zu seinen Begleitern zurück, die ihn schon für verloren gehalten hatten. Später erstieg er mit einem Grafen von Tavannes und mehreren Naturfreunden den bisher für unzugänglich gehaltenen Bergkegel Maledetta. Auch den Mont-Terrible erstieg er bis auf die auf seiner Spitze aufgethürmten Marmorblöcke, die er in ihren Spalten verfolgend zuletzt auch noch erkletterte. Oft fand er sich in diesen unwegsamen Massen zwischen verhüllendem Schneegestöber von 6 bis 8 Wölfen begleitet. Hr. v. Charpentier arbeitet seit geraumer Zeit an einem Werke über die Pyrenäen, wozu er aber eine nochmalige Bereisung derselben für nöthig erachtet.

Ein anderer Reisender, der jetzt ein und zwanzigjährige Doktor der Arzneykunde, Merrem, Sohn des durch mehrere naturhistorische Schriften bekannten Professors der Naturgeschichte und Botanik Merrem in Marburg (früher in Duisburg) befindet sich seit einigen Jahren beständig auf Reisen. Sein Plan umfaßte ganz Europa, das er nach Howard's Art vorzüglich in Absicht auf Gefängnisse, Kranken- und Armenanstalten u. s. w. bereiset. Von Paris, wo er wöchentlich zweymal des ehrwürdigen Pinels Anstalt für Verrückte und Blödsinnige besuchte, die Anstalt von Bicetre sehr vernachlässigt, aber die von Escarol vortrefflich fand, gieng er nach Italien. In mehrern Hauptplätzen Frankreichs fand er sehr zweckmäßige Besserungshäuser, nirgends jedoch vollkommener, als zu Montpellier. In Italien hielt er sich am längsten in Neapel auf und fand viele durch den König Joachim neugestiftete treffliche Anstalten. Von Italien gieng seine Reise über Oesterreich und Böhmen nach Sachsen und Berlin, von wo aus er sie nach St. Petersburg und Moskwa fortzusetzen gedenkt. In Wien betrübte er sich über manche, jetzt an Mangel hinlänglicher Unterstützung in Abnehmen gerathene Humanitätsanstalt, und konnte sich über die Fortdauer des sogenannten Narrenthums nicht genug wundern, fand aber im einzelnen unvergleichliche Lehrer und Hülfsmittel. Auf seiner Reise aus Böhmen besuchte er die auf dem Sonnenstein bey Pirna neu errichtete sächsische Landesanstalt für Wahnsinnige und Gemüthskranke, die jetzt schon im ersten Jahre 200 Kranke umfaßt und durch den trefflichen Arzt dieses Instituts, den Dr. Pienitz, ganz im Geiste der Anstalt von Escarol, aber in einem weit günstigern Lokal, verwaltet wird. Er erhielt von dem Minister von Nostitz Erlaubniß zum Besuch der übrigen Kranken- und Irrenhäuser in Sachsen, und fand auch diese dem Geist einer humanen Regierung angemessen.

Anekdote von Friedrich II.

Vor der Schlacht bey Lissa hatten Friedrichs Feinde sehr großsprecherisch geredet. Er kam, sah, [illegible]fug und siegte.

Nun wird man nicht mehr so reden, wie vor 14 Tagen, sagte einer zu ihm.

Und Friedrichs Antwort war:

„Je leur pardonne les sottises, qu'ils ont dites, en faveur de celles qu'ils ont faites."

Kr.

Der

Verkündiger.

71. Stück. Freytag. Am 10. April 1812.

Ausführbare und auf vielfältige Erfahrungen gegründete Vorschläge, um die bisherigen Ernten wenigstens verdoppeln zu können.

(Fortsetzung.)

Um meine Leser vorsichtig in der Auswahl des Feldes zum blauen Lucerner Klee zu machen: so will ich ihnen die damit angestellten, überzeugenden und gründlichen Versuche bekannt machen.

a) Auf starkem Kleyletten- oder Lehmboden trieb dieser Klee das erste Jahr vortrefflich, nahm aber in folgendem ab, wurde dünne, weil viele Pflanzen ausgiengen, vornehmlich wenn nasse Witterung den Winter hindurch einfiel.

b) Alle gemischte Böden, worinnen obige 3 Arten entweder zum Theile, oder zusammen den größten Theil ausmachen, stunden zwar etwas besser, haben aber nach dem ersten Jahre keine bessere Ernten gegeben. Die Pflanze hat nie recht gesprosset, die Schüsse sind stärker, aber nicht lang geworden.

c) Ein mittlerer Erdboden, eines Fußes tief, unter welchem sich Letten befindet, gab das zweyte Jahr wenig, das dritte fast gar nichts.

d) Ein tiefer Erdgrund trieb das erste Jahr mäßige muntere Pflanzen, und ein bis anderthalb Fuß lange Wurzeln, oben fünf, sechs bis sieben Sprossen nach dem ersten Abmähen. Im zweyten Jahre vervielfältigten sich solche zu zwanzig bis dreyßig Schößlingen, konnten dreymal gemäht werden, und die Krone wurde jedesmal dicker. Das dritte Jahr gab dieser Grund eine viermalige Abnutzung und die mehrsten Kronen hatten funfzig, viele aber noch mehrere Halmen.

e) Eben ein solcher, aber zu gleichen Theilen mit Sand gemischter tiefer Bogen that fast eben dasselbe.

f) Ein Boden, der größtentheils durch Sand und ungefähr ein Drittheil Erde und andern Bestandtheilen bestand, ließ wenig Unterschied von dem unter e. bezeichneten merken.

g) Ein fast aus lauter Sand und weniger Erde bestehende Grund brachte ohngefähr die Hälfte des unter d. angeführten Bodens.

h) Ein aus Grund und Sand bestehender Acker gab eine die Mühe nicht belohnende Ausbeute.

Es ist Schade, daß der, so diese Versuche machte, den Klee nach 3 Jahren schon wieder umgeackert und den Ertrag nicht von noch mehreren Jahren bekannt gemacht hat; da er doch den Klee in den Böden d, e und f getrost gegen 7 Jahre hätte stehen lassen können.

Wer demnach mit dem besten Erfolge künstliche Wiesen von dem ewigen Klee anlegen will, der wähle keine andere Aecker, als solche dazu, welche die beschriebenen guten Eigenschaften haben, zu deren Entdeckung die englischen Erdbohrer gute Dienste leisten können. Wem es aber nicht an solchen Aeckern fehlet, thut wohl, wenn er die Hälfte oder den dritten Theil der Aecker, die zu künstlichen Wiesen bestimmt sind, und wo möglich die nächstgelegenen, mit diesem Futterkraut anpflanzet.

Die Dauer des uneigentlich genannten ewigen Klees erstrecket sich zwar höchstens auf 10 bis 15 Jahre, je nachdem er einen seiner Natur gemäßen Boden findet. Weil er aber nur 6 bis 7 Jahre in seiner vollen Kraft bleibet und nachher sich mehr oder weniger leere Stellen sehen lassen, welche das Unkraut einnimmt und endlich den zuvor schön an-

geblümten Kleeacker einen verwilderten Brachacker ähnlich macht: so ist es wirthschaftlicher, nach Verfluß dieser Zeit, diese künstliche Wiese wiederum in Ackerfeld zu verwandeln, welches nun Wunder der Fruchtbarkeit zeigen wird; und dagegen, um nie keinen Mangel am Luzerner blauen Klee zu haben, andere dazu taugliche Aecker damit zu bestellen.

Die beste Zubereitung des Feldes zum ewigen Kleebau wird dadurch bewerkstelliget, wenn man einen Acker dazu wählet, der die erforderlichen Eigenschaften hat, ihn zuerst mit Kartoffeln anbauet, hierauf mit recht gut gefaulten Mist stark düngt, und im zweyten Jahr mit Welschkorn, Kraut und dergleichen Gewächsen bestellet, welche öfters behackt werden müssen, wodurch das Unkraut vertilgt wird und man der Gefahr entgehet, durch frische Düngung dergleichen in den Acker zu bringen, welches der Todfeind vom ewigen Klee ist, besonders im ersten Jahre seine zarten Pflanzen ersticken würde. Sobald diese Gewächse vom Felde gebracht sind, wird der Acker acht bis zehn Zoll tief, oder auch doppelfürchig gepflügt, im Frühjahr gut geegget, und bald hernach wieder gepflüget, auch, um den Acker recht zart zu machen, gewalzt. So bleibt nun alles liegen, bis 14 Tage vor der Saat dieses Klees, und diese ist in warmen Gegenden die Hälfte des Aprils bis zur Hälfte des Maymonaths, in kältern aber 4 bis 6 Wochen später. Es ist jedoch räthlicher ihn lieber 14 Täge später zu säen, und dagegen das Feld noch einmal mehr zu ackern, um das Unkraut gänzlich zu zerstören. Man habe nun ein oder das andere gethan: so egget man das Land 14 Tage vor dem Säen noch einmal recht gut durch, und das ins Kreuz und die Queere.

Den Tag vor der Saat ackere man dasselbe in 18 bis 24fürchige Beete, aber die Furchen schmal und sechs Zoll tief. Da das Land zum Luzern absolut keiner Nässe ausgesetzt seyn darf, folglich hiezu trocken liegende Aecker gewählt werden: so würden schmälere Beete hier ganz unnütze angebracht seyn; aber gute und in gehöriger Menge nach der Länge des Landes angebrachte Wasserfurchen sind dem Zwecke weit entsprechender, als die zu vielen und Landraubenden Beetfurchen.

Nun wird bey windstillen Wetter zum Säen geschritten, am besten zu einer Zeit so ein baldiger Regen zu hoffen ist; denn regnigtes und stürmisches Wetter macht eine üble Saat. Vor dem Ausstreuen des Samens egget man den Acker zuerst rauh weg; nachdem säet man den Samen, der von der letzten Ernte, ganz rein von aller andern Sämerey und schwer seyn muß, mit drey Fingern aus, und zwar also: Der Daume muß über den Samen auf den zween andern Fingern hinweggedruckt und gleichsam gewirbelt werden, indem die zween Finger ihn auswerfen. Damit der Samen nicht ungleich und zu dünne falle, ohne daß die Gänge jedes Saatwurfes zusammen reichen können: so muß alle drey Schritte eine neue Satel oder ein neuer Gang — niemals breiter — vorgenommen werden. Er wird so dicke, wie der Leinsamen gesäet. Man braucht auf einen Morgen *) von 180 Quadratruthen 12 bis 14 Pfunde berlinischen, oder 14 bis 16 Pfund schlesischen Gewichts. Es ist besser ihn eher zu dicke, wie zu dünne zu säen, weil es nützlicher ist, wenn der dicke Klee das Unkraut vertilgt, als wenn das Unkraut den Klee erstickt. Zum Eineggen verdient eine leichte Walze den Vorzug, das einige auch mit umgekehrter Egge und einem Dornbüschel verrichten.

Einige säen den blauen Luzerner Klee unter Halmfrüchte, das aber aus der Ursache nicht rathsam ist, weil sie zu viel Schatten geben und die zarten Kleepflanzen ersticken. Mit Nutzen kann aber derselbe zum 4ten oder 5ten Theil mit 3 blättrigen roth blühenden Kleesamen vermischt gesäet werden, weil dieser durch sein schnelles Wachsthum die zarten Pflanzen des ewigen Klees vor der Hitze schützet, welche Anfangs meistentheils nur in die Wurzeln treiben, und daher langsam in die Höhe wachsen; im dritten Jahr aber der spanische Klee ganz ausbleibet, und seine Stelle dem ewigen allein überlässet.

Auch die Pimpernelle **) wird zur Vermischung mit dem Luzerner oder ewigen Kleesamen angerühmt, weil sie zugleich ein Arzneymittel abgibt für krankes Vieh, und unter dem Schnee sich grün erhält.

Sobald dieser vortreffliche Klee fingerslang gewachsen ist: so ist das Ausrotten des Unkrauts das

*) M. s. §. 35. die Note.

**) Riems Prodromus, seiner monatl. ökon. praktisch. Encyclopädie S. 25 — 103.

wichtigste Geschäft dabey, denn dieses darf durchaus nicht aufkommen, wenn der Klee seinen Platz behaupten soll. Die Mühe mit Abtreibung des Unkrauts hat man aber nur im ersten Jahre, weil in den folgenden Jahren der ewige Klee so stark zunimmt, daß ihm das Unkraut von selbst weichen muß. Das Ausjäten des Unkrauts ist zwar das gewöhnlichste Mittel, aber auch bey großen Kleestücken sehr kostbar, weil es zu langsam von statten gehet und viel Taglohn erfordert. Man hat daher ein anderes Mittel ausfindig gemacht, das Unkraut zu vertilgen, und dieses bestehet darin, daß man den ewigen Klee, wenn er die Höhe von einigen Zollen erreicht hat, und ihn das Unkraut überwachsen will, das erstemal rein abmähet, dieses Abmähen aber widerholet, so bald man bemerket, daß das Unkraut wieder in die Höhe kommt.

Man muß sich nicht daran kehren, wenn schon der Klee noch klein ist, denn man hat bey diesem Abmähen nicht die Benutzung des Klees, sondern die Vertilgung des Unkrauts zur Absicht.

Nach diesem zweyten Abmähen wird das Unkraut langsamer, der Klee aber desto schneller wachsen und jenes bemeistern, denn, weil es abgehauen worden ist, ehe es zum Samen gelangen konnte: so findet kein Nachwuchs von Samen statt.

Ausser diesem Nutzen schaft das öftere Abmähen des ewigen Klees auch noch den, daß derselbe mehrere Kräfte zu seiner Bewurzelung anwenden kann und der Stamm verstärkt wird, folglich nicht immer gerade in die Höhe schießet, sondern mehrere Nebenzweige ansetzet.

In dem zweyten und folgenden Jahren wird der ewige Klee nicht eher gemäht, als bis er zu blühen anfängt.

Sollten sich hie und da Lücken im ewigen Klee zeigen, so nehme man einige Kleepflanzen da heraus, wo sie dicke beysammen stehen, und bessere die Lücken damit aus, oder, da dieses nur angehet, so lang der Klee jung ist, lasse man in der Folge einen Stengel nächst an der kahlen Stelle, Samen tragen, und behacke dieselbe, damit der ausfallende Samen darinnen Wurzel schlagen könne.

Wer den ewigen Kleesamen im Maymonat säet, kann ihn im nehmlichen Sommer schon dreymal grün benutzen, wer später säet, muß sich mit einer oder zwey Ernten begnügen.

Zu den vielen guten Eigenschaften dieses besten unter allen Futterkräutern gehöret auch die, daß man leichten Sandboden damit binden und fester machen kann. Um diese Absicht zu erreichen, säen ihn die Besitzer solcher Aecker nicht in den Sand, weil der größte Theil der zarten Kleepflanzen, wenn nicht bald Regen erfolgt, durch die Sonnenhitze brennen und zu Grunde gehen würde, sondern sie säen den Samen zeitlich im Frühjahr in ein Ländchen im Garten, oder auch in ein kaltes Mistbeet, so dicke als Kohlpflanzen, und verpflanzen, nach häufig erfolgtem Regen, diese Kleepflanzen in den Sandacker, und zwar in Reihen 8 Zoll weit auseinander, dem Pfluge nach, so wie man auch Kraut zu setzen pfleget, und behacken sie, im ersten Jahre einigemal um das Unkraut auszurotten, worüber in der Folge der ewige Klee selbst Meister wird. Diese Verfahrungsart ist für Besitzer von sandigem oder sehr leichtem Felde von Wichtigkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aberglaube im achtzehnten Jahrhundert.

Feueredikt aus den 18ten Jahrhundert.

„Fügen hiemit allen unsern nachgesetzten Beamten ꝛc. zu wissen: Wie nun durch Brandschäden viele in große Armuth gerathene können, daher dergleichen Unglück in Zeiten zu steuern, Wir in Gnaden befehlen, daß in einer jeden Stadt und Dorfe verschiedene hölzerne Teller, worauf schon gegessen gewesen, und mit der Figur und Buchstaben, die unten beschrieben, des Freytags bey abnehmendem Monden, Mittags zwischen 11 und 12 Uhr, mit frischer Dinte und neuer Feder geschrieben, vorräthig seyn; so denn aber, wenn eine Feuersbrunst, wovon Gott hiesige Lande bewahren wolle, entstehen sollte, alsdenn solcher bemeldeter Teller mit den Worten: In Gottes Namen, ins Feuer geworfen, und wofern dennoch das Feuer weiter um sich greifen wollte, dreymal solches wiederholt werden soll, dadurch denn die Glut unfehlbar gedämpft wird. Dergleichen Teller nun haben die regierenden Bürgermeister in den Städten, auf dem Lande aber die Schultheißen und Gerichtsschöppen in Verwahrung aufzuhalten, und bey entstehender Noth,

da Gott für sey, beschriebenermaßen zu gebrauchen. Hiernächst aber, weil dieses jeden Bürger und Bauer zu wissen nicht nöthig ist, solches bey sich zu behalten. Hieran vollbringen dieselben unsern resp. gnädigsten Willen. Gegeben St. R. den 24. Dezember 1742.“ Die Figur, deren gedacht wird, stellet zwey Zirkel, die auf den Teller unter einander geschrieben sind, vor. In der Mitte ist aber eine Linie durch beyde gezogen, welche beyde Zirkel in zwey halbe Zirkel theilet, oben und unten aber aus den Zirkeln herausgehet, und sonst die Zirkel zusammen hält. Oben sieht man auf dieser Linie ein krummes Häkchen. In dem ersten und obersten Zirkel stehet in dem halben zur Linken der lateinische Buchstabe A, in dem zur Rechten der Buchstabe G, und im untern Zirkel stehet in der einen Hälfte zur Linken der Buchstabe L in der zur Rechten der Buchstabe A, also daß das Wort Alga herauskommt. Unter der völligen Figur sind aber die Worte: consummatum est, und darunter drey ††† zu sehen.

Schädlichkeit sauer gewordener und geräucherter Würste.

In einer Würtembergischen Verordnung vom 27sten März 1812 ist eine Warnung gegen den Genuß geräucherter und sauer gewordener Blut- und Leber-Würste, der nicht nur bedeutende und gefährliche, sondern sogar tödtliche Folgen nach sich zieht, enthalten. Höchstschädlich kann nämlich der Genuß sauer gewordener, wenig geräucherter und lange aufbewahrter Blut- und Leber-Würste werden, vorzüglich wenn dieselben, wie dieß bey den geräucherten Schweins-Magen oder sogenanten Blunzen der Fall ist, mit einer Mischung aus Blut und süßer Milch mit etwas Fett gefüllt sind, dergleichen Würste, besonders wenn sie vor dem Räuchern nicht gehörig gekocht, sondern nur in heisses Wasser getaucht, und dann wenig geräuchert worden sind, gehen nach längerer Aufbewahrung vorzüglich bey warmer Witterung, in eine eigene faulige Gährung über, wodurch sich in denselben ein der Gesundheit der Menschen höchst nachtheiliger giftartiger Stoff erzeugt.

Die vorzüglichsten Zufälle, die auf den Genuß solcher Würste bey manchen Personen folgen, sind Ekel, heftiges Erbrechen, schmerzhafter Durchfall oder Verstopfung, Brennen im Hals, verhindertes oder schmerzhaftes Schlingen mit heftigem Durst, Magenschmerzen und Kolik, Doppelsehen oder Verdunklung des Gesichts, sogar wirkliche Blindheit, Kopfschmerzen, wankender Gang, starkes Fieber, gichterische Verdrehungen der Glieder, Irrereden, Betäubung u. s. w., überhaupt die Zufälle, welche nach verschluckten betäubenden (narkotischen) Giften meistens beobachtet werden. Nach Verschiedenheit des Alters, Geschlechts, besonderer Reizbarkeit des Körpers, nach größerer oder geringerer Menge der verschluckten sauer gewordenen Würstmasse, besonders aus der Mitte solcher dicken Würste, kommen mehr oder weniger dieser krankhaften Zufälle verschieden, früher oder später, vor.

Bekanntmachung.

In der Riegel und Wießnerschen Buch- und Kunsthandlung L. N. 2. an der Fleischbrücke in Nürnberg, sind so eben erschienen und durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten:

Harles, Dr, C. T. dio Tabaks- und die Essigfabrication, zwey wichtige Gegenstände der Sanitäts-Polizey. Zur Beherzigung zunächst für Sanitäts- und Polizey-Magistrato, so wie auch für das consumirende Publicum, gr. 4. 2 fl. 24 kr.

Diese für den gegenwärtigen Zeitpunkt so wichtige, gehaltvolle Schrift, verdient allgemeine Berücksichtigung.

Caesaris, C. T. Commentarii de bello gallico et civili etc. Ex recen. Oudendorpii 2 P. 8. min. 1 fl.

Der neue Abdruck dieses Klassikers giebt einen Beweis des fortdauernden Beyfalls, den diese Ausgaben finden.

Neue deutsche und englische Vorschriften zum Schönschreiben. 2 fl. 15 kr.

Herr Vogel in Wöhrd hat diese Vorschriften mit dem an ihm gekannten Fleiß gestochen. Sie werden besonders Jünglingen, die sich der Handlung widmen, willkommen seyn, da sie Einfachheit mit Geschmack verbinden.

Von den 37 Blättern, aus welchen sie bestehen, sind 8 als Schreibebuch eingerichtet. Um sie auch als Vorlegeblätter gebrauchen zu können, sind die Exemplare nach Belieben geheftet oder in einzelnen Blättern in einer sauber gearbeiteten Kapsel zu haben.

Binnen 14 Tagen wird fertig:

Behr, D. W. J. die Verfassung und Verwaltung des Staats, dargestellt in einer Reihe von Erörterungen ihrer wichtigsten Momente. Eine Zeitschrift 2r Bd. 2s Heft. gr. 8.

Der

Verkündiger.

72. Stück. Sonnabend. Am 11. April 1812.

Züge aus Ludwig Schubarts Leben und Karakter.

(Den zahlreichen Freunden Schubarts, der so viele Jahre in unserer Mitte lebte, wird folgende Nachricht, aus den Misc. der n. Weltkunde entlehnt, sehr angenehm seyn.)

„Noch in den letzten Tagen des vorigen Jahrs fiel, als ein Opfer des „unvermeidlichen Schicksals," Ludwig Schubart, ehe er das sechs und vierzigste Jahr seines Lebens vollendet hatte. Obwohl seine körperliche Schwächlichkeit ihn nicht zur Hoffnung eines hohen Alters berechtigte, mochte ihm der Tod doch unerwartet, so wie unwillkommen, erscheinen. Denn wenige Wochen vor seinem Tode schrieb er mir noch von großen und weitaussehenden Planen und Unternehmungen, die er im Leben auszuführen gedachte, und erklärte, wie dieses Leben dem forschenden Geiste täglich interessanter werde, durch die wundersamen und erstaunlichen Ereignisse, die jetzt sich in demselben begeben.

Durch menschlichen Rath, der aber so oft durch die Macht der Natur oder des Verhängnisses vereitelt wird, war er in seinem frühern Leben auf die Laufbahn des politischen Geschäftsmannes geleitet worden, und die Umstände schienen glücklichen Fortschritt auf derselben ausnehmend zu begünstigen. Kaum aus der Akademie in Stuttgard hervorgetreten, ward er, ein zwey und zwanzigjähriger Jüngling, als Sekretär in der von Herzberg dirigirten Staatskanzley in Berlin angestellt. Für einen jungen Diplomatiker war damals in Europa keine bessere Schule, als diese; und welche schöne Aussichten bot ihm das Leben dar? Ein so lichter Kopf, wie Schubart, ausgerüstet mit jedem erforderlichen Talent, schien in solcher Sphäre gedeihen zu müssen. Aber das Element, in dem der Geschäftsmann sich bewegt, war ihm nicht behaglich. Sein Geist sträubte sich gegen Formen, durch die er hier alle Produkte desselben beschränkt sah, und die mechanischen Arbeiten des Subalternen waren ihm unerträgliche Bürde. Es lebte in ihm der unwiderstehliche Drang, frey und selbstständig sich zu erheben, und seine eigene Welt zu schaffen. Kälte, Vorsicht und Bequemung nach fremden Einflüssen, bey Behandlung öffentlicher Geschäfte unumgänglich, lagen ohnehin nicht in seinem Karakter. Ueberdies hatte so manches Wort, was sein Vater, ihn ermunternd, zum Lobe der Wissenschaft gesprochen, tief auf sein Gemüth gewirkt, und das Beyspiel des Vaters zeigte ihm täglich, welchen Glanz Genie und Gelehrsamkeit um den verbreiten, dem sie geworden sind. So zogen ihn Organisation und Erziehung aus den Kreisen des praktischen Lebens in die Welt der Literatur. Daß er aus Herzbergs Umgebung als Sekretär zur preußischen Gesandtschaft nach Nürnberg versetzt wurde, war schon ein Rückschritt auf seiner politischen Laufbahn.

Die Studien des Jünglings bezogen sich auch weit mehr auf diejenigen Gegenstände, die seiner Neigung zusagten, als auf Wissenschaften und Fertigkeiten, die ihm Brod und Ehre geben sollten. Schon in der Karls-Akademie waren klassische Dichter, Redner und Geschichtschreiber der ältern und neuern Nationen die Quellen, aus denen er seinen Geist nährte. Bald gab er durch die Ermunterungen des Vaters angefeuert, öffentliche Proben seines Fleißes und Genies, so wie die Merkmale eines planmäßigen Studiums. Sein Thomson

Digitized by wurde

wurde mit allgemeinem Beyfall aufgenommen. Sein Ulrich von Hutten ward, als glücklicher Versuch, einen Stoff aus der ältern Literarhistorie mit Geist und Geschmack zu bearbeiten, beachtet und ausgezeichnet. Auch seinen literarischen Fragmenten ward verdientes Lob. Viele in verschiedene Journale eingerückte Gedichte, Erzählungen, sentimentale Aufsätze u. s. w. wurden mit Interesse gelesen. Das Publikum urtheilte, wenn der Sohn auch nicht die Fülle des väterlichen Genies besitze, habe er doch mehr Gelehrsamkeit und Bildung. Hierbey trieb ihn noch Neigung und väterliches Vorbild zum Studium der schönen Künste, und er beurtheilte, auch in öffentlichen Aeusserungen, die Erzeugnisse der Malerey und Skulptur, so wie die theatralische Darstellung und die Produkte des musikalischen Genies, mit Geiß, zartem Gefühl und glücklichem treffendem Ausdrucke, ohne sich jedoch in der Ausübung einer dieser Künste mit bedeutendem Erfolge versucht zu haben.

Unterdessen erfüllte die französische Revolution die Welt immer mehr mit ihren Wundern und Greueln, und der ausbrechende Krieg verbreitete den Sturm über Deutschland. Wie hätte eine Bewegung dieser Art, in der so mächtige Verwandlungen erfolgten, so gewaltige Karaktere auftraten, und so erstaunenswürdige Resultate sich ankündigten, einen Feuerkopf wie Schubart, voll Sinnes für das Kühne und Kolossale, gleichgültig lassen können? Unverwandt war nun sein Blick nach Frankreich gerichtet, ergriffen von den Deklamationen, Reformen und militärischen Thaten der neuen Republikaner: alles, was über die Revolution und ihre Grundsätze, so wie über ihre Geschichte, geschrieben war, wurde mit Heißhunger von ihm verschlungen; und um sein Urtheil über diese großen Begebenheiten zu berichtigen, studirte er mit Eifer diejenigen ältern politischen und historischen Schriftsteller, deren Ansichten dienen konnten, die Ereignisse der Gegenwart aufzuhellen. So wurde bald Politik Hauptgegenstand seiner Forschungen und seines Nachdenkens. Nur lag auch hier der Zweck der Anwendung ausser seiner Sphäre; er wollte die Sachen wissenschaftlich ergründen, nicht um in sie einzugreifen, sondern um rein und klar ihren Karakter und ihren Gang darzustellen. In der That war auch sein Urtheil über die Geschichte des Tages reif, tief und scharf motivirt, so wie von allen Einflüssen des Partheygeistes unabhängig. Nur von dem Großen, Kühnen und Edeln begeistert, war er keiner Parthey zugethan; und so sehr auch durch Wort und That die Franzosen ihn anzogen, billigte er doch nie den Republikanismus, mit dem sie Europa bedrohten, und blieb unerschütterlich bey seiner Ueberzeugung, daß großen Nationen nur das in milden Formen gebildete monarchische System gedeihlich sey.

Um diese Zeit (im J. 1793) fieng er an, seine Englischen Blätter herauszugeben, die er zehn Jahre lang fortsetzte und unter dem unzweideutigsten Beyfall des Publikums bis auf den zwölften Band brachte. Es war der eigentliche Zweck dieser periodischen Schrift, die gelungensten Produkte des brittischen Geistes und die kräftigsten Aeusserungen einer freyen und stolzen Nation auf deutschen Boden zu verpflanzen, und dadurch im Vaterlande Vielseitigkeit des Wissens und hohen Sinn zu verbreiten. Die Zeit brachte es mit sich, daß in dem Journal auch Aufsätze politischer Tendenz und Darstellungen aus der Tagesgeschichte aufgenommen werden mußten; da äußerte sich Schubart immer mit dem ihm eigenen freyen Muthe, mit tief treffender Kraft des Ausdrucks, und mit einer die Umstände nicht sorgsam genug berechnenden Unbefangenheit. Dies alles gefiel den Lesern der Englischen Blätter; aber es konnte unmöglich den Beyfall der praktischen Politiker haben, die es seltsam fanden, daß ein Glied des preußischen Corps diplomatique sich auf diese Weise und so öffentlich über die Verhältnisse der Staaten und über die in denselben handelnden Personen äusserte.

Schubart hielt es für kein Unglück, als er von seinem Hofe auf Pension gesetzt wurde. Er konnte nun, was er immer gewünscht hatte, unabhängig seinen Studien und der Schriftstellerey leben, und das große Schauspiel der Tagesgeschichte ungestört beobachten. Sein Aufenthalt wechselte zwischen Nürnberg, Stuttgardt und den schönen ländlichen Umgebungen der letztern Stadt ab, und eine Menge historischer und politischer Aufsätze, die größtentheils in den Journalen seines Freundes Posselt erschienen, wurden von ihm ausgearbeitet; doch vermied er es, durch frühere Erfahrungen gewarnt, denselben seinen Namen beyzusetzen. — Durch die aus seinem Quiescentenstande hervorgehende

hende Verminderung seiner Einkünfte fühlte er sich nicht bedrückt, theils weil er das Mangelnde durch Arbeiten ersetzte, theils weil er die Kunst, die Bedürfnisse des Lebens zu vereinfachen und das Erworbene zu Rathe zu halten, in einem hohen Grade besaß. Uebrigens waren auch in dieser Periode seine Verhältnisse zum preussischen Hofe nicht ganz abgebrochen. Er erstattete noch von Zeit zu Zeit Berichte an das Kabinet der auswärtigen Geschäfte in Berlin, und erhielt auch Aufträge von dorther, deren Besorgung ihm, wie er versicherte, besonders belohnt wurde.

Mit dem Unglück der preussischen Monarchie trat eine neue, nichts weniger als erfreuliche Katastrophe im Leben Schubarts ein, der damals schon seinen beständigen Aufenthalt in Stuttgardt genommen hatte. Seine Pension wurde nicht mehr ausbezahlt; alle zur Abwendung dieses Mißgeschicks zum Theil mit Kühnheit von ihm gemachten Schritte waren vergeblich; er sah sich auf sich selbst und auf seine ihm einwohnende Kraft zurückgebracht. Er arbeitete eifrig an einigen früher angefangenen Werken fort, und lieferte mehrere größere und kleinere Aufsätze über Gegenstände der Geschichte, Politik, schönen Literatur und Kunst in die gelesensten Journale Deutschlands. Doch war die erwerbende Schriftstellerey kein seiner Neigung zusagendes Geschäft, und er konnte es mit ihr nie zu einem bedeutenden Schwunge bringen, theils weil ihm bey seiner Sorgsamkeit für Anordnung und Ausdruck die Arbeit nur langsam aus den Händen ging, theils weil sein Hang zum Umgang und Genusse seinem Pulte zu oft und zu lange ihm entzog.

Im Jahre 1808 gab er seinen Ossian und im Jahr 1810 seine Karaktere heraus. Nach dem Fleiße, den er auf die Bearbeitung dieser Schriften verwandt hatte, hielt er sich für berechtigt, eine sehr günstige Aufnahme derselben zu erwarten; aber sie wurden von dem Publikum mit sichtbarer Kälte empfangen. Dieser Erfolg war großen Theils Wirkung der Zeitumstände, indem in der Fluth unsers Bücherwesens jetzt kaum noch das Vortreffliche und Vollendete bemerkt wird, wenn es nicht dem herrschenden Geschmack fröhnt. Ueber Ossian ergieng in der Jenaischen allgemeinen Literatur-Zeitung (1810, Nro. 298 f.) ein sehr schweres Gericht, und es wurden Schubarten beynahe alle mögliche Sünden zum Vorwurf gemacht, welche von einem Uebersetzer begangen werden können; die Karaktere aber wurden in mehrern öffentlichen Kritiken der Monotonie, so wie des Mangels an Interesse und tiefer Ergründung beschuldigt. Bey beyden Urtheilen vermißten Unpartheiische die Billigkeit, welche neben den Schattenpunkten des Gegenstandes auch seine Lichtseite berücksichtigt, und dem Gelungenen und Verdienstlichen das ihm gebührende Lob ertheilt. Dadurch wurde aber der üblen Eindruck nicht vermindert, denn jene Rezensionen machen, und der für Schubart, bey dem Bewußtseyn seines Werths und bey dem nun eingetretenen ökonomischen Zwecke seiner Schriftstellerey doppelt empfindlich seyn mußte.

Um diese Zeit unternahm er es, die kleinen Schriften seines Vaters, so wie die gelungensten Stellen aus dessen deutscher Kronik, zu sammeln und dem Publikum in einer neuen Ausgabe darzulegen. Der Gedanke war gewiß der Ausführung werth. Und gewiß war es nicht bloß Antrieb kindlicher Liebe, sondern zugleich richtiges Gefühl des Vortrefflichen, was Schubart, den Sohn, bewog, die kleinen Schriften seines Vaters zu sichten und als ein Ganzes in den Archiven unserer Literatur niederzulegen. Das Werk war auf sechs Bände berechnet. Steiner in Winterthur übernahm den Verlag. Die Ankündigungen wurden verbreitet. Aber es fanden sich nur so wenige Subscribenten, daß das ganze Unternehmen aufgegeben werden mußte. „Ich bin nun überzeugt," schrieb mir Schubart damals, „daß in dem verarmten Deutschland vor der Hand auf alle literarischen Plane von einigem Umfange zu verzichten sey."

So mißlangen seine liebsten Hoffnungen; trüber bildete sich vor ihm die Zukunft; sein Glück war in der Neige. Doch entfiel dem kräftigen Manne die Zuversicht zu sich selbst und der frohe Muth nicht; und gewährte auch der heutige Tag nicht, was er von ihm erwartet hatte, hörte er doch nicht auf, dem morgenden zu vertrauen. Aber sein Schicksal wollte nicht, daß er das Leben mit seinen Täuschungen und seinen Bürden noch länger versuche. Ein heftiges Nervenfieber überfiel seine schwächliche Hülle, und riß ihn schnell aus der Mitte seiner Arbeiten, seiner Plane und seiner Hoffnungen dahin.

So reich die Ausstattung an intellektuellen Gaben war, mit welchen die Natur ihn bedacht hatte;

so

so weit der Kreis seines Wissens sich ausdehnte; so klar und bestimmt sein geistiges Auge die Gegenstände sah, und so treu und glücklich er dieselben nachzubilden vermochte (wie denn einzelne seiner Kompositionen, so wie einzelne Stellen in seinen Schriften, durch die gelungenste Vereinigung des Genialen und Klassischen glänzen): kann man doch nicht sagen, daß er irgend ein Feld der Wissenschaft mit souverainer Macht beherrscht habe. Der gute Kopf und das feine Gefühl ersetzten ihm das Studium der Theorien. Systematische Ansichten und Nachweisungen gelangen ihm selten und wurden selten von ihm versucht. Was in unsern Tagen in dem Fache der Philosophie und der Kritik geschehen, wurde von ihm kaum oberflächlich gekostet. Dadurch blieb er unter der Stufe allseitiger und gründlicher Ausbildung, und es fehlte seinem intellektuellen Karakter die Einheit, Festigkeit und Gediegenheit, die der wissenschaftliche Mann zu erstreben suchen soll. Aber daß wir ihm darüber keinen seinen Namen herabwürdigenden Vorwurf machen! Man bringt wohl mit Recht auf Planmäßigkeit und System in der Betreibung der intellektuellen Kultur, und man kann dabey viel Schönes, Wahres und Erhebendes sagen. Aber indem man, nach diesen Anforderungen, über dieses oder jenes Individuum erkennt, vergesse man nicht, daß der Mensch gewöhnlich nicht dahin kommt, wohin er will, sondern wohin er muß, und daß der Studienplan, den er zu befolgen gezwungen ist, meistens nicht von ihm selbst gemacht wird, sondern von dem ihn unwiderstehlich durch das Leben leitenden Schicksal.

Ich weiß nicht, ob es schon bemerkt worden ist, — die Sache scheint aber unverkennbar — daß sich zwischen den Physiognomien Schubarts und Ulrichs von Hutten, so wie die des letztern in den besten Kupferstichen dargestellt ist, eine auffallende Aehnlichkeit findet. Aber auch in der Physiognomie des Geistes waren sie sich ähnlich; und so wurde billiger Weise der Eine des Andern Biograph. Glühender Enthusiasmus für alles Große, Herrliche und Edle, Muth für die Wahrheit, gerader Ausspruch der Empfindung und Ueberzeugung, und Unbefangenheit und Redlichkeit in Wort und That — waren hervorstehende Züge in Schubarts Karakter, mit denen er einen hohen Grad Besonnenheit, Treuherzigkeit und schwäbische Jovialität vereinigte.

Mit ihm ist das Geschlecht der Schubarte erloschen, in dessen männlichen Gliedern, beynahe ohne Ausnahme, mehrere Generationen hindurch, Genialität, Laune, Gemüthlichkeit und Deutschheit als Familienzüge glänzten. Dies hatte er wohl nicht gedacht, als er vor einigen Jahren einen Brief an seinen Oheim, den Stadtschreiber in Aalen, also unterzeichnete:

Bin dein Sodal und Vetter,
Verfasser der Englischen Blätter,
Schubart, der Zweyte, von Gottes Gnaden,
Ein Stamm mächtig an Wort und Thaten.

J. G. Pahl.

Verschiedenes.

Erdbeben. Charles-Town vom 3. Febr. Unsere Zeitungen sind mit Nachrichten von den Erdbeben angefüllt, welche in den westlichen und südlichen Provinzen der Alleghanyschen Gebirge statt gehabt haben. Bey Nouxville haben sich die Berge mit großem Getöse geöffnet, und es drangen Blize aus demselben hervor, denen ähnlich, welche eine große Electrisirmaschine hervor bringt, auch ergoß sich aus denselben ein breiter Strom heißen Wassers in der Temperatur von 142 Grad nach dem Fahrenheitischen Thermometer. Bey Aschville erblickte man einige Minuten lang nordwärts eine prächtige aber ganz blutrothe Morgenröthe. Diese Erscheinung war von einigen Erdstößen begleitet, wodurch Schornsteine einstürzten und mehrere Häuser beschädigt wurden.

—

Landverrückung. Nicht allein in Ober-Italien, sondern auch im Großherzogthum Toscana klagte man im verflossenen März über heftige und anhaltende Regengüsse, welche Ueberschwemmungen und andres Unglück zur Folge hatten. Eine halbe Stunde von Modigliana ereignete sich die sonderbare Erscheinung, daß ein Stück Landes von zwölf Morgen, mit Wintersaat, Weinstöcken und Bäumen bedeckt, von dem Regenwasser untergraben, und mit dem darauf befindlichen Hause 40 Ellen weit fortgeschoben wurde, bis es sich endlich an einen entgegenstehenden Hügel anlehnte. Die Oberfläche des Grundstücks blieb dieselbe, aber die im Hause wohnende Familie wunderte sich nicht wenig, die Aussicht aus ihren Fenstern so unvermuthet verändert zu finden.

Der

Verkündiger.

73. Stück. Sonntag. Am 12. April 1812.

Ausführbare und auf vielfältige Erfahrungen gegründete Vorschläge, um die bisherigen Ernten wenigstens verdoppeln zu können.

(Fortsetzung.)

Diese Kleeernten lassen sich auch dadurch vervielfältigen, wenn man nach jedesmaligen Abmähen, mit Wasser vermengte Mistjauche auf das Kleestück führet, oder es über Nacht mit Wasser wässern kann, worin Mist und Kalk aufgelöset worden ist.

Bey dieser und der hienach noch folgenden weitern Behandlung, hat man sich nach Beschaffenheit des Bodens, vier bis sechs, ja sieben grüne Ernten zu versprechen. Will man aber Heu aus dem ewigen Klee machen, kann man drey gute Ernten erhalten.

Bey dem Dürremachen desselben ist hauptsächlich darauf Rücksicht zu nehmen, daß nicht viele Blätter, die den besten Theil von Klee ausmachen, verlohren gehen, das auf folgende Weise leicht zu bewirken ist: Wenn der ewige Klee zu blühen anfängt, mähe man ihn, und breite ihn auseinander. So lasse man ihn liegen, entweder bis er ganz dürr ist, (das immer das beste ist, zumal bey anhaltend gutem Wetter) oder auch nur so lange, bis die obere Seite ganz abgetrocknet ist. In diesem Falle wendet man ihn Abends spät, wenn die Blätter vom Thau zäh geworden sind, um, und zwar nicht mit dem Rechen oder dessen Zähnen, sondern nur mit dessen Stiel, so wie man es in der Ernte beym Getreide zu thun pflegt, das auf den Schwaden naß geworden ist. Im ersten Fall braucht er dieses Wendens nicht, es wäre denn, daß er durch vieles Regnen auf beyden Seiten naß geworden seye. Ist dieser Klee gänzlich dürre, so bringt man ihn des Abends, wenn es zu thauen anfängt, auf Haufen und führt ihn den andern Morgen in die Scheune.

Wer hingegen die Kosten nicht scheuet, der lasse auf oder neben dem Kleestäcke Stangen aufrichten und den Klee gleich nach dem Abmähen darauf hängen, auf welche Weise er nicht nur keine Blätter verlieret, sondern auch keines Wendens bedarf, es mag darauf regnen, so lange es will.

Auf Viehställen, die nicht geschliert sind, darf man keinen Klee aufbewahren, weil die Ausdünstung des Viehes durch selbige in den Klee ziehet und ihn schimmlicht macht. Ein lüftiger Ort in der Höhe, wozu keine Feuchtigkeiten kommen können, ist am zweckmässigsten zu seiner Aufbewahrung. Sollte er nicht vollkommen trocken eingeführet werden, so ist es räthlich, wenn man beym Abladen Lagenweiß Stroh dazwischen streuet, welches das zu feste Aufeinanderliegen, und das Dumpfigwerden verhindert.

Jeden Herbst müssen die Ewigenkleeäcker mit kurzem und wohlgefaulten Mist bestreuet, und derselbe das Frühjahr darauf, durch das Verrechen, hinein gearbeitet werden. Eben so sehr gereicht es zum stärkern Wachsthum dieses Klees, wenn man, sobald der Frost aus der Erde ist, ihn mit einer tüchtigen eisernen Egge aufleckern lässet, wobey die Sorge, daß die Wurzeln dadurch beschädiget werden könnten, überflüßig ist.

Wer Gelegenheit hat, den ewigen oder Luzernerkleesamen in erforderlicher Menge und Güte, auch um einen billigen Preiß, zu erkaufen, der kann die Erzeugung des Samens ohne Nachtheil unterlassen.

Wem aber diese Gelegenheit mangelt, oder wer seinen eigenen Samen säen will, der verfahre also damit: Man wähle ein Kleestück, das in seiner vollen Kraft stehet, oder das drey Jahr alt ist, und binde die Stengel jeden Stocks, der Samen tragen soll, so bald die Blüthe vorbey ist, zusammen, damit sie aufrecht stehen bleiben und die Sonne darauf recht wirken könne.

Wenn die Schneckenähnlichen Schotten gelb sind, schneide man sie mit den Stengeln behutsam ab, und breite sie auf Tücher, die man an einen sonnigen Platz hinlegt, aus, bis alles gänzlich dürre geworden ist; alsdenn drischt man die Schotten, reiniget die Samen, und hebt ihn an einem trockenen Ort zum Gebrauch auf; die Stengel kann man zu Häckerling schneiden und sammt den leeren Schotten für das Vieh benutzen.

Weiter oben ist schon gesagt, daß dieser Klee zwar 10 bis 15 Jahre nach Beschaffenheit seines Bodens dauern könne, selten aber über 6 bis 7 Jahr in seiner vollen Kraft bleibe, weil alsdann er sich zu verlieren anfange und Unkraut seine leeren Stellen einnehme, daher es wirthschaftlicher sey, einen andern tauglichen und nicht weit von den Stallungen entfernten Acker mit diesem köstlichen Futterkraut zu bestellen.

Wir wollen also nun erwegen, wie dabey zu verfahren sey, eines theils um keinen Mangel an diesem so sehr nützlichen Klee zu haben, anderntheils aber auch, wie der Acker, welcher nun umgeackert werden muß, aufs neue zum ewigen oder Luzerner Kleebau vorzubereiten sey. In dem sechsten oder siebenten Jahre der Benutzung des alten Kleeackers, bestelle man den hiezu ausgewählten und (wie schon bekannt) gehörig vorbereiteten neuen Kleeacker damit, der das folgende, oder zweyte Jahr nach seiner Anblümung schon reichliche Kleeernten liefern, und die Stelle des alten Kleeackers ersetzen wird, den man im sechsten oder siebenten Jahr seiner Benutzung, und zwar im Herbst umpflügen muß.

Dieses Umpflügen aber wird wegen der langen und dicken Kleewurzeln, mit dem gewöhnlichen Pfluge sehr erschweret, so lange jene nicht verfault sind. Man sollte daher einen hiezu besonders eingerichteten starken Pflug haben, um den Klee im Herbst damit zu entrasen, oder, welches einerley ist, die Köpfe der Kleestöcke damit mehrere Zolle tief dergestalten abzuschneiden, daß die Feuchtigkeiten den Winter über in die Wurzeln eindringen, und deren Fäulniß befördern können.

Um diese Absicht desto zuverläßiger zu erreichen, müssen die abgeschnittenen Köpfe der Kleestöcke von den Wurzeln abgelesen und auf Haufen gebracht werden, welche man im May des folgenden Jahrs (da dieser entrasete Acker mit dem gewöhnlichen Pfluge geackert werden kann, weil die Kleewurzeln nun verfault seyn, und selbigen nicht mehr aufhalten werden,) wieder darauf auseinander breitet oder herumstreuet und statt Düngers tief hinunter pflüget. Wer aber nur kleine Luzernerklee Stücke hat, oder bey grossen die Kosten nicht scheuet, der kann dieses Geschäft des Umbrechens mit Spaten verrichten und die Kleewurzeln tief genug abstechen und hinunterschoren lassen.

Man mag nun in einen solchen Acker bauen, was man will, so geräth ohne neue Düngung alles zum Erstaunen und man hat die reichsten Ernten zu erwarten. Man thut wohl, wenn man dieses Feld fünf Jahre lang mit andern Gewächsen wechselsweise bestellet, ehe man wieder ewigen oder Luzerner Klee darauf bauet, wodurch es zugleich hiezu vorbereitet werden kann. In den ersten 2 Jahren bedarf dieser Acker keines Düngens. Man kann z. B. im ersten Jahre, Flachs, Hanf, Kartoffel, Winterfrüchte bauen; das zweyte Jahr Gerste; das dritte Jahr Tabak, Winterraps, Krapp, Waid ꝛc., wozu aber gedüngt werden muß, das vierte Jahr besonders nach dem Tabak, Weitzen, Dinkel, Roggen, weil die zerschnittenen und untergepflügten Tobackstengel und Wurzeln die Stelle des besten Mists vertreten; im fünften Jahre aber wieder solche Gewächse welche mit der Haue den Sommer über bearbeitet werden müssen, weil das folgende Jahr wieder Luzerner Klee gesäet werden soll.

Durch nichts, als durch den häufigen Anbau dieses und der nachfolgenden Futterkräuter, welche immer mit Halmfrüchten abwechseln müssen, kann man seine Grundstücke sehr gründlich verbessern; denn darinn liegt wirklich der Hauptfehler in den allermeisten Wirthschaften, daß keine proportionirliche Eintheilung zwischen dem Futter- und Getreidebau gemacht wird, weil es immer am ersten fehlet. Wenn man eine schlechte Wirthschaft von Grund aus kuriren will, kann man nichts klügeres thun, als, wenigstens im Anfange, und bis man hinlänglichen Vorrath von Futter und

Dünger hat, eine solche Eintheilung mit seinen Grundstücken, wo es anders die, der Pestilenz ähnliche und gleichschädliche, Gemeindetrift und Hütung nicht verbieten, zu machen, daß man Ztel des Ganzen mit gegenwärtig beschriebenen so wohl als den noch nachfolgenden, sowohl Klee- als Wurzelartigen Futterkräutern; die übrigen Ztel aber mit Getreidefrüchten und Oel und andern Handlungsgewächsen *), je nachdem die Lage und Bedürfnisse der Gegenden sind, und ein Produkt vor dem andern besser gesucht und bezahlt wird, bestellen lasse.

*) Medicus sagt in seiner Glückseeligkeit des Staats, worin der Ackerbau blühet: „Die Einheit von Früchten, die wir bauen, ist ein gewisser Beweis, daß unser Ackerbau noch weit von seiner Vollkommenheit entfernt sey. Korn, Weitzen, Spelz, (Dinckel) Gerste, Haser und Grundbirn oder Kartoffeln, sind bey den meisten Bauern — man darf auch wohl sagen, den meisten Landwirthen überhaupt — der ewige Zirkel, in dem sie sich herumdrehen. Und demnach erfordert die Klugheit, alle Produkte, so viel als thunlich ist, zu vervielfältigen.“ Der Verfasser stellt einige Beweise auf, in welcher Kindheit der Ackerbau noch sey, und dann führt er also fort: „Doch ich will nicht mehrere Beweise aufstellen. Jene, die unpartheyisch sind, werden sich durch diese überzeugen lassen; die andern werden bey ihren Vorurtheilen beharren, wenn ich auch noch unendlich mehrere beybringen wollte. — Was ich hier sage, ist nicht ein Bild meines Vaterlandes, es ist das Bild von Deutschland, so weit ich es kenne; von Deutschland, das andern Ländern zinsbar ist; das jährlich seine Gelder Frankreich, England, Holland und Italien zuführet u. s. w.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Zustand von Cochinchina, Tunkin, Laos, Lac-Tho-Lamboya und Tsiampa.

Diese Reiche liegen westwärts von China, und sind hier von den französischen Missionair Pater Bissarchere beschrieben.

Die in der Ueberschrift genannten Länder gehörten ehemals zu China. Allein die Entfernung, in welcher sie sich von dem Mutterlande befanden, und die durch innere Unruhen bewürkte Ohnmacht dieses letzteren, waren Ursach, daß der Kaiser von China kaum den Schatten der Oberherrschaft besaß. Fast das ganze vorige Jahrhundert hindurch wütheten in jenen Gegenden bürgerliche Kriege. In einem derselben ward der Beherrscher von Cochinchina, Namens Nguy-en-Chung, im Jahre 1788 aus seinem Lande vertrieben und flüchtete nach der ohnweit der Küste gelegenen Insel Pullo-Vay. Schon zuvor hatte er die Erziehung seines Thronerben einem französischen Missionair dem Bischoffe von Adran, anvertraut, und dieser reisete mit dem jungen Prinzen nach Frankreich, um dort für den bedrängten Vater Hülfe zu suchen. In Hoffnung großer Handelsvortheile ward ihm diese Hülfe auch versprochen und zwar sollte sie in nicht weniger als 20 Kriegsschiffen, 7 Regimentern Soldaten und 5 Millionen Piastern, halb in baarem Gelde und halb in Kriegsbedürfnissen, zahlbar bestehen. Mit dieser Aussicht reisete der Bischof nebst seinem jungen Prinzen nach Cochinchina zurück, und brachte vorläufig einige Ingenieur- und andere Offiziere mit, die Schiffe aber, die Regimenter und die fünf Millionen blieben aus, weil unterdeß die französische Revolution ausbrach. Dennoch glückte es dem verjagten Könige, theils durch bloße Verbreitung der Nachricht, daß ihm von Frankreich aus Hülfe versprochen worden sey, theils durch die Mitwirkung der französischen Offiziere, die mit dem Bischof von Adran mit ankommen waren, seinen Anhang im Lande zu vergrößern, und, nach mehreren glücklichen Gefechten sich nicht nur seines eigenen Landes wieder zu bemächtigen, sondern selbst die angränzenden in der Ueberschrift genannten Reiche zu erobern. Diese Unternehmung ward im Jahre 1794 vollendet, und der Eroberer ward vom Kaiser von China zum Souverain von Tunkin (des größten der eroberten Länder) bestätigt, er nahm aber als Gesammtherr aller ihm unterworfenen Länder selbst dem Kaiser-Titel und mit demselben statt seines vorigen den Namen Ghia-Long an und regiert seit dieser Revolution ruhig. Sein Erbprinz ist, bald nach der Rückkunft aus Frankreich, gestorben und eben so ein Prinz, den der letztere, ohne förmlich vermählt zu seyn, mit einer Concubine erzeugt hatte. Der jetzige Regent, Ghia-Long, ist 54 Jahre alt, ein strenger, thätiger Mann, der zwar weder lesen noch schreiben kann, aber doch den Werth der Kenntnisse einsieht, und daher sich fleißig aus chinesischen Büchern etwas vorlesen läßt, auch Schulen in seinem Lande gestiftet und verordnet hat, daß alle Kinder nach vollendetem vierten Jahre diese besuchen

chen ſollen. Seine geſammten Länder erſtrecken ſich vom 9. bis zum 23ſten Grad nördlicher Breite und von 118½ bis zu 127½ Grad öſtlicher Länge, ſie ſind alſo von Süden nach Norden 225 deutſche Meilen lang und von Weſten nach Oſten 135 deutſche Meilen breit. Die Bevölkerung und die Fruchtbarkeit ſind in den verſchiedenen Provinzen ſehr verſchieden, die Menſchenzahl wird auf ohngefähr 23 Millionen geſchätzt. Tunkin iſt das vornehmſte dieſer Länder, deſſen Bevölkerung allein auf 18 Millionen angenommen wird. Die Einwohner ſind olivenfarben, nicht groß von Statur, von geringerer Muskelkraft als die Europäer, aber von ſehr proportionirtem Körperbau, und die Weiber ſind unter allen benachbarten Völkerſchaften die ſchönſten; wenn es Perſonen von Stande, folglich der Luft weniger ausgeſetzt ſind, ſo kommen ſie an Farbe der Haut den Europäern ziemlich nahe. Sie haben ſchöne große, ſchwarze Augen, und obwohl der Schnitt des Geſichts die chineſiſche Abſtammung verräth, ſo ſind doch die Augen und die Naſe größer, letztere jedoch bey weitem nicht ſo groß als bey den Europäern, die um deswillen dort die Langnaſigten heißen (wie ſie, ihrer blonden Haare wegen, in China die Rothköpfigten genannt werden). Die Eingebornen wohnen mehr im Lande umher als in volkreichen Städten beyſammen. Bec-Kinh zum Beyſpiel, die Hauptſtadt von Tunkin, zählt nicht mehr als vierzigtauſend Einwohner; Phu-Tuan, die Hauptſtadt von Ober-Cochinchina, und die Reſidenz des jetzigen Kaiſers, hat zwiſchen 20- und 30tauſend Einwohner; nächſt dieſer ſind Qui-Phu und Saigon die bevölkertſten Städte des Landes, haben aber doch nicht mehr als jede acht- bis zehntauſend Einwohner. Die Ehen ſind fruchtbar, und jede Mutter, vornehmen oder geringen Standes, ſäugt ihre Kinder ſelbſt. Das Land iſt, obgleich der Ackerbau ſehr hochgeachtet wird, (indem hier, wie in China, der Kaiſer jährlich einmal perſönlich mit großem Pomp ein Stück Land umpflügt) dennoch nicht ſehr kunſtmäßig angebaut, doch von Natur überaus fruchtbar und reich an allerhand Früchten. Annanas, Bananen, Caffee, Thee, Zimmt, Zuckerrohr, Pfeffer, Ingwer, mehrere Palmen-Arten, Cocosbäume, der Baumwollenſtrauch, das Bambusrohr, der Gummibaum, aus welchem die Chineſen ihren ſchönen Lackfirniß machen, wachſen von ſelbſt, eben ſo Citronen, Pomeranzen und Granaten; der Wein iſt nur ſchlecht und kann nicht gekeltert werden. Europäiſche Korn-Arten gedeihen nicht, doch mag das an der Behandlung liegen, aber Pfirſichen und Pflaumen, Erdtoffeln, Ignamen und Patatten kommen gut fort. Die Hauptnahrung beſteht in Reis, deſſen Anbau jedoch lange nicht ſo gut als in China betrieben wird. Unter den eigenthümlichen Obſtarten des Landes iſt der Vai die köſtlichſte; die rothe Frucht deſſelben wächſt wie eine Weintraube, hat im Ganzen eine herzförmige Geſtalt und jede einzelne Beere iſt nicht viel kleiner als ein Hühner-Ey, dem Geſchmack nach hat ſie Aehnlichkeit mit unſern beſten Kirſchenſorten. Unter den Thieren des Landes ſteht der Elephant oben an; in dem Königreich (oder der jetzigen Provinz) Laos, welches heiß und dürr, kaum dem zehnten Theil nach angebaut iſt, ſollen die Elephanten ſchöner, größer, kräftiger und gelehriger ſeyn, als im ganzen übrigen Aſien; Löwen und Wölfe giebt es nicht, aber Rhinoceros, Tiger, wilde Schweine, Damhirſche, Gazellen, Affen, das Biſamthier und beſonders eine Raſſe von Hunden, die weit größer, ſtärker und muthiger ſind, als unſre europäiſchen. Auch giebt es Schlangen, die zwar nicht giftig, aber lang und ſo dick als ein Mannsſchenkel ſind, und eine ſo gewaltige Stärke beſitzen, daß ſie ſich um einen Ochſen ſchlingen und ihn erdrücken! Zu den Produkten des Landes gehört auch Kupfer, aus dieſem aber hat der Kaiſer ein Regale gemacht. Andere als Baumwollen- und Seidenzeug-Fabriken giebt es nicht, das Verfahren und die Arbeit iſt den chineſiſchen gleich, auch wird ſie größtentheils von gebornen Chineſen, die ſich hier niedergelaſſen haben, verrichtet. In der Schiffsbaukunſt ſind ſie nicht weiter als die Chineſen; ſie kennen die Magnetnadel, bedienen ſich aber derſelben zur See nicht, ſondern halten ſich der Küſte ziemlich nahe; die Bauart ihrer Schiffe gleicht der chineſiſchen und im ganzen Lande giebt es nur einen einzigen guten Hafen, nemlich in der Bay von Han, oder Turon, in Ober-Cochinchina unter 16 Grad 7 Minuten nördlicher Breite gelegen. (Dieſer, nebſt den umliegenden Inſeln und einer Strecke des feſten Landes, war in dem Eingang gedachten Allianztraktat mit Frankreich, dieſer Macht zum Eigenthum bewilligt). Ausnehmend gute Fiſcher aber ſind die Cochinchineſen, und dieſe nebſt Reis, machen die vornehmſte Nahrung des Volkes aus.

Der

Verkündiger.

74. Stück. Dienstag. Am 14. April 1812.

Ein paar Worte über die Regeln eines grauen Markscheiders an die Neulinge in dieser Wissenschaft.

Wer mich kennt, wird mir das Zeugniß geben, daß ich gegen das Alter alle Hochachtung hege. Der Hr. Verfasser der Regeln eines grauen Markscheiders an die Neulinge in dieser Wissenschaft (Verkünd. 65 Stck. S. 261 und 262) wird es daher nicht als eine Geringschätzung gegen seine mir unbekannte Person oder seine grauen Jahre ansehen, wenn ich, obschon nicht Markscheider von Profession, die von ihm zur Auffindung der wahren Seigerteufe einer markscheiderischen Vermessung — oder der eigentlichen perpendikulären Entfernung des Anfangspunktes derselben über oder unter dem Endpunkte aufgestellten Sätze, zum Besten der Neulinge in der Markscheiderkunst, nach meiner Weise vortrage, und dadurch ihre gründliche Erkenntniß und richtige Benützung zu erleichtern suche.

Die Entfernung des Punktes oder der Punkte, woran die Markscheiderinstrumente über der Horizontallinie (markscheiderisch Sohle) angebracht werden, heißt der Sohlabstand. Dieser Sohlabstand ist am Anfangs- und Endpunkte der Schnur oder Vermessung entweder (und bey gewissen dazu eigens erfundenen Vorrichtungen allemal) einander gleich, oder (und ohne solche Vorrichtungen die meisten Male) unter sich verschieden. Im ersten Falle geht die Vermessung (Versanürung) für sich durch alle Punkte den gleichförmigen Gang, und enthebt den Markscheider aller weitern Ausgleichungsberechnungen; im zweyten Falle muß, so oft eine Bestimmung der Seigerteufe nothwendig ist, die Differenz der Sohlenabstände zwischen dem Anfangs und Endpunkte der Verschnürung ausgemittelt werden.

Dabey lassen sich zwey, oder wenn man lieber will, vier verschiedene Fälle denken. Es ist nämlich

I. entweder der Sohlabstand des Anfangspunktes **größer** (= 360‴) als jener des Endpunktes, und dann

1. der **letztere** auf der Sohle selbst (= o), oder
2. in einiger Entfernung von selber (= 250‴.)

II. oder der Sohlabstand des Anfangspunktes **kleiner** als jener des Endpunktes, und dann

3. der **erstere** auf der Sohle selbst (= o) oder
4. in einiger Entfernung von selber (= 368‴.)

Da man den wahren seigern Abstand zweyer Punkte übereinander, wie jedermann ohne langes Nachsinnen begreifen wird nur erhält, wenn der Anfangs- und Endpunkt der Vermessung vom erstern zum letztern gleichhoch über selben absteht; so folgt daraus, daß ohne Rücksicht auf das Steigen oder Fallen der Sohle,

I. wenn der Sohlabstand des Anfangspunktes **größer** als jener des Endpunktes ist, nothwendig die Differenz der beyden Sohlabstände zur gefundenen Seigerteufe **hinzugesetzt**, d. i.

1. wenn der Anfangspunkt der Verschnürung (= 360‴) über der Sohle steht, mit dem Endpunkte aber auf dieser angehalten wurde, (= o) der ganze Sohlabstand des Anfangspunktes zur Seigerteufe (= 735‴),

2. wenn

2. wenn der Anfangs- (= 360^{III}) und Endpunkt (= 250^{III}) sich über der Sohle befinden, die Differenz der beyden Sohlabstände (= 110^{III}) zur Seigerteufe addirt,

II. wenn der **Sohlabstand des Anfangspunktes kleiner als jener des Endpunktes** ist, nothwendig die **Differenz der beyden Sohlabstände von der gefundenen Seigerteufe abgezogen**, d. i.

3. wenn mit dem Anfangspunkte der Verschnürung an der Sohle (= o) angehalten, der Endpunkt aber über selber (= 368^{III}) genommen wurde, der ganze Sohlabstand des Endpunktes von der Seigerteufe (= 1736^{III}),

4. wenn der Anfangs- (= 360^{III}) und der Endpunkt (= 368^{III}) von der Sohle abstehen, die Differenz der beyden Sohlabstände (= 8^{III}) von der Seigerteufe subtrahirt werden müsse.

Bezeichnet man sämmtliche Größen mit Buchstaben; nämlich: den Sohlenabstand des Anfangspunktes = A, jenen des Endpunktes = E, die gefundene Seigerteufe = St, die wahre Seigerteufe = St', so ergeben sich aus dem Vorausgeschickten für die Auflösung der vorliegenden Aufgaben folgende allgemeine Formeln, als für:

I. St' $A > E = St + d\ (A - E)$;

II. St' $A < E = St - d\ (E - A)$.

Ich könnte zwar voraussetzen, daß heut zu Tage selbst ein Neuling in der Markscheiderkunst das Verfahren mit positiven und negativen Größen bey der Addition und Subtraktion verstehe, und daher diese Vorschriften unter allen Verhältnissen anzuwenden wisse; um jedoch dem Herrn Verf. Schritt für Schritt zu folgen und jeder Bedenklichkeit von Seite der Neulinge zu begegnen, will ich durch Exemplifikation und Versinnlichung ihre Anwendung auf die besondern Fälle noch zu verdeutlichen und zu erleichtern suchen.

I. Es sey also

1. a) A = 360^{III}, E = o, St = 735^{III} steigend; so ist
St' = 735 + 360 — o = 1095^{III}.

b) A = 360, E = o, St = 335 fallend; so ist
St' = 360 — o — 335 = 25 steigend.

c) A = 360, E = o, St = 735 fallend; so ist
St' = 360 — o — 735 = — 375, oder 375 fallend.

2. a) A = 360^{III}, E = 250^{III}, St = 735^{III} steigend; so ist
St' = 735 + 360 — 250 = 845^{III}.

b) A = 360, E = 250, St = 95 fallend; so ist
St' = 360 — 250 — 95 = 15^{III} steigend.

c) A = 360, E = 250, St = 735 fallend; so ist
St' = 360 — 250 — 735 = — 625, oder 625 fallend.

II. Ferner sey.

3. a) A = 368^{III}, E = o^{III}, St = 1736^{III} steigend; so ist
St' = 1736 — 368 — o = 1368 steigend.

b) A = 368, E = o, St = 250 steigend; so ist
St' = 250 — 368 — o = — 118, oder 118 fallend.

c) A = 368, E = o, St = 1736 fallend; so ist
St' = — 1736 — 368 — o = — 2104 oder 2104 fallend.

4. a) A = 368, E = 360, St = 1736 steigend; so ist
St' = 1736 — 368 — 360 = 1728 steigend.

b) A = 768, E = 360, St = 250 steigend; so ist
St' = 250 — 768 — 360 = — 158, oder 158 fallend.

c) A = 368, E = 360, St = 1728 fallend; so ist
St' = — 1736 — 368 — 360 = — 1742 oder 1742 fallend.

Die Beweise glaube ich weglassen zu dürfen, da sie mich von dem vorgesteckten Zwecke zu weit ablenken würden.

Diese Auflösungsmethode widerspricht zwar dem Anscheine nach in einigen Sätzen den vom Hrn. Einsender für die Bestimmung der wahren Seigerteufe angegebenen Regeln; allein sie ist dessen ungeachtet die richtige und überdieß die einfachste.

Uebrigens möchte der Verlust, daß in den Lehrbüchern dieses Umstandes nicht erwähnet wird, eben nicht von Bedeutung seyn, da die praktische Ausübung jeden Lehrer von selbst darauf hinführet, seinen Schüler auf diese Ausgleichung aufmerksam zu machen.

Nur der sich sich selbst bildende Markscheider, der aber ohne Verschulden der Lehrbücher noch weit größere Schwierigkeiten in der Anwendung finden wird, kann sich dabey am Anfange zuweilen verstoßen, und deßwegen die Sache für erheblich ansehen.

Aus-

Ausführbare und auf vielfältige Erfahrungen gegründete Vorschläge, um die bisherigen Ernten wenigstens verdoppeln zu können.

(Fortsetzung.)

§. 33.

Ueber den gemeinen rothen spanischen auch dreyblättrigen Klee. (Trifolium praetense L.)

Dieser Klee ist für Gegenden, oder vielmehr Böden, in denen der blaue **Luzernklee** nicht gut fortkommt, das vornehmste, nützlichste Futterkraut und wird vor allen andern Gattungen Futterkräutern in ganz Deutschland gebauet. Diesen Vorzug verdient er hauptsächlich deswegen, weil er in jedem Boden gedeihet, der nicht allzunaß ist; der vom Wasser im Winter befreyet werden kann; und welcher nach vier- bis fünfzölligen Bau, weder Felsenplatten noch Wassergallen hat.

Sand- und Moorboden, wenn die überflüssige Näße abgeleitet werden kann, sind ihm zuträglich. Im feuchten **Moorboden** gedeihet er oft besser, als in bessern **Boden an Bergen**; weshalben man ihn auf Anhöhen nicht so gerne pflanzet, wie in der Ebene. Man muß ja nicht glauben, daß dieser Klee im Sande **ohnmöglich** zu bauen sey. Mehr und öfter gedüngt, und den Dünger tiefer wie gewöhnlich untergeackert, damit er nicht brennet, wird alles zwingen, und der Klee wird sogar im Sande auch, eben so wie es der Fall bey der Körnerfrucht ist, nahrreicher seyn. Die folgende Anmerkung *) kann davon noch mehr überzeugen. Da der Sand von einem aufgeführten Dünger nur zwo reichliche Ernten, höchstens eine dritte, wenn die Witterung zuschlägt, liefert: der schwere Boden hingegen drey, oder manchmal noch eine vierte abgiebt; mithin es auch zutreffen kann, daß die reich-

*) Gugenus sagt in den Bemerkungen der ehemalig Kurpfälzischen phys. ökonomischen Gesellschaft vom Jahr 1771 S. 28. „Ich läugne nicht, daß bey dieser oder jener Witterung der schwere Boden ergiebiger ist, als der heiße Sand. Dagegen trägt bey häufiger Näße der ungedüngte Sand auch mehr als ungedüngter Thonboden. Wenigstens steckt in einem Malter Sandkorn mehr Kraft, als in anderthalb Malter Korn, das im schweren Thon gewachsen. Es kommt nicht auf das äussere Ansehen, sondern den inneren Gehalt der Gewächse an; genugsam gedüngter Sand trägt so viel, als genugsam gedüngter Laimten. — Nur dem Bauer ist es eigen, wenn er einen Fehler macht, oder geheimnißreich sprechen will, dem Boden unbegreifliche Kräfte beyzulegen, und seine Unwissenheit mit problematischen Ausflüchten zu bemänteln. Was mich betrifft, so habe ich fast auf allen bekannten Erdarten Versuche gemacht, und fürchte mich nicht auf allen Böden alles in großer Menge zu bauen.“ So weit gehen des Verfassers Behauptungen ohne Dünger: mit Dünger gehen sie noch weiter. Viel Dünger durch Kleebau zu erhalten, und dem Felde viel und oft zu geben, ist sein Geheimniß; wir wollen ihn daher noch ein wenig weiter hören. Ich habe, sagt er, den Flugsand um Johanni mit langem rauchenden Pferdemiste gedünget und sogleich mit Rüben eingesäet; ich kann auch die Zeugen nennen, die es gesehen haben, daß verwichenes Jahr dieser Pferdedung größere Rüben getrieben hat, als der fetteste Teichgrund, der auf eben diesen Boden in unglaublicher Menge gebracht worden ist, ohnerachtet der Monat Julius voriges Jahr durchaus trocken und ohne Regen war, dergestalt, daß in der ganzen Gemarckung keine Rüben wuchsen, wo auch die Felder gedüngt waren. In den neben liegenden Feldern giengen zwar die Rüben auf, aber aus Mangel des Regens verdorrten sie, oder wurden kaum eines Fingers dicke; da jene mit Pferdedung gedüngte frech auch bey der größten Hitze wuchsen. Ein jeder sieht also, daß der Dung alles, der Boden aber wenig, oder gar nichts zum Wachsthum beytrage. Ich habe mit Fleiße den Flugsand zum Exempel angeführet, weil man diesen für ganz unbrauchbar und unbezwinglich hält, da derselbe doch durch einen verstärkten Zusatz von Dung wirklich der am leichtesten zu bearbeitende, gesundeste und einträglichste Boden werden kann. Mit dem schweren Thonboden wird es jedermann erfahren, daß, wenn solcher etliche Ernten getragen, und nicht weiter mit Dung gestärket wird, ihm die Fruchtbarkeit eben so sehr mangle, als dem Sande, insonderheit, wenn nasses und kaltes Wetter einfällt; das wenige aber, was auf diesem Boden wächset, ist ohnehin halb Wasser, und wird bey uns allezeit das Malter (macht zwey Berliner Scheffel) um einen Gulden theurer verkauft, als die Frucht von den nassen Thonfeldern.“

sich gedüngten und nach und nach in gutem Bau und Stand gesetzten Sandfelder, in zwo Fruchternten, jenen dreyen gleich kommen können. Da man also von einem Verhältnißmäßig gleichen Dünger, im Sande das in zwey Jahren schon wieder erhält, was man von einem und demselben Dünger erst in drey Jahren wieder erhalten kann, warum sollte man dem Sandfeld nicht viel Dünger zuführen? Man bemühe sich nur die fruchtbarmachende Kraft, den Mist zu vermehren, welches bloß reichlicher Kleebau bewirken kann: so braucht man sich nicht darum zu bekümmern, daß man kein schweres Feld hat. Man ist aber immer nur auf vieles Feld versessen, folglich muß man den Dünger zu sehr vertheilen, und das Feld erhält solchen in unzulänglichen Portionen; wie kann man reiche Ernten erwarten? Man erwäge, was Gugemus gesagt hat, mit dem die größten neuern Oekonomen übereinstimmen. Von einem alten Römer wird gesagt, daß er seinen beyden Töchtern zwey Drittheile seines Landguths zur Aussteuer gegeben, und den Rest mit vielem Fleiße angebauet habe, so daß dieses Drittheil ihm jetzt so viel eingetragen hätte, als alle drey Theile vorher.

Dieser Klee dauert 2 bis 2 1/2 Jahre, im 2ten Jahr seines Alters aber ist er in seiner vollen Kraft. Läßet man ihn bis ins dritte Jahr stehen, so nehmen die leer gewordenen Stellen Quecken und anderes Unkraut ein, und saugen den Acker aus: folglich ist es wirthschaftlicher und klüger gehandelt, wenn man diesen Klee im 2ten Jahr, nachdem er vorher zweymal abgemähet, und wiederum zum drittenmal 3 bis 4 Zoll lang geworden ist, um Michaelis in schmalen Furchen 4 bis 6 Zoll tief hinunteracket, und den Acker ohne weiteres Pflügen, sogleich mit Dinkel, Roggen, und auch, wenn der Acker gut ist, mit Weitzen besäet. Die Kleewurzeln, die im zweyten Jahre noch in Menge da sind, nebst denen noch am Stocke hängenden Kleeblättern werden nun faulen und dem Getreide eine vortreffliche Düngung abgegeben, so, daß die davon zu erwartende Ernte jeden frisch gedüngten Acker übertreffen, und in der folgenden Ernte noch eine schöne Frucht ohne Dünger liefern wird. Wobey vorausgesetzt wird, daß das Feld vor 2 Jahren zum Klee gedüngt worden sey. Daß überdieses hiebey noch viele Arbeit mit Pflügen und Eggen ersparet werde, springt von selbst in die Augen; denn die 3jährigen Kleefelder müssen wenigstens drey, auch viermal beackert, oft noch bedünget werden, wenn dem Unkraut Zeit gelassen worden ist, den Acker auszusaugen.

Vielfältige Erfahrungen in mehreren Provinzen z. B. in der ehemaligen Pfalz und im Hohenlohischen ꝛc. bestätigen diese Bauart des rothen Klees. Nur ist hiebey die Hauptregel zu bemerken, daß der Klee in kein Feld, das so eben Klee getragen hat, noch weniger in starck verraste Brache eingesäet werden darf. Der Kleeacker, der im zweyten Jahre einführig bestellet und mit Winterfrüchten ohne Dünger besäet werden soll, muß locker seyn und durch seinen guten Stand vielmehr das Unkraut erstickt, als das Unkraut den Klee erstickt haben.

Ein, allein diesem entgegengesetzter, verrasster Acker hingegen ist durch das Unkraut ausgesogen, durch Quecken verwildert, und verhärtet, muß also mühsam gebrachet und gut gedünget werden, wenn er wieder fruchtbar werden soll.

Jeder kann dieses Verfahren ohne Bedenken selbst probiren, der sich mit seinen eigenen Augen von der Wahrheit dieses Vorschlags überzeugen will, nur muß er nach der vorgeschriebenen Regel dabey zu Werke gehen.

Gegen den vorgeschlagenen häufigen Kleebau, um die Ernten mehr als verdoppeln zu können, lässet sich von Wirthschafts-Pächtern im Großen, besonders von sechsjährigem Pacht, folgendes, nicht ohne Grund, einwenden: „Da man in den ersten drey Jahren zusetzen muß, und, um solches in den nächsten drey folgenden wieder zu gewinnen, genug zu thun hat, alsdenn aber, wenn man ein Gut durch Kleebau in blühenden Stand gesetzet hat, und nun einige Vortheile genießen sollte, Gefahr laufen muß, von einem andern verdrängt zu werden, wenn man nicht großes Plus von so einem, mit eigenen Fleiße verbesserten Gute geben will: So bleiben wir lieber beym alten, und verbessern das, was wir bald wieder augenscheinlich herausziehen können.“ Diese Einwendung ist um so erheblicher, wenn dergleichen Pächtern ihr Kleebau nicht inventarisch abgenommen und vergütet werden will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Verkündiger.

75. Stück. Mittwoche. Am 15. April 1812.

Ausführbare und auf vielfältige Erfahrungen gegründete Vorschläge, um die bisherigen Ernten wenigstens verdoppeln zu können.

(Fortsetzung.)

§. 34.

Ueber den Anbau der Esper oder Espersette, auch türkischer Klee genannt.

Diese Kleeart kommt im guten und schlechten, im schweren und leichten Boden fort, wenn er nur nicht naß ist und unter der Oberfläche keine Steinplatten hat; Steinklüfte aber hindert die Esper nicht, denn durch diese schlägt sie ihre Wurzeln fort; an steilen Anhöhen wächset sie gern, wenn sie nur tiefes, gleichviel, leichtes oder schweres Erdreich hat, das von keinen Bäumen beschattet wird. Die Espersette hat das mit dem ewigen Klee gemein, daß sie ihre Nahrung aus einer Tiefe von 4 bis 5 Schuh sucht, ist aber darin von ihm unterschieden, daß sie in einer Erdart, deren Oberfläche schlecht, wenn nur die untere besser ist, gedeihet, indem der Luzerner blaue Klee eine 4 bis 5 Fuß tiefe, gleich gute, Erde haben will. Ist die Oberfläche sehr gut und die darunter befindliche sehr schlecht, so mißräth die Esper. Was dieses an und für sich ganz vortreffliche Futter-Kraut nicht so beliebt macht, als die beyden zuerst beschriebenen Kleesorten ist die Ursache, daß es erst nach dem dritten Jahre beträchtliche Ernten liefert, da es 3 bis 4mal grün, oder 2mal zu Heu gemacht, benutzet werden kann. In den ersten 2 Jahren hingegen kann man die Espersette selten mehr, als einmal abmähen, und viele, die dieses nicht wissen, glauben in den ersten Jahren, daß alles verlohren seye; daher man ihr gemeiniglich nur geringen Boden einräumet, ohnerachtet sie in besserem Boden auch bessere Ernten liefert.

Der Acker hiezu muß 3 wohl auch 4mal tief gepflügt und sorgfältig von allem Unkraut, besonders den Quecken (Flechtgraß) gereiniget werden, welche Absicht man am besten durch doppelfürchiches Pflügen erreichen kann. Man thut wohl, wenn man keine Halmfrucht darunter säet: lieber etwas von Hopfenkleesamen, wovon im folgenden Paragraph die Rede seyn wird, welcher bis in das dritte Jahr die Ernte vermehren, alsdann aber von der Esper vertrieben werden, ihr den Platz allein überlassen, und die nun reichere Ernten liefern wird.

Da der Samen groß, nierenförmig, an Farbe schwarz und in einer rauhen Hülse befindlich ist: so säet man ihn etwas dicke aus, und zwar auf einen Morgen *) von 180 Quadratruthen, ungefähr einen Breslauer, oder 1 3/8 Berliner Scheffel, lieber etwas mehr, wie weniger aus. Den nächsten Winter bedünget man die Esper mit Mergel, auf jeden Morgen können 12 bis 16 Fuhren erforderlich seyn, oder mit gebranntem Leimen, oder auch mit Gyps, im folgenden Winter mit Mist, welches sie im andern Jahre schon reichlich vergelten wird. In der Folge bedarf sie keiner weitern Düngung; will man sie aber im sechsten und neunten Jahre wieder düngen, so lässet sie es nicht unbelohnt, und der Acker selbst wird dadurch verbessert. Vom dritten bis zum zwölften und, wenn man sie inzwischen

düngt

*) M. s. §. 35. die Note.

dünget und mergelt, auch bis zum funfzehnten Jahre, kann sie jährlich 3 grüne oder 2 dürre Ernten abgeben.

Sie lässet sich leichter, wie anderer Klee zu Heu machen, denn sie ist eine Gattung von Wickenfutter, sie muß aber alsdann gehauen werden, bevor ihre Stengel zu hart geworden sind. Mit der zum Samen bestimmten Esper ist es umgekehrt, weil der Samen zum Zeitigen Zeit haben muß, so müssen auch seine Stengel härter werden. Man kann den Samen durchs Abstreifen auf dem Acker sammlen oder die Esper hauen, trocknen, und bald dreschen.

Endlich ist noch zu bemerken, daß, wenn die hiezu bestimmten Aecker nicht vorher von allem Unkraut gereiniget worden sind, die Esper in der Folge ohne mühsames Jäten nicht fortzubringen ist.

§. 35.

Ueber die Benutzung des gelben Hopfenklees.

Seinen Namen hat er von seiner gelben Blüthe, die wie ein Hopfenkopf sich dem Auge darstellet, erhalten. Er war ehemals, ehe man die bessern Kleearten noch nicht genug kannte, bey den Engländern der berühmteste Klee.

Man kann ihn im Frühjahre eher benutzen als den rothen; er begnüget sich mit geringerem Lande und wenigerer Düngung; besämet sich selbst, da, wo er einmal angepflanzet worden ist, wird also perennirend und stellet sich so dichte, daß er dadurch das ersetzet, was ihm an hohem Wuchse gegen andern Kleearten abgehet; er giebt auch ein sehr gutes Heu ab, und kann also grün und trocken mit Nutzen gefüttert werden. Am besten taugt er zu neu anzulegenden Grasstücken, im Neubruch und andern Feldern.

Seinen Samen enthalten die hopfenförmigen Köpfe, der schwarz ist und im Ausdrusche wie der rothe Kleesamen behandelt wird. Man säet ihn gemeiniglich mit den Hülsen aus: wo dann auf einem 180 Quadratruthen enthaltenden Morgen *) Acker 15 Metzen oder einen Berliner Scheffel, oder 11 7/11tel Breslauer Metzen, oder 16/31tel Dresdner Metzen, welches ein Pfälzisches halbes Malter beträgt, erfordert. Nach Masgabe dieser guten oder schlechten Hülsen, kann man mehr oder weniger nehmen. Seine Bestellungsart verhält sich, wie die des rothen Klees.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Die Ruthe zu 15 schlesischen Schuhen oder 6½ breßlauer Ellen gerechnet, welches ohngefähr einen pfälzischen Morgen von 160 Quadratruthen, die Ruthe 16 Fuß rheinisch, oder 40960 Quadratschuh ausmacht. Dieses immer so zu verstehen, so oft von Morgen aus 180 Quadratruthe geredet wird. Man muß also diese Morgen nicht mit Rheinischen oder Magdeburgischen verwechseln, die nur 120 Quadratruthen enthalten und nur 17280 Quadratschuh ausmachen.

Preisaufgabe des Erzherzogs Johann.

Um das für die pragmatische Bearbeitung der Geschichte Inner-Oesterreichs schon bey der Gründung des Johanneums öffentlich ausgesprochene Gelübde um so befriedigender zu lösen, finde Ich Mich bewogen, den Gelehrten des In- und Auslandes hiermit eine Preisfrage darzulegen, welche die Geographie jener Provinz im Mittelalter zum Gegenstande hat.

Die chronologische Gränze dieser Preisfrage gehörig zu fixiren, wird bestimmt, daß sie mit Carls des Großen Kaisermacht im Jahre 800 beginne, und nach der Aechtung Heinrichs des Löwen, mit der Uebergabe der Steyermark durch den letzten Ottokar an Leopold den Tugendhaften, Herzog zu Oesterreich, endige.

„Welchem Reiche haben unter den Carlowingen, Kärnthen und die Steyermark angehört? unter welcher Benennung und Umgränzung?

Welchen Umfang hatte das erst von sächsischen, dann von einem welfischen und zäringischen Prinzen, denen schon die beyden Dynastien von Eppenstein aus dem März- und von Sponheim-Ortenburg aus dem Lavanthale folgten, administrirte Herzogthum Carentanien? — Welche Gauen (pagi) und Grafschaften (Comitatus), welche Grafen, Praesides, Marchiones, welche Ortschaften kommen in Urkunden und Chroniken, als in diesem Herzogthum gelegen vor, mit welchen Nahmen, und wie heißen solche jetzt? — Erklärung der in Urkunden vor-

kommenden metae bavaricae und der, den Scheidepunkt der Sprachen so deutlich bezeichnenden Nahmen: Baierisch-Gratz und Windisch-Gratz?"

(Die betreffenden Stellen der Dokumente oder Historiker sind bey dieser und bey den folgenden Aufgaben wörtlich anzuführen, chronologisch aneinander zu reihen, und mit kurzen Noten zu beleuchten. Als Muster sollen dießfalls dienen die Preisfragen von Beda Appel (1771) und Roman Zirngibl (1777) über die Marken, Grafschaften und Gauen des Agilolfingischen und des Karolingischen Bayerns in den Abhandlungen der Münchner-Akademie, dann des Freyherrn von Hormayr Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter I. B.)

„In welcher Berührung zu dem nach den Ottonen immer schmälern und engern Herzogthum Kärnthen stand die Mark der thüringischen Ulriche, Poponen und Starkhande, der Günther und Pilgrine von Hohenwart — dann die Mark Styre und der Traungau der Ottokare, die sich im Lande ob der Enns sogar bis jenseits der Donau ausbreiteten? und in welch staatsrechtlichem Verhältnisse dieser Traungau hinwieder zum Herzogthume Bayern und zu der bis 1156 bayerschen Markgrafschaft ob der Enns? — Istriens Wechselschicksale, die daselbst gewaltigen Engelberte und Mainharde, nachhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen in Kärnthen, Vögte von Aquileja. — Großer extensiver und geographischer Unterschied jener Mark Steyer und der heutigen Steyermark. — Chronologische, mit urkundlichen oder doch historischen Stellen belegte Reihe dieser Markgrafen, Orte und Gränzen ihrer Mark.

Von der successiven Vergrößerung und von der Genealogie der Ottokare ist übrigens ein möglichst vollständiges Skelett beyzubringen. Ist vielleicht das Geschlecht der Stifter von Seon (des Grafen Dubuat origines boicae und die Mon. Seonensia im II. B. der Mon. boica), eines mit jenem der Ottokare, und Aribo der Stifter von Göß, und Graf Aribo in einem Diplom Ludwigs des Kindes vom 26. September 903 unmittelbare Altvordern der in der Vorauer-Chronik genetisch aufgezeichneten Otacher marchio Styrensis, filius Otachir marchionis, genuit Ozy Marchionem? — Sippschaft der Ottokare mit den Grafen von Lambach und Wels, dann mit jenen von Neuburg und Pütten."

Wer sich immer zur Lösung dieser höchst interessanten Fragen berufen fühlt, und ein oder andere einzelne diplomatische Zweifel und Lücken im Wege findet, mag sich zur Behebung derselben an das geheime Staatsarchiv in Wien, oder an das Johanneum in Grätz wenden, von wo man seinem Begehren nach Möglichkeit entsprechen wird. — Fröhlichs, Hansitzens, Rubeis, Coroninis, Petzens, Reichs, Meichelbecks, des Archivs für Süddeutschland, des Florianer Chorherrn Franz Kurz, der Juvavia, der Acta S. Hemmae, Julius Cäsars, Meglsers, Valvasors, Puschs, Preuenhubers urkundliche Beyträge zur Erhellung dieses schwierigen Gegenstandes, sind übrigens bekannt genug.

Die Einsendung der Preisfragen hat spätestens bis 1. November 1813 nach Wien zu geschehen. Jede Abhandlung muß ein Motto oder Devise an ihrer Stirne tragen, um sie bey ihrer Würdigung gehörig zu bezeichnen. Die Namen der Herren Verfasser liegen versiegelt bey ihren Dissertationen, und dürfen erst nach bereits geschehener Zuerkennung der Preise und öffentlich verlesener Recension und Classifizierung sämmtlicher eingelangten Arbeiten, in Meiner und der Curatoren des Johanneums Gegenwart erbrochen, das ausführliche Referat über sämmtliche eingelaufene Beantwortungen, und somit die Classifikation öffentlich abgelesen und die Preise zuerkannt werden. Jenes raisonnirte Referat wird sofort in Druck gelegt, damit die volle Parteylosigkeit und die Gründlichkeit desselben allgemein beurtheilt werden möge.

Der auf die Lösung dieser Fragen gesetzte Preis besteht aus sechzig Dukaten in Golde für die vorzüglichste, allen Anforderungen, so weit es die Quellen erlauben, genugthuende und aus einem Accessit von zehn Dukaten in Golde für die der gekrönten nächst kommende Beantwortung. Beyde werden sohin unverzüglich zum Besten der Verfasser gedruckt.

Könnte wider alles Vermuthen keine der einlaufenden Abhandlungen gekrönt werden, so wird den zwey besten derselben jeder ein Accessit von dreyßig Ducaten in Golde zuerkannt, und die Preise neuerdings ausgesetzt werden.

Erzherzog Johann.

Bey-

Beytrag zur Baumwollkultur.

(Eine Anleitung die Baumwolle in Deutschland anzubauen, findet man im ersten Bande des Neuesten und Nützlichsten der Chemie, Fabrikwissenschaft, Oekonomie ic., von welchem Werke nächstens der 13te Band im Verlag des Contors der Handlungs-Zeitung in Nürnberg herauskommen wird.)

Bekanntlich gehört die zu Kirkagadsch in Natolien erzeugte Baumwolle zu den gesuchtesten und vorzüglichsten Gattungen.

Da bereits im Banate und in anderen südlichen Gegenden Ungarns einige mehr oder weniger gelungene Versuche mit dem Anbau dieser wichtigen Pflanze gemachet worden sind; so dürfte eine nähere Beschreibung der Art und Weise, wie man dabey in Kleinasien vorzugehen pflegt, nicht ohne Nutzen seyn.

Die nachstehenden Vorschriften sind von einem Baumwollen-Pflanzer zu Kirkagadsch selbst entworfen, und mit möglichster Genauigkeit ins Deutsche übertragen worden:

1. Das zum Anbau des Baumwollensamens bestimmte Feld, muß im Monat Dezember umgeackert werden.
2. Dasselbe hat zwanzig Tage darauf wieder, und
3. nach zwey Monaten abermals zu geschehen. *)
4. Nach dieser letzten Umackerung wird über die aufgerissene Erde ein flaches Bret gezogen, worauf sich zwey Menschen setzen, um den Boden desto sicherer zu ebenen.
5. Zu Anfang Aprils **) wird der Samen eingelegt, nachdem man ihn Tages vorher in einem Gefäße mit Wasser wohl hat erweichen lassen.
6. Das Feld muß weder zu feucht noch zu trocken seyn.
7. Eine Stunde nach der Aussaat wird das im 4. Punkte bemerkte Bret neuerdings darüber gezogen.
8. Dieses hat gegen Abend zu geschehen, sobald man mit der Aussaat fertig ist, und muß die Operation mit dem Brete zwey bis drey Mal hintereinander wiederholet werden.
9. Das letzte Mal ist das Bret nicht so ganz weg, sondern in einer Art schaukelnder oder hüpfender Bewegung (en caracol) über den eingesäeten Boden zu ziehen, damit die Erde sich besser zusammen mengen möge *).
10. Hat der Samen ein Mal hervorzusprossen begonnen, und drey Blättchen getrieben, so ist es an der Zeit, die Erde um die Wurzeln aufzulockern.
11. Wären die Pflanzen zu dicht an einander, so muß ihnen durch Versetzung oder Ausjätung Luft gemacht werden.
12. Vierzehn Tage später ist die Erde um die Wurzel abermal aufzulockern.
13. Nach andern vierzehn Tagen ist dasselbe zu wiederholen.
14. Wächst die Pflanze zu hoch heran, so müssen die Spitzen abgeschnitten werden, um das Wachsthum der Blume zu befördern.
15. Aus der Blume bildet sich die Wollenkapsel. Jede Kapsel ist, so wie sie reif wird, nemlich aufspringt, abzunehmen, um nicht etwa vom Regen überraschet zu werden, welcher gelbe Flecken an der Baumwolle verursacht. —

*) Unser Klima dürfte bey obigen drey Vorschriften wohl einige Abänderungen in Hinsicht der Zeit nothwendig machen.

**) Auch in dieser Hinsicht möchte das Klima und die örtliche Lage in Betrachtung zu ziehen seyn.

Verschiedenes.

Im Jahre 1810 sind in Böhmen 20,459 Kinder mit Schutzpocken geimpft worden. Seit dem Jahre 1801 — 1810 stieg die Zahl der Geimpften auf 120,000. Man kann mit Grunde annehmen, daß von diesen 120,000 mit Schutzpocken geimpften Kindern der 5te Theil an Menschenblattern gestorben wäre; folglich sind dem Staate durch die Vaccine 24,000 Kinder in dem besagten Decennium erhalten worden. Nimmt man ferner an, daß unter 12 Personen, welche die Menschenblattern bekommen, nur Einer häßlich verunstaltet, oder sonst verkrüppelt werde, und dem Staate oft durch ein siches Leben zur Last falle; welche Wohlthat haben wir demnach in den Schutzpocken, welches Leben, Gesundheit und Gestalt erhalten!

*) Vermuthlich um den Samen besser zu bedecken.

Der

Verkündiger.

76. Stück. Freytag. Am 17. April 1812.

Der Baumkanaſter.

Hr. Kammerrath Zimmermann widerſpricht die von Hr. Doctor Nöthlich an den Baumkanaſter (Nicotiana fruticoſa) gerühmten Eigenſchaften, da er ſie in ſeinen Verſuchen nicht bemerken konnte. An den Ertrag zweifelt er ebenfalls und ſagt: den angegebenen Ertrag kann ich nicht eher glauben, als bis ich ihn mit eigenen Augen geſehen habe, indem er mir beynahe phyſiſch unmöglich zu ſeyn ſcheint. Man will auf 500 Quadratfuß 316 Pfund trocknen Tabak gebauet haben. Dieſe 500 Quadratfuß machen nicht einmal 2 ſechszehnfüßige Quadratruthen; auf einer ſolchen Fläche kann die Natur durchaus nicht 3 Centner trockne Blätter erzeugen. Sollte der Herr Dr. aber eine Fläche von ſo viel Fuß in der Länge und Breite verſtanden haben? ſo würde der angegebene Ertrag wiederum ſehr geringe ſeyn, und keine 4 Centner auf 100 Quadratruthen betragen.

Die Qualität des Tabaks hängt beynahe ganz allein von der Witterung ab. In den beiden letzten Jahren glich unſer Sommer beynahe dem in der Havannah, es iſt alſo ſehr natürlich, daß unſer Tabak auch von vorzüglicher Qualität war. Selbſt bey der gemeinſten Sorte war dieſes der Fall. Auch kommt vieles auf den Grad der Reife, und das frühe Pflanzen an.

Nach meinen angeſtellten Verſuchen behauptet der Nicot. macrophylla noch immer den Vorzug vor allen andern Sorten, ſelbſt dem Oronocco und Poschega; allein es iſt ſchade, daß er

1) ſo wenig von der Fläche am Gewicht giebt,

2) ſehr leicht vom Winde zerknickt wird, und

3) ſehr delikat im Trocknen iſt, indem er ſehr leicht und zu raſch trocknet, und alsdann grün bleibt.

Ich habe dieſen Sommer faſt täglich ſelbſt darnach geſehen, und die Luken des Hängeraums nach der Witterung bald öffnen, bald zumachen laſſen; allein mehrere Centner trockneten doch zu raſch. Wie ich ihn im erſten Jahr im Garten ſäete, fanden meine Leute ihn unverbeſſert, beynahe eben ſo gut, wie den ſogenannten Juſtus, auch bot mir ein Fabrikant 3 Rthlr. mehr für den Centner. In den folgenden Jahren hatte er aber auch ſchon etwas am Geſchmacke verloren.

Etwas über die Behandlung der engliſchen Stachelbeeren.

Dieſe ſchöne Frucht wird bey uns oft auf die entgegengeſetzte Weiſe behandelt, indem man ſie bey uns im Schatten unter großen Bäumen, oder als Hecken, Pyramiden und dergleichen zu ziehen pflegt. Dieſes Verfahren iſt der Cultur dieſes Strauchs gar nicht angemeſſen, ſondern, um von ſolchen recht große und wohlſchmeckende Früchte zu erhalten, muß man dazu eine freye offene luft- und ſonnenreiche Lage im Garten wählen, wo man ſie auf eine gut dazu gedüngte vier Fuß breite Rabatte, in einer Weite von ſechs Fuß pflanzt.

Bey dem Beſchneiden im Frühjahre iſt hauptſächlich darnach zu ſehen, daß die Zweige, welche bleiben ſollen, nicht eingeſtutzet oder gekürzet werden, ſondern ihre ganze Länge behalten, indeß müſſen die Büſche doch ſtets verdünnet werden, damit

Luft und Sonne zur Reife und Vollkommenheit der Früchte beytragen können; überhaupt jeder Stachelbeerenbusch, der bey dieser Behandlung die schönste Frucht trug, wird durch das Einstutzen mit dem Messer, oder wohl gar mit der Scheere, zu zwar vielen, aber kleinen Früchten gezwungen; deshalb muß der Sporn oder Fruchtschnitt bey ihnen vermieden werden.

Auch sollte man die Stachelbeerenbüsche nicht viel über 4 Jahre alt werden lassen, weil man nur an jungen Pflanzen die besten und größten Früchte erwarten darf; denn je größer und älter der Busch wird, je voller wird er tragen, allein seine Früchte werden auch um so viel kleiner seyn. Man kann zwar durch frisches Düngen der Rabatten, wie auch durch das Verdünnen der jungen Früchte im Frühjahre zu deren Größe etwas beytragen; allein meines Erachtens halte ich für das vortheilhafteste, sich, wenn die Büsche ein Alter von vier bis fünf Jahren erreicht haben, (besondere Liebhaber dieser Frucht könnten dieses alle Jahr thun) eine ähnliche Rabatte mit jungen Pflanzen zuzubereiten.

Im Allgemeinen genommen geben junge Pflanzen, auf die vorhin beschriebene Art behandelt, gutes gehörig gedüngtes Land, eine luft- und sonnenreiche Lage gewählt, die besten Früchte.)

Anordnung zur Ausbreitung der Kuhpockenimpfung in Oesterreich.

Nach einer unterm 24. März in Wien erlassenen kaiserlichen Verordnung wird das Einoculiren der Kuhpocken aufs schärfste anbefohlen, und mehrere Anordnungen zur Ausbreitung desselben bekannt gemacht. So soll jedes an den natürlichen Blattern verstorbene Kind von dem Priester eingesegnet, aber ohne Begleitung des Priesters und der Verwandten oder Freunde zur Erde bestattet werden. Diese Bestattung ohne aller Begleitung muß bey allen Religions-Verwandten statt finden. Die Ortsobrigkeiten und Seelsorger bleiben, unter zu verhängender strengen Ahndung für die Beobachtung verantwortlich. Jedes Familienhaupt, unter dessen angehörigen ein Individuum von den Blattern ergriffen wird, und ein jeder Arzt oder Wundarzt, der zu einem blatternden Kinde gerufen wird, ist unter strenger Ahndung verbunden, die Anzeige hievon sogleich an die Polizey-Oberdirection des Amtes, oder des Districtes, und, wo keine eigene Polizeydirection ihren Sitz hat, an den Magistrat zu machen. Die Polizey-Oberdirection oder der Magistrat, muß ohne allen Zeitverlust, an das Haus, in welchem sich das blatternde Kind befindet, eine Tafel heften lassen, auf welcher sehr leserlich geschrieben seyn muß: Hier sind bey N. N. die Blattern, damit Jedermann von der Gefahr unterrichtet werde, und ihr ausweichen könne. Acht Wochen nach der Kundmachung dieser Anordnung, wird ein k. k. Beamter mit einem Impfarzte von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung sich begeben, und jene Individuen, welche weder geblattert haben, noch vaccinirt sind, die Kuhpocken unentgeldlich zu impfen. Die Familienhäupter, welche die Vaccination verweigern, werden sammt den Individuen, die der Impfung bedürfen, zu Protokoll genommen, und das Verzeichniß wird der Hofstelle eingesendet werden. Zu Impfärzten werden hierbey die Stadt-Phisiker, die Polizey-Bezirks-Kreis- und Wundärzte, und wenn diese nicht zureichen, auch andere Aerzte verwendet. In jedem Jahre muß diese Maßregel wiederholt werden. Acht Wochen nach der Kundmachung dieser Verordnung werden die Eltern und Vormünder eines jeden Individuums, welches an den natürlichen Blattern starb, und durch selbe verkrüppelt wurde, und von welchen die überstandene Vaccination nicht ausgewiesen werden kann, mit Namen, Stand und Wohnung, in der Zeitung der Provinz bekannt gemacht, als vom Vorurtheil geblendete Menschen, welche ihre Angehörigen lieber in der schmerzvollen Krankheit der Blattern zu Grunde gehen, oder verkrüppeln lassen, als sie mittels eines so leichten und sichern, von Gott und der Staatsverwaltung, ihnen angebothenen Mittels der Kuhpockenimpfung am Leben erhalten wollen.

Erdbeben in Rom.

In der Nacht vom 21. auf den 22. März um halb 4 Uhr verspürte man zu Rom ein wellenförmiges Erdbeben, in der Richtung von Abend nach Morgen,

Morgen, das 25 Sekunden anhielt, und bey Menschengedenken das stärkste war. Auf den Observatorium blieben zwey eingemauerte Penduluhren stehen, und ein befestigtes Gefäß von drey Kubikzoll Inhalt, das zu Versuchen über die Ausdünstung diente, verschüttete sein ganzes Wasser. Die St. Peterskirche, die von St. Maria Maggiore, und andere litten an ihren Gewölben. Ein Theil der Kornische des Koliseums ist herabgestürzt, viele Paläste nahmen bedeutenden Schaden, und ihre Mauern bekamen Sprünge. Vor dem Thor St. Paolo stürzte ein Haus zusammen, wobey drey Personen das Leben verloren. Zwischen dem Esquilin und dem Monte-Pincio schien der Stoß am heftigsten gewesen zu seyn. Die Kuppel des Tempels der Minerva Medica, die isolirt stehenden Säulen des Tempels vom Jupiter Tonans, und andere Alterthümer haben keinen Schaden genommen. Aus diesem Umstand schöpften die Römer einen Beruhigungsgrund, indem sie daraus folgerten, daß seit achtzehn Jahrhunderten in ihrer Stadt kein heftigeres Erdbeben als das gegenwärtige geherrscht hat; ob man gleich aus neuern Entdeckungen weiß, daß Rom eigentlich in dem Krater eines alten Vulkans gebaut ist, von dessen Rande die berühmten sieben Hügel Ueberreste sind. Eine Stunde nach dem ersten Stoß fühlte man noch einen zweyten, ungleich schwächern. An der Peterskirche wurde die kleine Treppe in der Kuppel, mehrere Fenster und Mosaikgemälde beschädigt. Im Quartier St. Angelo starb eine Frau vor Schrecken.

Ein Privatschreiben aus Rom vom 22. März erzählt in Bezug auf das nämliche Erdbeben: „Seit drey Wochen hatten wir beständige Regengüsse und Südwinde, so daß selbst die Tiber auszutreten anfieng. Der Regen hatte ungefähr 48 Stunden aufgehört, aber der Scirocco währte fort, als man diese Nacht bey fast heiterm und sehr mildem Wetter, gegen 3 Uhr Morgens einen heftigen Erdstoß verspürte, der auf eine wirklich schreckliche Weise mehrere Sekunden fortdauerte, so daß mehr als drey Viertheile der Einwohner in der peinlichsten Angst auf die Strasse liefen. Ich erwachte, richtete mich im Bette auf, und fühlte deutlich, daß die ersten Stöße senkrecht waren, als ob man auf einem Karren gestoßen würde; dann war es, als ob man mich in einem Siebe rüttelte, und endlich endigte die Bewegung wellenförmig. Nach den Rissen, die in den Wänden meiner Wohnung dadurch entstanden, dürfte dieses Erdbeben in Rom Verheerungen angerichtet, und vorzüglich die Gewölbe in den Kirchen beschädigt haben. Eine in meinem Zimmer aufgestellte Büste wurde umgeworfen. Gegen 4 Uhr Morgens spürte man einen zweyten, ebenfalls starken Erdstoß, der aber nicht anhielt.“

Gutes Tafeldruckschwarz für Kattune und Leinwand.

Das, nach folgender Vorschrift bereitete Tafeldruckschwarz, widersteht der Seife, der Luft und den schwachen Säuren. Zuerst mache man sich aus 2 bis 2 1/2 Pfund gutem Blau- oder Campecheholz durch zweymaliges Auskochen mit genugsamen Wasser, eine Farbebrühe, welche man auf 4 Pfund Flüssigkeit gelinde abdampft. Diese verdicke man mit Stärke durch gelindes Kochen; hierauf gieße man die verdickte Masse in eine Schüssel von Steingut oder Porzellain und rührte sie bis zur beynahe völligen Erkaltung. Nun setze man unter beständigem Umrühren nach und nach ein halb Pfund salpetersaures Eisen *) und hierauf noch 8 Loth Vitriolöl hinzu.

Dieses Tafeldruckschwarz qualifizirt sich sowohl zum Eindrucken fertiger oder gefärbter Kattune und Leinwande, als auch zum Vordruck und Färben, z. B. beym Färben mit Quercitronrinde oder Wau. Als Tafeldruckschwarz wird es nach dem gehörigen Trocknen bloß ausgewaschen, auch kann man die damit gedruckten Zeuge ohne Nachtheil pantschen und walken. Als Vordruck betrachtet man es als

*) Das salpetersaure Eisen erhält man, wenn man in starke reine Salpetersäure (doppeltes Scheidewasser) nach und nach in ganz kleinen Portionen eiserne Nägel oder Eisendrath wirft, bis kein Eisen sich mehr darin auflöst. Man muß sehr vorsichtig mit dem Hinzugeben des Eisens seyn, weil sich sonst das Ganze erhitzt und die Salpetersäure größtentheils zersetzt wird. Nach 24stündigem ruhigen Stehen gießt man die klare Flüssigkeit vom Bodensatze ab, und hebt diesen zur nächsten Bereitung auf, wozu man ihn wieder anwenden kann.

einen verdickten Mordant, druckt mit dem andern Mordant darüber und darneben, läßt es dann durch den Kühkoth passiren, und giebt ihm die anderweitige Behandlung, die beym Färben und Bleichen statt hat. Man erhält auf diese Art in Flotten, welche keine Gallussäure enthalten, ein Schwarz, das jeder Erwartung entspricht.

Verschiedenes.

Preisfragen. Unter die Preisfragen der französischen gelehrten Gesellschaften auf das Jahr 1812 gehört die Frage der Aufmunterungsgesellschaft der Landwirthschaft und Industrie im Jemappe-Departement: Welches ist die Beschaffenheit und was sind die Bestandtheile des in den Steinkohlengruben sich entwickelnden (unter dem Namen brison oder terron bekannten) Gases? Durch welche Mittel können sowohl die Arbeiter in jenen Gruben, als die Maschinen und Gerüste, deren man sich in den Steinkohlenbergwerken bedient, gegen die verderblichen Wirkungen jener Dünste und jenes Feuers geschützt werden? — Es waren eben diese Fragen bereits für das Jahr 1811 aufgegeben, und sechs darüber eingekommene Denkschriften enthielten zwar viele belehrende Angaben, blieben jedoch, besonders in Hinsicht auf die zweyte Frage, unbefriedigend; darum wird die Aufgabe wiederholt und näher dahin bestimmt: es sollen die Preiswerber eingeladen seyn, die Mittel umständlich anzugeben, durch welche die gefährlichen Wirkungen des brennbaren Gases, das in den Bergwerken unter dem Namen feu grison bekannt ist, zerstört werden können, sey es durch Benutzung jener Luftart, welches am wünschbarsten wäre, oder durch Austreibung oder Einmischung und Neutralisation derselben; die Angaben sollen sich auf einige eigene Versuche stützen.

— —

Gesellschaft adeliger Frauen. Die seit einiger Zeit in Oesterreich bestehende Gesellschaft adeliger Frauen, zur Beförderung des Guten und Nützlichen, hat im Laufe des abgewichenen Jahres, an barem Gelde, eine Einnahme von 144,207 Guld. 54 Kr. in B. Z. gemacht, und an Partial-Lottolosen 5750 Guld., in einer Nied. Oesterr. Ständischen Obligation 1000 Guld., und fünf Stück Bankozettel-Lottolose, jedes von 100 Guld. empfangen. Von der Barschaft wurden verwendet: Für die Zöglinge des Taubstummen-Instituts 10,998 Guld. 3 Kr.; des Blinden-Instituts, 6834 Guld. 30 Kr.; für das Institut für kranke Kinder, 1000; das Fräulein-Erziehungshaus in St. Pölten, 3000, in Krems, 2000; das Spital der Elisabethiner-Nonnen in Wien, 6500, in Linz, 3000; für die Ursuliner-Nonnen in Wien, 6000, in Linz, 2000; die Salesiner-Nonnen in Wien, 6000; für das Piaristen-Kollegium in Wien, 1000, in Krems, 3000; für die Rekonvaleszenten, 5500; die Privat-Anstalt zur Unterstützung ausgetretener Sträflinge aus dem Zucht- und Polizeyhause, 1500; für Pfründner in Versorgungshäusern, 4500; das Erziehungshaus des Regiments Strauch, 500; die Abgebrannten in Wiener-Neustadt, 1500; für Preise 10 verdienter Dienstbothen, 3000; für das Spital der barmherzigen in Feldsberg, 2000; Verpflegung der Findlinge, 30,249 Guld. 8 Kr.; das Marien Spital nächst Baden, 13,164; für Administrations-Auslagen, 5639 Guld. 37 Kr., zusammen 118,885 Guld. 18 Kr. Es bleiben daher an Kassarest für das gegenwärtige Jahr, 25,322 Guld. 36 Kr., und oberwähnte Staatspapiere.

— —

Neue Inseln. Der englische Kapitän Bristow hat vor wenigen Monaten eine in der Südsee, südwestlich von Neuseeland, unter dem 50° 40′ südlicher Breite und 166° 35′ östlicher Länge, gelegene Inselgruppe entdeckt und Lord Aucklands Gruppe benannt. Es sind ihrer sieben, und die größte derselben ist mit einem schönen Hafen versehen, wo man sich mit leichter Mühe Wasser, Wildpret und Fische im Ueberflusse verschaffen kann. Dieser kleine Archipelagus liegt in der Richtung mit der ebenfalls südwestlich von Neuseeland gelegenen Inselgruppe Snares.

— —

Am 31. März machte Hr. Crivelli aus Mayland, Professor der Physik am Gymnasium zu Trient, in Gegenwart des Präfekten und anderer Autoritäten ein Experiment, das vollkommen gelang. Er schoß nämlich ohne Lunten oder andres Feuer eine Kanone ab. Die Operation erfordert nur einen Augenblick, und ist auch nicht mit der geringsten Gefahr verbunden.

— —

Ueber den Merimack führt bey Newbury-Port, in Massachusets in Nordamerika, eine Brücke, die auf starken 51 Fuß langen eisernen Ketten schwebt, welche tief vergraben und mit Steinen bedeckt sind. Die stärksten Frachtwagen können sie passiren.

Der

Verkündiger.

77. Stück. Sonnabend. Am 18. April 1812.

Verfahren aus den Möhren einen guten Zuckersyrup zu machen.

Dr. Crome in Mögelin stellte vergangenes Jahr viele Versuche über Rübensyrup an, deren Resultate wir hier angeben wollen. Die besten Wurzelgewächse sind in dieser Hinsicht die Möhren, oder gelben Rüben (Daucus carota, L.) welche einen vortrefflichen Syrup geben.

Mein würdiger Vorgänger Einhof, sagt Crome, hat uns eine chemische Analyse der Möhren hinterlassen, wonach diese zusammengesetzt sind aus: wäßrigen Theilen 86, 38 p. Ct., Eyweißstoff 0,86 p. Ct. Schleimzucker 8,13 p. Ct. und Faser 4,63 p. Ct.; es ergiebt sich also schon aus dieser Analyse, daß sie eine bedeutende Menge Schleimzucker enthalten müssen, und es kam nur noch darauf an, zu erweisen, ob die Scheidung desselben leicht und ob sie vortheilhaft sey.

Daß man sich aus den Möhren ein sogenanntes Muus bereitet, indem man die Möhren zerschneidet, kocht, auspreßt und die erhaltene Flüssigkeit einsiedet, ist bekannt; man erhält aber auf diese Weise ein dickes, schleimiges Muus, und keinen reinen Zuckersyrup, indem nicht allein während des Kochens alle Bestandtheile der Möhren innig mit einander verbunden, sondern auch noch schleimige Theile der Faser aufgelöst werden, welche die schleimige Beschaffenheit des Produkts noch vermehren. Dieses Muus hat einen nicht unangenehmen, aber doch den eigenthümlichen Möhrengeschmack, und kann freylich in den Haushaltungen auf mannigfaltige Weise benutzt, aber doch nicht statt des Zuckersyrups angewendet werden. Nun kam es darauf an, den Syrup so rein zu erhalten, daß er statt des Zuckersyrups benutzt werden könnte, und dazu mußte ich ein anderes Verfahren wählen.

Vom Zerkleinern und Auspressen der Möhren.

Vor dem Zerkleinern der Möhren müssen diese erst gewaschen und von ihrer äußern Rinde befreyt werden. Diese letztere Arbeit, welche sehr leicht auf die bekannte Weise durch Schaben mit einem Messer verrichtet werden kann, halte ich deshalb für nöthig, weil in dieser Rinde ein gewisser harziger Stoff vorzüglich seinen Sitz hat, welcher in hohem Grade den eigenthümlichen Möhrengeschmack, und eine stark gelbfärbende Eigenschaft besitzt. Einhof erwähnt seiner schon bey der vorhin genannten chemischen Analyse. Da man die Rinde und zugleich mit ihr dieses Harz auf eine leichte, wenig kostspielige Weise fortschaffen kann, so wüßte ich nicht, warum man sich dieser Arbeit überheben wollte, da man ohnehin dadurch den Syrup reiner und schmackhafter erhält.

Alsdann werden diese Möhren auf gewöhnlichen Reibeisen gerieben; wollte man die Arbeit in's Große treiben, so könnte man sich freylich dazu einer der bekannten Reibemaschinen, bedienen; indessen geht die Arbeit auf gewöhnlichen Hand-Reibeisen schnell und gut, und wie ich nachher durch meine Berechnung beweisen werde, ohne viele Kosten von Statten, so daß ich den kleinern Haushaltungen nicht zur Anschaffung jenes Apparats rathen, sondern diese bekanntere Methode empfehlen mögte. Sechs Weiber können in einem Tage 6 Scheffel Möhren schälen und zerreiben, und wenn man nun die Tagearbeit einer Frau auf 3 — 4 Gr. Münze berech-

net, so ergiebt es sich, daß dadurch die Kosten des Produkts nur sehr wenig vermehrt werden.

Man kann die Möhren so zerrieben ohne Nachtheil eine Nacht oder einen Tag stehen lassen, ehe man sie auspreßt, wenn man nur die Vorsicht beobachtet, sie an einem kühlen Orte hinzustellen. Hierauf folgt nun die Arbeit des Auspressens des Möhrensaftes, die man vielleicht am andern Morgen, wenn man die Möhren am Tage zuvor zerrieben hat, vornehmen kann. Im Ganzen genommen verfährt man dabey eben so, wie bey dem Auspressen des Pflaumenbreyes, nur mit dem Unterschiede, daß man die zerriebenen Möhren nur einmal auszupressen nöthig hat. Sie enthalten nämlich weniger Schleim als die Pflaumen und entlassen ihren Saft sehr leicht, so daß man mit einmaligem Pressen den Saft hinlänglich herausbringt. Der Saft pflegt ziemlich dünnflüßig, gelbröthlich und von süssem Geschmack zu seyn. In der Regel beträgt die Quantität des Safts aus einem Scheffel 12 Berl. Quart. Ohne Zweifel würde man etwas mehr Syrup gewinnen, wenn man die nun zurückbleibende gelbe Faser mit Wasser auswaschen, und noch einmal durchpressen wollte; ich zweifle aber daran, daß dieses Verfahren vortheilhaft wäre, denn einmal wird dadurch die Arbeit bedeutend vermehrt, und zweitens erhält man weit mehr Flüssigkeit, muß den Saft längere Zeit sieden lassen, und bedarf dazu einer größern Quantität Feuerung. Ich habe daher die zurückbleibende Faser dem Rindvieh verfüttern lassen, welches sie sehr gern frißt und dem sie ein gutes Nahrungsmittel liefert, da es bekannt ist, daß die Faser der Wurzelgewächse größtentheils aus erhärtetem Schleim (mit etwas Eyweiß) besteht, welcher sich nur durch Sieden mit Wasser auflösen läßt, von dem thierischen Magen aber sehr gut aufgelöst wird.

Weitere Verarbeitung des ausgepreßten Saftes zum Syrup

Der gewonnene Möhrensaft enthält nun Schleim, Zucker, Eyweißstoff, etwas von dem vorgenannten harzigen Stoffe, und eine geringe Menge freier Aepfelsäure; von den letzteren drey Bestandtheilen, und auch so viel als möglich vom Schleime, muß man ihn zu befreyen suchen, wenn man einen reinen, wohlschmeckenden Syrup erhalten will, und hiezu habe ich nun folgendes Verfahren angewandt, welches ich mit Zuversicht empfehlen kann.

Man bringt ihn in den vorhingenannten kupfernen Siedekessel, und vermischt ihn hier gleich kalt mit so vieler abgerahmter Milch, daß auf den Saft von jedem Scheffel Möhren (also ohngefähr auf 12 Quart) 1 höchstens 1½ Berl. Quart kommen. Alsdann legt man gelindes Feuer unter und läßt dieses allmählig bis zum Sieden der Flüssigkeit verstärken. Hierbey werden nun sowohl der in dem Safte enthaltene Eyweißstoff, als auch der käsigte Theil der Milch gerinnen, und einen Theil des Harzes, mit durchgepreßte faserige Theile und andere dem Safte anhängende Unreinigkeiten mit sich in die Höhe führen, und hier in der Gestalt eines gelben käsigen Schaumes erscheinen, den man, so lange seine Absonderung dauert, mit einer Schaumkelle sorgfältig abnehmen muß.

Hat die Absonderung des Schaumes aufgehört, so setzt man so lange gepulverte Kreide hinzu, bis das blaue Lackmuspapier nicht mehr geröthet wird, oder bis man kein Aufbrausen mehr bemerkt. Man wird hiezu nur eine geringe Menge nöthig haben; bey meinen Versuchen reichte ich in der Regel mit ½ bis ¼ Pfund Kreide auf den Saft von 3 Scheffeln Möhren aus; höchstens wird man zu einer solchen Quantität 1 Pfund nöthig haben. Hierdurch wird nun nicht allein die freie Säure fortgeschafft, welche, wenn sie in der Mischung bliebe, dem Syrup einen unangenehmen Geschmack mittheilen würde, sondern es wird dadurch zugleich die vollkommene Absonderung des gelben Harzes bewirkt. Man wird nämlich gleich nach dem Zuschütten der Kreide wieder einen gelben Schaum auf der Oberfläche der Flüssigkeit bemerken, den man mit einer Schaumkelle sorgfältig abnehmen muß. Ist nun die Sättigung der freien Säure mit der Kreide auf diese Weise vollendet, und sondert sich weiter kein gelber Schaum ab, so füllt man die Flüssigkeit in die früher beschriebenen Absetzfässer oder Wannen und läßt sie hierin ruhig einen Tag (oder wenn man die Behandlung mit Kreide am Mittage oder Nachmittage vornahm) nur bis zum folgenden Morgen stehen.

Der Möhrensaft bedarf nämlich zum Absetzen der längeren Ruhe nicht, welche man dem Pflaumensafte lassen muß, da dieser letztere weit schleimiger ist, und daher auch die schweren Kalktheile

langsamer in ihm zu Boden sinken. Man wird den Möhrensaft schon am andern Morgen völlig klar, und am Grunde der Gefäße einen gelblich weißen Bodensatz finden. Von diesem gießt oder schöpft man ihn nun so vorsichtig wie möglich ab, gießt ihn, wenn noch etwas darin schwimmen sollte, durch ein flanellenes Tuch, wodurch er leicht laufen wird, und siedet ihn allmählig bis zur Syrupskonsistenz, ohne irgend eine anderweitige Behandlung, ein. Man wird auf diese Weise einen sehr angenehm schmeckenden Syrup gewinnen, der in Hinsicht seines Zuckergehalts dem Pflaumensyrup nur wenig nachsteht, und — wenn man auf die angegebene Weise arbeitete — beynahe gar keinen Möhrengeschmack mehr besitzen wird, so daß man ihn vollkommen so gut als den gemeinen Zuckersyrup zur Versüßung der Speisen auch benutzen kann. Hat man ihn weit genug eingesotten, und bewahrt man ihn in völlig ausgetrockneten Steintöpfen oder hölzernen Gefäßen an einem kühlen Orte auf, so kann man sicher seyn, daß er nicht verderbe. Im Gegentheil verbessert sich dieser Syrup, so wie der Pflaumensyrup durch das längere Stehen beträchtlich, vielleicht indem er noch einigen äpfelsauren Kalk absetzt, und erhält nachher einen so reinen, angenehmen Geschmack, daß man ihn kaum von dem gemeinen Zuckersyrup, den er in Hinsicht der Reinheit von fremdartigen Beymischungen noch übertrifft, unterscheiden kann.

Benutzung der Rückstände.

Wie ich vorhin schon angegeben habe, wurde hier die nach dem einmaligen Auspressen der zerriebenen Möhren zurückgebliebene Faßer bloß zur Viehfütterung benutzt. Ich zweifle aber nicht daran, daß man auch sie zur Branntweinbereitung anwenden könnte. Aus Mangel einer Blase konnte ich keine Versuche darüber anstellen. Zur Essigbereitung paßt sie wahrscheinlich nicht so gut, als die Rückstände der Pflaumen, da sie schwerlich hierbey den eigenthümlichen Möhrengeschmack ganz verlieren, und diesen daher dem entstandenen Essig mittheilen wird. Dem Branntwein wird sie wahrscheinlich diesen Geschmack nicht mittheilen. Wenn man sie aber auch nur zur Verfütterung verwendet, so wird sie doch noch einen nicht geringen Werth haben, denn aus 1 Scheffel = 100 Pfund wurden an Safte 12 Quart, das Quart zu 2½ Pfund = 30 Pfund gewonnen: nun sind aber nach Einhofs Analyse in 100 Theilen höchstens 5 Theile Faser enthalten, der Rückstand muß also noch eine bedeutende Menge Schleim und Eyweißstoff enthalten, welche als sehr nahrhafte Substanzen bekannt sind.

Resultate.

Es wurden bis jetzt im Ganzen genommen 12 Scheffel Möhren zu verschiedenen Malen verarbeitet, deren Ertrag an Syrup sich größtentheils gleich blieb, indem vielleicht das eine Mal nur ein oder zwey Pfund an Syrup mehr oder weniger gewonnen wurden, als das andere Mal. Ich werde deshalb hier den Gesammtertrag angeben, um darnach meine Berechnung zu machen.

Aus zwölf Scheffeln Möhren zusammengenommen, wurden an guten konsistenten Syrup gewonnen 45 Pfund, also aus dem Scheffel beynahe 4 Pfund.

Das Arbeitslohn hierbey, so wie die Kosten für Feuerung, Milch, Kreide ꝛc. betrugen in

Summa	2	Thlr.	8 Gr. Crt.
12 Scheffel Möhren à 6 Gr.	3	—	— —
Summa	5	Thlr.	8 Gr. Crt.

Aus 12 Scheffel Möhren wurden 45 Pfund Syrup gewonnen; wenn nun die sämmtlichen Kosten hierbey 5 Thlr. 8 Gr. betragen, so kostet das Pfund dieses Syrups 2 Gr. 10 Pf., also nicht völlig 3 Gr. Hierbey ist die Benutzung der Rückstände wieder nicht berechnet. Die Möhren sind zu einem solchen Preise angeschlagen, für den man sie in Masse kaufen kann; ein Landwirth kann sie, zur eigenen Consumtion natürlich so hoch nicht anrechnen.

Der Ertrag der Möhren ist oft erstaunlich; es wurden noch den verwichenen Sommer in Möglin von noch nicht 2½ Magdeb. Morgen rajolten Landes 17 Winspel, also von dem Morgen ohngefähr 288 Scheffel gewonnen; überdem war zwischen die Möhren Mohn gesäet, welcher über 5 Scheffel Samen lieferte.

Berechnet man aber auch nur den Ertrag eines Morgens mit Möhren bestellt sehr gering zu 70 Scheffel, berechnet man, daß hieraus (wenn 12 Scheffel Möhren 45 Pfund Syrup liefern) 262½ Pfund Syrup gewonnen werden können, und rech-

net

net man nun das Pfund dieſes Syrups nur zu dem ſehr mäßigen Preiſe von 4 Gr. Crt. (denn man muß jetzt den gemeinen Zuckerſyrup mit 8 Gr. Crt. bezahlen), ſo benutzt man auf dieſe Weiſe den Magdeb. Morgen zu 43 Thlr. 18 Gr. Courant; wobey noch ſo wenig die Rückſtände nach dem Auspreſſen der Möhren als die Früchte, welche man zwiſchen die Möhren ſäen kann, in Anſchlag gebracht ſind. Zieht man nun von dieſer Summe für die Beſtellungskoſten der Möhren und für Bodenrente zuſammengenommen (wenn ich ſehr hoch rechne) 14 Thaler pr. Morgen und für die Zubereitungskoſten der Möhren, wenn ſie bey 12 Scheffeln 2 Thlr. 8 Gr. betragen, für 70 Scheffel 13 Thlr. 15 Gr., alſo in Summa 27 Thlr. 15 Gr. ab, ſo bleibt noch ein völlig reiner Ertrag von 16 Thlr. 3 Gr. pr. Morgen; womit man in der That Urſache hat zufrieden zu ſeyn.

Gewiß bedarf auch dieſe Benutzungsart der Möhren meiner weitern Empfehlung nicht, da die Vortheile derſelben zu deutlich vor Augen liegen. Ein jeder wird ſich leicht durch einen kleinen Verſuch von der Richtigkeit meiner Angaben überzeugen können. Er wird, wenn er genau nach meiner Vorſchrift und reinlich arbeitet, einen ſehr angenehm ſchmeckenden Syrup gewinnen, der, wenn auch noch nicht im Handel, wo ſolche Produkte gewöhnlich zuerſt mit dem Vorurtheile kämpfen müſſen, doch in der Behandlung vollkommen die Stelle des gemeinen Zuckerſyrup vertreten kann. Und ſo ſchließe ich dieſe wenigen Blätter mit dem Wunſche, daß recht viele meiner Mitbürger aus den Pflaumen und Möhren die Vortheile ziehen mögen, die ſie nach der angegebenen Weiſe gewähren, und daß dadurch dem Staate beträchtliche Summen, welche ſonſt für die Kolonialwaaren in's Ausland gehen, erſpart werden mögen.

Verſchiedenes.

Die Generalkommittee des landwirthſchaftlichen Vereins in Baiern ladet alle Sachverſtändige ein, einen Unterricht im Hufbeſchlag und in der Behandlung der gewöhnlichſten Krankheiten des Hufes zu bearbeiten. Der Preis für die Abhandlung iſt zwanzig Dukaten in Gold. Folgendes ſind die nähern Beſtimmungen dieſer Preisaufgabe: 1. Das Werk muß die Form eines Katechismus haben, im populären Styl geſchrieben, alſo ganz auf die Faſſungskräfte und das wahre Bedürfniß des gemeinen Handwerkers berechnet ſeyn. 2. Es muß außer dem Beſchlag des Pferdes auch jenen des Maulthieres (Eſels) und des Ochſen abhandeln. 3. Es müſſen demſelben die zur leichtern und vollſtändigern Belehrung nöthigen Zeichnungen beygelegt werden. 4. Der Verfaſſer der Preisſchrift hat der Generalkommittee des landwirthſchaftlichen Vereins den vollſtändig freyen Gebrauch derſelben zu überlaſſen. 5. Die Verfaſſer der nicht gekrönten Schriften erhalten dieſelben auf Verlangen wieder zurück. 6. Der Einſendungstermin endigt ſich mit dem 31. Dec. d. J., und die Entſcheidung erfolgt durch die Generalkommittee des landwirthſchaftlichen Vereins am 1. May 1813.

7. Die Preisſchriften werden an die Generalkommittee des landwirthſchaftlichen Vereins in München eingeſandt. Sie werden, wie gewöhnlich, mit einer Deviſe bezeichnet; der Name des Verfaſſers wird in einem verſchloſſenen Billet angezeigt, worauf von Außen dieſelbe Deviſe geſetzt iſt.

— —

Regenwürmer zu vertreiben. Außer dem Mittel, ſolche bey dem Regenwetter zu ſammeln, iſt folgendes wohl zu gebrauchen, wenn man Hanfſamen oder deſſen Blätter in Waſſer ſieder, und damit die Erde begießt, ſo werden ſie bald hervorkommen, daß ſie können geſammelt werden.

Bekanntmachung.

Warnung wegen verlorengegangener Wechſelbriefe.

Dem Handlungshauſe, Anné Popp in Salzburg, ſind mehrere geſtochene, unausgefüllte und in Bianco von Anné Popp unterſchriebene Wechſelbriefe, im Linzer Oſtermarkt 1812, in Verluſt gerathen. Das Publikum wird hievon mit der Warnung in Kenntniß geſetzt, daß Niemand derley geſtochene von Anné Popp unterſchriebene Wechſelbriefe von jemand Unbekannten, ohne vorher über die Aechtheit eines ſolchen Wechſels bey dem Handlungshauſe Anné Popp in Salzburg angefragt zu haben, an ſich löſen, obige Firma honoriren, acceptiren und ausbezahlen wolle.

Salzburg, im April 1812.

Anné Popp.

Der

Verkündiger.

78. Stück. Sonntag. Am 19. April 1812.

Witterungsbeobachtungen in Sigmaringen*).

Witterungsbeobachtungen haben für die Physik, für die Heilkunst, für die Landwirthschaft und Statistik vielfaches Interesse, und sind denselben bereits ein nothwendiges Hülfsstudium geworden. Licht, Wärme, Elektrizität, Kälte, Feuchtigkeit, Winde, Gewitter, überhaupt alle Einflüsse der Atmosphäre, wirken eben so mächtig auf die Vegetation, als auf die Körper der Menschen und der Thiere. Wenn der Landwirth hievon überzeugt, das: annus fructificat, non ager sich zum vorzüglichen Augenmerk nimmt, so muß der von den wohlthätigen Einwirkungen der Normal-Atmosphäre überführte Arzt sich ebenfalls als wesentlichen Grundsatz aufstellen, daß Störungen in den Organismus immer gleich sind den Störungen in der Atmosphäre. — Hr. Dekan und Stadtpfarrer Gobs hieselbst beobachtet mit musterhaftem Fleiß seit 1803 nach der von dem Hrn. Hofrath Bökman zu Karlsruhe entworfenen Methode, mittelst genauer mit den seinigen korrespondirender Instrumente täglich dreymal, ohne auch nur eine einzige Beobachtung ausgelassen zu haben, und ich theile dieselben für das merkwürdige Jahr 1811 in monatlichen Resultaten, verbunden mit ihren Einflüssen auf die öffentliche Gesundheit Sigmaringens, mit.

Witterung 1811.

Monate.	Corrig. Baromet.	Thermometer im Schatten	Hygromet.	Regenmaaß.			Winde.	
				Cub.′	″	‴	nordöstl.	südwestl.
Januar.	26, 3, 77	— 4, 7, 00	70, 3, 00	122,	10,	0	54	39
Februar.	— 2, 35	+ 1, 1, 51	70, 3, 09	312,	5,	9	31	53
März.	— 2, 12	4, 2, 54	55, 1, 61	26,	8,	7	49	41
April.	— 2, 32	7, 4, 58	55, 3, 88	299,	8,	0	23	67
May.	— 2, 63	12, 0, 38	56, 5, 69	349,	6,	0	27	66
Junius.	— 4, 11	13, 4, 58	59, 4, 33	1009,	10,	1	37	53
Julius.	— 4, 40	14, 6, 92	54, 9, 67	413,	5,	8	33	60
August.	— 5, 04	12, 7, 51	58, 8, 88	416,	8,	2	32	61
September.	— 4, 38	10, 7, 24	55, 4, 22	226,	5,	2	48	42
Oktober.	— 3, 97	9, 3, 11	66, 0, 03	285,	1,	8	19	74
November.	— 4, 89	3, 2, 23	72, 1, 55	139,	10,	3	26	64
December.	— 3, 77	— 0, 8, 68	72, 0, 01	223,	3,	5	13	80
					in Summa			
Mittel	26, 3, 61	+ 6, 11, 6	62, 1, 66	3828,	83,	5	392	700

*) Man vergleiche damit die frühern im Verkündiger dieses Jahres, von Carlsruhe, Aarau, Wien ꝛc.

Von 1215 Einwohnern

Monate.	wurden krank.	davon starben		geboren		Getraut.
		Männl.	Weibl.	Männl.	Weibl.	
Januar.	74	5	2	3	—	—
Februar.	12	1	—	1	2	1
März.	15	1	2	3	3	—
April.	18	2	—	1	1	2
May.	17	1	2	3	3	1
Junius.	13	1	—	1	3	—
Julius.	13	2	—	4	3	—
August.	16	2	—	1	1	1
September.	8	2	2	1	1	1
Oktober.	15	—	1	1	1	1
November.	16	1	1	5	4	2
December.	11	—	2	2	2	—
	228	18	12	26	24	9
		30		50		
				davon vier unehelich.		

Der höchste Barometerstand war am 10 März Abends . 26, 9, 71
Der tiefste — — — 28 Dec. Nachmittags 25, 9, 49
Das Mittel gewöhnlich hier 26, 3, 2
Der höchste Thermometerstand war am 19 Jul. Abends + 26° 0
Der tiefste — — — 3 Jan. — . — 13 0
Das Mittel gewöhnlich hier . . . 5°, 6
Der höchste Hygrometerstand am 2. Nov. Abends . 93°, 0
Der tiefste — 19. Jul. Nachmittags . 29, 0
Das Mittel gewöhnlich hier . . . 63°, 7
Die größte Regenmenge im Julius . . . 1009‴, 10, 1
Die kleinste — im März . . . 26‴, 8, 7
Das Mittel gewöhnlich hier . . . 4058‴ Kubikzoll.

Es war also ein trockenes warmes Jahr, und in diesen sind die Krankheiten seltener, sie heilen leichter, die Aerzte sind geschickter! in siccitatibus omnia sunt salubriora. Hippocr. Die Mittelzahl unsrer Kranken ist sonst jährlich 246, und jetzt war die Anzahl 228 samt der Catarrhal-Epidemie im Januar; wo wir in der Regel immer die meisten, im September aber die wenigsten Kranken haben. Unser Klima schützt uns vor der Ruhr, die in tiefen Ländern 1811 so verheerend war. Wir liegen 1390 Fuß höher als Karlsruhe, und 1751 Fuß über dem mittelländischen Meere, vor Sommerkrankheiten folglich geschützt, von den Krankheiten der Kälte und der Feuchtigkeit aber desto heftiger verfolgt, wie dieß der kalte, feuchte, durch nördliche Winde sich auszeichnende Januar hier beweißt, in welchem alles hustete, was husten konnte, und wovon die obigen 74 nur die bedeutendsten Catarrhalformen mit Fieber waren. Die Mittelzahl der Verstorbenen ist sonst jährlich 40; die größte Sterblichkeit im März, die kleinste im November. Die Zahl 30 war also um so geringer, als sich dabey noch 11 Kinder unter einem Jahr befanden, die nicht in die Behandlung kamen. Die Mittelzahl der Gebornen ist sonst jährlich 50. Am meisten Geburten liefert der November, die wenigsten der Junius. Die Mittelzahl der Ehen ist jährlich 8. Wenn die Statistiker, die Landwirthe, die Aerzte die

beobachteten Einflüsse des Klima's und der Atmosphäre auf ihre Bemühungen durch eine Reihe von Jahren zusammenstellen, dieselben sowol unter sich als mit fremden Beobachtungen vergleichen, bis ins gehörige Detail nach Jahreszeiten, Monaten, nach Alter, Geschlecht, Krankheitsform, nach bestimmten Heilmethoden ꝛc. verfolgen, und dann daraus zweckmäßige genaue Resultate sich abstrahiren und herausrechnen würden, sollte man alsdann die Witterungsbeobachtungen wohl noch für eine so unnütze und sterile Arbeit ansehen?

Mezler.

Einfaches, sehr erprobtes Mittel gegen das kalte Fieber.

Von diesem läumischen Fieber befallene Leidende schleichen oft, trotz aller angewandten ärztlichen Hülfe, halbe Jahre lang mit einem dadurch ganz entkräfteten Körper herum, und sehen auch nach einmaliger Genesung, mit Angst einem bey diesem Fieber sehr gewöhnlichem Rückfalle entgegen, der dann so mächtig und allgebietend eintritt, daß er den Leidenden an demselben Tage, zu derselben Stunde, ja oft in der nämlichen Minute, worin ihn das Fieber vor einiger Zeit verlassen hat, mit verstärkter Wuth befällt.

Einsender glaubt daher der leidenden Menschheit eine nicht unbedeutende Wohlthat zu erweisen, wenn er auf ein allgemein wirksames Mittel aufmerksam macht, was nicht nur in Rücksicht seiner Wirksamkeit alle Latwerge und andere aus der jetzt sehr kostbaren Chinarinde verfertigte Arzneymittel übertrifft, sondern auch ohne Kosten von jedem leicht zubereitet werden kann. Es besteht aus einem Extrakte junger, grüner Wall- oder wälscher Nüsse.

Die Entdeckung desselben hat man, wie jede schöne Erfindung, dem Zufalle zu verdanken. — Ein Tagelöhner des Herrn von J. im P.....schen hat lange an diesem Fieber gelitten, und bat eines Tages diesen Herrn, ihm etwas gegen dieses Uebel zu geben. Herr von J. wußte ihm keine Hülfe zu verschaffen, gab ihm aber ein unschuldiges Hausmittel, welches man wohl für den Magen zu gebrauchen pflegt, nämlich ein Spitzglas voll von obigem Extrakte. Einige Tage nachher kömmt der Tagelöhner wieder — aber mit welchem Erstaunen hört der Herr von J. die Dankergüsse desselben für die glücklich an ihm bewirkte Befreiung von dem leidigen Fieber.

Durch die mündliche Erzählung des Herrn J., der dies Mittel nachher mehr versuchte, sind auch hier so viele geglückte Versuche, selbst an Kindern, damit gemacht worden, daß man es im Allgemeinen wirklich als ein radikales Kurmittel dieses Fiebers empfehlen kann, jedoch mit der Bemerkung, daß der Patient das Fieber wenigstens sechsmal gehabt haben muß — weil der zu frühe Gebrauch das Uebel vielleicht noch ärger hervorbringen könnte.

Die Bereitung dieses Mittel ist folgende: Um Johannis, wenn die Wallnüsse die Dicke einer gewöhnlichen Haselnuß erreicht haben, werden sie abgenommen, in vier Stücke geschnitten, und an einem schattigen Orte an der Luft, oder allenfalls auch in einem nicht mehr sehr heißen Backofen getrocknet, damit sie die überflüssigen, wässerigen Theile absetzen, und der Fäulniß und dem Schimmel nicht ausgesetzt sind. Von diesen mäßig ausgetrockneten Wallnüssen wird auf eine gute Handvoll ein halbes Maaß guter reiner Kornbranntwein gegossen, die Flasche verschlossen, und das Ganze an der Sonne destillirt. Sobald die Kraft ausgezogen ist, wird die Flüssigkeit eine braunrothe Farbe annehmen. Sie wird filtrirt, und ist zum Gebrauche fertig.

Ein erwachsener starker Mann kann davon des Morgens ein Spitzglas, ein minder starker ein halbes, Frauenzimmer 1 bis 2 Löffel, Kinder aber nur 1 bis 2 Theelöffel voll nehmen. Nach einigen Tagen wird das Fieber zuverläßig ausbleiben.

Damit die Aerzte über die Natur dieses Heilmittels desto besser urtheilen können, führt Einsender die Bestandtheile an, welche die grünen Wallnuß-Schalen enthalten, wie sie Henri Braconnot, Professor der Chemie zu Nancy, darin entdeckt hat.

1) Kraftmehl; 2) eine scharfe bittere Substanz, die bey der Berührung mit der Luft leicht braun wird, und eine Oxydation zu erleiden schien; 3) Aepfelsäure; 4) Gerbestoff; 5) Citronensäure; 6) phosphorsaurer Kalk; 7) Kleesaurer Kalk; 8) Kali.

Nachdem nun ausgemittelt wäre, ob in allen,

oder in welchem dieser Bestandtheile, das Heilmittel gegen das kalte Fieber, also in dieser Hinsicht ein inländisches Surrogat der Chinarinde enthalten wäre; so ließe sich vielleicht noch auf einen sicherern Erfolg hoffen.

H. 1811. W.

Das Spitzenklöppeln im sächsischen Erzgebirge.

ist für diesen überbevölkerten, armen Landstrich ein so ergiebiger, ihm eigenthümlicher Fabrikzweig, daß eine nähere Kenntniß davon wohl manchem willkommen seyn dürfte.

Es war Barbare Uttmann, aus einem adeligen (Patrizier) Geschlechte Nürnbergs, die, indem sie Spitzen stickte, durch irgend einen Zufall auf das Klöppeln derselben kam. Ihr Vater war des damals immer zunehmenden Bergbaus wegen von Nürnberg nach Annaberg gezogen, und vermählte sie mit einem reichen Bergwerksbesitzer, Christoph Uttmann; und — sie, eine glückliche Mutter von 64 Kindern und Kindeskindern stiftete sich durch ihre Erfindung ein Denkmal, das — aere perennius — Tausende zum Dank auffordert, die durch ihre Erfindung ihr tägliches Brod haben.

Es war 1571, als die gute Barbara starb und schon 1608 waren die Erzgebirger Spitzen oder Zinnicken, wie sie auch hießen, allgemein beliebt und wetteiferten mit den viel theueren Brabanter und Brüsselern im Inn- und Auslande. Für das letztere würkten vorzüglich schottische Kaufleute, die gleich dem Vater der Barbara, durch den damals weltberühmten Bergbau dahin gezogen waren. Die armen Schotten hausirten damals gern im Auslande, gleich den Italienern, siedelten sich hier und da an. Ein sehr angesehener von ihnen ließ sich allein dieses Handels wegen in Annaberg nieder — er hieß Cunigham und war am sächsi. Hofe besonders empfohlen. — Er vertrieb das noch neue Fabrikat weit und breit und wenn noch jetzt im Erzgebirge ein Spitzenhändler oft Spitzenschotte heißt: so wird man den Grund davon leicht einsehen.

Das Klöppeln der Spitzen erfordert, soll es Brod geben, eine große Fertigkeit, Uebung, anhaltenden Fleiß und Reinlichkeit. Unter 60 bis 100 Klöppeln allemal den rechten zu finden, ohne lange zu suchen, setzt gewiß viel voraus, und wäre wohl den meisten unmöglich, wenn sie nicht schon am 4ten Jahre an in und außer der Schule dazu angehalten würden. Ohne den Namen zu führen, findet man nämlich im Erzgebirge viele Industrie- oder besser Klöppelschulen, wo die am Unterricht nicht unmittelbar theilnehmenden Kinder immer noch nebenbey klöppeln, um wöchentlich 4 — 6 — 8, auch wohl 16 gr. zu erwerben. Ein Klöppelmädchen — so heißt jede, ledige oder verheyrathete Klöpplerin, gewinnt wöchentlich höchstens 20 gr. bis 1 Rthlr. wo sie sich aber freylich kaum umsehen und nichts weniger, als lange Zeit beym Essen zubringen darf. Abends kommen dergleichen so zusammen, wie an andern Orten zum Spinnen, Federschließen, um sich bey der langweiligen die Augen ermüdenden Arbeit, durch Gespräche, Wetten ꝛc. munter zu erhalten. Ein einziges Lämpchen erhellt das ärmliche Zimmer und mittelst einer Glaskugel oder einer Flasche mit Wasser, die vor jedes Mädchens Klöppelsack auf dem Klöppelstock, (ein gemeinschaftliches Arbeitsgestell) steht, die Arbeit derselben. Wenn die Arbeit drängt, so gehts wohl so die ganze Nacht hindurch. Um Mitternacht wird dann schwarze Brühe — genannt: Kaffee, gekocht, wozu alle beytragen. Die eine giebt die Bohnen, die andere die Wurzeln, so nennt man Cichorien, die dritte Zöppeln (Semmeln), die vierte Zucker, die fünfte Sahne, die 6te kocht ꝛc.

Die Spitzen werden theils durch Hausirer, theils durch die Spitzenhändler, deren in Schneeberg und Anneberg die größten sind, nach allen Punkten hin verbreitet. — Freylich ist jetzt, wie in allen, so auch in dieser Artikel durch Einfuhrverbot, Zoll, und dergl. der Absatz sehr vermindert.

Den feinsten Zwirn dazu lieferte sonst Holland. Jetzt liefern ihn aber auch sächsische und böhmische Orte.

(Der Beschluß folgt.)

Der

Verkündiger.

79. Stück. Dienstag. Am 21. April 1812.

Gefängniß in Philadelphia.

Das Gefängniß in Philadelphia ist ein geräumiges Gebäude von Quadersteinen, hat 100 Fuß Fronte, und ist wegen Feuersgefahr, durchgängig gewölbt. Hinter dem Gebäude ist ein großer Hof mit hohen Mauern umgeben. Die Einrichtung in diesem Gefängniße ist einzig. Zufolge der pensylvanischen Kriminalgesetze wird kein Verbrechen mit dem Tode bestraft, Mord vom ersten Grade ausgenommen, worunter man vorsäglichen, absichtlichen Mord versteht; jedes andere Verbrechen wird mit verhältnißmäßig langer einsamer Einkerkerung bestraft.

Was man auch gegen dieses Gesetz einwenden mag, so beweiset doch hier in Pensylvanien die Erfahrung, daß auf diese Weise den Verbrechen weit eher als auf jede andere Art Einhalt gethan wird; und so weise ist die Einrichtung in diesem Kerker, daß man sich nicht bloß darauf einschränkt, das Verbrechen zu bestrafen, sondern auch ganz unmittelbar an der Besserung und Sinnesänderung des Strafbaren arbeitet.

Sobald ein Verbrecher hinein kommt, muß er sich waschen, die Haare werden ihm abgeschoren, und ist er nicht anständig gekleidet, so bekommt er einen reinlichen Anzug; dann wird er in eine einsame Zelle geführt, die 9 Fuß lang und 4 Fuß breit ist, wo er von dem Umgange mit allen lebenden Wesen ausgeschlossen ist, und durchaus niemand zu sehen bekommt, als den Gefangenwärter, der für seine Bedürfnisse sorgen muß, aber auch nur im äußersten Nothfall mit ihm sprechen darf. Ist der Gefangene widerspenstig, oder das Verbrechen, das er begangen, sehr schwer, so wird er in eine finstere Zelle gebracht, wo kein Sonnenstrahl hindringt; und dieß ist dann das Aergste, was ihm widerfahren kann. Zweymal wöchentlich wird das Gefängniß von zwölf Männern besichtigt, die jährlich aus der Bürgerschaft von Philadelphia gewählt werden. Es hält nicht schwer, diese Männer zu finden, denn jeder unterzieht sich gern unentgeldlich diesem mühsamen Geschäft. Sie theilen sich in mehrere Kommissionen, deren jede es der Reihe nach übernimmt, eine bestimmte Zeit hindurch das Gefängniß von einem Ende bis zum andern genau zu revidiren. Von diesen Untersuchungen statten sie der gesammten Inspection (welche sich zu bestimmten Zeiten versammelt) Bericht ab, und diese bestimmt dann nach diesen Angaben, mit Zuziehung der Richter, wie jeder einzelne Gefangene, nach Verhältniß seines Verbrechens und der sich darauf äußernden Reue, behandelt werden soll. Die härteste Strafe ist, wie bereits erwähnt, Einkerkerung in eine finstere einsame Zelle. Gelindere Grade sind: daß der Verbrecher in eine einsame, aber helle Zelle gebracht, ferner, daß in einer solchen Zelle ihm Arbeit, und im gelindesten Falle, daß ihm verstattet wird, mit andern Gefangenen gemeinschaftlich, also in Gesellschaft zu arbeiten. In den zwey härtesten Graden besteht die Kost bloß aus Wasser und Brod; denen aber, die arbeiten dürfen, werden auch andere Speisen gereicht; Fleisch wird jedoch nur zweymal wöchentlich, und zwar in kleinen Portionen gegeben. Zum Getränk bekommen sie alle ohne Unterschied nur Wasser; ein anderes Getränk darf unter keinem Vorwand ins Haus gebracht werden. Man hat gefunden, daß diese Diät die zuträglichste ist; da sie den Gefangenen Kräfte genug zu der ihnen auferlegten

legten Arbeit giebt, nahrhaftere Koſt hingegen ſie übermüthig und weniger biegſam machte. Zweymal wöchentlich müſſen die Gefangenen ſich baden, wozu ſchickliche Anſtalten innerhalb des Hauſes vorhanden, und eben ſo oft legen ſie reine Wäſche an, die ihnen regelmäßig gereicht wird. Für ihre Geſundheit wird ſehr geſorgt; für die Kranken ſind beſondere Zimmer und gehörige Verpflegungsanſtalten. Ein jeder von ihnen treibt das Handwerk, das er verſteht — wenn es ſich nemlich innerhalb des Gebäudes thun läßt — und ſind ſolche da, die gar keins verſtehen, ſo findet man doch bald Mittel, ſie zu beſchäftigen. Jedes Handwerk hat ſeinen eigenen Saal, und auf den Höfen ſind die Steinmetzen, Schmiede, Nagler, und dergleichen. Die einſamen Zellen, welche in einem entfernten Theile des Gebäudes liegen, abgerechnet, hat das Ganze das Anſehen eines Fabrikenhauſes. Anſtand und Ordnung herrſchen durchgängig; man ſieht hier nicht, wie in unſern Gefängniſſen, bleiche, fürchterliche Geſtalten umherſchleichen, und der Fremde kann ohne Beſorgniß von irgend einer Unannehmlichkeit zwiſchen ihnen durchgehen, ja er wird oft kaum bemerkt. Mit einander ſprechen dürfen ſie zwar, ſo viel unumgänglich nöthig iſt, ſingen und lachen aber gar nicht, und überhaupt nicht einander ſtören. Der Aufſeher muß Acht geben, daß ſie fleißig arbeiten, bey der geringſten Widerſetzlichkeit gegen die einmal eingeführte Ordnung wird er in eine finſtere Zelle eingeſperrt, wo er ſo lange bey Waſſer und Brod bleibt, bis er ſich eines Beſſern beſinnt, und dieſe Kur iſt ſo gründlich, daß ſie ſelten zum zweytenmal angewendet werden darf. Die Frauen werden völlig getrennt von den Männern gehalten, und mit ſchicklichen Arbeiten beſchäfftigt. Die Arbeiter eſſen in einem großen Zimmer beyſammen. Alle Sonntage wird Gottesdienſt gehalten, den jeder bewohnt, und der Prediger dieſer Anſtalt, ſo wie die Inſpektoren, müſſen ſich von Zeit zu Zeit mit den Gefangenen unterhalten, und ſo ihre Grundſätze und ihre Sinnesart beſſern. Da geſchieht es denn nicht ſelten, daß ein Gefangener als ein ganz veränderter Menſch den Kerker verläßt, weil er während ſeines Verhafts zur Arbeit gewöhnt wird, und gute Lehren bekam. Auch bemüht man ſich ſorgfältig, ihn nach ſeiner Entlaſſung mit Arbeit zu verſehen.*). Ohne Erlaubniß der Inſpectoren darf Niemand das Gefängniß beſuchen. *r.

Können wohl die Engländer etwas gegen Kronſtadt und Petersburg unternehmen?

Sobald zwiſchen Rußland und England Krieg iſt, ſobald muß die Beantwortung dieſer Frage, ſie mag nun bejahend oder verneinend ausfallen, ſtets von Intereſſe ſeyn. In wiefern die Engländer nun ſchon ſeit 1807 mit Rußland in einem feindſeligen Verhältniſſe ſtanden und gegen dieſe beyden Hauptpunkte der ruſſiſchen Marine nichts in dieſem langen Zeitpunkten unternommen haben, inſofern mußte man praktiſch die Ausführung für unausführbar halten. Allein geheime Verſtändniſſe, die Abſicht Englands, das große ruſſiſche Volk nicht mit ins Intereſſe der Krone zu verpflechten ꝛc. ꝛc. könnten die engliſchen Miniſter davon abgehalten haben, und in ſofern wird es nicht unintereſſant ſeyn, auch phyſiſch-geographiſch die Möglichkeit oder ihr Gegentheil zu erörtern.

Da ergiebt ſich denn, daß 1.) Petersburg von einer Flotte nicht angegriffen werden kann, weil die Mündung der Newa, nicht einmal große Kauffahrteyſchiffe, geſchweige dem gar Kriegsſchiffe zu tragen vermag. Alle die letztern werden zwar auf den Petersburger Werften gebaut, aber ſie müſſen, um ausgerüſtet zu werden, durch Kameele nach Kronſtadt abgeführet werden, weil dieſe nur 8, die vom Stapel gelaſſenen Kriegsſchiffe aber ſchon 14 Fuß Tiefe halten. Eine Expedition könnte alſo nur 2) gegen Kronſtadt ſtatt finden.

Eben weil Peter der Große ſah, wie wenig Petersburg allein ſeine Plane auszuführen vermochte, ließ er dieſe, etwa 6 Meilen davon liegende Inſel in Beſitz nehmen und zu einer Vormauer von ſeiner Reſidenz, zu einem Punkte machen, von dem aus er den ganzen Finniſchen Meerbuſen dominirte.

Es liegt nämlich dieſe Inſel ziemlich in der

*) Eben hier iſt die ſchlechte Seite unſerer Zuchthäuſer. Wo ſoll ein aus ihnen Entlaſſener hin? Preis gegeben dem Hunger ohne Habe und ohne Ehre, muß er aufs neue die Rückkehr ins Zuchthaus zu verdienen ſuchen, d. h. — ſtehlen.

Mitte deſſelben. Allein das nördliche, zwiſchen ihr und dem Finnländiſchen Ufer liegende Fahrwaſſer, von ungefähr anderthalb Meile Breite, iſt für große Schiffe nicht tief genug und für kleinere Schiffe durch Seebatterien und Blockſchiffe, verſenkte Schiffe ſeit 1808 unfahrbar gemacht. Das ſüdliche, zwiſchen Kronſtadt und dem ruſſiſchen Ufer befindliche, hätte zwar ein für jedes Schiff eine Meile breites Fahrwaſſer, allein man hat es ebenfalls ſo unfahrbar gemacht, daß nur ruſſiſche Lootſen den Weg finden und die Kanonen auf Kronſtadt, die Seebatterien ꝛc. ꝛc. jedes Schiff, das hierdurch kommt, in Grund und Boden ſchießen können, ohne viel von dem Feuer deſſelben fürchten zu dürfen, da ſie nicht viel über die Waſſerfläche erhoben ſind. Wollte eine Flotte die Arſenäle durch ein Bombardement ruiniren, ſo müßte ſie ſich entweder den feindlichen Batterien ſo nähern, daß eher ſie vernichtet wäre, ehe dieſe ſchwiegen, oder ihr Bombardement wurde bey den weitläuftig gebauten Magazinen, wo immer Waſſervorräthig iſt, unnütz ſeyn, und überdieß hätte man Zeit genug, ungehindert auf kleinen Schiffen alles nach Petersburg abzuſenden, wozu man um ſo beſſer eingerichtet iſt, da alle großen Kauffahrer in Kronſtadt löſchen. An eine Behauptung Kronſtadts wäre aber nun vollends nicht zu denken, da der finniſche Meerbuſen 6 Monate mit Eis bedeckt iſt und Englands Truppen nichts mehr als einen Kampf zu Lande ſcheuen. Jetzt, wo Rußland nun auch die finnländiſche Küſte dominirt, iſt Kronſtadt und Petersburg noch mehr geſichert. Vorher mußte es immer die Scheerenflotte der Schweden fürchten.

*r.

Das Spitzenklöppeln im ſächſiſchen Erzgebirge (Beſchluß.)

Schmale und nicht eng gezeichnete Spitzen bedürfen der wenigſten, breite der meiſten Klöppel. Ein Stück Spitzen hält 9½ bis 20 Ellen und koſtet 4 gr. bis 30 Rthlr. 1803 wurden für den König 3 Ellen zu Manſchetten gefertigt, wo für die Elle allein 3 Rthlr. Arbeitslohn gezahlt wurde. Es war eine Tagelöhnersfrau, Namens Stielerin, in Bärnsbach, die man dieſer Ehre würdig hielt. So mannigfach die Spitzen ſind, ſo mannigfach und meiſt komiſch ſind ihre Namen.

Der Arbeitslohn ſteht natürlich ſehr mit dem Abſatze im Verhältniß. Im Sommer iſt er meiſt etwas höher, weil unzählige Hände, die wenigſtens im Winter gröbere Sorten fertigen, anders beſchäfftigt ſind. Außer den Klöppelmädchen und Kindern greift nämlich im Winter, wenn nichts anders zu verdienen iſt, auch jeder Tagelöhner, Bergmann, Maurer ꝛc. zum Klöppelſack und ſo ſind denn zu dieſer Jahreszeit im Amte Schwarzenberg und Wolkenſtein wohl 30,000 Menſchen beſchäftigt. Das Städtchen Jöhſtadt hat kaum 1300 Einwohner und davon nähren ſich im Winter vielleicht 1000 allein mit Klöppeln. Man kann denken, wie viel 100000 Stück in Sachſen gefertigt werden, wie viel 100,000 Rthlr. dadurch nach Sachſen herein kommen! und das für einen Stoff, der keinen großen Verlag, keinen großen Aufwand erfordert, nichts verlangt, als Zwirn und geſchickte Finger.

Sey es immer, daß das Brod der armen Klöpplerinnen mit mancher Thräne des Kummers geſeuchtet wird, wenn ſie deſſen bey allem Fleiße kaum genug für den Hunger während großer Theurung erwarb. Es iſt doch immer ein Anker in der Noth, in einem Landſtriche, wo ſonſt von der Natur ſo wenig gethan wurde!

*r.

Kleine Pelzfelle ſelbſt zu gerben.

Man ſchabe von den Fellen mit einem Meſſer das hautige und unreine Weſen bis auf das rechte Leder ab, beſtreue ſolches aller Orten mit einer Vermiſchung von gepülverten Alaun und Salz; auf dieſe ſtreue man Weitzenkleien, und lege ſodann das Häutchen ſo zuſammen, daß das Pelzwerk von dem aufgeſtreuten Salz nicht berührt werde. Nun ſteckt man es ſo aufgewickelt in ein Geſchirr und läßt es über Nacht darin ſtehen; nach dieſem ſchüttelt man das Gemeng hinweg, und hängt das Fell zum Trocknen auf; ehe es aber ganz trocken wird, muß ſolches auseinander gezogen, und etwas gerieben werden, da ſich dann das Leder ganz weiß und gegerbt zeigen wird. In dergleichen alſo bereitete Pelzfelle, wird nicht leicht eine Schabe kommen.

Ver-

Verschiedenes.

Vereinigung des Caspischen mit dem schwarzen Meer. Die gelehrte Reise auf der kaukasischen Linie der HH. Engelhardt und Parrot, die ihnen mehrere wichtige und nützliche Entdeckungen hat machen lassen, hat unter andern auch zur Erwartung der möglichen Vereinigung des kaspischen mit dem schwarzen Meere Anlaß gegeben. Diese Vereinigung wird aber nicht eher bestimmt angenommen, als bis nach Beendigung der Barometrischen Beobachtungen derselben die Frage entschieden werden wird: welches von diesen Meeren höher sey? Nach dieser Erwartung hält es ein ihnen ähnlicher Beobachter hier in Petersburg, der sich ebenfalls mit diesem für den Handel der dortigen Gegend wichtigen Gegenstande beschäftigt hat, für seine Pflicht zu erklären, daß er es bereits vollkommen möglich findet, diese Frage zu entscheiden. Nach seiner Meinung kann die bequemste Vereinigung dieser Meere nicht anders geschehen, als durch die Vereinigung der Flüsse Batum und Kur in dem Gebiete Achalzych, von denen der letztere, der seinen Lauf von den Höhen unter 59 Grad Länge begeht, jenseits des kaukasischen Gebirges längs der ganzen kaukasischen Linie durch Gruſien und das Gebiet Schuschin mit reissender Schnelle fortströmt, und indem er sich endlich mit dem Flusse Ara vereinigt, sich gerade bey der Seestadt Salian in das kaspische Meer ergießt. Nimmt man daher als ausgemachten Grundsatz an, daß alles Wasser abwärts und nicht aufwärts fließt, so kann man, indem man deutlich sieht, daß der Fluß Kur seinen Lauf von 59 Grad Länge beginnt und bis zu 65 Grad und weiter, auf einer Strecke von faſt 2000 Werst fortsetzt, bestimmt sagen, daß das schwarze Meer höher ist als das kaspische. Und deswegen kann auch der Fluß Batum, der sich in das schwarze Meer ergießt, sehr füglich mit dem Flusse Kur, der sich in dem Gebiete Achalzy sehr nahe von dem erstern befindet, vereinigt werden.

Alterthümer. In den Ruinen der alten Stadt Industria sind kostbare Alterthümer entdeckt worden. Man weiß, daß diese Stadt, welche auch Bodincomagus hieß, auf dem Boden des heutigen Gebiets von Monten, am rechten Ufer des Po, 7 Stunden von Turin, liegt. Gedachte Entdeckungen waren nicht, wie die meisten, bloße Früchte eines glücklichen Ungefährs. Der Scharfsinnn eines Liebhabers der Alterthümer, Herr Morra de Lavrian, leitete die Nachgrabungen, welche im Jahre 1808 angefangen, im Jahre 1809 und 1810 unterbrochen, und im Jahre 1811 wieder angefangen wurden. Die kaiserl. Akademie zu Turin beschäftigt sich in diesem Augenblicke mit der Untersuchung der Gegenstände, welche der Eifer dieses schätzbaren Staatsbeamten dieser gelehrten Gesellschaft vorgelegt hat. Man erwartet mit Ungeduld, daß die Notiz der Arbeiten der Akademie, die Details und die wichtigen Resultate derselben bekannt machen werde. Im voraus weiß man bereits, daß die Beschreibung eines alten, sehr weitläuftigen Theaters, und einiger andern öffentlichen Gebäude, mit an Ort und Stelle aufgenommenen Planen, und von der Darstellung einiger der vielen Gegenstände begleitet seyn wird, welche die Sorgfalt des Herren Morra, nach so vielen Jahrhunderten des Stillschweigens und der Vergessenheit so zu sagen, wieder ins Leben gerufen hat. Mit Vergnügen bemerken wir, daß dieses binnen zehn Jahren zum zweytenmal ist, daß die von unserer kaiserl. Akademie allen Klassen von Gelehrten und Künstlern ertheilten Aufmunterungen, das faſt ganz verwischte Andenken von zwey der mächtigsten Städte des alten Norditaliens wieder auf den Horizont der Wissenschaft gebracht, und daß die Forschungen unserer gelehrten Kritiker den Alterthumsfreunden ein weites Feld zu Untersuchungen und Entdeckungen eröffnet haben.

Die Originalität und Geistesstärke eines französischen Soldatens, welche die Miscellen f. d. n. Weltkunde mittheilt, verdient hier eine Stelle. In diesen Tagen, heißt es in einem Schreiben aus Rom, am Ende des Märzes hatte eine Hinrichtung statt, die zu einer andern Zeit Aufsehen erregt haben würde. Ein französischer Sergant hatte einen seiner Kamereraden im Duell getödtet und zwar nicht bloß zufällig, sondern weil er, ungeachtet des Zurufs der Sekundanten, mit dem Gegner, der bereits verwundet war, den Kampf erneute, bis jener fiel. Die Hinrichtung des Siegers geschah am 14. März frühe. Der zum Tode Verurtheilte hatte sich als Gnade ausgebeten, selbst den Todesschuß kommandiren zu dürfen. Nach einer gehaltenen Anrede an seine Kameraden, in welche er sein gesetzwidriges Betragen und die jetzt folgende Strafe den Andern als warnendes Beyspiel vorhielt, stellte er sich in eine feste Stellung, ruhig dem Schuß erwartend, und kommandirte mit unverbundenen Augen zum letzten mal . . . „Gebt Feuer!“ — Ein solches Gehen in den Tod war den Römern noch nicht vorgekommen.

Der

Verkündiger.

80. Stück. Mittwoche. Am 22. April 1812.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien.

Der hier folgende Auszug einer Reise nach Indien vom Lord Valentia ist aus einem 1809 in London unter folgenden Titel erschienenem Werke: „Reise in Indien, Ceylon, im rothen Meer, in Abyssinien und Egypten, während der Jahre 1802, 1803, 1804, 1805 und 1806 von Georg Vicomte Valentia, 3 Bände in Quart ꝛc. Der Verfasser schiffte sich im Kap Lezard am 20. Juny 1802 auf dem Indischen Schiffe, die Minerva, ein, kam am 29ten nach Madera und am 20. August nach St. Helena. Da sein Bericht in Form eines Tagebuchs abgefaßt ist, so ziehen wir auch nach dem Datum einiges hieher gehörige aus.

23 August. Die Töchter des Gouverneurs von St. Helena begaben sich mit Anbruch des Tages ins Schloß, in einen leichten von Ochsen gezogenen Wagen; denn diese letzten sind die einzigen Thiere die man zum Besteigen des, Ladder Hill genannten, Hügels, gebrauchen kann.

28. August. Gegen den Hügel, Ladder Hill, ist ein Lustschloß, Longwood genannt, in welchem der Gouverneur wohnt. Es gleicht mehr als jeder andere Ort auf St. Helena den englischen. Die Ebene war sonst mit Gummibäumen bedeckt, die aber, als man den Eingang öffnete, der die Ostwinde abhielt, nach und nach verschwanden. Man hat von neuem junge Bäume gepflanzt, die, ungeachtet dieses zerstörenden Windes, gut fortkommen. Ich bedauerte, daß man keine nützlicheren Bäume als Gummibäume anpflanzt, weil diese nicht höher als 30 Fuß werden und bloß zum Brennen zu gebrauchen sind. Der Colonel Patton sucht den Lerchenbaum (Mélèze) einzuführen, welches ihm auch gelingen wird, wenn er ihn nur vor den Ziegen sichern kann. Diese Thiere sind in freyem Zustande auf der ganzen Insel verbreitet, und verhindern die Anlegung jeder Pflanzung ohne Zaun oder Geländer. Es ist wahr, daß man durch sie immer frisches Fleisch auf der Insel haben kann; aber man könnte diesen Vortheil auch erhalten, wenn man eine theilweise Vernichtung der Ziegen frey geben, und die Pächter verpflichten wollte, etwas zur Ersetzung dieser Speise zu liefern, welches sie gewiß willig thäten. Auf allen erhabenen Gegenden der Insel ist der Boden vortrefflich, aber es fehlt an Wasser. Man hat noch Hoffnung welches zu finden, und alsdann wären funfzehnhundert Akres Landes, die jetzt unnütz sind, im Stande genug Thiere, zur Unterhaltung der Insel und der anlandenden Schiffe, zu ernähren.

23. September. Der Verfasser reist von St. Helena ab, und macht vorher einige Bemerkungen über diese Colonie.

„Als die Ostindische Gesellschaft von Carl II. die Insel Helena erhielt, bot sie jedermann, der sich dort niederlassen würde, zehn Akres Landes und eine Kuh an, gegen eine Rente von einem Schilling für den Akre. Durch dieses Mittel wurden mehr als drey und zwanzig tausend Akre Landes freyes Eigenthum. Bloß ein kleiner Theil blieb noch den Abkömmlingen der ersten Pflanzer; der übrige Theil wurde an die reichsten Einwohner der Insel verkauft, welche die kleinen Herrschaften an sich brachten, und sie zu großen Pachtgütern vereinigten. Die Compagnie hat zu verschiedenen Zeiten vier tausend Akres für sehr geringes Pachtgeld, das nie

sechzehn Schilling für den Akre überstieg, verpachtet. Sonst giengen die Pachten auf Lebenszeit oder auf neun und neunzig Jahre; seit aber diese Contracte verlaufen sind, werden sie bloß auf den Zeitraum von 22 Jahren erneuert. Der Gouverneur-Lieutnant und die Compagnie hat ungefähr 1400 Akres innen. Diese Zahl giebt, mit den freyen Gütern vereinigt, sieben bis acht tausend Akres kultivirtes Land. Der übrige Theil der Insel, den man auf dreyßigtausend Akres schätzt, ist unnütz, könnte aber vortreffliche Weiden abgeben, wenn es ihm nicht so sehr an Waßer mangelte. In keinem Lande der Welt wird die Arbeit der Pächter so gut belohnt, als hier. In guten Jahren geben die besten Ländereyen 3 Kartoffelernten, welches im Ganzen auf den Akre vierhundert Bushels*) macht, zu 8 Schelling (4½ Gulden) für den Bushel. Die ungeheure Anzahl Ratzen (Ratten) verhindern das Säen des Getreides; daher sind die Pächter verbunden sich auf Wiesen, Früchte und Gemüße zu beschränken. Die Orangen, Limonen, Feigen, Weintrauben, Bananen, Pfirsiche, Granaden, Melonen, Waßermelonen, Kürbiße, sind die gewöhnlichen Produkte. Bloß auf der Tafel des Gouverneurs sieht man einige seltnere Früchte, als Mangos, Cocosnüße, Ananas und Erdbeeren. Ein einziger Aepfelgarten prangt, und giebt dem Eigenthümer bey 500 Pfund Sterling (5633 Gulden) Einkommen. Diese in Europa so geschätzte Frucht hat sonst nirgends fortkommen wollen. Das Arum esculentum wird bloß zum Gebrauch für die Sklaven gebaut. Die Schafheerden reichen nicht einmal zur Consumation der Insel hin. Die von der englischen Race würden am besten fortkommen, aber ihre Ausfuhr ist nach den englischen Gesetzen verboten, und bis jetzt hat man für diese kleine aber wichtige Colonie noch keine Ausnahme gemacht, ob sie gleich oft darum anhielt. Man findet hier auch Ochsen, deren Fleisch aber mager und ohne Farbe ist. Die Schweine sind in reichen Häusern gut, aber die, welche man auf dem Markt kauft, sind kaum zu essen, weil man sie gewöhnlich mit den Ueberbleibseln der gemeinsten Fische füttert. Die Ziegen sind in Ueberfluß vorhanden, und ihr Fleisch ist sehr schmackhaft.

Was ich über die Produkte dieser Insel gesagt habe, gibt ihren Werth zu erkennen, und zeigt mit welcher Leichtigkeit sich die Schiffe verproviantiren könnten. Unglücklicherweise ist die Provision, die jetzt zu erhalten ist, nicht so groß als sie seyn könnte; und man muß es den Monopolgeist anrechnen, der seinen schädlichen Einfluß bis in die Mitte des südlichen atlandischen Meeres erstreckt. Alle oben angeführten Artickel, ausgenommen das Rindfleisch, sind so theuer, daß ihr Gebrauch auf die Tafel der Offiziere beschränkt ist. Was letzteres betrifft, so wird es um fünf Pence (14 Kreutzer) das Pfund verkauft, welche von der Regierung als der höchste Preis bestimmt wurden. Ein Kalekutisches Huhn kostet zwey Guineen (24 Gulden). Eine Gans eine Guinee (12 Gulden); eine kleine Ente 8 Schilling (4 Gulden 36 Kreutzer); ein Huhn 2½ bis 5 Schilling; frisches Schweinfleisch einen Schilling das Pfund; Kartoffeln 8 Schilling der Bushel; ein Kohlkopf 18 Pence; das Dutzend Limonen einen Schilling; ein Kürbis 20 Gulden. Die Fische, von denen man siebzig Arten, manche in Ueberfluß, um die Insel findet, sind übermäßig theuer. Ohne Zweifel kann man den Markt mit allen Produkten der Insel überfüllen, so daß sich die landenden Schiffe leicht verproviantiren könnten; aber gegenwärtig bemühen sich die Pächter die Preise zu erhalten, und laßen lieber ihre Früchte und ihre Gemüße verderben, als sie unter den gewohnten Preis verkaufen. Dieser Unbequemlichkeit wäre abzuhelfen, wenn man öffentliche Anlagen durch Sklaven der Regierung anbauen ließe, und die geernteten Waaren um einen mäßigen, die Arbeit belohnenden, und noch Gewinn bringenden Preis verkaufte. Diese könnten auch zum Erziehen und Verbreiten nützlicher Pflanzen gebraucht werden; wie der Mango, welcher nur in einem einzigen Individuum, das die Regierung besitzt, vorhanden ist, und sehr gut in den Thälern fortkäme; oder auch der Loquot und einige andere chinesische Früchte, die ohne Zweifel nicht minder gut fortkämen.

Einer der wichtigsten Gegenstände ist die Vermehrung der Heerden von großen und kleinen Vieh. Jetzt, obgleich die Mannschaft der indischen Schiffe bey ihrer Ankunft, ihre Ration Rindfleisch bekommt, ist dieses doch so selten, daß während des größten Theils des Jahres die Einwohner bloß von eingesalzenen

*) Der Bushel gilt 3 Scheffel, oder 35 Itres.

salzenen Waaren leben, welche ihnen die Ostindische Gesellschaft mit einem jährlichen Verlust von 67,600 Gulden liefert.

Große Strecken Landes sind besonders bey Longwood wegen Mangel an Wasser unnütz. Da aber die Thäler durch Ströme bewässert sind, die wahrscheinlich sehr hoch herabkommen, so darf man mit Recht hoffen, daß die hohen Ebenen da und dort Quellen haben. Könnte man keine entdecken, so müßte man das Wasser durch Maschinen hinaufbringen, und so könnte man diese Ländereyen mit großen Nutzen zur Nahrung des Viehes gebrauchen. In gewissen Jahren soll die Trockenheit so groß gewesen seyn, daß man fürchtete das Vieh gänzlich zu Grunde gehen zu sehen. Die Berge von St. Helena sind ganz ohne Bäume, ausgenommen der der Diana. Selten, außer im Winter giebt es einem Tag, an welchem auf diesem Berge nicht ein Gewitter ist. Wären die andern Hügel an ihren Gipfeln auch mit Bäumen und Gebüschen versehen, so zögen sie ohne Zweifel auch die Wolken an, und hielten die Feuchtigkeit zurück. Was ich in andern Climaten gesehen habe, verleitet mich dieses zu glauben; zum wenigsten wäre es eines Versuches werth, da es ohnedieß in der Insel an Holz, nicht bloß zum Gebrauche der Marine, sondern auch zur Consumtion mangelt."

Der Verfasser giebt die Höhe mehrerer Berge der Insel an. Der höchste ist der Berg der Diana, der 2692 Fuß über der Meeresfläche erhoben ist. Der Berg Longwood ist 1762 Fuß hoch.

Die Insel St. Helena ist für die englisch-ostindische Compagnie eine sehr kostbare Niederlage, denn der Militär- und Civiletat erfordern jährlich 40,000 Pfund Sterling, und man kann nichts mehr ökonomischer einrichten. Die Anzahl der Beamten ist nicht größer, als sie seyn muß, und die Garnison selbst nicht hinlänglich, da sie bloß aus einem Infanterieregiment und zwey Compagnien Artillerie besteht. Die Unfälle und außerordentlichen Ausgaben können jährlich kaum auf 112,666 Gulden geschätzt werden, und in den Marine- und Kriegs-Magazinen und andern öffentlichen Werken liegt ungefähr 2,253,333 Gulden todtes Kapital. Eine Ausgabe gereicht der Compagnie zur Ehre und bezeigt ihre Menschlichkeit. Ihre Magazine enthalten nämlich nicht allein Sachen, die von den Schiffen, welche in Helena anlanden, gebraucht werden, sondern auch alles, was den Eingebornen nöthig seyn kann, und beyträgt, ihre Lage zu verbessern. Die Compagnie zieht von diesen Waaren nur zehn Procent Gewinn, welcher nicht einmal die Auslagen ohne die Schifffracht deckt. Das einzige Einkommen, welches die Compagnie von dieser Insel zieht, ist erstens das von den Landgütern, die sie sich vorbehalten hat, welches ungefähr 12400 Gul. beträgt. Ehemals war St. Helena durch Verschanzungen befestigt, welche die Thäler James und Rupert, die zwey größten der Insel einschlossen. Diese zwey Orte betrachtete man sonst als die einzigen, an welchen eine Chaluppe landen könnte. Als aber der Kapitain Munden im Jahr 1673 die Insel den Holländern abnahm, ließ er eine Batterie zur Vertheidigung des kleinen Eingangs, durch den er selbst gedrungen war, errichten. Seitdem hat man andere an mehreren Orten unter den Wind hinzugefügt, besonders in der Bay Sandy (der Sandigen) von der Windseite, obgleich in der günstigsten Zeit eine Chaluppe wegen der Heftigkeit der Fluth sehr schwer anlanden kann. Der größte Theil der Batterien ist aber so hoch, daß sie schwerlich ein Schiff unter Seegel erreichen würden. Kürzlich hat man ein neues System angenommen; man hat eine Citadelle auf den High-Knowl errichtet, und 225,333 Gulden an einen Ort verschwendet, an welchem kein Wasser zu haben ist. Da St. Helena ein sehr wichtiger Ruheort ist, und ihr Uebergang an Feinde schlimme Folgen hätte, so wäre gut, es mit Sorgfalt zu befestigen. Die Natur hat die ersten Anlagen gemacht, aber es ist zu zweifeln, daß die Kunst sie zur Vertheidigung wirklich ausgebildet hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schnelle Heilung des Croups durch Schwefelleber.

Die in diesen Jahrgang des Verkündigers als Heilungsmittel gegen den Croup angeführte Schwefelleber, hat zu Nismes in Frankreich eine sehr schnelle Heilung bewirkt. Isidore Delahondee-Dureure, 9 Jahr alt, wurde am 23. Februar um

4 Uhr Morgens von den Croup befallen. Herr Larrey, allgemeiner Chirurg der Spitäler von Nismes, erkannte aus den Symptomen diese gefährliche Krankheit, und verschrieb dem Kind um 10 Uhr Morgens zehn Gran Schwefelleber in einem Löffel Honig. Um 8 Uhr Abends hatte Isidor nicht gehustet, und seine Respiration war natürlich. Am 24sten um 4 Uhr Morgens erschien der Croup wieder. Er gab dem Kinde eine zweyte Portion Schwefelleber von zehn Gran, worauf es dem ganzen Tag im besten Zustande zubrachte. Am 25sten Morgens verschrieb Hr. Larrey, obgleich das Kind neun volle Stunden geschlafen hatte, eine dritte Portion von zehn Graden desselben Mittels. Vom 26. bis 29. war Isidor sehr gut, und genießt bis jetzt die beste Gesundheit. So wurde also der Croup bloß durch die Schwefelleber geheilt.

Verschiedenes.

Ein Offizier vom Artillerietrain hat eine Laffette für Belagerungsgeschütz erfunden, mittelst deren ein Mann von gewöhnlicher Stärke die schwerste Kanone 7 bis 8 Fuß hoch heben, und sie hier mit der nemlichen Genauigkeit wie unten richten und losbrennen kann. Nach dem Abfeuern wird die Kanone wieder herabgeschraubt. Der Nutzen dieser Erfindung würde seyn, daß man die Brustwehren der Batterien 7 bis 8 Fuß hoch machen, und die Schießscharten, durch welche die Kanonen so leicht demontirt und die Artilleristen erschossen werden, ganz ersparen könnte.

Erdbeben. Das Erdbeben, welches in der Nacht vom 21. auf den 22. März zu Rom gespürt wurde, 27 Sekunden dauerte, und nicht geringen Schrecken erregte, hat sich auch über die Departements von Rom und Trasimene verbreitet. Die Kirchen und Gebäude bekamen hie und da Risse, mehrere baufällige Häuser stürzten zusammen; größeres Unglück aber richtete die erst von Stößen begleitete, dann wellenförmige Bewegung der Erde nicht an. In Forli spürte man am 28. März Morgens um halb 9 Uhr einen leichten Erdstoß. Einige Personen behaupten einige Stunden früher einen ähnlichen verspürt zu haben; das nemliche wird auch von Cesene gemeldet.

Herr Rouger, Arzt in Vigan, in Frankreich, hat ein Vorbauungsmittel gegen die Kinderblatteen gefunden, und dafür von der allgemeinen Einimpfungscommitee eine Medaille erhalten. — Also ein Surrogat für das Kuhpockengift!

Sternbedeckungen. Dieses Jahr bedeckt der Mond nach den Berechnungen der Florentiner Astronomen 237 Sterne. Am meißten (34) im Januar, dann im Februar (30) und October (24); am wenigsten (12) im May, dann im März (13) und August (15).

Im Canton Thurgau will man bey Grabung eines tiefen Brunnens auf ein Gewölb und in demselben auf einen Sarkophag gestossen seyn, in welchem das Skelett eines geharnischten Ritters lag; er hatte noch einen prächtigen Harnisch von Silber und Stahl an, die eine Hand hielt noch einen Dolch fest, die andere war an dem Griffe eines ausgezogenen Schwertes. Zu den Füßen lag ein Türkisches Schwerdt und ein Kreuz, welches einen rückgekehrten Ritter von den Kreuzzügen vermuthen läßt.

Der Gesammt-Betrag des Brand-Assekuranz-Kapitals der Gebäude im Canton Basel betrug am 1. Januar 1812 die Summe von 25,661,380 Schweizer Franken. Er vermehrt sich im Laufe des Jahrs 1811 durch die Summe von 342,185.

Pestalozzis Methode in Amerika. In Lausanna angekommene Briefe theilen Nachrichten von der Waadtländischen Colonie in Amerika mit, unter andern von der Gründung der Stadt Vevay. Es heißt darin: „Sagen Sie uns etwas von Pestalozzis Schule. Die Anstalt, die Joseph Näf nach gleichen Plan errichtete, macht einen außerordentlichen Eindruck. Sie setzt die Unterrichteten in Erstaunen, und die, welche die Wirkungen davon nicht haben, können kaum daran glauben. Wollten sich einige (genannte) Jünglinge entschließen, tüchtige Lehrer dieser Methode zu werden, und hier eine Schule gründen, so könnten sie auf einen großen Gewinnst zählen.“ Von Herrn Näf erschien unlängst zu Philadelphia eine Darstellung der Pestalozzischen Methode in englischer Sprache, die Sensation machte.

Der

Verkündiger.

81. Stück. Freytag. Am 24. April 1812.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Fortsetzung.)

Die Gesetze wegen der Sklaven auf St. Helena müssen gebilligt werden. Mit Bedauern sehe ich mich gezwungen zu sagen, daß vor den Colonel Patton mehrere dieser weisen Einrichtungen verdreht, und andere öffentlich verletzt wurden. Nach den Anordnungen war befohlen, jeden Sclaven in der Religion unterrichten zu lassen, und ihn zum Heurathen zu nöthigen. Die erste dieser Pflichten wurde vernachläßigt, und die zweyte, wie ich glaube, seit den letzten funfzehn Jahre nicht einmal befolgt. Es war auch verboten, einen Sclaven frey zu geben, ohne vorher Caution zu leisten, daß er niemals der Compagnie zur Last fallen wolle. Aber seit einiger Zeit hat sich die Gewohnheit eingeschlichen, die Sclaven mit Erlaubniß des Gouverneurs und seines Raths, ohne Caution, freygegeben, und jetzt sind diese im Alter gezwungen, auf Kosten der Compagnie zu leben. Mehrere unter ihnen haben die Freyheit von ihren Herrn durch den Ertrag ihrer ausserordentlichen Arbeiten, gekauft, andere wurden deßwegen abgedankt, weil ihre Herren sich der ihnen aufgelegten Verbindlichkeit entziehen wollten, sie in ihrem Alter zu kleiden und zu nähern. Ein Sclave kann von seinem Herrn keine stärkere Züchtigung erhalten, als zwanzig Peitschenhiebe. Alles was diese Strafe übersteigt, muß vom Magistrat vorgeschrieben seyn. Dieser ist gehalten, die Klagen der Sclaven, welche man nicht gehörig kleidet, und nährt, anzuhören. Sie haben alle ihrer Gattung eigenthümlichen guten Eigenschaften, und sind nicht weniger fröhlich als die englischen Arbeiter. Es giebt in dieser entlegenen Insel wenig Verführungen, die sie zum Verbrechen verleiten könnten. Seit langer Zeit hat die Einfuhr der Neger aufgehört. Es ist interessant, daß demungeachtet ihre Anzahl sich immer vermehrt. Es wäre auch sonderbar, wenn es an einem Ort anders wäre, an welchem jede Nahrung überflüssig vorhanden, und nichts den Absichten der Vorsehung entgegen ist. Die Einwohner von St. Helena behandeln ihre Sclaven mit sehr viel Güte, und in jeder Hinsicht scheinen sie eine jeder Achtung würdige Menschenrace."

20sten Oktober. Das Schiff kommt am Kap der Guten Hoffnung an. Den folgenden Tag reist Lord Valentia zu Pferd nach Wineberg. „Der Tag war heiter, aber die Sonne während unserer Reise nicht brennend. Der Weg war schön, durch einen mit Ericae- und Proteae-Büschen besetzten Boden, längs des Tafelgebirgs, das sich majestatisch zu unserer Rechten [illegible]. Dieses war für mich ein neuer entzückender Anblick. Es fiel mir Anfangs schwer, diese Menge Ixie, Storchschnäbel und andere England fremde Pflanzen nicht näher betrachten zu können, die ich ehemals mit so vieler Sorge anbaute, und hier so häufig verbreitet sah. Die Aristae aeyanea war besonders häufig. Ich beobachtete mehrere Pflanzen, die in England wahrscheinlich deßwegen sehr selten sind, weil die Sammler voraussetzen, daß man sie schon gesandt hat, da sie so nahe bey der Capstadt gefunden werden. Unser Wirth empfieng uns mit viel Höflichkeit; wir fragten ihn über unsere vorhabende Reise um Rath, und er half uns nicht bloß durch seine Rathschläge, sondern gab uns auch ein Empfehlungsschreiben an einen seiner Freunde der nächsten Station. Da wir nur fünf engl. Meilen von Constance, dessen Wein großen

Ruf

Ruf hat, entfernt waren, so entschlossen wir uns, diesen Ort, ungeachtet der starken Sonnenhitze, zu sehen.“

Diese schnelle und unfruchtbare Reise hat nichts Interessantes. Am 23. reisen sie, fünf an der Zahl, mit zwey bedeckten Wagen, deren jeder von 8 Pferden gezogen, und von einem Hottentotten geleitet wurde, nach der Capstadt ab, durch welche sie zur Erreichung ihres Zweckes gehen mußten.

Diese Wagen sind das einzige Fuhrwerk, welches man auf den schlechten Wegen des Caps gebrauchen kann. Die holländischen Damen bedienen sich gewöhnlich derselben; aber die Englischen können sich wegen der heftigen Stöße, welche die durch den Regen verdorbenen Wege verursachen, schwer daran gewöhnen. Niemals denken die Pflanzer daran, diese Wege zu verbessern, ehe sie nicht bloß gefährlich, sondern selbst unpassirbar sind. — Die fünf Reisenden setzten sich in einem Wagen, der eigentlich nur vier enthalten konnte. Mein Bedienter, und ein dem General Hall *) begleitender Soldat, setzten sich in den zweyten Wagen mit den Flinten, der Bagage und einen kleinen Fäßchen Wein, welches außer englischem Käse der einzige Artikel war, mit welchen wir uns versehen hatten. Der Capwein, behagt, obgleich er keineswegs unangenehm ist, selten jemand, der ihn nicht gewohnt ist, und der Käse ist abscheulich. Wir durchreisten die großen Sandstrecken, welche das Cap von der Region der Hottentotten trennte; ein Raum, der, wie ich glaube, ehemals vom Meer beherrscht war. Nichts ist trauriger als diese Ebene, welche selbst in botanischer Hinsicht wenig Interesse hat, dennoch sammelten wir viele Pflanzen. Die Heidekräuter blühten nicht, aber desto schöner die Ixias, Gladioli und andere kleine Arten des Geranium bulbosum. Unsere Pferde giengen sehr gut, ungefähr sechs englische Meilen in einer Stunde. Unser Führer, der September hieß, lenkte sie mit bemerkungswerther Geschicklichkeit; dieses ist ein Talent welches die Sklaven dieser Gegend besonders auszeichnet. Sie lenken acht Pferde von ihren Sitz mit der größten Fertigkeit; und können durch einen Peitschenhieb einen kleinen Vogel im Flug tödten. Gegen die Mitte des Tages hielten wir an um unsere Pferde ausruhen zu lassen, und ihnen Nahrung zu geben. Wir benutzten diesen Augenblick um Pflanzen und Vögel zu suchen, aber mit wenig Erfolg. Um vier Uhr kamen wir zu Cowberg an, wo wir unser Nachtlager bezeichnet hatten. Wir übergaben unsern Brief dem Herrn Conti, der uns sehr gut empfieng. Man brachte unsere Bagage und unsern Wein in ein Zimmer, in welchen sich fünf Betten befanden. Was die Pferde betrifft, so ließ man sie in einem noch grünen Gerstenfeld frey. Unser Soldat wurde von unsern Wirth in den Hühnerhof geschickt, in welchen er zwey schöne Enten aussuchte, welche sogleich dem Sklaven zur Zurichtung für unser Nachtessen übergeben wurden. Das Haus war geräumig und gut, die Betten giengen an und die Erschütterungen des Wegs vermochten uns bald die Annehmlichkeiten des Schlafes zu genießen.

24. Oktober. Wir hielten ein vortreffliches Frühstück. Der Honig, Butter und Eyer waren sehr gut. Unsern Wirth bezahlten wir fünf Dollars, gaben aber den Sklaven nichts, da wir wußten daß alles, was wir ihnen gegeben hätten, ihr Herr behalten haben würde. Wir reisten um sieben Uhr ab. Während der ersten vier Stunden hatte das Land noch immer das traurige Aussehen, als den Tag vorher. Um zwey Uhr machten wir Halt und verzehrten unsern Vorrath, während unsere Pferde weideten. Wir liessen bey einem Bauer in der Nachbarschaft Wein für unsere Bedienten und Sklaven holen, und giengen, als wir erfuhren, daß hier eine Hochzeit gehalten werde, hin um den Neuvermählten unser Compliment zu machen. Die jungen Leute tanzten freudig beym Schall der Pfeifen und Trommeln, während die ältern Personen eine Pfeife rauchten, und die Weiber Wein vertheilten. Wir vereinigten uns alle mit den Tanzenden, ausgenommen der Major Hippisley, welches die guten Leute sehr freute. Dieses Schauspiel war belustigend, und wir hätten es länger genossen, wenn wir nicht erfahren hätten, daß wir noch eine lange Tagreise machen und einen Fluß passiren müßten. Wir nahmen daher durch eine Salve mit unserm kleinen Gewehr Abschied von der Gesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieser General hatte dem Lord Valentia nach Wineberg geführt, und war jetzt sein Reisegefährte.

Preisaufgabe Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich.

Se. Majestät der Kaiser von Oesterreich haben befohlen, daß für den Staatsbeamten und Privaten unentbehrliche Comptabilitäts-Wissenschaft auch außer Wien an die übrigen hohen Lehranstalten eigene Lehrkanzeln seiner Zeit errichtet werden sollen. Nachdem es aber für dieses Lehrfach an einem vollständigen Lehrbuche mangelt, welches die Theorie des Rechnungs- und Buchführungswesens auf das Staats- und Privatvermögen in wissenschaftlicher Form behandelte, so haben Se. Majestät geruhet, die Zustandebringung eines solchen Lehrbuches unter folgenden Bestimmungen zu einer Preisaufgabe zu machen.

1) Die Mitbewerbung um den Preis ist den Ausländern, wie den Inländern gestattet. 2) In Absehen auf den Plan des Werkes bestehet im allgemeinen volle Freyheit. 3) Jedoch sind bey dessen Bearbeitung folgende Punkte zu berücksichtigen.

a.) Das Lehrbuch soll sich nicht auf den Unterricht in der Buchführung beschränken, sondern auch die allgemeinen Grundsätze der Kassen- und Amtsmanipulation, und der Geld- und Materialverrechnung in dem ersten Wege umfassen, folglich die Begriffe, von Liquidatur, Journalisirung, Dokumentirung, dann Geld- und Materialabschluß entwickeln.

b.) Es soll deutliche Begriffe von dem Unterschiede zwischen Bruto-Gefällen und Staats-Netto-Kassen, zwischen periodischen und ephemeren, reelen, und durchlaufenden Gebühren, Einnahmen, und Ausgaben, welche zum Ertrage eines Gefälls gehören, oder nicht gehören, zwischen gewöhnlichen, und außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben, zwischen den aktiv unterwegs, und passiv in den Kassen schwebenden Geldern, und zwischen dem Geldüberschuß oder Abgange eines Gefälls, und dem wirklichen Ertrage oder der Einbusse, bey demselben geben, und dem Lehrlinge die verschiedenen Methoden faßlich machen; wie der Ertrag und die Einbusse eines Gefälls entweder durch die Gegeneinanderstellung der ganzjährigen Einnahme- und Ausgabe-Gebühren, oder durch Vergleichung des bestandenen wirklichen Vermögens mit Anfang und Ende jeden Jahres erhoben werden könne.

c.) Es wird vorausgesetzt, daß ein solches Lehrbuch den systematischen Unterricht enthalten werde, wie die Censur der Geld- und Materien-Journale, die Vorschreibung der Kontobücher, die Herstellung der Rubrikenrechnung vermittelst der Kontirung selbst, die Rechnungs-Skondirung, die Führung des Hauptbuches, und der Abschluß aller dieser Bücher zu geschehen habe, damit daraus das ganzjährige Erforderniß, und die Bedeckung, der Geldüberschuß, die Aktiv- und Passivrückstände mit Ende jeden Jahres, und bey Gefällen der Ertrag, oder die Einbuße verläßlich erhoben werden könne.

d) Eben so erwartet man die Bestimmung der Eigenschaften eines Inventars, dessen Verbindung mit der Rechnung selbst, und dessen Gebrauch bey dem Rechnungsabschlusse, besonders zur Erhebung der Gefällenerträgnisse, ferner die Angabe der Wesenheit, und des Endzweckes eines Präliminarsystems und der Art, es zu verschaffen.

e.) Es wird endlich als besonders verdienstlich angesehen werden, wenn in dem Lehrbuche an irgend einem schicklichen Orte, oder in einem Anhange die Theorie der sogenanuten Rechnungsdurchführungen vorkömmt.

f) Der Umfang des Lehrbuches ist auf einen Lehrkurs von zehn Monathen mit einer täglichen Vorlesung, und auf Schüler, welche die Arithmetik, und Elementar-Mathematik bereits inne haben, zu beschränken.

4.) Zur Einsendung der Preisschriften wird ein Zeitraum von 2 Jahren, nähmlich bis Ende März 1814 festgesetzt. 5.) Der Preis für die Ausarbeitung, welche für die beste erkannt wird, bestehet in Zweytausend Gulden W. W. Zugleich wird auf die Verfasser der vorzüglichsten Preisschriften, wenn sie es wünschen, bey Besetzung der Lehrämter aus diesem Fache vorzüglicher Bedacht genommen werden. 6.) Der Druck des Lehrbuches hat auf Kosten, und zum Vortheile des Niederösterreichischen Studienfonds zu geschehen. 7.) Die Preisschriften sind mit offenen, oder verschlossenem Namen der Verfasser, und einer Devise längstens bis zu dem bereits erwähnten Zeitraume an die k. k. Studien-Hofkommission einzusenden. Welches in Folge hoher Studien-Hofkommissions-Verordnung

nung vom 6. g. M. hiemit zur allgemeinen Kenntniß gebracht wird.

Schreiben aus Wien.

Wie sehr man bey uns jetzt auf Ersparung denkt, läßt sich daraus entnehmen, da bereits kein Haus mehr den elenden Pfeffer, der ehedem zur Nothdurft gehörte, leiden will — an ein ander Gewürz ist nicht mehr zu denken, weil man so klug geworden, unsere Vaterländischen Produkte und wirklichen Surrogate zu benützen — den Mangold, den Majoran, den Salbey, die Krametsbeeren weis man so geschmeidig zuzubereiten, daß hievon nur der Auszug in die Speisen kömmt. — Unsere Kaufleute machen sich mehr als ehedem mit den Vaterlandsartikeln bekannt, sie wissen recht gut das ungarische Gelbholz statt des Holländischen zu holen, den östreichischen Saffranbau zur Vermehrung zu bringen, nicht mehr gelbe Erde statt Kurkume zu acceptiren, noch weniger aber Kalkerde statt Bleyweiß anzuschaffen. — Alles versucht und probirt eher, als man die Waaren an das Publikum überläßt. — Die Einschränkung aller Haushalten macht sehr natürlich weniger Absatz, wer also nicht ausnehmend gute Waare hat, dem bleibt sie übern Hals.

Der künstliche Bimsenstein des Herrn Hartmuth ersetzt den Ausländischen ganz und gar, er polirt so rein als möglich, das beweisen unsere schönen Tischlerarbeiten. — Der St. Pöltner Feuerstein wird schon häufiger als ehedem benützt, die neue Läuterung des Talgs (Inselts) macht unsere Kerzen so schön als die Rußischen, der Baumschwamm (Feuerschwamm) den alle unsere Wälder um Wien geben, wird schon so gut bereitet, daß man ihm auffer Land verführt. Der Artikel, Frauen- und Mannsschuhe und Stiefel ist hier so beträchtlich, daß hievon alle Monate 5 — 6 Transporte zu zwölf tausend Dutzend nach Frankreich allein abgehen. Die Leinwaaren welche man blos im Kleinen zu Wien durch die sogenannten Pfadler erzeugte, wird nun Fässerweise von allen Größen und Sorten verpackt und auf der Donau weggeschaft, dieser Artikel beschäftigt tausende von Menschen aus allen Ständen, selbst gebildete greifen zu einem Verdienst, da dies hauptsächlich eine Arbeit des Frauengeschlechts ist.

Die Kleidermacher (Schneider) haben sehr ansehnliche Niederlagen von allen Sorten Kleidungsstücken errichtet, halten darin ihre eigne Kommis, und machen ihre Versendungen wie mit jeder Waare — Man bekommt Fracks zu 2 — 3000 fl. W. W. im Preise. Wer als Fremdling sogleich gekleidet seyn will, findet in so einer Bude alles was er wünschen kann für jede Jahrszeit. Die Tapezirer, Schlosser, Tischler, Taschner arbeiten alle auf den englischen Fuß, und haben offene Societätsbutiken, worein jeder einzelne Meister seine Arbeit in Kommission geben kann, und wo sie ihm um den bestimmten Preis an Mann gebracht wird. Die sogenannten Nürnberger Handlungen haben vollauf zu thun, und beschäftigen den größten Theil jener Arbeiter und Gewerbführer, welche jede Art der Nürnberger Arbeit verfertigen, als da sind, Spiegel, Bilder, Karten, Bürsten, Kämme, Brieftaschen, Knöpfe, Schnallen, Uhrketten, Uhrtheile, Saiten aller Art ꝛc. Was so ein Arbeiter die Woche hindurch verfertigt, bringt er dem Kaufmann Sonnabends zur Abfuhr, wofür er die Zahlung und den Vorschuß für die kommende Woche erhält. Die Herren Oezelt, Stadlbauer, Franz und Sailer sind die stärksten Verleger dieser Waaren; die Remessen (?) gehen meistens nach dem Orient. Die Griechen fangen auch schon an um diese Artikel zu greifen, so wie sie dermal besonders Handlungen mit den Sattlerwaaren einführen, denn man sieht Wagentransporte zu Hunderten an der Zahl auf den alten Kehlhammerschiffen von hier abgehen. — Ein Glück für alle diese Arbeiter, daß sie noch nicht auffer Nahrung stehen, weil Heu und Haber nunmehr der theuerste Artikel in Wien ist, von dem aber auch alles andere Uebel herkommt, weil die Frachten einen Preis erstiegen haben, den man nie erhörte. Die Verminderung der Equipagen greift nun schon so weit, daß man jetzt an dem schönsten Tage im Prater kaum mehr die Hälfte der alten Zahl von Fahrenden antrifft.

Mehrere Berichte nächstens für den Verkündiger.

G.

Der

Verkündiger.

82. Stück. Sonnabend. Am 25. April 1812.

Fortschritte der Böhmischen Industrie.

Aus einem Schreiben an den Verkündiger.

Der allbekannte Gewerbsfleiß der Böhmen verbreitet sich jetzt in so mancherley neuen Zweigen, welche in der That merkwürdig sind. Unter jene des ersten Ranges von Beträchtlichkeit gehört vor allem

1) der Graveur Seidann, dessen Manier noch lange ein Geheimniß bleiben wird, denn er macht wahrhaft sonderbare Artikel, die wegen des angenehmen Anblicks Jedermann zum Kaufe reitzen. Das vorzüglichste sind seine zahllosen Sorten von Neujahrwünschen und allegorischen Bildern allerley Inhalts, die sehr niedlich und zugleich richtig gezeichnet, erhoben gepreßt, und theils farbig, theils mit Goldplatten belegt werden, die abermal den reellesten Künstler verrathen, weil alles in der vollkommensten Harmonie zusammenstehet, was dem Empfänger eines dergleichen Wunsches zum Jahrwechsel mehr Vergnügen erwecket, weil sogar die da und dort angebrachten Gedichte von Seite des Inhalts den Vorzug unter vielen andern errungen zu haben scheinen. Männer von Sachkenntniß behaupten, daß dieser Artikel seit 14 Jahren, als der Mann ganz im Stillen anfieng und so zu sagen blos für die Händler und Kommissionairs arbeitete, die unter dem Mantel einer Ausländischen Waare beträchtliche Summen gewannen — jetzt eine Sache von jährlichen 100,000 Gulden W. W. Einnahme sey, was die Industrie dieses Mannes um so sicherer vermehren wird, als er auf die Schönheit und Reinheit des Velin-Papiers das ihm die Prager Manufaktur des Herrn von Schönfeld in allen Formen liefert, alles verwendet. Ein zweyter nicht minder beträchtlicher Artikel sind die ausnehmend schön gepreßten Goldrahmen zu Malereyen, welche jeden Lindenholz-Schnitt des Bildhauers übertreffen, weil die Zeichnung aus einer einzigen Matritze herkommt, die mit Hülfe einer eigens erfundenen Druckmaschine sogleich egal fürs Auge dastehen. Große Bestellungen selbst in die entferntesten Ländern dürften den Künstler lohnend werden, da er dieses Vergnügen so häufig genießt. Wenn nun Herr Graveur Seidann so klug ist, sich mit einigen beliebten Dichtern Deutschlands in Verbindung zu setzen, denen er seine sinnreichen Ideen blos materiel vorlegen darf, so würde das einen doppelten Werth für alle Freunde des Schönen haben.

2) Die Karlsbader Tausendkünstler ahmen dem allerweltbekannten Fleiß der Nürnberger Manufakturisten dergestalt nach, daß die Zahl der dasigen Tischler von 70 Meistern das ganze Jahr hindurch vollauf zu thun haben, um nur einigermassen die so zahlreichen Bestellungen nach den vielen Messen zu befriedigen. Die Familie der Knolle, welche wir als die wahren Großhändler annehmen, sind so glücklich die Wohlthäter von mehrern hundert Einwohnern, dieser durch 7 Monate im Jahre vom Schnee bedeckten Stadt, zu heisen. Der Artikel Toilette, Kleiderbürsten, Reisesekretärs, Bronceleuchters, Stahlwaaren aller Art, dürften die guten Menschen dennoch einst so weit emporheben, daß sie auch gute Scheeren, Barbiermesser und alle Arten von Schneide- und Stichwaaren in Menge erzeugten, da sie den Artikel Stecknadel so vorzüglich gut zu härten wissen.

3) Die Freunde des Namens Kaffee begnügen sich nun ganz mit den zahllosen Surrogaten von denen

nen wir bey 70 wirkliche Fabriken jetzt im Lande haben, von denen sehr viele mit 20 — 30 Arbeitern Tag und Nacht erzeugen. — Die Mannichfaltigkeit der Titeln des Produkts macht den Handel aus, weil einer Türkischer, ein anderer Römischer, ein dritter Persischer, Englischer heist, die wohl meistens in Landprodukten bestehen müssen, welche der Gesundheit nicht entgegen sind, weil dieser Artikel wie gehörig unter den Augen der Sanitätsverwaltung stehet.

4) Die Zucker- und Syrupfabriken werden alle Tage wichtiger, und schon hat Herr Graf v. Kanal, der Präsident der Ackerbaugesellschaft, den Verschleiß seiner Produkte öffentlich angeboten; es ist ein wirklich vortrefflicher Syrup, der insbesondere bey den Speisen zu verwenden ist. Herr Professor Schmid, der Geschäftsleiter der Sache, verdient aber wohl die Ehre des Vorzugs.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Fortsetzung.)

Je mehr wir uns den Gebürgen näherten, deste schöner wurde die Aussicht. Der Fluß Berg erschien sehr malerisch. An dem Ort, wo wir ihn passiren sollten, theilt er sich in zwey Arme. Der erstere hatte einige Schwierigkeiten, wegen der großen Felsen, über die wir unsern Wagen ziehen mußten. Der zweyte war breiter und tiefer. Ich gestehe daß es mir nicht angenehm war das Wasser in unsere Wagen dringen, und meine Pferde schwimmen zu sehen. Aber September trieb sie so gut mit der Peitsche und wußte sie so durch seine Stimme zu ermuntern, daß wir uns, ehe wir die Gefahr bemerkten, schon auf dem Ufer befanden. Alsdann war unsere Unruhe auf unsere Leute und unsere Bagage gerichtet. Da sie lange nicht erschienen, so spannte September eins unsrer Pferde ab, und gieng wieder durch den Fluß. Dank seinem seltnen Talent, wir hatten bald Gelegenheit unsere Bagage bey uns zu sehen. Dieser Aufschub ließ uns Zeit die Schönheit der Gegend zu bewundern; aber wir mußten fürchten, daß die Nacht uns nicht in der Mitte einer weiten mit Heide bedeckten Sandebene überfiel, in welcher nichts den Reisenden den Weg anzeigt. Endlich erblickten wir in der Ferne ein kleines Licht, gegen welches wir uns richteten. Es war ein kleines Haus, zwey Stunden von den Ort welchen wir zu unsern Nachtlager bestimmt hatten, entfernt. Die Nacht war dunkel, und unsere ermüdeten Pferde hatten schon vierzig Meilen gemacht. Es war schwer einen Entschluß zu nehmen. Uns an unsere Bestimmung zu begeben war fast unmöglich. Das Haus bey dem wir waren, bestand in einer Küche welche von einer zahlreichen Familie Hottentotten bewohnt war, und in einem Schlafzimmer, in welchem der Herr und seine Frau schlief, die gerade in Kindesnöthen war. Es war also auf gleiche Weise unmöglich die Gastfreundschaft anzunehmen, welche uns überall mit vielen Wohlwollen angeboten wurde. Endlich erfuhren wir, daß in einiger Entfernung ein zu unserer Aufnahme vorbereitetes Haus wäre. Ein durch ein Glas Branntwein verführter Hottentote bot sich an vor unsern Pferden her zu laufen, und uns als Führer zu dienen. In einer halben Stunde erreichten wir die gewünschte Wohnung; aber hier waren alle unsere Hoffnungen betrogen. Indem wir hineingiengen, sahen wir einen Greis im Schlafrock, der mit zwey Holländischen Bauern, ihren Weibern und Kindern, welche vollkommen nach dieser Menschenrace gebildet waren, speiste. Der Greis war taub und bucklich. Er beklagte sich sehr über unsere plötzliche Ankunft, und brummte darüber daß wir so in der Nacht reisten. Glücklicherweise zog er sich bald zurück, um sich zu Bette zu legen, und seine Töchter, höflicher als er, gaben uns ein sehr gutes Nachtessen von Eyern und Butter. Das Logement war weit weniger gut als das Nachtessen. Es waren nur drey Betten, und zwar solche, daß die welche auf der Bagage schliefen nicht zu bedauern waren.

25sten October. Nachdem wir gefrühstückt hatten, verließen wir unsern Wirth, und kamen in zwey Stunden an den Vierundzwanzig Flüsse genannten Ort. Wir passirten den Fluß Kleinberg, der sehr breit ist, aber wegen des trocknen Wetters so niedrig war, daß er kaum die Füße unserer Pferde benezte. Im Allgemeinen sind die Flüsse dieses Landes, welche von hohen Bergen herabkommen, im Winter tiefe und schnelle Ströme, während im Sommer ihr Bette fast trocken ist. Einige Stunden Regen machen sie so groß, daß die Passage unmöglich

ist,

ist, dagegen einige Stunden Stillstand, sie wieder auf ihr erstes Niveau zurückbringen. — Die Reisenden werden in dem Haus aufgenommen, in welches sie sich begeben. Darauf setzten sie ihren Weg ungeachtet der regnerischen Witterung fort. Wir haben wenig Interesse, ihnen Fuß auf Fuß zu folgen, und begnügen uns wie wir gesagt haben, einige Bemerkungen im Vorbeygehen auszuziehen. Am 26. wohnten sie bey einem Holländer, Namens Wagh.

27sten October. Dieser Ackerbauer hat die schönste Orangerie des Landes. Die Bäume haben vierzig Fuß Höhe, und sind zu einer Zeit mit kostbaren Früchten und herrlichen Blüthen versehen, welche die Luft in einer großen Distanz parfümiren. Der Tag war schön, und die Aussicht glich keiner derjenigen, die wir bisher gesehen hatten; mehrere Bäche flossen von den Bergen herab, und verbreiten in diesem Thale Furchtbarkeit; alles bot einem vollkommenen Contrast mit dem trocknen Sandebenen, die sie umgeben, dar, in welchem bloß das Auge des Botanisten einige interessante Gegenstände entdecken könnte. Es war eine wahrhafte Oasis in der Mitte der Wüsten des südlichen Afrika. Die Schönheit dieses Ortes zieht eine Menge Einwohner her, deren gut geweißte, und mit hohen Eichen umgebene Häuser sehr die Landschaft verschönern Wir kamen bald am Fluß Berg, über den wir in einer Fähre fuhren. Der Aufschub, der durch unsere doppelte Bagage entstand, gab einigen von uns Zeit sich zu baden, und einem holländischen Bauern, uns voranzugehen. Er war aufgestiegen und hatte einen kleinen Hottentotten hinter sich, der ebenfalls ritt, und noch ein leeres Pferd mit sich führte. Mit dieser Equipage machen die Holländer große Reisen, indem sie von Zeit zu Zeit die Pferde wechseln und die Nacht in verschiedenen Häusern auf den Weg zubringen. Dieser war am 3. vom Hause abgereißt. Er zögerte nicht uns zu fragen, woher wir kämen, wohin wir giengen, und was der Zweck unserer Reise sey. Diese Fragen sind zwischen Holländern gewöhnlich und werden nicht für unbescheiden gehalten. Es war ein fröhlicher und belustigender Mensch. Er sagt uns seinen Namen, die Zahl seiner Kinder, und die Ursachen, die ihn bewogen hätten, von Hause wegzugehen. Er gieng mehrere Meilen mit uns, spornte, nachdem er seine Pfeife angezündet hatte, sein Pferd, und war bald außer unserm Gesichtskreis. Gegen die Mitte des Tages kamen wir nach Paarl, einem schönen Dorf, dessen Häuser nach der Landessitte gut geweißt, und mit Bäumen umgeben sind. Indem wir nach Stellenbosch giengen, kamen wir durch das Gut des Hrn. Duckett in Clapmuty. Dieser geschickte Agronom kam mit George Yonge in der Absicht hieher die englischen Methoden des Ackerbau einzuführen. Anfangs zeigten die Holländer nur Verachtung für diese Neuheiten, aber die Erfahrung lehrte sie diese bald schätzen, und wenn die Engländer in Besitz dieser Colonie geblieben wären, so würden die Arbeiter dieses Mannes gewiß gute Wirkungen hervorgebracht haben. Ich bedauerte sehr ihn nicht auf seinen Gut zu finden. Wir kamen frühzeitig in Stellenbosch an, und wohnten bey einem alten Freund des Generals. Stellenbosch ist eine artige Stadt; die Eichen, welche in jeder Strasse einen Gang bilden, verschönern sie, und erhalten eine angenehme Frische. Diese Bäume wachsen schnell, und können, wenn sie gleich sehr groß sind, doch verpflanzt werden; aber als Schiffsbauholz sind sie den schlechtesten, welche im nördlichen Europa wachsen, nicht gleich zu achten."

Unsere Reisenden besuchten am 29sten den Wasserfall von French Hoek, der hundert und siebenzig Fuß senkrechte Höhe hat. Am 30sten tödteten sie zwey Schlangen, und kamen in die Capstadt, nach einer Reise von 300 englischen Meilen, ohne irgend eine Zufall gelitten zu haben. Lord Valentia schifft sich am 5. November von neuem ein. Am 1. Januar 1803 hat er die Nicobarinseln im Angesicht, und ist um 11 Uhr nur noch zwey englische Meilen von ihnen entfernt.

„Eine schöne, an mehrern Orten mit Bäumen bedeckte Gegend, von denen die Cocosbäume sich über das gewöhnliche Niveau erheben, verlor sich in einer Kette niedriger Hügel, welche gegen das Ufer immer höher wurden, und sich an kahle Berge stützten. Dieß Gemählde war desto schöner, als wir es mit der Einfachheit des Meeres und der Trokenheit der Sandwüsten und Felsen des Cap verglichen, die wir so eben verlassen hatten. Mit diesen Schönheiten vereinigte sich der Wohlgeruch der am Ufer wachsenden Blumen, den uns ein leichter Landwind herbrachte. Wir sahen einen Kahn mit

drey

drey wohlgestalteten kupferfarbigen Männern, die von Malaischer Race schienen, abgehen. Sie wollten nicht an Bord kommen, und der immer wehende Landwind entfernte uns bald von ihnen. Während der Nacht giengen wir unter den Wind der großen Nicobarinsel, und sahen am Morgen die Inseln Catchull und Camorta. Von der ersten gieng ein mit Früchten beladenes Boot ab, das sich uns näherte, und dessen Ladung wir kauften. Die Leute waren sehr häßlich, und ihre Weiber nicht verführerisch. Beyde waren nackt, mit Ausnahme einer kleinen Schürze, welche die Weiber trugen, und einer Leinwandstreife, mit welcher die Männer sich einen Gürtel machten. Indem wir uns der Insel Teressa näherten, variirte die Tiefe des Meeres sehr.

Diese Insel gewährt einen von den der andern verschiedenen Anblick, weil die Hügel ganz ohne Holz, und mit Wiesen versehen sind, welche ohne Zweifel zur Feuchtigkeit der Luft beytragen. Die Brandung schlug stark gegen das Ufer, und nahm uns jede Lust, mit unsern Chaluppen eine Landung zu versuchen, verhinderte aber die Eingebornen nicht zu uns mit ihren Kähnen zu kommen. Sie luden uns ein Anker zu werfen. Unser Kapitain Weldon gab ihrer Einladung nach, und warf ihn auf zehn Ellen. Plötzlich trat eine Stille ein, die Wellen brachten uns schnell ans Ufer. In einigen Augenblicken zeigte das Senkbley nur noch vier Ellen, und wir sahen vor und hinter dem Schiff deutlich die Felsen. Der Kapitain ließ augenblicklich das Ankerseil abhauen, und wir kamen durch einen leichten Wind glücklich hinweg. So entgiengen wir also mit den unbedeutenden Verlust eines Ankers, der augenscheinlichen Gefahr, Schiffbruch zu leiden. Da der Wind uns keine kurze Reise zu versprechen schien, so hielten wir es für gut, bey Car Nicobar anzuhalten, und frischen Vorrath einzunehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergiftung durch Kröten.

(Zur Warnung theilen wir folgendes mit, obgleich diese Krötengeschichte, der schon im Verkündiger mitgetheilten, ganz ähnlich ist, nach welcher ein Gansbauch dadurch vergiftet wurde, weil eine Kröte im Keller darin gesessen hatte.)

Zu Bistritz in Siebenbürgen ereignete sich in der Mitte vorigen Monats folgender warnende Unglücksfall: — Ein wohlhabender Bürger lud Sonnabends einige gute Freunde auf den Sonntag zu Gaste. Seine Frau ließ demnach noch Sonnabends eine Gans schlachten, sie putzen und über Nacht in den Keller stellen. Sonntags darauf früh ging der Bürger sammt seiner Frau und 2 Töchtern in die Kirche; unterdessen wurde der Magd aufgetragen, die Gans aus dem Keller zu bringen und zu braten, damit sie bey der Rückkunft der Familie aus der Kirche, fertig sey. Es geschah; die Familie kam nach Hause; und die Frau nahm das Fett von der gebratenen Gans aus der Küche ins Zimmer, wo sie sammt dem Gatten und den Töchtern Brod darein tunkten und es verzehrten. Inzwischen verrichtete die Magd ihre Geschäfte in der Küche und eine halbe Stunde nachher erschienen die geladenen Gäste. Allein wie erschracken sie nicht, als sie beym Eintritt in das Zimmer die ganze Familie auf die Erde hingestreckt fanden, ohne alles Lebenszeichen! Sie riefen sogleich die Magd herbey; die betheuerte aber, daß sie von dem ganzen Vorfall nichts wisse. Mittlerweile waren Aerzte und Gerichtspersonen herbeygeeilt. Sie untersuchten die Verunglückten, fanden jedoch nicht die geringste Spur einer gewaltsamen Todesart. Nun wurde die Magd noch schärfer verhört. Alles was sie aus ihr herausbrachten, war die Vermuthung, daß wohl das Gänsefett daran Ursache seyn könnte. Die Aerzte tauchten einen Bissen Brod in das Fett und warfen ihn einem Hunde vor. Kaum verfloß eine Viertelstunde nach dem Genuß so war er todt. Jetzt zerlegte man die Gans. Wie groß war nicht aller Erstaunen, als man eine gebratene große Kröte im Innern der Gans fand! — Das ganze traurige Ereigniß klärte sich nun auf. Während der Nacht, wo die geputzte Gans im Keller lag, war die Kröte in die Gans gekrochen und mit dieser dann zugleich an den Bratspieß gezogen und gebraten worden, so daß sich ihre Säfte mit denen der Gans vermischten und diese vergifteten.

(Wir haben diese Nachricht aus guter Quelle. Demungeachtet können wir nicht bergen, daß uns diese plötzlichen Todesfälle, als Wirkung von Krötengift unwahrscheinlich dünken, indem es in Europa keine tödtlich giftigen Kröten, wenigstens nicht Hauskröten, geben soll.)

Der

Verkündiger.

83. Stück. Sonntag. Am 26. April 1812.

Beurtheilung des menschlichen Gesichtes.

Wenn alles Natürliche nur durch Gesetze wird und besteht, so kann es wohl auch auf sichere Grundsätze der Erkenntniß gebracht werden, so verwickelt auch die Erscheinung seyn mag. So verhält es sich denn auch mit der Schrift, welche die Natur auf des Menschen Angesicht geschrieben hat, welche, so schwer sie auch zu lesen seyn mag, doch ganz gewiß ihre bestimmten Buchstaben hat. Ich will versuchen, die ersten dieser Buchstaben auszusprechen, und lege dabey die Ideen zum Grunde, welche Wagner in seinem Werke: von der Natur der Dinge, aufgestellt hat. Sie stehen dort S. 553 bis 576.

Zuerst muß man für die Schädelbildung des Menschen die Kugelgestalt als Normal annehmen, wie sich dies auch in dem behaarten Hinterkopfe noch bestimmt genug ausspricht. Diese Kugelform, welche den Menschenschädel von jedem Schädel der Säugthiere scharf unterscheidet, hat vorne eine Abplattung, welche Gesichtsfläche heißt, und auf welcher verschiedene innere Organe sich äusserlich exseriren, wodurch es kommt, daß der Knochenbau dieser Gesichtsfläche so zerrissen und zerstückelt erscheint, indeß der Hinterschädel aus Knochenplatten gewölbt ist, die sich alle leicht nach Einem Umrisse in die Wölbung legen. Die Gesichtsfläche ist also die eine Schädelhälfte, in welcher Inneres äusserlich wird; sie ist die offenbare Richtung der innern Organe nach aussen, und wird dadurch die Seite, welche der Mensch der Welt zukehrt. Daher kommt es denn, daß die Verhältnisse des Menschen zu der Welt, die durch das Angesicht geschlossen werden, sich auch auf diesen so bestimmt aussprechen.

Was in der Fläche des Angesichts hervortritt, sind 1) die zwey Organe des Rumpfes, der Unterleib, der als Speisekanal sich in den Rachen endet, so daß der Mund als dessen ausgewölbte Mündung erscheint; und dann die Brust, deren Luftröhre sich in die Nasenhöhlen ergießt, so daß der Athem der vollen Brust noch aus der Nase haucht; 2) das große Gehirn, das eigentliche Organ des erkennenden Geistes, dessen Vorderseite sich in die Stirne wirft; 3) die Sinne, nämlich zuerst das Auge, und dann Nase und Mund, die wir vorhin als Fortsetzungen von Organen des Rumpfes betrachteten, die aber auch zugleich Sinne sind, und in so ferne mit dem Auge den mittlern Theil des Gesichtes bilden, der zwischen dem Gehirne und dem Organe des Kauens (dem untern Kinnbacken) den Uebergang macht. Es ist klar, daß das Verhältniß dieser drey Theile des Gesichts selbst schon von grosser physiognomischer Bedeutung sey, und Wagner macht am angeführten Orte auch auf ihre Uebergänge aufmerksam. So ist es z. B. bedeutend, wie in dem Gesichte Friedrich II. die dachförmig ablaufende Stirne mit der Nase fast ganz in Eine Linie fällt, worinn wohl das Verliehren eines großen Theils der Hirnmasse in die Geruchsnerven nicht zu verkennen ist. Die Untersuchung der Thiergehirne zeigt, wie sehr der Geruchsnerve sich auf Kosten der Hirnmasse vergrössern muß, um ein spührendes Thier zu bilden. Bekanntlich giebt es Gesichter, die ganz in den Charakter der Fuchsphysiognomie fallen.

Die Form, welche in der Ausbildung der Gesichtsorgane herrscht, spricht sich am bestimmtesten aus im Profil oder Seitenumriß, welches nach Wagner als eine länglicht krumme Linie zu betrachten ist, an welcher die besondern Organe als Hervorragungen

zagungen erscheinen. Daraus entspringt der Unterschied eines viel oder wenig markirten Gesichtes, je nachdem die einzelnen Bildungen mehr oder weniger über das Niveau dieser krummen Linie hervortreten. Ihr starkes Hervortreten bezeichnet unverkennbar die überwiegende Ausbildung des Einzelnen in dem Gesichte, deutet also auf unharmonische Einseitigkeiten in der Individualität des Menschen. Gänzliches Zusammenhalten mit jener Curve deutet auf Erlöschen des Eigenthümlichen. Die Kupfertafel, welche Wagners Werke beygefügt ist, zeigt auffallende Extreme dieser Art.

Ein drittes für die physiognomische Beurtheilung wichtiges Moment ist die Harmonie der einzelnen Organe unter sich, und ihre Bildung ins Runde oder Eckigte. Alles Organische muß eine Rückkehr zu dem Runden zeigen, und alle Vielheit, die zu einem organischen Ganzen gehört, muß sich der Einheit fügen. Eckigte Formen oder ein Organ, das übermässige Entwicklung hat, deuten daher überall auf gestörte Vollkommenheit des Ganzen.

Zu diesen drey allgemeinen Momenten physiognomischer Beurtheilung, die Wagner aufstellt, gesellt sich noch ein viertes, nämlich der Geschlechtsunterschied der Gesichter. Bey dem ausgebildeten männlichen Gesichte überwiegt die Bestimmtheit und Form des Knochenbaues und der Muskeln, bey dem weiblichen die unbestimmte Fleischbildung der Wangen. Die männliche Wange ist nicht nur durch einen derbern Knochen- und Muskelbau aus der unbestimmten Masse herausgearbeitet, sondern in ihr ist auch der Einfluß des Auges, in so ferne dieses dieses durch Geistesthätigkeit afficirt wird, in hohen Grade sichbar. Das Auge zieht einen großen Theil der Haut, die seine äussere Erscheinung umgiebt, in Mitwirkung seiner Thätigkeit; es furcht die Stirne, nimmt den Schläfen ihre Glätte, zieht die Wange zu sich hin, und bildet sich aus ihr eine Art von Vorhof. Den aufmerksamen Beobachter kann es nicht entgehen, wie das Heilige, was auf den Madonnenangesichtern ruht, nicht nur dem Auge selbst, sondern auch seinen nächsten Umgebungen gehört; es giebt jungfräuliche Schläfe, die von einem noch durch keine Reflexion entweihten Auge stammen, und in dem oben angeführten Werke — ist der Einfluß des Auges und seine Thätigkeit auf die umliegende Gesichtsfläche ebenfalls von vielen Seiten anerkannt.

Habe ich nun den Geschlechtsunterschied der Gesichter richtig bezeichnet, so folgt, daß Silhouetten als bloße Profile nur für männliche Gesichter oder für weibliche Carikaturen Werth haben können, nicht aber für ein ächt weibliches Gesicht. Dieses will durchaus gemahlt und von vorne aufgefaßt seyn, dagegen ein männliches Gesicht schon im bloßen Seitenumrisse vieles verräth. S.

(Fortsetzung künftig.)

Bemerkungen

Romane. Wer die Romane aus den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts mit den neuesten vergleicht, der wird bemerken, daß die Vorrückung des Ranges, die in den bürgerlichen Verhältnissen seitdem statt gefunden hat, sich auch hier wieder darstellt. Es sind nemlich seitdem alle niedern Stufen herauf, die höheren also um eben so viel herab gerückt, und wenn vor dreyßig Jahren noch ein Edelmann oder Baron hinreichend war, durch Rang und Geld die Angelegenheiten eines Romans in Feuer zu setzen, so muß es jetzt schon wenigstens ein Graf seyn. Just so will in der bürgerlichen Welt, was ehemals Meister hieß, jetzt Herr heissen, der Knecht will Gesell, der Gesell will Gehülfe, die Magd will Mamsell genannt seyn. Man kann überhaupt bemerken, daß die Unterschiede der Stände überall schwinden, und alles Einer Gleichheit entgegen geht. Mein Bedienter will bereits nichts mehr über die Strasse tragen, und besucht Gesellschaften von seines gleichen, in welchen Poesie und Geschichte vorgelesen wird.

Civil-Recht. Wenn man den Codex der französischen Civil-Gesetzgebung mit dem ältesten römischen Rechte vergleicht, so wird man bemerken, daß dieses die Sachen gering achtet, und der Person eine fast uneingeschränkte Dispositionsfreyheit über dieselben gestattet, dagegen das französische Recht feste Verhältnisse der Sachen bestimmt, an denen die Person nur weniges ändern kann. Es scheint also, daß die älteste Zeit hierüber ganz entgegenge-

setzte Ansichten gehabt habe, als die neueste. Das neuere römische Recht unter den Kaisern scheint in der Mitte zu stehen.

Kopfputz. In unsern Zeiten sieht man auf den Köpfen der Männer wieder Mützen von allerley Form, statt daß lange Zeit blos die steifen Hüte geherrscht hatten. Dadurch nähert sich unsere Zeit wieder dem 14ten und 15ten Jahrhundert, wo ebenfalls Mützen aller Art getragen wurden. Der Kopfputz der Frauenzimmer aber schweift jetzt in allerley Form herum, die man jedoch mit Hülfe des weimarischen Modejournals auf einige Grundformen bringen kann. Denn ich kann nicht glauben, daß der Schöpfer, der sonst überall so systematisch ist, hier von der Regel gewichen seyn sollte. Ich setze also 1) Kasketformen, denen die griechische Pallas zum Ideal dient; 2) Haubenformen, die einfach das Haar des deutschen Weibes einhüllen; 3) Schäferhüte mit allerley Modifikationen; 4) Aufsätze, die entweder in dem königlichen Diadem oder in der Krone des königlichen Hauptes ihr Ideal haben. — Damen, welche sich auf Philosophie und Putz zugleich verstehen, werden diese Grundformen genügend finden.

Sprachen. Zwischen mir, der ich zu Braunschweig lebe, und meinem Vetter, dem Magister Halbreis zu Wolfenbüttel kam es neulich bey einer Zusammenkunft auf mittlerm Wege zu einer heftigen Disputе über die Entstehung der verschiedenen Sprachen. Mein Vetter, der ein bibelfester Theolog ist, berief sich auf die Sprachverwirrung bey dem Thurm zu Babel; ich aber behauptete, daß jedes Volk so spreche, weil ihm der Schnabel so gewachsen sey. Wir beschlossen endlich, unsere Streitsache an den Verkündiger und durch diesen an das Publikum zu bringen, und ich nehme diese Gelegenheit wahr, um eine Vereinigung der entgegengesetzten Meinungen auf mittlerm Wege zu proponiren: ob es nämlich nicht gedenkbar wäre, daß nach dem babylonischen Thurmbau den zerstreuten Völkern verschiedene Schnäbel gewachsen seyen? —

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Fortsetzung.)

4ten Januar. Wir ankerten an der westlichen Küste dieser Insel, im Angesicht eines Dorfes, dessen Hütten zwey Fuß vom Boden erhoben waren, um sie vor den Schlangen zu sichern, mit denen die Insel überfüllt ist. Der Capitain stieg ans Ufer und wurde sehr gut von den Eingebornen empfangen, welche ihn baten, nicht zu viel Menschen zu erlauben, mit einander aus den Schiff zu gehen. Am folgenden Tag brachte er einige dieser Eingebornen dahin, am Bord zu kommen, indem er ihnen einen unserer Leute als Geisel ließ. Es ist eine starke, aber nicht wohlgestaltete Race Menschen. Obgleich häßlich, haben sie einem sehr angenehmen Ausdruck in ihrer Physiognomie. Der beständige Gebrauch des Betels giebt ihren breiten Mund einen abscheulichen Anblick, und schwärzt ihre Zähne, die überdieß wenig regelmäßig sind. Während des Tags giengen wir alle ans Ufer, denn ihre Besorgnisse waren zerstreut, wir fanden in ihnen gute, von jeder bösen Absicht entfernte Menschen. Vermuthlich hat sie ihre Verbindung mit Fremden argwöhnisch gemacht, den alle hatten Waffen bey sich, welche sie nie weglegten. Sie verlangten für die Lebensmittel, welche sie uns lieferten, Geld, obgleich sie auch Messer, Schnupftücher und andere nützliche Sachen unter dem Titel Geschenke, erwarteten. Wir erhielten von ihnen eine beträchtliche Quantität Cocos, Betelnüsse, Papas, Plantainen oder Bananen, Citronen, Schaddocks, und endlich eine Wurzel, die sie Cachon nannten, und welche ohne Zweifel eine Art Arum ist. Schweine und Geflügel war in Ueberfluß; aber die Ignamen, der köstlichste Artickel für uns fehlte ganz, auch sahen wir keinen einzigen Ananas. Auf der Insel wächst auch eine Art Ingber. Die Eingebornen wollten uns nicht erlauben, daß wir uns in die Gehölze vertieften, welche besonders aus Barringtonien, Cocosbäumen, Tournefortien, Weinpalmen und Kohlpalmen bestehen. Das Ufer war ein mit Felsen vermischter Sand; die Brandung war sehr stark, ausgenommen an den dem Dorfe gegenüberliegenden Ort, an welchen unsere Chaluppen leicht landen konnten. Man sah um dies Dorf große Bambuspfähle; ein jeder, sagte man uns, bezeichne den Platz, an welchen jemand begraben sey; zwischen diesen Gräbern und den Ufern war eine Reihe gespaltener Stöcke, von denen jeder ein Stück Fleisch trug; sie waren zum Verscheuchen des Todes bestimmt, der dieses Völkchen unter der fürchterlichsten

Gestalt,

Gestalt, als Kinderpocken, besucht hatte. Sie halten aus Furcht einem bösen Geist Gottesdienst. Dieser Geist hat die beste Wohnung des Dorfes. Man hängt in ihr verschiedene Geschenke auf. Die Sprache dieses Volks ist ein Gemische von portugiesisch und schlechtem englisch, so daß wir selbst Mühe hatten, mit ihnen umgehen zu können. Wir giengen in der Nacht unter Segel, nachdem wir auf dieser Insel einen Bock und eine Ziege ließen, für welche die Einwohner große Sorge haben wollten. Die Schweine, die wir kauften, schienen von der Babirousa genannten Art zu seyn. Gut ist es für die, welche nach uns diese Insel besuchen, zu bemerken, daß unser Ankerseil fast vor den Felsen, welche durch einer Art Madrepora gebildet werden, zerschnitten wurde."

17ten Januar. Wir entdeckten das Continent von Indien. Am Mittag zeigte der schwarze Pagode von Jagarnaut, der erste Gegenstand, den wir unterscheiden konnten N. N. W. Wir fuhren unter einem angenehmen Landwind den ganzen Tag längs des Ufers fort, und sahen eine ungeheure Menge des Jelly genannten Fisches. Diese Thiere waren klein, und hiengen einer an dem andern in Gestalt einer Schlange. Sobald wir sie aus dem Meer nahmen, trennten sie sich, und bewegten sich mit großer Schnelligkeit. Am 20sten verließ der Commissär der Lebensmittel das Schiff mit den öffentlichen Depeschen, und ich übergab ihm meine Briefe für dem Lord Wellesley.

25sten Januar. Da der Wind uns immer entgegen war, so giengen wir vermittelst der Fluth den Hoogly hinauf, konnten aber nur 20 englische Meilen im Tag machen. Die Schifffahrt von Sogur nach Calcutta ist wegen der engen Durchgänge zwischen den Sandbänken sehr gefährlich. Auf diesen Fluß befinden sich nicht bloß englische, sondern auch französische, holländische und dänische Niederlassungen. Wir ankerten bey Fulta, einem Dorf, welches den übrigen, die wir sahen, sehr ähnlich war. Die Ufer des Flusses sind sehr hoch, das Land ganz platt und mit dicken Wäldern von Schiffbauholz und Gebüschen versehen, welche den Tigern einen unzugänglichen Zufluchtsort gewähren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

Die Klasse der französischen Sprache und Literatur in Paris schlägt vor als Gegenstand des Preises der Beredsamkeit, den sie in ihrer öffentlichen Sitzung vom ersten Donnerstag des Aprilmonats 1814 austheilen wird, eine Rede über die Vortheile und Nachtheile der literarischen Kritik. — Sie hatte voriges Jahr angekündigt, daß der Gegenstand des Preises der Dichtkunst, den sie im Jahre 1814 ertheilen wird, eine Episode eines Heldengedichts gleichviel ob erfundenen oder geschichtlichen Inhalts, aber keinem ältern oder neuerm Dichter weder nachgeahmt, noch aus demselben übersetzt, seyn solle. Die Konkurrenten dürfen ihren Werken keine größere Ausdehnung geben, als eine Vorlesung von einer Stunde erheischt. Diese Preise sollen, ein jeder, eine Goldmedaille von 1500 Fr. an Werth seyn. — Die eingeschickten Werke müssen den 5. Jan. 1813 was die Episode eines Heldengedichts, und den 15. Jan. 1814, was die Rede über Vortheile und Nachtheile der Kritik betrifft, an das Sekretariat des Instituts abgegeben werden. — Die Klasse schlägt auch einen Preis in der Dichtkunst vor, welcher dem Verfasser des besten Gedichts über die großmüthige Hingebung des Hubert Goffin und seines Sohnes, welcher 71 in einer überschwemmten Schacht verschlossene Arbeiter von einem grausamen und beynahe unvermeidlichen Tode gerettet hatten, ertheilt werden wird. Die Gattung des Gedichts ist der Wahl des Autoren überlassen. Es muß 100 Verse wenigstens, darf 200 Verse höchstens enthalten. Der Preis ist eine Goldmedaille von 1200 Fr. an Werth. Er wird in einer öffentlichen Sitzung am Donnerstag künftigen Monats December ausgetheilt. Die zur Konkurenz bestimmten Verse müssen vor dem 15. July an das Sekretariat des Instituts eingereicht werden.

Bekanntmachung.

Lerchensamen.

Es bietet jemand 10 bis 12 Zentner Baierisch Gewicht, schönen geflügelten Lerchensamen à 100 fl. den Zentner franco Nürnberg, an. Man wende sich an das Contor der Handlungs Zeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

84. Stück. Dienstag. Am 28. April 1812.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Fortsetzung.)

Die Indier gehen in dieser Jahrszeit in Menge an die Sunderbunds genannten Orte, um sich in dem Ganges zu waschen; mehrere bieten sich als Opfer der Caimanns (einer Art Krocodille) an. Zu diesem Zweck gehen sie in den Fluß vorwärts, und erwarten, daß diese wilden Thiere sich ihnen nähern, und sie unter das Wasser ziehen; andere werden den Tigern zum Raub. Aber so groß ist die Macht des Aberglaubens, daß sie immer wieder an diese Orte kommen.

(Bey Calcutta verlassen der Verfasser und Hr. Salt, der ihn als Sekretair und Zeichner begleitete, das Schiff Minerva und schiffen sich in einem, von dem Marquis Wellesley gesandten Ceremonieschiff ein.)

Dieses Schiff, sagt er, erinnerte mich an die Feenmärchen. Es war länglich und mit Gold und grünen Laub geziert. Am Vordertheil war ein goldner Adler mit ausgebreiteten Flügeln, am Hintertheil der Kopf und Körper eines Tiger. Der Mittelpunkt konnte leicht zwanzig Personen enthalten, war mit einem Thronhimmel bedeckt, und an beyden Seiten mit Vorhängen verziert. Vorn ruderten zwanzig Eingeborne in scharlachenen Kleidern, mit einem rosenfarbenen Turban. Wir frühstückten in einem Wirthshaus am Ufer, und setzten dann sogleich unsern Weg weiter fort. Je weiter wir kamen desto heller wurde der Fluß, und desto schöner die Landschaft, durch die Landhäuser der Engländer, welche die beyden Ufer bedecken. Diese sahen sehr niedlich aus, waren aussen geweißt und auf der Südseite mit langen Gängen geziert. Grüne Sommerläden sind vor allen Fenstern, und jedes Haus hat um sich eine Pflanzung von Manguiers, Jacks und andern Bäumen die in den Orientalischen Wäldern häufig wachsen.

Lord Wellesley feyerte den Frieden durch ein glänzendes Fest, Lord Valentia begab sich auf seine Einladung nach dem Gouvernements-Pallast.

Die großen Zimmer waren zum erstenmal erleuchtet. In die Höhe des Hauptzimmers hatte man einen reichen Persischen Teppich gebracht, und in die Mitte dieses Teppichs einen goldenen, karmoisinrothen Musnud, der einst den Thron des Tippoo Sultan zierte; auf diesen war ein für den Lord Wellesley bestimmter Staatssessel, von der größten Pracht. An jeder Seite waren drey Sitze für die Glieder des Raths, und für die Richter. Von hier bis an den Eingang hatte man Sitze für die Damen errichtet, auf welche sie sich nach ihrem Range setzten, welcher nach der Anzahl der Jahre die ihre Männer im Dienst der Compagnie zugebracht haben, berechnet ist. Gegen zehn Uhr kam Lord Wellesley mit einem zahlreichen Gefolge von General-Adjutanten ꝛc. an; und setzte sich, nachdem er in den Veneranda *) die Complimente einiger Landesfürsten angenommen hatte, auf den für ihn bestimmten Platz. Sogleich fieng der Tanz an und dauerte bis zum Abendessen. Obgleich der Saal nicht hinlänglich erleuchtet war, so war doch der Anblick sehr glänzend. Die Armenier, Officiere, Nabobs, Perser und Indier in ihrer Nationalkleidung stellten einen Maskenball, nur mit dem Unterschied vor, daß jeder besser seinen Charakter hielt, und die Costüme

*) Pavillon oder Gallerie.

natürlicher waren. Es waren bey diesem Fest ungefähr achthundert Personen, welche in dem marmornen Saal speisten, ohne irgend eine Unbequemlichkeit. Von da wurde man nach ein Uhr in der Nacht eingeladen, sich auf die Verandas zu begeben, um die Kunstfeuer und Illuminationen zu sehen. — Die, dem Pallast gegenüberliegende Citadelle, schimmerte im Licht, und alle Zugänge waren mit einer an Bambus aufgehängten Reihe Lämpchen geziert. Der Pöbel stahl das Oel, und da man einen so großen Raum nicht auf einmal illuminiren kann, so wurde der dadurch verursachte Lärm ziemlich hörbar. Die Kunstfeuer hatten nichts ausgezeichnetes, aber die Raketen waren schöner als alle welche ich je sah. Man warf sie mit Mörsern (mortars) von den Wällen der Citadelle. Es herrschte auch in den Farben der Feuer ein besonderer Glanz, und man konnte einer Scene das Verdienst der Sonderbarkeit nicht absprechen, als man zwey Feuer-Elephanten mit einander kämpfen, und auf einander stürzen sah. Wir zogen uns sehr vergnügt zurück, und ich besonders war sehr mit der Aufnahme des General-Gouverneurs zufrieden.

27. Januar. An diesem Tage hatte ich eine besondere Audienz bey Lord Wellesley, in welcher ich ihn um meine zukünftige Plane um Rath fragte. Er rieth mir wegen der vorgerückten Jahrszeit auf der Stelle durch Dawks *) nach den obern Provinzen abzureisen, oder Penang und Madras zu besuchen, dann bey guter Zeit nach Calcutta zurückzugehen, um den Fluß in der Regenzeit hinauf zu fahren. Er schien für das erstere geneigt zu seyn und ich folgte ihm, weil ich Ceylon und Mysore besuchen wollte, (ohne welches der Plan einer Reise durch Madras zum Theil verloren wäre) und die gegenwärtige Jahrszeit dieser Absicht entgegen war. . . .

12. Februar. Ich sah mit Hrn. Graham den dem Doctor Roxburg anvertrauten botanischen Garten. Es ist eine ungeheure Sammlung aller Pflanzen, und übertrifft alles was ich jemals in dieser Hinsicht gesehen habe. Er ist geschmackvoll angeordnet, und der große Raum macht die Abtheilungen unnütz. Einer der schönsten Gegenstände ist ein Bengalischer Feigenbaum der auf seinen Zweigen eine Menge Schmarotzerpflanzen, als Epidendrons, Linodorums und Filices nährt. Die Gewässer sind eben so schön wie das Land, und ganz mit rothen, blauen und weißen Nympheen bedeckt. Die Nützlichkeit scheint hier die Arbeiten noch mehr als die Wissenschaft geleitet zu haben. Tausend Pflanzen von den Teakbaum, den Loquot, den Manguier, und andern Frucht- und Bauholzbäumen sind aus diesem Garten gegangen um in den englischen Besitzungen des Orients verbreitet zu werden. Es ist ein Mittelpunkt in welchen die Produkte aller Climata versammelt sind, um dann auf allen Punkten der Erde verbreitet zu werden, auf denen sie Nutzen bringen können. Das Clima ist für die europäischen Pflanzen viel zu warm, daher fehlen auch mehrere unserer Gemüßpflanzen.

14. Februar. Der allgemeinen Einladung zufolge war ich gestern in Barrachpore, einem Lusthaus wo Lord Wellesley wohnt, Hr. Graham und Salt begleiteten mich. Es liegt auf einer Anhöhe, die den Fluß Hoogly beherrscht. Gegenüber liegt das dänische Etablissement Serampore, an den Seiten sind Pagoden, Dörfer und Büsche von großen Bäumen. Das Wasser ist hier heller als zu Calcutta, und mit dem General Gouverneur gehörigen Fahrzeugen bedeckt. Diese grün gemahlten und mit Gold verzierten Kähne und Cutter machen mit der scharlachenen Kleidung der Ruderer einen angenehmen Contrast, und verschönern sehr die Aussicht welche man hier hat.

20sten Februar. Ich richtete alles zu meiner Abreise her. Durch meinen Freund Hr. Graham, kaufte ich drey Tragsessel für Herrn Salt, für mich und meinen englischen Bedienten, die wir brauchten, um, wie man es nennt, auf der Fußpost (Dawks) zu gehen. Meine Bagage fährt fast ganz auf den Ganges in einer kleinen Barke, unter dem Schutz zweyer meiner Leute, welche Landeseingeborne sind. Wir nahmen in sechs Bangis *) so viel Leinwand als wir bis zur Ankunft unserer Bagage brauchten, mit, welche ungefähr drey Monate ausbleiben wird, da das Wasser niedrig und der Fluß Cosimbazar un-

zug-ej-

*) Posten, wo Träger stationirt sind, die von Distanz zu Distanz gehen.

*) Mit gemahlter Leinwand bedeckte Körbe, welche ein Mann auf einen Stock, den er auf seine Achsel stützt, trägt.

zugänglich ist, und daher das Fahrzeug durch die Sunderbunds gehen muß.

(Wir glauben den Reisenden nicht Schritt für Schritt folgen zu müssen, und wollen eilen, um an die Orte zu kommen, welche uns einige interessante Details liefern können. Den 6. März gehen die Reisenden nach Benares. Lord Valentia, betrachtet mit Interesse diesen alten Sitz einer der ältesten Religionen der Welt. Der in Dienst stehende englische Offizier verschafft ihm die Leute, welche er seinem Rang gemäß haben mußte. Ein solches Gefolge nennt man in Indien Suwarry. Es bestand aus vier Chuldars oder Bedienten, welche lange silberne Stöcke tragen, zwey Soontabuddars oder Bedienten, welche eben solche, aber kürzere Stöcke tragen, und zehn Hicarras oder Läufern. Dieses, sagt er, reicht hin, Indiern von hohem Rang Besuche zu machen, und sie zu erhalten.)

Das Wetter war trübe, und der der Nachbarschaft Regen gefallen, welches mir sehr angenehm war, weil dadurch die warmen Winde zurückgehalten wurden. Das Clima ist hier sehr von dem in Calcutta verschieden. Wenig Tage vor meiner Ankunft hatte man Feuer angezündet, und die Nächte waren noch kalt. Meine Träger vernachläßigten sehr ihre Pflicht, und ich erfuhr erst später die Ursache. Ich reißte nehmlich gegen Ende des Huly, eines Festes, welches die Landeseingebohrnen, sowohl Indier als Mahomedaner bey der Rückkehr des Frühlings eifrig feyern. Es ist bemerkenswerth, daß eine der Belustigungen dieses Festes, das in Europa bekannte Aprilschicken ist. Da die Zeit übereinstimmt, weil der Huli im März ist, so läßt sich vermuthen, daß irgend eine alte Verbindung zwischen den Religionen dieser Länder herrsche. Man belustigt sich auch einander Kugeln von gelben oder rothen Staub zuzuwerfen, von welchem am letzten Festtag ihre Kleider so voll sind, daß sie ein lächerliches Aussehen haben. Zum Schluß des Festes betrinken sie sich so, daß sie unfähig zum Arbeiten sind, bis ihnen die Ruhe der Nacht Kräfte zum wieder anfangen ihrer gewöhnlichen Geschäfte giebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Preisaufgabe der königl. Akademie der Wissenschaften in München.

Die königl. Akademie der Wissenschaften zu München hat für das Jahr 1814 folgende historische Preisfrage aufgegeben: „Da von bewährten Geschichtsforschern die Herzoge Wilhelm IV. und Albrecht V. von Baiern unter die gelehrten, und für Wissenschaft und Kunst besonders thätigen Fürsten, ihres Zeitalters gezählt werden, so wird eine gründliche Darstellung dessen, wodurch sie diesen Ruhm erworben, einen vollkommenen Beytrag zur Kenntniß einer der wichtigsten Epochen der baierischen Geschichte geben. Diese Erwägung veranlaßt die historische Klasse der königl. Akademie der Wissenschaften, Kenner und Freunde der Geschichte zur Lösung folgender Aufgabe einzuladen: „Was ist von den beyden Herzogen von Baiern, Wilhelm IV. und Albrecht V. unmittelbar selbst, oder vermöge ihrer Unterstützung und Aufmunterung durch Andere unter ihrer Regierung für Wissenschaften und Künste geschehen, — und welches war überhaupt der Zustand der höhern Geistesbildung in Bayern während jener Periode?" die Absicht der Akademie ist nicht blos eine Zusammenstellung der einzelnen hieher gehörenden Notizen zu erhalten, die in vielen, dem Gelehrten wohl bekannten Werken zerstreut sind. Allerdings wird eine sorgfältige Sammlung dieser Notizen, aber auch, und vornehmlich eine geschickte Bearbeitung derselben erwartet; damit der bemerkte Theil der Regierungsgeschichte beyder Herzoge in historisches Licht gesetzt werde; welches nur durch vollständige Entwickelung sowohl der Ursachen als der Wirkungen und durch strenge Nachweisung ihrer Verbindung zu erreichen ist. Demnach wird zuerst der Zustand darzustellen seyn, in welchem jeder der erwähnten Herzoge Wissenschaft und Kunst in Baiern beym Antritte seiner Regierung fand. So wünschenswerth es ist, daß diese Darstellung, so weit sie Baierns Eigenthümlichkeit betrifft, umständlich werde; so verdienstlich wird es seyn, dasjenige, was über Deutschland und Europa entweder vorangestellt oder beygefügt werden muß, durch wenige, jedoch befriedigende Züge anzudeuten. Ausführlich ist hiernächst die ganze Thätigkeit der beyden Herzoge für die Wissenschaften und Künste, in

Ver-

Verbindung mit der in dieser Hinsicht hervortretenden Wirksamkeit der Zeitumstände, zu schildern: wie durch Anlage, Erziehung, Fortbildung im Leben, diese Fürsten Sinn und Tüchtigkeit für so edle Bestrebungen erlangt, welche Anstalten für die höhere Geistesbildung sie getroffen; welche Unterstützungen, Ermunterungen und Beförderungen, Gelehrsamkeit und Kunstfleiß ihnen verdanken; auf welche Art Umstände und Zeitgeist günstig oder ungünstig eingewirkt, Vorliebe zu einzelnen Fächern oder Abneigung hervorgebracht, auch die Behandlungsweisen bestimmt haben? — so daß nicht nur die Stufen, auf welche Wissenschaften und Künste sich damals erhoben, sondern auch die Mittel offenbar werden, durch welche sie dahin gediehen, und das Verdienst, welches daran den zwey Herzogen gebührt. Nach dieser Ausführung ist dasjenige, was aus derselben sich ergeben wird, in eine Uebersicht zu fassen, die nun, als Gegenstück zu jener ersten vorbereitenden, das Resultat der Fortschritte der höhern Geistesbildung unter beyden Regierungen darstelle, somit den richtigen Maaßstab zur Schätzung ihres Werthes in Vergleichung mit jener frühern Zeit darbiete. Ueber die Form dieser Arbeit gedenkt man zwar nichts vorzuschreiben. Den Gelehrten, welche sich derselben unterziehen wollen, kann es indessen nicht entgehen, daß der Gegenstand nicht minder die historische Kunst, als die Forschung in Anspruch nehme. Ein wohl geordneter, einfacher, ruhiger und klarer Vortrag, eine dem Gegenstand vollkommen angemessene, würdige Sprache wird unverläßliche Bedingung seyn. Die Akademie wünscht, daß das Werk, dem sie als dem gründlichsten den Preis zuerkennen wird, auch das am besten geschriebene seyn möge. Die Preisschriften, lesbar und von einer andern, als des Verfassers Hand geschrieben, werden mit einem Sinnspruche bezeichnet, welcher auch auf das versiegelte, den Namen des Verfassers enthaltende Blatt zu setzen ist. Sie werden vor dem 28. März 1814 an den Generalsekretär der Akademie der Wissenschaften eingesandt. Die Einsendung wird am Maximiliantage 1814 bekannt gemacht werden. Der Preis besteht in funfzig Dukaten. Die gekrönte Schrift ist ein Eigenthum der Akademie; das Original wird in ihr Archiv niedergelegt. Sie wird einem Verleger übergeben, um in dem Formate der Akademischen Denkschriften gedruckt zu werden. Das Honorar, welches der Verleger dafür bezahlt, wird dem Verfasser, neben dem Preise, zugestellt. Auch alle übrigen nicht gekrönten Schriften werden in das Archiv der Akademie gelegt, nachdem die verschlossenen Zettel, welche die Namen der Verfasser enthalten, in einer Versammlung uneröffnet vernichtet seyn werden. In dem Falle, daß ein Verfasser keine Abschrift zurückbehalten hätte und eine solche zu erhalten wünschte, wird sie ihm auf sein Anmelden zugefertigt werden.

Bekanntmachung.

Spiritus das Wachsen der Haare zu befördern, von Dr. J. Rowley aus London.

Man hat von jeher viele Mittel angewandt, das Wachsen der Haare zu befördern, indem theils mancher von Natur nur ein dünnes Haar besitzt, manchem auch Krankheiten, Ausschweifungen, hitzige Getränke u. s. w. den guten Haarwuchs zerstörten.

Kein Mittel unter allen, deren man sich bediente, hat das geleistet, was man durch den gegenwärtig angezeigten Spiritus ausgerichtet hat, indem es dadurch nicht allein gelungen ist, dünnes Haar stärker, sondern sogar große unbehaarte Stellen wieder gut behaart zu machen. Außer dieser guten Eigenschaft besitzt der Spiritus aber auch noch die Kraft, die Kopfschmerzen zu heben, sobald diese in Schwäche ihren Grund haben. Indem er den Kopf stärkt, wird dadurch sogar den Kopfschmerzen vorgebeugt, und so ist er auch denen sehr heilsam, die ein schwaches Nervensystem haben, und schützt vor Flüssen, Reißen im Kopfe, Gicht, Zahnschmerzen u. s. w.

Auch bey Kindern ist er sehr zu empfehlen, um ihnen bald ein starkes und lockiges Haar zu geben.

Was den Gebrauch des Spiritus betrifft, so wäscht man sich täglich einigemal den Kopf damit, und läßt ihn alsdann trocken werden; doch muß vor der Anwendung das Haar von Pomade und Puder gereinigt seyn. Geschieht der Gebrauch des Abends vor dem Schlafengehen, so hat man einen ruhigen und erquickenden Schlaf zu hoffen.

Schädlich kann dieser aus Kräutern bereitete Spiritus nie werden, auch wenn man ihn noch so häufig gebraucht.

Dieser Spiritus ist in versiegelten Gläsern zu Einem Reichsthaler Conv. Münze zu haben im Commissions-Comtoir eine Treppe hoch, Nro. 124. neben dem Ame a. d. Peterstrasse zu Leipzig.

Bey kleinen Versendungen müssen noch 4 Groschen für Emballage beygelegt werden.

Der

Verkündiger.

85. Stück. Mittwoche. Am 29. April 1812.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Fortsetzung.)

11ten März. Vor Aufgang der Sonne schlug mir Hr. Neave vor, nach Benares zu gehen und die Thürme zu sehen. Da der Morgen kühl war, so stiegen wir zu Pferd, und ließen die Elephanten folgen. Bey diesem Spazierritte mußten wir durch den bevölkertsten Theil der Stadt, welcher ein sonderbares Aussehen hat. Die Strassen sind so eng, daß ich Mühe hatte, mein Pferd zu verhindern, daß es nicht an den Mauern anstreift. Die Häuser sind von Stein, und haben bisweilen sechs Stockwerke. Sie haben anstatt Dächer Terrassen, und sind voll bizarrer Gemählde, auch ist die Architektur nicht schön. Um jedes Stockwerk sieht man sehr gut ausgeführte Verzierungen in Relief, und in den Mauern sehr große Steine, welche durch ihre Verbindung die Geschicklichkeit und das Talent der Maurer beweisen. Die Fenster sind sehr klein, vermuthlich damit die Nachbarn nicht in die Zimmer sehen können, und um während des Wehens der warmen Winde mehr Kühlung in den Zimmern zu erhalten. Die Mauern der einander gegen überliegenden Strassen bildenden Häuser nähern sich an einigen Orten sehr, und sind durch Galerien vereinigt. Mehrere neuerbaute Häuser sind sehr elegant; überhaupt hat die Stadt ein glänzendes Aussehen, welches keinesweges betrügerisch ist. Benares hat den Ruf einer heiligen Stadt, daher mehrere indische Rais, hier Häuser haben, in welchen ihre Vakils (oder Gesandte) wohnen, um die für sie nöthigen Opfer und Reinigungen zu verrichten. Die Landaller haben hier großen Werth und geben zu vielen Streitigkeiten Anlaß. Die Anzahl der von Steinen und Backsteinen gebauten Häuser von ein bis sechs Stockwerken, beträgt mehr als 12000, und die von Erde, mehr als 46000. Die Einwohner von Benares betragen ohne die Menge Fürsten und Fremden, welche 3000 Seelen ausmachen, ungefähr 580000 Menschen. Jedoch ist bey gewissen Festen der Zusammenlauf so groß, daß man unmöglich eine Schätzung machen kann. Auf zehn Personen rechnet man nur einen Mahomedaner. . . . . .

Die Anzahl der mehreren Gottheiten gewidmeten Tempel ist beträchtlich. Die, welche den Hauptcultus erhalten sind Wishnou, Mahadewa und ihre Frauen. Man hat funfzehn Tage nöthig um die Geschenke von Früchten, welche allemal mit Geld für die Priester begleitet sind, zu übergeben. Den ersten Tag waschen die Pilgrimme sich in der heiligen Quelle von Monkernika, und dann jeden folgenden Tag in den Ganges.

Das Clima von Benares wird für sehr gesund gehalten. Diese Stadt liegt 25° 30′ nördlicher Länge, und die Nachbarschaft der Tibetanischen Gebürge, welche im Winter mit Schnee bedeckt sind, bringt eine so große Kühlung hervor, daß man bisweilen Eis sieht. Weißer Reif ist des Morgens nicht selten.

Zu Lucknow wird Lord Valentia von den Nabob trefflich empfangen und bewirthet.

Seine Excellenz, sagte er, brachte mich zum Lachen, indem sie mir die Art erzählte auf welche man ihr meine Ankunft angekündigt hatte. Der Bote den er damit beauftragt hatte, sagte ihm, „daß der Herr Neffe des Lord Wellesley, der kleine Sohn der Madame Compagnie angekommen wäre.“ Die Leute

te des Landes glauben nämlich, daß die Compagnie eine alte Frau ist, und die General-Gouverneure ihre Kinder sind.

(In dieser Stadt befindet er sich am 3ten April als das Fest Eed von den Mahomedanern zum Andenken der Erhaltung Ismaels in der Wüste gefeyert wurde. Er ist bey den, bey dieser Gelegenheit gemachten Opfer eines Widder und eines Kameeles gegenwärtig. Einige Tage darauf sieht er einen Elephantenkampf, und den Kampf eines Tiger gegen einen Büffel und Elephanten, bey welchen erstierer sich sehr feige beträgt. *)

31. May. Die Jahrszeit war sehr sonderbar. Fast immer wehten seit dem Anfang des May Nord-West-Winde, und erfrischten die Luft. Seit zehn Jahren war kein May vergangen, ohne daß diese Winde nicht geweht hätten. Aber seit meiner Ankunft bis jetzt war noch kein Regen gefallen. Diesen Abend war die Hitze erstickend; ich saß in meinen Appartement auf der Terrasse welche dem Hause als Dach diente, als eine plötzliche Dunkelheit und entfernte Donner mich vermochten herabzugehen. Der Wind, der bisher von Ost geweht hatte, hörte auf, das Wasser war ruhig. Eine dunkelblaue Wolke die sich im Westen erhob, bedeckte bald die Hälfte des Himmels. Der Donner brüllte unaufhörlich; die vollkommenste Stille herrschte um mich. Die Vögel flogen sehr hoch, und stießen ein durchdringendes Geschrey aus. Endlich erschien am Rande des Horizonts in West eine schwarzbraune Wolke die sehr schnell vorwärts gieng. Die Stadt Lucknow befand sich mit ihrer großen Menge Thürme zwischen der Wolke und mir. Die Höhe der Terrasse auf welcher ich stand, erlaubte mir alles in Detail zu sehen. Eine Meile weit erschien diese Wolke, wie eine durch eine Feuersbrunst hervorgebrachte Rauchsäule. Wirbel stiegen über Wirbel und erhoben sich hoch in die Luft. Je mehr sie sich näherte, desto röthlicher wurde ihre Farbe, und verbarg die entfernten Thürme. Daraus sah ich daß es vom Wind aufgewehter Sand war. Um mir herum war die Luft vollkommen ruhend. Die Sandwolke hatte eine genau geendigte Gränze. Sie schritt mit einer wüthenden Kraft vorwärts, und zwang mich endlich in meinem orientalischen Veranda (Pavillon) Schutz zu suchen. Aber der Staub kam mit solcher Gewalt, daß ich die Augen nicht offen halten konnte. Die Dunkelheit wurde alle Augenblicke größer, und endlich war alles in dicke Nacht gehüllt. Der Wind wandte sich ein wenig nach Süden, und brachte den Staub mit solchen Ungestümm, daß wir bald erstickt wären. Die Stärke dieses Orkans war so groß, daß sich die Donnerschläge bisweilen hinter dem Geräusch der Winde zwischen den Häusern und Bäumen verloren. Die vollkommene Dunkelheit dauerte ungefähr zehn Minuten. Bald darauf machte sie einen zitternden, schrecklich rothen Licht Platz, welches ich im ersten Augenblick einer Feuersbrunst in der Stadt zuschrieb. Der Regen fiel in Strömen herab. Eine Stunde nach den Anfang des Gewitters klärte sich der Himmel auf, der Orkan gieng nach Ost, und der Wind blies von neuem. Die Luft war frisch und kein Staub mehr vorhanden, Obgleich man sorgfältig die Fenster und Thüren meines Zimmers verschloß, und die ersten außen mit Läden versehen waren, drang doch der Sand herein, und mein Bett, so wie alle meine Meubeln waren mit einer dicken Staubrinde bedeckt. Hr. Paul sagte mir, daß er einst von einen dieser Winde von N. W. an den Ufern des Ganges überfallen worden wäre, und daß die Dunkelheit mehrere Stunden gedauert hatte. Auf jedem Fall war dieß eines der heftigsten, welches man in Lucknow hatte. Eine Person starb daselbst vor Schrecken. Der Sturm ist an sich nicht gefährlich, aber die Feuer, die man in den Häusern unterhält, sind so angebracht, daß leicht ein Funke auf die Strohdächer fliegen könnte, die ohnedem durch die Sonnenstrahlen äußerst erhitzt sind. Ereignet sich dieses Unglück während der durch diesen Orkan hervorgebrachten Finsterniß, so würde ohne Zweifel die ganze Stadt in Flammen aufgehen. Ein von den Wind fortgeführtes Dach könnte dieselbe Wirkung hervorbringen. Die lange Trockenheit hatte in den großen Ebenen den Sand so pulverisirt, und die Vegetation so zerstört, daß dieser ungestimme Wind weit mehr Sand als gewöhnlich mit sich führte, und daher muß man die gänzliche Finsterniß, welche sie hervorbrachte, erklären. Der Anblick dieses Sturms war der größte und imposanteste, den ich je erlebte, ausgenommen einem

*) Diesen Kampf eines Tigers gegen einen Elephanten werden wir nächstens unter einer eigenen Ueberschrift nachtragen.

einem Sturm auf der See. Die Wildheit des Windes war bey beyden gleich, aber weder die Wellen des Oceans, noch das Vorgefühl der Gefahr, machten auf mich den Eindruck, welchen die gänzliche Finsterniß am hellen Tage verursachte.

6ten July. Die Regen fiengen in Calcutta am 2. Juny an. Gewöhnlich kommen sie hier (in Lucknow) sechzehn Tage später, aber bis jetzt hatten wir gar noch keinen. Am 5. Juny herrschte ein kleiner Orcan. Der Sand, den er mit sich führte, gleichte vollkommen einem Nebel, wie die in England. Seitdem hatten wir drey andere, wenig beträchtliche, die die Luft einige Zeit erfrischten. Während des Zwischenraumes war die Hitze erstickend, und die letzte Nacht fast unerträglich.

9. July. Am 8. in der Nacht fiengen die Regen an, und dauerten am 9. fort. Er fiel in großen Massen, mit Blitzen und Donner, aber ohne Heftigkeit. Die Luft war übermäßig feucht. Heute ist der Himmel heiter und ein kleiner Ostwind. Die jetzige Temperatur, ist die, welche im Sommer in England herrscht. Der Fluß war vor dem Regen so niedrig als gewöhnlich, es muß also keine Uebereinstimmung zwischen den Schnee auf den Gebürgen herrschen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Naturforschende Gesellschaft in Zürich.

Die vor sechsundsechszig Jahren gestiftete naturforschende Gesellschaft in Zürich hat unter dem Vorsitz ihres Präsidenten, des Doktor und Kanonikus Rahn, am 6. April den Jahrsbericht ihrer Verhältnisse und Verhandlungen im Jahr 1811 angehört. Aus nahe an hundert einheimischen Mitgliedern bestehend, setzt sie ihren Zweck der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse der Naturlehre und der Naturbeschreibung, theils durch die Vorlesungen ihrer wöchentlichen Versammlungen, theils durch die Oeffnung ihrer reichen Sammlungen von Naturprodukten und physikalischen Werkzeugen, ihres Pflanzengartens und auch besonders ihrer Bibliothek fort. Ihre Sammlungen erhielten im verflossenen Jahr einen werthvollen Zuwachs durch mancherley von der Krusensternischen Reise um die Welt, durch den Hofrath Horner zurückgebrachten Kleidungsstücke, Schmuck und Werkzeuge der Bewohner verschiedener auf dieser Reise besuchten Inseln und Küstenländer. Unter den Abhandlungen, welche im verflossenen Jahr der Gesellschaft vorgelegt wurden, will man hier nur einiger erwähnen. Der Bezirksarzt J. Heinrich Lavater trug die Geschichte der Lehre von den Meteorsteinen, unter Vorweisung seiner schönen und reichen Sammlung dieser Naturprodukte, vor; er erklärte sich für die Meinung derjenigen, welche sie als Niederschlag aus der Atmosphäre entstehen lassen. Der Erziehungsrath Escher lieferte eine durch überaus belehrende, in Form von Panorama von ihm selbst gearbeitete Zeichnungen erläuterte, geognostische Uebersicht des Alpgebürges; der kön. baierische Oberbergrath, Freyherr von Lupin, sandte die von einer Sammlung von Gebirgsarten begleitete Beschreibung des schwäbischen Alpengebirges ein. Der Hofrath Horner trug die Lehre von den Kometen vor. Der jüngere Dr. Schinz, Aktuar der Gesellschaft, las die Beschreibungen seiner eigenen Reisen nach dem Kanton Tessin und über den Splügen, durch die via mala in die Eisenbergwerke des Ferrerathals am Splügen. Dr. Usteri legte Auszüge und Proben seiner Bearbeitung des Briefwechsels von Joh. Geßner, dem Stifter der Gesellschaft, vor. Von den Weinverfälschungen handelte ein Aufsatz des Kantonsapothekers Irminger; von der Färbung der Wolle eine Abhandlung des Hrn. Zeller; meteorologische Beobachtungen und Ansichten trug Hr. Kaspar Escher vor u. s. w. Ueber die Verrichtungen der landwirthschaftlichen Kommission, die, als ein besonderer Zweig der naturforschenden Gesellschaft, besondere Sitzungen hält, sollen nächstens einige Notizen folgen.

Erste Versuche mit der Baumwollenerzeugung in der sirmischen Militär-Gränze.

Wenn schon die Resultate der vorjährigen Baumwollerzeugungs-Versuche in der banatischen Gränze günstige Hoffnungen erregten, so berechtigt die Ausbeute an Baumwolle, welche man von den im vorigen Jahre zum ersten Mahle angestellten Versuchen in der sirmischen Gränze erhielt, zu noch größerer Erwartung. Denn außer bedeutenden Samenquan-

Digitized by

Der

Verkündiger.

86. Stück. Freytag. Am 1. May 1812.

Anleitung zum Anbau des Waids.
(Isatis tinctoria.)

Diese Anleitung zum Anbau und zur Zubereitung des Färberwaids (Isatis tinctoria) und zur Kunst, aus den Blättern dieser Pflanze Indigo zu ziehen, wurde auf Befehl Sr. Excellenz, des Herren Grafen von Sussy, Ministers der Manufakturen und des Handels, bekannt gemacht. Wir wollen hier das Verhalten vom Anbau bis zur Ernte herausnehmen.

Bau des Färberwaids. Von den Haupt-Unterscheidungszeichen des Waids und seinen drey vornehmsten Ab-Arten.

Die Waidpflanze, in dem vormaligen Languedoc Pastel und in Italien Guado genannt, hat eine faserigte und gerade herunter gehende Wurzel; ihr Stamm ist glatt und zackigt, die Blätter sind nicht haarigt, dabey breit und haben eine schöne grüne Farbe; die Blüthen sind gelb und an der obern Spitze rispenartig. Der Stamm hat eine ovale Gestalt von blauer oder violetter Farbe und ist in einer länglichten beynahe platten Schotte eingeschlossen, die dieselbe Farbe hat, als die Samenkörner.

Diese vornehmsten Unterscheidungszeichen, nach welchen es sehr leicht ist, den wahren Waid zu erkennen, befinden sich nicht insgesammt in den drey seiner bekanntesten Ab-Arten vereinigt.

Die erste hat haarigte Blätter und gelbe Samenkörner; man nennt sie gewöhnlich wilden Waid (pastel bâtard) und in Languedoc Bour oder Bourdaine. Es ist nur sehr selten, daß sie sich nicht in mehr oder weniger Menge auf den mit wahrem Waid besäeten Feldern zeigen sollte, und wo man Sorge dafür trägt, sie bey dem Jäten auszureissen. Sie wird von geringerer Qualität gehalten, sowohl von den Fabrikanten, die sie in Broden oder rund gefermten Kugeln (coques) gebrauchen, als von denen, die Indigo daraus ziehen.

Die Blätter der zweyten Ab-Art sind glatt und weit breiter; sie wird zu Rieti, zu Quiers, zu Alby ꝛc. gebauet, um Broden daraus zu machen und Indigo daraus zu ziehen.

Die Blätter der dritten Ab-Art sind schwärzlich und schmal. Sie wird im Departement Calvados unter dem Namen von Bouede gebauet und unter dem Namen Waid im Departement der Roer.

Boden, der dem Waid dienlich ist.

Jedes Erdreich ist zum Bau des Waids nicht gleich dienlich; er geräth selten in einem lockern und trocknen Erdreiche und eben so wenig in einem festen und thonigten Boden oder der Feuchtigkeit enthält. Sehr gut kömmt er aber in einem Lande fort, das nur mittelmäßig fest, und fett ist, und dabey wenig feucht; auch geräth er sehr gut auf einem kiesigten Acker, wenn Tiefe genug da ist, daß seine Wurzel gerade niederschießen kann und die zackigten Theile sich seitwärts erstrecken können.

Wie übrigens auch die Natur des Bodens seyn mag, die man zu seinem Bau anzuwenden gedenkt, so muß man doch immer einen solchen wählen, der der Sonne ausgesetzt ist. Man muß auch nur selten zweymal nach einander diese Pflanze darauf säen; denn Ernten von anderer Art geben dem Boden Zeit, sich aufs neue mit Saft einzutränken, der dieser Pflanze zum Fortkommen günstig ist.

Zubereitung des Erdreichs.

Das Land, welches man zum Waidbau bestimmt, bekömmt nach seiner Beschaffenheit und nach dem

be, worin es sich befindet, mehr oder weniger Bearbeitung. Zu Quiers, Departements des Po, geschieht solches viermal, fünfmal in Calvados, zwey oder dreymal in den Departements von Trasimene, von Tarn und in dem Arrondissement von Tortona, Departement von Genua. Es ist hauptsächlich nothwendig, es gut von einander zu trennen und die unnützen Gräser auszurotten. Eins der besten Mittel, diesen doppelten Zweck zu erhalten, ist die Abstechung der Rasen.

Um das Erdreich tauglich zu machen, muß es sehr tief umgestochen werden. In verschiedenen Gegenden geschieht solches zum erstenmale mit dem Spaten und die folgenden male mit dem Pflug. Im Gegentheil aber gebrauchen die Einwohner von Quiers zur letzten Bearbeitung den Spaten.

Säet man im Herbst, wie im vormaligen Piemont, so muß man das Erdreich im Juli, August oder September zubereiten; will man aber nur im Frühling säen, so findet die Zubereitung im October, November oder December und oftmals im Januar Statt. Bey der letzten Bearbeitung, die man dem Erdreich giebt, theilt man es in Furchen, um den Ablauf des Wassers zu bewürken. In Languedoc durchkreutzen sich diese Furchen und bilden geräumige Beete, so daß man ganz bequem säen, jäten und die Pflanze abblättern kann.

Düngung.

Obgleich jeder Dunger mehr oder weniger dazu beyträgt, das Wachsthum der Pflanzen zu entwickeln, so gebraucht man doch vorzugsweise gut verzehrten Mist, und man richtet die Quantität nach dem Zustande und der Beschaffenheit des Erdreichs ein. Landbauer zu Alby haben die Erfahrung gemacht, daß Gyps und Schutt, davon pulverisirt, und Kalk mit Asche vermischt, auch vortrefflicher Dünger für Waid seyn soll.

Zeit und Weise, zu säen.

Es ist vorher gesagt, daß man im vormaligen Piemont den Waid im Herbst säet. Geschiehet solches zuweilen auch im Frühling im Departement von Trasimene, so findet doch der allgemeine Gebrauch daselbst Statt, solchen im Herbst zu säen. In Toscana, im südlichen vormaligen Frankreich und in den Departements von Calvados und der Roer säet man solchen nur im Frühling.

Die Ursache, welche die Einwohner von Piemont dazu bewog, im Herbst zu säen, ist, daß sie aus Erfahrung wissen, daß sie bey dem Aussäen im Frühling einen Blätterschnitt weniger haben würden.

Die Zeit des Säens ist vom 15ten September bis zum 15ten October im Departement von Trasimene, im Monat October oder November in den Departements von Genua und des Po; in der Mitte des Februars oder Anfangs März in den Departements des Arno, von Rom und Tarn; im Monat März oder April in den Departements der Roer; im Monat May in dem Departement von Calvados; in diesem letzten Departement ist es selbst Gebrauch, am Ende des Juny zu säen, wenn man die Absicht hat, nur eine Blätter-Ernte zu halten.

Der Waidsamen wird ohne vorhergegangene Zubereitung in die Erde gebracht; nur allein die Landleute des Departements der Roer weichen ihn, wenn sie spät säen, in Kuhmist mit Brunnenwasser vermischt ein.

Man säet ihn auf zweyerley Weise, im Fluge wie das Korn, und indem man ihn handvoll nimmt und nach und nach etwas davon fallen läßt, so wie die Gärtner Salat säen.

Um den erhabensten Theil der Furchen im Departement Trasimene zu besäen, macht man mit einem Pflanzer Löcher, in welche die Saat gethan wird.

Auf welche Weise man auch säen möge, so muß der Säer den Rücken gegen den Wind kehren, weil der außerordentlich leichte Same leicht verfliegen könnte.

Ob man gleich eher damit fertig wird, im Fluge zu säen, so wird doch viele Saat dabey verlohren und solche ungleich vertheilt; auch braucht man alsdann mehr davon; im Gegentheil hat man in Languedoc, wo solche wie auf Gartenbeeten gesäet wird, weniger davon nöthig. Zehn bis zwölf Kilogrammen sind hinreichend, einen Hectare zu besäen.

Es scheint, daß man überall sehr dick säet; allein man wendet gegen diese Methode ein, daß die Körner nicht alle aufgehen. Im Roer-Departement ist es Gebrauch, dünner zu säen, und man braucht daselbst nur 10 Kilogrammen Einsaat zum Hectare, welches noch etwas weniger ist, als in Languedoc.

Ist die Saat ausgesäet, so wird sie an verschiedenen

schiedenen Orten mit einer Egge beegget. In Piemont und im Departement von Tarn und Trasimene bedient man sich einer Harke dazu; diese Harke hat zu Quiers sehr kurze Zähne, damit der Same nicht zu tief in die Erde falle. Eine leichte Bedeckung ist in der That hinlänglich.

In den Gegenden, wo man im Herbst säet, hat man oftmals auf den Schnee gesäet, welches die Saat nicht verhindert hat, zu gedeihen.

Sollte es geschehen, daß sie nicht aufgeht, oder die jungen Waidpflanzen bey ihrer Entstehung von Insekten verzehrt werden, so pflügt und säet man nochmals, insonderheit wenn die Jahrszeit noch nicht sehr vorgerückt ist. Dieser Gebrauch wird aber doch nicht allgemein zu Quiers befolgt, und geschieht nur alsdann im Departement der Roer, wenn man vermuthet, daß sich die Insekten nicht wieder zeigen werden.

Sorgfalt, die der Waid bey seinem Wachsthum erfordert.

Wenn das Wetter günstig ist, und insonderheit wenn ein leichter Regen nach dem Aussäen des Waids gefallen ist, so schießen in zwölf oder vierzehn Tagen zwey Blätter aus der Erde, und zwey andre vierzehn Tage später. Sobald sich vier bis sechs Blätter entwickelt haben, so fängt man an, ihn zu jäten und von Unkraut und wildem Waid zu reinigen. Man zerschlägt zugleich die kleinen Erdklumpen, welche durch die Egge oder Harke gegangen und ganz geblieben sind, welches zur Bedeckung der Wurzeln der jungen Pflanzen beyträgt.

Zu Quiers geschieht diese Operation mit der Hand, wenn keine Dürre ist, sonst gebraucht man überall dazu eine kleine Jäthacke, und diese Verrichtung erfordert die größte Sorgfalt, um dem Fuß des Waids nicht zu schaden. Bey der ersten dieser Arbeit zieht man diejenigen Stämme aus, die zu dicht bey einander stehen, und zwar auf solche Weise, daß zwischen denen, die man stehen läßt, nur eine Weite von 11 bis 12 Centimeter (drey bis vier Zoll) bleibt; die also ausgezogenen Stämme können wieder in die leeren Stellen des Feldes gepflanzt werden, wo die Saat nicht aufgegangen ist; es würde selbst leicht seyn, eine Pflanzung hievon auf ein hiezu präparirtes Land zu machen; dieses ist eine Ausstopfung, die mit Erfolg versucht worden ist.

Da es wenig Pflanzen giebt, deren Bau so viel Reinlichkeit erfordert als der Waidbau, so muß man, ehe der erste Blatterschnitt geschieht, das Jäten, wenn es nöthig ist, ein, zwey- und selbst dreymal wiederholen; nach jedem folgenden Schnitt geschieht es aber nur einmal, es sey denn, daß das zu häufig wedende Unkraut mehrmaliges Jäten nothwendig machte.

Krankheiten, denen der Waid unterworfen ist, und Insekten, die demselben schaden.

Ungeachtet alle Sorgfalt und obgleich der Waid die Strenge des Winters vertragen kann, ist er doch einigen Krankheiten ausgesetzt; auch schaden ihm einige Insekten.

Seine Blätter bedecken sich manchmal mit gelben Blasen oder von rostartiger Farbe. Man muß solche in diesem Stande abpflücken, obgleich sie noch nicht den Grad ihrer Reife erlangt haben. Dieses ist das einzige Mittel, den Fortgange des Uebels Einhalt zu thun.

Eine andere Krankheit des Waids, der Brand oder die Abzehrung, *) zu Quiers unter dem Namen brullarole oder arsure bekannt, ist eine Folge der Dürre, und diese wird durch Begießen verhindert oder geheilt.

Von allen Insekten, die dieser Pflanze schaden, ist das gefährlichste eine Art Erdfloh, der in Albigeois unter dem Namen Negril und in Italien unter dem von Pulciono bekannt ist. Er ist wirklich schwarz, wie ein Floh und springt eben so. Wenn die Blätter noch zart sind, so zerfrißt er sie in kurzer Zeit. Vielfältige Versuche haben einen Landmann zu Languedoc gelehrt, daß dieser Floh stirbt, wenn man die Waidfelder mit Asche bestreuet, und daß er noch eher ausgerottet wird, wenn man Kalkstaub unter die Asche mengt. In dem Departement der Roer sichert man sich durch ein ähnliches Mittel dagegen. Torf- und Ginster-Asche werden daselbst statt Holz-Asche vorzugsweise angewandt, weil sowohl die eine als die andere mehr Kraft hat.

Ein

*) Eine Krankheit, wodurch die Pflanze wohl in die Höhe schießt, aber wenig Dicke bekömmt, auch blasser von Farbe bleibt, als andere dieser Art, und gewöhnlich ausgeht, ehe sie Frucht getragen hat.

Ein Insekt, welches die Einwohner der Departements des Po und des Arno pidochio (Laus) nennen, ist nicht so gefährlich und zeigt sich nicht so früh. Man findet in den Departements der Roer und von Calvados auch Raupen, welche die Waidblätter mehr oder weniger vernichten, und man muß nichts verabsäumen, diese Insekten so viel wie möglich zu vertilgen.

Ernte.

Man betrachtet den Waid in den Departements von Rom, Trasimene, Tarn und Calvados, als zu seiner Reife gekommen, wenn die untern Blätter gelb werden und sich niedersenken; in den Departements von Genua und des Po, wenn eben diese Blätter gelb und voll kleiner Löcher werden; in dem Departement des Arno, wenn sie etwas gelb werden; in dem Departement der Roer, wenn sie gelb werden und an ihrem Rande violette Flecken bekommen. Alsdann pflückt man sie ab, um sie nach der Methode, die in dieser Anleitung erklärt werden wird, zu präpariren.

Aber es sey nun, daß man nach dieser Methode davon den Waidteig machen oder den Indigo nach dem Verfahren, welches wir anzeigen werden, daraus ziehen wolle, so ist es erforderlich, sie nicht zu spät abzupflücken. Mit einander verglichene Versuche, die man zu Alby angestellt hat, haben bewiesen, daß die Ballen, welche aus Blättern gemacht sind, die man eher abschneidet, als sie gelb geworden oder sich niedersenkt, in dem Augenblick, da sie an ihrem Rande eine hell violette Schattirung zeigen, eine weit schönere und höhere Farbe hervorgebracht, als Ballen, die man von später abgepflückten Blättern erhält. Aus andern Versuchen, die man in derselben Stadt, zu Rieti, Quiers ꝛc. angestellt hat, ist hervorgegangen, daß, um aus dem Waid die größtmögliche Quantität Indigo zu erhalten, man die Blätter davon abschneiden muß, wenn sie in ihrer vollen Kraft sind, ihre grüne Farbe bläulicht wird und eher als sie anfangen zu welken und gelb zu werden.

In dem Departements des Arno, von Genua, des Po und Tarn, ist es Gebrauch, sie mit der Hand abzubrechen, indem man das, was sie davon umfassen kann, mit den Fingern drehet, und sich hütet, dem Hals, das heißt dem an der Wurzel nächsten Theil des Stiels der Pflanze zu schaden. In dem Departement der Roer schneidet man sie mit einem Gartenmesser ab. Jede Ernte muß bey gutem und trocknem Wetter geschehen, nachdem die Sonne den Thau und Nebel vertheilt hat.

Die Zahl der Ernte ist allenthalben nicht einerley; im Departement des Arno geschieht sie zuweilen viermal und zuweilen siebenmal; im alten südlichen Frankreich und im vormaligen Piemont fünfmal; im Departement von Trasimene vier- und selten fünfmal; im Departement der Roer dreymal und zweymal im Departement von Calvados.

In den wärmsten Ländern des Reichs geschehen die ersten Ernten im May und Juny, in dem kalten Clima fangen sie erst im July an. Man fährt nachher von zwanzig bis fünf und zwanzig, von fünf und zwanzig bis dreyßig, von dreyßig bis fünf und dreyßig Tagen ꝛc., nach Beschaffenheit des Clima, nach dem Grade der Wärme und nach dem Zustande der Atmosphäre, damit fort. Das Resultat der Untersuchungen, welches wir oben angeführt haben, wird ohne Zweifel bestimmen, ob man sie in kürzerer oder längerer Zeit anzustellen habe.

Die ersten Ernten sind gewöhnlich von besserer Qualität als die folgenden, und insonderheit von besserer als die letzten. Ist aber der Frühling naß und regnicht gewesen, so wird die erste nicht so vorzüglich gehalten als die zweyte. Die erste, zweyte und dritte wird im Departement des Po als gleich gut geachtet. Die letzte wird wenig geschätzt; einige Landleute des Departements von Trasimene heben sie zu Futter für ihr Vieh auf. Es ist zu bemerken, daß die letzten Ernten nach und nach in Ansehung der Qualität abnehmen.

Bekanntmachung.

Anerbieten zur Spedition.

Zu Speditionen jeder Art, wozu unser Locale sehr geeignet ist, halten wir uns dem handelnden Publicum bestens empfohlen.

Beyl und Hecht, in Eger.

Der

Verkündiger.

87. Stück. Sonnabend. Am 2. May 1812.

Herrn von Schönfelds technologisches Museum in Wien.

Wir liefern hier den Lesern eine Nachricht von dem 1799 von Herrn J. F. von Schönfeld in Wien zum Vortheil des Künstler und Gewerbstandes errichteten technologischen Museum. Derselbe thätige Vaterlandsfreund hat auf seinem Gute Trnowa bey Prag die erste Bauernschule Böhmens errichtet, und noch vieles für das Wohl seines Vaterlandes und seiner Mitmenschen gethan. Ehe ich, heißt es in einer vor kurzem erschienenen Nachricht, eine kurze Darstellung beginne, halte ich es nicht für unzweckmäßig, ein paar Worte über die Entstehung derselben voranzuschicken, weil sich daraus zugleich die gemeinnützige Tendenz ergiebt, um welcher willen der Besitzer seine Kunstschätze so patriotisch der Benutzung von Künstlern und Handwerksleuten dargeboten hat.

Die Geschichte desjenigen Theils der Slaven, die sich im heutigen Böhmen und Mähren niedergelassen haben, bezeugt unwidersprechlich die entschiedene Neigung, und die vorzüglichen Anlagen dieses Volks für Kunst und Wissenschaft aller Art. Die ganze Reihe der Beherrscher dieser Nation aus dem Luxenburgischen und Habsburgischen Hause hat diese Eigenthümlichkeit des Volkes anerkannt, und zu veredeln gestrebt; besonders aber hält man in dieser Hinsicht mit Recht die Regierungsjahre Rudolph II. für die goldene Zeit böhmischer Industrie und des Gewerbfleißes; denn unter diesem Regenten, der aus entschiedener Vorliebe für Böhmen fast die ganze Zeit seines Lebens in diesem Lande zubrachte, und, wie man weiß, einen ausserordentlichen Hang für alles Wissenswürdige hatte, — unter diesem Regenten ward eigentlich der Grund zu all den Fortschritten in jeder Gattung von Gewerbfleiß gelegt, welcher die Böhmen noch heut zu Tag vor manchen andern Völkern ehrenvoll auszeichnet. Die königl. Burg zu Prag war schon im Jahre 1577 der Wohnsitz und die Niederlage der böhmischen Kunst und Industrie, fast alle Gemächer derselben waren von Gelehrten und Künstlern bewohnt; selbst jeder Hofbediente wurde bey einem Gewerbe thätig angestellt, um ausser seinem, in der Regel so wenig Anstrengung erfordernden Hofdienste sich zu einem in der bürgerlichen Gesellschaft brauchbaren Mitgliede bilden zu können. Der Adel, und selbst die Geistlichkeit wetteiferten in der Unterstützung aller Arten von Kunst und Gewerben. Hier baute man einen Tempel im erhabensten antiken Styl, um den schon veralteten gothischen Geschmack zu verdrängen; dort bildeten angehende junge Künstler in ihren Werkstätten im königlichen Schlosse selbst sich nach den besten Meistern der damals so hoch blühenden italienischen Mahlerschule; die Bildhauerkunst wurde in Stein, Bronze und Holz geübt, ohne den hochklingenden Nahmen einer Akademie zu führen, waren Zöglinge für alle Arten der höhern Kunst dort vereinigt, die der Fürst zu ihrer weitern Ausbildung auf seine Kosten auf Reisen, besonders nach Italien gehen ließ, und mit Gelehrten aus allen Theilen der Wissenschaften waren beynahe alle Fächer doppelt besetzt. Es sey mir erlaubt, zum Belege dessen, was ich so eben behauptet habe, die eigenen Worte des berühmten Geschichtschreiber Pelzel hier einzuschalten:

„Sonst war Rudolph ein gelehrter Fürst, und schätzte die Wissenschaften und Künste hoch. Man

kann

kann behaupten, daß unter seiner Regierung für die Gelehrsamkeit das goldne Zeitalter in Böhmen gewesen. Denn Rudolph schätzte alle diejenigen, die sich auf Wissenschaft und Kunst verlegten, und überhäufte sie oft mit reichen Belohnungen. Er rief verschiedene Gelehrte aus fremden Landen nach Prag: Tycho Brahe, Johann Keppler, Johann Isfenius ꝛc. Weil Rudolph ein Liebhaber und Kenner der Naturgeschichte war, so hatte er immer einige Naturforscher, besonders Chemisten und Steinverständige an seinem Hofe. Die vaterländische Geschichte wurde auch zu dieser Zeit glücklich getrieben."

„Die lateinische Dichtkunst war noch immer ein Lieblingsstudium der damaligen Böhmen. Insonderheit bemühte man sich in diesem Zeitraume, die böhmische Sprache auszubilden; die Böhmen brachten es damals in ihrer Muttersprache so weit, daß uns jetzt die Schriften dieser Zeit noch immer zum Muster dienen müssen, wenn wir ächt böhmisch schreiben wollen. Der Carolin oder die hohe Schule zu Prag war zu dieser Zeit auch mit Männern besetzt, die ihrer gründlichen Gelehrsamkeit und des aufgeklärten Verstandes wegen sich Ruhm erworben haben."

„Eben so waren die kleineren Schulen nicht nur in Prag, sondern auch auf dem Lande mit den geschicktesten Lehrern versehen. Es war kein Marktflecken in Böhmen, der nicht seine besonders wohleingerichtete Schule gehabt hätte. Die größern Städte hatten derselben einige. Zu Prag zählte man ihrer 16, zu Kuttenberg zwey, zu Jungbunzlau auch zwey. In jeder derselben waren wenigstens zwey Lehrer, in manchen drey, vier oder fünf, je nachdem die Anzahl der Schüler groß war."

„Für die schönen Künste war auch unter dem Kaiser Rudolph das goldene Zeitalter in Böhmen. Dieser Monarch legte eine der schönsten Bilder-Gallerien zu Prag an, wozu er Gemählde der berühmtesten Mahler aus Italien und andern Orten kommen ließ. Die Auserwählten, welche an seinem Hofe arbeiteten, und königlich unterhalten wurden, waren: Barth. Spranger, Johann von Achen, Joseph Heinz, Roland Savery, Georg Hufnagel ꝛc."

„Den Egid Sadeler, einen der besten Kupferstecher dieser Zeit, hat Rudolph von Rom nach Prag kommen lassen."

„Unter den Bildhauern war Johann Dumont der Vornehmste."

„Weil der Kaiser einen großen Schatz von Edelsteinen besaß, so hatte er auch immer Steinschneider um sich, welche große Kunststücke durch Zusammensetzung verschiedener geschliffener und geschnittener Steine verfertigten."

Rudolph suchte überdem die, von seinem Vorfahrer Maximilian 1565 an bis 1576 mit Eifer gesammelten Kunstwerke und Handarbeiten der alten Slaven in eine Art von Folge zusammen zu stellen, um dadurch die Entstehung und die Fortschritte aller Künste und Gewerbe anschaulicher zu machen; ein Geschäft, worin dem wißbegierigen Könige vorzüglich Tycho Brahe große Dienste leistete. Dieser Weise war nähmlich, wie seine hinterlassenen Handschriften hinlänglich beweisen, mehr als vielleicht irgend ein andrer Gelehrter damahliger Zeit im Stande, durch seine Forschungen das Steigen und Fallen der Künste und Gewerbe bey den Völkern in chronologischer Ordnung aufzuführen; er leistete dieses so, wie man es von einem so scharfen Denker und tiefen Forscher nicht anders erwarten konnte; die Resultate seiner Untersuchungen ergeben denn auch, daß die Benutzung und Bearbeitung der zahlreichen Naturprodukte Böhmens nicht eher von Bedeutung werden könne, als bis die Künstler und Manufakturisten hinlängliche Muster und Vorbilder vor sich haben, nach welchen sie ihre Kunsterzeugnisse nachahmen, abändern oder verfeinern können.

So groß und nützlich auch diese, mit ächter Kunstkenntniß und fürchterlichem Aufwande errichtete Anstalt unter dieser Regierung war, so zerfiel sie doch leider mit dem Tode Rudolphs, und konnte auch nachher nie wieder zu jener Höhe gelangen, weil der unselige dreyßigjährige Krieg ausbrach, der außer andern fürchterlichen Plagen für das Land, auch noch jene besonders für Kunst und Wissenschaft so wichtige Folgen hatte, daß die Regenten von nun an ihre Residenz zu Wien nahmen. Gelehrte und Künstler verloren natürlich dadurch ihre ganze bisherige Existenz, die zum öffentlichen Gebrauch und Nutzung bestimmte Sammlung unter der Benennung einer Schatz- und Kunstkammer wurde gesperrt,

sperrt, und die Schlüssel davon mit nach Wien genommen.

In diesem apathischen Zustande blieb das so mühsam und mit so großem Aufwande errichtete Institut — selbst von einheimischen Gelehrten und Künstlern kaum dem Nahmen nach gekannt — unter Schlössern und Riegeln verborgen über ein ganzes Jahrhundert ungenützt, und selbst die Stelle eines königlich böhmischen Schatzmeisters, die Graf Wenzel Hrzan von Harras bis zum Jahre 1737 bekleidete, ward nach seinem Tode nicht wieder besetzt.

Im Jahre 1782 wurde unter Joseph II. die Prager Residenz, worin dieser Schatz so lange schlummerte, in eine Artilleriekaserne umgewandelt. Bey dieser Gelegenheit wurde jene ganze Sammlung an Gold, Silber, Kupfer, Stein, Glas, Thon, Bein und Holzarbeiten den 13. und 14. May an den Meistbietenden verkauft, nachdem man zuvor die großen Gemählde an die Wiener Hofgallerie abgegeben hatte.

Durch diese öffentliche Versteigerung kam nun leider jene mit so viel Sinn, Kenntniß, Geschmack und Aufwand durch lange Jahre zusammengebrachte Sammlung von Kunst- und Industriesachen aller Art, in mehrere Hände. Jeden Liebhaber und Kenner aber, der da weiß, welch' einen unläugbaren Nutzen für Kunst und Industrie die Aufstellung einer Sammlung von Gegenständen hat, wodurch die Entstehung und das Fortschreiten der Künste und Gewerbe anschaulich gemacht werden, und wie unterhaltend und belehrend auch in historischer Hinsicht eine Folge von Dingen ist, die unsern Vorfahrer zur Bequemlichkeit, zum Bedürfniß oder auch zum Luxus dienten — dem mußte es ja wohl in die Seele schmerzen, jene merkwürdige Rudolphische Sammlung vereinzelt, und dadurch den vortrefflichen Zweck zerstört zu sehen, weßwegen man sie ehemals mit so viel Mühe aufgestellt hatte.

Glücklicher Weise fand sich unter den damahligen Käufern in Prag ein Mann von Kenntnissen und entschiedener Liebhaberey für dergleichen Gegenstände, und der zugleich Vermögen genug besaß, um eine beträchtliche Summe zur Wiederherstellung eines solchen Instituts anwenden zu können. Herr von Schönfeld, lange schon mit allen Zweigen böhmischer Industrie vertraut, durch Versuche mancherley Art zur Verbreitung des Gewerbfleißes unter seinen Mitbürgern bekannt, legte durch den Ankauf eines großen Theils obiger Kunsterzeugnisse den Grund zu einer neuen Sammlung, welche er nach und nach durch neuen Ankauf, Tausch ꝛc. immer vermehrte, und dadurch, daß er auch die böhmischen Alterthümer des durch seine Schriften rühmlichst bekannten Herrn von Binnenberg an sich brachte, seiner Sammlung einen Grad von Vollständigkeit zu geben gewußt hat, wie sie schwerlich eine Privatsammlung, ja selbst wenige öffentliche Sammlungen haben dürften.

Jetzt erst, nach jahrelangem Nachforschen und Ankäufen war es dem Besitzer möglich, alle die mannigfachen Gegenstände zu ordnen und zu classificiren, um sie nach einem besonnenen System aufzustellen.

Aber zu patriotisch, um diese Schätze nur für sich zu besitzen und allein zu genießen, both er schon seit 1799 unter der einfachen Benennung: Technologisches Museum seine für alle Classen von Künstlern und Handwerkern, für den Kameralisten, Oekonomen und für jeden gebildeteren Mann so anziehende und nützliche Sammlung zum Gebrauch an, öffnete wöchentlich an gewissen Tagen sein Kabinet für jedermann, und opferte dann mit einer Patriotischen Liberalität, die nur ein ächter Eifer für das Fortschreiten im Kunst und Gewerbsfleiß erzeugen kann, mehrere Stunden dem anschaulichen Unterricht an alle die, welchen es darum zu thun ist, in ihren Fächern nicht bloß auf der niedrigen Stufe eines gemeinen Handwerkers stehen zu bleiben.

Das Kabinet selbst zerfällt in folgende Abtheilungen:

1) Die Schreibkunst. Handschriften fast von allen Völkern älterer und neuerer Zeit, nebst den Kunstzügen ꝛc., in Stammbüchern, Diplomen und Majestätsbriefen.

2) Die Buchdruckerkunst. Druckschrift-Arten von ihrer Erfindung bis zu jetziger Zeit in allen Sprachen, Formen und sonstigen Eintheilungen.

3) Die Zeichenkunst. Handzeichnungen, Skizzen und Ideen älterer und neuerer Kunstverwandten.

4) Die Mahlerkunst. Alle Arten von Mahlerey in Gummi, Saft, Leim, Pastell, Kalk, Oelfarben, in Email oder Schmelzfarben, auf Seide, Wolle, Kreide, Lein- und Steingrund, auf Muschein, Glas, Baumrinde u. s. w.

5) Die

Der

Verkündiger.

88. Stück. Sonntag. Am 3. May 1812.

Herrn von Schönfelds technologisches Museum in Wien. (Beschluß.)

15) Die Siegelschneidekunst. Sigille in Holz, Stein, Messing, Stahl und Silber, nebst mehreren Tausend Abdrücken in hartem und weichem Wachs.

16) Die Preßarbeiten. Preßarbeiten in Atlas, Pergament, Leder, Horn, Holz, Elfenbein, Staniol, Bley, Zinn, Kupfer, Messing und Silber.

17) Die getriebenen Arbeiten. Getriebene Arbeiten in Eisen, Kupfer, Messing, Blech, Silber und Gold.

18) Die Muschelschneidekunst. Schnitzwerke aus Seegewächsen, Muscheln, theils auf mosaische Art zusammengesetzt, theils in Basreliefs u. s. w.

19) Die Emailirkunst. Emailarbeiten in den verschiedensten Formen; Portraits, Tassen, Vasen, chinesischen Aufzügen u. s. w.

20) Die Glasmacherkunst. Alle Gattungen Glas in Pokalen, Fenstern, Schalen, Kunstgläsern in Farben und Vergoldungen; dann Faden-, Feder-, Staub-, Rubin-, Spinn- und Bein-Gläsern.

21) Die Pastenarbeit. Alle Gattungen Pasten in Glas, Seife, Leim, Gips, von den verschiedensten Arten.

22) Die Töpferkunst. Zur Töpferkunst gehörige Urnen, Krüge, Aschenkrüge, Schaalen, Teller, Figuren, Landschaften, Lampen, Leuchter, Handbecken, verschiedener Völker alter und neuer Zeit.

23) Schlosserarbeiten, von Anbeginn dieser Kunst, insbesondere von der Zeit der alten Slaven.

24) Die Münzkunst. Die verschiedensten Arten von Münzen in Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Bley, Leder und Papier; wozu als eine besondere Abtheilung eine eigene sehr vollständige Sammlung von falschen Münzen verschiedener Zeiten von allen Gattungen gehört.

25) Die Waffenschmiedekunst. Alte und neue Waffen verschiedener Nationen; Armbrüste, Morgensterne, Streithämmer, Spieße, Hellebarden, Bauchstecher, Stilette, Fangmesser, Klingmesser, Degen und Hirschfänger.

26) Vergoldungen. Auf Metall, Holz von Stein und Bein.

27) Die Lackirarbeit. Lackirarbeiten, geflochten in Papier, Holz, Kupfer, Blech u. s. w. mit Gold, Silber und Perlmutter-Einlagen.

28) Die Papiermacherkunst. Papiermacherarbeiten: gedruckte, gepreßte, gemahlte, geglättete, gebrannte Papiere aller Nationen, nebst den filzbaren Naturprodukten.

29) Die Filigranarbeiten. Alle Arten von Filigran-Arbeiten der ältern und neuern Zeiten.

30) Die Bildhauerkunst in Stein. Basreliefs, ganze Gruppen in Stein, Holz, Metall und Eisen.

31) Die Bildhauerkunst in Holz. Ganze Gruppen, einzelne Figuren, Portraite, Ornamente und Blumen.

32) Die Bildhauerkunst in Bein. Alle Arten von Knochen, Horn- und Klauenarbeiten von der ältesten Zeit; Figuren, Basreliefs, Crucifixe, Schachspiele, anatomische Stücke, Landschaften, Gußformen, Pokale, Thierstücke und symbolische Ideen.

33) Die Possirkunst. Possirarbeiten in Thon, Wachs, Seife und Mehlteig.

34) Die Weberkunst. Weberarbeiten in Atlas,

Atlas, Moir, Grois de Tours, Taffet, Leinwand, aus Tauwerk in Haaren, Draht u. ſ. w.

35) **Die Lederarbeiten.** Lederarbeiten: Schuhe, Handſchuhe, Taſchen, Gürtel, Stiefel, Bruſtlatz, Pfeilköcher, Riemzeug u. ſ. w.

36) **Die Stickerey.** Stickprodukte in allen Formen und Stoffen; aufgelegte Arbeit, Tambour, Kreutzſtich, Fingerſtich, Knopfarbeit; Drathzieher-Arbeit; Prokatellarbeit, und Zweyſeitenſtich.

37) **Buchbinderarbeiten.** Vom Anfange dieſer Kunſt bis zur heutigen Zeit, von verſchiedener Art.

38) **Die Gewerbs-Inſtrumente.** Alle Arten von Gewerbs-Inſtrumenten und Werkzeugen, für Schloſſer, Uhrmacher, Zeugſchmiede und Meſſerſchmiede.

39) **Die Muſikaliſchen Inſtrumente.** Muſikaliſche Inſtrumente der Alten; als: Stockgeigen, Holzgeigen, Hals- und Fußgeigen, Pfeifen, Eolsharfen u. a. m.

40) **Die Mathematiſchen Inſtrumente.** Mathematiſche Inſtrumente von allen Arten und Jahrhunderten.

41) **Die Baitzarbeiten.** Verſchiedene Baitzarbeiten in Papier, Wolle, Leder, Leim, Holz, Bein und Stein, u. ſ. w.

42) **Die Uhrmacherkunſt.** Eine Reihe von Sack-, Tafel-, Häuge- und Pendaluhren in allen Formen, von Bein, Holz, Perlmutter; nebſt den einzelnen Uhrtheilen und dem ganzen Uhrmacher-Werkzeug.

43) **Automaten und mechaniſche Stücke,** nemlich: bewegliche Landſchaften, Thiere und Figuren.

44) **Naturſpiele und Petrefakte,** welche die alten Künſtler merkwürdig zu benützen wußten, aus allen drey Reichen der Natur.

45) **Die Kloſterarbeiten.** Verſchiedene Arbeiten, die gewöhnlich in Klöſtern verfertiget worden; in Wachs, Thon, Gips, Brodteig, Perl, Moos und Papier.

46) **Technologiſcher Ueberſichts-Kaſten.** Ein General-Ueberſichts-Kaſten der ganzen Technik, welcher von jeder Arbeit-Art, aus allen Naturſtoffen ein Stück enthält.

47) **Reiſekaſſette.** Eine Reiſekaſſette, welche die allerkoſtbarſten Stücke kleinerer Art enthält, die im Zuſammenhange ebenfalls die vollſtändige Technologie bildet, und blos den Raum eines Schuhes im Quadrate mißt, ſo Herr v. Schönfeld gewöhnlich auf ſeinen Reiſen mitführt.

48) **Die techniſche Bibliothek.** Ein bloß in technologiſcher Hinſicht geſammelter Büchervorrath aller hieher gehörigen alten und neuen Schriftſteller.

49) **Die Urſtoffe.** Verſchiedene Urſtoffe aller verarbeitbaren Naturprodukte.

50) **Die verfälſchten Produkte.** Nach Möglichkeit eine Sammlung von verfälſchten Produkten aller bekannten Gewerbe.

51) **Trachten aller Nationen,** von der älteſten bis zur heutigen Zeit durch Portraite in Zeichnungen und Gemälden.

Von allen dieſen hier nur im Allgemeinen unter 51 Rubriken angeführten Gegenſtänden ſind nicht etwa blos einzelne Exemplare, ſondern faſt von jeder Gattung eine Menge, oder wenigſtens mehrere in dieſer Sammlung vorräthig, ſo daß, was wegen Beſchränktheit der Wohnung nur in zwey geräumigen Zimmern in einer — faſt möcht' ich ſagen — unangenehmen Gedrängtheit aufgeſchichtet ſteht, man leicht in ſechs Zimmern vertheilen, und in eine beſtimmtere faßlichere Ueberſicht bringen könnte.

Einen beſondern Werth hat dieſes Kabinet in der Menge von Originalurkunden und ſchriftlichen Nachrichten, über die angeſehenſten Familien, nicht bloß von Deutſchland, ſondern von Ungarn, Böhmen, Pohlen, Italien und ſelbſt Frankreich, England und Spanien; welche häufig als Quellen benützt werden, und die nicht bloß dem Heraldiker und Genealogiſten, ſondern auch ſelbſt dem Hiſtoriker nicht ſelten die trefflichſten Aufſchlüſſe gewähren.

Trotz ihrer Publicität ſcheint dieſe Sammlung ſelbſt manchem Wiener kaum dem Nahmen nach bekannt zu ſeyn, und ich denke daher durch dieſe kurze Nachricht davon mir ein kleines Verdienſt um alle diejenigen zu erwerben, die nicht bloß aus einer vorübergehenden Neugierde, ſondern aus dem weit edleren Drange, ſich über gemeinnützige Gegenſtände zu unterrichten, dieſe in ihrer Art einzige Sammlung von jetzt an, ihrer Aufmerkſamkeit würdigen werden.

Verschiedenes.

Witterung. Meteorologische Nachrichten aus dem Canton Waadt machen die Bemerkungen: daß man hoffte, mit Anfang Aprils den langen Winter überstanden zu haben, und daß dieser wieder mit neuen Symptomen von Kälte eingetroffen war, obgleich den 15ten und 16ten warme Regen mit Donner-Gewitter begleitet, sich erzeigten. Man befürchtete, daß die letztere so spät eingefallene und so beständige Kälte dem Feld- und Weinbau schaden würde; allein, da die Vegetation noch so wenig vorgerückt war, so litt das Land (mit Ausnahme einiger frühen, vor den Winden geschützten Bäumen, die auszuschlagen anfiengen) nichts, sondern hatte noch seine Winterkleidung; und es hat allen Anschein, daß weder die Bäume, die Weinberge, noch die Kornäcker, welche durchaus schön stehen, das geringste bis dahin (den 17. April) gelitten haben. Das nemliche kann man von Bern aus sagen. Erfahrne Landwirthe in der Schweiz bleiben bey ihrem Grundsatze: „Ein *später* Frühling, ein *gutes* Jahr. Die wieder eingetretene Kälte nützt den vielleicht sonst zu stark vorgerückten Kornfeldern, sie vertilgte einen großen Theil der den Baumfrüchten schädlichen Insekten (in diesem Jahr herrscht der Käferflug) und wird zu seiner Zeit bey einmal eingetretener beständigerer Wärme einen Graswuchs erzeugen, der die bis dahin verzehrten großen Heuvorräthe ersetzen wird.

— —

Rußland. In der Landschaft des Donschen Kosakenkorps wachsen Schlehen im Ueberflusse. Die Landwirthe haben daher angefangen, Branntwein aus denselben zu bereiten, der dem Franzbranntwein ähnlich ist, und der von den zerstoßenen Kernen einen Geschmack wie Persiko hat. — Der See Baikal in Sibirien wurde diesmal gegen den 1sten Januar mit Eis bedeckt. Im allgemeinen wird er bey stillem kaltem Wetter früher als gewöhnlich, und so glatt wie ein Spiegel belegt: bey windigem Wetter aber später, und Stellenweise nicht glatt und sehr ungleich. Er hat eine unermeßliche Tiefe, nimmt eine Menge großer Ströme, Flüsse und Bäche auf, an deren Stelle, 59 Werst von Irkutsk, nur der Angara-Strom aus demselben ausfließt. Auch hält sich ein Thier des offenen Ozeans, der Seehund in demselben auf, es werden aber auch Störe von außerordentlicher Größe in demselben gefangen. Wenn Fröste eintreten, erheben sich bey sehr stillem Wetter dicke Nebel, die sich am Ufer des Baikals ausbreiten und die Sonne verdunkeln; sie dauern fort, bis er mit Eis belegt wird. Bey stürmischen und kalten Herbstwinden entstehen von der außerordentlich starken Bewegung des Baikal auf jener Seite vor den Klippen der Felsengebirge Eis-Säulen, Solnji, genannt; auch nahe an den Küsten thürmen sich dann große Eisberge auf, an denen nicht selten die zu dieser Zeit auf dem Wasser sich befindenden Fahrzeuge scheitern. Sobald die Zobeljäger bemerken, daß der Baikal in seiner ganzen Ausdehnung mit Eis belegt sey, begeben sie sich, ohne auf die Dämme des Eises zu achten, auf den Weg; und geben, indem sie sich, damit sie nicht ausglitschen, gewisse Schlitteisen, Basluki, unter die Sohlen binden, über das ganze Meer.

— —

Neue Mühlen. — Französische Zeitungen berichten aus Spanien folgendes: In allen Zweigen des Dienstes und besonders bey den Lebensmitteln, dem Marschwesen und den Kantonnirungen der Armee fühlt man die unermüdete Thätigkeit Sr. Exzell. des Herrn Marschalls Marmont, Herzog von Ragusa, zum Besten der Armee von Portugal, welches in den Provinzen, die seine Divisionen besetzt halten, viel sagen will. Er hat dadurch einen neuen Beweis von seiner Sorgfalt gegeben, daß er mehrere Modelle zu Mühlen mit sehr leicht fortzubringenden Flügeln, wozu er die Idee angab, verfertigen ließ. Dasjenige Modell, welches die Artillerie erhielt, und auch sogleich annahm, verspricht einen sehr großen Nutzen. Alle diese Mühlen, obgleich aus Stahl und Eisen bestehend, wiegen nicht schwerer als 17 bis 18 Pfunde, und liefern regelmäßig in jeder Stunde 40 bis 50 Pfund gutes Mehl, ein einziger Mensch setzt sie in Bewegung, sie sind sehr solid, und lassen sich sehr leicht an einen Tisch, an eine Bank oder im Felde an ein Wagenrad befestigen. Herr Bataillonschef Bourdin, welcher vieles zur Vereinfachung und Vervollkommnung dieser Maschine beygetragen hat, dirigirt eine beträchtliche Werkstätte, in welcher sie verfertigt werden, und welche deren schon mehrere hundert geliefert hat, schon erhält eine jede Division deren 30, und wir hoffen, daß sehr bald eine jede Kompagnie eine solche Mühle haben wird. Dann haben wir die in Spanien so lange anhaltende Trocknung nicht mehr zu fürchten, wodurch der größte Theil der Mahlmühlen unbrauchbar gemacht wird, und welche der Feind auf seinem Rückzuge jedesmal zu zerstören pflegt. In Zukunft wird man bey den Korps, woraus die Armee von Portugal besteht, so wie bey den Römern nur das Getreide zu ver-

vertheilen brauchen, da diese Korps schon seit langer Zeit sich ihr Brod und ihren Zwieback selbst zu bereiten gewohnt sind.

— —

Nach weitern Berichten aus dem Departement del Rubicone formirt der Berg, der im vorigen Monate zur Hälfte eingestürzt ist, und das Dorf Quarto mit dem dortigen Schlosse größtentheils verschüttet hat, jetzt einen Hügel von einer kleinen Stunde in die Breite. Der eingestürzte Theil des Berges bestand aus Tuffstein; der noch stehende ist harter Felsen. Da gemeldeter Maßen das Bette des Flusses Savio verschüttet worden ist, so formirt dieser jetzt bey Quarto einen See, der 530 Ellen lang und 420 breit ist. Seine Tiefe beträgt an den meisten Orten 220 Ellen.

— —

Das Buttermachen zu befördern. Bey der Kälte setze man das Butterfaß in ein Gefäß mit heißem Wasser, oder man werfe ein Stück Zucker hinein. Wenn der Milchrahm anfängt, schleimig, bitter und übelschmeckend zu werden, legt man ein Stück Alaun, wie ein Hühnerey groß, in das Seihetuch, und gießt die Milch über den Alaun ein. Schüttet man gepulverten Alaun zu verdorbenen, grünlichem, zu Wasser gewordenem und sehr stinkendem Rahm, so verbessert er sich wieder. (Dieß Recept ist keines Oekonomen würdig!)

Bekanntmachung.

Inhaltsverzeichniß des Aprilheftes der Handlungs-Zeitung.

Die Aprilstücke der Allgemeinen Handlungs-Zeitung enthalten folgende Gegenstände: Preuß. Verordnung wegen Aufrechthaltung des Colonialsystems; Anfang des Waarenverkaufs in Frankfurt; Waarenpreise in Archangel im Januar; Englands Handel nach Canada; Verfügung in Hamburg wegen der Silberwaaren; Frachten und Assekuranzpreise in Bordeaux; Reispreise in mehrern ital. Städten; Fortsetzung des Waarenverkaufs in Mailand; Oelpreise in Venedig; Schiffarth, Weinpreise in Bordeaux; Posten; Arbeiten an den Brücken und Chausseen in Frankreich seit 1800; Colonialwaarenverkauf in Frankfurt a. M.; Frachten in Bordeaux; Verhältniß der Preuß. und Franzöf. Münzen, Gewichte und Maße; Leipziger Ostermesse; Franz. Handels-Lexikon; Wollmärkte in Herzogthum Warschau; Frachten in Paris; Bankerotte; Verordnung in Westphalen die ausländ. Tabacke betr.; Verordnung in Hamburg wegen der Branntweinbrennereyen; Waarenverkauf in Stralsund; (Pest.) Baumwollen-Niederlage in Paris; Runkelrübenzuckerfabrikation in Frankreich; Fabrikwesen in Oesterreich; Herabsetzung der Laubthaler in Würzburg; Verlängerung der Frankfurter Messe; Baumwollenverkauf in Mainz; Rechtsfrage; Etwas über die Vereinigung des caspischen und schwarzen Meers; Verbotene Getreidausfuhr aus Würzburg; Brasiliens Erzeugnisse; Verordnung wegen der Laubthaler in Hessen; Assecuranzpreise von Marseille; Zuckerfabrikation in Böhmen; Europas Handel mit China im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts; Falsche Münzen; Frankfurter Messe; Reinigung des Honigs; Handel und Manufacturen Neuspaniens; Assecuranzpreise in Kopenhagen; Waarenverkauf in Husum; Italiens Abhängigkeit vom festen Lande; Preussische Verordn. die Ausfuhr der Colonialwaaren aus Rußland betr.; Getreidepreise, Kornzufuhr auf den Markt in Zürch; Westphalens und Frankreichs Handelsverkehr; Getreideausfuhr; Preisaufgabe; Die Strohmanufactur in Sachsen; Widerlegung des Gerüchts wegen Herabsetzung der k. k. 24 Kr. Stücke; Ursprung der Apotheker in Böhmen; Französisches Maaß und Gewicht in Frankfurt; Neue Handlungen, Firmen- und Gesellschafts-Veränderungen; Versuche mit den Zucker aus Kastanien; Nachrichten aus der Schweiz; Nordamerika; Rußland; Dänemark; Italien ꝛc. nebst Berichten aus Wien, Berlin, Frankfurt, Königsberg Leipzig, Prag, Posen, Stralsund, Grätz, Mainz, Köln, Gent, Paris, La Rochelle Les Sables, Lille, Dijon, Bordeaux, Blois, Rouen, Amsterdam, Hamburg, Marseille, Ferrara, Mailand, Neapel, Genua, Brescia, Reggio, Livorno, Venedig, Triest, London, Kopenhagen, Petersburg, Astrachan, Odessa u. andern Städten und vielen kleinen Nachrichten; Waarenpreisen und Waaren-Veränderungen von Frankfurt, Wien, Leipzig, Nürnberg, Bremen, Hamburg, Amsterdam, Kopenhagen, Petersburg, Moscau, Bordeaux, Gent, Marseille, Paris, Neapel, Mailand, Genua, Venedig, Triest, Reggio und andern Städten; Weinpreise und ihre Veränderungen von Paris, Genua, Bordeaux, Blois, Dijon, Brescia ꝛc.; Geld- und Wechselcurse von allen bedeutenden Städten Europas: als Leipzig, Augsburg, Nürnberg, Wien, Hamburg, Frankfurt, Paris, Mailand, Genua, Berlin, Venedig, den Cursen der Staatspapiere von Wien, Westphalen, Berlin, Frankfurt, und Bekanntmachungen.

Die Handlungszeitung ist wöchentlich fünfmal bey den Postämtern zu haben, und kann allemal für ein halbes Jahr bestellt werden.

Handelsberichte, Anzeigen, Avertissemente, Firmen, Veränderungen, Dienstgesuche, Verkäufe, Rechtsfälle ꝛc. erbitten wir uns unter der Addresse:

Contor der Handlungs-Zeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

89. Stück. Dienstag. Am 5. May 1812.

Lords Valentia's Reisen nach und in Indien. (Beschluß.)

18. July. Die jetzige Jahrszeit ist sehr angenehm; bisweilen ist es sehr warm, aber die Regen erfrischen die Luft und machen die Hitze erträglich. Sie fielen nicht wie unter der Linie in Strömen, sondern Stundenweise und gewöhnlich in der Nacht.

Die drückende Hitze welche vorher herrschte, hatte für mich schlimme Folgen. Schon das Umwenden im Bette ward mir zur Last. Diese Art Leiden glich feinen Stichen; man glaubte durch Dornensträuche zu gehen. Dieser bloß durch die Hitze hervorgebrachte Schmerz war nicht schwächer als der, welchen mir ein Hautausschlag, mit welchem ich bedeckt war, verursachte. Der einzige Trost, den man mir geben konnte, war, daß man dieses Uebel als einen Beweis von Gesundheit betrachte. Die Einwohner gebrauchen zur Heilung gemalenes Sandelholz; ich wagte aber nicht dieses erfrischende Mittel zu gebrauchen, und fand einige Erleichterung indem ich mich mit Rosen- und Lavendelwasser wusch. Durch dieses Waschen trocknete der Ausschlag ohne zurück zu gehen.

(Ehe Lord Valentia von Lucknow abreist, giebt er den Stand der Mannschaft an, die ihn begleitete.)

Meine Begleitung bestand in einer Compagnie des 10ten Regiments, welche von einem jungen Offizier, Namens Webb commandirt wurde, den ich auf die Empfehlung mehrerer meiner Freunde verlangte. Zwanzig Pferde sollten sich mit mir bey Canouge vereinigen. Der Etat derjenigen, welche mich begleiteten, kann eine Idee geben wie man in diesem Land reiset.

Mein Bedienter und Gopinath.
39 Träger.
16 Jemmadars, Hircarras ꝛc.
6 Kijmutgars.
2 Seises.
16 für die Küche ꝛc.
30 Bediente S. E. des Nabobs, mit den Zelten und Hakeris (einer Art Wagen).
10 mit Elephanten.
14 Träger des Hrn. Webb und andere Bediente.
14 Bediente des Gopinath und Träger.
120 Cypayes ꝛc.

287 also zusammen.

(Wir lassen die Reisenden gehen, und wollen nur einiges aus seinem Tagebuch nehmen. Am 1. September kommen sie nach Mucunpore.)

Während der letzten Meile war der Weg mit bettelnden und betenden Fakirs begränzt. . . . . Einer meiner Träger wurde an seiner Zehe von einem großen schwarzen Skorpion gebissen. Er schnürte sogleich die verwundete Zehe mit einem Strick, und benachrichtigte mich erst einige Stunden nachher. Ich wandte Amoniak (flüchtiges Laugensalz) an; er litt wenig und wurde sehr schnell geheilt. Bald nach meiner Ankunft besuchte mich der Chef der Fakirs des Grabes mit einem seiner Brüder, und zeigte mir mehrere Certifikate wegen guter Aufführung, welche ihm die Engländer die vor mir in diesen Ort waren, hinterliessen. Dieser Chef ließ uns seinen Gefährten da, welcher uns die Merkwürdigkeiten der Stadt zeigen sollte, und gieng

ab, nachdem er das Verſprechen erhalten hatte, daß ich noch dieſen Abend den Heilgen deſſen Dienſt er ſich gewidmet hatte, beſuchen würde. Die Meſſe fängt erſt am ſiebzehnten Tage nach dem Monde an; wir ſind jetzt erſt am funfzehnten, und doch iſt der Zulauf ſchon ſehr groß. Wir ſahen Seiltänzer auf geſpannten und loſen Seilen tanzen, und andere Geſchicklichkeit und Stärke verrathende Wendungen machen. Sie kommen den beſten gleich, welche ich in Europa ſah. Ein kleiner Knabe ſchaukelte mehrere Männer auf ſeinem Kopf, und hielt ſich ſelbſt auf einer Bambusſtange, welche in beſtändiger Bewegung war. Ich glaubte endlich daß unſere Spiele von dieſem Land eben ſo gut wie unſere Wiſſenſchaften kommen, und erwarte in Benares ein Panorama, und in den Grotten von Elephanta eine Fantasmagorie zu ſehen. Ich gieng mit meinen Bedienten und Elephanten hinweg, um das Grab (Rowza) zu beſuchen. An der Thür des äuſſerſten Hofes wurden wir von einer großen Anzahl Prieſter empfangen und durch drey Höfe geführt, in deren jeden wir eine große Anzahl mit unſinnigen Gebärden ſchreyende, tanzende und betende Fakirs ſahen. Das Geräuſch der Trommeln und Trompeten vermiſchte ſich mit ihren mißlautenden Stimmen. Alles war voll, und wir wären ohne die Anſtrengungen der Fakirs gewiß nicht durchgekommen. Dieſe ſtieſſen, weil ſie eine angemeſſene Belohnung erwarteten, die Menge zurück, und verdrängten zornig die Abergläubigen, welche uns unſere Schuhe nehmen wollten. Jedoch unterwarfen ſich unſere Bedienten dieſer Regel. Das Grab iſt im Mittelpunkt eines viereckigen Gebäudes, an welches man vier Fenſter angebracht hat. Es iſt mit einem goldenen Tuch und einem Thronhimmel von demſelben Stoff bedeckt, und ſehr ſtark mit Roſeneſſenz beſprengt. Wir giengen um daſſelbe herum, und beſuchten dann die Moſchee, vor welcher eine Quelle mit zwey ungeheuern Keſſeln iſt, wo ſich beſtändig Wunder zeigen. Wirft man Reis, der kein heiliger Reis iſt, hinein, ſo bleiben ſie immer leer. Ich hatte nicht Zeit dieſe Parthie ſpielen zu ſehen, welche nicht ſehr ſchwer ſeyn muß. Ich endigte die Sitzung, indem ich meinen Fakir befahl ſich in unſere Zelte zu begeben. Indem wir in dieſe giengen, fand ich mehrere heilige Menſchen, die ſich wechſelſeitig genau aufpaßten, obgleich jeder einen großen Ruf hatte. Ich gab ihnen zwey Goldſtücke, um welche ſie ſich mit Begierde ſtritten. Auf beſondere Bitte ernannte ich den Fakir Kurimmuddien zu meinen Vakil (Geſandten) bey dem Hof des heiligen Huzrut Syed Buddiudien Cotbal Muddar, und erhielt zur ſelben Zeit von ihm einige Notitzen über das Leben dieſes Heiligen. *) Auf dieſen Meſſen ſind alle Diebe und Spitzbuben Indiens verſammelt, ſo daß wir während der Nacht einen Beſuch von ihnen erwarteten; doch gieng ſie ganz ruhig ab.

2ten September. Um vier Uhr verließen wir Mucunpore, um uns nach Poura zu begeben, welches nur ſieben Coſſ oder vierzehn Meilen entfernt iſt. Wir kamen nach acht Uhr an. Unſere Elephanten waren äußerſt ermüdet, und die Hitze drückend. Die Menge Menſchen, welche wir zu der Meſſe gehend, antrafen, war erſtaunend. Während der erſten Meilen war ſie ſo groß, als auf den Straſſen zu London, und zuletzt ſahen wir noch immer ganze Truppen, welche ſich zu derſelben Beſtimmung begaben. Es war ein beluſtigendes Schauſpiel. Indier und Muſelmänner waren alle gleich eifrig zu dem Feſt zu gehen; die Weiber mit ihren Kindern in Hakris, die Männer zu Pferd; die armen Weiber mit ihren Männern zu Fuß, bisweilen zwey Kinder in einen auf den Schultern aufgehängten Banguis tragend. Die Fakirs mit ihren Standarten und faden Figuren vermehrten die Menge, und machten uns durch das Geräuſch ihres Tom-Toms faſt taub. Da wir auf unſern Elephanten ſaßen, ſo konnten wir ohne Schwierigkeit vorwärts gehen und empfiengen von den Vorübergehenden Grüße und Segnungen. Die ganze Nacht war der Weg mit Reiſenden bedeckt, deren Geſänge ihre Ankunft ankündigten. (Nachdem der Verfaſſer in Calcutta wieder angekommen iſt, beſchreibt er dieſe Stadt, und geht in intereſſante Details ein.)

---

*) Aus dieſer Notiz erſieht man, daß der heilige Huzrut ꝛc. im Jahr 442 der Hegira geboren iſt, im Alter von 10 Jahren nach Mecka und Medina wallfahrtete, nach Mucumpore kam, und die Stadt von einem böſen Geiſt der ſie unbewohnbar machte, befreyte; daß er 1442 Söhne hatte; dieſe Welt verließ um in die Wohnung des Propheten zu gehen, im Jahr 837 der Hegira, als er 395 Jahre alt war, und daß das Jahresfeſt ſeines Todes ſeitdem in Mucunpore durch einen Zuſammenlauf des Volks gefeiert wird.

Vor 20 Jahren schätzte man die Bevölkerung von Calcutta auf fünfhunderttausend Seelen; ich glaube daß sie jetzt siebenhunderttausend ausmacht. Das deutlichste Zeichen dieser großen Bevölkerung ist die Menge Menschen, mit denen die Straſſen des Abends angefüllt sind. Drey Meilen lang hatte ich keinen andern Weg, als den, welchen mir die Leute, welche meiner Kutsche vorhergiengen, machten. Die Straſſe von Strand in London kann hiemit nicht verglichen werden, den in dieser ist die Mitte nicht so voll als die beyden Seiten.

In Calcutta steht man frühe auf, um die Kühle zu genieſſen, welche dem Aufgang der Sonne vorhergeht. Zu Mittag hält man eine Mahlzeit und schläft dann zwey oder drey Stunden. Man ißt um sieben oder acht Uhr zu Nacht, welches für dieses Clima viel zu spät ist, weil diese Einrichtung den Abendspaziergang raubt, und die Stunde zum Schlafen bis um Mitternacht verzögert. Vortreffliche und mit Verschwendung aufgetragene Speisen verschaffen den Raubvögeln und fleischfressenden Thieren einen sichern Raub. Denn die niedern Portugiesen reichen nicht zum Verzehren des Ueberrests hin, und die Landesbedienten können, von ihren religiösen Vorurtheilen beherrscht, bloß das essen, was von ihrer Kaste zubereitet ist. Diesem Umstande muß man die ungeheure Menge Raben und Sperber zuschreiben, welche hier in Frieden mit den Menschen leben, und die Gärten und Häuser bedecken. Bey Tag haben sie zu Gehülfen beym Straſſenreinigen, den, Adjudant genannten, Vogel, und bey Nacht die Füchse, Jakals und Hyänen, welche aus den benachbarten Gehölzen gehen, um sich in der Stadt zu verbreiten.

Die gewöhnliche Art zu reisen ist in Palanquins, aber mehrere Personen haben, dem Lande angemeſſene Wagen und Pferde, deren Race man in den letzten Jahren sehr verbessert hat. Es herrscht die Gewohnheit zwischen dem Untergang der Sonne und den Abendessen auszugehen. Sonst war es Mode mit einer Weste oder weißen Rock sich zu bekleiden, welches eine dem Clima sehr angemeſſene Kleidung ist; da man aber diese Kleidung zu nachläſſig beym öffentlichen Erscheinen hielt, so hat man sie mit der englischen vertauscht. Die griechische Architektur wurde allgemein angenommen, schickt sich aber nicht zu diesem Lande. Die Säulen, welche die Verandas (Pavillons) halten, sind zu hoch, um während des größten Theils des Morgens und Abends, an den zwey Zeitpunkten, an welchen die Hitze außerordentlich ist, vor der Sonne zu schützen. Noch schlimmer ist es in der Regenzeit, die Feuchtigkeit dringt hinein, und macht diese Pavillons unbewohnbar. Die wenig glänzendere Bauart der Indier oder auch die Gothische würde ohne Zweifel vorzuziehen seyn.

6ten December. Nach mehrern Abänderungen meines Plans bereitete ich mich vor mit der Olive, Capitain Matthews, unter Segel zu gehen, welche mit einer Ladung Reis nach Columba segelte. Mit Hr. Salt und zwey Bedienten, wovon der eine ein Engländer und der andere ein in Madras geborner Portugiese war, fuhren wir den Fluß hinab.

(Am 7. schiffte sich unser Reisender ein; kommt am 15. in der Insel Ceylon an, geht in einige Details wegen den Unterhandlungen und den Krieg der Engländer mit den König von Candia ein, und beschreibt die Eintheilung der Cingalesen in Kasten.)

Die Cingalesen sind von einer schönern Menschenrace als die Bengalen und haben mehr Geschmack und Eleganz als die Rohillas oder Rajapouts. Selten setzen sie sich mit kreuzweis gelegten Beinen, und haben daher die Waden noch im guten Zustande. Ihre Kleidung hat viel Anmuth. Das gemeine Volk hat den Körper bis auf die Hälfte nackt, und trägt ein Stück Leinwand auf Art eines Gürtels, das bis auf die Knochen herabgeht; diese Leinwand ist gemahlt, oder hat, wenn sie weiß ist, eine Einfassung. Sie werfen eine andere nach Bedürfniß um die Schultern, und umwickeln den Kopf mit einem Schnupftuch. Die Frauen haben eben einen solchen Gürtel wie die Männer; diejenigen Kasten, welche das Recht haben, tragen ein weißes vorn zugeschlossenes Hemd, die andern ein an der Brust befestigtes, übrigens aber freyhängendes Hemd. Sie haben eine ausdrucksvolle Physiognomie, eine fast schwarze Haut, lange und sehr feine Haare, auf welche sie sehr eitel sind.

Die Societät ist in Columbo zahlreich genug, um sich alle Freuden, die davon abhängen, verschaffen zu können. Die Richter erhalten einen zum wenigsten hinlänglichen Gehalt, und die andern Verwaltungs-Departemente sind mit Männern besetzt, deren Vermögen alle Ausgaben, welche die zahlreiche

Gesell-

Gesellschaft erfordert, bestreiten kann. Hr. Tolfrey, der mehrere öffentliche Functionen verwaltet, kennt die cingalische Sprache von Grund aus und beschäftigt sich damit, eine Grammatik herauszugeben. Man darf also erwarten, alles, was in dieser Sprache geschriebenen Bücher interessantes enthalten können, bald bekannt gemacht zu sehen.

(Nachdem Lord Valentia einige andere Theile der englischen Insel durchreist hat, kommt er durch Tanjors und Pondischeri nach Indien. Im März 1804 unternimmt er eine Expedition ins rothe Meer, deren Hauptzweck war, die östliche Küste, auf welcher die alten einen großen Handel getrieben hatten, und die die neuern ganz vernachläßigten, kennen zu lernen. Bey seiner Rückkehr nach Indien macht Lord Valentia eine neue Reise nach Bombey ꝛc. Eine zweite Expedition in das rothe Meer mit dem Capitain Court, hat keinen vollkommenen Erfolg, führt jedoch diese Reisenden weiter, als das erstemal, und giebt ihnen neue Einsichten. Endlich hatte die dritte, welche die Ursache der Reise des Hrn. Salt in Abyssinien ist, vollkommenen Erfolg, und bringt die Reisenden nach Suez, von da sie Egypten durchreisten, und dann nach Europa giengen.) C.

Auffindung und Benützung eines Serpentinsteinbruches in Oesterreich.

Obschon der Serpentinstein in vielen Ländern sehr häufig vorkommt, so wird er doch nur zu Zöplitz in Sachsen zu allerley nützlichen Geräthen, oder zu gefälligen Gegenständen des Luxus verarbeitet, wo eine eigene Zunft das ausschließende Privilegium auf die Verarbeitung dieses Steines besitzt. Auch die grünen Mörser und Reibschalen, die wir so häufig in den Apotheken erblicken, die Schreibzeuge, Dosen, Büchsen, Salzfässer, Vasen u. s. f. von diesem Steine, welche in die Haushaltungen des Mittelstandes so sehr gesucht werden, und es ehemahls noch mehr wurden, bezog Oestreich bisher von Zöplitz. Vor Kurzem aber haben Anton Koch und Ananias Simen, ersterer Eisenhändler von Krems, letzterer Büchsenmacher zu Melk, auf der Herrschaft Gleiß nach Waidhofen an der Yps im V. O. W. W., einen durch Jahrhunderte kaum zu erschöpfenden Serpentinsteinbruch entdeckt, welcher dem in Zöplitz in so fern ähnlich ist, als hier wie dort der Serpentinstein am Tage liegt, nicht in ordentlichen Gängen, sondern in Flötzen und einzelnen derben Stücken vorkommt, und daher nicht bergmännisch gewonnen, sondern nur wie andere Steine gebrochen werden darf.

Als einige Versuche zeigten, daß sich dieser Stein sehr gut drechseln lasse, und die daraus zur Probe verfertigten Waaren den Beyfall aller Kenner erhielten, indem sie von den Ausländischen ihrer Art fast gar nicht zu unterscheiden sind; so errichteten die Entdecker eine kleine Anstalt zur Erzeugung solcher Waaren in der Stadt Waidhofen, und kamen um das Landesfabriksprivilegium ein, welches ihnen auch auf einstimmiges Einrathen des Kreisamtes und der Fabrikeninspektion, ertheilt wurde. Sie machen nun Anstalten, diese Fabrikation im Großen zu betreiben, und von ihren Erzeugnissen nicht nur in Wien, sondern auch in den vorzüglichsten Provinzialstädten Niederlagen zu errichten. Muster von dem rohen Steine und einigen daraus verfertigten Waaren werden im chemischen Laboratorium der Universität in Wien aufbewahrt.

Durch die Betriebsamkeit zweyer Mitbürger ist also Oesterreich wieder um einen Artikel reicher, den es vorher vom Auslande beziehen mußte, und wer weiß, ob österreichische Industrie dieses Material, wenn es dazu fähig ist, nicht zu größeren Gegenständen als es bisher geschah, z. B. zu Säulen und andern höheren Kunstwerken verarbeiten wird? Die ohnedieß durch ihre Eisenfabriken so lebhafte Stadt Waidhofen wird dadurch zum Sitze eines ganz neuen Industriezweiges, und in den Stand gesetzt, nebst ihren Sensen, Feilen, Messern, Sägen u. s. f. auch die artigen Steinarbeiten in die fernsten Gegenden Europens, und bey wiedereröffnetem Welthandel, in alle Welttheile zu versenden.

Ein Tabaksfabrikant wird gesucht.

In einer Hauptstadt im Königreich Baiern wird in eine Tabaksfabrike ein Mann gesucht, welcher alle Sorten Rauch- und Schnupftabak vollkommen zu fabriciren versteht, und sich über seine Kenntnisse und Rechtschaffenheit hinlänglich legitimiren kann. Man wünscht, daß es ein Mann schon bey Jahren, unverheurathet und von stiller Lebensart sey. Ein Subject, das diese Eigenschaften hat, darf einen beständigen und guten Platz erwarten, und beliebe sich schriftlich unter der Addresse: T. F. an das Contor der Handlungs-Zeitung zu wenden.

Der

Verkündiger.

90. Stück. Mittwoche. Am 6. May 1812.

Geognostische Ansicht des galizischen Bodens.

Die Natur hat Galizien zu einem Getreidland bestimmt. Der verschiedenartigste Boden wird durch eine Menge großer und kleiner Flüsse, welche von den Karpathen herabströmen, bewässert. Theils eben, theils bergig ist derselbe selten von einer solchen Beschaffenheit, daß nicht irgend eine Art von Früchten darin gut fortkommen sollte. Die unterkarpathischen Kreise sind daher nicht viel weniger fruchtbar, als jene Kreise, welche die schönen Ebenen des ehemaligen Sarmatiens bilden. Der einzige Unterschied liegt bloß in dem Umstande, daß in den naßkalten Berggegenden die Feldfrüchte um ein paar Wochen später reifen. In den unterkarpathischen Gegenden hat die Fruchterde durchgehends Sandstein zur Unterlage. Daher ist hier der Boden naßkalt, viele Quellen befeuchten die Erde und sorgen dafür, daß selbst in dem trockensten Sommer die Früchte nicht ganz mißrathen. Gerste, Hafer, Korn, Hanf und Flachs gedeihen in diesen Gegenden vorzüglich. Nur verhindert ein früher Winter zu Zeiten, daß ein Theil dieser Früchte, wie schon bemerkt, besonders in den höheren Gegenden des Myslenicer, Sandecer, Jasloer, Sanoker und Samborer Kreises vollkommen reif werden. Obgleich der Stryer, Stanislawower und Bukowiner Kreis gleichfalls an die Karpathen gränzen, so hat der Boden in denselben doch wegen der Wendung, welche das Hauptgebirge nimmt, und darum, weil die gewöhnlich mit Schnee bedeckten Spitzen des Tatras auf diesen Strich Landes, wegen der Entfernung weniger Einfluß haben, eine viel freundlichere und angenehmere Gestalt. Auffallend ist hier die Temperatur der Luft milder, so wie man sich der Bukowina nähert. In eben diesem Verhältnisse nimmt die Fruchtbarkeit des Bodens zu. Der größte Theil des Stanislawower Kreises (das ehemalige Pokutien) und die Bukowina gehören zu den fruchtbarsten Erdstrichen von Europa.

Unmittelbar an die Sandsteinberge der unterkarpathischen Kreise schließt sich ein Zug Kalkstein an. Zwischen diesen und jenen liegt das große galizische Salzflöß. Es zieht sich um die Karpathen in Gestalt eines halben Zirkels wie das Gebirge selbst. Man werfe nur einen Blick auf die Karte und ziehe eine Linie über Wielitschka, Bochnia, Drohobytsch, Kissowitze, Bolechow, Kalusch bis Slatina Mara in der Bukowina, um von der Lage und Größe dieses Salzflößes sich einen Begriff machen zu können. Der eben berührte Kalkstrich steht mit einem eben so bedeutenden Gypszug in genauer Verbindung. Schon bey Podgurze wechseln Kalk und Gyps so mit einander ab, daß man die Gränzen beyder Flöße nicht bestimmen kann. Bey Bochnia zeigen sich diese Gypszüge deutlicher. In der Gegend von Szczerzec kommen sie wieder zum Vorschein; dieß ist auch auf dem rechten Ufer des Dniesters auf dem Graf Theodor Potockischen Gute Zurow der Fall, wo sich die schönsten Alabasterbrüche befinden. Im Stanislawower Kreise sieht man an den beyden Ufern des Dniesters beynahe keine andere Steingattung als Gyps. Dieß ist in dem bergigten Theile des genannten Kreises bis unter Zaleszczyki gleichfalls der Fall. In diesem Gypsboden zeigt sich eine eigene Naturerscheinung, die ich sonst nicht gewahr wurde: die sogenannten Erdkelche, Erdtrichter. Diese Erdkelche sind regelmäßige runde Vertiefungen von der Gestalt eines Trichters, oben erweitert

und

und unten zugespitzt. Die Größe und Tiefe derselben ist mannigfaltig. In dem Stanislawower Kreise und in der Bukowina kommen sie häufig vor, so daß sie einem jeden Reisenden in die Augen fallen müssen. In den meisten dieser Erdkelche bemerkte ich gewöhnlich (ich habe wohl zwanzig derselben untersucht) in der Tiefe einen hervorragenden Gypsfelsen. Dieser Umstand ließ es mich begreifen, wie es komme, daß nach dem heftigsten Regen diese Vertiefungen in der Regel ohne Wasser bleiben. Unter der obersten Gypslage befindet sich, wie ich bey Zaleszczyki an dem rechten Ufer des Dniesters zu beobachten Gelegenheit bekam, eine kreidenartige Kalkerde, welche auf Thonschiefer ruht. Durch diese Erde kann das Wasser leicht durchsickern. Auch läßt es sich begreifen, wie kleine Höhlen durch das eindringende Wasser gebildet, und wie durch das Einstürzen der oberen Gypslage diese Trichter formirt werden können; dieß um so mehr, als das in diesen Vertiefungen sich sammelnde Wasser immer seinen ordentlichen Abfluß findet, daß diese Trichter hie und da wie zugespitzt scheinen. Ein merkwürdiges Seitenstück zu diesen Erdkelchen sind die in den Ebenen von Galizien so häufig vorkommenden künstlichen Hügel. Da diese Hügel meistens in dem flachen Lande sehr häufig vorkommen, (ich habe deren im Zloczower, Brzezaner, Lemberger, Stanislawower und Bukowiner Kreisen mehrere gesehen und bestiegen; man findet deren in den Ebenen Rußlands wie Seume berichtet, in dem flachen Ungarn wie Skelka in der Zeitschrift von und für Ungarn erzählt) so wird es wahrscheinlich, daß diese Erhöhungen in den ältesten Zeiten darum aufgeworfen und gebildet wurden, um von denselben die Gegend zu bewachen und bey etwanigen Einfällen unvermutheter Feinde durch Signale die Bewohner auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Diese Vermuthung wird um so wahrscheinlicher, als man sich selten auf einem solchen Hügel befinden wird, ohne von demselben einen andern zu erblicken.

In einigen Gegenden des Brzezaner Kreises findet man ganze Strecken von einem mageren Kalkmergel-Boden, im Lande Opoka genannt. Dieser Boden charakterisirt sich durch eine sehr dürftige Vegetation. Die Gräser, Früchte und Bäume in diesem Boden sind krüppelhaft und verdorren bey einem etwas trockenen Sommer; nur mit angestrengter Mühe kann der Landmann denselben zu einem mittelmäßigen Erträgniß bringen. Am häufigsten findet man diesen Boden in jenem Bergzuge, welcher bey Lemberg mit dem Sandberge beginnt, sich nach Winiki hinzieht und von hier in Gestalt eines halben Mondes an der südlichen Seite die schöne große Ebene einschließt, durch welche sich die Broder-Chaussee zieht. In dem Brzezaner Kreise breiten sich diese Berge nach allen Seiten aus und geben demselben eine höhere Lage. In dieser Bergkette findet sich diese Opoka häufig.

Der Zloczower Kreis hat größten Theils einen schwarzen fetten ebenen Boden; um so mehr verdient hier eine Eigenheit desselben angemerkt zu werden. Die Gegend am rechten Ufer des Bugs, gleich, wie man diesen Fluß bey Kamionka Strumitowa passirt, wo Chotoiow und Radzikow liegen, hat fast gar keine Steine, hingegen besteht die Unterlage aus einem schneeweißen Kalkstein, der mit einer Schuh hohen fetten Rinde von Dammerde bedeckt, nur dann sichtbar wird, wenn man Kanäle oder andere Vertiefungen gräbt. Wie dieser Kalkstein an die atmosphärische Luft kömmt, zerfällt er in kleine Stückchen. Auf diesem sehr fruchtbaren Boden reifen sämmtliche Früchte um zwey Wochen früher als in den übrigen zum Theil südlicher gelegenen Gegenden Galiziens und der Bukowina. Da der Kalkstein, wenn er im Frühling von den Sonnenstrahlen einmahl erwärmt wird, diese Wärme leichter annimmt, als die in Galizien häufig vorkommenden Sandsteine, und dieselbe auch leichter behält: so läßt sich wohl diese Erscheinung leicht begreifen. Obstbäume kommen in diesem Boden fast gar nicht fort, auch sind trockene Sommer demselben gar nicht günstig.

Die nördlichen Theile des Tarnower und Rzeszower Kreises, so wie sie an dem rechten Ufer der Weichsel liegen, sind sandig; da indessen diese Sandgegenden größten Theils mit den schönsten Waldungen bewachsen sind, so erblickt man nur hier und da kleine unbedeutende Sandstrecken. Eben dieß ist in einigen Gegenden des rechten San-Ufers in Przemysler Kreise der Fall, besonders bey Lubaczow, Krakowiec, Jaworow und an andern Oertern. Zwischen den beyden letztgenannten Oertern sah ich im Jahre 1808 im Sandboden das schönste Getreid. Unbenutzte, das Auge beleidigende Sandsteppen, so

wie

wie man sie im flachen Ungerlande sieht, erblickt man in Galizien nicht.

Den fettesten Boden findet man an beyden Seiten der Wiener-Kaiserstraße, besonders bey Jaroslau. Daher gewährt das Fahren auf dieser Straße in den Monathen May und Juny einen eigenen Genuß. Die Saatenfelder und Wiesen zeigen einen so üppigen Wuchs, wie man ihn nur in den südlichen Theilen der Monarchie zu sehen gewohnt ist. In den Städtchen und Dörfern überraschen den Reisenden eine Menge blühender Bäume, die er hier in solcher Menge kaum erwarten konnte. Auf der einen Seite dieser Straße (nördlich) hat man die freye Aussicht auf das ebene Land, gegen Süden zu sieht man die stufenweise steigende Höhe jener Hügel, welche die letzten Zweige der Karpathen bilden, deren höchste gewöhnlich mit Schnee bedeckten Spitzen schon bey Tarnow, mithin in einer Entfernung von 15 Geogr. Meilen gesehen werden.

Wenn die Bukowina noch einen fetten Boden hat, so rührt dieß nicht von denen in Verwesung übergegangenen Thieren und Pflanzen, sondern von dem Umstande her, weil diese Gegend kürzlich noch ein wirkliches Waidland, erst in den neuern Zeiten urbar gemacht, noch die jungfräuliche Fülle und Kraft besitzt, die ein guter Boden so lange hat, als er nicht ausgesogen ist.

Um Jaroslau findet man in einer Entfernung von drey Meilen keine Steine; der Bedarf muß entweder von Przemysl oder Luboczow geholt werden. Der Boden besteht aus Lehm-Lagen *), die zwey, drey oft noch mehr Schuh hoch, mit fetter schwarzer Mooserde bedeckt sind. In diesem weichen Boden findet man vier bis fünf und mehr Centner schwere Granit Blöcke, welche wie Geschiebe gerundet sind, und von einer großen Entfernung hierher gestemmt seyn müssen.

Der Gesammtboden enthält ohne die Bukowina nach der Lisganiggschen Karte genau berechnet 1365 □ Meilen oder 13,650,000 Joche. Davon sind 5,626,200 Joche ackerbare Felder, von diesen ackerbaren Gründen nehmen 5,547,808 Joche die Aecker; 21,024 Joche die Teiche, und 75,368 die Treischfelder ein. An Wiesengründen hat Galizien 3,121,912 Joche, 269 □ Klafter; davon sind wirkliche Wiesen 1,443,082 Joche, 1593 □ Klafter; 304,450 Joche, 720 □ Klafter Gärten; 1,294,128 Joche, 1041 □ Klafter Huthweiden und Gestrippe und 80,250 Joch, 114 Klafter Teiche. Die Waldungen nehmen 3,845,375 Joche, 1,106 □ Klafter ein, das übrige ist unfruchtbarer Boden.

Bredetzky.

*) Vielleicht liegt die Ursache des bekannten unglücklichen Einsturzes einer Jaroslauer Kirche vor einigen Jahren in dieser Beschaffenheit des Bodens? Die an der Straße außerhalb Jaroslau gelegene mit einer Mauer eingeschlossene Kirche und Kloster, ehemahls Collegium Jesuitarum Campimarianum genannt, hat gleichfalls große Risse.

Man preise Niemanden, so lange er lebt, glücklich!

Dies sagte vor 3000 Jahren schon Solon, der nüchterne Weise, zum übermüthigen Crösus, der auf seine Schätze, seine Macht pochte und froh war, am Ende ein klägliches Vasallenleben von Cyrus durch diesen Ausspruch erbetteln zu können! Und täglich sehen wir, wie wahr, aus der Tiefe der Erfahrung genommen diese Bemerkung sey. Wer sieht nicht so manchen seiner Bekannten, der im Uebermuth alles verachtete, oft nach einem Jahrzehend von Armuth gebeugt herumwandern? Wie mancher stürzte nicht vom Gipfel der ersten Ehrenstellen zur unbedeutendsten Kleinheit herab? Wie viele weltberühmte Geister überlebten ihren eigenen Ruf, und suchen sich vergeblich durch frühere welkende Lorbeern im Andenken ihrer Zeitgenossen zu erhalten? Alles überflügelt die Zeit! Das vergesse keiner. — Wozu diese Bemerkungen dienen sollen?

Um uns das Schicksal einer Frau zu vergegenwärtigen, die einst vergöttert von Deutschland und endlich sich selbst zur Qual ward.

Wer hat nicht von der berühmten Schauspielerin und Direktrice, K. F. Neuber gehört? Dreyßig Jahre lang (von 1720 bis 1750) opferte ihr ganz Deutschland. Man suchte sie überall hinzuziehen; sie galt als Muster des guten Geschmacks und wandelte das Theater, das vor ihr eine Hanswurstiade war, in einen Tempel der Sitten, der Tugend um. Und diese Frau überlebte sich so sehr

selbst

selbst, daß sie nicht hatte, wo sie ihr Haupt hinlegte, nicht einen Ort fand, wo sie ruhig sterben konnte. 10 Jahre kämpfte sie mit der bittersten Armuth und ihrer Begleiterin, der Krankheit. Als 1760 Dresden belagert wurde, flüchtete sie sich daraus nach Laubegast, einem Dörfchen an der Elbe und starb hier, aufgezehrt von Kummer, Hunger und Krankheit. Auf einem Schubkarrn schaffte man sie auf den nahen Kirchhof in Leuben. Sechzehn Jahre darauf wollten einige ihrer Freunde ihrer Asche ein Denkmal setzen, sie ließen also eine Pyramide von pirnaischem Sandstein fertigen, aber die Gemeinde in Leuben, aufgehetzt vom ihrem Pastor, M. Gleditsch, gab es nicht zu, weil sie, eine Comödiantin (!) die Gräber ehrlicher Christen nur beschimpft hätte. Sie mußten einen Platz dazu an der Elbe erkaufen und so steht es nun noch nahe an der Elbe, ein Denkmal, weniger für die Frau, die Deutschlands Cultur um einige Grade vorwärts brachte, die Lessings Geist entwickelte — der seine ersten Schauspiele für sie schrieb — als vielmehr für den Wankelmuth des Glücks und für die Wahrheit des Ausspruchs von Salomo:

„Ich sah alles an und siehe, es war alles eitel!"

*r.

Verschiedenes.

Herr J. Höck in Gotha hat jetzt eine neue Art Lesemaschinen für Schulen erdacht, die unverwüstlich sind, und im Commissions-Comptoir zu Leipzig (No. 114. an der Peterstr.) zu 4½ und 5½ Rthlr. verkauft werden. Herrschaften und Menschenfreunde überhaupt können wohl Dorf- und Bürgerschulen kein nützlicheres Geschenk machen, als so eine Maschine. Im Erfurtischen sollen sie bereits von der höchsten Behörde eingeführt werden. Das Lesenlernen, die wahre Geduldprobe der Kinder und Lehrer, wird durch diese Maschine so leicht als das Lesenlehren.

*r.

— —

Alte Münzen. Achtzehn Werst von der ehemaligen Stadt Starotscherkask am Donstrome, auf der linken Seite gegenüber der Stanitza Sretenskaja, bemerkt man an einigen Stellen des eingefallenen steilen Ufers Ueberreste von daselbst dem Anscheine nach gewesenen Oefen, und zerbrochene Stücke von irdenem Geschirr. Neun Fuß tief unter der Erde finden viele von den Einwohnern der umliegenden Gegend dort alte russische Silbermünzen, Bleykugeln und verschiedenes eisernes Hausgeräth. Unter andern hat dort Obristlieutenant Mershanow jüngst eine römische silberne Medaille von der Größe eines jetzigen Funfzehn Kopeckenstücks gefunden, auf welcher man auf der einen Seite das Brustbild des Kaisers Vespasians, mit der Inschrift: Caesar Vespasianus steht, und auf deren anderen Seite die Friedensgöttin sitzend, dargestellt ist, mit der Inschrift: Pont. max. tr. p. Cos, VI., das ist: Pontifex maximus tribunicia potestate Consul sextum. (ab urbe condita 828.)

— —

Auch in Frankreich im Maas-Departement bey der Burg Void hat man ein kleines guterhaltenes Goldstück gefunden, welches drey Centimeter breit ist. Es steht auf ihm, Johann von Gottes Gnaden König der Franzosen ꝛc. Dieser König hat von 1350 — 1364 regiert.

— —

Schon lange hat man den fliegenden Sommer, besonders den sogenannten Mädchensommer (alter Frauensommer) für das Werk einer kleinen schwarzen Spinne, die kaum die Größe eines Stecknadelknopfs hat (aranea obtextrix) gehalten, welche sich dieser Faden als eines Fuhrwerks bediene. Andere dagegen wollten den Sommer mehr für ein Produkt der Luft und Pflanzenausdünstungen ausgegeben. Herr Stark, Lehrer am Gymnasium zu Wertheim, hat die Sache mehr aufs Reine gebracht. Er sammelte von der aranea obtextrix eine Menge in ein Zuckerglas, wozu er ein Rasen gelegt hatte. Sogleich fiengen sie an zu arbeiten, und in wenigen Stunden war das Glas nach allen Richtungen mit den weißen Fäden durchzogen. Lange blieb es dem Beobachter ein Räthsel, wovon diese Spinnen lebten. Als aber der Rasen im Glase anfieng trocken zu werden, und mit einer feuchten Bürste besprützt wurde, so kamen die Spinnen eilig und sogen mit sichtbarer Gierigkeit die an den Fäden hängenden Tropfen auf. Sogar Milch und Brod sogen sie, oft selbst von dem Finger, ein. Andere, welche trocken eingesperrt wurden, starben nach 14 Tagen.

Der

Verkündiger.

91. Stück. Freytag. Am 8. May 1812.

Ursprung der Töpfer in Böhmen. *)

Hafner, Töpfer, waren bey den Slaven Aschenkrugarbeiter, so lange das Verbrennen der Leichen üblich war; diese Todtentöpfe brachte der schon damalige Luxus dahin, daß jede wohlhabende Familie dem verstorbenen Vater ohne Bedenken den Krug mit kunstvollen Basreliefs ringsum geziert, opferte, was man im Wiener Musäo, wo sich beynahe alle Arten dieser Urnen sammt den darin noch heut zu Tage befindlichen Gebeinen und Körperaschen befinden, hinlänglich beurtheilen kann; und da es Sitte war, z. B. bey den Körpern der Weiber, verschiedenen Kopfschmuck von korinthischem Erz mit in die Urne zu legen, so findet man da allerley Schlüssel, Ringe, Schmucknadeln mit aufgesetzten Köpfen, in Gestalt einer Taube gedrehten Schwungdrath, an dem vielleicht eine Zitternadel angebracht seyn konnte, u. d. m. Bey den Männern lagen insbesondere Pfeilspitzen, Lanzen und kriegerische Zeichen, ebenfalls von korinthischem Erz gearbeitet. Für Kinder waren in Verhältniß der Größe, des Alters, kleine oft nur zwey Zoll große Urnen dieser Art bestimmt, die man im Grabe rings um die großen Urnen stellte. Im Jahr 1802 fand man neuerlich in einigen alten Grabhügeln auf dem von Edelmuthischen Gute Lohowitz in Böhmen mehrere dergleichen Aschenkrüge von verschiedener Größe, sammt mehreren Alterthümern von Waffenstücken, Haarnadeln, Finger- und Mantelringen von Kupfer, wobey das Merkwürdigste ist, daß diese Urnen entweder inwendig Naturthon, und von Außen mit einer Farbe belegt, oder auswendig Natur, und inwendig mit einer Farbe belegt sind, was heut zu Tage kein Hafner mehr macht. Die Lagen der zwei Thonarten waren meistens 1 auch 2 Messerrücken dick, die sie von Außen so schön wie die Haut von einem Apfel zu schälen wußten; daraus entstanden alsdann die jetzt modernen meistens fliegenden Figuren, die man Herrucken nennt, wovon man mehrere im Wiener Musäo antrifft, die wegen ihrer reinen Schlemmung des Thons ohne aller Glasur als schön anerkannt zu werden verdienen, und wegen ihrer meistens schönen Form mit wenig Schwierigkeit nachgemacht werden können, wenn sich ein Hafner auf die alte Art den Thon zu färben nur einigermassen verstehet. Das Hafnergewerbe wurde von Alters her in Böhmen meistens als eine Dorf- und Landarbeit so stark betrieben, daß keine Woche vergieng, in der nicht mehrere Schiffe mit Hafnerwaaren aller Art auf der Elbe abgiengen. Man bewunderte damals die sonderbaren Formen und Zeichnungen dieser Landarbeiten. Die Böhmen hatten das Glück, den Vorzug selbst gegen die italienischen Arbeiter dieses Artikels zu erringen. Der große Grund, warum man damals die böhmischen Produkte so gerne foderte, mochte vermuthlich der geringe Preis seyn, den man wegen des wohlfeilen Brennstoffes, insbesondere des Holzes, veranlaßt hatte, denn es war Verdienst und Ehre, wenn man beweisen konnte, recht viel Grund gemacht, und von Holze gereinigt

*) Aus J. F. von Schönfelds schätzbarem Werke: Die Alte Hilfe der Böhmen und Mährer, wodurch sie sich gewöhnlich die Leiden und den Schaden eines Krieges wieder zu ersetzen wußten. In diesem Werke, welches aus den besten Handschriften und ältesten Chroniken bearbeitet ist, findet man noch viele Aufschlüsse über den Ursprung aller Gewerbe ꝛc. in Böhmen.

nigt zu haben. Dieß sollte uns aber jetzt billig der klügere Bau des Brennofens, mithin die sparsamere Feuerung um so mehr ersetzen, als wir zugleich erlernt haben, die Hitze nach Erforderniß zu dämpfen, oder zu verstärken, je nachdem es die Gattung des Produkts fodert. Im Auslande sind die Hafner jetzt meistens nicht allein Lehm-, Sand- und Thonkenner, sondern sie wissen schon recht gut die nahen Steinkohlen zu finden, und nicht selten Torferde zu Kohlen zu brennen, um der Holztheuerung zu entgehen. Sonderbar, daß es beynahe keinen armen Hafner in Böhmen mehr giebt, jeder derselben ist mehr als vor Noth geschützt; weil sie sich sogar mit jeder leeren Rückfuhr bekannt zu machen wissen, die ihnen entweder Stein- oder Torfkohlen, oder aber Thonarten von der größten Entfernung her zu holen pflegen. Wer überdies noch weis, daß eine gute Mischung der Thonarten, eine gute Trocknung der rohen Arbeit, vor Sprung und Bruch sichert; wer die verschiedenen Arten von Glasübergüßen zu erlernen Gelegenheit hatte, dem kann es nie an Arbeit, nie an gutem Verdienst fehlen. Ein einziger Wunsch bleibt bei diesem Gewerbe noch übrig, das ist: die bessere Art des Stubenofenbaues; wer diesen nur in halber Vollkommenheit auszuüben wüßte, dem käme in Böhmen Geld und Ehre von allen Seiten zu.

Bildung des Essigs ohne Gährung.

Ein Deutscher, Herr Nasse in Petersburg, hat so eben folgende, für die Chemie sehr wichtige Entdeckung gemacht: Essigsäure ohne Gährung zu erzeugen. In einem Schreiben an den Professor John sagt er folgendes darüber.

„Füllt man große Flaschen (Ballons) zur Hälfte mit Kohlensäure und zur Hälfte mit atmosphärischer Luft, und gießt nur äußerst wenig Wasser hinzu, so daß der Boden der Flasche davon kaum benetzt wird, und stellt sie mehrere Monate lang verstopft hin, während man sie von Zeit zu Zeit umschüttelt, öffnet alsdann die Flasche und läßt sie offen, leicht bedeckt, noch einige Wochen stehen: so findet man bald, daß sich Essigsäure gebildet hat, die man schon sehr leicht durch ihren specifischen durchdringenden Geruch erkennen kann, so bald man die Flasche mit der warmen Hand bedeckt und das Wasser dann herumschwänkt.

Seltsam hiebey ist es, daß sobald man dem Wasser einen geringen Antheil kohlensaures Natrum zusetzt, die Essigsäurebildung schneller vor sich geht.

Hier hätte sich also blos durch die Länge der Zeit aus den in Reaction gewesenen Stoffen, Wasser, Kohlensäure und atmosphärischer Luft, die Essigsäure gebildet.

Meine Kohlensäure entwickelte ich stets aus carrarischem Marmor mit verdünnter Schwefelsäure, und hier kommen also keine fremdartigen Stoffe weiter ins Spiel.

Die bisherige Meinung der Chemiker war, daß es bey der Essigsäurebildung durch die Gährung, stets eines organischen Stoffes in der Mischung bedürfe, welcher in sich schon aus Kohlenstoff, Wasser- und Sauerstoff (Bestandtheile der Essigsäure) zusammengesetzt sey, und daß das Wasser hiebey unzersetzt bleibe, indem sie den ganzen innern Vorgang des Gährungsprocesses aus einer durch die Wärme begünstigten Selbstentmischung obiger Stoffe und dadurch bewirkten Veränderung im Mischungsverhältnisse seiner Bestandtheile erklärten.

Mein Versuch beweist aber das Gegentheil, nämlich, daß es zur Bildung der Essigsäure eines solchen organischen Stoffes nicht nur nicht bedürfe, sondern auch, daß das Wasser hiebey, so wie bey Gährungsprocessen überhaupt, zersetzt werde.

Das Gas, welches von dieser Essigsäurebildung zurückgeblieben ist, habe ich bisher noch nicht eudiometrisch geprüft.

Ich habe über diese meine Beobachtung alle zu meiner Disposition stehenden historischen Werke zu Rathe gezogen, allein nirgends davon eine Silbe Erwähnung gefunden; ich glaube sie daher für mein betrachten zu dürfen. Bloß Lavoisier gedenkt etwas ähnliches bey Gelegenheit der sauren Gährung (s. dessen System durch Hermbstädt übersetzt Bd. 1. S. 180.), nämlich Chaptal habe, als er reines Wasser mit Kohlensäure, welche bey der Biergährung gewonnen war, anschwängerte und es im Keller hinstellte, dasselbe nach einiger Zeit in Essig umgewandelt gesehen. Lavoisier fügt aber sehr wahr hinzu, daß das bey Weingährung erhaltene Gas stets Weingeist bey sich führe, und daß also hier alles

alles beysammen gewesen, was zur Essigsäurebildung erforderlich sey."

Geschichte der unglücklichen Bergleute von Beaujonc, zur Ergänzung dessen, was die Zeitungen bisher über sie hatten.

Am 28. Februar Morgens, nach 10 Uhr, drang das Wasser aus einem ausgebeuteten Gange des Steinkohlen-Bergwerks in einen tiefer liegenden ein, in welchem 126 Arbeiter beschäftigt waren. Im Anfang nahmen diese die Sache für eine gewöhnliche, wenig bedeutende, Erscheinung; doch ließen sie den Bergmeister, Hubert Goffin, rufen, welcher sich in einer Entfernung von 500 Meters in einem andern Schachte befand. Er erschien, erkannte auf der Stelle die ganze Gefahr, und beeilte sich, seinen zwölfjährigen Sohn, Matthias, rufen zu lassen. Noch war das Wasser nicht sehr stark, der Korb hieng da, und Goffin hatte mit seinem Sohn bereits den Fuß in demselben. „Steig ich auf," ruft er, „so sind meine Arbeiter verloren. Ich will der letzte seyn, und sie entweder alle retten, oder sterben!" Mit diesen Worten steigt er aus, und setzt einen blinden Arbeiter an seine und seines Sohnes Stelle. Der Korb steigt auf, wirft einige Arbeiter um, und Goffin und sein Sohn ziehen diese aus dem Wasser. Der Korb senkt sich wieder herab, und die Arbeiter drängen sich, Platz darin zu finden. Er kommt zum drittenmal; aber schon wirft der starke Wassersturz die Bergleute nieder. Goffin, sein Sohn, und Leonhard retten diese wieder aus dem Wasser. Der Korb erscheint zum viertenmal, und die Arbeit über der Erde geschieht so rasch, daß die zu Rettenden nur einen Augenblick nutzen können, um ihn zu ergreifen. Alle drängen sich hinzu, Goffin sieht, wie einer den andern hindert, und keiner damit entrinnt. Aber seine Befehle werden nicht mehr gehört; die meisten fallen wieder herab, und in den tiefern Schacht, in welchem das Wasser bereits zur Höhe der Brust eines Mannes steht. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Die Rettung durch den Schacht wird bald unmöglich, da das Wasser das Dach der Gallerie zu erreichen im Begriff ist. Goffin verliert die Besinnung nicht. Er läßt eine Oeffnung durch den Luftschacht brechen, damit die tiefer arbeitenden Bergleute die Treppen gewinnen könnten. Einem seiner Leute befiehlt er, alle Lichter zu sammeln, und sie zweckmäßig aufzustellen. Er trifft andre Anstalten, daß die Arbeiter von allen Seiten sich aus den niedrigern Gründen sammeln. Dadurch ward vielen das Leben gerettet, indem sie sich noch um ihren unerschrockenen Führer sammeln konnten. Einige gehorchten ihm nicht, blieben dem Schacht nahe, um den Korb, der immer noch vergeblich sich herabsenkte, zu ergreifen, und wurden das Opfer ihres Ungehorsams. Die Arbeiter und die Kinder sind alle um Goffin versammelt. „Muth, meine Freunde," ruft er ihnen zu; „Lambert Colson *) verläßt uns nicht! Gehen wir nach den schiefen Gallerien; dann kommen wir auf die Treppen, er erfährt so, wo wir sind, und wenn wir nicht durch Beaujonc herauskommen, so retten wir uns durch Mamonster." In der Tiefe von 170 Meters, waren die Armen nun in einem engen Raum, ohne Lebensmittel, und beynahe ohne Luft zusammengezwängt. Das Wasser stieg jeden Augenblick höher, die schwache Rettungshoffnung wurde immer unzuverlässiger. Nur ein Wunder konnte sie retten. Die Kinder versammelten sich weinend um Goffin. „Theurer Meister," schrien sie, „wo kommen wir heraus? Ach Gott, sollen wir so frühe sterben!" Goffin spricht allen Muth und Hoffnung ein; er vertheilt sie in verschiedene Höhen. Die stärksten nimmt er mit sich, um eine Stelle nach dem Schacht von Mamonster durchzubrechen. Nur zwey Männer konnten hier zugleich arbeiten; doch gieng das Werk rüstig vorwärts. Schon haben sie einen Weg von 20 Meters Länge eröffnet. Die Schläge des Zweyspitzes klingen immer hohler, die Hoffnung der Rettung wird beynah zur Gewißheit; aber die Verzweiflung bemächtigt sich aller, da sie finden, daß sie in einen alten verlassenen Schacht gelangt sind, aus welchem mit schrecklichem Geräusche brennbare Luft herausströmte, die ihnen das Leben gekostet, wenn Goffin nicht plötzlich die Oeffnung gestopft hätte. Eine Arbeiter wollen dennoch fortmachen, allein Goffin sagt ihnen: „wenn wir sonst keine Hoffnung mehr haben, so führe ich euch hieher

*) Der Eigenthümer des Bergwerks.

hieher zurück, und dann ist es bald mit uns zu Ende.“

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

Krusenstern sagt in seiner Reise um die Welt, folgendes über St. Helena, welches die Leser, mit Valentias vor kurzem gegebenen Bericht, vergleichen können.

Ich kenne keinen bessern Ort, als St. Helena, um nach einer langen Reise Erfrischungen einzunehmen. Die Rhede ist vollkommen sicher, und zu jeder Zeit weit bequemer als die Tafel- oder Simonsbai am Kap. Man findet hier allerhand Lebensmittel und besonders Gemüse von der besten Gattung. In einer Zeit von 2 bis 3 Tagen ist man reichlich mit allem versehen. Porter und Weine waren im Ueberflusse vorhanden, so wie auch Schiffsprovision, als Salzfleisch, Erbsen, ja sogar Schiffstakelage. Vorzüglich bequem sind die Anstalten zum Wassereinnehmen. Nach 48 Stunden ist ein Schiff schon im Stande, seine Reise fortzusetzen.

In jeder Rücksicht ist St. Helena für Schiffe, die nach Europa segeln, dem Vorgebirge der guten Hoffnung weit vorzuziehen, da das Einlaufen dort mit viel weniger Sicherheit und mit großem Aufenthalte verknüpft ist. Die Preise der Bedürfnisse sind hier freylich hoch, und wenn diese Insel Seefahrern den bequemsten Landungsplatz darbietet, so sind auch schwerlich irgendwo die Bedürfnisse theurer als hier. Wir bezahlten für ein Schaf von 18 bis 20 Pfund (!) 3 Guineen, für einen Sack Kartoffeln von 100 Pfund 1 Guinee; Hühner und Enten kosteten eine halbe Guinee das Stück, ein Dutzend Eier einen Piaster, das übrige in demselben Verhältnisse.

Kriegsschiffe und englische Kompagnieschiffe bezahlen nichts, wenn sie hier vor Anker gehen, oder Wasser einnehmen. Englische Kauffahrteyschiffe zahlen 5 Guineen dafür, ausländische *) das Doppelte. Ausländer dürfen nicht ausserhalb der Stadt gehen, und da die Stadt nur aus einer einzigen Strasse besteht, so sind die Spaziergänge für Fremde sehr eingeschränkt. Doch wird auf diese Verordnung nicht sehr strenge gehalten, und manche Ausnahme bey Ausländern und bey Naturforschern gemacht.

*) Ausländische Kriegsschiffe sollen auch bezahlen müssen, mir ward aber nichts abgefordert.

Zu St. Vülbas, in dem Kanton Languieux, in dem Arrondissement Belly, Departement Ain, entdeckte man die Trümmer eines Dorfes, welches an den Ufern der Rhone liegt, es ist von dem Dorfe, das jetzt diesem Namen trägt, nur 200 Schritte entfernt. In der ganzen Gegend war bloß Brachfeld, welches ein paar Spekulanten zu bebauen unternahmen. Der Pflug fand jedoch überall Widerstand und stieß auf Steine, man hob daher die Erde aus und fieng an nachzugraben. Da fand man nun eine Menge Häuser, deren Mauern bald 4 bald 5 Schuh hoch in die Höhe standen. Diese Mauern waren von fester Bauart, dunklem Colorit, und an mehreren erblickte man Gemälde al Fresko. Sobald der Schutt heraus geräumt war, wurde auch die innere Eintheilung sichtbar, man entdeckte Küchen, in welchen man noch eine große Menge von Knochen antraf, und unter andern vorzüglich Hammelsknochen. Man entdeckte kleine Säle, Kabinette und dergleichen. Der Fußboden war mit kleinen Schiefersteinen von verschiedenen Farben bedeckt, wie sie die Rhone liefert, zwar ohne regelmäßige Ordnung, jedoch nach der Schnur, und mit Wasserkitt befestiget. Ein gerader Weg durchschnitt diese Häuser längs der Rhone und war ebenfalls mit Schiefersteinen gepflastert u. s. w.

Jupiter und Venus. Die beyden Weltkörper, Venus und Jupiter zieren, als helle Sterne, seit einiger Zeit, des Abends, den westlichen Himmel, schräge unter einander. Venus glänzt in vorzüglicher Klarheit unterwärts rechts, und nähert sich immer mehr dem Jupiter gegen die linke Hand aufwärts. Am 10. May des Nachts kommen sich beyde, von der Erde aus gesehen, an den Füßen der Zwillinge am nächsten, und Venus geht 2 Grad 50 Min., ohngefähr 5 Vollmondsbreiten, über den Jupiter weg. Sie stehen aber im Weltraum sehr weit hintereinander. Venus ist dann etwa 17 und Jupiter 121 Millionen Meilen von der Erde entfernt. Nachher rückt Venus vom Jupiter links, bis letzterer sich in den ersten Tagen des Juny in der Abend-Dämmerung aus unsern Augen verliert, Venus aber noch bis im Julius sichtbar bleibt.

Zu Zürch ist beschlossen worden, daß Pestalozzi's Methode in den Primairschulen dieses ganzen Kantons, aus welchem dieser berühmte Mann gebürtig ist, eingeführt werden soll; der Erziehungsrath hat ihm zu dem Ende ein sehr schmeichelhaftes Schreiben zugesandt.

Der

Verkündiger.

92. Stück. Sonnabend. Am 9. May 1812.

Geschichte der unglücklichen Bergleute von Beaujonc, zur Ergänzung dessen, was die Zeitungen bisher über sie hatten.

(Beschluß.)

Die Verzweiflung der Armen steigt aufs höchste. Mit schmerzlichem Geschrey reden sie von ihrem nahen Tode. Die Kinder bitten die Väter um ihren Segen. Die Männer beklagen das Schicksal ihrer Weiber und Kinder, alle stehen heulend um Goffin her, und fragen ihn, was aus ihnen werden werde? Er zeigt ihnen neue Hoffnungen in den höhern Werken, allein keiner steht auf, um ihm dahin zu folgen. „Nun denn," ruft er, „wenn ihr nicht gehorchen wollt, so laßt uns sterben!" Damit faßt er seinen Sohn in seine Arme, aber die treusten umgeben ihn. „Wir wollen denen, welche unsre Gebeine finden, zeigen, daß wir ihn bis auf den letzten Augenblick nicht verlassen haben!" So reden sie, umarmen sich, und flehen zu Gott. Da erhebt sich plötzlich ein Kind unter den verzweifelnden Männern. Wie inspirirt von höherer Macht ruft der zwölfjährige Goffin: „ihr seyd wie Kinder! Thut was mein Vater befiehlt! Laßt uns arbeiten, und denen, die uns überleben, beweisen, daß wir Muth bis in den Tod gehabt! Hat euch mein Vater nicht gesagt, daß Lambert Colson uns nicht verlassen wird?" Die Worte des Knaben beleben die Verzweifelnden mit neuem Muthe. Kaum in der Höhe angekommen, schallen ihnen fremde Töne entgegen. Sie merken, daß man ihrer Befreyung von oben herab entgegen arbeitet, und die Hoffnungen heben sich, je deutlicher sie diese Arbeiten unterscheiden. Es waren nun bereits sechs und dreyßig Jammerstunden vorüber. Aber ohne Nahrung vermögen die Armen kaum mehr zu arbeiten. „Es ist gleichgültig," rufen sie, „auf welche Weise wir sterben!" Goffin nennt sie Memmen, und erklärt ihnen, er werde seinen Tod beschleunigen, und sich mit seinem Sohn ins Wasser stürzen. Sie werfen sich ihm zu Füßen, und versprechen aufs neue Gehorsam und Anstrengung. Aber die Luft enthält beynahe keinen Sauerstoff mehr. Die beyden Lichter erlöschen, und das dritte noch übrige fällt durch einen Zufall um. Die dunkle Nacht, welche die Unglücklichen jetzt umfängt, zerstört die letzten Hoffnungen. Sie wollen nicht mehr arbeiten. Verzweifelt ergreift Goffin den nächsten, der ihm zur Hand ist, und droht ihn zu durchbohren, wenn er nicht fortmache. So bringt er sie aufs neue zur Arbeit. Seine eigenen Hände sind blutrünstig geworden, und sein unerschrockener Knabe kommt von Zeit zu Zeit, ihm den Puls zu fühlen, und ihm zu sagen: „Muth Vater; er geht noch gut!" In der Todesangst thun die Unglücklichen Gelübde über Gelübde für ihre Rettung. Zwey Waisen von 12 und 14 Jahren sind voll Hoffnung, „weil ihr Vater, der im Himmel ist, für sie betet." Der eine hat ein Stückchen Brod, und bietet es seinem Bruder an. Dieser nimmt es nicht, und giebt es einem andern Knaben, der es mit Heißhunger verschlingt. Der kleine Goffin weint nicht. Er ist nur mit seiner Mutter, seinen Geschwistern beschäftigt. „Vater," sagt er, „nur du und ich konnten für sie arbeiten, wie werden sie ohne uns leben können? Werden sie Allmosen fordern müssen? Ich weiß, du hast Geld in unsern Kühstall versteckt, wie wird die Mutter es finden?" — „Und du, mein Sohn," spricht der Vater, „wohin hast denn du dein Geld ver-

versteckt?" — „Ich habe nur einen kleinen Thaler, und den gab ich meiner Schwester," antwortete der wackere Knabe. Zwey der Unglücklichen gerathen mit einander in Streit, und wollen sich prügeln. „Laßt sie nur sich todt schlagen," sprechen einige hohle Stimmen; „dann zehren wir sie auf." Diese Worte der Verzweiflung endigen den Streit. Einige nagten an den Lichtern, die sie entwendet hatten, andere tranken ihren Urin lieber, als das Wasser, das äußerst schlecht war. Bertrand, Labege und Klavix, die am wärmsten an Goffin hiengen, und den Muth am wenigsten verloren hatten, wiederholten diesem oft: „wahrlich man muß einen Mann sehr lieben, um ihn im Tode nicht zu verlassen." Ein andrer macht ihm den Vorwurf: „hätten sie mir nicht gerufen, so hätt' ich den Kerb vielleicht noch erreicht." Diese Nacht der Verzweiflung durchzückte ein komischer Augenblick, wie ein Blitz. Einer der Unglücklichen beklagte sich über die fürchterliche Hitze im Schacht, und sagte: „er habe nur Ein Nasloch." Ein allgemeines Gelächter ergriff die Unglücklichen; aber diese Stimmung war auch so schnell vorüber, als ihr Anlaß. Schon greifen sie ins Wasser, um irgend einen Leichnam darin zu finden, den sie verzehren können. Das verdorbene Wasser ist ihre einzige Nahrung. Vergebens räth ihnen Goffin ab; „wir wollen die Lippen nur damit netzen," sagen sie, und schütten das ganze Gefäß hinunter. „Wir haben das Blut unsrer Brüder, die drinnen liegen, getrunken," sprechen sie mit dem Lachen der Verzweiflung. Andre haben bereits den Verstand verloren. Sie fragen nach dem Heimweg, und beklagen sich, daß man sie ohne Speise und Licht läßt. Sie verlangen Kohl und Salat, und vergehen sich an Goffin, der ihnen immer noch Muth und Hoffnung einspricht, und jedem von Zeit zu Zeit zuruft, ob er noch lebt. Fünf Tage und so viele Nächte sind nun vorbey. Die Unglücklichen glauben es sey Montag, da es doch schon Mittwoch ist. So war ihnen die Jammerzeit wenigstens schnell verstrichen. Endlich ist von oben herab ein Raum von 47 Meters durchbrochen, und die Kommunikation mit dem Schacht gefunden, in welchem sich die Unglücklichen befinden. Wie, und in welchem Zustand sie aus dem Grab hervorkamen, haben die öffentlichen Blätter gemeldet. Von 91, welche das Unglück ergriffen, kamen 70 wieder ans Licht. Der edle Goffin und sein Sohn waren die letzten, welche die Jammerstätte verliessen. Goffin ist Gatte und Vater von sieben unerzogenen Kindern. Er hätte sich im Anfang retten können, „allein wenn ich das Unglück gehabt, meine Arbeiter zu verlassen," sagte er mit Thränen im Auge, „so hätt' ich den Tag nicht mehr ansehen mögen."

Zu dieser höchst merkwürdigen Geschichte fügen wir noch eine ähnliche, welche sich in der Gemeinde von Emanville, im Canton Pavilly, zutrug.

Am 7ten April des Nachmittags arbeiteten ein gewisser Berson und Genil in dem Hintergrunde einer Leimgrube, aus bloßer Neugierde gesellte sich der Drescher Canú, dessen Herr die Leimgrube ausheben ließ, zu ihnen, kaum war er bey ihnen, so stürzte die Erde ein und verschüttete die Oeffnung der Leimgrube in einer Höhe von mehr als 34 Meters.

Die 3 unglücklichen Verschütteten verloren alle Hoffnung einen Ausgang zu finden, oder sich auswärts hörbar zu machen. Sie zogen sich in die entfernteste Kammer der Leimgrube zurück und erwarteten dort unter der fürchterlichsten Angst einen eben so schrecklichen als unvermeidlichen Tod.

Indessen ließ der menschenfreundliche Maire von Emanville kein Mittel zur Befreiung dieser Unglücklichen unversucht. Aus den benachbarten Gemeinden wurden 15 Leimgrubenarbeiter herbey gerufen, welche vom Dienstag Abend bis zum Samstag Tag und Nacht ununterbrochen fortgruben. Erst am Samstag Mittag um 11 Uhr erhielt man die tröstliche Gewißheit, daß man nicht umsonst gearbeitet hatte.

Die große Menge des nach dem Schauplatz dieses traurigen Ereignisses zusammengelaufenen Volkes war den Arbeiten hinderlich. Der Kapitain der Nationalgarde, kommandirte daher eine Abtheilung derselben, um das Volk zu entfernen, und in der Gegend eine Stille herbey zu führen.

Nun hatte man eine Oeffnung in die Leimgrube gemacht, und der zunächst dabey befindliche Arbeiter schrie in dieselbe aus allen Kräften hinein. Wie groß war die Freude aller Umstehenden, als man aus dem Innern der Leimgrube eine Grabesstimme vernahm, welche um Fortsetzung der Arbeit bat.

Digitized by

Nun

Man hatte nun die Gewißheit, daß die Unglücklichen noch am Leben seyen, und daß man den rechten Weg getroffen hatte, um gerade in die Kammer zu kommen, in welcher sie sich befanden. Die Arbeiten wurden mit verdoppeltem Eifer unternommen, um die noch übrigen 2 Meters Erde hinwegzuräumen, welche die Grabenden von den Unglücklichen trennten.

Die Arbeiter wetteiferten untereinander an Muth und Thätigkeit, fanden darin neue Kräfte und waren auf den Ruhm eifersüchtig ihre Kameraden zu befreien.

Der Hr. Maire der Gemeinde, und die Friedensrichter des Kantons hatten indessen dafür gesorgt, daß Wein und Fleischbrühe in Bereitschaft gehalten wurden, und die benachbarten Aerzte herbeykamen.

Endlich um halb 7 Uhr des Abends, Samstag den 11. April fiengen die seit dem vorigen Dienstage verschütteten Unglücklichen in ihrem Grabe an Licht zu bemerken. Man fand sie vor Müdigkeit und Hunger erschöpft, denn seit Mittwoch Morgens wo sie anfiengen zu hören, daß man oben ihnen zu ihrer Befreiung arbeitete, fiengen auch sie an sich Luft zu machen, indem sie mehr als 40 große Schiebkarren der Erde, welche sie verschüttet hatte, auf die Seite räumten, und dabey hatten sie diese ganze Zeit über nicht mehr als 2 Litres Obstwein und 2 Hektogramen Brot, welche zu ihrer Dienstagsmahlzeit bestimmt waren, zur Nahrung. Die sie umgebende Luft war so sehr verdorben worden, daß es unmöglich war, ein brennendes Licht, selbst nicht einmal in einer Laterne in die Grube zu senken.

Sie schienen vorzüglich viel von der Kälte gelitten zu haben, Man ließ ihnen daher Matratzen und Decken hinab, nebst Fleischbrühe und warmen Wein, weil es unvorsichtig gewesen wäre, sie schnell an die freye Luft zu bringen. Die Aerzte entschieden, man dürfe sie nicht vor dem andern Morgen um 7 Uhr herausziehen, als aber ein Arbeiter in der Leimgrube einen neuen großen Sprung entdeckte, welcher einen Einsturz befürchten ließ, so glaubte man von 2 Uebeln das kleinere wählen zu müssen, und half den unglücklichen Canú, Berson, Gentil aus der Grube steigen, welche dann auch, Dank sey es den gebrauchten Vorsichtsmaaßregeln, nur noch geringe Empfindungen von den Folgen dieses traurigen Ereignisses hatten.

Gueraззis Verfahren Zucker und Mehl aus Kastanien zu bereiten.

Alle [illegible]en Kastanien geben mehr oder weniger Zucker. Indessen ist es doch vortheilhafter die süssesten, weissesten, und die, welche beym trocknen nicht stark gefärbt werden, zu wählen.

Im Sommer, und wenn man sie einige Zeit aufbewahrt hat, muß man sehen, daß sie nicht fleckigt und ranzigt werden, welches geschieht, wenn man sie in einem gesunden, vor Feuchtigkeit geschützten Ort aufbewahrt.

Ehe man die Operation anfängt, zerstößt man die Kastanien grob, wodurch zugleich die Trennung des Häutleins erleichtert wird, welches bisweilen sehr stark anhängt. Diese zerstoßenen Kastanien bringt man dann ins Wasser, und läßt es über ihnen stehen. Nach fünf oder sechs Stunden läßt man dieses Wasser ablaufen. Man schließt die Oeffnung, nachdem das Wasser abgelaufen ist, und gießt von neuem Wasser darauf, welches man ebenfalls nach fünf bis sechs Stunden abläßt, und es dann wieder durch neues ersetzt, das man eben so behandelt. Es ist, besonders im Sommer, gut, das Wasser der verschiedenen Infussionen, je nachdem man es von den Kastanien abzieht, zu verdampfen, um die Gährung zu verhindern, welche sonst sehr schnell vor sich geht. Da das Wasser in derselben Zeit wie der Zucker, auch den vegetabilischen Eyweißstoff den die Kastanien enthalten, aufgelößt hat, so klärt derselbe, indem er durch die Hitze fest wird, die Flüssigkeit vollkommen, welche auf ein Drittheil verdunstet, filtrirt, und durch eine neue Verdunstung zur Consistenz eines dicken Syrup gebracht wird, oder auf 80 Grade nach Beaumes Flüssigkeitsmesser.

Man muß beym Verdunsten flache Pfannen vorziehen, und wenig Flüssigkeit auf einmal verdampfen, um sie nicht lange auf dem Feuer halten zu müssen.

Man bringt die Masse dahin, bald und viel crystallisirten Zucker zu geben, wenn man sie einige Minuten umrührt, damit eine gewisse Quantität Luft sich mit ihr vermische.

Der so vorbereitete Syrup wird in oben breite, wenig tiefe Gefäße gethan, in welchen er desto schneller crystallisirt, je geringer seine Dicke, und

je

je größer seine Oberflächen ist. Bewegt man ihn von Zeit zu Zeit in den Gefäßen, so wird seine Crystallisation beschleunigt.

Hat aller Syrup eine consistente Form angenommen, so verdünnt man ihn mit etwas Wasser, und unterwirft ihn in einem gut gebeutelten Sack einem starken Druck. Durch dieses Mittel erhält man eine Moscovade, welche, wenn sie gleich etwas nach Kastanien schmeckt, trocken und gefärbter als der größte Theil der Rohrzucker Moscovaden ist; und durch die Raffinirung leicht zu den höchsten Grad der Reinheit und Feinheit gebracht werden kann.

Was die vom Wasser bey der dritten Infussion zurückgebliebenen Kastanien betrifft, so unterwirft man sie einem sehr starken Druck, nach diesem können sie im Sommer ungefähr in 3 Stunden in der Sonne und in derselben Zeit im Wind oder der Schwitzstube getrocknet werden. Doch muß die Austrocknung schnell seyn, sonst erleiden sie eine Gährung, welche sie verändert.

Während des Trocknens werden sie auf der Oberfläche braun, aber im Innern bleiben sie weiß und geben in der Mühle ein sehr mittelmäßiges Mehl, das in gehörigen Verhältniß mit Weitzenmehl gemischt, zum Brotbacken tauglich ist.

Diätetik.

Unsre Diätetiken taugen alle nichts. Ich finde in keiner einzigen nur den Gedanken von einer Anleitung, aus unsern Kindern joviale Menschen zu bilden. Die jovialen Menschen sind die glücklichsten. Sie sind immer froh, sprechen aus voller Brust, lachen herzlich und stecken mit ihrem Lachen ganze Gesellschaften an. Sie haben einen gesunden Magen und ein reines Gewissen. Ihre Arbeit geht ihnen von Statten, und ist diese geendet, so sind sie vergnügt und guter Dinge. Warum ist aber dieser biedre Schlag von Menschen so selten? Weil wir unsre Kinder an Geist, Herz und Körper verkrüppeln, weil wir alles in den Kopf pfropfen und das Gemüth leer lassen. Weil das Blut nichts taugt und wir nichts wissen, was das Blut von Grund aus curirt. Man nennt die jovialischen Menschen excentrisch, überspannt, exaltirt; — aber man lasse sie nur, sie lachen die Alltagsmenschen alle aus.

Verschiedenes.

Stärke-Zucker. Zur Bereitung des Zuckers aus Stärke sind nach Kirchhoffs Entdeckung auch andere Säuren, als Salpeter und Salzsäure, zu gebrauchen. Reis giebt, eben so wie Stärke behandelt, 5 Procent Zucker; aus Getreide aber konnte Kirchhoff bis jetzt keinen erhalten. Aus 100 Pfund Stärcke erhielt Kirchhoff bey seinen neuesten Versuchen 90 Pfund festen traubenartigen Zucker, oder 120 Pfund süßen Syrup. Dieser Zucker ist nicht so süß als Rohrzucker, und hinterläßt, wenn man ihn in Alkohol auflöst, noch etwas Stärcke. (Ein Beweis, daß er nicht lange genug gekocht wurde.)

Ein anderer Chemiker will jetzt ein Verfahren gefunden haben, aus Stärke in jedem metallenem Gefäße in 7 bis 8 Stunden einen noch süßern Zucker als Kirchhoff zu bereiten. Auch scheint dieser Zucker durch Gährung mehr Weingeist als Korn zu liefern. (Im Contor der Handlungs-Zeitung kann man solchen, in Nürnberg gewonnenen Syrup zur Einsicht bekommen.

Bekanntmachung.

Vorladung.

Die hierorts verstorbene Karolina Schmid, Schreiners Tochter von Berlin, ehemalige Gouvernante bey Titl. Grafen von Görz, ledigen Standes, hinterließ einiges Vermögen, worüber bisher noch keine Intestat-Erben bekannt sind, auch keine letzte Willens-Meinung errichtet worden; es werden sohin alle diejenigen, welche auf was immer für eine Weise auf den Nachlaß der Verstorbenen rechtlichen Anspruch zu haben glauben, hiemit öffentlich vorgeladen, sich in einer zerstörlichen Zeitfrist von 8 Wochen von heute an, gerechnet, bey unterzeichneter Gerichts-Behörde zu melden, und ihre Ansprüche um so gewisser geltend zu machen, als sie nach Verfluß dessen nicht mehr gehört, und die Erbschaft dem Königl. Fisco zugesprochen werden würde.

Regensburg den 29. April 1812.

Königl. Baierisches Stadtgericht.

v. Seutter, Direktor.

Hauser.

Der

Verkündiger.

93. Stück. Sonntag. Am 10. May 1812.

Die Eroberung von Magdeburg, 1631.

Historisches Basrelief von D. G. W. Becker.

Eine Begebenheit meinen Mitbürgern ins Gedächtniß zu rufen, die in den Jahrbüchern unvergeßlich seyn wird; wahrlich, das ist, dünkt mich, in einem Blatte, wie dieses, keine nutzlose Bemühung. Sie würde in Kotzebues Chronikenalmanach eine vorzügliche Stelle einnehmen, und wenn er, der erste Erzähler, auf diesen Stoff verfiele, dann würde meine Mittheilung freylich am unrechten Orte seyn. Indessen bis dahin bleibt doch — mein guter Wille gut.

Magdeburg war im dreyßigjährigen Kriege, verhältnißmäßig, dieselbe große, bedeutende Veste, die sie in unsern Tagen ist, und ihr Besitz den streitenden Partheyen nicht wenig wichtig. Die Schweden waren den protestantischen Fürsten zur Hülfe in Deutschland eingerückt, und ihrem Heerführer und Könige, Gustav Adolph, lag sehr viel daran, diesen Waffenplatz an der Elbe zu behaupten. Ein Obrister, Falkenberg, wurde dahin abgesendet, den Bürgern dieser evangelischen Stadt Zusage von Hülfe und Entsatz zu bringen, selbst das Commando zu übernehmen, und alles zu thun, die Angriffe des Generals Tilly abzutreiben, dem dann nun auf der andern Seite nicht weniger daran lag, der Stadt Meister zu werden, bevor die Schweden festern Fuß in Deutschland faßten.

Ein Umstand erleichterte seinen Plan. Die deutsche Langsamkeit und Bedachtsamkeit zeigte sich auch in den Unterhandlungen aufs deutlichste, welche die evangelischen Fürsten, namentlich die Beherrscher von Brandenburg und Sachsen, mit Gustav Adolph wegen der Sicherheit pflogen, die sie ihm für seine Unterstützung und Kriegskosten stellen sollten. Er wollte nicht weiter gehen, ohne dafür gedeckt, ohne namentlich gegen Hinterlist und Untreue gesichert zu seyn, und sie wollten ihm darin nicht nach seinem Sinne willfahren. Bevor er, der Großherzige und Biedere, diesen Bedenklichkeiten durch einen Salto mit den Waffen in der Hand ein Ende machte, war Magdeburg in des Feindes Gewalt gefallen, dem schwache, entkräftete Besatzung, List, Zufall und Verrätherey gleich sehr die Hände boten.

Wirklich hatten die Kaiserlichen schon die Hoffnung aufgegeben, in einer regelmäßigen Belagerung die Stadt einnehmen zu können. Die Magdeburger thaten so viele und so gut gerichtete Ausfälle, daß die Belagerungswerke bald vernichtet, bald der darin postirten Mannschaft beraubt wurden. Die Karthaunen hatten in der Stadt nur sehr wenig Schaden gethan. Zu manchem Vortheil, den Tilly in Händen hätte, war er nur dadurch gekommen, daß ihn Verräther aus der Bürgerschaft von allem, was in der Stadt vorgieng, unterrichteten. Pappenheim, der bekannte General der Kaiserlichen, entdeckte dies nachher dem gefangenen brandenburgischen Administrator selbst.

Schon ließ Tilly an einigen Orten die Stücke abführen. Einen ganzen Tag hatten seine Batterien zu spielen aufgehört. Er wußte, daß die Schweden bald zum Ersatz herbeyeilen könnten. Mehrere Minen, die er binnen einigen Tagen springen lassen wollte, sollten entscheiden, ob ein Sturm möglich wäre. Außerdem ging sein Entschluß dahin, das Lager abzubrechen, und mithin die Belagerung aufzuheben.

Alles war ruhig im kaiserlichen Lager; noch keine

ne Nacht war seit mehrern Wochen Schlaf in die Augen der Bürger gekommen, die von den Wällen herab auf die feindlichen Bewegungen Acht haben mußten. Jetzt glaubten sie, sich ihm einmal überlassen zu können, und um fünf Uhr des Morgens war der Wall von den meisten seiner Vertheidiger entblößt.

Die Kaiserlichen schienen darauf gewartet zu haben. An mehrern Orten hatten sie schon in der Nacht in größter Stille Leitern anbringen, Hindernisse aus dem Wege räumen lassen, und um sieben Uhr wurde an mehrern Orten zugleich Sturm gelaufen; die schwache Besatzung einzelner Posten war im Nu überwältigt. Die Sturmglocke tönte schrecklich den schlaftrunkenen Bürgern ins Ohr: „Der Feind sey in der Stadt.“ Falkenberg, der Commandant, der sich dem Feinde mit einiger zusammengerafften Mannschaft entgegen geworfen hatte, war todtgeschossen worden. Den Bürgern fehlte es an Ordnung, an Pulver und Kugeln, und noch mehr an Muth. Von außen stürmten die Feinde auf die Posten, die noch vertheidigt wurden. Von innen fielen die Feinde diesen Vertheidigern in Rücken, und 20 Kaiserliche gegen einen Bürger, bewies die Unmöglichkeit, einen Feind vertreiben zu wollen, der schon siegestrunken, und um Mittag völlig Meister der großen Stadt war, die für die reichste in der ganzen Gegend gelten konnte.

Die Soldaten, durch die versprochene Beute und Plünderung zum Sturm aufgemuntert, wütheten aufs schrecklichste. Kein Alter, kein Geschlecht wurde verschont. Kroaten spießten die säugenden Ketzerkinder auf; Weiber wurden aus den Armen des Gatten, Töchter von der Seite ihrer Eltern gerissen, um entehrt aus einer Hand in die andere zu gehen, und dann aufs schrecklichste getödtet zu werden. Die Straßen lagen voller Leichname. Kinder krochen noch auf den Leibern ihrer todten Mütter herum, und saugten Blut statt der Milch aus der halb abgehauenen Brust. In einer Kirche trafen die Kroaten 50 Weiber, die knieend und mit aufgehobenen Händen um ihr Leben baten, und Säbelhiebe, die die Köpfe spalteten, waren die Antwort. Der barbarische Krieger, durch Religionshaß gegen die Ketzer noch wilder gemacht, achtete weder Bitten noch Vorstellungen. Morden war seine Wonne. Einige Weiber, viele der schönsten Jungfrauen stürzten sich in die Elbe, in Brunnen, von den Dächern auf die Straßen. —

Um das Unglück noch größer zu machen, brachen an 50 bis 60 Orten die Flammen hervor, die boshafter Frevel der betrunkenen Soldaten, die Absicht, jeden versteckten Bürger heraus zu treiben, Zufall und Unvorsichtigkeit lodern machte. Wer sich versteckt hatte, erstickte nun im Rauche, oder fiel auf der Straße den Kriegern in die Hände. Ein großer Sturmwind, große Vorräthe von Schinken und Speck, Pulver, das in den Häusern lag, verbreitete bald die Flammen über die ganze Stadt; von der ausser der Domkirche kaum 139 Häuser stehen blieben, davon die meisten sehr unansehnlich und klein waren. Noch findet sich am breiten Wege eines davon in Magdeburg, das über seiner Hausthüre die jedem Bürger dieser Stadt bedeutenden Worte zeigt:

„Gedenke des zehnten Mays 1631.“

das unter dem Namen des zehnten May's allgemein bekannt ist.

Wer von den Armen, die sich aus dem Feuer retteten, den Tillyschen Truppen in die Hände fiel, war stets geborgen. Sie gaben jedem, der ein Lösegeld versprechen konnte, Pardon, und brachten ihn ins Lager, doch wehe den Unglücklichen, der auf Kroaten, auf die Wallonen stieß, denen Mitleid und Treue ganz fremd waren; die nur von Raubsucht und Mordlust entbrannt waren.

Die Flammen trieben endlich die Feinde selbst aus der Stadt. Am Morgen darauf kehrten sie in sie, die eingeäscherte, zurück. Die Raubsucht, die Begierde, hier zu plündern — ließ manchen ersticken, der in den rauchenden Trümmern noch Beute suchte. Manchen erschlugen die zusammenstürzenden Balken und ausgebrannten Mauern. Doch was kümmerte das die übrigen? Sie fielen über die Vorräthe von Lebensmitteln her, die sie in den aufgegrabenen Kellern fanden. Bänke wurden von den Leichnamen der in den Flammen Erstickten gemacht, auf die sie sich setzten, um desto köstlicher zu zechen. „Die Magdeburgische Hochzeit wird gefeiert!“ riefen die Huronen.

Der wilde Krieger, von Wein erhitzt, von Raubsucht entflammt, gerieth oft selbst mit dem Kameraden in Streit, der ihm seine Beute abjagen, der mit ihm theilen wollte. Ein Prediger schrie

im

im dritten Stockwerk seines brennenden Hauses um Erbarmen, um Hülfe, und versprach die reichlichste Ranzion, Kroaten setzten eine Leiter an, und retteten ihn und sein Weib, nebst den Kindern, glücklich. Er eilt mit ihnen nach der Johanniskirche, und giebt ihnen ein dort befindliches ihm gehöriges Juwelenkästchen. Sie wollen ihn eben in völlige Sicherheit bringen, da kommt ein anderer Trupp, verlangt Theil an der Beute, und säbelt die erstern nieder, die davon nichts wissen wollen. Der Prediger schätzte sich glücklich, daß die Mörder mit der Beute ihrer Waffenbrüder auch die Erfüllung des von ihnen gethanenen Versprechens auf sich nahmen.

Im Dome hatten sich über tausend Personen verborgen. Tilly selbst hatte Sorge getragen, daß dieses majestätische Gebäude von den alles ringsumher verzehrenden Flammen verschont bliebe. Drey Tage hatten nun die Armen in Todesangst darin ausgeharrt, als endlich Tilly seinen Einzug hielt, und den Dom öffnen ließ. Der Domprediger Baken ging ihm entgegen, von seinen Collegen, jammernden Weibern und weinenden Kindern begleitet.

„Fuimus Troes!“ rief er mit schmerzlicher Stimme dem General von ferne schon zu, und warf sich auf die Knie. Ein Strahl des Mitleids drang durch Tillys rauhes Herz. Er ließ allen Gnade verkündigen, Brot austheilen, und unter Trommelschlag bekannt machen, daß alle Plünderung, alles Morden ein Ende haben müsse. Männer und Weiber, die theils ihre Wunden, theils die Angst zu den Leichnamen gesellt hatten, welche die Strassen bedeckten, krochen hier, arbeiteten sich dort hervor.

Der größte Theil der Magdeburger war indessen in den Flammen, unter den Säbelhieben der Croaten, und den Flintenstößen der Wallonen umgekommen. Die Zahl der Gebliebenen läßt sich nicht bestimmen, aber größer, als sie in Ismaeil und Okzakow war, war sie gewiß. Aus manchem Keller wurden 20, 30, 40, und wohl noch mehr Leichname herauf gebracht; die armen waren vor dem Schwerte des Siegers geflohen, und in dem Rauche ihrer brennenden Wohnungen erstickt. Unter der Elbrücke ward der Lauf des Flusses durch die Leichname gedämmt, die hineingestürzt wurden. Die Wenigen, die nicht in dem Dome ihre Zuflucht fanden, verdankten ihre Rettung einem halben Wunder, und litten zehnfach die Qualen des Todes, da sie ihn immer von neuem kommen sahen. Es ist vielleicht manchem Leser angenehm, die Fata des einen oder andern so geretteten Bürgers zu hören.

Der Pastor an der Katharinenkirche hatte eben seine Predigt gehalten, als er hört, der Feind ist in der Stadt. Er eilt mit seiner Gattin und der Magd zu einem seiner Collegen, als ein Offizier der Besatzung aus dem benachbarten Gasthofe, schwer verwundet, zu ihm schickt, um seinen geistlichen Trost zu haben. Der redliche verweigert ihm diesen nicht. Er nimmt Abschied von seinem Weibe. Seine Amtspflicht geht ihm über alles.

Noch übte er sie beym Verwundeten, der auf der Erde lag, aus, als schon die Feinde auf den Strassen tobten, und seine trostlose Gattin zu ihm kam. Der Pulverdampf drang schon durch Fenster und Thüren herein. Eine Parthie Feinde forcirte die verriegelte Hausthüre. Er kaufte sich mit allem los, was er bey sich hatte. Ein Mousquetier kommt, als er keinen Heller mehr besitzt, und droht ihn zu erschießen. Schon legt er die Lunte an sein Schloß. Die Liebe zum Gatten giebt der Frau einen Muth, der größer, als die Gefahr war. Sie schlägt ihm die Mousquete aus der Hand, daß die Kugel in die nahe Wand über ihres Mannes Kopf fährt, und hält den Krieger mit unbegreiflicher Kraft, daß er sich nicht rühren kann. Er verlangt nun Silberwerk statt baaren Geldes. Noch hat das treue Weib an ihrem Brustleibchen silberne Heftel; sie giebt sie ihm den Augenblick und befriedigt zieht er ab. Drey andere, die herbey kamen, ließen sie mit der bloßen Angst davon kommen, und schienen den schwarzen Amtsrock zu respektiren. Der Pfarrer verbarg sich mit Weib und Magd auf dem obersten Boden des Hauses. Auf den Strassen wirbelten die Trommeln, im Hause wurde alles mit Aexten aufgebrochen; endlich kamen die wilden Krieger auch die Treppe herauf, die zu dem Asyl des armen Pfarrers führte. Ein Soldat mit einer spitzigen Keule kam herauf, und wollte ihm einen Schlag auf den Kopf geben. Ein Kamerad wehrt ihm, und macht ihn aufmerksam darauf, daß es ein Geistlicher ist, den er mißhandeln will. Der Dritte, der dazu kommt, giebt ihm einen Hieb über den Kopf, daß über den weißen Priesterkragen und Rock das Blut herabläuft. Der Unmensch wollte auch seiner Gattin den Degen durch den Leib rennen, die

natür-

natürlicherweise die Mißhandlung ihres Mannes nicht so gelassen ansah; indessen der Degen glitt aus, ein Funke des Mitleids wurde rege. Er ließ sich bewegen, dem geängsteten Paare die Parole zu sagen, und es nach seinem Hause zu begleiten, um da eine Belohnung zu erhalten. Sie faßten seinen Mantel an, und nun gieng es so über Leichname und durch einzelne Soldatenhaufen durch. Ein Obrister hielt auf einer Strasse zu Pferde.

„Nehmt euern Herrn bey der Hand! rief er der Pastorin zu. Fasset meinen Steigbügel, und bringt mich nach euerm Hause. Ihr sollt Quartier haben!"

Die Pastorin ließ sich dies nicht zweymal sagen. Sie kam mit ihrem Manne glücklich an, und sahen, wie hier von eingedrungenen Kriegern ziemlich geplündert wurde. Die Ankunft des Obristen machte diesem Unwesen sogleich ein Ende. Zwey Wachen, die vors Haus gestellt wurden, ließen keinen herein. Der Pfarrer lobte und dankte Gott, daß er so aus der Gefahr gerettet sey, als er seine Hoffnung auf einmal wieder zerrüttet sah.

Der Obriste war ausgeritten, um etwas Ordnung wieder herzustellen. Aber hastig kehrte er zurück.

„Führt mich zur Stadt hinaus! rief er seinen Wirthsleuten zu; wir müssen sonst alle verbrennen!"

Wirklich wüthete das Feuer schon überall; ein dicker, schwarzer Rauch verfinsterte den Himmel. Der Pfarrer ließ noch durch seine Magd das Kind eines in der Nähe wohnenden Vetters auf den Arm nehmen, das vor der Thüre seines brennenden Hauses stand, und nun ging es wieder durch viele tausend Soldaten nach dem Fischerthore zu, wo ihn des Obristen Ansehen nur mit vieler Mühe vor Mißhandlungen schützte.

Der Obriste pflegte und bekösligte seine Geretteten besser, als es sich von einem rauhen Krieger hätte erwarten lassen. Der arme Pfarrer mußte freylich eine Ranzion von den wenigen erlegen, was er in seinem Keller verborgen hatte, ehe er sein Haus verließ, um den Obristen zu folgen; doch was ist das gegen das Elend, das so viele andere erdulden mußten?

Ich könnte noch ähnliche Data von einigen andern einschalten, die so wunderbar gerettet wurden, doch schon an diesem wird es genügen.

Das schreckliche Schicksal Magdeburgs machte allgemeines Aufsehen in ganz Deutschland, Gustav Adolph vergoß Thränen darüber, und rechtfertigte sich durch eine besondere Schrift gegen den Vorwurf, daß er durch sein Zögern den Untergang Magdeburgs veranlaßt hatte.

Sogar in den katholischen Staaten und beym Feinde machte Magdeburgs **Zerstörung** eben so ungünstigen Eindruck, als die **Eroberung** selbst Freude gemacht hatte. **Tilly** fand es für nöthig, in einer besondern Schrift alle deutsche Fürsten, so viel es geschehen konnte, zu bereden, daß er an dem Schicksale dieser Stadt nicht unmittelbar schuld sey, daß ihre hartnäckige **Vertheidigung** den **Sturm** und seine Folgen, der **Zufall** und **Sturmwind** das **Feuer** veranlaßt habe. Wirklich mußte dem kaiserlichen Hause daran liegen, das Verfahren, das hier Statt gefunden hatte, beschönigt zu sehen, denn konnte wohl etwas die Gemüther mehr erbittern, als die Barbareien, die man hier verübt hatte?

Es war damals abergläubische Sitte, die Strafgerichte, die Gottes Zorn verhängen wollten, schon in mancherley Zeichen lange vorher ankündigen zu lassen.

Man erzählte, als Magdeburg erobert wurde, von dem großen Sturmwinde, der eine große Vorbedeutung gegeben hatte, weil ein steinerner Gang eingefallen war. Die Steine des Pflasters auf dem Markte sollen nicht lange vor der Belagerung Blut geschwitzt haben.

„Für Herr Rathmann Joachim Iblemanns Thür, woselbst Herr Jürgen Gießen sein Haus, unweit Herrn D. Heimbürgers Haus — haben, so erzählt eine alte Schrift, kurz vor der erbärmlichen Eroberung Magdeburg, alle Steine Blut geschwitzt, sogar, daß auch solche Steine, je mehr sie abgewischt worden, heftiger herausgeschwitzet. Dieses ist mit großer Verwunderung von vielen hundert Personen, ja gleichfalls von meinen eignen Aeltern und Schwiegereltern gesehn, und mit Tüchern abgewischt worden. Endlich haben sie darauf Asche gestreut, zuzusehen, ob es trocknen wollte, so ist es dennoch häufig durch die Asche hindurch gedrungen."

Wer will jetzt die natürliche Erklärung dieser Beobachtung wagen, wenn sie wahr und gegründet ist? Betrug, Zufall, Irrthum, Täuschung, Einbildung, können ja ihr in gleich hohem Grade zum Grunde gelegen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Der

Verkündiger.

94. Stück. Dienstag. Am 12. May 1812.

Die Eroberung von Magdeburg, 1631.
Historisches Basrelief von D. G. W. Becker.
(Beschluß.)

Das ist denn nun aber noch gar nichts gegen das Wunder von Vorzeichen, das ein gewisser Calvisius, ein Prediger zu Magdeburg erzählt, der im Jahr 1727 über die Geschichte dieser Stadt von ihrer Eroberung an eine Art von Chronik herausgab.

Nach ihm wurde einige Wochen vor der Eroberung eine Soldatenfrau geöffnet, die einige Tage zu Kindesnöthen zugebracht, und darin, ohne geboren zu haben, verstorben war. Man fand in der Gebärmutter ein Kind von ungewöhnlicher Größe, welches, nun merke man wohl auf! „Auf dem Haupte ein Casquet, am Leibe wie ein Küraß, an den Beinen weite, damals gewöhnliche Stiefeln hatte, alles von einer dünnen Haut, wie Papier, daß man es gar füglich abziehen konnte. Ueber den Leib hieng eine große Patrontasche von Fleisch, inwendig rauh, wie ein Schafs- oder Kühmagen, darin zwei runde Kugeln gesehn wurden, in der Gestalt und Größe einer Musquetenkugel!“

Ein solches Wunderkind hätte verdient, in Spiritus für die Nachwelt auf ewige Zeiten aufbewahret zu werden. Schade, daß es bey der Belagerung mit verbrannt ist. Wenn man dem guten Calvisius hier keine Lüge aufgeheftet hatte, so war es doch mit dem Kinde um kein Haar anders zugegangen, als mit dem der Frau Orgon bey Gellert. Hier war das Kind mit der Hasenscharte zum Hasen selbst geworden. Dort wird die Kopfhaut durch die lange Geburtsarbeit angeschwollen seyn, und man hat nun Casquet, Harnisch, Patrontasche, und Gott weiß, was sonst noch zugesetzt.

Ein größeres Wunder, als hier die unbegränzte Phantasie des Aberglaubens erdenken konnte, ist wohl das, was die Geschichte von Magdeburg erzählt, das wie ein Phönix aus seiner Asche, seinen Trümmern, unter den ungünstigsten Umständen wieder aufblühte.

Kaum hundert und einige dreyßig der schlechtesten Gebäude waren stehen geblieben, und alle Bürger ausgewandert; die wenigen zurückgebliebenen wohnten in Kellern und Gewölben, die nicht eingestürzt waren. Alle Nahrung und Gewerbe hatte aufgehört. Die kaiserliche Besatzung wurde vom Hunger genöthigt, im folgenden Jahre die Veste freywillig zu verlassen, und schleifte die Werke, um so auch den Ort von der Erde zu vertilgen. Banner, der die Wichtigkeit des Postens kannte, warf sich hinein, richtete Schanzen und Bollwerke auf, so gut sichs in der Eile thun ließ. 1636 mußte die arme Stadt schon wieder eine Belagerung aushalten. 1643 wurden die wenigen Bürger, die sich angebaut hatten, durch die darin liegende Besatzung ungemein gedrückt, so daß sie an monatlicher Contribution 2214 Thaler zahlen, und jedes Haus nach und nach 5697 Soldaten mit Weib und Kindern aufnehmen mußte. Im folgenden Jahre raffte eine Viehseuche alles Vieh dahin. Die Ernten um die Stadt herum wurden von den hin- und herstreifenden Kriegsvölkern verwüstet. Nachdem der westphälische Friede sie vor feindlichen Verwüstungen sicher gestellt hatte, versuchten noch Pest und Theurung binnen den Jahren 1648 und 1709 ihre Kräfte an ihr, und demungeachtet hat sie sich binnen hundert

dert Jahren so wieder empor gehoben, daß man nicht aufhören kann, die Früchte zu bewundern, die Fleiß, Arbeitsamkeit, Handel und treffliche Lage selbst unter den ungünstigsten Umständen spenden. Man nehme Magdeburg die Elbe, und es würde vielleicht noch jetzt ein Steinhaufen seyn. Keiner seiner vertriebenen Bürger würde freywillig zurückgekehrt seyn, kein neuer sich angesiedelt haben.

Etwas über die Moldau.

Von den Sitten der Bewohner der Moldau findet man mehreres in den frühern Jahrgängen des Verkündigers, hier wollen wir nur einige Notizen aus der neuesten Reise durch dieses Land nehmen.

Der **Boden** der Moldau eignet sich vorzüglich zum Anbau des türkischen Korns, des Weitzens und der Gerste. Die Melonen und Arbusen gedeihen auf freyem Felde und erreichen eine ungewöhnliche Größe. Die schönsten Eichen- und Buchenwaldungen wechseln mit Fruchtfeldern ab. Dem Nordländer ist die Hitze zu drückend und das Klima oft nachtheilig; daher die hitzigen- und Katharralfieber für ihn einen gefährlichen Karakter annehmen.

Die Moldau erzeugt einen vorzüglichen Schlag **Pferde** und **Hornvieh**, jene bieten allen Strapatzen Trotz und sind stark, ungeachtet ihrer kleinen Statur; dies muß hauptsächlich dem Umstande beygemessen werden, daß sie auf freyem Felde auch bey heftiger Kälte ihre Nahrung suchen müssen. In den Wäldern der Moldau und Wallachey sind große Herden **wilder Pferde** nicht selten, man fängt sie ein und verkauft sie jüdischen Pferdehändlern. Die Schaf- und Bienenzucht sind vorzüglich ein Gegenstand der hiesigen Landwirthschaft, so wie die Schweine durch ihre Größe und ihre langen Borsten, sich von denen in den übrigen Gegenden auszeichnen.

Besonders reich ist die Moldau an Salz, Theer und Wachs. Das erstere dieser Produkte bildet einen Hauptgegenstand der Ausfuhr; man glaubt auch, daß die hiesigen Gebirge reich an Gold- und Silberminen sind, von denen jedoch die Bojaren die Existenz sorgfältig verbergen, weil sonst die türkische Regierung denselben unfehlbar auf die Spur gekommen, und ihnen den Gewinn entrissen haben würde. Es sollen vor mehreren Jahren auf Befehl des Sultans einige türkische Mineralogen zur Auffindung dieser Gold- und Silbergruben hiehergeschickt worden seyn. Der damalige Hospodar empfing sie mit allen Merkmalen der Achtung, aber kaum hatten sie Jassy verlassen und den Weg nach den Gebirgen eingeschlagen, so fiel ein Haufe Arnauten über sie her, und ermordete sie sämmtlich.

Man weiß, wie kurz die Regierungsdauer der meisten **Beherrscher** der Moldau und Wallachey war; eine Frist von 4 bis 5 Jahren war eine brillante Regierung für den Hospodar. Mit großen Opfern mußten sie in Konstantinopel die Gunst der dortigen Minister erkaufen, und gelangen mit einer ungeheuern Schuldenlast zu der ephemeren Souveränität. *) Was war natürlicher als daß sie bemüht waren, durch drückende Auflagen die schwere Schuldenlast abzutragen, die auf ihnen ruhete. Nicht selten erwarben sie durch die gewaltsamsten Erpressungen ein ungeheures Vermögen, und mußten dann entweder mit ihrem Leben der Habsucht der Sultane ein Opfer bringen, oder im glücklichen Fall nach ihrer Absetzung in Konstantinopel die elendeste Armuth heucheln; und dennoch wurden die Hospodare aus den edelsten griechischen Geschlechtern gewählt. **)

Die

*) Die Pforte hielt es anfänglich aus mehrern politischen Gründen nicht für rathsam, sich unmittelbar in den Besitz der Fürstenthümer zu setzen, sondern begnügte sich, sie tributbar zu machen, und den Samen der Zwietracht auf jede nur mögliche Weise zu nähren. Sie gestand daher anfangs den Bojaren der Moldau und Wallachey das Recht zu, sich ihre Fürsten selbst zu ernennen. Dies währte in der Wallachey von 1520 bis zur Enthauptung des Konstantin Brancowan im Jahr 1714; in der Moldau aber bis zur Empörung und Flucht des Fürsten Kantemir nach Rußland 1711.

**) Folgende Hospodare und griechische Großen haben im Laufe des vorigen Jahrhunderts durch den Strang oder durch das Schwert ihr Leben verloren: 1.) 1714, Fürst Brancowan mit 4 Söhnen; 2.) 1716, Fürst Cantacuzen mit seinem Vater; 3.) 1719, Johann Maurocordao Hospodar der Wallachey, von seinem Bruder vergiftet; 4.) 1737, Jnachy Jpsilanty, Großonkle des Fürsten, aufgehängt; 5.) 1740, Constantin Ghicca, Dragoman der Pforte, enthauptet; 6.) 1660, Jnachy Sutzo, Bruder des Fürsten, aufgehängt; 7.) 1765, Stavrachy, Agent der bey-

Digitized by Google

den

Die Moldau enthält etwa 1,600 □ Meilen und 730,000 Einwohner. In frühern Zeiten konnte diese Provinz 70 bis 100,000 streitbare Männer ins Feld stellen; jetzt würde die Hälfte einer solchen Armee ihre Kräfte übersteigen. Nach der Angabe des Fürsten Demetrius Kantemir entstand die erste bürgerliche Verfassung dieser Provinz, die bey den Römern zu Dazien gehörte, durch eine Kolonie der vorzüglichsten Geschlechter Roms, die Trajan im Jahre 107 der christl. Zeitrechnung hieher verlegte. Die Landessprache scheint auf den Grund eines verfälschten lateinischen Dialekts zu beruhen, zu dem viele türkische slavonische Redensarten und Worte hinzugekommen sind. So heißt zum Beyspiel: Domine miluesehty, Herr erbarme dich; Om, der Mensch; Famea, das Weib; Parinta, der Verwandte; Fiul, der Sohn, dorme, schlafen; Pune, das Brod; Apa, das Wasser; buona, gut; Fune, das Heu u. s. w.

Jupiter und Venus.

Im halben April dieses Jahres ereignete sich der seltene Fall, daß vier Planeten zugleich am Abendhimmel sichtbar waren, nämlich Merkur, Venus, Mars und Jupiter. Merkur stand im Sternbilde des Widders, Venus im Stier, Mars ebenfalls im Widder südlicher als Merkur, Jupiter aber bey den Füssen der Zwillinge. Nach 8 Uhr Abends war Merkur, der am 19. April seine größte Entfernung von der Sonne gegen Osten erreichte, mit freyen Augen, deutlicher aber durch Fernröhre zu sehen. Merkur und Mars werden jetzt in der lichten Abenddämmerung unsichtbar, dagegen glänzt Venus als Abendstern, um desto lichter und prächtiger, indem sie sich immer von der Sonne entfernt, und am 25. May ihren größten Abstand von derselben gegen Osten erreicht. Bey dieser Bewegung nähert sie sich dem hell leuchtenden Jupiter, und kömmt ihm am 10. May Abends so nahe, daß sie nicht gar 3 Grade von demselben gegen Norden steht.

Da diese beyden Planeten das hellste und stärkste Licht haben, so wird der Anblick dieser Erscheinung eben so herrlich seyn, als er sich in dieser Höhe nur selten ereignet.

Noch seltner aber und merkwürdiger würde diese Erscheinung seyn, wenn der Abendstern die Entfernung 39 bis 40 Grad von der Sonne hätte, wo er mit freyen Augen bey hellem Tage zu sehen ist. Das geschah 1801, wo selben die Akademiker, so die Legion der Prager Universität bildeten, auf ihrem Rückmarsche von Budweis zu Porzicz an der Sazawa den 20. April Nachmittags gegen halb vier Uhr sehr gut und deutlich sahen.

Am 19. April 1801 war der Abendstern von der Sonne um 40 Grad entfernt, wo er uns jedesmal am hellesten und stärksten leuchtet, 5 Monate darauf war Venus Morgenstern, stand den 4ten September am Morgenhimmel 43 Grad von der Sonne, und Herr Direktor Negedli sah ihn zu Sadowa mit freyen Augen am 4., 5. und 6. September bey Sonnenaufgang sehr helle und deutlich, etwas schwächer am Lichte aber, als die Sonne einige Höhe erreicht hatte.

Da diese Erscheinungen nach 8 Jahren wiederkehren, so war Venus 1809 ebenfalls bey Tage sichtbar, und wird es 1817 wieder seyn, wenn sie von der Sonne den Abstand von 39 bis 40 Graden haben wird. D.

Jahresbericht der Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris.

Am 18. März dieses Jahrs gab diese Gesellschaft, deren Arbeiten wir von Zeit zu Zeit mitgetheilt haben, Nachricht von dem Stand der Industrie und ihrem Eingreifen in dieselbe, im Jahr 1811. Folgendes ist das Wesentliche.

Bey einem Ueberblick der im verflossenen Jahr eröffneten Preiswerbungen und der belohnten Zweige der Industrie ergibt es sich, daß die Bereitung und die Anwendung des durch Schmelzung gewonnenen Stahls, dessen Einführung die Gesellschaft

als

den Fürstenthümer, aufgehängt: 8.) 1769, Gregor Kalimachi Fürst der Moldau, enthauptet: 9.) 1777, Gregor Ghicca, Fürst der Moldau, in Jassy ermordet: 10.) 1778, Vestiary Bogdan, Abkömmling der fürstlichen Familie, enthauptet u. s. w.

als ihr Werk ansehen darf, sich immer mehr ausbreitet. Der Gebrauch inländischer Holzarten verdrängt auf eine dem Geschmack und Luxus vollkommen genügende Weise, alle Arten von Tischlerarbeit, mehr und mehr die ausländischen Hölzer. Die lange vernachlässigt gebliebene Kultur der Wallnußbäume wird in wenigen Jahren nichts mehr zu wünschen übrig lassen. Die der Traubenzuckerfabrikation ertheilten Begünstigungen rechtfertigen sich hinlänglich durch das Beyspiel der Regierung und durch das Bedürfniß des Augenblicks. Die Arbeiten in plattirtem Gold und Silber haben einen ausnehmenden Grad von Vollkommenheit erreicht. Ueber die Belohnung des Erfinders der Maschine zum Brotkneten und der Thermolampen mögen noch Zweifel walten: die Erfahrung muß über beyde entscheiden; inzwischen wird die erstere nöthigenfalls leicht vervollkommnet werden, und man weiß, daß schon jetzt Hr. Lambert, der Erfinder jenes Werkzeuges zum Brodkneten, sich desselben für sein Bäckergewerbe ausschließlich bedient, und daß seine Kunden sich seither vermehrten. Die Thermolampe ist allerdings nach ihres Erfinders Hrn. Lebons Tod in frühzeitige Vergessenheit gerathen, und ein Versuch im verflossenen Winter war von kurzer Dauer. Die Beleuchtung mittelst derselben soll aber, mit mehrerer Vorsicht und unter günstigern Verhältnissen, ungesäumt wieder vorgenommen werden, und man darf die Hoffnung ihres Gelingens keineswegs aufgeben.

Der Ersatz des Zuckers vom Zuckerrohr durch jenen des Ahorns, der Kastanie und der Runkelrübe, wobey sich die Chemie in den letzten Jahren so überaus nützlich erzeigte, hat die Gesellschaft vielfach beschäftigt. Die Apotheker Drapiez in Lille und Derosnes in Paris erwarben sich durch ihre Versuche und Mittheilungen um die Benutzung der Runkelrüben zu jenem Behuf vorzügliche Verdienste. Die im Jahr 1810 von der Gesellschaft für die Aufmunterung dieser Zuckergewinnung angewiesenen 3000 Fr. sind zwar ein Geringes gegen die ungleich größern Belohnungen, welche die Regierung dafür aussetzte; allein jene gingen diesen zuvor.

Der General Sokolnicky überreichte der Gesellschaft Proben von Branntweinen aus Birkenblättern und aus Fichtensprossen; von dem Professor der Chemie an der Akademie von Genua, Hrn. Mojon, empfing sie Proben gebrannter Wasser aus Brombeeren und aus den Früchten des Erdbeerbaums (Arbutus unedo L.); der letztere ist vortrefflich, und könnte aus dem in dortiger Gegend häufig wachsenden Strauch mit großem Vortheil gewonnen werden.

Die seit den ältesten Zeiten in beynahe gänzliche Vergessenheit gerathene Benutzung des Amianths hat Nachforschungen des Hrn. Lena-Perpenti in Como veranlaßt, welche zu nützlichen Resultaten führen können. Der Graf Moscati gibt von Druckschriften auf unverbrennlichem Amianthpapier Nachricht, und von Spitzen aus eben dieser Substanz bereitet; die Proben der letztern kamen der Gesellschaft jedoch nicht befriedigend vor.

Von sehr allgemeinem Interesse und großer Wichtigkeit für Gesundheit und Leben der Menschen ist die durch Herrn Biberel erfundene Mischung für die Verzinnung der Kupfergefäße, von der er die Zusammensetzung der Gesellschaft eröffnet hat. Eine Menge Erfahrungen zeigen, daß seine Verzinnung siebenmal so lange dauert, als die bisher geübten; daß sie den Speisen keinen Geschmack ertheilt, und daß, obschon sie bey ihrer Anwendung einen höhern Hitzegrad erfordert, sie dennoch dem Kupfer auf keine Weise schadet.

(Der Beschluß folgt.)

Bekanntmachung.

Heilbronn.

Der Besitzer eines Landguts welches zu einem Werth von 46,000 fl. gerichtlich angeschlagen, wünscht mittelst Verpfändung desselben ein Capital von 10,000 fl., unter annehmbaren Bedingungen, darauf zu entlehnen.

Er verweiset diejenigen welche Lust bezeugen sollten jene Summe verleihen zu wollen, des Nähern wegen an das Handlungs-Correspondenz und Commissions-Büreau zu Heilbronn, und giebt zugleich vollkommenste Zusicherung, daß die Zinsen jedesmal exact auf den Verfalltag Kostenfrey entweder dem Herrn Darleiher zugesandt werden sollen, oder auch auf dem Commissions-Büreau zu Heilbronn alle Halbjahr erhoben werden können.

Der

Verkündiger.

95. Stück. Mittwoche. Am 13. May 1812.

Die Universität von Charkow.

Ein Russe sagt in seiner vor kurzem in Moskau erschienenen Reise durch die Moldau und Wallachey folgendes über die Universität von Charkow.

Am folgenden Morgen in aller Frühe machte ich mich mit dem Professor St*** auf den Weg, um die hiesige neuerrichtete Universität zu besuchen. Das ehemalige Gouvernementsgebäude ist zu diesem Behufe eingerichtet. Diesem gegenüber wohnen die Kronpensionäre der Universität, ihre Zahl beläuft sich auf 40, und die der Studenten überhaupt auf 100. Professoren gab es damals nur 11 bis 12. Die von der Krone mit Unterhalt versehenen Studenten werden theils aus dem belgorodschen Seminarium, theils aus dem charkovschen Kollegium, und zwar 20 aus jedem, gezogen. Sie sind verpflichtet 6 Jahre auf dasiger Universität zu studiren, und können nachher ganz nach eigener Willkühr einen Stand wählen. In dem Naturalienkabinet schienen mir besonders merkwürdig die Sammlung Meteorsteine, davon die größten im Jahre 1805 im Gouvernement Smolensk gefallen waren; ferner der Kopf und das Gebiß eines Mammuths, eine schöne Auswahl von Versteinerungen und sogenannten Antipten, auf deren einem der Abdruck einer kleinen Affengattung sichtbar ist. Auch schöne Gold- und Silberstufen werden hier gezeigt; der Sammlung italienischer Marmorarten, edler Steine und mehrerer anderer Merkwürdigkeiten nicht zu gedenken. Die Universitätsbibliothek ist erst im Entstehen, zählt aber doch schon gegen 10,000 Bände, größtentheils Werke der neuen Litteratur. Die hiesige Klosterbibliothek, die ich bald darauf durch die Güte des Bischofs Christophorus zu sehen bekam, ist minder zahlreich, aber schätzbar durch die seltenen Werke, die sie enthält.

Nicht ohne dankbare Rührung sieht jeder gefühlvolle Patriot im Saale des bischöflichen Kollegiums die Büsten der beyden Fürsten Gallizin, denen diese gemeinnützige Anstalt ihre Entstehung und Ausbildung verdankt. Der Feldmarschall Fürst Gallizin der die Regierung Peters des Großen verherrlichte, gründete das Kollegium im Jahre 1727; der zweite dieses Namens, der lange Gesandte am kaiserlich östreichischen Hofe war, erwarb sich ein unsterbliches Verdienst durch die Stiftung des gallizinschen Hospitals in Moskau. In unsern Tagen hat die in Moskau jüngst verstorbene Gräfin Scheremetief, dem Kollegium 20000 Rubel ausgesetzt. Mit großmüthiger Bescheidenheit verschwieg diese Patriotin ihren Namen, und erst nach ihrem Tode erfuhr, durch die spätere Schenkung ihrer sehr ausgesuchten Bibliothek, die Anstalt den Namen der großmüthigen Geberin.

Das Kollegiatsgebäude ist von Stein, zwey Etagen hoch, und wird von 750 Zöglingen bewohnt. Obgleich Charkow, das an dem Flusse gleiches Namens liegt, manche schöne Gebäude, 9 Kirchen, eine Kathedrale und mehrere Klöster enthält, und zu den größern Städten des Reichs gerechnet werden muß; so ist doch von Seiten der Reinlichkeit in den Straßen, manches zu wünschen übrig, und ich kann betheuern, daß der Totaleindruck der Stadt nicht angenehm auf mich wirkte. Charkow ward 1650 unter der Regierung des Zaaren Alexei Michailowitsch von einer Parthey Kosacken angelegt, die,

von dem Dnepr her, in diese Gegend verlegt wurden, um die Einfälle der krimmschen Tataren zu verhindern.

Die naturforschende Gesellschaft in Halle.

Die naturforschende Gesellschaft in Halle, welche nun seit 33 Jahren bestehet, feierte im vorigen Jahre ihren 33sten Stiftungstage. Der Professor Sprengel eröffnete die Feier mit einer Rede, worin er den hohen Werth des erstrn Naturstudiums darstellte. Der Sekretär, Insp. Bullmann, verlas das Generalprotokoll vom verflossenen Gesellschaftsjahre, woraus sich ergab, daß der gewöhnlichen Sonnabendsversammlungen 48 gewesen und in denselben 46 Vorlesungen, mit Einschluß eilf eingegangener Abhandlungen, gehalten, funfzehn vortragende und drey Ehrenmitglieder aufgenommen, dagegen aber drey, der Präsident Edler von Schreber und die Professoren Esper und Beckmann, mit Tode abgegangen waren. Der Bibliothekar, Buchh. Hendel, las hierauf die Liste der in diesem Jahre eingegangenen Geschenke vor. Vorlesungen wurden von folgenden Mitgliedern gehalten: 1) Dr. Schwedler verlas einen Beytrag zu den Theorien über Bildung und Alter der Erde. 2) Buchh. Hendel sprach über den Granat, nach ältern und neuern Ansichten. 3) Insp. Buhle über einen neu entdeckten Bienenfeind, ein schwärzliches Insekt, zwey Linien lang, ähnlich einer Hühnerlaus nach Geti, der vorzüglich im Köthenschen bey einem Bienenfreunde vielen Schaden angerichtet hatte. Der Verfasser zeigte es vor. Er hatte einige dieser ungefügelten Insekten auf Blumen entdeckt. Den meisten Bienenfreunden, den er sie zeigte, waren sie unbekannt. Nur ein alter Bienenvater nannte sie Kornblumlaus; versicherte aber, daß sie in seinen Stöcken, ob er sie gleich lange gekannt, nie beträchtlichen Schaden gethan hätten. 4) Dr. Schmieder über den Bleyzucker. Wenn die Natur bey Reifung der Früchte die Pflanzensäuren durch Desoxydation in Zucker verwandelt, so scheint die Kunst bey Bereitung des Bleyzuckers etwas Aehnliches zu thun. Die Essigsäure wird durch das Bleyoxid, das sich mit Sauerstoff zu sättigen strebt, in einen dem Zucker ähnlichen Zustand versetzt. Wüßte man, ohne diesen zu verändern, das Bleyoxid zu entfernen, so würde man Zucker haben. Eben dieselbe Einwirkung des Bleyoxyds zerstöre aber beym weitern Fortgange die Essigsäure endlich ganz, und so wird der Bleyzucker, indem er zerfällt, nach und nach zu Bleyweiß. Die Zersetzung der Bleyzucker-Auflösung durch Schwefelkali liefert nach dem ersten, plötzlichen Niederschlage, indem sie noch lange abnehmend fortgesetzt wird, schöne Kryställisationen von Schwefelbley, welche sich in Form des Bleybaums anhäufen. Diese Thatsache spricht allerdings für die Bildung schwefeliger Erze auf nassem Wege, indem sie deren Möglichkeit (unter manchen Umständen) darthut. Doch liefern die Hüttenprodukte ungleich mehr Beyspiele von der Entstehung der Metallschwefel auf trocknem Wege, welche der freyen Natur weit angemessener ist. 5) Prof. Düffer theilte seine naturhistorischen Untersuchungen mit, welche er in diesem Sommer am Rande der Nordsee und besonders auf der Insel Norderney gemacht hatte. Vorzüglich sprach er über die Seequallen (medusa) und zeigte auch einige wohlbehaltene derselben vor. 6) Prof. Senf sprach in zwey besondern Vorlesungen über die Gesetze der Knochenbildung und die Veränderungen der Knochen von ihrem ersten bis zum spätesten Lebensalter des Menschen. Er zeigte, wie im gesunden und kranken Zustande die Knochen sich stets nach gleichen Gesetzen richten, und belegte dieß alles durch Präparate aus seiner schätzbaren Sammlung. 7) Insp. Bullmann lieferte die neuere Literatur, die Naturgeschichte der hallischen Gegend betreffend, vom Jahre 1774 an, bis wie weit die schätzbaren „Beyträge zur Beförderung der Naturgeschichte" (Halle, 1774, gr. 8.) reichen. 8) Prof. Sprengel theilte von unserm reisenden Mitgliede, dem Dr. Germar, Briefe mit aus Triest, Zara und von der Insel Ofero u. s. Auch übergab der Prof. Spr. eine von Thunberg zu Stockholm eingesandte Abhandlung: „Oenanthes species Capenses illustratae a. C. P. Thunberg, mit Zeichnungen", zum Druck in die Schriften der Gesellschaft. 9) Diac. Dürr zu Kohren sandte eine Abhandlung ein: „Nachrichten über ein bey Kohren neu entdecktes Fossil", nebst 18 dazu gehörigen Mineralien. 10) M. Strack zu Werthheim schickte zwey Abhandlungen ein: a.) Nachricht von einer sonderba-

Digitized by

ren Mißgeburt von einer gewöhnlichen Zuchtsau im Dec. 1810 zu Wertheim geworfen. b) Sonderbare Erscheinungen an dem Aufguß des sogenannten lignum nephriticum.

Beschleunigung der Kryſtalliſation durch Umrühren.

Im 92. Stücke dieſer Zeitſchrift wurde gesagt, daß Guerazzi in Florenz gefunden habe, daß bey Bereitung des Kaſtanienzuckers durch das Rühren, des aus andern Pflanzen bereiteten cryſtalliſirbaren Syrups, die Cryſtalliſation des Zuckers beſchleunigt wird; dieß hat Achard ſchon in ſeiner im Jahr 1809 unter dem Titel: „Die europäiſche Zuckerfabrikation aus Runkelrüben ꝛc.“ herausgegebenen Schrift, bemerkt und geſagt, daß das Rühren des Syrups in den Pfannen, wenn er bereits dem Grade der Eindickung ſich nähert, bey welchem der Zucker aus Mangel an dem zu ſeiner Auflöſung nöthigen Waſſer, ſich von der Melaſſe abſcheiden muß, ein Mittel iſt, dieſe Abſcheidung in ſehr kurzer Zeit zu bewirken, und in zwey Stunden, öfters ſchon in einer, den Zucker zur Cryſtalliſation zu bringen. Dieſe Abſcheidungs-Art des Zuckers, nennt Achard die durch Körnung. Sie fand allgemeinen Beyfall, weil man in Befolgung dieſes Verfahrens, in 24 Stunden, den Zucker trocken, in der äußerlichen Form eines hellgelben, reinſchmeckenden Farins, darſtellen kann. Man gewann aus 1 Centner Rüben 6 Berliner Pfunde eines ſolchen Zuckers. Das einzige, was dieſer Abſcheidungsmethode, beſonders bey Arbeiten im Großen, entgegenſteht, iſt, daß durch das Rühren die Melaſſe mit den Zuckerkörnern ſich ſo vermiſcht, daß ſie davon nicht in Formen von ſelbſt abläuft, ſondern nur durch Preſſen abgeſondert werden kann, ein Abſcheidungsverfahren, das bey der Fabrikation des Zuckers im Großen nicht anzuwenden iſt. Uebrigens bemerkt Achard neuerdings, daß nicht die durch das Rühren in dem Syrup in Geſtalt kleiner Blaſen eintretende Luft, die Urſache der beſchleunigten Cryſtalliſation des Zuckers iſt, ſondern vielmehr die dadurch bewirkte Berührung mehrerer wegen ihrer Kleinheit unmerklichen Cryſtalle, die durch Aggregation ſich zu größern cryſtalliſchen Maſſen gruppiren. Dieſe durch die Bewegung ſchnell bewirkte Verbindung, unmerklich kleiner Zuckercryſtalle zu größern Maſſen, giebt ein Mittel um zu erfahren, ob der hinreichend eingedickte Syrup cryſtalliſirbaren Zucker enthält; man darf nemlich nur etwas davon zwiſchen den Daumen und Zeigefinger nehmen, und beyde einigemal gegen einander klappen, wodurch ſogleich, wenn der Syrup eine hinreichende Dicke hat und zuckerreich iſt, zwar immer noch ſehr kleine, jedoch bemerkbare Zuckercryſtalle ſich bilden werden.

Jahresbericht der Geſellſchaft zur Aufmunterung der National-Induſtrie in Paris.

(Beſchluß.)

Der Zuſammenhang dieſes Zinn-Amalgams mit dem Kupfer iſt ſo innig, daß daraus gewiſſermaſſen ein neues Metall entſteht, welches den Druck der Balancierſtange aushält und worauf ſehr richtige Abdrücke gemacht werden können. Man darf glauben, es werde dieſe Entdeckung eine ſehr ausgedehnte Anwendung finden. Es gebührt dieſelbe zum Theil dem Vater des Hrn. Biberel, der ſie ſchon der konſtituirenden Verſammlung vorlegte; ſie iſt aber durch den Sohn vervollkommnet und auf einen von der Geſellſchaft dem Miniſter der Manufakturen und des Handels erſtatteten Bericht, durch dieſen gegen den Erfinder belohnt worden.

Hr. Bordier-Marcel, welcher das Weſentliche der Argantſchen Lampen ſchon vielfältig auf die Beleuchtung der Küſten, Straßen, große Werkſtätte und Zimmer anwandte, hat ſeine für einen der Leuchthürme in Havre beſtimmte Vorrichtung, die in Rückſicht auf vollendete Auffaſſung und Verbreitung des Lichts alles Mögliche zu leiſten ſcheint, der Geſellſchaft vorgelegt.

Der Ofen aus gegoſſenem Eiſen, welchen der Schloſſermeiſter Hr. Bernad Derosnes zu Grace-Dieu im Doubs-Departement, der Geſellſchaft überſandte, vereint alle Vorzüge der neuern Vervollkommnungen dieſes Arbeitsfachs und iſt durch einen ausnehmend wohlfeilen Preis merkwürdig. Seiner anſehnlichen Größe und gefälligen Geſtalt ungeach-

tet

tet kommt ein solcher Ofen in der Werkstätte nicht höher als 36 Fr. zu stehen.

Hr. Duffour, Goldschmied zu Bourg, empfiehlt, statt der Baumwolle für Lichtdochte, einen (nicht näher angegebenen) einheimischen, sehr allgemein vorkommenden Pflanzenstoff. — Eine neue empfehlenswerth erscheinende Vorkehrung zum Flachsrösten, welche Hr. d'Houdt d'Arcy aus Löwen vorschlägt, soll durch das Bulletin der Gesellschaft nächstens bekannt gemacht werden.

Die Büchereinbände von lakirtem Pappendeckel, welche Hr. Bertin, nach einem früher durch die Herren Gillet-Laumont und de Lasteyrie angegebenen Verfahren mit großer Geschicklichkeit verfertigt, empfehlen sich durch Dauerhaftigkeit, werden von Wurm nicht angegriffen, ersetzen das Leder und Pergament, und sind des reichsten Farbenglanzes und der gefälligsten Verzierungen empfänglich.

Durch die Bemühungen der Gesellschaft ist der von dem verstorbenen Hrn: Conté erfundene vortreffliche Meßbarometer, dessen er sich für die Höhemessungen der Pyramiden in Aegypten bediente, ein wissenschaftliches Gemeingut geworden.

Die Buchdruckerpresse ward durch Hrn. Pfar in Montpellier wesentlich vervollkommnet. Eine Strumpfstrickmaschine, mittelst der ein Arbeiter zwey Strümpfe zu gleicher Zeit fertiget, ist gegen ihren Erfinder durch einen Vorschuß zu Verfertigung einer größern Maschine, der jedoch schon zur Hälfte zurückbezahlt ist, belohnt worden.

Die Maschine des Hrn. Poincelet für Bereitung der Schokolade, und jene der Herren Pichon und Moyaux für die Zermalmung der Runkelrüben, empfehlen sich beyde durch sinnreiche Erfindung, Ersparniß von Zeit und Arbeit und durch vollendetere Produkte. Eine hydraulische Maschine des Herrn Gateau scheint für Ausschöpfungsarbeiten Vorzüge vor der archimedischen Schraube darzubieten. Die Brandleiter des Hrn. Regnier empfiehlt sich durch Einfachheit und Wohlfeilheit. Die von dem ältern Hrn. Baradelle für Konservationsbrillen vorgeschlagenen, auf einer Seite hohl, auf der andern erhaben geschliffenen Gläser (verres ménisques) bieten, den damit angestellten Versuchen zufolge, neue Vortheile dar.

Der Graf Röderer hat der Gesellschaft die Resultate der Traubenzuckerbereitung des Hrn. Servaes und van Zuphen in Düsseldorf mitgetheilt; von dem Baron Tournon, Präfekten in Rom, empfing sie Muster der verschiedenen in diesem Departement gepflanzten Baumwollenarten, so wie auch einen sehr vorzüglichen Traubenzucker. Der Präfekt vom Indre- und Loire-Departement hat die treffliche Anleitung zur Impfung der Schafpocken eingesandt, welche Hr. Bourriat, Arzt zu Tours, bekannt machte, und die in jener Landesgegend mit gutem Erfolge immer allgemeiner angewandt wird. Der Kupferstecher Molard bedient sich statt der Kupfertafeln solcher aus gegossenem Stahl und er findet dabey in Hinsicht auf Reinheit der Zeichnung und Dauer der Tafeln Vortheile.

Bekanntmachungen.

Vorladung.

Die hierorts verstorbene Karolina Schmid, Schreiners Tochter von Berlin, ehemalige Gouvernante bey Titl. Grafen von Görz, ledigen Standes, hinterlies einiges Vermögen, worüber bisher noch keine Intestat-Erben bekannt sind, auch keine letzte Willens-Meinung errichtet worden; es werden sohin alle diejenigen, welche auf was immer für eine Weise auf den Nachlaß der Verstorbenen rechtlichen Anspruch zu haben glauben, hiemit öffentlich vorgeladen, sich in einer zerstörlichen Zeitfrist von 8 Wochen von heute an, gerechnet, bey unterzeichneter Gerichts-Behörde zu melden, und ihre Ansprüche um so gewisser geltend zu machen, als sie nach Verfluß dessen nicht mehr gehört, und die Erbschaft dem Königl. Fisco zugesprochen werden würde.

Regensburg den 29. April 1812.

Königl. Baierisches Stadtgericht.

v. Seutter, Direktor.

Hauser.

Heilbronn.

Ein Frauenzimmer von guter Familie, welches nicht nur im ökonomischen Fach, im Rechnen und Schreiben, sondern auch in allen sonstig weiblichen Geschäften viele Kenntnisse besitzt und mit dem besten Zeugniß versehen ist, sieht sich durch Familienverhältnisse veranlaßt Dienste zu suchen. Sie wünscht am liebsten als Haushalterin oder Ladenjungfer Anstellung zu erhalten. Gute Behandlung wird ihr Wunsch und Treue und Fleiß ihr Bestreben seyn.

Handlungs-Correspondenz- und Commissions-Bureau.

Der

Verkündiger.

96. Stück. Freytag. Am 15. May 1812.

Ueber die Vorzüge der Räder mit breiten Felgen.

Der berühmte Rumford hat sich einen Reisewagen mit Rädern breiter Felgen verfertigen lassen und damit mehrere Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien gemacht. Er ließ über seine gemachten Erfahrungen und über die Vortheile solcher breiter Felgen eine eigene Abhandlung in ein französisches Blatt einrücken. Die Vortheile sind folgende: Solche Wagen sind weit sanfter und bequemer zum Fahren auf dem Pflaster, indem die Räder von den runden Pflastersteinen nicht abglitschen; sie sind viel dauerhafter, folglich ökonomischer; man kann mehr Gepäck mitnehmen; die Pferde ziehen leichter, also geschwinder. Auf einem Sandwege z. B. wurde zum Fortziehen des Wagens mit breiten Felgen nur eine Kraft von 92 bis 100 Pfund erfordert, während bey einem Wagen mit den gewöhnlichen schmalen Felgen 120 bis 130 Pfund Kraft nöthig waren. In Frankreich sind jetzt die Räder mit breiten Felgen gesetzlich eingeführt und die Fuhrleute versichern, daß sie ein Viertel mehr laden können als auf gewöhnlichen Wagen. — So lange man freylich noch schlechte Straßen, welche voll von tiefen Wagengeleisen waren fand, so konnte man nur Räder mit schmalen Seitenwänden anwenden; allein gegenwärtig, wo man aller Orten gute Heerstraßen antrifft, muß man in die Länge die Nothwendigkeit einsehen Räder mit breiten Geleisen, vorzüglich auf dem Pflaster einzuführen. Die Ursachen weswegen das Fahren mit schmalen Rädern auch langsamer vor sich gehet, und die Pferde eine große Kraft anwenden müssen, liegt auch darin, weil die schmalen Räder mehr herumgeworfen werden, unaufhörlich bald zur Rechten bald zur Linken ausgleiten und wider das vor ihnen liegende Pflaster schlagen; hierdurch erhält der Wagen ein lästiges und ihn schwerfällig machendes Schwanken und die Räder werden dabey sehr erschüttert und zeitiger abgenutzt. Auch wirkt dieses auf die Pferde zurück und durch das heftige Schütteln wird das Ziehen ungleich und mühsam. Nicht minder werden die flachen äusseren Seiten an den Rädern, wenn sie auch noch ganz neu sind, an ihren Rändern durch das unaufhörliche Ausgleiten zur Rechten und zur Linken bald abgerundet, wodurch ihre Anlage zum Ausgleiten und Abweichen auf die Seite nur noch vermehrt, ja das Pflaster selbst in der Länge der Zeit abgenützt und rundlich gemacht wird. Die Zwischenräume zwischen den Pflastersteinen werden dabey immer breiter und tiefer, die Räder fallen mit der größten Leichtigkeit und Gewalt in diese Löcher hinein und die Wege werden bodenlos. Mit breiten Rädern von etwa vier Zoll in der Breite findet hingegen keine Reibung noch irgend ein anderer Nachtheil statt, sondern sie sind auch überdieß weit dauerhafter und stärker als die alten Räder, und sind namentlich bey Frachtwagen, weil sie zum wenigsten eine viermal stärkere Last aufnehmen können, vorzüglich zu empfehlen. Die Reisewagen aber werden weit sanfter und angenehmer als sie vorher waren, sie sind leichter und schneller vorwärts zu bringen und für die Pferde weniger ermüdend. Aus einer vergleichenden Uebersicht die man mit verschiedenen Arten von Rädern anstellte, ergab sich folgendes Resultat: Bey einem Rade von 4 Zoll 5 Linien Breite des Zirkels, und bey 4 Zoll Breite der Felge und einer nur geringen Dicke derselben, ward auf der

der Heerſtraße folgende Kraftanſtrengung der Pferde erfordert: 1) bey kleinem Schritte etwa 42 Pfund 2) bey großem Schritte 52 Pfund; 3) bey kleinem Trappe 80 Pf. und 4) bey großem Trappe etwa 125 Pfund. Das Gewicht des Wagens ſammt 3 Perſonen betrug hierbey 2120 Baieriſche Pfund. Zu demſelben Wagen war hingegen bey den allerdünnſten und ſehr leichten Rädern, deren urſprünglich 1¾ Zoll breiter Zirkel völlig ausgefahren war: 1) bey leichtem Schritte eine Kraft von etwa 54 Pfunden erforderlich; 2) bey ſtarkem Schritte 66 Pf.; 3) bey Trapp 108 Pf. und 4) bey Gallopp 140 bis 150 Pfund. Hingegen wird bey Rädern von 2¼ Zoll in der Breite des Geleiſes war, bey N. 1. eine Kraft von 46 Pf., bey N. 2. von 58 Pf., bey N. 3. von 90 Pf. und bey N. 4. von 135 Pfund erforderlich. Als man eben dieſe Verſuche mit zwey Pferden auf einer Fahrſtraße, die ſehr gut und wenig ſandig war und neben der Heerſtraße hergieng, anſtellte, ſo fand man, daß mit den breiten Rädern, welche überhaupt 600 Pfund wogen, das Ziehen von N. 1. etwa 80 Pf., die von N. 2. gegen 82 Pf., die von N. 3. 84 Pf. und die von N. 4. 84 Pfund Kraftanſtrengung erforderte. Mit den 432 Pfund wiegenden Rädern von 2¼ Zoll Dicke, betrug die Kraftanſtrengung im Ziehen bey N. 1. 86 Pf., bey N. 2. 88 Pf., bey N. 3. 90 Pf. und bey N. 4. 92 bis 100 Pfund. Auf einem halbſandigen Wege betrug die Kraftanſtrengung bey den neuen Rädern, wenn die Pferde im Schritte giengen, 96 Pf., und im Trappe 110 Pfund; bey den 2½ Zoll breiten Rädern aber betrug ſie im Schritte 110 Pf., und im Trappe 125 Pfund. Auf einem durchaus ſtark ſandigem Wege betrug das Ziehen bey den neuen Rädern 170 Pfunde, und bey den älteren 180 bis 200 Pfunde, und zwar ohne allen Unterſchied, das Ziehen mochte im Schritte oder im Trappe geſchehen. Auf einem Wege von neugepflaſterten Kieſelſteinen, worauf noch kein Wagen gefahren war, betrug das Ziehen im kleinen Schritte, mit den neuen Rädern 240 und mit den älteren 280 Pfunde. In den allertiefſten Sande bey Boulogne hingegen war eine Kraftanſtrengung von 240 Pf. bey den neuen, und eine von 270 Pfund bey den anderen Rädern erforderlich. Als man langſam auf dem Pflaſter bergauf fuhr, ſo war das Ziehen bey den neuen Rädern 140, und bey den alten 150 Pfund. Merkwürdig iſt hierbey der große Unterſchied in dem Geſetze des Ziehens, je nachdem die Geſchwindigkeit zunimmt; ſo werden auf dem Pflaſter bey den neuen Rädern im Schritte 40 Pfund, im Trotte das doppelte (80) und im Galoppe das dreyfache (120) an Kraft erfordert. Aber auf einer Fahrſtraſſe auf bloßem Erdreiche, ſo wie auf dem Sande, war das Ziehen, nur mit einer unbedeutenden Abweichung, immer daſſelbe, welchen Grad von Geſchwindigkeit auch immer die Pferde annahmen. Dieſer Unterſchied hängt unſtreitig von den ſtarken Erſchütterungen ab, die der Wagen erhält, wenn er ſtark auf dem Pflaſter fortgezogen wird; denn es iſt augenſcheinlich, daß für jeden Gegenſtoß, den der Wagen auf dem Pflaſter erhält, eine gewiſſe Quantität von Kraft entgegen geſetzt werden muß, und daß es die Pferde ſind, die ſolche zu erſetzen haben.

Hieraus läßt ſich der wichtige Schluß ziehen, daß, je ſanfter ein Wagen gehet, indem ſein Gewicht und ſeine Laſt immer dieſelben bleiben, deſto geringer auch die zum Ziehen nöthige Kraft iſt. Da es nun keinem Zweifel unterworfen iſt, daß die Räder mit breiten Felgen auf dem Pflaſter ruhiger einherrollen müſſen, als die ſchmalen Räder, ſo beweiſet dieſer einzige Umſtand den Vorzug der neuen Räder vor den alten zur Genüge. Aus eben der Rückſicht muß man auf nicht gepflaſterten Wegen, wenn man die Kräfte der Pferde ſchonen will, weil hierbey das Ziehen nicht in dem Maße der Kraftanſtrengung vermehrt wird, die Pferde nur den ganzen Tag im Schrite gehen zu laſſen. Hingegen auf Kunſtſtraſſen findet gerade das Gegentheil ſtatt; und man kommt daſelbſt, wenn man 6 Stunden im Gallopp fährt, eben ſo weit, als wenn man 13 Stunden im Trappe oder 18 Stunden im Schritte fährt, ohne daß die Pferde in dem erſten Falle mehr Kraft anzuſtrengen haben, als im letztern; im Gegentheile können ſie im erſtern Falle 18 Stunden lang ausruhen, da ſie im letztern Falle nur 6 Stunden dazu übrig haben. Eben ſo vortrefflich handeln die italieniſchen Poſten, welche im Gallopp bergauf fahren, weil hierbey das Ziehen nicht merklicher Weiſe größer iſt, als wenn man langſam fährt. Auf der anderen Seite iſt es ſehr anzurathen, auf einem nicht zu vermeidenden beſchwerlichen Wege, weil zum langſamen und zum geſchwinden Fahren faſt

einerley

einerley Kraftanstrengung erforderlich, so rasch als möglich darüber hinwegzufahren, welches vorzüglich bey einem tiefen sandigen Wege zu befolgen ist. Reiset man aber auf einem großen gepflasterten Wege und will man geschwinder fahren, so muß man das Pflaster verlassen und auf dem Seitenwege neben dem Pflaster fahren, wenn dieser Weg anders für gut gefunden werden sollte; allein im Falle man mit einem sehr beladenen Frachtwagen reiset und man die Pferde schonen will, so muß man auf dem Pflaster im kleinen Schritte fahren.

Die Größe dieser neuen breiten Räder waren so, daß die Vorderräder eine Höhe von 3 Fuß 3¼ Zoll und die Hinterräder eine von 4 Fuß 8¼ Zoll hatten, so wie überhaupt die letzteren um 1 Fuß 5 bis 6 Zolle höher als die ersteren seyn müssen. Indeß brauchen diese Räder keineswegs stärker als die gewöhnlichen Räder zu seyn, und es ist gar nicht nothwendig, daß die Räder mit breiten Felgen schwerer sind, als die gewöhnlichen sind. Da indeß die Räder mit breiten Geleisen weit schneller rollen als die alten, so ist immer anzurathen, ihnen, um sie noch dauerhafter zu machen, etwas mehr Stärke zu geben, welches man thun kann, ohne daß dabey die Zierlichkeit und schöne Gestalt eines Rades etwas verliert.

Denn macht man die Felge breiter, so kann man sie zugleich etwas dicker machen, wodurch das Rad denn von der Seite angesehen, eine ganz eigene Eleganz und Schönheit erhält. Was den Einwurf betrifft, daß die breiten Räder, wegen ihrer größeren Adhäsionskraft auch in dem Koth weit tiefer stecken blieben, so muß man entgegnen, daß der durch die Adhäsion bewirkte Widerstand und die Adhäsionskraft bey einem Körper, der über einem andern hinwegrollt, immer nur sehr gering ist, und in diesem Falle der Unterschied in der Breite immer nur ganz unmerklich seyn muß. Eben so wenig ziehet ein solches Rad mehr Koth mit sich fort, denn die Quantität Koth die ein Rad mit sich fortschleppt, stehet im Verhältniß mit dem Flächeninhalte der Oberfläche, mit welcher das Rad mit dem Kothe in Berührung kommt; allein gerade hier sinkt das Rad mit einer breiten Oberfläche weniger tief in den Koth hinein, und bietet folglich demselben nicht so viele Berührungspunkte dar, als es bey dem tief einsinkenden schmalen Rädern der Fall ist. Und wenn gleich die breiten Räder um ein Viertel mehr kosten als die alten, so wird dies doch durch eine zweymal größere Dauer derselben und dadurch, daß sie weniger in Reparatur kosten, ersetzet. Es werden auch diese Räder bey ihren breiten Zirkeln weniger von den auf der Straße befindlichen Löchern leiden; und indem die eisernen Reife durch besondere Löcher und Nägel und Kloben in die Felgen befestigt werden, so werden die breiten Räder dadurch weniger leiden, als die schmalen.

Bey der Construction derselben muß man blos Sorge tragen, daß die Nabe daran ganz gerade oder fast gerade sey, damit die Räder ganz flach auf der Erde fortrollen können; denn, ohne diese Vorsicht würde das Rad in seiner Bewegung nur gehindert, und der Reif am Rade auf der einen Seite mehr als auf der andern abgenutzt werden. Man fand er für sehr vortheilhaft, die Nabe zu einem neuen Wagenrad fünf Zoll länger als an dem alten Rade errichten zu lassen, wobey man den neuen Rädern blos eine schiefe Richtung von 3 Linien gab, welche hinlänglich groß zu seyn schien. Wenn man bey einem Wagen mit gewöhnlichen Rädern, welche eine große Schiefheit haben, neue breite Räder an deren Stelle setzen will, ohne daß man dabey die Nabe verändert, so kann man solches thun; allein in diesem Falle ist es durchaus nothwendig, daß die Reifen an den neuen Rädern anstatt einer cylindenförmigen Gestalt, wie es gewöhnlich geschieht, eine etwas konische erhalten; und daß die Felgen demgemäß gestaltet werden. Zwar sind Räder mit konischen Felgen oder Reifen etwas unbequem, allein die Unbequemlichkeit würde noch weit beträchtlicher bey Rädern von 4 Fuß Höhe seyn, welche blos Felgen von 4 Zoll Breite haben. Ein auf breiten Felgen ruhender Wagen, der sich um eine gerade Axe herumdrehet, wird selbst weit weniger umgeworfen werden können als die gewöhnlichen Fuhrwerke, denn die beträchtliche Schiefheit, die man gegenwärtig den Hinderrädern giebt, bewirkt, daß dieselben leichter hängen bleiben, umfallen und oben weiter auseinander stehen, als es bey den neuen Rädern auf einer passenden Axe der Fall ist. Ueberhaupt darf man annehmen, daß, sobald die Reifen an den Rädern breit genug sind, um die Räder zu verhindern, auf die Seite zu gehen, der Wagen auch ruhig fortgleiten wird, und je breiter

im allgemeinen die Radfelgen werden, deſto ſanfter auch der Wagen gehen werde.

(Mehr über dieſen Gegenſtand iſt ſchon in den frühern Jahrgängen des Verkündigers und der Handlungszeitung vorgekommen.)

Verſchiedenes.

Neu Süd-Wales. Ein engliſcher See-Offizier, der jetzt zu Verdun als Kriegsgefangener lebt, und deſſen Gefangenſchaft in franzöſiſchen Blättern als ein Verluſt für die Fortſchritte der nautiſchen Geographie bedauert wird, hat eine Nachricht über die Colonie in Neu-Süd-Wales herausgegeben. Die Hauptſtadt Sidney hat etwa 250 zum Theil ſteinerne Häuſer, unter denen das Waiſenhaus das größte iſt, welches 1804 ſchon 70 zum Theil mannbare Mädchen unterhielt. Eltern, die ihre Kinder ſchlecht erziehen, müſſen dieſelben aus Waiſenhaus abliefern. Außer dem Hauptorte, Sidney, ſind noch 4 andere Städte, die aber, Paramatta ausgenommen, ſich in einem ſchlechten Zuſtande befinden, angelegt, und eine Menge einzelner Pachthöfe liegen zerſtreut im Lande, das nur an der Küſte ſteinig und ſandig, im Innern aber ungemein fruchtbar iſt. Der anſehnlichſte Fluß, der Hawkesbury, unterhalb auch Nepean genannt, ſteigt öfters 40 Fuß hoch befruchtet zwar den Boden, reißt aber auch viele Gebäude ꝛc. weg. Sehr viel europäiſche Gewächſe gedeihen, eine Anlage aber, um im Großen Wein zu ziehen, weßhalb 400 Franzoſen dort angeſiedelt wurden, hat keinen Fortgang. Eine einzige Frau, die Wittwe eines Offiziers, machte Butter zum Verkauf, 6 Schilling (12 Gr.) pro Pfund. Im Innern haben ſich 3 Kühe und 1 Stier, die beym Anlegen der Colonie entliefen, auf 4000 Stück vermehrt, und dürfen noch nicht getödtet werden. An zahmen Vieh zählte man 1804 bereits 480 Pferde, 3500 Stück Rindvieh, 16500 Schafe von engliſchem und ſpaniſchem Stamm und nicht ausgeartet, und 14000 Schweine. Ziegen wollten nicht gedeihen, und eben ſo wenig Kaninchen, die wahrſcheinlich eine Beute der wilden Hunde geworden ſind. Jenſeits der blauen Gebirge, die 50 (engliſche?) Meilen von der Küſte liegen, iſt noch niemand vorgedrungen; doch vermuthet man, daß dort große Sandwüſten liegen mögen, weil aus jener Gegend zuweilen ein dem Sirocco ähnlicher glühender Wind weht. Auch im Winter, vom May bis Auguſt, hat man nicht nöthig einzuheizen. Für die Geſundheit des Klima bürgt die beträchtliche Anzahl und die Geſundheit der Kinder, ob dieſe gleich meiſtens aus einem ſehr verdorbenen Geblüte entſproſſen ſind. Die meiſten haben ſehr blondes Haar. Die ganze Bevölkerung, mit Einſchluß der Inſel Norfolk, betrug 8910 Perſonen, denen die Regierung 52000 Morgen Landes austheilen laſſen, wovon 17000 ſchon völlig urbar waren. Der wegen ſeiner ausgezeichneten Spitzbubenſtreiche berüchtigte und deportirte Barrington, der ſich aber in Botany-Bay völlig änderte und ein ſehr nützlicher Polizeybeamter wurde, lebt noch, aber in völliger Geiſtesverwirrung, und erhält vom Staat eine Penſion von 300 Thalern.

— —

Ein franzöſiſches Blatt ſagt, in einem Artikel aus München: „Der Wohlſtand, der Glanz und die Bevölkerung dieſer Hauptſtadt ſind in fortdauerndem Zunehmen. Die Anzahl der Einwohner ſchätzt man auf 66,000. Die Gemäldegallerie iſt nach denen von Paris und Dresden wahrſcheinlich die intereſſanteſte in Europa; ſie zeichnet ſich vorzüglich durch eine Sammlung von Gemälden der byzantiniſchen oder griechiſchen Künſtler des Mittelalters und durch zahlreiche und ſeltene Stücke der deutſchen Schule aus. Die Sammlung der Büſten berühmter Deutſchen, welche auf Befehl des Kronprinzen angefangen wurde, wird fortdauernd vermehrt. Hr. Dannecker verfertigt jetzt dazu ſieben Büſten, worunter die von Gluck iſt. Hr. Chriſten, ein nicht minder geſchickter Künſtler, arbeitet auch an einigen Büſten, ſo wie an einer Venus Anadyomene, aus neuentdecktem Graubündtner Marmor.“.

— —

Kalmuswurzel als Viehfutter. Aus Königsberg wird geſchrieben: Im Dorfe Kruglanken, Amts Popiollen, wächſt in dem Mühlengraben eine große Menge Kalmus. Aus Futtermangel fingen Einwohner an, die Kalmuswurzeln mit einem eiſernen Hacken herauszuziehen, ſolche rein zu machen, klein zu ſchneiden und mit Hecksel (Häckerling) gemengt, dem Vieh, den Pferden und den Schafen zum Futter zu geben. Die Thiere fraßen das Futter gern, fanden ſich dabey wohl, und beſonders wurden die Schafe von den bloßen Kalmuswurzeln fett. Jetzt iſt dieſe Fütterung in dem Dorfe allgemein, und Mancher würde ohne die Kalmuswurzel ſchon kein Vieh mehr haben.

Der

Verkündiger.

97. Stück. Sonnabend. Am 16. May 1812.

Fichtelberg.

Umsichten auf dem Ochsenkopf am Fichtelberge. Eine Auswahl zuverlässiger und zweckmäßig geordneter Nachrichten für Naturforscher, Gebirgsfreunde und Liebhaber Fichtelgebirgischer Merkwürdigkeiten, von Johann Heinrich Scherber, Pfarrer zu Bischofsgrün. Kulmbach 1811, gedruckt mit Spindler'schen Schriften. Zu haben bey dem Verfasser. 134 S. und XXVIII. S. in 8.

In dieser ungemein interessanten Schrift, welche der würdige Verfasser seinem edlen Jugendfreunde, Herrn Justizrath G. F. Weyse zu Kulmbach, gewidmet hat, erklärt er sich zuerst auf X Seiten über die Veranlassung und den Zweck dieser Schrift auf eine Art, daß man dadurch den Verf. und mit ihm seine Schrift lieb gewinnt, ehe man sie nur selbst liest. Von S. XI. bis XXVI. folgt das ansehnliche Subscribenten-Verzeichniß nach den Orten und Personen alphabetisch geordnet. In Baireuth findet Rec. mit Vergnügen auch den Handelsjuden Baruch Wolf subscribirt. — Zuletzt folgt die skizzirte Inhaltsanzeige. Das Ganze zerfällt in zwey Hauptabschnitte, so, daß im ersten die allgemeine Ansicht des Gegenstandes, und im zweyten aber die besondern Umsichten auf dem Ochsenkopfe beschrieben werden.

Bey der allgemeinen Ansicht handelt der Verf. zuerst von dem Fichtelberge überhaupt, und zwar von ihm in den Tagen der Vorzeit und im Sinne der Jetztzeit ungemein belehrend und mit vollständiger Literatur. Dann handelt er von dem Fichtelgebirge, und entwickelt den Unterschied zwischen Fichtelberg und Fichtelgebirg so zweckmäßig und richtig, daß Rec. darüber vollkommen belehrt wurde.

Bey den besondern Umsichten auf dem Ochsenkopfe theilt der Verf. die schätzbarsten vermischten physikalischen, naturhistorischen und geschichtlichen Bemerkungen mit. Die Umsichten selbst erstrecken sich 1) in die untern Bezirke des Mainthales, und 2) auf die obern Regionen.

Diese sind abgetheilt a) in die vordere Region, wo die eigentliche Ochsenkopfsspitze, und Fridrichsfels bey dem Thurme. b) In die mittlere Region, wo der Fürstenbrunnen und die Weißmannsfelsen. c) In die hintere Region, wo die Seelohe, der Fichtelsee und verschiedene andere Gegenstände zum Beschluß der Tageswanderung beschrieben werden.

Für den Mineralogen hat die Gegend am Ochsenkopf viel Interessantes. Die Hauptmasse des Berges ist Granit. Auch das Gewächsreich ist nicht leer an Merkwürdigkeiten.

Die Schilderung derselben verdankt man den gelehrten und mit der Gegend innigst vertrauten Botaniker und Naturforscher, Hrn. H. Chr. Funk, Apotheker zu Gefrees.

Wenn der verdienstvolle Hr. Verf. beym Namen des Ochsenkopfes von der Meynung des sel. Henze, der dessen Benennung, wie so Vieles aus der slavonischen Sprache ableiten wollte, abweicht und glaubt, daß kein Wort in der Welt das Gepräge seines ächt deutschen Ursprungs kenntlicher an sich trüge, als eben der Name: Ochsenkopf; so stimmt Rec. dessen Ausführung darüber vollkommen bey, und findet richtig bemerkt, daß Kopf im geographischen Sinne, öfters auch den Anfang und den ersten

Gränzpunkt einer Gegend bezeichnet. — S. 82. wird ein kleines Denkmal der Vorzeit beschrieben. Eine leicht bearbeitete Granitsäule von sechs Fuß Länge, ehehin vermuthlich aufgerichtet, liegt umgefallen am Wege. Auf der Vorderseite erblickt man die Figur eines Ochsenkopfs kenntlich genug eingemeiselt. Auf dem Scheitel sind die Buchstaben: R. H M. drey Zoll groß, eingegraben zu sehen. Man findet noch einige mit Buchstaben bezeichnete Steine in der Nähe. Im Klippengeschütte des Gipfels liegt am Fußpfade ein kugeliger Stein auf welchem die Buchstaben: I. H. L. nebst der Jahrzahl 1721. befindlich sind. Der Verf. fragt, ob jene vielleicht Requies Hujus Montis (d. i. Ochsenkopfs-Ruhe) erklärt werden könnten. Die zweyte Inschrift aber In Hoc Loco, d. i. Hier — unter diesem Steine! heisen sollte? Allein wer mag hier das Wahre treffen? In Beziehung, was kurz vorher über die Kleinodien und Seltenheiten, welche in diesen Gegenden verborgen seyn sollen, gesagt wurde; könnte man sämmtliche Buchstaben auch interpretiren: Requiras Homo Mirabilia (Memorabilia) Inter Has Lapides! — Einen ausführlichen Auszug aus dieser lesenswerthen Schrift gibt Rec. geflissentlich nicht, um den Lesern nicht das Vergnügen zu nehmen, das Ganze im ungestörten Zusammenhang zu geniessen. Denn es kann diese artige Schrift nicht nur den Gebirgsliebhabern und Reisenden eine belehrende und nützliche; sondern auch andern Lesern eine angenehme Lectüre gewähren. Je seltner in unsern Tagen dergleichen Schriften mit einem Register versehen sind; desto mehr verdient das hier 14 Seiten starke zweckmäßige und ausführliche Register gerühmt zu werden.

Kr.

Alte Münzen.

J. Ulr. v. Salis-Seewis, Sohn entdeckte vergangenes Jahr unterhalb dem verfallenen Schloß Grüneck, unweit Ilanz, beym Sprengen eines Felsens zwey sonderbar gestaltete Hörner, die unter ein Felsenstück verborgen, und mit kleinen Silbermünzen angefüllt waren.

Diese Gefäße von Horn theilen sich etwas über ihrer Basis in zwey stark divergirende Mündungen, ungefähr wie ein Stamm sich in zwey Aeste ausbreitet. Die Mündungen sind nicht zugespitzt, sondern weit. Auf der Aussenseite sind Kreise und andere Zierrathen eingegraben.

In allem enthielten sie über fünfzig Loth meist vortrefflich conservirter Silbermünzen, jedoch von sehr geringer Mannigfaltigkeit; wenigstens konnte man unter mehrern Hunderten nur sechs verschiedene Arten herausfinden.

Bey weitem die meisten rühren von den Prätendenten her, welche nach K. Arnulfs Tod sich den Thron Italiens streitig machten; wenige gehören den Karolingern an, sind aber ihrem ganzen Wesen nach jenen so ähnlich, daß ich annehmen würde, sie seyen gleichfalls in Italien geprägt, wenn nicht gänzlicher Mangel an numismatischen Kenntnissen und Hilfsmitteln mir hierüber jedes Urtheil untersagte. Die Entscheidung möchte in diesem Fall um so schwieriger seyn, da karolingische Herrscher sogar in Chur Münze schlagen ließen. *)

Darin kommen alle Stücke dieses Funds überein, daß ihr Rand mehr oder weniger etwas schüsselförmig gewölbt und die concave Seite mit der Umschrift XPISTIANA RELIGIO bezeichnet ist.

Das Gepräge ist durchgehends grob, und die Schrift ungestaltet; in Rücksicht auf ihre Schwere weichen die Münzen nicht stark von einander ab, denn um was die karolingischen größer sind, um das sind die andern dicker. Sie wogen auf der Goldwage zwey- bis fünfunddreißig, höchstens achtunddreyßig Gran, ein Gewicht, das für den Solidus, der 1/20 Pfund ausmachte, doch zu gering scheint; so möchten sie eher Denare (1/240 Pf.) seyn. Sie wurden von einem Silberarbeiter für reines Silber erkannt.

Der Umstand, daß keine spätern Münzen bey diesem ganzen Fund vorhanden sind, verbunden mit der auffallenden Neuheit der in Mayland geprägten Stücke, läßt vermuthen, daß sie in jenen Zeiten (zu Anfang des zehnten Jahrhunderts) aus letzterer Stadt

*) Eines Solidus von Ludwig dem Frommen, in Chur geprägt, erwähnt Jos. Mader, Beitr. zur Münzkunde des Mittelalters (s. allgem. Liter. Zeit. 1811. Ergänzbl. Nr. 38.)

Stadt weggetragen wurden; bey welchem Anlaß, ist freylich unter so vielen Möglichkeiten nicht wohl auszumitteln. War der damals gewiß beträchtliche Schatz Kriegssold oder Beute eines Rhätiers? Hatten ihn fremde plündernde Völker hier verloren? — Beydes wäre wenigstens in der damaligen Zeitgeschichte nicht das unwahrscheinlichste.

Der neueste numismatische Fund ereignete sich im April 1811, gleichfalls zu Chur, als das Fundament eines Hauses im sogenannten welschen Dörfli gereinigt wurde, nicht weit von der Gegend, wo man schon im Jahr 1806 so viele Münzen ausgrub. Es scheint überhaupt dieser Strich deren eine große Menge zu enthalten. Diesmal waren es indeß nur wenige, zum Theil ganz unkenntliche.

Unter ihnen hatte sich jedoch beynahe unbeschädigt eine Silbermünze erhalten, aus Augusts Zeitalter, von schönem Gepräge, 8 1/4 Linien Durchmesser und 45 Gran **) Gewicht. Die Worte IVLIA PIA FELIX AVG. umgeben einen weiblichen Kopf ***), dessen Bedeckung einfach gestaltet, aber fein gearbeitet ist, als bestünde sie aus einem streifenweise durchbrochenen Gewebe. Auf der Kehrseite wird eine bekleidete Figur gesehn, rechts gewendet, auf einem Stuhle sitzend. Sie streckt ihre rechte Hand vor sich aus, und hält in der linken einen vom innern Rand der Umschrift bis an den Boden reichenden Stab. Auch läßt sich auf ihrem Haupte ein halber Mond erkennen. Umschrift: VENVS GENETRIX.

Eine zweyte weniger gut erhaltene Silbermünze von gleicher Größe und achtundvierzig Gran Gewicht, ist auf der Kopfseite IMP. ANTONINVS AVG. umschrieben; die Kehrseite ist ganz flach, ohne alles Gepräge. Alle Kupfermünzen waren so sehr verdorben, daß sich nichts bestimmtes von ihnen sagen läßt.

**) Das römische Pfund hielt, nach Romé de l'Isle, 6048 Gran Markgewicht.

***) Augusts Tochter, welche ihrem zweiten Gemahl M. Agrippe mehrere Kinder gebar, und im Jahr 14 nach Christi Geburt starb.

Steinfall bey Toulouse.

Ein von Hrn. Puymaurin, Mitglied der Ehrenlegion, an dem Hrn. Senator Chaptal geschriebener Brief vom 20. April enthält folgendes.

Am 10. April d. J. Abends um 8 Uhr 6 Minuten sah man zu Toulouse bey stiller Luft und sehr finsterer Nacht ein weißliches sehr helles Licht, das etwa 15 Sekunden anhielt, und dann stufenweise ziemlich schnell verschwand. Dritthalb Minuten nachher vernahm man einen starken Knall, dem von einer springenden Mine gleich. Eben diesen Knall hatte man auch zu Gaillac und Alby gehört, wo man glaubte, das Pulvermagazin zu Toulouse sey in die Luft geflogen. Einige Minuten nach dem Knall erheiterte sich der Himmel, und man konnte die Sterne sehen. Zwey Tage später erfuhr man, daß sechs Stunden von Toulouse, bey den Dörfern Burgau und Savenes viele Steine aus der Luft gefallen waren. Zuerst sah man an diesen Ortschaften ein helles, weißliches, einer Rakete gleichendes Licht, das vier bis fünf Minuten anhielt; ihm folgten drey Knalle wie von Kanonen und hierauf eine ganze Reihe schwächerer Explosionen, wie ein Lauffeuer aus kleinem Gewehr. Diese letztern dauerten einige Minuten, nahmen allmählig ab, und verwandelten sich in ein, von Nordwesten kommendes dunkles Geräusch. Einige Zeit nachher hörte man in der Luft das Zischen von Körpern, welche gleich Steinen aus Schleudern die Atmosphäre durchschnitten. Die Detonation und das Geräusch gingen von Südwesten nach Nordosten. Diese Umstände wurden dem Pfarrer von Savenes von glaubwürdigen Personen erzählt, die sich mitten unter diesem Steinregen befanden, ohne jedoch getroffen zu werden. Die Steine schienen von der Seite her zu kommen, wo die Detonationen stattgehabt hatten. Viele derselben fielen bey Pechmeja, bey Peret, bey Goudas, bey Praderes, und nach Sencourieu hin, nieder; einige fielen am Rande eines Weinbergs neben einigen Bauern, welche flohen und sich verbargen; sie hatten alle die Richtung von Nordwest nach Südost. Ihre Anzahl scheint sehr beträchtlich gewesen zu seyn, aber die Dunkelheit der Nacht und der Schrecken der Zuschauer machten, daß diese den Ort des Falls nicht genau beobachteten, und die Höhe des Getreides verhinderte nähere Nachforschungen. Inzwischen

zwischen hat man doch mehrere solcher Meteersteine aufgesammelt, wovon der eine das Dach eines Bauerhauses getroffen, und die Ziegeln zerbrochen hatte, aber zwischen dem Holzwerk stecken geblieben war. Die größte Entfernung zwischen den verschiedenen Orten, wo Aeroliten fielen, beträgt 4000 Klafter. Die nach Toulouse geschickten Proben wiegen 6 bis 8 Unzen, sind nicht ganz, und ein Theil ihrer Oberfläche ist schwärzlich und gleichsam verkohlt. Das Innere ist grau, und gleicht den zu Aigle gefallenen Steinen; doch scheint es mehr metallische Stoffe zu enthalten. Die spezifische Schwere ist 3813. Der Präfekt der obern Garonne hat drey Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu Toulouse eingeladen, sich an Ort und Stelle zu begeben, und das Faktum noch näher zu untersuchen.

Telegraphischer Feuerweiser.

Hr. Friedr. Mäusli, Erzieher des großen Bürgerspitals zu Bern, gerieth vor mehrern Jahren bey Anlaß der Einäscherung eines Nachbardorfes dieser Stadt auf den Gedanken, ein Werkzeug aufzustellen, mittelst dessen sich Tags und Nachts, Ort und Entfernung einer inner dem Gesichtskreise befindlichen Feuersbrunst, mit Geschwindigkeit und Genauigkeit bestimmen ließe.

Mehrjährige Versuche krönte endlich ein gelungener Erfolg.

Sein telegraphischer Feuerweiser stellt die Figur eines römischen Z vor, von ungefähr anderthalb Fuß Höhe, auf einer hölzernen Scheibe, von zwey Fuß im Durchmesser, stehend. Auf dem obern Querstabe des Z wird Fernglas und Visir festgemacht, und an dem einen Ende des untern Stabes eine metallene Spitze, die den Punkt des Orts bezeichnet, gegen den man visirt. Auf der hölzernen Scheibe ist eine genaue topographische Karte der Umgegend befestigt. Auf Befehl des Kriegsraths und des Bauamts wurden von den Herrn Zehender, Sprüngli, Osterrieth und Schneider, Baumeistern zu Bern, Proben gemacht, die, ungeachtet eines während des Versuchs in der Nacht einfallenden starken Regens auf zwey und fünf Wegestunden Entfernung, richtig zusagten.

Wem es nicht unbekannt ist, wie mächtig das Auge sich bey einer nächtlichen Feuersbrunst über Ort und Entfernung derselben gewöhnlich trügt (zumal wenn Ortschaften in gleicher Linie hinter einander liegen, oder einiger Nebel fällt), dem wird der wesentliche Vortheil sogleich einleuchten, den ein Werkzeug gewährt, das in wenigen Minuten das Theater und die Ferne des Unglücks genau bezeichnet, und folglich auch den kürzesten Weg der Hülfsleistung. Die Regierung des Kantons Bern gab dem Hrn. Mäusli ein Erfindungsbrevet. Er wird die Anweisung zur Verfertigung seines Feuerweisers auf Subskription bekannt machen.

Verschiedenes.

Der Maire von Gripport schreibt vom 18ten April, daß das letzte große Wasser einen Eichbaum seltener Art auf das Gebiet dieser Gemeinde geführt hat; er mißt 62 Fuß Länge, auf 15 Fuß im Umfange, und ist auf 40 Fuß Länge gerade wie eine Stange. Es scheint, dieses Holz habe mehr als 100 Jahre im Wasser gelegen; es ist schwarz wie Ebenholz und zu den schönsten Arbeiten brauchbar.

Bekanntmachung.

Vorladung.

Die hierorts verstorbene Karolina Schmid, Schreiners Tochter von Berlin, ehemalige Gouvernante bey Titl. Grafen von Görz, ledigen Standes, hinterließ einiges Vermögen, worüber bisher noch keine Intestat-Erben bekannt sind, auch keine letzte Willens-Meinung errichtet worden; es werden sohin alle diejenigen, welche auf was immer für eine Weise auf den Nachlaß der Verstorbenen rechtlichen Anspruch zu haben glauben, hiemit öffentlich vorgeladen, sich in einer zerstörlichen Zeitfrist von 8 Wochen von heute an, gerechnet, bey unterzeichneter Gerichts-Behörde zu melden, und ihre Ansprüche um so gewisser geltend zu machen, als sie nach Verfluß dessen nicht mehr gehört, und die Erbschaft dem Königl. Fisco zugesprochen werden würde.

Regensburg den 29. April 1812.

Königl. Baierisches Stadtgericht.

v. Seutter, Direktor.

Hauser.

Der

Verkündiger.

98. Stück. Sonntag. Am 17. May 1812.

Bereitung eines Syrup aus Weitzenmalz, nebst etwas über Stärkezucker.

Die lang bekannte Verfertigung eines tauglichen Syrups aus Weitzenmalz, welche in einer 1811 zu Quedlinburg herausgekommenen Schrift *) von J. G. Kögel beschrieben ist, wurde bis jetzt noch wenig beachtet, ob sie gleich nicht unwichtig zu seyn scheint, da man von 100 Pfund guten Malzes 40 Pfund Syrup erhält. Sie scheint einigermassen mit der Bereitung des Zuckers aus Stärke analog zu seyn, und beyde könnten vielleicht noch eines durch das andere vervollkommnet werden. Schon Thomson sagt in seiner bey Dunker und Humblot in Berlin übersetzt erschienenen Chemie **), IV. Band S. 70. daß sich durchs Malzen eine bedeutende Menge Stärke in Zucker verwandelt, und während des Processes Sauerstoffgas absorbirt, und Kohlensaures Gas ausgestossen werde. Das Wasser ist hierzu unumgänglich nöthig: es ist daher wahrscheinlich, daß es zersetzt und sein Wasserstoff zurückbehalten werde. Die Stärke scheint demnach dadurch in Zucker verwandelt zu werden, daß man die Menge des Kohlenstoffes in ihr vermindert, und die Menge des Wasserstoffs und Sauerstoffs in ihr vermehrt. Die Destillation zeigt, daß sie keine andern, als diese drey Bestandtheile enthalte. Fr. Wolff, der bekanntlich dieses Werk aus dem Englischen übersetzte, macht dabey folgende Anmerkung: „Die Natur scheint bey dem Vegetationsprozesse mehrere dieser Stoffe in einander umzuwandeln, und zwar scheint Schleim in Zucker, dieser in Stärke, und diese in Faserstoff überzugehen, so daß der eine dieser Stoffe vielleicht nur eine Modifikation des andern ist. Daher giebt es auch gewiß unzählige Zwischenstufen, die zwischen dem einen und andern der angegebenen mehr karakterisirten Stoffe befindlich sind, Substanzen von denen man nicht weiß soll man sie zu dem einen oder den andern derselben rechnen, wie z. B. der von Rose in der Alandwurzel gefundene Stoff, der weder Gummi, noch Amylum noch Zucker ist, sondern sich in seinen Eigenschaften dem einen und andern nähert.“ — (Bezug auf das ebengesagte hat ohne Zweifel das Süßwerden der Kartoffeln durch das Gefrieren, wo allem Anscheine nach der Schleim in Zucker verwandelt wird.) — Ehe wir nun zur Bereitung des Syrup aus Malz gehen, wollen wir die nöthigen Vorarbeiten angeben.

Der mehlige Kern des Weitzens, so wie des Getraides überhaupt, ist aus verschiedenen ungleichartigen Bestandtheilen, die sich durch Hülfe des kalten Wassers von einander trennen lassen, zusammengesetzt. Wird das Weitzenmehl etliche Stunden in reinem, kalten Wasser eingeweicht, so wird dasselbe süßlich

*) Die Kunst aus verschiedenen inländischen Gewächsen vorzüglich aus Weitzenmalz einen Syrup zu bereiten, welcher den Zuckersyrup völlig ersetzt, nebst genauer Anweisung jeden pflanzenartigen Nebengeschmack zu vertilgen. Quedlinburg 1811. bey G. Basse.

**) Th. Thomson's System der Chemie. Aus dem Engl. übersetzt von Fr. Wolff. 5 Bände. Nach der 4ten englischen Originalausgabe, mit den Erweiterungen in dieser Wissenschaft bis 1811. gr. 8. Berlin, bey Duncker und Humblot.

Dieses Werk können wir unsern Lesern nicht genug empfehlen. Es ist das vollständigste, umfassendste, und lichtvollste, das wir kennen.

Digitized by Google

süßlich von Geschmack, klärt sich schwer und schäumt beym Schütteln. Wird dasselbe erwärmt, so geht es bald in eine saure Beschaffenheit über. Beym Erkalten scheiden sich gelbe Flocken daraus ab, es nimmt beym Abdunsten eine gelbe Farbe an, wird scharf und sauer. Während des Abdunstens bildet sich auf der Oberfläche ein dünnes biegsames Häutchen.

Wenn man reines Weitzenmehl mit wenig kaltem Wasser zu einem steifen Teige anknetet, diesen in einen Beutel von feiner lockerer Leinwand bindet, und ihn darin so lange mit den Händen unter kaltem Wasser knetet, bis frisches Wasser davon nicht mehr trübe wird, sondern klar abläuft, so bleibt zuletzt eine zarte elastische Substanz, von hellblauer Farbe, in dem Beutel zurück, welcher man den Namen Gluten gegeben hat. Derselbe ist geruch- und geschmacklos, im Alkohol, in Oelen und im Wasser unauflöslich, und trocknet in der Wärme zu einer durchscheinenden hornartigen Materie zusammen, die sich im Wasser nicht wieder erweichen läßt und die im Feuer unter denselben Erscheinungen wie Horn verbrennt.

Das trübe Wasser, worin das Kneten des Mehlteiges besagtermaßen verrichtet wurde, enthält nun die übrigen Bestandtheile des Mehls; theils aufgelöst, theils nur im gemengten Zustande. Läßt man dasselbe ruhig stehen, so sondert sich daraus ein weitzer lockerer Bodensatz ab, der nach dem Abgießen der darüber stehenden Flüßigkeit und wiederholtem Aussüßen mit frischem Wasser und darauf erfolgtem Trocknen, geruch- und geschmacklos ist und den Mehlstoff oder das Satzmehl des Weitzens darstellt.

Die sämmtliche, durch das Auswaschen des Mehlteiges erhaltene Flüssigkeit, läßt, wenn solche gelinde abgedünstet wird, bevor sie sauer geworden, eine dem Eyweiß ähnliche Substanz, in Form weißer Flocken, aus sich niederfallen, worauf dieselbe eine klare Beschaffenheit annimmt und zuletzt beym fernern Abdünsten, eine braune, klebrige, süßliche Flüssigkeit darstellt, auch der aufgegossene Alkohol den darin enthaltenen Schleimzucker auflöst, und eine, dem arabischen Gummi ähnliche Substanz zurück läßt. Wird die Abdünstung der Flüssigkeit nicht bis zur Syrupsdicke fortgesetzt, so scheidet sich beym Erkalten etwas phosphorsaurer Kalk daraus ab.

Die Gemengtheile des Weitzens bestehen demnach als Gluten, Satzmehl, Gummi, Schleimzucker, Eyweißsubstanz, phosphorsaurem Kalk, Faser und Wasser. Allein das quantitative Verhältniß dieser Gemengtheile ist sich nicht immer gleich, sondern hängt von der Natur des Bodens, worin der Weitzen gebauet ist und von dem Klima und der Witterung ab, welche auf dessen Wachsthum Einfluß gehabt haben. Besonders differiren sehr die Gemengtheile des Weitzens, so wie auch jeder andern Getreideart, nach der Verschiedenheit des Düngers, wodurch der Boden seine Fruchtbarkeit erhalten hat, denn man findet, daß thierischer Dünger mehr Gluten; Dünger von Pflanzenstoffen mehr Satzmehl, Zucker und Gummi erzeugt. Zufolge dieses Unterschiedes findet man Weitzen, der 10 Loth Gluten im Pfunde enthält, und welchen, der nur 4 bis 6 Loth davon liefert. Bey angestellten Versuchen liefert 1 Pfund Weitzen an Gluten 5 Loth; Satzmehl 18 Loth 3 Quentchen; Gummi 1 Loth 1 Quentchen 8 Gran; Schleimzucker 1 Loth 2 Quentchen 12 Gran; Eyweißsubstanz 1 Loth, 40 Gran phosphorsauren Kalk 1 Quentchen; Faser 1 Loth und Wasser 1 Loth 2 Quentchen.

Das Malzen des Weitzens, ein Prozeß, wodurch der Keim desselben belebt, aber vor seiner völligen Entwickelung auch schon wieder erstickt wird, hat auf die Grundmischung des Getreides, einen merklichen Einfluß wie schon der süße Geschmack des Malzes vor dem des rohen Weitzens ꝛc. zu erkennen giebt. Das Malz enthält nun ungleich weniger Gluten, gar kein Satzmehl, dagegen mehr Gummi und Schleimzucker, als der rohe Weitzen ꝛc. woraus es bereitet ist. Ein Pfund Weitzenmalz, das sorgfältig von seinen Keimen befreyet worden war, lieferte bey der chemischen Zerlegung: Hülsentheile, Faser und Gluten 4 Loth 1½ Quentchen; Gummi und Schleim 18 Loth ¼ Quentchen; und Schleimzucker 7 Loth 3 Quentchen.

Der Weitzen (so wie auch jede andere Getreideart,) erleidet demnach durch das Keimen eine wesentliche Veränderung seiner Grundmischung. Durch die Wirkung der Vegetation äußern die elementarischen Bestandtheile des Wassers, und die Grundstoffe des Weitzens eine wechselseitige Einwirkung auf einander, wodurch der Gluten des Weitzens zur Vegetation belebt wird und den Wurzelkeim bil-

Digitized by Google

det,

det, indeſſen das Satzmehl ſich in Gummi, Schleim und Schleimzucker verändert. Iſt aber dieſe Veränderung in dem Getreidekorn bewirkt worden, ſo muß dem fernern Wachsthum ſchnell Einhalt gethan werden, weil ſonſt der Schleimzucker die Beſchaffenheit einer milchigten Flüſſigkeit annimmt und zur Bildung und Entwickelung des Blattkeims verwendet wird. Bis zu dieſem Zeitpunkt darf daher das Keimen des Weitzenkorns ꝛc. nicht fortrücken, weil ſonſt das Malz weder zur Syrupbereitung, noch zu irgend einer andern Anwendung brauchbar ſeyn würde. Im Gegentheil darf aber auch das Malz nicht zu wenig keimen, weil ſonſt zu wenig Gluten ausgeſchieden und nicht alles Satzmehl in Schleimzucker ꝛc. verwandelt wird. Der beſte Zeitpunkt, dem Keimen Einhalt zu thun iſt, wenn bey möglichſt langſamer Vegetation der Wurzelkeim anderthalbmal die Länge des keimenden Korns erlangt hat.

Bey dem Malzen des Weitzens, welches überhaupt drey Hauptverrichtungen erfordert, nehmlich das Quellen, das Keimen und das Trocknen derſelben, verfährt man folgendermaßen: Man füllt einen hölzernen oder beſſer ſteinernen Quellbottig, der dicht über dem Boden ein großes Zapfloch hat, das mit einem Hahn verſchloſſen, und inwendig durch einen, mit Stroh ausgefüllten, und an ſeinen Seiten öftermals durchlöcherten kleinen hölzernen Kaſten verwahrt iſt, ſo daß bey Oeffnung des Zapfloches zwar das Waſſer freyen Ablauf hat, aber die Körner nicht mit durchziehen können, bis auf ein Drittheil ſeines Inhalts, mit kaltem, weichen Waſſer an, ſchüttet den Weitzen, welcher wo möglich nicht älter als ein Jahr, dünnhülſig und auf einem leichten Boden erzielt iſt, nach und nach hinzu und rührt ihn wohl mit dem Waſſer zuſammen. Zuletzt gießt man ſo viel Waſſer hinzu, daß ſolches 8 bis 12 Zoll über dem Weitzen ſteht. Die oben auf ſchwimmenden Körner werden abgenommen und als Viehfutter benutzt. Während dem Weichen muß das Waſſer öfters abgelaſſen und durch friſches erſetzt werden. Bey kühler und kalter Witterung geſchiehet dieſes wenigſtens alle 12 Stunden, bey warmer hingegen alle 6 bis 8 Stunden. Dies wiederholt man ſo oft, bis die Körner vom Waſſer gehörig durchdrungen und gehörig erweicht ſind. Wird das Waſſer, beſonders bey warmer Witterung nicht oft genug gewechſelt, ſo gerathen die durch daſſelbe aus dem Getreide ausgezogenen Theile in Gährung und theilen ſich den Körnern ſelbſt mit, und dieſe liefern nachher ein unbrauchbares Malz. Die Länge der Quellzeit läßt ſich im Allgemeinen nicht beſtimmen, weil ſolche ſowohl von dem Grade der Trockenheit, und von der dickern oder dünnern Hülſe des Getreides, ſo wie auch von der Temperatur und Beſchaffenheit des Waſſers und der Witterung abhängt. Im Sommer ſind dazu etwa 16 bis 24 Stunden und im Winter 36 bis 40 Stunden erforderlich. Der Weitzen darf übrigens weder zu viel, noch zu wenig erweicht werden. Im erſten Fall keimt er zu langſam und ungleichartig und im letztern Falle werden demſelben nicht nur Zuckertheile entzogen, ſondern es wird auch ſein innerer Bau ſo ſehr zerſtöhrt, daß er nachher auf der Keimtrame eher fault als wächſt. Um den gehörigen Grad der Quellung des Weitzens zu erkennen, muß man die Körner unterſuchen, ob ſie ſich durch einen mäßig ſtarken Druck zwiſchen den Fingern gegen die Spitzen krumm biegen laſſen, und ob ſich die Hülſe an der Spitze etwa geöffnet hat.

Haben endlich die Körner den gehörigen Grad der Weichung erlangt, ſo läßt man das Waſſer ablaufen und völlig abtropfen. Hierauf bringt man den gequollenen Weitzen zum Keimen an einen etwas luftigen, kühlen, reinlichen, mit Steinen belegten Ort, breitet denſelben ſo flach als möglich aus und harket ihn in kleinen Zwiſchenzeiten behutſam um, damit die Körner äußerlich etwas abdünſten, wodurch bewirkt wird, daß ſelbige nachher gleichförmiger keimen, als wenn ſie äußerlich naß ſind. Hierauf bringt man das Ganze auf einen, etwa 2 Fuß hohen, runden Haufen zuſammen, und läßt es ſich etwas erwärmen, um es dadurch zum Keimen zu bringen, in welcher Abſicht man bey kalter Witterung den Haufen mit einem groben leinenen Tuche, und darüber mit Säcken ꝛc. bedeckt. Auf dieſe Erwärmung, welche in dem gequollenen Korne durch Zerſetzung des geſogenen Waſſers bewirkt wird, muß man genau Acht geben, und ſchon nach 8 bis 10 Stunden anfangen, den Getreidehaufen zu unterſuchen. Sobald die Wärme anfängt, merklich zu werden, und das Laue zu überſteigen, muß der Haufen umgeſtochen, auch wohl niedriger gemacht werden. Dieſes Umſtechen muß ſo oft wiederholt werden, als die Entbindung einer ſehr merklichen innern

Erwär-

Erwärmung es erfordert. Das Keimen des Weitzensmalzes muß äußerst langsam von statten gehen, und es muß daher sorgfältig vermieden werden, daß sich der Haufe nicht zu stark erwärme, welches leicht durch das öftere Umstoßen und Erweitern desselben verhindert werden kann. Wenn nun die Wurzelkeime anderthalbmal die Länge des Weitzenkorns erlangt haben, so ist es Zeit, dem feinern Wachsthum desselben durchs Austrocknen Einhalt zu thun. Zu dem Ende bringt man das Malz auf einen luftigen brettern Boden, breitet es hier möglichst dünne aus, harkt es täglich etliche mal um, und setzt die letztere Arbeit so lange fort, bis das Malz völlig ausgetrocknet ist.

(Der Beschluß folgt.)

Verbesserung des Goldwaschens in der Schweiz.

Schweizer Blätter sagen über die Goldwäschereyen ihres Vaterlandes folgendes: Emma, Aar und Rhein führen in ihrem Sande Gold mit sich. Aber es wird, nicht wie andrer Orten unter obrigkeitlicher Aufsicht, sondern als freies Gewerbe von Landleuten, nur gelegentlich und dann nachlässig gewaschen. Die bisherige Art von Wäsche ist zeitraubend, und gibt Verlust sowohl an weggeschwemmten Goldflimmern, als an Queckſilber. Die Gesellschaft für vaterländische Kultur in Aarau übertrug ihrer naturhistorischen Klasse zu untersuchen, ob nicht eine Vereinfachung der Methode möglich sey. Der Präsident dieser Klasse, Hr. Rudolf Meyer Sohn, übernahm die Arbeit. Von 311 Tagewerken gewann er an Gold einen Werth von etwa zwanzig Louisd'or, so daß der Verdienst eines sich damit beschäftigenden Mannes den Tag über einen Franken (oder zehn Batzen) steigt. — Die Nachtheile der bisherigen Methode zu meiden, gebrauchte er einen kleinen Kanal fliessenden Wassers, über welchen er einen trichterförmigen, oben weiten, unten zugespitzten Behälter setzte. Der von dem gröbern Sand befreite goldführende Schlamm wird in diesen Behälter gestürzt, und von dem unterhalb in der Wasserleitung fortfließenden Wasser allmählig weggespült, so daß er von oben immer nachsinkt. Er fällt dann in eine untergesetzte vieldurchlöcherte Büchse; Sand und Wasser fließen durch die kleinen Löcher dieses Siebes; gröbere Steinchen bleiben zurück. Der gesiebte Sand fließt mit dem Wasser sodann über eine in der Wasserleitung ausgegossene Queckſilberfläche, mit der sich alle Goldtheile vermählen bey der ersten Annäherung. Damit aber kein Goldflimmerchen verloren gehe, sind zwey hölzerne Schieber oder Schwellen angebracht, in einigen Entfernungen von einander, deren Untertheil nur wenige Linien vom Spiegel der Queckſilberfläche abstehen, so daß das Wasser mit seinen Sand- und Goldtheilen gezwungen ist, dem Queckſilber auf allen Punkten möglichst nahe zu seyn. Der Erfolg dieser Einrichtung war, daß kein Goldflimmerchen unergriffen entwischte. Der goldlose Sand fällt darauf in eine kesselförmige Vertiefung, von wo das Wasser mit dem leichten Sande immer wieder abfließt, während der spezifisch schwerere (nämlich das kolumbiumsaure Eisen) auf dem Boden des Kessels liegen bleibt. So wird, bey gleicher Einrichtung, auch dieses bisher noch seltene Mineral rein gewonnen.

Verschiedenes.

Der berühmte Geometer Graf Lagrange hat in einer Denkschrift die Bewegungen berechnet, welche im Weltraume die Bruchstücke eines Planeten nehmen würden, der nach einer langen Anhäufung des Wärmestoffs in seinem Innern, eine Explosion machte, und in Stücke zerspränge. Bekanntlich vermuthet man, daß eine solche Katastrophe die vier kleinen Planeten, Juno, Ceres, Vesta und Pallas erzeugt hat, die sich nahe bey einander in mehr elliptischen Laufbahnen, als die übrigen Körper unseres Sonnensystems bewegen.

— —

Ein Pariser Journal sagt: „Ein russischer Chemiker, Herr Kirchhoff, hat versucht aus Stärke Zucker zu verfertigen; er hat sogar schon einige vortheilhaft scheinende Resultate über diesen Gegenstand bekannt gemacht. Unsre französischen Chemiker haben seine Versuche wiederholt, und seine Methode pünktlich befolgt. Der Erfolg war, daß sie nach mehreren Operationen nur einen süßlichen, mittelmäßig zuckerhaltigen, dem Traubensyrup ähnlichen, aber durchaus unkristallisirbaren Stoff erhielten."

(Künftigen Dienstag wird, der Pfingstfeyertage wegen, kein Verkündiger erscheinen.)

Der

Verkündiger.

99. Stück. Mittwoche. Am 20. May 1812.

Bereitung eines Syrup aus Weitzenmalz, nebst etwas über Stärkezucker.

(Beschluß.)

Ehe das Malz zum Schroten in die Mühle gebracht wird, muß solches zuvor von allen Keimen, und von dem ihm etwa anhängenden Staube befreyet werden. Da sich fein geschrotenes Malz nicht wohl mit Wasser ausziehen läßt, und der von demselben gewonnene Extrakt überdies einen schlechten Syrup liefert, so muß das Malz, wenn es sehr trocken seyn sollte, vor dem Schroten etwas mit Wasser angefeuchtet werden, damit solches auf der Mühle nicht zu Mehl zermalmet, sondern ein Korn nur in zwey, höchstens drey Stücke zertheilt werde. Wenn das Malzschrot von der Mühle kommt, so muß solches zuvor völlig abgekühlt werden, ehe es in Säcke gethan wird, damit sich solches nicht noch mehr erwärme und in Gährung gerathe, wodurch es zu dem beabsichtigten Zweck ganz untauglich werden würde.

Das Ausziehen des Schleimzuckers aus dem Malzschrote wird folgendermaßen verrichtet. Man rührt zuerst das Schrot mit weichem, etwas erwärmten Flußwasser zu einem dicken Teige, um es dadurch zur Aufnahme des heißen Wassers geschickt zu machen. Heißes Wasser darf zu dem Einteigen des Schrotes nicht angewendet werden, weil dieses sonst verbrühet wird, und sich dadurch theils in Klumpen zusammenballt, die inwendig trocken bleiben und sich äußerst schwer zertheilen lassen, theils einen kleisterartigen Teig bildet, der, nach dem Verdünnen mit heißem Wasser, die Flüssigkeit nicht fahren läßt. Bey dem Einteigen des Malzschrotes gießt man zuerst das warme Waßer in das Maischgefäß, schüttet das Schrot nach und nach, unter beständigem Rühren der Flüssigkeit mit einem Rührscheit, hinzu, und vereiniget alles zu einem völlig gleichförmigen, etwas steifen Teige, so daß sich nicht die geringsten Klumpen mehr wahrnehmen lassen, deckt alsdann das Gefäß wohl zu, und läßt die darin befindliche Masse eine halbe Stunde ruhig stehen, damit solche gehörig erweicht werde. Hierauf verdünnt man diese mit beynahe siedendheißem Wasser, und arbeitet alles aufs vollkommenste untereinander. Ist dies geschehen, so bringt man die Maische in den, mit siedendheißem Wasser ausgebrüheten, Seihbottig (ein hölzerner Bottig, dessen Boden etwa 2 Zoll hoch mit, durch siedendheißes Wasser abgebrühetes Waitzen-, oder Roggenstroh belegt ist, und worüber ein anderer, aber beweglicher und öftermals durchlöcherter Boden befindlich ist) deckt denselben wohl zu, und läßt ihn mit seinem Inhalt 1½ Stunde lang stehen. Jetzt läßt man die Flüssigkeit, die sich ziemlich geklärt haben wird, durch das im Boden des Seigebottichs befindliche Zapfloch ablaufen, und seihet dieselbe durch ein grobes leinenes Tuch. Die Trebern übergießt man nochmals mit einer, obgleich geringern, Quantität kochenden Wassers, arbeitet solche damit wohl durch, und läßt Alles eine Stunde lang ruhig stehen, worauf die Flüssigkeit abgelassen und gleichfalls durch das leinene Tuch geseihet wird.

Beyde Extrakte werden nun mit einander in einem gut verzinnten kupfernen Kessel übers Feuer gebracht. Um die Flüssigkeit von dem eigenen Malzgeruch und Malzgeschmack zu befreyen, setzt man derselben auf jede hundert Pfund des extrahirten Malzschrotes 8 Pfund gut zubereitete und fein pulverisirte

verkohlte Holzkohle zu, und kocht alles eine halbe Stunde lang, worauf die Flüssigkeit sorgfältig durch ein leinenes Tuch geseihet wird, um den Kohlenstaub wieder abzuscheiden.

Die Flüssigkeit wird sogleich wieder in den gereinigten Kessel zurück gebracht, und um die Kohlentheile vollends abzuscheiden, mit einer verhältnißmäßigen Quantität Eyweiß, das vorher mit etwas kaltem Wasser zu Schaum geschlagen worden, vermischt, und unter stetem Umrühren nahe bis zum Sieden erhitzt, worauf ohne weiteres Umrühren selbige vollends zum Sieden gebracht und darin etwa eine halbe Viertelstunde lang erhalten, indessen sie fleißig abgeschäumt wird. Nun wird die Flüssigkeit durch einen Spitzbeutel von dichtgewalktem weißen wollenen Zeuge filtrirt. Diese wird hierauf in den gereinigten Kessel zurückgebracht, und bey gelinder Hitze bis zur Syrupsdicke abgedampft. Um das Verdünsten der wäßrigen Theile zu befördern und die zu starke Erhitzung der Flüssigkeit, als wodurch ein Theil der Zuckertheile zersetzt, und der Syrup bitter und brenzlich von Geschmack werden würde, zu verhindern, beobachtet man das (bey der Bereitung des Runkelrübensyrups) gewöhnliche Verfahren.

Bey der genauen Beobachtung des angegebenen Verfahrens erhält man einen Syrup von einem angenehmen süßen Geschmack, der in der Küche die Stelle des groben Zuckers recht gut vertreten kann. Auch von den Bienen wird er gern gefressen und giebt eine wohlfeile Fütterung für dieselben ab. Von hundert Pfund gutem Weitzenmalz erhält man ungefähr 40 Pfund Syrup, der an Süßigkeit dem gemeinen indischen Zuckersyrup nicht nachsteht.

Verfahren, das Samenkorn anzuschwängern.

Man nimmt einen Scheffel Korn, und siedet es, nachdem man hinreichend Wasser darauf gegossen hat, in einem Kessel so lange, bis es aufgeborsten ist. Sodann schüttet man die ganze Masse in einen Sack oder Tuch, seihet das gleichsam befruchtete Wasser ab; die träberartigen Ueberbleibsel des Korns giebt man dem Viehe zu fressen. Nun thut man 1 Pfund Salpeter und 2 Pfund gemeines Küchensalz in einen Kessel, gießt das vorher zubereitete Wasser nebst 4 Kannen Mistjauche darüber, und läßt Alles zusammen sieden. Ist auch dies geschehen, so schüttet man eine beliebige Menge Getreide, als Weitzen, Gerste u. s. w., wie es eben säen will, in einen Kübel, und gießt von dem mit fruchtbarmachenden öligen und salzigen Theilen geschwängerten Wasser, das noch laulich seyn muß, so viel darauf, daß es 4 Querfinger darüber steht; deckt das Gefäß zu, und läßt es ungefähr 24 Stunden so stehen, seihet sodann das Wasser, das man noch zu fernerem Gebrauche aufbewahren kann, ab, läßt das Getreide an einem schattigen Orte abtrocknen, und säet es hernach so, daß man ein Drittel weniger wie gewöhnlich nimmt. Damit aber der an die volle Hand gewöhnte Säemann nicht betrogen werde, so kann man entweder jenes fehlende Drittel mit trockener Erde, Asche oder Häckerling u. s. w. ersetzen, wo dann auch wie gewöhnlich gesäet werden kann.

Auch folgende, beynahe ähnliche, sich auf viele Versuche gründende Methode, den Ertrag zu erhöhen, verdient die Beherzigung des Landwirths: man thut z. B. 1 Maaß Mistjauche in ein hinlänglich geräumiges Gefäß, gießt 2 Maaß warme Lauge von Buchen- oder Eichenasche, worin ½ Pfund Salpeter und ½ Pfund Kochsalz zerlassen worden, darauf. Auf diese Mischung schüttet man nun das Getreide, rührt es um, und schöpft sodann die oben schwimmenden tauben Körner mit einem Schaumlöffel ab, die übrigen untergesunkenen aber läßt man in der Brühe 12 Stunden lang stehen, und rührt sie alle 2 Stunden einmal um. Sodann aber nimmt man sie heraus, seihet das auch für die Zukunft brauchbare Wasser ab, läßt das Getreide abtrocknen, und verfährt sodann, wie bey der vorigen Behandlungsart gemeldet wurde.

Etwas über eine unweit Mailand gefundene Gediegeneisenmasse.

Vor ungefähr 40 Jahren hat man auf der Collina di Brianza, nordostwärts von Mailand, nach Monza zu, bey Villa eine bisher noch unbeachtete Gediegeneisenmasse gefunden, an einer Stelle, wo weit umher keine Eisenwerke waren.

Sie

Sie ist ungefähr 300 Pfund schwer, unregelmäßig länglichtrund und etwas flach. Sie war mit einer auswendig ockerartigen, nach innen schlackigen Rinde, ¼ bis 2 Zoll dick, umgeben, von welcher aber, wegen des sehr lockern Zusammenhanges derselben mit der Oberfläche des Eisens, nur noch wenig Ueberreste vorhanden waren. Das Aeussere der Masse ist dicht, und von unregelmäßiger Erhöhungen und Vertiefungen; das Innere ist durchaus schwammig und ästig, mit vielen Hölungen, in welchen sich, ausser dem das Eisen meistens überziehenden Roste, auch hier und da etwas von erdiger Substanz findet, die in manchen Höhlungen eine dünne dunkelgraue Glasur bildet und an einigen Stellen sich, wiewohl in geringer Quantität, so grüngelblich oder braungelblich, durchscheinend und glänzend zeigt, daß, wenn sie härter wäre, man einige Aehnlichkeit mit dem Olivin der Pallasischen Masse finden könnte. Das Eisen ist, sowohl an den härtern, als an den weichern Stellen, äußerst geschmeidig und läßt sich warm und kalt hämmern. Ich habe, sagt Chladni, aus einem Stücke davon, ohne weitere Zubereitung, eine Stimmgabel schmieden lassen. Die Farbe des geschmiedeten Eisens hält die Mitte zwischen silberweiß und stahlgrau; die Schwere ist 7,5081.

Die so große Geschmeidigkeit des Eisens, ohngeachtet der unverkennbaren Spuren von Schmelzung und ohngeachtet der erdigen Theile, die es enthält; das schwammige und ästige Gefüge; die nach aussen ockerartige, nach innen schlackige Rinde, mit der es, (so wie die Sibirische, die Südamerikanische, die Aachensche Masse, und wahrscheinlich noch andere, wo man es zu bemerken mag unterlassen haben) umgeben war; der isolirte Fundort an einer Stelle, wo keine Eisenwerke in der Nähe waren, u. s. w. zeigen ganz offenbar, daß diese Masse kein gewöhnliches Schmelzungsprodukt ist, sondern, daß sie entweder meteorischen Ursprungs, oder sonst von der Natur auf einem uns ganz unbekannten Wege gebildet seyn müsse.

Forstkultur.

Wenn die Nadelholzpflanzen mehrere Berührungspunkte erhalten, und im Schatten gesetzt werden, so wird der Saft zwischen dem Stamm, und den Aesten, nicht nur gleichheitlicher vertheilt, sondern auch die Reitzfähigkeit und Lebenskraft dadurch im Gleichgewicht erhalten; wenn aber die Pflanzen ungehindert und ohne Widerstand sich ausbreiten können; so wird zwischen Stamm und Aesten das Gleichgewicht aufgehoben, und die Lebenskraft, d. h. die Vegetation im gedachten Stamm, vermindert.

Die untrügliche Gesetzgeberin, die Erfahrung, hat mich demnach überzeugend gelehrt, daß alle wilde Holzpflanzen, woraus Baustämme gezogen werden sollen, im geschlossenen und nicht in 2. 3. 4. 5 Schuh weiten Verband, wo möglich von Osten nach Westen, gepflanzt werden müssen.

K.

Reisen eines Asiaten in Europa, Asien und Afrika. Aus dem Englischen.

Wir theilen hier einen kurzen Auszug aus den Reisen eines Asiaten in Asien, Afrika und Europa mit. Das Werk, aus welchem derselbe genommen ist, erschien 1808 in London, unter dem Titel: Reisen des Mirza Abu Taleb Khan in Asien, Afrika und Europa, in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802 und 1803, von ihm selbst in Persischer Sprache geschrieben und von Ch. Stewart ins Englische übersetzt. Die Ansichten und Meinungen eines Asiaten über die Sitten und Gebräuche des Occidents müssen uns sehr interessant seyn. Wir können durch sie sehen, wie unsere Sitten, wie unser Culturzustand fremden Menschen erscheint; seine Bemerkungen mit denen unserer Reisenden vergleichen. Mirza Abu Taleb Khan war der Sohn eines Türken, und in Indien bey Lucknow geboren, er entwirft eine Reise nach Europa, um sich von den Kummer ꝛc., den er am Hof des Nabob von Oude hatte, zu zerstreuen. Ein englischer Kapitain schlug ihm vor, mit ihm nach England zu gehen, und während der Reise seine Sprache zu lernen. Hier sind seine ersten Bemerkungen, als er nach Irland kam.

Wir frühstückten in Kilkenny. Diese Stadt ist in ganz Irland durch die Güte der Luft und des Wassers, ihrer gesunden Lage, der Schönheit und

Höflich-

Höflichkeit ihrer Einwohner, berühmt. Ich wurde von der Stadt so bezaubert, daß, da ich keine Zeit beym Frühstücken verlieren wollte, ein Stück Brot nahm, und ausgieng, um längs des Flusses spatzieren zu gehen. Dieser fließt auf einen grünen Abhang, und bildet einen Wasserfall, der den Anblick sehr verschönert. Die andere Seite des Flusses ist mit Bäumen und Gärten bedeckt; es ist ein wahrhaftes irdisches Paradies. Ich habe nicht genug Worte, um das Vergnügen auszudrücken, welches mir dieser herrliche Ort verursachte. . . . Dublin liegt einige Meilen von dem Meere, und hat ungefähr zehn Meilen Umfang. Viele Häuser sind von Steinen gebaut, welche so gut gereinigt sind, daß es scheint, man habe keinen Kalk gebraucht. Der größte Theil der Häuser besteht aber aus mit Mörtel vereinigten Kalksteinen. Die Häuser einer Strasse haben alle dieselbe Höhe, und bringen durch ihre Regelmäßigkeit eine angenehme Wirkung hervor. Die Häuser sind innen gewöhnlich weiß, oder mit verschiedenen Farben angestrichen und haben gläserne Fenster. Es giebt mehrere von vier Etagen, von denen eine unter der Erde ist. In dieser sind die zur Bereitung der Speisen, zur Aufbewahrung der Lebensmittel und der Kohlen bestimmte Kammern.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verschiedenes.

In seiner Illustrazione d'uno zodiaco orientale (Milano 1811) thut Hr. Hager, kön. Bibliothekar zu Mailand, dar, daß dieses kürzlich an den Ufern des Tigris unweit des alten Babylons entdeckte Monument einen alten chaldäischen oder persischen Zodiakus vorstellt, in welchem nur drey Sternbilder unsers jetzigen Thierkreises, nämlich der Skorpion, der Steinbock und der Widder (hier vielmehr das Lamm) zu sehen sind. Die übrigen Zeichen oder Zodia, die wir von den Aegyptern oder Griechen her haben, müssen zur Zeit, da dieser Zodiakus in Stein gehauen wurde, noch nicht erfunden gewesen seyn. Man findet auf diesem Monumente ferner eine sehr antike Vorstellung der berühmten syrischen Gottheit Elagabalus (des Heliogabalus der griechischen und römischen Schriftsteller). Ferner erblickt man auf demselben jenes Schiffchen, das Symbol der Göttin Isis, deren Dienst, nach Hrn. Hagers Behauptung, noch jetzt in Asien fortdauern soll. Und endlich ist es wahrscheinlich, daß der Stein, in welchen jener Thierkreis gehauen ist, einer jener ehmals unter dem Namen der Donnersteine bekannten Aerolithen oder Meteorsteine sey.

— —

Anzahl der gefallenen Meteorsteine. In Schweiggers Journal für Chemie und Physik, findet man ein Verzeichniß der herabgefallenen Stein- und Eisenmassen vor Chladni. Nach demselben haben vor unserer Zeitrechnung 20, und von unserer Zeitrechnung an bis jetzt mehr als 100 Meteorsteinfälle und Steinregen statt gefunden. Thomson giebt in seiner bey Dunker und Humblot erschienenen Chemie III. B. S. 151. eine Tabelle von Izare, die 36 der bewährtesten Steinfälle enthält. Wie viel tausend Steine mögen demnach ohne unser Wissen auf die Erde gefallen seyn.

— —

Auflösung der Metalle durch Elektricität. Voigt sagte schon in seiner allgemeinen Witterungslehre, daß starke elektrische Feuerbüschel ein blaues Pulver absetzen. Dieser Versuch will ihm doch jetzt nicht mehr gelingen, doch giebt in jeder gewöhnlichen Blitzröhre (die aus zwey an einandergesteckten Glasröhren, auf deren untersten die Metallscheibchen aufgeklebt sind, bestehen) die Form der bey dem Durchschlagen der Funken entstehenden pfauenaugähnlichen Flecke, deutlich zu erkennen, daß das Metalloxid vorher im elektrischen Funken aufgelöst war, da es in seinem Niederschlage selbst die Form des Funkens hat. Einem andern Beweis, daß Metalle und Erden in der Elektricität aufgelöst, (oder doch zum wenigsten durch sie fortgerissen werden) geben die, besonders von Davy beobachteten Ueberführungen. Daraus könnte man auch vielleicht eine Erklärung der Meteorsteine versuchen, deren Bildung ohnedem mit Elektricität und Magnetismus in Verbindung steht.

— —

An den Ritter St. Georg im Namen der Ehemänner.

Den Lindwurm hast du, wie sie sagen,
Furchtbarer Ritter, einst erschlagen.
Doch jetzt, o neig uns doch dein Ohr!
Jetzt bittet dich ein Männer-Chor,
Gedrängt von zehnfach größern Nöthen,
Doch auch den Seidenwurm zu tödten.

Weisser.

Der

Verkündiger.

100. Stück. Freytag. Am 22. May 1812.

Reisen eines Asiaten in Europa, Asien und Afrika. Aus dem Englischen.

(Beschluß.)

Bey der Nacht sind die Strassen durch Lampen, welche in gläsernen Gefäßen zehen oder zwölf Fuß hoch aufgehängt sind, erleuchtet, welches mit den Lichtern die in großer Anzahl in den Fenstern der Boutiquen und Chemiker die Strassen wie am hellen Tage erleuchtet. Eine dieser Strassen die aus den Boutiquen der Chemisten (Apotheker?) bestand, welche mit verschieden gefärbten Flüssigkeiten versehene Gefäße hatten, erinnerte mich an das Mausoleum von Lucknow, als es unter der Regierung des letzten Nabob illuminirt war. Da Dublin die erste Stadt war, welche ich so erleuchtet sah, so machte sie auf mich einen großen Eindruck, der sich, bis ich London sah, nicht verlohr.

In diesem Lande, und in ganz Europa, vorzüglich aber in Frankreich und Italien, sind die marmornen Statuen, mit einer Art Abgötterey gesucht. Ich sah in London eine Statue, welche die Arme und Beine verlohren hatte, für vierzig tausend Rupien (fünf tausend Pfund Sterling) verkaufen. Es ist in der That erstaunenswürdig, daß so unterrichtete und verständige Leute, die den Einwohnern von Hindostan vorwerfen, Zierrathen von Gold und Silber wie Weiber zu tragen, sich so von dem Teufel versuchen lassen, und ihr Geld für unnütze Steinblöcke anwenden. Es herrscht in diesen Figuren eine große Verschiedenheit, und es scheint, daß man Figuren für jede Stellung habe. So sieht man z. B. auf den Thüren große und plumpe Figuren, in den Zimmern weibliche Gestalten, die mit den Tambourin und andern musikalischen Instrumenten tanzen. Auf den Wegen sieht man Statuen Griechischer Götter, und auf den Gottesäckern Statuen der Todten; endlich setzen sie in ihre Gärten Teufel, Tiger und Wölfe, welche Füchse verfolgend, vorgestellt sind, um letztere zu erschrecken, und zu verscheuchen. Der Verfasser hält sich zwey Monate in Irland auf, und wird mit vieler Gastfreundschaft aufgenommen. Von den Frauen dieses Landes sagt er folgendes: „Die Irländerinnen haben keine so schönen Haare und Augen als die Engländerinnen, sind nicht so groß und schön als die Schottländerinnen, haben aber ein viel weißeres Teint. Sie sind in ihren Leidenschaften, so wie in ihrer Unterhaltung sehr lebhaft und angenehm."

Der erste Besuch unseres Reisenden in London war bey dem Präsidenten des Büreau der ostindischen Compagnie.

„Nachdem ich, sagt er, so in die Welt eingeführt war, erhielt ich Einladungen von den Fürsten und Edlen, welche mir die größte Aufmerksamkeit bezeugten. Es war selten, daß ich nicht engagirt war. Bey diesen Mahlzeiten genoß ich alles Süsse, was mein Herz nur wünschen konnte. Die Speisen waren köstlich, und die Weine vortrefflich. Die Schönheit der Frauenzimmer und ihre Grazie beym Tanzen entzückte meine Einbildungskraft, während die Verschiedenheit der Instrumente, und die Melodie der Musik meine Sinne bezauberten.

Man wird mich vielleicht für eitel halten, wenn ich sage, daß meine Gesellschaft gesucht ward, daß meine Antworten und Anwendungen der orientalischen Dichtkunst der Gegenstand der Unterhaltung in den ersten Gesellschaften waren. Ich muß gestehen, daß ich während meines Aufenthalts in England, so

glücklich

glücklich durch das frische Klima, und so frey von Kummer und Sorgen war, daß ich der Regel unsers heiligen Hafiz folgte. „Sich der Liebe und Frölichkeit zu überlassen.“ — Es scheint, daß der Verfasser mit der Hoffnung nach England gegangen war, an der Spitze einer Akademie unter den Schutz der Regierung für den Cultus der orientalischen Sprachen angestellt zu werden. Sein Anerbieten wurde kalt aufgenommen.

Einige Zeit vorher, als ich England verließ, sagt er, hatten die Minister die Vortheile einer solchen Einrichtung eingesehen und boten mir sechs tausend Ruppies (siebenhundert und funfzig Pfund Sterling) jährlich; ich war aber durch die Gleichgültigkeit, die man Anfangs für mein Projekt gezeigt hatte, zurückgeschreckt, und schlug es mit Höflichkeit ab.

Die Uebersetzung einer Ode, welche der Verfasser in London, nach Hafiz machte, zeigt wie er seine Zeit zubrachte.

„In Zukunft widmen wir unser Leben London, und den Schönen welche die Herzen gewinnen.“

„Unsere Herzen sind überdrüssig Felder, Gärten, Flüsse und Palläste zu sehen.“

„Wir schmachten nicht mehr den Toba, den Sodreh und die andern Bäume des Paradieses zu sehen.“

„Wir sind der Ruhe im Schatten dieser irdischen Cypressen erfreut.“

„Wenn der Cheik von Mecka unsere Unterhaltungen tadelt, was macht uns das.“

„Es lebe der Tempel, der uns und seinen Priestern so viel Glück gegeben hat.“

„Laßt uns unsere Weinflaschen leeren! und wenn diese Flüssigkeit mich verhindert zu meiner ersten Religion zurückzukehren, so schadet dieß nicht, ich werde nur desto glücklicher seyn.“

„Ich hatte den Frühling meines Lebens den Indischen Gott der Liebe gewidmet. Was liegt daran! Das Lächeln der schönen Bretonnen, läßt mich ihn bald vergessen.“

„Anbetungswürdige Geschöpfe! deren fliegende flachsfarbenen, pechschwarzen, oder goldrothen Haare meine Seele entzücken, und meine Sinne beleben; deren Rosenlippen die träge Erde und selbst den Marmor beleben.“

„Könnte ich mein Leben wieder anfangen, so würde ich es mit Freude eurem Dienst widmen.“

„Die Wunden der Liebe, in deinem Herzen, o Taleb, sind nicht zufällig, ihre Spuren sind, von der Hand der Natur, wie die Züge auf das Blatt einer Tulpe gezeichnet.“ —

Die Beobachtungen des Reisenden bieten nichts neues noch auffallendes dar, er spricht von der englischen Rechtsgelehrsamkeit, es fehlen ihm aber die nöthigen Kenntnisse, um in diesen Gegenstand nur etwas tief zusehen. Er macht mit der indischen Administration der Gerechtigkeit, zu ihrem Vortheil, Vergleichungen. Hier ist eine Anekdote, welche er erzählt, um die Geistes Gegenwart der indischen Frauen zu zeigen.

„Eine Frau, sagt er, wurde als Zeuge vor einem Gerichtshofe in Calcutta geführt, und behauptete, daß sie bey den Handlungen für welche sie ein Zeugniß ablegen sollte, gegenwärtig gewesen wäre. Der Richter, der hierüber zweifelte, fragte sie um Details von dem Ort des Auftritts.“

„Sie beschrieb den Pavillon oder Veranda, unter welchem die Scene vorgegangen war.“

„Wie viel Säulen sind an dieser Veranda? sagte der Richter zu ihr. Die Frau antwortete ohne Bedenken, vier. Die Gegenparthey gab vor, daß man dem Zeugniß dieser Frau nicht Glauben beymessen dürfe, weil an der Veranda fünf Säulen wären. Die Frau wandte sich dann zum Richter, und fragte ihm, wie groß die Anzahl der Stufen sey, die er alle Tage hinaufsteige, um in den Audienzsaal zu kommen. Der Richter gestand, daß er es nicht wisse, und die Frau bemerkte, daß, da er nicht einmal die Zahl der Stufen wisse, die er alle Tage hinaufgehe, so dürfe er nicht erstaunen wenn sie nicht die Anzahl der Säulen der Veranda wisse, welches sie nur zwey bis dreymal gesehen habe. . . . . .

Der Reisende handelt von den englischen Finanzen, und schlägt einem Plan zur Liquidation der Schulden vor. Dieß ist ein ganz orientalisches System, welches auf falschen und unvollkommenen Ansichten gegründet ist. Zuletzt sagt er: „Um der Lady S. P. und mehrern meiner Freunde zu gefallen, muß ich Rechnung von den Fehlern und Lastern ablegen, welche mir in England am gemeinsten schienen. Vielleicht herrschen sie nur in meiner Einbildungs-

bildungskraft. Wenn ich mich nicht irre, so wird man mehr mein Urtheil als meine Undankbarkeit beschuldigen; sind aber meine Ideen gegründet, so werden mir selbst die Engländer danken, und suchen sich zu bessern. Derjenige ist euer Freund, der euch den Spiegel darstellt, und nicht derjenige, der, wie ein Kamm, euch das Gesicht mit den Haaren der Schmeicheley bedeckt."

„Da meine Erfahrung und Kenntniß des Volks sich hauptsächlich auf London erstreckt, so muß ich mit Grund bemerken, daß in der Hauptstadt mehr lasterhafte Leute, als in dem übrigen Königreiche sind." Der Verfasser beschuldigt das Volk, daß es ihm an Religion und Sittsamkeit mangelt, und die ganze Nation, daß sie geldgierig sey und ein blindes Vertrauen auf die Gunst des Glücks habe. Das Verlangen nach Wohlthaten ist einer der Hauptfehler der Engländer. Er findet sie reitzbar, nicht sehr ökonomisch mit ihrer Zeit, und hoffärtig. Er setzt ihnen die Einfachheit der Araber und Tartaren entgegen. Er findet sie eitel auf ihre Wissenschaften, und besonders auf ihre Kenntnisse in fremden Sprachen; „sie sind, sagt er, ausgelassen und verschwenderisch. Er giebt Beyspiele, und zeigt die Folge dieses Lasters. Er behauptet, daß die Engländer zu sehr für ihre Gebräuche eingenommen sind, und setzt ihnen die mahomedanischen entgegen, und sagt endlich, daß die Engländer blind für ihre Fehler wären. Uebrigens setzt er hinzu, sind die Engländer respektvoll gegen ihre Vorgesetzten, den Gesetzen gehorsam, voll Verlangen Gutes zu thun, der Mode anhängend, einfach in ihren Sitten, und gastfreundschaftlich."

Der Verfasser geht alsdann auf die Geographie von Europa über, und spricht von der französischen Revolution bis zur Schlacht von Aboukir. Er spricht von den Eroberungen der Engländer in Ostindien, von den Krieg mit Tippoo-Sultan, von dem Einfall in Egypten und den Frieden von Amiens. Er benützt diesen um in Europa zu reisen, geht durch Frankreich, Italien, begiebt sich nach Constantinopel, und von da nach Bassora, dann nach Indien durch den persischen Meerbusen.

„Paris, sagt er, ist eine große und vortreffliche Stadt, die London weit an Schönheit übertrifft. Alle öffentliche Gebäude sind von gehauenen Steinen und haben selten weniger als acht Etagen, ja einige sogar eilfe. Ein beträchtlicher Fluß mit süssem Wasser, den man Seine nennt, fließt durch Paris, und ist mit vielen Kanälen, die das Wasser in mehrere Theile der Stadt leiten, versehen. Ueber die Canäle sind mehrere Brücken; man hat selbst über den Fluß drey errichtet, welche fast eben so lang, als die in London sind."

„Die Hotels von Paris sind schöner, als die der Hauptstadt Englands. Sie sind sehr hoch, und mit Zierrathen bedeckt, aber sie sind nicht einmal so schön meublirt, als die Häuser von London."

Die Vergnügungen des Lebens, sagt er später, hängen besonders von drey Dingen ab: 1) von einer reinlichen und bequemen Wohnung; ein Fremder findet diese in Paris nicht; 2) von einer guten Mahlzeit und gutem Wein; aber die Küche der Franzosen ist schlecht, und 3) von der Leichtigkeit sich alles, was man nöthig hat, zu verschaffen. Die Reichen haben wahrscheinlich diese Leichtigkeit in diesem Lande, aber die Fremden sind ihr gänzlich beraubt.

Die Franzosen im Allgemeinen, und besonders die Pariser, sind äusserst freundlich, höflich und schmeichlerisch. Niemals sagen sie bloß ja oder nein; sondern haben immer eine Phrase bereit, die Ehre, die man ihnen erzeugt, oder ihr Bedauern erkennen zu geben. Wenn sie euch eine Strasse zeigen, oder einem Fremden etwas erklären, so sind sie voll Eifer, und glauben auf diese Weise ihre Menschlichkeit und gute Erziehung zu zeigen. Zu welcher Zeit ihr zu einem Franzosen geht, dürft ihr ihn eure Geschichte zweymal nacheinander erzählen, er wird euch geduldig anhören, und nicht die geringste Unzufriedenheit äußern. Wie viel steht er in dieser Hinsicht nicht über den der Laune so unterworfenen Engländer! . . . .

Ich sehe, daß die Menschen in Frankreich ein besseres Aussehen als in England haben. Ihre Kleider sind besser gemacht, und die Farben lebhafter. Mehrere tragen Ringe, und andere Zierrathen.

Die Französinnen sind groß, und sind corpulenter als die Engländerinnen; aber in Hinsicht der Schönheit stehen sie ihnen weit nach. Sie haben nicht die Einfachheit, die Bescheidenheit und Grazie der englischen Frauenzimmer in ihren Bewegungen. Ihre Art, die Haare zu arrangiren degoutirte

tirte mich, weil sie die der indischen Tänzerinnen ist, d. h. in kleinen Locken, von denen zwey mit gesuchter Nachlässigkeit auf die Wangen fallen. Sie setzen auch sehr viel roth an, haben eine ausserordentliche Zuversicht, und sind große Schwätzerinnen. Die Taille ihrer Kleider ist so kurz, daß sie das Ansehen haben, bucklicht zu seyn; auch haben sie die Brust sehr offen. Obgleich ich von Natur das schöne Geschlecht liebe, habe ich doch in Paris alle öffentlichen Plätze besucht, ohne eine Frau zu finden, welche mich nur im geringsten interessiren konnte."

Der Reisende geht nach Italien. Die Musik, welche er in Genua hört, macht auf ihn großen Eindruck. „Man hatte mir oft in London gesagt, bemerkt er, daß die Italiener über das übrige Universum, wegen ihrer Geschicklichkeit in der Musik ständen. Ich sehe jetzt ein, daß die Musik von Indien, Persien und vom westlichen Europa mit der von Italien eben so verglichen werden kann, wie das Geräusch einer Mühle mit dem Ton einer Orgel."

Der Reisende kommt nach Livorno, und beklagt sich sehr über das Volk, wegen der vielen Spitzbuben, die ihn bis auf den letzten Heller ausziehen wollten. „Eines Abends, sagt er, als ich nach der Gewohnheit auf den Stufen eines Tempels saß, kommt ein Dieb von hinten und ergreift meinen Turban. Das Ende der Mousseline ist hängend, ich halte den Turban hier, indem ich mich bemühe, den Dieb zu ergreifen; aber er zieht ein Messer, schneidet den Turban entzwey, und flüchtet sich mit der Hälfte. Als ich dieses Abentheuer meinen Freunden, den Engländern, erzählte, riethen sie mir nicht, bey Nacht auszugehen, und mich nicht mehr bey Kirchen zu setzen, weil die Italiener aus Bigotterie oder andern Gründen, die Fremden ermorden. Auf diese Weise rächen sie auch persönliche Beleidigungen.

Der Verfasser schifft sich nach Constantinopel ein. „Es ist unmöglich, sagt er indem er von dieser Hauptstadt spricht, die Größe dieser Stadt zu bestimmen. Denn die zwey Seiten der Erdenge sind bis ans Meer, d. h. in einen Raum von 30 Meilen, mit Häusern bedeckt. Die Türken haben die Gewohnheit zu sagen, daß man drey Tage brauche, um ihre Hauptstadt zu umgehen. Von den Augenblick an, als die Einwohner dieser Stadt aufstehen, bis zum Augenblick, als sie sich niederlegen, verlassen sie ihre Pfeife nicht. Die Leute sind so daran gewöhnt, daß sie selbst im Gehen und Reiten ihre Pfeife nicht weglegen. Ein Türke ist nie ohne einen Feuerzeug und Schwamm, und zündet selbst im Trott und Gallop seine Pfeife an. Hört er zufällig auf zu rauchen, so steckt er seine Pfeife in einem ledernen, am Sattel befestigten Sack. Auf dieses spielte der Ursupator Nadir-Shah an, als er zu dem Persern sagte, um sie zum Angriffe gegen die Türken zu ermuntern, „Ihr dürft die Soldaten dieser Nation nicht fürchten, denn Gott hat ihnen nur zwey Hände gegeben, von denen eine zum halten des Turbans, und die andere zum halten der Pantoffeln, bestimmt ist: hätten sie eine dritte, so würden sie diese zum halten einer Pfeife und keine zum Degen, anwenden." Der Reisende kehrt durch Bagdad, Bassora und den persischen Meerbusen nach Indien zurück. Die Beschreibung dieses Theils seiner Reise bietet nichts uns auffallendes dar. — Man muß nicht zu streng von den Meinungen eines Mannes, den unser europäisches Gesellschaftssystem ganz neu ist, urtheilen; man muß vielmehr bey einem Asiaten die Energie, die sein Unternehmen voraussetzt und die Einsicht, die er in seinen Bericht zeigt, bewundern. C.

Verschiedenes.

In den englischen Journalen liest man, daß zu Basing bey Harty Row in der Grafschaft Hampshire zwischen einem Schiffer, Namens James Colburne und einem Kutscher, Namens Harry Willoughbye, um 20 Guineen ein fürchterlicher Kampf vorgefallen sey. Beyde Kämpfer waren nach einem Gefechte von 20 Minuten beynahe blind. Da indessen einige Einschnitte mit der Lanzette ihnen das Gesicht wieder gaben, schlugen sie sich neuerdings eine ganze Stunde lang; allein ihre Kräfte waren ganz und gar erschöpft; sie waren genöthigt, etwas auszuruhen, worauf sie das Boxen von neuem anfingen, bis Willoughbye sich für überwunden erklärte. Der letztere hatte 2 Tage nach dem Gefecht sein Bett noch nicht verlassen. Man glaubt nicht, daß der Sieger Colbourne seinen Sieg überleben werde.

Der

Verkündiger.

101. Stück. Sonnabend. Am 23. May 1812.

Rechtsfall.

(Aus einer Sammlung von Rechtsfällen welche 1808 im Druck erschienen sind.)

I) Kann der Iniuriant zur Privatgenugthuung und öffentlichen Strafe zugleich verurtheilt werden?

II) Können die Erben des Beschimpften fodern, daß die ihrem Erblasser zuerkannte Abbitte, nach dessen Tod, ihnen geleistet werde?

§. 1.

Der Kaufmann S. zu G. war von dem dortigen Bürger und Ackersmann B. auf öffentlicher Landstraße, in Beyseyn mehrerer Personen, thätlich (durch Peitschenschläge) mißhandelt worden, und klagte deßhalb auf Privatgenugthuung sammt Schaden- und Kosten-Ersatz.

Nach verhandelter Sache, auch geführtem Beweise, wurde erkannt:

daß Kläger dasjenige, was ihm zu erweisen obgelegen und er sich angemaßt, zur Nothdurft erwiesen. Es ist daher der Beklagte, wegen der wider den Kläger, auf öffentlicher Strasse verübten Thätlichkeiten, nicht nur sich zur Besserung und zum Beyspiel für Andre, mit acht Tagen Gefängniß, halb bey Wasser und Brod, zu bestrafen, sondern es ist auch der Beklagte dem Kläger im Gericht eine christliche Abbitte zu leisten, verbunden. Nicht minder ist auch der Beklagte die Kosten dieses Rechtsstreits — — — dem Kläger zu erstatten, schuldig.

§. 2.

Der Beklagte appellirte gegen den ganzen Inhalt dieses Urtheils. Während des hiedurch veranlaßten Verfahrens starb der Kaufmann S. Es wird nun, in der Appellationsinstanz, wegen der öffentlichen Strafe — bestätigend, hingegen in Ansehung der Privatgenugthuung und des Kostenersatzes — abändernd, erkannt, dahin nemlich, daß der Beklagte von der Abbitte (wegen inzwischen erfolgten Absterbens des Beleidigten) entbunden und die Proceßkosten compensirt (!) seyn sollen.

§. 3.

Gegen dieses Erkenntniß bedienten sich beyde Theile desselben Rechtsmittels (remedii restitut. ordinarii). Hier verweilt man jedoch bey der gegenseitigen Beschwerde der Partheien, welchen nun auch der Procurator Fisci beytrat, nur insoferne, als dadurch über die obermelten zwey Rechtsfragen eine Verhandlung entstanden ist. Hingegen übergehet man die Frage von der Schuld des Beklagten, welche nicht ohne Weitläufigkeit erörtert werden könnte, und bemerkt nur kürzlich, daß auch die hiesige Fakultät (Altdorf), wie die Richter der beyden vorhergehenden Instanzen, den beklagten B. der ihm zuerkannten öffentlichen Strafe für schuldig erachtete.

§. 4.

1) Indeß fand die Beschwerde des B. welcher von der öffentlichen Strafe losgesprochen seyn wollte, selbst bey Voraussetzung seiner Schuld, im Röm. Recht eine scheinbare Unterstützung.

Die Vergehung des Beklagten ist eine Realinjurie, also nur ein Privatverbrechen, wegen dessen öffentliche und Privatstrafe nicht zugleich statt findet.

Und obwohl das Röm. Recht unsere Injurienklagen auf Abbitte und Widerruff nicht kennet; so scheint doch von ihnen eben das gelten zu müssen, was von der Römischen actio aestimatoria gilt, weil

weil jene Klagen, wie diese, auf eine Privatstrafe gerichtet sind.

Mit dieser Strafe (Widerruf, Abbitte, Ehrenerklärung) concurrirt elective eine willkührliche blos öffentliche Strafe, welche in Relegation, Gefängniß ꝛc. bestehen kann.

§. 5.

Da nun der Beleidigte, wie ihm freistand, die Civilklage wählte und auf Privatstrafe klagte; so scheint es, daß auch nicht von Amtswegen, ausser der Privatgenugthuung, zugleich auf eine öffentliche Strafe erkannt werden konnte.

Wenn das Röm. Gesetzbuch die Injurien zwar auch öffentlich, den Umständen nach, bestraft wissen will, aber nur dem Beleidigten das Recht giebt, auf diese öffentliche Strafe anzutragen, falls er — — die Civilklage nicht erheben will: so muß das auch bey uns als gemeines Recht gelten, so oft in den vorkommenden Fällen nur von Bestrafung der Injurie die Rede ist, und zwar ohne weitern Unterschied, ob die Beschimpfung, als solche betrachtet, zu den groben oder geringen Beleidigungen gehört: — — — Es ist also unrecht (irrig), wenn Richter und Rechtsgelehrte dafür halten, daß heutiges Tags auf beydes zugleich erkannt werden könne.

§. 6.

Allein diese Principien des Röm. Rechts sind in Deutschland, aus guten Gründen, nicht im Gebrauch.

Schon die Eintheilung der Verbrechen in delicta publica et priuata, von welcher man hiebey ausgehet, ist bey uns mit Recht verworfen. Denn sie beruhet keineswegs auf einem wesentlichen, in der Natur der Verbrechen gegründeten Unterschied, sondern auf äussern Formen und Verhältnissen der Römischen Staats- und Gerichts-Verfassung, in Rücksicht welcher sichs in Deutschland ganz anders verhält. Hätte man auf wesentliche Verschiedenheiten achten wollen; so mußte das Stuprum, manches crimen falsi ect. eben sowol, als Diebstahl und Raub, aus der Classe der öffentlich n Verbrechen ausgeschieden werden.

Jene Eintheilung ist ferner mit richtigen staatsrechtlichen Principien nicht vereinbar, weil hievon die Folge war, daß der Bestrafung oder Strafbarkeit selbst schwere Verbrechen, wie des Diebstahls und Raubs, von der Willkühr der Beschädigten abhängig gemacht wurde, da es doch das Interesse des Staats erfordert, daß auch diejenigen Verbrechen in keinem Fall unbestraft bleiben, welche das Röm. Recht delicta priuata nennt, weil auch durch sie die Rechte des Staats — obwol nur unmittelbarer Weise — verletzt werden.

§. 7.

Jene Eintheilung ist endlich mit dem in Deutschland eingeführten Inquisitionsprocesse unverträglich; wodurch der Richter, in der Regel, bey allen Verbrechen, und ohne Rücksicht auf den Römischen Unterschied zwischen öffentlichen und Privat-Verbrechen, zum Verfahren von Amtswegen befugt und verpflichtet ist.

Es ist nicht abzusehen, wie Verordnungen des Römischen Gesetzbuchs, wodurch blos die Rechte des Anklägers bestimmt, und welche noch überdies aus unrichtigen Begriffen vom Strafrecht des Staats geflossen sind, in Deutschland, unter ganz entgegen gesetzten Verhältnissen, gegen den Staat selbst und zum Nachtheil desselben in Anwendung gebracht werden könnten, und warum auf solche Weise, die öffentliche Bestrafung schwerer Verbrechen von der Willkühr des Beschädigten abhängig gemacht werden sollte. Hiernach müßte der Criminalrichter, auch bey Diebstahl und Raub, die Klage des Beschädigten abwarten?

Eben daher ist es Lehre der angesehensten Criminalisten, daß diese Eintheilung, obwol sie in der Peinl. Ger. Ordn. Art. 157. 158. 165, bestätigt scheint, nach dem heutigen Gerichtsgebrauch, keine Anwendung findet *), vielmehr heut zu Tage, nur mit einer oder der andern Ausnahme, alle Verbrechen, als öffentlich betrachtet werden müssen.

§. 8.

Wenn es hiernächst allgemein anerkannt und besonders bey dem in Deutschland eingeführten Unter-

*) Auch Feuerbach a. a. O. §. 23. spricht stillschweigend sein Verwerfungsurtheil über diese Eintheilung der Verbrechen im Röm. Sinne aus, da er derselben, wie Engelhard im Versuch des allgem. peinl. Rechts §. 49, und Graun, in der angeführten Dissertat. §. 3. einen andern in einer wesentlichen Verschiedenheit der Verbrechen begründeten und für jeden Staat passenden Sinn unterlegt.

terſuchungsprozeſſe, ſelbſt in Hinſicht auf die poſitiven Geſetze, nicht dem geringſten Zweifel unterworfen iſt, daß überhaupt aus dem Verbrechen eine gedoppelte Art von Verbindlichkeit entſtehet, nemlich zur öffentlichen Strafe gegen den Staat, und zur Privatgenugthuung gegen den Beſchädigten, deren jede von der andern ganz unabhängig iſt *); ſo darf von dieſen richtigen Grundſätzen auch in denjenigen Fällen, wo etwa noch heut zu Tage eine Privatſtrafe vorkommt, und namentlich in den ſchwerern Injurienfällen, nicht abgewichen werden.

Der zufällige Umſtand, daß in der geſetzlich beſtimmten Privatgenugthuung etwas Pönaliſches liegt oder zu liegen ſcheint, und die Pönalklagen als auf Rache abzweckend (vindictam ſpirantes) angeſehen werden, kann unmöglich die Befugniß des Staats, eine öffentliche Strafe zu verhängen, aufheben.

§. 9.

Wollte man jedoch als ungezweifelt annehmen, daß die obermelten Grundſätze des Röm. Rechts bey uns Anwendung finden, und daß folglich, wenn der Beſchimpfte die äſtimatoriſche Injurienklage angeſtellt hat, eine öffentliche Strafe gegen den Injurianten nicht erkannt werden möge; ſo würde gleichwol hieraus nicht ſofort auf unſere deutſchen Injurienklagen ein ſicherer Schluß zu ziehen ſeyn.

Die Rechtsgelehrten ſind, wie bekannt, über die Natur dieſer Klagen ſehr uneinig. Einige ſehen ſie als bloſe **Entſchädigungsklagen** an, wodurch die Ehre des Beſchimpften wiederhergeſtellt wird. Andere halten Widerruf und Abbitte, für eine **Privatſtrafe**. Noch andern ſcheint ſie eine **öffentliche** zu ſeyn. Und der **erſte** Criminaliſt unſerer Zeit nennt dieſelben **relativ-öffentliche Strafen**, weil ſie nicht nur dem Beleidigten Genugthuung geben, ſondern zugleich dem Beleidiger demüthigen, und dadurch eine öffentliche Genugthuung enthalten.

Ohne hier dieſen Streit ſchlichten zu wollen, ſcheint die Meinungsverſchiedenheit der Rechtsgelehrten an ſich hinreichend, um die Anwendung des Römiſchen Rechts in dieſer Materie zu hindern. Denn, wie könnte man dieſes auf ihm **fremde Objecte** ziehen, ſo lange ſehr richtige Zweifel dagegen obwalten, ob auch dieſe deutſchen Injurienklagen mit der römiſchen Aeſtimatoria, von völlig gleicher Natur ſind? ſolange vielmehr ihre bedeutende Verſchiedenheit am Tage liegt?

§. 10.

Erinnert man ſich der Begriffe unſerer alten Vorfahren, nach welchen die Ehre als etwas Körperliches betrachtet und unter die beweglichen Güter gerechnet wurde, welche angegriffen, geraubt, verpfändet, wieder zurückgegeben werden können, bedenkt man, daß dieſes alte Volksvorurtheil, als ob ein Privatmann dem Andern die Ehre rauben und wieder erſtatten könne, noch heut zu Tage herrſchet, und daß eben hierauf die urſprünglich-deutſchen Injurienklagen beruhen; ſo dürfte die Meinung der ältern Rechtsgelehrten, wenigſtens einer neuen Prüfung nicht unwürdig erſcheinen.

(Der Beſchluß folgt.)

*) Auch im alten Deutſchland waren, nur die Capitalfälle ausgenommen, Buſſe und Wetten miteinander verbunden.

Neue Bücher.

Seit Wielands Oberon möchte im romantiſchen Fache kein vorzüglicheres Gedicht erſchienen ſeyn, als:

Cyane,
ein epiſch-romantiſches Gedicht in zehn Geſängen,
von Fr. Walter.
Züllichau und Freyſtadt, bey Darnemann 1811.
8vo. S. 368.

Als Probe ſtehe hier der Eingang zu dieſem ſchönen Gedichte:

Im Duftgewand vom blüthenreichen Lenze
Lag vor dem Jüngling die erwachte Flur,
Um alle Herzen wanden Veilchenkränze
Die mütterlichen Hände der Natur,
Im Frühlingshayn verfolgten Jubeltänze
Geſang und Luſt der Liebe zarte Spur,
Und maleriſch am Weydenhayn der Saale
Hob ſich der Landſchaft Bild im Abendſtrale.

Da fühlte ſich von nie empfundnem Feuer
Des jungen Sängers reine Bruſt geſchwellt,
Sanft wob der Dichtkunſt zauberiſcher Schleyer
Sich ſeinen Blicken um die ganze Welt,
Entzückt ergriff er die geliebte Leyer,
Ihm von der Muſe freundlich zugeſellt,

Des,

Des tiefgerührten Herzens heißes Sehnen
In heiliger Begeistrung auszutönen.

Und er begann von seel'ger Wonne trunken
Ein langes, kühnes, göttervolles Lied,
Von der Begeistrung hohem Götterfunken
Den jugendlichen Busen mild durchglüht.
Des Lebens Nachtbild war vor ihm versunken,
Ein schönres Daseyn für ihn aufgeblüht,
Denn glühend war des Herzens tiefstes Leben
Dem herrlichen Beginnen hingegeben.

Was zärtlich ihm die reine Seele füllte
Er goß es zärtlich in des Liedes Ton,
Und seines Geistes Schöpfungen enthüllte
Mit kühnerm Schwung der Harfe sanfter Sohn.
Der Lenz entfloh, der düstre Herbst umhüllte
Die Sommerflur mit seinen Nebeln schon,
Der Winter kam und floh, sie alle schwanden,
Ein ew'ger Lenz war seiner Brust erstanden.

Zwar zog mit düsterm Sturmgewölk das Leben
Vorüber an dem Sänger, reich an Schmerz,
Fast schien sein Geist der Erde zu entschweben,
Und bangen Leiden unterlag sein Herz,
Doch seines Busens kühn beschloßnes Streben
Zog keines Leidens Stärke niederwärts,
Und fort und fort in bängster Lebens-Scene
Erklangen des Gesangs geweihte Töne.

Und viermal sank der Lenz zur Erde nieder,
Zum fünftenmal, das Haar umlaubt mit Wein,
Kehrt' auf die Flur der Herbst belohnend wieder,
Und zog auf seine Rebenhügel ein,
Da sieh! von der Begeistrung Glanzgefieder
Erglänzte für den Sänger Flur und Hayn,
Und freudig in dem hohen Heiligthume
Schlang er zum Kranz des Liedes letzte Blume.

Geliebte! du, die zärtlich warmes Leben
Dem Hochgefühl was ich beym Saitenklang
In sanfte Töne ahnend goß, gegeben,
Dich nenne zärtlich feyernd mein Gesang!
Nicht Traum war dieses Herzens glühend Streben
Mit dem ich mich zu schönern Welten schwang,
Was ahnungsvoll in meinem Lied gewaltet,
Zum Leben hast du es für mich gestaltet!

Mein nenn' ich dich! an deinem treuen Busen
Verschönt sich mir der ernste Pfad der Pflicht,
Und wohl mir, wohl! an diesem Mutterbusen
Lacht mir Malvinas Engelangesicht,
Und auch das schöne Heiligthum der Musen
Verschließt sich mir in deinen Armen nicht!
Wird auch mein Horizont bisweilen trübe,
Mein Leben ist ein süßes Lied der Liebe.

So nimm des Geistes jugendliche Blüthe,
Geliebte, nimm sie liebend an dein Herz!
Was heilig in des Sängers Busen glühte,
Scholl im Gesang begeistert himmelwärts.
Durchwandle gern der Phantasie Gebiete
Versenkt in Wonne jetzt, und jetzt in Schmerz!
Des Sängers schönstes Streben ist gelungen,
Hat er genügend für dein Herz gesungen!

Verschiedenes.

Naturerscheinung. Am 27. April konnte man, zwischen 12 und 1 Uhr Mittags, am Horizont von München eine seltene Erscheinung beobachten. Beynahe während der ganzen Stunde umgab die Sonne ein Hof von ungefähr 22 bis 24 Fuß scheinbaren Durchmesser. Der innere Raum desselben war graulich, etwas ins Röthlichbraune spielend. Der scheinbar an 2 Fuß breite Rand oder Raum leuchtete an der Aussenseite mit einem starken, blaßweißen Glanze, der sich nach innen zu allmählich ins Röthlichgrauliche verlor. Der Himmel war dicht, mit einem bläulichen, gleich vertheilten dünnen Gewölke bedeckt, an welchen man hie leichte, theils lichtere, theils dunklere Streifen bemerkte. Gegen 1 Uhr verbleichte der Glanz des sich verschmälernden Randes, bis endlich das Phänomen ganz verschwand. Man überläßt es dem Meteorologen, ob hieraus Deutungen für die Witterung des gegenwärtigen Jahres gezogen werden können.

Ein vor ungefähr einem Jahre von England abgereister junger Deutscher, Namens Römgen, welcher seine angefangenen Entdeckungen im Innern von Afrika fortsetzen wollte, wurde, als er sich noch nicht weit von Mogodor befand, wo er sich einige Zeit aufhielt, um sich in der arabischen Sprache zu vervollkommnen, von Arabern ermordet.

Im Gouvernement Woroneſh ist ein großer Schulterknochen eines Elephanten gefunden worden. Es wurden schon öfter dergleichen Knochen ausgegraben.

Der

Verkündiger.

102. Stück. Sonntag. Am 24. May 1812.

Rechtsfall.
(Beschluß.)

Und sollte man ihnen auch nicht schlechthin beystimmen können, weil freylich Widerruf und Abbitte, obwohl sie eigentlich zur Wiederherstellung der verletzten Ehre angeordnet sind, immer zugleich das Ehrgefühl dessen, welcher sie leisten muß, kränken; so unterscheiden sich doch unsere deutschen Injurienklagen gewiß dadurch wesentlich von der actio aestimatoria, daß bey ihnen das Pönalische nichts für sich Bestehendes, auch wohl überall nicht beabsichtigt, sondern eine bloße unvermeidliche Folge dessen ist, was nach den einmal angenommenen gemeinen Begriffen, zur Wiederherstellung der verletzten Ehre, als nothwendig angesehen wird.

Das Wesen dieser Rechtsmittel besteht darin, daß sie völlige Wiederherstellung der verletzten Ehre und des guten Namens wirken.

§. 11.

Könnten indeß alle Zweifel gegen die Anwendung des Röm. Rechts gehoben werden; so mußte es gleichwol bey der gegen B. erkannten öffentlichen Strafe verbleiben, weil die von ihm begangene grobe Realiniurie in einer auf der öffentlichen Landstrasse verübten Gewaltthätigkeit bestand, welche schon nach der lege Iulia de ui, eine Art öffentlichen Verbrechens ausmacht, und weßhalb also, selbst nach der Meinung der sonst dissentirenden Rechtsgelehrten, eine öffentliche Strafe, auch von Amtswegen, verhängt und mit der Privatgenugthuung verknüpft werden kann.

§. 12.

II) Die S.schen Erben fanden sich vornemlich dadurch beschwehrt, daß nun, nach Absterben ihres Erblassers, die in erster Instanz dem Beklagten auferlegte Abbitte wegfallen solle.

Nun ist zwar im Röm. Rechte, in Ansehung der Injurienklagen, ausdrücklich verordnet, daß dieselben, nach einmal geschehener Litiscontestation, auf die Erben der Beleidigten übergehen.

Und im vorliegenden Falle war sogar noch bey Lebzeiten des beschimpften S. auf die Abbitte erkannt.

Dagegen entstand aber der Zweifel, ob diese Grundsätze des Röm. Rechts auf die Injurienklagen deutschen Ursprungs angewendet werden können? da die Ehre zu den ganz persönlichen Eigenschaften und Rechten eines Menschen gehöre, die Verfolgung dergleichen blos persönlicher Rechte den Erben nicht zustehe, auch um so weniger zustehen könne, als sie ihren Erblasser nur in Hinsicht auf seinen Vermögensnachlaß repräsentiren, daher ihnen selbst die längst geschehene Entlassung nicht zu statten kommen möge, weil auch hiedurch die Natur eines solchen, lediglich der Person anhängigen Rechts nicht abgeändert werden könne.

§. 13.

Aber diese Zweifel sind unerheblich. Denn sind die Klagen auf Widerruff und Abbitte wahre Strafklagen; so stimmen sie eben hiedurch mit den Römischen Pönalklagen und namentlich mit der Schätzungsklage überein; sie fallen daher sowohl unter die allgemeine Regel des Römischen Rechts, als unter die bereits angeführten besondern Verordnungen wegen der Injurienklagen.

Sind aber jene deutschen Klagen vermischter Natur oder wohl gar den bloßen Entschädigungsklagen beyzuzählen; so ist dann der Uebergang derselben

ten auf die Erben der Beſchimpften um ſo weniger zu bezweifeln.

Die Meinung des Cocceji iſt eben daher, und weil ſelbſt den Erben daran gelegen, daß die gekränkte Ehre ihres Erblaſſers wieder hergeſtellt werde, unhaltbar. Und ſie beweiſet zu viel, weil nach ſeiner Hypotheſe, auch die Schätzungsklage niemals auf die Erben übergehen könnte.

§. 14.

Dem ferneren Zweifel: daß die Erben ihrem Erblaſſer nur in Hinſicht auf den Vermögensnachlaß ſuccediren; ſteht einestheils entgegen, daß der Erbe in das ganze Rechtsverhältniß des Erblaſſers eintritt.

Anderntheils hebt ſich derſelbe dadurch, daß, ſelbſt nach dem Röm. Rechte, die Injurienklage, nach der Einlaſſung, zum Vermögen gerechnet wird, daß, wie vorhin (§. 10.) angeführt worden, im alten Deutſchland, die Ehre unter die beweglichen Güter gezählt, auch, daß ſie geraubt und durch Wiederruf und Abbitte, wiederhergeſtellt werden könne, angenommen worden iſt; und daß dieſe Grundſätze, obwol ſie in gewiſſer Hinſicht auf einem Vorurtheil beruhen, bis jetzt noch immer in den Gerichten herrſchen, da dieſe Klagen zur Wiederherſtellung der verletzten Ehre keineswegs abgeſchaft, vielmehr allerdings zuläßig und in täglichen Gebrauch ſind *).

§. 15.

Im gegenwärtigen Falle, wo die Verurtheilung des Beklagten noch beym Leben des Beleidigten erfolgt und die wirkliche Leiſtung der Abbitte an Letztern, nur durch die Appellation des Beleidigers, verhindert worden war, mußte der Uebergang der Klage und ſomit des Rechts, die erkannte Abbitte zu fodern, um ſo ungezweifelter angenommen werden.

§. 16.

Dieſem allen nach wurde es, wegen der öffentlichen Strafe bey den beyden vorigen Erkenntniſſen belaſſen, hingegen in Anſehung der gerichtlichen Abbitte, das Urtheil erſter Inſtanz unter der Modification, wieder hergeſtellt, daß der Beklagte die ihm auferlegte gerichtliche Abbitte, nachdem inzwiſchen der Kaufmann S. verſtorben, deſſelben Erben zu leiſten, ſchuldig ſeye.

(Dieſe Peitſchenhiebe, oder die dem Schatten des Kaufmann S. gewordene Satisfaction, mußte alſo wegen Compenſation der Unkoſten von demſelben theuer bezahlt werden.)

*) Vergl. Kleinſchrod a. a. O. §. 13. S. 421. Der Injuriant macht durch ſeine unerlaubte Handlung den Andern verdächtig und hindert ihn an der ungeſtörten Fortführung ſeines Amts oder Gewerbes. Die Beſorgniß künftigen Schadens, welche daraus entſteht, iſt kein leerer Wahn, ſondern in der Natur der Sache und der Erfahrung gegründet. Und dafür Erſatz zu leiſten, kann man den Injurianten mit allem Rechte anhalten.

Vom Alter des Porzellans.

Die Meinung derer, welche das moderne Porzellan der Chineſen in den vasae murrhinae der Alten ſehen, iſt ſo gut widerlegt, daß man ſie wahrſcheinlich nicht erneuern wird. Indeß ſcheint doch das Porzellan eine alte Erfindung der Chineſen zu ſeyn; es iſt wahrſcheinlich, daß ſie ſonſt Arbeiten gemacht haben, die den Beſchreibungen der Alten von der vasa murrhina entſprechen. — Man lieſet in einem von Renaudot überſetzten Werke, daß man in China eine Art vortreflicher Erde habe, woraus Gefäße gemacht werden, die glätter ſind wie Glas und beynahe eben ſo durchſichtig. Edriſi, wenn er von den Waaren ſpricht, die aus Zabid (Arabien) gezogen werden, nennt die chineſiſche Gefäße vasa sinica. Bakui führt weiße und durchſichtige Gefäße unter den merkwürdigen chineſiſchen Waaren an. Joſafat Barbaro, welcher im Jahre 1474 als venetianiſcher Geſandter nach Perſien gieng, iſt der erſte, bey dem man das Wort Porzellan findet; er ſpricht von Catini e piadane di porcellana (Schaalen und Schüſſeln von Porzellan), die man aus Cin o Macien nach Perſien kommen ließ. Wie es ſcheint, machte man, als Fayence und Porzellan minder bekannt in Europa waren, viele nothwendige Gefäße aus Glas. Unter andern Beweiſen findet man einen in einem alten Titel Humberts, letzten Dauphins von Vienne. Es iſt eine Urkunde, worin er einem Glaſer, Namens Guyonet, den nöthigen Platz zur Anlage einer Glashütte, ſo wie einen Theil des Waldes von Chambarant vermiethet. Er ſollte alljährig zur Oſterzeit für das Schloß von

Belvedere, 112 Gläser in Glockenform, 20 Dutzend Kelche und Gefäße, 12 Dutzend große Schüsseln, 6 Dutzend Schüsseln ohne Rand, 12 Dutzend Töpfe, Kannen, kleine Gläser, ein großes Tafelgeschirr für die Gemahlin des Dauphin, Lampen, Kandelaber, und selbst ein vollständiges Schachspiel liefern. (Histoire de Dauphiné, Génève 1722.) Pigafetta redet davon in seiner Reise um die Welt: „Das Porzellan ist eine Art sehr weißer Erde, die 50 Jahre an Ort und Stelle liegen bleibt, ehe man sie bearbeitet, weil sie sonst nicht fein genug seyn würde. Der Vater hinterließ sie seinem Sohne als Erbgut.“ Salomon Schweigger sagt in seiner Reise von Tübingen nach Konstantinopel (1558): „Das Porzellan ist ein weißes und durchsichtiges Geschirr, nicht wie Glas, sondern wie Alabaster. Man hat es auch von dunkeler oder schweizerischer grüner Farbe. Man bringt dieses Geschirr aus Persien, wo man es fabrizirt. So viel ich davon in Erfahrung gebracht habe, kann der, der die Erde zubereitet, nicht ein einziges Gefäß verfertigen. Der Meister oder der Verarbeiter muß zufrieden seyn, daß der Thon oder die Masse in den Stand gesetzt werde, um von seinen Erben verarbeitet werden zu können.“ M. B.

Bekanntmachung.

So eben ist erschienen und im Contor der Handlungs-Zeitung in Nürnberg und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das

Neueste und Nützlichste

der

Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß.

Zweyter Band, zweyte Auflage. Mit einem Kupfer.

Nürnberg, im Contor der Handlungszeitung 1812.
Preis 1 fl. 30 kr.

Dieses fortlaufende Werk, das die neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen, hauptsächlich der Engländer, Franzosen und Deutschen enthält, ist für jeden Kaufmann, Fabrikanten und Oekonomen von großem Interesse, wie man sich schon aus dem Inhalt dieses zweyten Bandes überzeugen kann. Derselbe enthält nämlich:

1) Die Kunst, mit dephlogistisirter Salzsäure in kurzer Zeit Leinwand, Garn, Kattun ꝛc. zu bleichen, Papiere weißer und alte Kupferstiche wie neu zu machen. Und zwar: Gefäße und Einrichtungen zur Bereitung der dephlogistisirten Salzsäure; Bereitung der dephlogistisirten Salzsäure; Anwendung der oxigenesirten muriatischen Säure zum Bleichen der Leinwande, der Garne und dergleichen; Anwendung der dephlogistisirten Salzsäure zum Bleichen des Papieres; Anwendung derselben zum Bleichen der Kupferstiche, alter Bücher u. s. w., und endlich Anwendung derselben zum Bleichen des Wachses.

2) Von der in China gebräuchlichen Art, Zwergbäume zu ziehen. (Ein ganz eigenes sehr merkwürdiges, bey uns unbekanntes Verfahren.)

3) Neublau oder Sächsischblau zu verfertigen.

4) Vorzüglich gutes Papier zum Abdrucken der Kupferstiche zu machen.

5) Anleitung zum Roth- und Gelbfärben des Leders (Saffians), wie es in der Türkey geschiehet; nebst einer Anweisung die Häute zuzubereiten und zu gärben. (Von einem Armenier der in London 100 Pfund Sterling und eine goldenen Medaille erhielt.) Sie enthält: Erste Bereitung der zum Färben bestimmten Häute mit Kalk; Bereitung der Häute die roth gefärbt werden sollen mit Wasser und Kleye; Bereitung der Häute die roth gefärbt werden sollen, mit Honig und Kleye; Bereitung der Farbe zum Rothfärben; vom Gärben der rothen Häute und ihrer Behandlung nach demselben; Bereitung der zum Gelbfärben bestimmten Häute; Bereitung der gelben Farbe darzu.

6) Von der Seife aus Wolle, und der Art sie zu bereiten.

Diese Französische Erfindung lehrt, wie man aus Abgängen von Wolle und Haaren Seife bereiten kann, und ist sehr wichtig in der Oekonomie.

7) Von der Quercitron, und der Kunst verschiedene gelbe und andere Farben damit hervorzubringen.

8) Beyträge zur Verbesserung der Hutmacherkunst, von Herrn Chaussier in Paris.

9) Anleitung reines kaustisches Alkali und alkalischen Aetzstein im Großen zu verfertigen, nach den französischen Chemikern, Bouillon la Grange und Welter.

10) Anleitung zum Anbau und zur Verbrennung der Sodapflanze.

11) Mittel zur Verbesserung der Butter.

12) Ueber die Proportion des Lichts verschiedener Brennstoffe, besonders in Hinsicht der Lampen und der Oele.

Diese

Diese, von Haffenfraz auf Befehl der französischen Regierung angestellten Versuche, sind sehr interessant. Sie erstrecken sich auf alle Oele und Kerzen; zeigen wie sich die Stärke des Lichtes derselben, der Quantitäten die von jedem Brennstoffe in gleicher Zeit verbrennen, und ihre Preise sich gegen einander in verschiedenen Lampen ꝛc. verhalten. Man kann also daraus erkennen, welcher Brennstoff und unter welchen Umständen der vortheilhafteste und beste ist.

23) Bereitung des Eau de Luce, und Verbesserung dabey; nach dem Engländer Nicholson.
24) Von einem neuen Arzneymittel, Semen Adlowaen.
25) Vorschrift zu einer vorzüglich guten schwarzen Tinte, von dem Franzosen Ribaucourt.
26) Bemerkungen über die Seife aus Wolle und Haaren, von dem Engländer Nicholson.
27) Von einem neuen Verfahren, das Kleehen zu machen.
28) Von dem Englischen Gesundheitsthee.
29) Versuch einer Angabe aller Metallmischungen.

Hier findet man mehr als hundert Compositionen von Metallen, und man kann also alle bekannten Metallgemenge bereiten. Z. B. Amalgama, Bronze, Corinthisch Erz, Glockengut, Hombergs-Metall, Horngold, Japanisch-Kupfer, Mannheimergold, Mussivgold und Silber, Pinschebeck, alle Schnell- und Schlaglothe, Schriftgießer-Metalle, Tombacke, Turanego, u. s. w.

30) Ueber die Zersetzung der Seife durch saure Farben-Extracte, vom Grafen Mussin-Puschkin.
31) Zubereitung der Lumpen, um vorzüglicheres Papier zu erhalten, von dem Engländer Cunnigham.
32) Bereitung des Grünspans, nach Chaptal.

Der französische Chemiker Chaptal hat das sehr genaue Verfahren angegeben, nach welchem auf eine verbesserte Art in Frankreich der gewöhnliche oder Blasen-, und der sogenannte destillirte Grünspan verfertiget wird.

33) Von den Dickrüben, als Kaffesurrogat.
34) Von der Relina lutea novi Belgii.
35) Von den Farben zur Porzelan-Malerey.

Die hier angegebenen Farben sind von dem Bürger Dihl dem französischen National-Institute vorgelegt, und als ganz vorzüglich befunden worden.

36) Ueber die Wirkung der Beitzen bey der Rothfärberey der Cattune.
37) Ueber die Entdeckung einer Purpur-Violetfarbe aus den Blättern der Aloe succotrina angustifolia, die den Einflüssen der Luft, der Säuern und Salze widerstehet, von Fabbroni.
38) Bekanntmachung einer für die Bienenzucht sehr vortheilhaften Pflanze.
39) Neue Art, den Gußstahl zu verfertigen.
30) Ueber den Gebrauch der Eisenkalke in der Cattunfärberey.
31) Zubereitung der sogenannten spanischen Weiß.
32) Ueber die sogenannten erfrischenden Krüge.
33) Neuer Firniß, um das Mahagoniholz nachzuahmen.
34) Ueber den flüchtigen Storax.
35) Maschine zum Färben und Drucken der Schnupftücher und anderer Zeuge.
36) Composition zur Verfertigung künstlicher Mühlsteine.
37) Chemische Beobachtungen über das Epiderma.
38) Ueber die Wachsmalerey.
39) Neue Art Wohnhäuser, Treibhäuser ꝛc. zu erwärmen.
40) Mittel, das Holzwerk vor dem Einflusse der Witterung zu schützen.
41) Methode, den Flachs so fein als Seide zu bereiten.
42) Methode, Linnen und Baumwolle mit Cochenille zu färben.
43) Bequeme und vortheilhafte Art die Seide mit Cochenille zu färben.
44) Anweisung, auf Metalle zu emailliren.
45) Vom Zinnober und dessen künstlicher Bereitung.
46) Neuerfundenes Mittel, Mühl- und andere Wasserräder zu schmieren.
47) Neue Composition zum Verzinnen.
48) Mittel, dem Kornbranntwein den Geschmack des Franzbranntweins zu geben.
49) Bereitungsart einer unveränderlichen grünen Farbe.
50) Neuerfundenes Mittel, der Melasse den scharfen Geschmack zu benehmen, und sie in manchen Fällen statt des Zuckers anwendbar zu machen.
51) Neues Verfahren, den Zitronensaft zu erhalten und zu verstärken.
52) Angabe aller Bücher, welche in die Chemie, Fabrikwissenschaft, Pharmacie, Haushaltung ꝛc. einschlagen, und 1796 herausgekommen sind.

(Die früher erschienenen findet man im 1ten Bande dieses Werkes, und die spätern, bis Ostern 1813 erschienenen, im 3ten bis 13ten Bande, welches letztere so eben fertig wird.)

Aus dieser Angabe des Inhalts des 2ten Bandes, wird man auf das Interesse, auf die Wichtigkeit und auf den Nutzen schließen können, den die bis jetzt erschienenen dreyzehn Bände dieses Werkes haben.

Der für unsere Zeiten bisher bestimmte viel zu niedrige Preis der 13 Bände, geheftet, mit vielen Kupfern, ist 20 Gulden rheinisch oder 11 Thaler 3 Gr. sächsisch; wer sich aber directe an das Contor der Handlungszeitung in Nürnberg wendet, und 16 Gulden rhein. oder 9 Thaler sächsisch einsendet, erhält dieselben dafür.

Der

Verkündiger.

103. Stück. Dienstag. Am 26. May 1812.

Einiges aus dem heiligen indischen Buche, der Ramayuna, von Valmeeki.

Wir theilen hier einen Auszug mit, aus einer vor einigen Jahren in London erschienenen Uebersetzung des indischen Buches, der Ramayuna, von Valmeeki, aus der Sungskritischen (Samskrit) Sprache, mit Noten von W. Caney und Jos. Marshman. Die Missionäre von Serampore schlugen der Asiatischen Gesellschaft, und dem Collegium vom Fort William vor, die vorzüglichsten in Sungskritischer Sprache geschriebenen Werke, besonders diejenigen, welche die Indier für heilig halten und die am meisten Licht auf die Sitten, die Geschichte und Religion dieses Volkes werfen, und zugleich wissenschaftliches Interesse haben, zu übersetzen. Dieses Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen, und mit dem Ramayuna der Anfang gemacht. Die Achtung, die dieses Buch genießt; die große Strecke Landes auf der es verbreitet ist; der interessante Gesichtspunkt, unter den es die Religion, die Sitten und Gewohnheiten der Indier darstellt: vermochten die Comitee es allen andern vorzuziehen. Die Uebersetzer machten es sich zur Pflicht, den Text mit aller möglichen Genauigkeit zu übertragen, und haben bisweilen einige kurze Anmerkungen hinzugefügt, um die Namen und Wörter, die sie beybehalten und doch erklären mußten, verständlich, und gewisse Anspielungen, die die europäischen Leser nicht ergänzen können, begreiflich zu machen.

Das erste Buch des Ramayuna ist in vier und sechzig Sectionen eingetheilt. Es ist eine interessante Erzählung von Rama's Leben, eines an sich sehr merkwürdigen Wesens, welches der Verfasser dieses Gedichts als den Anfang erklärt, es aber doch (wie den Helden von Stern) lange nachher entstehen läßt. Der Dichter redet es also an: „Ich grüße Rama, den schönen, den ältern Bruder des Lukshumuna, den berühmten Rughoo (1), den Gemahl der Seeta, den Abkömmling von Kukootstha, den Gütigen, den Freund der Bramanen, den Tugendhaften, den Alleinherrscher, den Wahrheitliebenden, den Sohn des Dusharutha, dessen Körper blau ist (2), den Trefflichen, die Wonne des Universums, den Ruhm des Geschlechts von Rughoo, Raghuva (3), den Feind des Ravuna (4)."

„Sie; dem Rama, dem Ruhm des Geschlechts Rughoo, die Glückseligkeit von Kousulya (5), diesen Zerstörer des Wesens mit zehn Köpfen (6) dem Dasharutha (7), dessen Auge der Wasser-Lilie gleicht."

„Ich grüße Valmeeki (8), den Kokila (9) der auf dem Zweige der Poesie sitzend, diesen köstlichen

(1) Der Name eines von Rama's Vorfahren.

(2) Rahma's Bildnisse sind gewöhnlich blau gemahlt.

(3) Ein Geschlechtsname, der zu einem von Rama's Namen wurde.

(4) Man sieht anderswo diesen Ravuna als eine Art Satan. Er ist sehr mächtig, die Geisel des Universums, und der Feind des Judra, der ungefähr der indische Jupiter ist.

(5) Die Mutter des Rama.

(6) Ravuna.

(7) Ein anderer Geschlechtsname des Rama.

(8) Dies ist der Name des Verfassers dieses Werkes.

(9) Der indische Kukuk. Diese Metapher ist in diesem Buche sehr häufig, woraus man schließen kann, daß der indische Kukuk einen schönern Gesang, als der europäische hat.

Gesang anstimmt: Rama, Rama, Rama. Gruß dem Herrn der Moonis, dem Glücklichen, dem Tupushee (1), dem Beschützer der Wissenschaft; Gruß dem Valmeeki."

Diese Anrede, welche der Verfasser an ihn hält, oder welche vielleicht von jemand anders eingerückt worden ist, geht noch lange immer mit demselben Nachdruck fort. Die vier ersten Abtheilungen sind eine Art Vorbereitung, und die fünfte enthält fast nichts als die Anzeige der kommenden Kapitel. Es endigt mit diesen Worten: „Bis hierher erstreckt sich der von den Weisen gemachte Auszug des Ramayuna." Denn man muß wissen, daß in diesem Werke der Titel jeder Abtheilung immer am Ende derselben ist, und niemals am Anfang. Man kann darüber nicht erstaunen wenn man weiß, daß zu der Zeit in welcher dieses Buch in Sungskritischer Sprache geschrieben wurde, die Gebräuche von den europäischen sehr verschieden waren. Es scheint jedoch, daß der Gebrauch, den Titel vor das Kapitel zu setzen, natürlicher sey, da er bequemer ist.

Das Werk fängt also eigentlich erst mit der fünften Abtheilung an, und wird mit der Beschreibung einer Utopie eröffnet. Die Stadt Uyodhya war reich, und mit allen was schön ist versehen; die Strassen waren gut eingetheilt und angenehm bewässert; man sah herrliche Gebüsche; der Handel lieferte ihr alles was die Bedürfnisse, und die einfachen Genüsse des Lebens befriedigen kann. Niemand war arm, man fand weder einen Geitzigen, noch einen Lügner, noch einen Stolzen, noch einen Mißgünstigen; niemand lebte weniger als tausend Jahre; jeder hatte eine zahlreiche Nachkommenschaft. Der König dieser glücklichen Stadt hieß Dusha-rutha. Es war ein Weiser der selbst mehrere Tausend Jahre durchlebt hatte, und der, da er in diesem hohen Alter noch einen Sohn haben wollte, glaubte, das, Ushwumedha genannte Opfer verrichten zu müssen, bey welchen ein Pferd mit ausserordentlichen Kosten geschlachtet wird. Nach großen Hindernissen in der Ausführung gelangt er endlich durch die Bramanen dahin, und erhält vier Söhne, von denen Vischnoo (Wischnu) es für gut hält Mensch zu werden, nämlich für eine Hälfte in Rama den Helden des Gedichts, und für sich selbst, in seinen drey Brüdern.

(Die Fortsetzung folgt.)

(1) Dieses Wort bedeutet den, der sich den religiösen Büßungen unterwirft.

Einige Eigenheiten Ostindiens und seiner Bewohner.

Die Lebensart der Menschen richtet sich in allen Gegenden der Erde so lange nach der Beschaffenheit des Himmelstriches, als sie nie vom Pfade der Natur abgewichen sind. Mit der Kultur aber tritt Luxus ein, und mit beyden fangen Veränderungen herrschend zu werden an, welche nicht immer der Natur gemäß sind.

Kein einziger Topf u. s. w. darf von den Hindus zweymal gebraucht werden; daher haben die Töpfer in Ostindien ein sehr einträgliches Handwerk. Auch darf kein Hindu aus einem zerbrochenen Teller essen.

Tanks oder Cisternen, Teiche, trifft man in Ostindien bey den Tempeln, an den Häusern, Herbergen und Strassen häufig an, weil den Hindus öftere Reinigungen vorgeschrieben sind. Die Tanks haben an den Seiten Treppen, und sind oft voll Crocodille, die aber den Badenden nicht zu nahe kommen; weil dieselben die Menge von Menschen, das Geräusch u. s. w. abhält. Die meisten Teiche füllt das Regenwasser. Zwischen den Reisfeldern sieht man auch ziemlich tiefe und weite Teiche, weil der Reis des Wassers oft bedarf.

In Indien kann man niemand einen größern Schimpf anthun, als wenn man einen Schuh oder Pantoffel nach ihm wirft. Wird ein Hindu damit geschlagen, so sieht er dies für eine höchstempfindliche Strafe an.

Die Menge der Opfer, welche die Hindus darbringen, ist sehr groß. Einige opfern ihren Athem und treiben ihm von seinen natürlichen Wege gewaltsam hinab; Andere pressen den Wind, der den Ausgang anderswo hat, mit ihrem Athem hinauf, und noch andere schließen sogar die Oeffnungen von beyden zu. Alle diese unnatürlichen und gewaltsamen Anstrengungen halten die abergläubigen Hindus für höchst verdienstlich.

Die

Die Hindus unternehmen nichts, was nur einigermaſſen wichtig iſt, ohne ihre Braminen um Rath zu fragen, welche ſich ſämmtlich auf das Wahrſagen ſehr gut verſtehen. Die Braminen nehmen ihre Zuflucht zum Kalender, in welchem alle glücklichen und unglücklichen Tage bemerkt ſind: er iſt in Sanscrit geſchrieben, welche die Uneingeweiheten nicht verſtehen.

Sobald einem Hindu ein Kind geboren iſt, badet ſich der Vater im kalten Waſſer, opfert den Dailyas (den Titanen der Hindus) und bringt die Sraddah (eine Art von Todtenfeyer) den Manen ſeiner Voreltern dar. Hierauf rührt er mit einem goldnen Ringe etwas Honig und Ghi (geſäuerte Butter) zuſammen und giebt dieß dem Kinde in den Mund. Alsdann ſchneidet die Hebamme die Nabelſchnur ab und von nun an wird die ganze Familie unrein. Während dieſer ganzen Zeit macht man keine Spende ins Feuer (Homann), lieſt die Gaytri (drey geheimnißvolle Sprüche der Veda von auſſerordentlicher Kraft) nicht, unterläßt die Verehrung der Dailyas und alle andere Ceremonien; die einzige Andacht, die man jetzt verrichtet, beſteht bloß in ſtillen Nachdenken über die Gottheit. Iſt der Vater des Kindes ein Bramine, ſo ſind alle ſeine Verwandten bis in den vierten Grad zehn Tage lang unrein; im fünften Grade ſechs Tage u. ſ. w. Nach der Zeit reinigen ſie ſich durch Baden. Bey den übrigen drey Caſten iſt die Zeit der Unreinigkeit verſchieden. Während dieſer Zeit läßt ſich kein Fremder in einem ſolchen Hauſe bewirthen. Iſt ſie vorüber, ſo giebt man dem Kinde einen Nahmen und ſtellt ihm ſeine Nativität, die ſich auf einen Buchſtaben des Nahmens mit bezieht. Der Nahme hat nie mehr als vier Buchſtaben. Zu Anfange des vierten Monaths ſetzt man das Kind in die Sonne; vor dieſem Zeitpunkte trägt man es niemals aus dem Hauſe. Im fünften Monathe durchſticht man ihm das rechte Oberläppchen, im ſechſten ſetzt man ihm allerhand Speiſen vor und läßt es eſſen ſo viel es will. Wenn es ein Jahr alt iſt, ſo ſchert man ihm das Haupt.

Die gemeinen Hindus grüßten ſich gemeiniglich dadurch, daß ſie ſich die rechte Hand auf die Stirn legen. Gegen einen Vornehmen aber neigen ſie ſich, laſſen die Hand beynahe bis zur Erde ſinken, und heben ſie langſam bis auf die Stirn. Dieß thun ſie dreymal.

Kommt ein Chriſt in das Haus eines Hindu, ſo wird es, wenn er fort iſt, mit Kuhmiſt wieder gereiniget. Chriſten, Hunde und Schweine ſehen ſie ſämmtlich für unrein an, und vermeiden ſie.

So menſchlich geſinnt auch die Hindus ſind, ſo ſind doch noch Menſchenopfer bey ihnen gewöhnlich. Maurice führt einen ſolchen Fall an.

Menſchliche Verworfenheit.

Brüſſel, vom 14. May. Den 9ten urtheilte der Aſſiſenhof dieſes Departements über eine Handlung ſehr frühzeitiger Eiferſucht.

Jakob Michael V. Walſche, 14 Jahre alt, Goldſchmidts-Lehrling, geboren und wohnhaft zu Brüſſel, war angeklagt eine junge Perſon deſſelben Alters ermordet zu haben.

Seit geraumer Zeit hegte er die lebhafteſte Neigung für ein Frauenzimmer, das mit ihm die nämliche Schule beſuchte. Da daſſelbe ſeinen Gefühlen nicht entſprach, ſo erfüllte ſich ſein Herz mit unverſöhnlichem Haſſe gegen daſſelbe. Er verbarg dieſes nicht; und ſchon hatte er gedroht, ſie zu ermorden, mehrmalen ſogar hatte er Steine nach ihr geworfen.

Am 13. Jänner letzthin gab ein Lehrer ſeinen Zöglingen einen Ball, wozu auch der Angeklagte eingeladen war. Nachdem er einen Theil des Nachmittags mit Trinken zugebracht hatte, kam er an, und bezeichnete ſeinen Eingang durch Beleidigungen und Neckereien gegen verſchiedene Perſonen.

Sein tolles Betragen verurſachte, daß man ihn auswies, und er begab ſich neuerdings ins Wirthshaus, wo er von ſeinen Gefährten ein Meſſer begehrte, unter dem Vorwande, Aepfel damit zu ſchneiden; man verweigerte es ihm anfangs; da er aber heftig darauf beſtand, ſo erhielt er eines, das er in den Sack that und ſodann nach dem Ball zurückkehrte, wo er mit demſelben Parade machte, und es nicht mehr ablegen wollte.

Er erneuerte ſeine erſten Ungezogenheiten und hauptſächlich gegen diejenige, welche ſich gegen ſeine Neigung gleichgültig zeigte, ſo wie gegen jene, die

ſich

sich bey ihr befanden. Ein junger Mensch, der ihren Arbeitssack hielt, bekam von ihm einen Messerstich in den Huth; mit drohender Gebehrde wieß er derselben das Messer. Diese Bosheit erregte von neuem die Aufmerksamkeit der Lehrer, die ihm nun dieses leidige Instrument abnehmen wollten; er vertheidigte sich sehr nachdrücklich, und führte sogar einen Stoß nach dem Auge eines derselben, und wand sich los.

Er nahm alsdann das Messer, öffnete es, hielt es so mit geschlossener Hand, daß man es nicht sehen konnte, und lief nach der andern Seite des Saales, indem er mit den Augen diejenige aufsuchte, die er zum Schlachtopfer wählte. Er glaubt sie zu sehen, sie zu erkennen, und aus Irrthum, den überspannte Einbildungskraft und Wuth oft erzeugen, stößt er mit dem Mordstahl nach einem andern Frauenzimmer desselben Alters, derselben Größe und Kleidung, durchbohrt ihn das Herz, und sieht es nach wenigen Augenblicken erbleichen, wobey er nur bedauert, daß er sich in der Wahl seines Schlachtopfers geirrt habe.

Dieß sind ungefähr die Umstände, die man gegen ihn anführte; er läugnete sie nicht, setzte aber seine Hauptvertheidigung in die Verwirrung, worin heftige und verachtete Liebe ihn gestürzt hatte, in seine damalige Trunkenheit, die, seinem Vorgeben nach, ihn völlig des Gebrauchs der Vernunft beraubt hatte, so daß er behauptete, er sey zu entschuldigen, indem er nicht mit der gehörigen Geistesgegenwart gehandelt habe, um in seinem Alter gegen das Gesetz für dieses traurige Ereigniß verantwortlich zu seyn.

Die Entwickelung dieser Vertheidigung konnte in dem Gemüthe der Geschwornen die tiefe Ueberzeugung nicht ersticken, welche ihnen durch vielfältige aus den Debatten erhellende Beweise eingeflößt ward, daß der Angeklagte, Thäter dieses Mordes mit richtiger Unterscheidung und mit dem Vorsatze zu tödten, gehandelt habe. Demnach ward er verdammt, 20 Jahre eingesperrt, und nach Beendigung dieser Strafe, während 10 Jahren unter der Aufsicht der Oberpolizey gesetzt zu werden, es sey denn, daß er zahlfähige Bürgschaft von 10,000 Franken für seine gute Aufführung leiste. Er ward ferner in die Prozeßkosten verdammt.

Verschiedenes.

Steinfall. Am 15. April, um 4 Uhr Nachmittags, bey stiller Luft und heiterem Himmel, vernahm man in der Gegend von Helmstädt bis Magdeburg einen starken, einige Sekunden nachhallenden Knall, den in Magdeburg Einige für einen fernen heftigen Kanonenschuß, andere für die Explosion eines Pulverwagens hielten. Zu Erxleben wurde der Schlag am stärksten gehört. Auch soll an diesem Orte von einigen Personen zugleich ein Blitz bemerkt worden seyn. An der Stelle, woher der Knall am Heftigsten gehallt, entdeckte bald darauf ein Hirt ein frisch eingeschlagenes, tiefes Loch, und in demselben einen Stein von ungewöhnlicher Schwere und der Größe eines kleinen Kinderkopfs. Der Stein bewährt sich durch mehrere äussere Merkmale als ein ächter Aerolit, ob er gleich in mehrern Eigenschaften von den mehrsten, bisher bekannt gewordenen Metrorsteinen etwas abweicht.

— —

Der junge enthusiastische Deutsche, Namens Röntgen, der bei Mogador ermordet worden ist, als er eben seine Reise nach Tombuktu antreten wollte, hatte alles Mögliche angewendet, um in Afrika für einen wahren Muselmann zu gelten. Er hatte sogar die ziemlich schmerzhafte Operation ausgestanden, die Moses und Muhamed ihren Schülern vorschrieben. — Von Mungo-Park (der sich übrigens der Beschneidung niemals unterwerfen wollte) erfährt man bey dieser Gelegenheit Folgendes: Er ist zuverlässig todt. Nachdem er alle seine Reisegefährten verloren hatte, schifte er allein, in Gesellschaft eines Schwarzen auf dem Niger. Da der vorher unwillkührlich einen kleinen afrikanischen Fürsten beleidigt hatte, so sah er sich von diesem Barbaren an einer Stelle angegriffen, wo der Niger sehr schmal ist; er wollte sich durch Schwimmen ans andre Ufer retten, ertrank aber.

— —

In der Elbe hat sich vor einigen Tagen an mehrern Orten oberhalb Dresden ein sehr großes Thier sehen lassen, das die meisten für einen Seehund gehalten haben. Es ist verschiedentlich darauf geschossen worden, man hat es aber nicht habhaft werden können. Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts war auch schon einmal ein Seehund bey Dresden gefangen worden.

Der

Verkündiger.

104. Stück. Mittwoche. Am 27. May 1812.

Einiges aus dem heiligen indischen Buche, der Ramayuna, von Valmeekt.

(Beschluß.)

„Bey diesem Feste wurden Tausende der Bramanen gut bewirthet. Man trug eine Menge köstlicher, verschieden zubereiteter Speisen in goldenen und silbernen Schüsseln auf. Den zweymal gebornen Menschen (1) wurden alle Ehre angethan und alle Nothleidenden, welche kamen, hatten überflüssig zu trinken und zu essen. Diesen Tag fühlte niemand Hunger. Die, welche keine Herren hatten (2) und die, welche Herren unterworfen waren (3), genossen gleichfalls dieses immerwährende Fest. Die Acceten und die Shrumumas (4) hatten auch daran Theil. Es war keine Wittwe, kein Kind, kein Greis, kein hungriger Armer der sich nicht zufrieden zurückzog. Die Worte: Gebet, Esset, ertönten von allen Seiten. Durch die wiederholten Befehle: Gebt, gebt zu essen; gebt Kleider aller Art, gaben die in Dienst stehenden Officianten von allen Seiten, was man verlangte. Man sah jeden Tag Berge ähnliche Haufen Speisen nach dem Befehl zurichten (5). Männer und Frauen von verschiedenen Gegenden wurden vom großmüthigen Monarchen genährt. Vortreffliche, zweymal geborne Menschen, lobten immerwährend diese nach der Vorschrift bereitete Nahrung. „O daß wir angenehm gesättigt sind! Möge Glückseligkeit dir zu Theil werden.“ Das waren die Ausrufungen welche Raghuiva (6) hörte. Reich gekleidete Personen reichten den Braminen Nahrung; andere, mit Edelsteinen geziert, trugen diesen zu. Nachdem das Tageswerk geendigt war, so stellten die Weisen und Beredten Disputationen an, und jeder war von dem edlen Wunsch nach Sieg belebt.

Aber alle diese Ausgaben, und die nicht geringern des Opfers sind, gegen die Belohnungen welche die Braminen nach dem Opfer erhielten, unbedeutend. Anfangs wollte ihnen der König Landgüter geben. Da wandten sich alle Priester an den Monarchen, dessen Sünden gebüßt waren, und sagten: „Der König ist allein würdig die Erde zu regieren; unser Interesse ist nicht an Länderbesitzungen gebunden, und wir sind nicht fähig für sie zu sorgen (7). O König wir sind immer dem Studium der Vedas ergeben, würdige uns also eines andern weniger wichtigern Geschenkes, von kostbaren Steinen, Geschmeide, Gold, Kühen, oder jeder andern Sache. O vortrefflichster der Fürsten, wir haben kein Ver-

(1) Die Braminen, die Kshutras, und die Vishyras. Diese drey Menschenklassen waren in die achtbaren Stämme, durch die Belehnung mit den heiligen Faden eingeweiht. Dieß nennt man ihre zweite Geburt.

(2) Die Braminen, die erste Kaste.

(3) Die Shoodras, Diener der Braminen.

(4) Die welche die Strenge der Religion ausüben.

(5) Ohne Zweifel nach den Religions-Vorschriften, mit allen Formen und nöthigen Umständen, damit die Speisen rein seyen.

(6) Ohne Zweifel ein Geschlechtsname des Königs Dasharutha.

(7) Mit diesen Ländereyen oder Provinzen waren die Einwohner begriffen, und wenn man sie jemand gab, so erhielt dieser zugleich über letztere unumschränkte Herrschaft.

langen nach Provinzen.“ Als der Herr der Menschen dieſe Worte der Braminen gehört hatte, gab er ihnen eine Million Kühe, hundert Millionen Goldſtücke und viermal ſo viel Silberſtücke. . . . . Worauf der Monarch, gewohnt ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen, den nicht eingeladenen Gäſten Gold gab, und den Braminen im Allgemeinen zehn Millionen Gold von Jamboonuda.

Nach dieſem iſt von einer Expedition des Rama gegen die Rackshuſes, welche man mit den Titanen der Griechen vergleichen kann, die Rede. Ohne ſeinen militäriſchen Operationen zu folgen, wollen wir hier eine Epiſode über ein Opfer anderer Art, aus dem Werke anführen. Der Verfaſſer bringt, nach Art der epiſchen Dichter, einen großen Theil der Handlung in eine Erzählung. Es ſpricht ein Heiliger, der ſich an Rama wendet, und ihm die Thaten eines Königs erzählt, welcher zugleich Heiliger und eine Art Halbgott iſt.

„Der berühmte Vis wa-mitra, Führer der Menſchen, ſah die Weiſen abgehen, und ſprach zu allen Einwohnern des Waldes. „O ſtrenge Andächtige „in dieſem Theil des Südens. Unſerm Wege ſind „große Hinderniſſe gelegt. Laßt uns eine andere „Stätte ſuchen um die Strenge der Religion zu üben. „O großer Heiliger! im Weſten, im Land Vishala „in dem heiligen Ort Poſchkura, iſt ein zur Andacht „tauglicher Wald, in welchem wir unſere heiligen „Vorſchriften, ganz ſicher ausüben können.“ Bey dieſen Worten gieng der berühmte Heilige hinweg, ließ ſich in der Wüſte nieder, welche an den heiligen Ort gränzt, nährte ſich von Früchten und Wurzeln, und überließ ſich grauſamen und unerhörten Züchtigungen.“

Zu dieſer Zeit hatte ſich ein Weiſer, der einen Thron beſaß, Umbureesha, König von Uyodha, entſchloſſen, ein menſchliches Opfer zu bringen, aber das hierzu geheiligte, welches gewiſſe caracteriſtiſche Zeichen hatte, wurde von dem Indra entführt. Darauf ſprachen die Prieſter alſo zum König: „Jemand, o König, hat das Opfer mit Gewalt weggenommen. Beherrſcher der Menſchen! Das Verbrechen ruht auf dem König, welcher duldet, daß „ſein Opfer verletzt werde. Ein Fehler von dieſer „Natur, erfordert Verſöhnung. Bringe alſo dieſes „Opfer wieder zurück, oder ſchaffe, da es noch Zeit „iſt, ein andres und ſichres her.“ Als der König dieſe Worte aus dem Mund ſeiner Herren gehört hatte, fieng er an, alle Mittel ſeiner Macht zu gebrauchen, um ein Opfer zu finden, das dieſe caracteriſchen Zeichen an ſich habe. Dieſer berühmte Herrſcher, o geliebter Sohn des Rughoo, beſuchte verſchiedene Gegenden, bevölkerte Länder, Städte, Dörfer und gieng in die heiligen Einſiedeleyen. Endlich erblickte er Richeeka mit ſeiner Frau und ſeinen Söhnen, den Berg Bhrigootoonga bewohnend. Imbureesha näherte ſich dem armen Bramanen, welcher von ſeiner zahlreichen Familie umgeben war. Er fand ihn vertieft in Andachtsübungen, den Veda leſend. Er fragte nach ſeinem Wohlbefinden, und ſagte zu ihm: „O großer Bramane, verkaufe an mich für den Preis von hunderttauſend Kühen einen deiner Söhne, um als Opfer in der großen Religionsfeyer, Nura-medha, zu dienen. O Bramane, laß dir es gefallen, mir einen deiner Söhne zu überlaſſen. Ich habe viele Gegenden durchzogen und kein, dem Feſte würdiges, gefunden. O vortrefflicher, zweymal geborner! es liegt an dir, mir einen deiner Söhne um hohen Preis zu geben. Wenn ich dieſes Opfer erhalte, o andächtiges Kind des Kushyupa, werde ich mich im Stand geſetzt ſehen, mein frommes Unternehmen zu vollenden.“ Darauf antwortete, o Sohn des Rughoo (1), Richeeka: „Ich will meinen älteſten Sohn nicht verkaufen.“ Als die Mutter dieſes jungen Mannes die Antwort des Richeeka hörte, wandte ſie ſich an Umbureesha, den Chef der Könige, und ſagte: „Der Göttliche Sohn „des Kushyupa erklärt, daß er ſeinen älteſten Sohn „nicht verkaufen will: wiſſe, daß der jüngſte mein „geliebter Sohn iſt. Die ältern, o König, ſind „den Vätern theurer, und die jüngſten haben die „ganze Zuneigung ihrer Mütter. Alſo müſſen, o Kö„nig, dieſe zwey Kinder geſchont werden.“ Als der Weiſe und ſeine Gemahlin ſo geantwortet hatte, ſo nahm Shoonus-Shepha, ihr Sohn, der weder der älteſte noch der jüngſte war, das Wort, und ſagte: „Mein Vater behält ſich den älteſten und meine Mutter den jüngſten vor: ſo, o König, betrachte ich mich, da ich zwiſchen dieſen beyden ſtehe, als

(1) Man vergeſſe nicht daß der Verfaſſer dieſes zu Rama ſpricht und daß Rughoo der Name eines ſeiner Vorfahren iſt.

als schon verkauft. Führe mich ohne Aufschub fort.“ Darauf, o Sohn des Rughoo, kaufte der mächtige König den frommen Shoonus-Shepha für Millionen reinen Goldes vieles Geschmeide, und hunderttausend Kühen. Dann setzte er ihn, o Rama mit Freudigen Herzen auf einen Wagen, und zog eiligst ab, um sein Opfer zu vollenden.“

„Als der König so fuhr, sah er seine Pferde ermüdet und hielt um Mittag, o Sohn des Rughoo, an dem heiligen Orte Teeniha Pooshhura. Während er hier ausruhete, gieng der berühmte Shoonus-Shepha nach Pooshhura und sah Wishwa-mitra beschäftigt mit religiösen Büßungen in der Mitte der Weisen, die ihn umgaben. Niedergeschlagen durch die Beschwerden, und durch die Erinnerung an seine Bestimmung, das Herz von Angst zerrissen, neigte er den Kopf bis zu den Füßen des Weisen und ließ sich also vernehmen: „Ich habe weder Vater, noch „Mutter, noch Freunde, noch Gefährten. Rette „mich, o Haupt der Weisen! Von allen Freunden „verlassen, nehme ich zu Dir meine Zuflucht; Du „bist mein Befreyer, mein Vater. Andächtiger Mann, „ich fliehe in den Schutz deiner Macht. Bitte für „mich. Mache, daß der König sein Opfer verrichte, „und ich lebe. Sey mein Beschützer, in dem Un„glück, in welches mich das Schicksal stürzt. Rette „mich, o König, wie ein Vater seinen Sohn.“ Als Wishwa-mitra diese Worte gehört hatte, suchte er ihn zu trösten, und sagte zu seinen eignen Söhnen: „Die Väter wünschen die Söhne mit jeder „Tugend begabt, wuchernd für jene Welt (1). Die „Zeit ist gekommen, wo meine Söhne Beweise ih„rer Tugend ablegen sollen. Dieses Kind, Sohn „eines Weisen, flieht zu mir. Er ist eurer wür„dig, indem ihr euer Leben hergebt, erfüllt ihr „meine Wünsche. Ihr habt alle das Glück ausge„zeichnet, andächtige Handlungen geübt zu haben. „Gehorcht also euerm Vater und rettet den Sohn „eines Weisen. Geht und bietet euch an, das Feuer „des Opfers zu befriedigen; befreyet nach dem Be„fehl den ich euch gebe, den Sohn des weisen Ri„cheeha, welcher zu mir seine Zuflucht nimmt. Macht „durch diese Handlung, daß das Opfer des Königs „ohne Hinderniß vollzogen werden kann.“ Diese Worte erwiederte Mudhoo-Syunda und die andern Söhne also: „Wie? ihr verlaßt eure eignen „Söhne, um die eines andern zu retten! Göttli„cher Mann, das ist eben so, als wenn ihr euer „eignes Fleisch verschlänget.“ Als diese Worte in die Ohren des Weisen drangen, erhob er sich mit Augen voll Zorn, und verfluchte seine Söhne durch folgende harten Worte: „Indem ihr mein Fleisch „sagtet, habt ihr mit Stolz gesprochen, werdet Vash„sishthas (2) und seyd erniedrigt, das Fleisch der „Hunde zu verkaufen; irret eine Reihe von Jahren „in Schande und Verachtung.“ Als er seine Söhne also durch durch die Heftigkeit seiner Flüche gebeugt hatte, sagte der Sohn des Kooshika zu Shoonus-Shepha die tröstenden Worte: „O mein Sohn, „wenn du als Opfer fallen wirst, so wiederhole „den Muntra den ich dir gebe, geheiligt dem „Lobe des Indra und der andern Götter. Hast „du diesen Muntra gesungen, so wird Vasuva dich „befreyen, und der König sein Opfer erfüllt haben.“ Shoonus-Shepha nahm den Muntra, gieng dann zum König Umbureesha und sagte mit zufriedenem Herzen: „O König komme, eile mich wegzuführen, „vollende dein Opfer; heilige es mit den gebräuch„lichen Formeln, und vollziehe die Ceremonien.“ Als der glückliche König diese Worte des Sohn des Weisen gehört hatte, begab er sich ohne Aufschub zum Opferplatz.

„Sogleich brachte er dem Yoopa sein geheiligtes Opfer, Shoonus-Shepha, den reinen, mit den nöthigen Zeichen versehenen. Als Shoonus-Shepha sich befestigt sah, sang er mit lauter Stimme den Hymnus des Rigveda, der die Lobsprüche des Indra enthielt, des Gottes, der angekommen war, Theil an dem Opfer zu nehmen. Der Gott mit tausend Augen, war von diesem Hymnus, o Raguva, entzückt; und bewilligte den Shoonus-Shepha was er verlangte, ein langes Leben, und einen unsterblichen Namen. Er gab auch den König die gewünschte

(1) Ein großer Theil der Hoffnungen, die ein Indier wegen seines künftigen Glücks hegt, hängt von der Tugend seines Sohnes ab, der verschiedene Ceremonien verrichten muß, damit sein Vater nach dem Tode glücklich ist.

(2) Der Name einer verfluchten, erniedrigte Person, die die niedrigste unglückliche Kaste bilden, und deren Beschäftigung ist, den Unrath zu tragen.

wünschte Frucht seines Opfers, Tugend, Ruhm und Glückseligkeit. „Tausend Jahre lang übte der fromme Wishwa-mitra in Pooshhura, die strengen Büßungen, nach seinem Gelübde.“

(„Hier endigt die neun und vierzigste Abtheilung, welche das Opfer des Umbuneesha enthält.“)

„Als die tausend Jahre herum waren, kamen alle Götter, eine solche Tugend zu belohnen, zu dem Weisen, der seine Abwaschung (1) verrichtete. Der erleuchtete Bruhma wandte sich mit diesen Worten, voll Güte zu ihm, und sagte: „Wir setzen dich in „den Rang der ausgezeichnetsten Weisen; endige deine „Büßungen.“ Nachdem Bruhma so gesprochen hatte, gieng er ab.“

„Wishwa-mitra vernahm es und setzte doch seine strengen Andachtsübungen fort. Während er sich diesen heiligen Beschäftigungen überließ, o Rama, kam Menuka, Upsura zu ihm und suchte ihn zu verführen. Dieses wunderschöne Weib, fing damit an, daß sie sich in den Pooshkura badete.“

Der Heilige unterliegt den Versuchungen, und bringt fünf und zwanzig Jahre in der Sünde zu. Endlich ruft er aus: „Was! meine Mühe, meine Weisheit, meine Strenge, meine Entschliessungen, alles in einem Tage durch ein Weib zerstört!“ Er verläßt Pooschkura, zieht sich in die Gebirge des Nordens zurück, und beginnt seine Büßungen von neuem. —

Diese Fragmente zeigen hinlänglich den Ton dieses sungskritischen Gedichts. Wenn die asiatische Gesellschaft in Calcutta, und das Collegium des Fort William den gefaßten Plan verfolgt, und mehrere in dieser alten Sprache geschriebene Werke bekannt macht, so wird Europa bald besser die indische Litteratur kennen lernen, als es bisher durch die unvollständigen, ohne Zusammenhang verfaßten Dissertationen geschehen konnte. Es ist vielleicht Schade, daß in den Monumenten, die die Indier von diesem grauen Alterthum behalten haben, sie beständig von Religionsabsichten geleitet wurden, und also die uns uninteressantern mythologischen Schwärmereyen mehr geschätzt haben; dagegen andere ihnen, von den Vorfahren hinterlassene Bücher, welche ihne Zweifel mehrere nützliche Wahrheiten enthalten hätten, zu Grunde gehen ließen. Aber vielleicht entzieht der Eifer, dem wir die Uebersetzung des Ramayuna verdanken, auch noch solche Werke der Vergessenheit, deren Verlust wir zu bedauern hätten.

(1) Diese Abwaschung wurde von den Heiligen zum Zeichen der Erfüllung seines Gelübde verrichtet. Dieser Gebrauch herrscht noch jezt bey den Indiern.

Bekanntmachungen.

In der Steinischen Buchhandlung in Nürnberg ist zu haben:

Schlümbach, Fr. M. von, Abbildung und Beschreibung der hauptsächlichsten in- und ausländischen Nadelbäume, welche besonders in dem Königreiche Baiern wild gefunden werden; nebst den sich dabey am häufigsten aufhaltenden Insecten, mit Anzeige der zweckmäßigsten Vorbauungs- und Ausrottungsmittel der Insecten, dann mit einigen Fragen und Antworten aus der Forstwissenschaft und mit einer Anleitung zu ämtlichen Berichten nach dem Baierischen Geschäftsgang; imgleichen mit einer Holzsaamen Preistabelle. 2 Theile, mit 18 prächtig nach der Natur illuminirten Kupfertafeln, gr. 4to. 10 fl.

Dasselbe Werk mit schwarzen Kupfertafeln 6 fl. 30 kr.

Dessen Saamensammlung von 100 Arten in- und ausländischen Bäumen, Stauden und Rankengewächsen, in einem eben so zierlich als dauerhaften, durch Gläser vor allem Staub bewahrenden, gut verschlossenen Etui von geschliffenem Kirschbaumholz, für den sehr wohlfeilen Preis von 20 fl.

Gegen baare Bezahlung und portofreye Einsendung des Betrags.

Geist des Lehrplans für die Volks-Schulen in Baiern, der dazu gehörigen Instruction, Erläuterung und Lehrordnung. Zusammengezogen zu gemeinnützigen Gebrauch für Volks-Schullehrer und deren Aufsichts-Behörden. Von Johann Carl Sigmund Kiefhaber. Nürnberg, im Verlag der Schmidmerschen Buchhandlung 1812. Preis 9 kr.

Diese Uebersicht des Lehrplanes, welcher den Volksschulen vorgeschrieben ist, entspricht ihrem Zwecke, und ist daher sehr empfehlenswürdig. Besonders wird vielen der Entwurf einiger Fragen, auf deren Beantwortung bey der Prüfung eines Schulamts-Candidaten vorzüglich Rücksicht genommen werden möchte, willkommen seyn.

Der

Verkündiger.

105. Stück. Freytag. Am 29. May 1812.

Bestandtheile des Biliner Sauerbrunnens.

Noch ehe man die Bestandtheile des Biliner-Sauerbrunnens kannte; ehe eine chemische Analyse ihren Werth entschied, wurde dieses Mineralwasser bereits häufig verschickt, und es verdiente diese allgemeinere Verbreitung in medizinischer und diätetischer Hinsicht.

Die wiederholte chemische Untersuchung, und die zwischen Bilin und Selters gezogene Parallele, gaben folgende Resultate:

1) Feste Bestandtheile in 100 Kubikzollen Wasser.

	zu Bilin nach Reuß.		zu Selters nach Bergmann.	
Kohlensaures Natron	67 2/2	Gr.	24	Gr.
Schwefelsaures	45 1/8	—	—	—
Salzsaures	9 1/5	—	109	—
Kohlensaure Kalkerde	10 1/16	—	17	—
Kohlensaure Talkerde	5 1/2	—	29 1/2	—
Kieselerde	1 1/2	—	—	—
	128 3/4	Gr.	179 1/2	Gr.

2) Flüchtige Bestandtheile in 100 Kubikzollen.

	zu Bilin nach Reuß.	zu Selters nach Bergmann.
Kohlensaures Gas	115 5/8 K. Z.	60 K. Z.

welche lehren, daß die Bestandtheile in beyden Mineralwässern dieselben seyen, nur das Mischungsverhältniß verschieden hervortrete; daß bey Bilin die Soda oder das Natron, bey Selters das Kochsalz vorwalte, daß bey Bilin dieses den geringsten Antheil habe, da es bey Selters als sehr bedeutend erscheint. Aber selbst dieses umgekehrte Verhältniß spricht zu Gunsten Bilins, und mehrere der berühmtesten Aerzte Deutschlands haben ihm eben deswegen den Vorzug vor dem sonst so sehr beliebten Selterbrunnen eingeräumt. Eben so kann es mit allem Rechte die im Grieß und Sand so sehr gerühmte Aqua mephitica ersetzen.

Das Biliner-Wasser wird daher die Stelle des Selterwassers in den benachbarten Staaten vertreten können, und es möchte wohl nur Vorurtheil von Seiten des Arztes oder des Kranken seyn, wenn er das so theuere und durch die lange Fahrt in der Sonnenhitze oft ganz unbrauchbar gewordene ausländische Mineralwasser dem viel wohlfeilern, am Kohlenstoffgase viel reichern inländischen vorzöge.

Die Krankheiten, in denen sich der Sauerbrunnen durch Erfahrung als wirksam bewies, sind:

1. Mancherley Brustbeschwerden, als: die eiterige Lungensucht, der habituelle Schleimhusten.
2. Einige abnorme Zustände der Eingeweide des Unterleibs, als die Gelbsucht, der Infarktus, das konvulsivische Aufstoßen und Erbrechen, das Erbrechen der Schwangern, das Blutbrechen.
3. Die krankhaften Verrichtungen der Harnwerkzeuge, als: der Sand, Grieß und Blasenstein.
4. Einige cachektische Krankheiten, als: die Scropheln, die Bleichsucht.
5. Einige Abnormitäten des Nervensystems, und die Abmagerung des Körpers ohne sichtbare Verletzung des Organismus.

Sehr wohlthätig kann dieses Mineralwasser in den gedachten Krankheiten in Verbindung mit andern zweckmäßigen Arzneymitteln wirken, und zwar fast immer als diätetisches Mittel. Als dieses kann es Siechen und Schwachen durch seinen angenehmen

men Geschmack nicht allein Erquickung, sondern auch fieberlose Stärke gewähren.

Ausbruch eines Vulkans auf dem Azoren im Jahr 1811.

Unter die merkwürdigern neuern Naturerscheinungen gehört der Vulkan, der im J. 1811 nahe bey den Azorischen Inseln, aus der Tiefe des Ozeans herauf, seinen Ausbruch genommen hat. Ein Schreiben eines Amerikaners, der sich damals auf der Insel San-Miguel (der volkreichsten unter den Azoren) aufhielt, an den Herausgeber des Bostonschen Journals Palladium, giebt hierüber folgende nähere Nachricht.

In den ersten Tagen des Juny 1811 sahen sich die Einwohner der Insel San-Miguel durch die plötzliche Erscheinung eines Rauchs, der aus der Erde hervorzusteigen schien, in große Bestürzung und Unruhe versetzt. Dieser Rauch, der sich über den ganzen westlichen Theil der Insel verbreitete und zwey Tage lang darauf liegen blieb, war so stark mit schwefelichten Theilen geschwängert, daß viele Leute durch denselben erstickt zu werden befürchteten. Hierauf nahm man einen ungeheuern vulkanischen Ausbruch wahr, etwa sechs Seemeilen von der Hauptstadt Poso Delgada und eine Meile vom Ufer, an einer Stelle, wo das Wasser fünfzig Klafter tief war, aus der Tiefe des Ozeans hervorgehend. Dieser Ausbruch dauerte unter ununterbrochenem Feuer und Rauch zwey ganze Tage hindurch. Die Sphäre des Vulkanns schien sich etwa auf drey Meilen um seinen Mittelpunkt zu erstrecken. Auf einmal schien er mehrere Stunden lang ganz erstorben zu seyn, bis er eben so plötzlich, in der gleichen Entfernung vom Ufer, eine Meile mehr westlich wieder hervor brach. Jetzt eröffnete sich eins der fruchtbar-prachtvollsten Schauspiele. Ein fürchterlicher Vulkan unter dem Meere trieb ununterbrochen, in der stärksten Bewegung, ungeheure Massen eines glänzenden, durch alle Regenbogenfarben prächtig nüancirenden Feuers, unter dem Donner der schrecklichsten Seeschlacht, zum Himmel empor. Oft wechselten die Feuermassen mit Rauchsäulen, und von Zeit zu Zeit wurden gewaltige Felsenstücke zu einer schwindelichen Höhe hinaufgeschleudert, um dann, nach erschöpfter Steigekraft, in wachsender Schnelligkeit vielleicht an ihre vorige Stelle wieder hinabzustürzen.

Dieser letzte Ausbruch dauerte sechs Tage lang; nun erblickte man da, wo es am stärksten geraucht hatte, eine kleine mit Lava beworfene Felseninsel. Dieses neue Eiland, das eine Meile im Umkreise hat, ist beynahe rund, und in der Mitte desselben findet sich eine Bassin voll Wasser von ungefähr einer halben Meile Umfang.

Während jenes fürchterlichen Wüthens in den Eingeweiden der Natur wurden auf der ganzen Insel San-Miguel häufige Erdstöße verspürt. Die Einwohner retteten sich durch schnelle Flucht, und ausser dem Zusammenstürzen von sieben kleinen steinernen Häuser im westlichen Theil der Insel, hörte man von keinem Unglücksfall.

Von einer nächstens zu veranstaltenden Untersuchung der neuen Insel erwartet man interessante Resultate für Naturgeschichte und Schifffahrt. Noch ehe der Ausbruch des Vulkans völlig vorüber war, hatten sich drey Männer demselben zu nähern gesucht; allein beynahe hätten sie ihre Neugierde mit dem Leben bezahlen müssen. Aller Anstrengungen ungeachtet, ward ihr Fahrzeug, wie durch einen Anzug der Luft, etwa eine halbe Meile weit mitten in einen dicken Rauch fortgezogen. Voller Schrecken über ihre gefahrvolle Lage blieben sie hier anderthalb Stunden; und als sie endlich die Tageshelle wieder erblickten, waren Gesichter, Hände und Kleider ganz schwarz, und den Boden des Schiffs fanden sie zollhoch mit einer feinen schwarzen Asche bedeckt, ähnlich der in den Werkstätten der Grobschmiede. Noch weiß man nicht, ob ein Schiff zwischen der neuen Insel und San-Miguel wird durchpassiren können.

Bestandtheile einer Schwefelquelle bey Langensalza in Thüringen.

Obgleich dieses Schwefelwasser in der Nähe von Langensalza erst im verflossenen Sommer entdeckt worden ist, und daher noch mehrere Jahre verfliessen müssen, ehe dessen Wirkungen auf verschiedene Krank-

Krankheiten des menschlichen Körpers genau bestimmt werden können, so zeigt doch die unten angeführte Analyse desselben, die Hr. Professor Tromsdorff in Erfurth im vergangenen Spätherbste unternommen hat, daß es unter die kräftigsten Schwefelwasser Deutschlands gezählt werden kann, und es ist daher mit Recht zu vermuthen, daß dieselben Wirkungen, wie bey andern kräftigern Wassern derselben Art, davon erwartet werden können, um so mehr, da die Versuche, die im verflossenen Jahre damit angestellt wurden, sehr vortheilhaft ausgefallen sind. Vorzüglich wirksam wird dieses Wasser sich bey Gicht und chronischen Rhevmatismen und den daraus entstandenen Krankheiten, als Lähmung, Geschwulst und Steifigkeit der Glieder, bey Hautkrankheiten, besonders bey Krätze, Flechten und andern daher rührenden Uebeln; bey manchen Folgen der venerischen Krankheit, und zumal der dagegen gemißbrauchten Mercurialarzneyen, bey Verschleimung der Lungen und Verdauungswege, bey mehreren, aus Stockungen im Unterleibe und im lymphatischen Systeme entstandenen Beschwerden, beweisen, wie auch aus der Analogie mit andern wirksamen Schwefelwassern zu vermuthen steht. Nach der genauen Analyse dieses Wassers durch den Hrn. Tromsdorff, sind in 100 Cubiczoll dieses Wassers enthalten: $6\frac{1}{10}\frac{2}{0}$ Cubiczoll kohlensaures Gas; 14 Cubiczoll Hydrothionsäure (oder Schwefelleberluft.) Ferner sind an festen Bestandtheilen in einem Pfunde dieses Wassers: 0,100 Gran Schwefelharz, 0150 Gr. Hydrothionsaure Talkerde, 1,250 Gr. schwefelsaures Natrum (oder Glaubersalz) 11,150 Gr. schwefelsaurer Kalk, 0,650 Gr. kohlensaure Talkerde, 2,200 Gr. kohlensaurer Kalk, 0,250 Gr. Thonerde, 0,150 Gr. Kieselerde, 0,075 Gr. Extractivstoff, zusammen 20,175 Gran feste Bestandtheile.

Der Impfungsstoff kommt ursprünglich von Pferden.

Die in Frankreich von dem Minister des Innern aufgestellte Central-Kuhpocken-Impfungs-Comité, suchte seit langer Zeit Gelegenheit durch bestimmte Experimente die Meinung zu bewahrheiten, welche der Dr. Jenner über den ersten Ursprung der Kuhpockenimpfung geäußert hatte, die, wie er versicherte, von einer besondern Krankheit bey den Pferden bekannt, unter dem Namen offene Beine (eaux aux jambes) herrühre. Er glaubte, daß dieselben Menschen, die mit der Pflege der von dieser Krankheit angefallenen Pferde beauftragt sind, und nachher die Kühe melken, auf den Eiter dieser letztern den Wasserstock brachten, welcher an denselben die Pocken hervorbringt.

Der Dr. Loy machte in England die glücklichsten Versuche und bestätigte Jenner's Meinung. Er gab zu London die Resultate davon heraus, welche in die Zeitung, die britische Bibliothek genannt, eingerückt wurden.

Hierauf wiederholten die Doktoren Lafort von Salonichi und Sacco von Mailand Loy's Experimente und erhielten die nämlichen Resultate als er.

So standen die Sachen, als ein unvorhergesehener Umstand den franz. Aerzten die Mittel verschaffte, sich selbst von der Wahrheit der Aeußerung Jenner's zu überzeugen.

Nachdem die Zentralkomité von Hrn. Arzt Lemercier unterrichtet worden war, daß Hr. Bodreau, Kutscher des Hrn. Milliette, ehemaliger Bankier, welcher ein Pferd verpflegte, das offene Beine hatte, und der die Blattern noch nicht gehabt hat, an der Hand kuhpockenartige Pocken bekam, beeiferte sie sich über diese Thatsache allen nöthigen Unterricht einzusammeln. An demselben Tage erfuhr die Comité, daß Hr. Tartra, Chirurgus der ersten Klasse, an welchen sich dieser Dienstbothe gewendet hatte, sich des Stoffes dieser Pocken bediente, um denselben einigen Kindern einzuokuliren. Die Comité erwählte mehrere ihrer Mitglieder, um seinen Experimenten beyzuwohnen; sie nahm mehrere Einokulirungen mit diesem Stoffe vor, und sie gelangen vollkommen. Die regelmäßigste Impfung war deren Resultat.

Die Comité setzt ihre wichtigen Experimente mit aller möglichen Sorgfalt fort, und zweifelt nicht, daß sie endlich die allgemeine Meinung über eine Thatsache festsetzen, die ihr nun evident genug bewiesen zu seyn scheint.

Thenards Versuche über den Phosphor.

Nach Thenards neuesten Versuchen enthält der gewöhnliche, mehrmals destillirte (also der reinste) Phosphor noch immer Kohle. Enthält er nur wenig, so kann er so weiß und durchsichtig wie Wasser werden, doch ist er, je nachdem er mehr Kohle enthält, auch röther. Zugleich fand dieser Chemiker, daß der beym Verbrennen des Phosphor's zurückbleibende rothe Rückstand nichts als Phosphorkohle ist. Von dieser Phosphorkohle oder diesem Oxyd rührt es her, daß Phosphor bey langsamen Verbrennen in Luft, phosphorige Säure und Kohlensäure liefert. Durch Schmelzen und langsames Erkalten des Phosphors wird er durchsichtig und farbenlos; durch schnelles Erkalten, nachdem man ihn bis auf 50 Grade erhitzt hat, wird er schwarz. Dieses Schwarzwerden scheint jedoch nur von einer Anordnung seiner Grundtheile herzurühren, denn durch schmelzen und langsames Erkalten wird es wieder farbenlos.

Verschiedenes.

Seit kurzer Zeit hat sich zu Kloster-Neuburg ein Werk erhoben, das in mehrfacher Hinsicht Aufmerksamkeit verdient. Der Bau einer Thermolampe, vollführt von dem als ausgezeichneten Chemiker bekannten Andreas Zacharias Winzler, auf Kosten des Eigenthümers Anton Wajlawek, ist vollendet. Um deren Größe und Umfang zu beurtheilen, darf man nur bemerken, daß die zweyfächerige Retorte über 100 Klafter Brennholz fasset, und Niemand wird mehr zweifeln, daß diese Thermolampe die größte in Europa sey. Es ist aber nicht so sehr die Größe, welche dieser vor allen andern vorher bestehenden den Vorzug gibt, als die originelle Neuheit der höchst nützlichen Erfindung, durch die Wirkungen des brennbaren Gases, das bis jetzt immer nur zur Beleuchtung und Beheizung größerer Gebäude verwendet wurde, zugleich eine ungeheure Anzahl Ziegel zu brennen. Nach überzogener Säure und Theer dringt das Wasserstoffgas durch unterirdische Kanäle in den nahen Ziegelofen, und im Verlaufe von etwas mehr als sechs Stunden sind bis 60,000 Ziegel vollkommen gebrannt. Es soll ein höchst überraschender Anblick seyn, das entzündete, zwischen den aufgeschichteten Ziegeln gleichförmig vertheilte Gas und jeden Ziegel glühend durch die häufigen Schaulöcher zu sehen. Alle Erwartung übertraf die erste im vorigen Monate, in Gegenwart einer zahlreichen Versammlung gemachte Probe. Der zweyte Versuch, für dessen Gelingen noch ungleich größere Anstrengungen geschehen sind, beginnt am 15. May Nachmittags, wahrscheinlich unter einem noch ungleich zahlreichern Besuche. Der Herr Statthalter von Oestreich, Graf von Saurau verhieß diese, dem vaterländischen Gewerbfleiße so wichtige Probe mit seiner Gegenwart zu beehren.

— —

Der Mal-Strom, diese Charybdis von Norwegen, welche weit fürchterlicher als die von Sizilien ist, scheint seit zwey Jahren noch ungleich reissender und heftiger geworden zu seyn. Auch die periodische Bewegung des Strudels ist nicht mehr dieselbe. Gegenwärtig steht er je zu fünf Stunden um fünfzehn bis zwanzig Minuten lang still. Bis auf eine Entfernung von acht bis neun englischen Meilen sind die Schiffe nicht mehr sicher. Setzt noch vollends ein Sturm den Strudel in Bewegung, so wird die anziehende Kraft desselben so stark, daß die Fahrzeuge selbst bis auf zehn Meilen weit davon ergriffen und zum unvermeidlichen Schiffbruch fortgerissen werden, Auch die größten Seethiere haben nicht selten das nämliche Schicksal. Noch im Jahr 1810 hatten sich zwey Fahrzeuge, die vom festen Lande von Norwegen nach der Insel Vigten übersetzen wollten, dem Mal-Strom bis auf neue Meilen genähert, in welcher Entfernung sie sich um so sicherer glaubten, da man dafür hielt, die Kraft des Strudels erstrecke sich blos auf sechs Meilen; allein plötzlich sahen sie sich in den Wirbel eingezogen, und giengen mit dem ganzen Schiffsvolk zu Grunde.

— —

Am 13. April Abends um 9 Uhr sah man zu Mariboe (auf der dänischen Insel Laland) eine merkwürdige Lufterscheinung, nemlich eine sehr große Sternschnuppe, die sich in sehr viele kleine Sterne auflöste und eine so große Helle verbreitet, daß man auf den Strassen die kleinsten Gegenstände sehen konnte.

— —

Erdstösse. Am 2. May verspörte man zu Nantes einen schwachen Erdstoß; ziemlich stark war er zu Guerande, St. Nazaire, Paimboeuf und in der ganzen Gegend, mehrere Schornsteine und Mauern wurden umgeworfen. Der Stoß dauerte ungefähr 2 Sekunden.

Der

Verkündiger.

106. Stück. Sonnabend. Am 30. May 1812.

Um die vielen Unannehmlichkeiten und unnöthigen Schreibereyen wenigstens nicht zu vermehren, senden wir keiner Handlung, welche ihre Rechnungen seit Jahren weder abgeschlossen noch saldirt hat, vom ersten Juny an, weder die Fortsetzungen des Verkündigers und der Handlungszeitung, noch unsern übrigen Verlag

Wenn also die Herren Interessenten irgend etwas auf dem gewöhnlichen Weg nicht mehr bekommen sollten: so bitten wir sich an eine andere Handlung, oder an uns direkte, zu wenden. Contor der Handlungszeitung und des Verkündigers in Nürnberg.

Turaudau's neues Verfahren, schneller und besser Runkelrübenzucker zu verfertigen.

I. Allgemeine Beobachtungen über den Anbau und die Wahl der Runkelrüben.

Die im neu gedüngten Lande gewachsenen Rüben geben gewöhnlich einen Saft, der eine große Quantität kristallisirbaren Zucker enthält, während die auf Brach gelegenen Feldern gewachsenen einen Saft geben der sehr viel Süssigkeit, aber wenig salzige Substanz enthält. Da es jedoch schwer ist, die Art wie er gebaut wurde von den Pächtern zu erfahren, so kann man durch folgendes Verfahren sich augenblicklich von ihrer Qualität überzeugen.

Anfangs zerreibt man einige Rüben, drückt alsdann den Saft aus, und füllt mit ihn den Einschlag eines Aerometers; zeigt dieser Saft fünf Grade so ist man gewiß, daß die Rüben von mittlerer Qualität sind, denn der Zucker, den sie enthalten, ist zum Theil unkristallisirbar. Wenn im Gegentheil der Saft 7 bis 8 Grad Dichtigkeit zeigt, so darf man gewiß seyn daß er sehr viel kryſtallisirbaren Zucker enthält, und es vortheilhaft ist, den Zucker, auszuziehen.

Uebrigens mögen die Runkelrüben welche Farbe sie wollen haben, so erhält man doch wenn der Saft nur 8 Grad zeigt, zwey bis drey Procent Zucker.

II. Von der Reinigung des Runkelrübensaftes durch Schwefelsäure.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß es nicht unbequem ist den Runkelrübensaft durch Schwefelsäure zu reinigen, ich ziehe dieses Reagens sogar dem Kalk vor, dessen Wirkung auf den Saft mir, selbst wenn man sie durch Milch und Kohlensäure mäßigt, doch zu kräftig schien. Mehrere vergleichende Versuche die ich hierüber anstellte, haben mir dieß vollkommen bestättigt.

Da jedoch die Reinigung des Saftes durch Kalk eben so gut als mit Schwefelsäure vor sich geht, und es ökonomischer ist, ihn statt dieser Säure zu brauchen, so wäre es in dieser Hinsicht zu wünschen, daß die Erfahrung ihm zu Gunsten zeuge.

Ehe man den Saft zum Verdunsten bringt, muß man ihn von den faserigten Materien reinigen, die in ihm enthalten sind. Um dieses zu bewirken, gießt man, je nachdem der Saft aus der Presse kommt, auf hundert Kilog. Saft 250 Gramm, 66 Gradige Schwefelsäure, die man vorher mit drey oder viermal so viel Wasser (dem Gewicht nach) ver-

verdünnt hat. Darauf muß man die Mischung umrühren, um die Verbindung des Saftes und der Säure zu begünstigen.

Der so gesäuerte Saft kann 48 Stunden lang aufbewahrt werden. Ich bemerkte selbst, daß, von vier bis fünf Stunden nach seiner Säurung an, er auf dem Feuer sich besser läuterte, je näher gegen diese 48 Stunden das Einkochen angefangen wurde.

Wenn man eine gewisse Menge gesäuerten und hinlänglich macerirten Saft hat, gießt man ihn in eine Verdunstungspfanne, und nimmt dazu auf 100 Kilogramme Saft, 500 Gramme Kreide oder Kohlensauren Kalk, die man mit den Saft vermischt, indem man zwey oder drey Minuten lang mit einen Spatel rührt, um die Verbindung der Säure mit der Kreide zu begünstigen. Ist diese Manipulation geendigt, so setzt man zu der Mischung auf jede 100 Kilogramme (1) Saft, 125 Gramme gepulverten neu gelöschten Kalk, den man mit etwas Wasser verdünnen muß, damit er sich besser mit den Saft vereinigen kann.

Sobald der Kalk zu dem Saft gesetzt, und wohl vertheilt ist, gießt man in die Pfanne, auf jede 100 Kilogramme Saft, ein Litre gerahmte, oder nicht gerahmte Milch, bewegt die Mischung von neuem, und läßt sie dann ruhig.

Während diese Manipulationen dauern, muß man Acht haben, unter der Pfanne Feuer zu haben, und es so anzufachen, daß der Saft sehr schnell zum Sieden kommt.

Je nachdem die Hitze in der Flüssigkeit vermehrt wird, bildet die faserigte Materie mit den verschiedenen Substanzen, welche man zugesetzt hat, ein Coagulum, das auf der Oberfläche der Flüssigkeit schwimmt, und das man erst dann wegnimmt, wenn durch das Sieden die dicke Rinde mit der der Saft bedeckt ist, getrennt wird, alsdann nimmt man ihn hinweg, und setzt ihn zum Abtropfen auf ein Filtrum. Ist diese Operation geendigt, so gießt man den vierten Theil der Milch, welche man vorher gebraucht hatte, in den Saft, und bewegt die Mischung von neuem.

Dieser zweyte Zusatz hat den Zweck, die Bildung eines neuen Schaums zu befördern, der sich sobald man zu rühren aufhört, auf der Oberfläche zeigt. Dieser Schaum wird eben so wie der erstere hinweggenommen, und zum Abtropfen hingestellt. Wenn der Saft auf diese Weise gereinigt ist, so muß man das Feuer ausgehen lassen, und dann die Flüssigkeit eine halbe Stunde ruhig stehen lassen. Während dieser Zeit fallen die faserigten Materien die er aufgelöst hat, auf den Boden der Pfanne, welches durch schnelles Laufen durch Filz, das man mit einen Heber bewerkstelligt, erleichtert wird.

Wenn alle helle Flüssigkeit abgezogen ist, so gießt man den Rückstand auf den Filz, damit er vollkommen abtropfe. Durch diese verschiedenen Manipulationen kann man in einigen Minuten mehrere Zentner gereinigten Saft filtriren, wie die Hrn. Berthollet, Chaptal, Deyeux und Vauquelin Zeuge sind, in deren Gegenwart sich diese Operation im Hause des Staatsraths, Grafen Real, machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

(1) Beyläufig bemerken wir hier, daß 1 Kilogramm einem baierischen Pfund und 25 Loth gleich ist, und ein Kilogramm tausend Gramme hat. Wegen näherer Belehrung verweisen wir die Leser auf das 32ste Stück der Handlungszeitung vom funfzehnten Jahrgang (1808), in welchem sie das Verhältniß des baierschen zum französischen Gewicht, und umgekehrt von der Königl. Mautdirektion selbst angegeben, finden werden.

Bekanntmachung.

So eben ist erschienen und im Contor der Handlungszeitung in Nürnberg und in allen soliden Buchhandlungen zu haben:

Das
Neueste und Nützlichste
der
Chemie, Fabrikwissenschaft, Apothekerkunst, Oekonomie und Waarenkenntniß.
Dreyzehnter Band.
Mit einem Kupfer.

Nürnberg, im Contor der Handlungszeitung 1812.
Preis 2 fl. rhein. oder 1 Thlr. 3 Gr. sächs.

Auch

Auch unter dem Titel:

Handbuch
für
Fabrikanten, Künstler, Handwerker
und
Oekonomen;

oder die neuesten und nützlichsten Erfindungen, Entdeckungen und Beobachtungen, besonders der Engländer, Franzosen und Deutschen, in der Chemie, Fabrikwissenschaft und Oekonomie.

Mit einer Anzeige
der neuesten in diesen Fächern erschienenen Büchern, ꝛc. ꝛc.

Dieses fortlaufende Werk, das die neuesten Beobachtungen, Entdeckungen und Erfindungen, welche in technischer und ökonomischer Beziehung nützlich sind, enthält, ist für jeden Kaufmann, Fabrikanten und Oekonomen von großem Interesse. Dieser 13te Band enthält:

1) Das neueste Verfahren der Engländer, leinenen, seidenen und wollenen Zeugen alle Farben zu geben, oder Grundsätze der Färberey.

Diese eben so gründliche, als neue und belehrende Grundsätze der Färberey sind von dem Engländer Imison verfaßt, und vom Professor der königl. engl. Institute für Technologie ꝛc., Hrn. Wadstur bekannt gemacht worden. Sie erstrecken sich auf folgende Gegenstände:

Grundsätze der Färberey überhaupt; von der Blaufärberey; vom Gelbfärben; vom Rothfärben; vom Schwarzfärben; vom Braunfärben; vom Färben zusammengesetzter Farben.

2) Verbessertes Verfahren Seife zu bereiten.

Herr Curaudeau in Paris verschaft uns durch seine Erfahrungen eine sehr gründliche Einsicht in Bildung der Seife, so daß man durch die Anwendung der hier mitgetheilten Vorschriften die Bereitung der besten Seifen in seiner Gewalt hat, und beträchtlich an Zeit und Kosten erspart. Mehr über verschiedene Arten von Seifen und ihre Bereitung kommt in den frühern Bänden (den 1ten, 2ten, 4ten und 6ten) dieses Werkes vor. Angefügt ist das Verfahren:

Seife aus dem, beym Schmelzen des Unschlitts bleibenden, Rückstand zu machen,

welches vor kurzem Herr Schlesinger in Wien auf Befehl des Kaisers bekannt gemacht hat.

3) Neue Art, Salpetersäure oder Scheidewasser zu bereiten.

4) Neue Masse zur Bedeckung der Dächer.

Eine treffliche und wohlfeile Masse, um Häuser, Dächer, Altanen von der Feuchtigkeit ꝛc. zu schützen und die Metallbedeckung u. a. zu ersparen. Sie wurde von der Ackerbaugesellschaft in England bekannt gemacht.

5) Kunst, den inländischen Holzarten alle Farben zu geben, daß sie ausländischen gleichen.

Die Seltenheit und der theure Preis der ausländischen Holzarten veranlaßte die Gesellschaft zur Aufmunterung der Industrie in Frankreich einen Preis für die Anwendung der inländischen Holzarten zu Meublen auszusetzen, und Herr Cadet de Gassicourt macht hier bekannt, wie man demselben alle Farben der ausländischen einheizen könne. Hier kommt folgendes vor: Wässeriger Abfud des Brasilienholzes, des Campecheholzes, des Krapps, der Curcumewurzel; wässerige Auflösung der Gumigutta; desselben in Terpentinöl; Aufguß des Saffrans, des Kocon. Metallische Farben. Von den Beizmitteln. Von den Reagentien. Von den Firnissen. Nachgeahmte Hölzer. Vorbereitung der Hölzer. Färbung derselben. Gebrauch der Firnisse. Den Hölzern alle andern Farben zu geben ꝛc.

6) Verschiedene Arten den rothen Weinessig und andere Flüssigkeiten zu entfärben, und die rothen Weine zu verbessern.

Das ältere Verfahren, Flüssigkeiten zu entfärben, haben wir schon früher im Verkündiger und in der Handlungszeitung angegeben. Zwey Franzosen, Figuer und Menard, haben aber das hier angegebene, sicherere und vollkommenere erfunden.

7) Bereitung des Feuerschwamms oder Zunkels.

8) Verfahren den Indigo aus Waid zu bereiten.

Schon im 5ten Bande dieses Werkes haben wir gelehrt, wie aus der Waidpflanze Indigo gewonnen werden könne. Seit dieser Zeit sind mehrere Versuche von Deutschen, Franzosen und Italienern angestellt, und Verbesserungen gefunden worden, welche wir hier mittheilen. Und zwar: Verfahren der Herren Pavie und Grosset, aus Waid Indigo zu bereiten; Verfahren des Dr. Heinrichs, der, nach dem Verkündiger 28. Stck. dieses Jahrs, von dem österreichischen Kaiser für dieser Erfindung sehr belohnt worden ist. Verfahren des Dr. Micheloti. Hierauf theilten wir noch andere Angaben, Berechnungen und Bemerkungen mit, handelten besonders von der Auswahl der Blätter, von der Gährung, Fällung des Indigs, Scheidung desselben von der gelben Substanz und Trocknung.

9) Neue Art Bleyweiß zu verfertigen.

Alle, bisher erfundene Bereitungs- und Verbesserungsarten des Bleyweißes finden sich im 4, 5, 6 und 10ten Bande dieses Werkes. Hier ist die erst vor kurzem von dem bekannten Montgolfier erfundene Verbesserung dabey.

10) Undurchdringlicher Ueberzug auf Leinwand und auf Eisen.

Herr Anderson in Portsmouth erfand eine treffliche Masse, mit welcher die Leinwand überzogen und gegen

das

das Wasser undurchdringlich gemacht werden kann. Auch einen Ueberzug, um das Eisen gegen die Einwirkungen der Luft zu sichern, erfand derselbe, welche beyde man hier findet.

11) Bereitung des vegetabilischen oder spanischen Roths.

12) Bereitung der künstlichen Hefe.

Es ist bekannt, wie sehr Bäcker, Branntweinbrenner und Bierbrauer oft Mangel an guter Hefe haben. Zu den im 4ten und 8ten Bande mitgetheilten Arten, die Hefe künstlich zu verfertigen, fügen wir hier noch neuere.

13) Bereitung der Composition zur enkaustischen Malerey.

14) Verschiedene Arten Firnisse zu bereiten und anzuwenden.

Der Engländer, Doctor Imison, hat ein eigenes Werk über die Bereitung und Anwendung der Firnisse herausgegeben, aus welchem wir hier das Wesentliche mittheilen, und uns auf das, im 1, 10 und 12ten Bande dieses Werkes, hierüber vorgetragene beziehen. Hier werden zu bereiten gelehrt: Fette oder Oelfirnisse; schwarzer Firniß für Kutschen und eiserne Geräthschaften; Firniß, um seidene Zeuge gegen Luft und Wasser undurchdringlich zu machen; Blanchards Firniß zu dem mit Wasserstoffgas gefüllten Ballons; Firnisse mit flüchtigen Oelen; Verfahren den Copal in Terpentinöl aufzulösen; Firniß für Getäfel und Meubles; Firniß für Dosenze.; Firniß für Violinen und andere musikalische Instrumente; Zinnoberfirniß für Kutschen; Firniß mit Körnerlack; Firniß auf Metalle; Goldfirniß auf Messing; Firniß für Schlösser. Hierauf werden noch einige Firnisse, welche Franzosen und Deutsche angegeben haben, zu bereiten gelehrt, und zwar: Firniß zu allerley Gebrauch; Terpentinölfirniß; Bernstein-, Copal-, weißer Weingeißfirniß; Firniß für Kupfer- und Eisengeschirr; Firniß zu aerostatischen Maschinen; Englischer Goldfirniß; Templinfirniß; Japanischer Firniß.

15) Anwendung des Kalkes und der Kohle zum Bleichen der Leinwand, des Garns ꝛc. ꝛc.

Eine neue sehr interessante Entdeckung.

16) Zubereitung des weißen indischen Feuers.

Diese, den Engländern bisher bekannte, aber geheim gehaltene Zubereitung, wird hier gelehrt.

17) Türkisches Garn zu färben, nach Hausmanns Verbesserung.

Zu den, im 4ten Bande angegebenen Arten, türkisches Garn zu färben, findet man hier als Nachtrag die neuesten Verbesserungen des bekannten geschickten französischen Fabrikanten, Hr. Hausmann.

18) Beschreibung und Abbildung einer Maschine zum Wasserschöpfen.

Diese, im Oriente gebräuchliche Maschine, um Wasser auf jede Höhe zu bringen, ist so originell als einfach, und verdient Aufmerksamkeit.

19) Maschine, durch welche die Schuster stehend arbeiten können.

Den vielen Unbequemlichkeiten und Kränklichkeiten, welchen die Schuster in der Stellung, in welchen sie arbeiten, entspringt, ist durch diese einfache, hier beschriebene und abgebildete Maschine, vom Engländer Parker angegeben, abgeholfen.

20) Verfahren, Bernsteinfirniß zu bereiten und zugleich das Oel und Salz abzuscheiden.

Durch einen Destillirapparat, der hier beschrieben und abgebildet ist, kann auf eine sehr simreiche Art Bernsteinfirniß gemacht, und das sich entwickelnde Salz und Oel (Sal succini, Oleum succini), welcher bisher verlohren ging, gewonnen werden.

21) Anwendung des Glaubersalzes zur Glasbereitung.

Um die theure, oft so unreine und verfälschte Pottasche entbehren zu können, haben mehrere Gelehrte die Anwendung des Glaubersalzes zur Glasbereitung, wodurch das Glas an Schönheit und Güte gewinnt, gezeigt. Hier findet man die Methoden des ungarischen Arztes Oesterreicher und des Inspektors der Künste und Manufactur in Frankreich, Hr. Marcel de Serres, beschrieben.

22) Syrup und Zucker aus Stärke zu bereiten.

Dieser so wichtig gewordene Gegenstand, ist hier ausführlich behandelt, so daß jeder sehr leicht Syrup und Zucker daraus selbst erhalten kann.

23) Verschiedene Arten Leder zu lackiren.

Die Lederlackirung gewinnt, durch die Stiefelschäfte, ein eigenes Interesse, und wird hier nach den neuesten Angaben beschrieben.

24) Anzeige der Bücher, welche seit der Erscheinung des 12ten Bandes dieses Werkes, in den hier einschlagenden Fächern erschienen sind.

Aus dieser Angabe des Inhalts des 13ten Bandes, wird man auf das Interesse, auf die Wichtigkeit und auf den Nutzen schließen können, den die übrigen Bände dieses Werkes haben.

Der bisher bestimmte, für unsere Zeiten viel zu niedrige Preis der 13 Bände, geheftet, mit vielen Kupfern, ist 20 Gulden rheinisch oder 11 Thaler 3 Gr. sächsisch; wer sich aber directe an das Contor der Handlungszeitung in Nürnberg wendet, und 16 Gulden rhein. oder 9 Thaler sächsisch einsendet, erhält diese 13 Bände dafür.

Der

Verkündiger.

107. Stück. Sonntag. Am 31. May 1812.

Curaudau's neues Verfahren, schneller und besser Runkelrübenzucker zu verfertigen.

(Fortsetzung.)

Was den, von dem Schaum abgelaufenen Saft betrifft, so lehrte mich die Erfahrung, daß er nicht vollkommen rein ist. Daher ist es besser, anstatt ihn dem gereinigten Saft zuzusetzen, ihn mit dem Saft, der von neuem gereinigt werden soll, zu vermischen.

III. Von der Verdunstung des Runkelrübensaftes.

Sobald der Rübensaft filtrirt ist, so unterwirft man ihn einer schnellen Verdunstung, denn wenn die Wirkung der Wärme zu lange auf den Saft fortgesetzt wird, so färbt er sich sehr. Dieß ist ein Uebel das man nicht genug vermeiden kann, denn wenn es sich einstellt, so geschieht es auf Kosten der Quantität Zucker, welche man sonst erhalten hätte. Man gelangt dahin den Saft sehr schnell zu verdampfen, indem man ihn der Wirkung der Wärme in Pfannen mit großer Oberfläche unterwirft. Da jedoch durch die unmittelbare Wirkung des Feuers auf den Boden der Pfannen der Saft sehr gefärbt wird, so ist es besser bloß in Pfannen mit dem Marienbad zu verdunsten.

Die Dimensionen dieser Pfannen, variiren nach den Zweck zu den man sie gebraucht. Im allgemeinen müssen sie beym schnellen Verdunsten die größtmögliche Oberfläche, und die geringste Tiefe haben. So können sie z. B. fünf Meter lang, ein und einen halben Meter breit, und funfzehn Centimeter tief seyn. Was die Pfanne, die das Marienbad vorstellt, betrifft, so muß ihre Tiefe der des Verdunstungsgefäßes gleich seyn, aber die Länge und Breite zehn Centimeter größer seyn.

Indem man das Verdunstungsgefäß in das Marienbad setzt, muß man acht haben, daß die Entfernung eines Boden von dem andern sich überall gleich sey; durch diese Vorrichtung hat das Wasser welches die Verdunstungspfanne umgiebt nur fünf Centimeter Dicke. Da durch das Verdampfen des Wassers im Marienbade eine große Menge Wärme verloren geht, so liegt viel daran dieses Verdunsten zu verhindern. Zu diesem Zweck habe ich die Oberfläche des Wassers im Marienbade mit einer fünf Millemeter dicken Lage Oel bedeckt. So bedecktes Wasser kann, da es nicht mit der Luft in Berührung ist, erst bey 80 Grad verdampfen. Da man aber die Flüssigkeit schwer bis zu 80 Grad erhitzen kann, so sieht man leicht ein, daß das Wasser selbst nach mehrern Tagen, bey immerwährender Hitze, kaum merklich verdunstet.

Die Verdunstung des Rübensaftes, kann noch beschleunigt werden, wenn man sich der mit Saft imprägnirten Leinwand bedient, die man dann in einen erhitzten Strom Luft von 45 oder 50 Grad trocknet (1). Dieß Mittel, das ich ungefähr vor einem Jahr vorschlug, und dessen Erfolg mir durch die Erfahrung bewiesen wurde, muß sehr empfohlen werden, weil unabhängig von dem Vortheile, daß die Leinwand der Luft eine doppelte Oberfläche darbietet, sie noch den haben, daß der Saft während seines Verdunsten nicht gefärbt wird, und sie mit Zucker so

(1) Diese Vorrichtung haben wir im Verkündiger vom Jahr 1811 beschrieben.

so wie mit den andern Substanzen, die der Saft enthält, imprägnirt ist, auch wenn sie sich von neuen in den Saft taugt, dessen Dichtigkeit vermehrt, weil er die Substanzen, die sie so eben austrocknete, auflößt.

Man begreift, daß diese oft wiederholte Operation eine schnelle Verdunstung zu Wege bringt, und der Saft so dick wird, daß durch bloßes erkalten, der Zucker sich in Masse daraus krystallisirt.

Obgleich dieser so verdickte Syrup am folgenden Tag eine große Quantität Moskowade giebt, so hat doch der Prozeß das Unbequeme, eine unreine und sehr schwer von ihrer Melasse zu befreiende Moscowade zu geben. Um diese Fabrikationsart, von den mit ihr verbundenen Unbequemlichkeiten zu befreyen, habe ich zu folgendem Mittel meine Zuflucht genommen.

VI Von der Austrocknung des Syrups, auf der Leinwand, um den Zucker durch siedenden Alkohol auszuziehen.

Der Syrup, den man trocknen will, darf nur bis auf 45 Grade concentrirt seyn. In diesem Zustand imprägnirt man Leinwand mit ihm, welche man darauf in einem heißen Luftstrohm, der wenigstens 50 Grade hat, trocknen läßt. Diese so getrocknete Leinwand wird von neuem in den Syrup eingetaucht, und dann von neuem getrocknet; dieß geschieht noch einmal, doch mit der Vorsicht, daß die Leinwand noch immer geschmeidig und biegsam bleibt, weil sie sonst zusammenklebt. Durch diese Manipulationen nehmen die Leinwande ungefähr das vierfache ihres Gewichtes Syrup an, der beym Trocknen ungefähr ein Drittheil seines Gewichtes verliert.

Der auf der Leinwand getrocknete Syrup wird der Wirkung des 34 gradigen siedenden Alkohools unterworfen. Da dieser nur den Zucker von der Leinwand auflößt, so bleibt die salzigte Extraktmaterie, welche oft ein Drittheil des trocknen Syrups ausmacht, zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Bereitung eines Zuckers aus den Erdbeerbaum (Arbutus unedo.)

Dr. R. Armesto hat in Spanien in den Gebürgen von Navin (Provinz Orense) einen sehr verbreiteten und produktiven Baum entdeckt, dessen Früchte einen den Rohrzucker gleichen Zucker liefern. Dieser Baum ist der Madrono (Erdbeerbaum, Arbutus unedo nach Linne). Er wächst in mehrern Gegenden von Europa wild, und besonders sehr häufig in Spanien. „Er wurzelt, sagt Hr. Armesto, mit Leichtigkeit, und blüht mitten im Sommer; sein Aussehen ist sehr schön; seine Blätter sind frisch, sein dauerndes Grüne, und die lebhaften Farben, die seine reifen Früchte auszeichnen, machen ihn zu einen der schönsten Zierdebäumen. Sein Holz ist fest und compact, und taugt wegen seiner schönen amaranthhellen Farbe sehr gut zu Meublen. Die Frucht liefert wenigstens den fünften Theil ihres Gewichts an Zucker. Das Mark giebt durch die Destillation einen Rum, dessen Geruch köstlich ist. Die Schaale der Frucht ist ein vortreffliches Brennmaterial, welches ohne Flamme und Rauch brennt, daher besonders für die Oefen der Badstuben, Brauereyen, Färbereyen ꝛc. ꝛc. tauglich ist. Ausser dem enthält die Asche eine große Quantität Alkohol, so daß man sagen kann, es gebe keinen einzigen Theil dieses Baums, der nicht nützlich zu gebrauchen sey."

„Die Ausziehung seines Zuckers ist so leicht, daß das delekateste Frauenzimmer sie verrichten kann, ohne sich die Finger zu verunreinigen. 1) Man macht ein Gemische von einigen Pfund Früchten und eben so viel Unzen gutgewaschener Asche, mischt alles untereinander, setzt die Hälfte des Gewichts Wasser zu, und rührt alles sorgfältig ein; 2) läßt man es durch ein Flanell laufen, und drückt es zuletzt aus. Der Saft ist nach dieser Operation süße; man mischt unter ihn das Weiße eines Ey, schlägt die Masse, setzt sie dann auf Feuer, und läßt sie sieden. 3) Der Schaum, der sich auf der Oberfläche in Masse bildet, muß hinweggenommen werden. Sieht die Flüssigkeit im Löffel helle aus, so nimmt man sie von dem Feuer und läßt sie zum Abklären einige Zeit stehen. 4) Zuletzt läßt man sie bis zur nöthigen Dichtigkeit sieden, welche man erkennt, wenn ein Tropfen sich zwischen den Fingern in Fäden ziehen läßt; alsdann setzt man es von Feuer, und

erhält

erhält den fünften Theil des Gewichts der Frucht, flüssigen Zucker, von einer schönen Ambra Farbe einen besondern Geschmack und zu crystallisiren bereit.“

Zu diesen fügen wir folgendes: Der Erdbeerbaum wächst in ganz Südeuropa wild. Seine grünen, den Mayblumen ähnlichen Blüthen erscheinen im Herbst. Die Früchte gleichen den Erdbeeren, sind zuerst grün, werden dann gelb und endlich im Herbst des folgenden Jahres roth. Die Drosseln und andere Vögel fressen die Beeren gerne; auch gebrauchte man sie sonst als ein kräftiges Mittel in Bauchflüßen, und das aus den Blättern und Blüthen destillirte Wasser als schweißtreibendes Mittel. In Deutschland hat man ihn bis jetzt nur in Treibhäusern.

Prämien zur Aufmunterung des Oelpflanzenanbaues im Klagenfurter Kreise in Oestreich.

Der Mangel an hinlänglichem sowohl als zu jedem Gebrauche anwendbaren, im Lande selbst erzeugten Oele, bestimmte die k. k. Ackerbaugesellschaft in Kärnten im Jahre 1810 vier Preise auszusetzen, wovon zwey für die größte Menge, zwey aber für die beste Beschaffenheit des im Lande selbst erzeugten Oeles bestimmt waren, womit sie der eigenen Erzeugung dieses höchst nöthigen Bedürfnisses einen Vorschub zu geben hoffte. Zum Theil hat sie ihren Endzweck dadurch erreicht; denn laut der Berichte, die ihr von mehreren Seiten hierüber eingesendet worden sind, hat die Oelerzeugung im vergangenen Jahre merklich zugenommen; auch bewarben sich Mehrere um die von der Gesellschaft ausgesetzten Preise, und sie hatte das Vergnügen dem Herrn Melchior von Lanner, zu Krumpendorf den ersten, und Ferdinand Marschnigg zu Kreug den zweyten auf die Erzeugung der größten Quantität von Oel ausgesetzten Preis zuzuerkennen: aber von allen den Oelproben, die sie eingeschickt erhielt, war keine von der Art, daß sie auf die Preise der Qualität hätte Anspruch machen können, und die Gesellschaft sah dießfalls ihre Erwartungen nicht erfüllt. Da aber die Einführung neuer, dort unbekannter Oelpflanzen, oder die Abänderung der bestehenden Bewirthschaftungsweise durch den vermehrten Anbau schon bekannter Oelgewächse überhaupt nur langsame Schritte macht, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, und da die Erzeugung eines zu jedem Behufe anwendbaren Oeles nur das Resultat vielfacher und manchfaltig abgeänderter Versuche seyn kann: so glaubt die Ackerbaugesellschaft die Vermehrung und Verbesserung der inländischen Oelerzeugung dadurch zu befördern, wenn sie die Landwirthe auf die ihnen nicht vollkommen bekannten Vortheile der eigenen Oelerzeugung aufmerksam macht, und dieselbe noch ferner durch Prämien aufmuntert. In dieser Hinsicht hat sie beschlossen folgende Preise auszusetzen.

I. Einhundert Gulden W. W. und die silberne Gesellschaftsdenkmünze demjenigen, der bis zum 1. November 1813 die größte Menge von Oel, oder Oelsamen im Verlaufe von zwölf Monaten erzeugt haben wird, die aber nicht geringer als dreyhundert Pfund Oel, oder eine solche Menge von Oelsamen seyn darf, aus der man erweislich das so eben bestimmte Gewicht von Oel gewinnen kann.

II. Fünfzig Gulden W. W. und die silberne Gesellschaftsdenkmünze demjenigen, der bis zu diesem Termine die zweite größte Menge von Oel oder Oelsamen erzeugt haben wird, die aber nicht geringer als zweyhundert Pfund Oel, oder eine diesem Gewichte entsprechende Menge Oelsamen seyn darf. Hiebey sollen von der Konkurrenz ausgeschlossen seyn: der Lein, Hanf und die Baum- und Strauchfrüchte; weil die Gesellschaft nur den Anbau der eigentlichen Oelpflanzen, von denen sie überzeugt ist, daß sie die größte und beste Menge von Oel zu liefern im Stande sind, zu befördern, die Absicht hat. Winter- und Sommer-Rübsen, Winter- und Sommer-Raps, Mohn, Leindotter, Oelrettich, Oelsenf u. s. w. sind es, deren Einführung oder mehreren Anbau die Gesellschaft beabsichtiget.

III. Fünf und siebzig Gulden W. W. und die silberne Gesellschaftsdenkmünze demjenigen, der bis zum 1. November 1813 der Gesellschaft ein erprobtes Verfahren angiebt, wie aus einheimischen Oelsamen ein schmackhaftes Oel erzeugt, oder dem, nach der gewöhnlichen Weise gepreßten Oele, der widerliche Geschmack benommen werden könne?

IV. Fünfzig Gulden W. W. und die silberne Gesellschaftsdenkmünze demjenigen, dessen selbst gepreßtes

preßtes, oder durch Kunst verbessertes Oel sich dem besten am meisten nähern wird.

Um Ansprüche auf die beyden ersten Preise machen zu können, ist es nöthig, daß die Konkurrenten aus dem Klagenfurter Kreise seyen, und daß sie der Gesellschaft einen ausführlichen Bericht über die Art der Kultur jener Pflanze, von der sie das Oel gewonnen, so wie über das Verfahren des Oelpressens selbst, erstatten. Es muß die Größe der Ackerfläche, die Menge der Aussaat, die Zeit derselben, die Pflege der Pflanzen, die Zeit und Art der Ernte, die Größe der Erzeugung, das heißt; das Maaß und Gewicht des erhaltenen Oelsamens, die Behandlung desselben bis zur Zeit des Pressens, und endlich das Maaß und Gewicht des erhaltenen Oeles genau angegeben werden.

Ferner müssen Jene, welche um die ersten beyden Preise sich bewerben, legal erweißen, daß sie das von ihnen angegebene Oelquantum selbst, und binnen zwölf Monaten erzeugt haben. Zum Beweise ihrer Angabe müssen ihre Berichte von den beyden nächsten Nachbarn, und dem Ortspfarrer, oder wenn der letztere ein Konkurrent wäre, vom benachbarten Pfarrer unterschrieben seyn, wobey diese Zeugen ausdrücklich erklären müssen, daß sie sich von der richtigen Gewinnung der angegebenen Oel- oder Oelsamenmenge selbst überzeugt haben.

Die Gesellschaft hat die Zeitfrist gestissentlich bis zum 1. November 1813 gestellt, um die Wintersaaten, die allenfalls in diesem Herbste gemacht werden dürften, zur Mitbewerbung zuzulassen, da ihre Ernte erst in den Sommer des künftigen Jahres fällt. Die aber bloß Sommergewächse bauen, haben nur den Ertrag der heurigen oder künftigjährigen Ernte anzugeben, und dürfen keineswegs beyde zusammen nehmen, da man nur das Erzeugniß einer Ernte konkurriren lassen will.

Um die beyden letzteren Preise stehet die Bewerbung Jedermann offen; so wie jedes aus einheimischen Samen gepreßte Oel ohne Ausnahme konkurriren kann. Wenn bey der Preisbewerbung mehrere, in Hinsicht des reinen Geschmackes sich gleich verhaltende Oele vorkommen sollten: so erhält jener den Preis, der vom gleichen Oele mehr aufgebracht hat, oder dessen Verfahren einfacher, wenniger kostspielig und geschwinder ist.

Verschiedenes.

Man hat in den Zeitungen gelesen, daß am 7. Jan. d. J. unweit Paimpol in Bretagne, von Fischern getrieben, eine ganze Schaar großer Seethiere strandete; es waren 5 erwachsene männliche, 50 weibliche, und 12 junge Delphine. Das größte Männchen hatte 22, das größte Weibchen 19 Fuß Länge; sie wurden von den Einwohnern der umliegenden Gegend verzehrt und sehr wohlschmeckend gefunden. Ein junges schickte man nach Paris, wo Hr. Cuvier es untersuchte, und fand, daß diese Delphine zu einer bis jetzt noch unbekannten Spezies gehörten. Er beschreibt dieselbe in einer der physischen Klasse des Instituts vorgelesenen Abhandlung, und nennt sie Delphinus globiceps.

In dem Zaberner Gemeindebezirk des niederrheinischen Departements sind von Gemeinden und Privatpersonen 41,898 Bäume auf Nebenwegen gepflanzt worden, nemlich 6510 Nußbäume, 10811 Kirschbäume, 4843 Pflaumbäume, 3866 Aepfelbäume, 5388 Birnbäume, 523 Kastanienbäume, 2749 Pappelbäume, 1219 Acacien, 5535 Waldbäume verschiedener Gattung. In dem Schlettstadter Gemeindebezirk wurden seit dem letzten März längs den Straßen gepflanzt: 17,522 Bäume, worunter 10,369 Nußbäume, 3783 Kirschbäume ꝛc; ferner 27,706 Bäume auf dem Barrer Gemeingut, und 31,123 auf dem Gemeingut von Krautergersheim; unter jenen befanden sich 17,650 Kastanien, unter diesen 26,000 Erlen. Ueberdieß sind in diesem Bezirke 5068 Bäume zu Krönungsgehölzen gepflanzt worden. In dem Weißenburger Distrikt hat man an den Landstraßen und Nebenwegen während 1812 überhaupt 83,957 Bäume gepflanzt. Die Zahl der im letzten Dezember und Januar im Bezirke von Straßburg gepflanzten Bäume beläuft sich auf 27,479, wovon 23,446 längs der Straßen und 4033 als Krönungsgehölze. Die Totalsumme beträgt 234,753 Bäume.

(Die Nachlässigkeit der Deutschen in diesem Industriezweig, der auch in polizeylicher Hinsicht (wegen Auffindung der Wege bey Nacht und im Schnee) in medizinischer, besonders in Sandgegenden, und in ökonomischer so wichtig ist, haben wir im Verkündiger schon oft gerügt.)

Der

Verkündiger.

108. Stück. Dienstag. Am 2. Junius 1812.

Curaudau's neues Verfahren, schneller und besser Runkelrübenzucker zu verfertigen.

(Beschluß.)

Diese Eigenheit des Alkohols, bloß den Zucker aufzulösen, ist nicht der einzige Vortheil der aus seiner Anwendung entspringt; denn da er durch Mithülfe der Wärme 15 Procent mehr als sonst auflöst, so kann man durch bloßes Erkalten des Alkohols die größte Menge des aufgelößten Zuckers erhalten, welches bewirkt, mehrmal Zucker mit demselben Alkohol auszuziehen, ohne daß man ihn zu verdunsten braucht; auch löst er, wenn man ihn von neuem erhitzt, eben so viel Zucker als er beym Erkalten fallen ließ, wieder auf.

Wenn diese Auflösungen gut geleitet werden, so kann man ohne merklichen Verlust von Alkohol, und ohne Hülfe der Verdunstung sowohl vom krystallisirten als unkrystallisirten Zucker eine dem angewandten Alkohol gleiche Quantität erhalten.

Da der Zucker welchen der Alkohol fallen läßt nicht trocken ist, sondern gewöhnlich mit einer gewissen Portion Wasser verbunden ist, so muß man ihn noch, um einen sehr concentrirten Syrup zu bilden, eine Nacht zum krystallisiren hinstellen, nachdem man ihn im Marienbade von den wenigen Alkohol den er noch enthält, befreyet hat. Da der Gebrauch des Alkohols als ein kostbares Mittel betrachtet werden kann, so bemerke ich, daß die Melasse, die man bey dieser Fabrikation erhält, hinreicht allen Alkohol hervorzubringen, den man bey einer Fabrikation im Großen nöthig hat. Ich füge hinzu, daß die Ausziehung des Zuckers aus Runkelrüben durch den Alkohol den Handel von den schlechten Melassen befreyet, welche der nach den gewöhnlichen Processen fabricirte Zucker hervorbringt, weil die Melasse, die durch die Operationen mit dem Alkohol hervorgebracht wird, bloß nicht krystallisirbarer Zucker ist, von den der Handel großen Vortheil ziehen könnte. Zuletzt, da ich auf keine Art von dem Gebrauch des Alkohols den Erfolg meiner Concentrations- und Verdunstungs-Verfahren abhängen lasse, bleibe ich nur so lange bey diesem letzten Mittel, bis die Erfahrung beweist, daß es vortheilhaft sey, das zuerst beschriebene Verfahren abzuändern.

V. Beschreibung der Rahmen, auf welchen die zur schnellen Verdunstung bestimmten Leinwande ausgespannt sind.

Die Rahmen, deren ich mich zum Ausspannen der Leinwand bediene, haben bey einen halben Meter Höhe, 14 Centimeter im Viereck. Die auf jedem Rahmen ausgespannte Leinwand geht 24mal über ihn, so daß der Raum der jede Reihe trennt, ungefähr dreyzehn Millimeter ist.

Da die Oberfläche jeder so ausgespannten Leinwand doppelt ist, so stellt jeder Rahmen eine Oberfläche von mehr als zehn Meter vor.

Das Gewicht einer zu einem Rahmen nöthigen Leinwand ist ein und ein halb Kilogramm. Bey jedem Eintauchen nimmt sie ungefähr zwey und ein halbes Kilogramm Saft an. In einer halben Stunde ist jeder Rahmen getrocknet, wie groß auch ihre Anzahl sey (1).

VI.

*) Man könnte, wie es uns scheint, mit Vortheil statt der Rahmen, die Hr. Curaudau vorschlägt, das Mittel welches er selbst bey seinen im Verkündiger angezeig-

VI. Von den Bestandtheilen des Runkelrübensaftes, und seines trocknen Syrups.

Der 15gradige Saft enthält in 100 Theilen 23 trockne Materien; der Syrup von 30° enthält 45 in Hundert, und der von 40 Grad 60 in Hundert.

Der trockene Syrup besteht gewöhnlich aus zwey Theilen Zuckermaterie und einem Theile salzige Substanzen.

Die extraktartigen salzigen Substanzen, die nach der Wirkung des Alkohol auf der Leinwand zurückbleiben, lösen sich leicht in Wasser auf, und theilen ihm eine dunkelbraune Farbe mit. Setzt man diese Auflösung einer Hitze von 25 Graden aus, so wird sie in einigen Tagen sehr zähe. Verdunstet man das Wasser in dem dieser extractartige Theil aufgelöst war, und verbrennt den Rückstand, so kann man aus ihn eine große Menge Pottasche ziehen.

Resultate.

Aus obengesagtem lassen sich folgende Schlüsse ziehen:

1) daß die Operation, nach welcher man den Saft reinigt, sicher, einfach und von jeder überflüssigen Manipulation befreyt ist;

2) daß durchs Verdunsten des Rübensaftes durch die auf Rahmen ausgespannte Leinwand und durch das Trocknen in einem erhitzten Luftstrom, man ein starkes Verdünstungsmittel anwendet, von den man nicht das Unbequeme zu befürchten hat, das aus der unmittelbaren Wirkung des Feuers auf den Saft entsteht;

3) daß, indem man der Wirkung des siedenden Alkohols, die wechselsweise in Syrup eingetauchte und dann getrocknete Leinwand unterwirft, man sicher ist, daß der Alkohol bloß den Zucker auflöst, und die salzigen extractartigen Materien auf der Leinwand läßt;

4) daß, da der Alkohol die Eigenheit besitzt, in Sieden mehr Zucker aufzulösen, als in der Kälte, man durch bloßes Erkalten den größten Theil des durch Hitze aufgelößten Zuckers erhalten kann, so daß man mit ihm von neuen durch Sieden eben so viel Zucker auflösen kann, ohne zur Verdunstung seine Zuflucht nehmen zu müssen;

5) daß, da der niederfallende Zucker gerade die nöthige Menge Wasser enthält, um einen sehr concentrirten Syrup zu bilden, es hinreicht ihn bloß erkalten zu lassen, um krystallisirten Zucker zu erhalten, nachdem er vorher im Marienbade erhitzt wurde, um ihn den Alkohol, den er noch enthält, zu entziehen;

6.) daß die Ausziehung des Zuckers, durch Alkohol den Handel von der schlechten Melasse befreyt, welche nach der gewöhnlichen Methode bey der Runkelrüben-Zuckerfabrikation hergebracht wird, da die Melasse, die aus der Behandlung mit Alkohol entspringt, nur unkrystallisirbarer Zucker ist;

7.) daß der Gebrauch des Alkohols nicht als ein kostbares Mittel betrachtet werden kann, weil die Melasse, die man bey der Operation erhält, zur Erzeugung des Alkohols, hinreicht, den man bey einer Fabrik im Großen nöthig hat;

8.) daß der Zucker, den man aus den Runkelrübensyrup erhält, schon bey der ersten Crystallisation, der schönsten Rohrzucker-Cassonade gleicht;

9.) daß endlich das eine und andere Verfahren allen denjenigen vorzuziehen sey, die man bis jetzt angewandt hat, weil in derselben Zeit, als es ein in der Güte unveränderliches Produkt giebt, es noch den Vortheil darbietet, daß man es in einem sehr kurzen Zeitraum erhält, welches bey einer Fabrikanstalt im Großen sehr wichtig ist.

---

ren Verfahren, Seife zu bereiten, angibt, anwenden. Dieses besteht darin in die Flüssigkeit eine Leinwand ohne Ende zu tauchen, die indem sie sich beständig in den verdunstenden Saft eintaucht, ihn der Luft unter einer großen Oberfläche darbietet.

Die Araber an der Küste des persischen Meerbusens.

An der Seeküste von Gomrom oder Bender-Abasi bis an den Schat-el-Arab wohnen verschiedene Stämme Araber, die in kleinen Städten oder Dörfern zusammen leben, welche sie aber bey der geringsten Gefahr, die sie bedroht, sogleich zu verlassen bereit sind. Alle diese Araber sind Sunniten und daher Feinde der Perser, mit denen sie sich höchst ungerne verbinden. Man schätzt ihre Anzahl auf 4 bis 500,000. Sie stehen sämmtlich unter dem Schach von Persien, bezahlen ihm einen jähr-

jährlichen Tribut und ſtellen Truppen, wenn er es verlangt. Uebrigens regieren ſie ſich nach ihren eigenen Geſetzen, und gehorchen bloß ihren Scheiks, die gewöhnlich erblich ſind, wenn ſie nicht etwa den Stamm unzufrieden machen. In dieſem Falle verſammeln ſich alle Familienhäupter, ſetzen ihn ab oder jagen ihn fort und wählen einen andern, entweder aus der nämlichen Familie oder aus den Angeſehendſten und Reichſten.

Dieſe Araber beſitzen im Ganzen wenig Kunſtfleiß, weil ſie wenig Bedürfniſſe und ſehr wenige Wünſche haben. Sie leben ſo mäßig, ihr Anzug iſt ſo einfach, ihr Hausgeräthe ſo unbedeutend, daß ſie alles, was ſie bedürfen, beynahe ohne Arbeit erhalten. Doch haben ſie einige gebrechliche Fahrzeuge, mit denen ſie einen unbedeutenden Handel mit Mascat, mit Basra und den verſchiedenen Häfen am perſiſchen Meerbuſen treiben. Einige legen ſich auf den Perlenfang und begeben ſich daher alle Jahre nach den bahreiniſchen Inſeln; andere haben Heerden oder bauen das Feld. Der Stamm Kiab, der im ſüdlichen Theile von Chuſiſtan wohnt, legt ſich vorzüglich auf den Feldbau. Das Land, in dem er ſich aufhält, iſt fruchtbarer, waſſerreicher als Kermeſir, wo der arabiſche Stamm Haula wohnt. Man baut da Reis, Gerſte, Weitzen, Korn, Mais, Baumwolle und Datteln in Menge. In Kermeſſir iſt das Land im Ganzen ſo wenig fruchtbar und ſo trocken, daß die Sonne bey Zeiten alles Wachsthum hemmt oder zerſtört. Meiſtens füttert man das kleine Vieh, z. B. Schaafe, mit Fiſchen, die man an der Sonne trocknet, und die Kameele mit Dattelkernen, die man zerſtößt.

Alle dieſe Araber ſind von Natur ſehr kriegeriſch; ſie bekriegen einander und ſchlagen ſich für oder wieder die Perſer, je nachdem es die Umſtände mit ſich bringen oder die Vortheile ihrer Scheik's es gebieten. Wären ſie einig, gehorchten ſie ſämmtlich bloß einem Anführer, ſo würden ſie leicht dem Sofi von Perſien Widerſtand leiſten und ihre Unabhängigkeit behaupten können. Allein die Eiferſucht der Einen und der Ehrgeiz der Andern iſt Schuld, daß es unter ihnen immer einige Scheiks giebt, welche die Gunſt des Hofes ſuchen, und deshalb das Intereſſe der ganzen Nation aufopfern.

Während der Unruhen in Perſien bezahlte der größte Theil keinen Tribut oder unterwarf ſich bloß dann, wenn er von einer auſſerordentlichen Macht bedrohet wurde. Dieſe Araber ſind Freunde der Engländer, die unter ihnen einen bedeutenden Anhang haben und mit ihnen in mancherley Verkehr ſtehen.

Noch etwas über die bey Magdeburg gefallenen Meteorſteine.

Ueber den bey Magdeburg gefallenen Meteorſtein (ſ. 103. Stück) ſagt jetzt Hr. Profeſſor Hausmann folgendes: Das Stück, welches ich von dieſem erhalten, bewährt ſich durch mehrere äußere Merkmale als ein ächter Aerolith, ob er gleich in manchen Eigenſchaften von den mehrſten, bisher bekannt gewordenen Meteorſteinen etwas abweicht. Das abſolute Gewicht meines Stückes beträgt etwas über 13 Loth 2 Quentchen kölniſches Markgewicht. Mehrere Seiten deſſelben zeigen friſchen Bruch; an ein Paar andern hingegen ſtellt ſich noch die natürliche Oberfläche mit ihrer charakteriſtiſchen Kruſte dar. Aus der Geſtalt der Oberfläche iſt erſichtlich, daß der ganze Stein keine vollkommene Kugel, ſondern ſtumpfeckig war. Uebrigens zeigt die Oberfläche eine Menge kleiner Vertiefungen und körnerförmiger Erhöhungen. Die Kruſte iſt von nicht meßbarer Stärke. Sie beſitzt eine nußbraune Farbe und iſt theils matt, theils ſchwach ſchimmernd. Auf dem friſchen Bruche iſt der Stein rauh und im Anfühlen ſcharf. Aus der Ferne geſehen, erſcheint er aſchgrau, im Ganzen matt, mit vielen ſehr kleinen glänzenden Punkten. In der Nähe, zumal mit bewaffnetem Auge betrachtet, zeigt ſich ein feines und gleichförmiges Gemenge von hauptſächlich zwey weſentlich verſchiedenen Subſtanzen. Sehr kleine, anſcheinend kryſtalliniſche Körner gediegenen, vielleicht Nickel haltenden Eiſens, verrathen ſich durch ihre ſtahlgraue, dem Eiſenſchwarz zuweilen genäherte Farbe und ſtarken Metallglanz. Mit dieſen verbunden iſt eine theils rauchgraue, theils graulich weiße, anſcheinend ſplitterige und wenig glasglänzende, durchſcheinende Subſtanz, welche einige Aehnlichkeit mit Quarz zeigt. Das Gemenge iſt überaus feſt und ſchwer zerſprengbar. Es ritzt das Glas und giebt am Stahle Funken. Die metalliſchen Theile ſind malleabel und äußern Wirkung auf den Magnet, indem ſie nicht nur ſchon aus einiger Ferne die Magnetnadel beunruhigen, ſondern auch ſtark angezogen werden. Polarität iſt an dem unterſuchten Stücke nicht zu bemerken. Nach den von

dem Professor Stromeyer und mir angestellten Versuchen ist das eigenthümliche Gewicht des Steins, mit Berücksichtigung der erforderlichen Korrektion, = 3,6038. In kleinen Splittern vor dem Löthrohre für sich behandelt, kommen die Eisenkörner sogleich in Fluß und hüllen in Gestalt einer schwarzen, dem Magnete folgsamen Schlacke (als Eisenoxydul —) die übrigen Gemengtheile ein, welche übrigens keine Veränderung erleiden, aber im Boraxglase langsam aufgelößt werden, ohne demselben eine Farbe zu ertheilen.

Erdbeben bey Aachen und auf Martinique.

Aus Aachen wird unterm 23 May folgendes gemeldet: Am 15. d. hat man zwischen 1 und 2 Uhr des Morgens in der Mairie Zulpich, (dem ehemaligen Lande Tolbiac) im Kölner Bezirk, 2 Erdstöße verspürt. Es verfloß eine Minute zwischen dem ersten und zweyten. Der erste war stärker und dauerte 2 Sekunden. Möbeln und einige Mauern wurden umgeworfen; alle Einwohner waren auf den Beinen: und jeden Stoß verkündigte ein unterirdisches Getöse. Diese Erderschütterung scheint in einen ungefähr 2 Meilen breiten Strich begränzt gewesen zu seyn; in den anstoßenden Bergwerken wurde nichts davon wahrgenommen. Seit 50 Jahren hat man diese Naturerscheinung in dieser Gegend nicht bemerkt. Greise erzählen, daß die Erdstöße zu jener Epoche fast ununterbrochen, während 8 bis 10 Tage, auf einander folgten. Im Jahr 1755, 1756 und 1757 richtete das Erdbeben zu Aachen große Verwüstungen an; mehrere Personen wurden Opfer davon; die Einwohner, die das Schicksal Lissabons fürchteten und den Zorn des Himmels von sich abwenden wollten, machten Tag und Nacht barfuß häufige Prozessionen. Vor ungefähr 2 Jahren hat man in hiesiger Stadt eine Erderschütterung gegen 6 Uhr des Morgens verspürt, die 2 bis 3 Sekunden gedauert aber keinen Schaden verursacht hat.

Pariser Blätter vom 24. May melden folgende Nachricht von der Insel Martinique vom 19. April:

Ueber Curaçao wird uns gemeldet, daß am 26. März in den Städten Caraccas und la Guyra ein schreckliches Erdbeben statt gehabt hat, 17 Kirchen stürzten in einer Minute zu Carracas ein; und da es gerade am grünen Donnerstage war, so ist es wahrscheinlich, daß sich eine große Anzahl Personen darin befanden. Auch heißt es, daß eine Menge Privatgebäude bey diesem fürchterlichen Unglücke umgeworfen wurden, bey welchem, wie versichert wird, 14,000 Menschen umgekommen sind.

Zu la Guyra sind wenig Häuser stehen geblieben, mehr als 1200 Personen befanden sich zu Valencia. Man glaubt, sagt das Schreiben, welches diese schreckliche Details enthält, daß sie dieser Katastrophe entgangen seyen.

Preisfragen.

Die jonische Akademie wünscht Erläuterungen über den Zustand der Civilisirung und der Wissenschaften in Griechenland seit dem Verfall des orientalischen Reichs bis auf unsere Tage zu haben, und stellt daher untenstehende Fragen auf. Die Akademie verlangt die sorgfältigste Genauigkeit und die ausgedehntesten Details in Betreff historischer Thatsachen. Die Abhandlungen werden an die Generalkonsulate von Frankreich zu Janina und zu Patras oder an den Hrn. Chargé d'Affaires des französischen Reichs zu Konstantinopel mit einer zweyten Addresse an den Sekretair der jonischen Akademie eingesandt.

Fragen.

1) Welche sind die in den verschiedenen Provinzen Griechenlands seit dem Verfall des orientalischen Reichs (1453) bis auf unsere Tage gestifteten Schulen, Bibliotheken und anderen öffentlichen Unterrichtsanstalten?

2) Welches sind die von den Griechen außerhalb Griechenlands, zur Erziehung ihrer National-Eingebohrnen gestifteten öffentlichen Unterrichtsanstalten?

3) Sind die Buchdruckereyanstalten von Moskopolis, Jassi und Bukarest die einzigen, welche in Griechenland existiren? Ist es wahr, daß eine solche zu Konstantinopel vorhanden war? Wie lange dauerte jene, welche in dem Patriarchat von Konstantinopel, zur Zeit des Krieges zwischen Frankreich und der Türkey existirte?

4) Die biographischen Notitzen von dem Leben und den Werken der gelehrten Griechen, welche seit dem Verfall des orientalischen Reichs bis auf unsere Tage gelebt haben.

Der

Verkündiger.

109. Stück. Mittwoche. Am 3. Junius 1812.

Beschreibung der Insel Teneriffa von Le Dru.

(Aus dem Französischen.)

Die Insel Teneriffa ist die größte und reichste des Archipels; sie hat 24 Meilen Länge, 15 Meilen Breite und 65 Meilen im Umkreise. Ihr Hauptprodukt besteht in Malvasier- und Vidognewein. Es wird eine Menge Weizen, Gerste, Mais und anderer Getreidearten geerntet, die aber zum Bedarf nicht hinreichen, auch wird Honig, Wachs und Orseille gewonnen und sehr viel Vieh gehalten. Zu den edleren Produkten gehört das Zuckerrohr, Ignamen, Orangen, Zitronen, Kastanien, Mandeln und Datteln. Die Insel liefert eine Menge Seide, wodurch die Landesfabriken im Gange gehalten werden, auch wird etwas Flachs gewonnen, aber kein Hanf. Das Hammelfleisch ist ganz vorzüglich, so wie die auf der Nordseite der Insel gefangenen Fische. Teneriffa hat übrigens weder Ratzen, noch giftige, kriechende Thiere.

Die Berge sind mit Fichten, Cypressen, Drachenbäumen, Cedern und Lorbeerbäumen bedeckt, und ihre sehr hohen Spitzen während des Winters in Schnee gehüllt. Der berühmte Pik beherrscht sie alle. Der Boden ist, mit Ausnahme der südlichen Gegenden, durch Quellen und Flüsse bewässert. Die Insel wurde durch die Bemühungen der ersten Eroberer sogleich in einen blühenden Flor versetzt, und Ackerbau, Handel und Schifffahrt blüheten in der neuen Kolonie sehr bald hoch auf.

Die Insel hatte 1790. 70000 Einwohner, und zählt 4 Städte, 192 Dörfer und Weiler, 33 Kirchspiele, 25 Mönchs-, 10 Nonnenklöster und 6 Hospitäler. Ausser den fast unzugänglichen Felsen, welche sie umgeben, ist sie durch 20 Forts oder Redouten geschützt.

Die Stadt St. Crux liegt auf der Nordostseite auf einer sandigen Erdzunge am Fuß einer Bergkette. Vier breite und reinliche Hauptstrassen werden von 10 kleinern in rechten Winkeln durchschnitten. Gewöhnlich ist der Himmel schön, die Luft still und trocken, die Hitze in den drey Monaten Juli, August und September aber sehr heftig. Der reaum. Thermometer steht fast nie unter 15° oder über 27°. Vom December bis zum April fällt viel Regen. Die Häuser, deren Zahl sich auf 8 bis 900 beläuft, haben größtentheils zwey Stockwerke und sind mit Muschelkalk beworfen. Oefen und Kamine kennt man nicht, die Fenster haben kein Glas, sondern sind mit Jalousien geschlossen. Gemeiniglich erblickt man auf den Häusern der Reichen einen Myrador oder ein Belvedere, von denen das Auge einen unbegrenzten Horizont hat. Die Häuser, welche kein plattes Dach haben, sind mit ausgehölten Ziegeln gedeckt. Das Straßenpflaster besteht aus kleinen platten Lavakieseln, die auf den Fußwegen so künstlich gelegt sind, daß sie einer Art Mosaik gleichen.

Die Stadt hat 8390 Einwohner, welche in drey Klassen, Reiche, Wohlhabende und Bettler eingetheilt werden können. Die dritte Klasse ist zahlreicher, als die beyden übrigen, und die Zudringlichkeit der Bettler ist empörend. St. Crux ist der Sitz des Gouverneurs und zweyer Generaladministratoren des ganzen Archipels, der Mitglieder der Hauptkontadorerie, des Handelstribunals von Indien, und eines Unterabgeordneten der Generalintendanz der Marine.

Der Hafendamm und die Almeida, die mit Fontainen

lainen und schönen Anpflanzungen geziert ist, sind zwey hübsche Promenaden der Stadt. Der große Platz in der Stadt ist mit einer Fontaine von schwarzer Lava, in Form eines Kelchs, und mit einem Obelisk von weißem Marmor geschmückt, der der heil. Jungfrau geweihet ist und einer albernen Volkssage seine Gründung verdankt. Das Monument ist in Genua verfertigt, von guter Composition, aber von schlechtem Geschmack.

Die Kirchen der Stadt sind geräumig, mit Gemälden geziert und mit Vergoldung überladen. Die Pfarrkirche z. B. ist mit goldenen, mit Edelgesteinen besetzten Gefäßen geschmückt, hat einen Altar mit Streifen von ziselirtem Silber und zwölf Lampen von dem nämlichen Metall. Die Anzüge der zahlreichen Geistlichkeit sind besonders prächtig. Die Gemälde der Kirche sind aber weniger als mittelmäßig. Die Dominikaner haben nicht das Uebergewicht, was man ihnen in Spanien zugestanden hat, sondern werden durch ihre Nebenbuhler, die Franziskaner, verdunkelt; auch besitzen diese die schönste Kirche, obgleich die Dominikaner an sich reicher sind. Letztere haben bey ihrer Kirche eine kleine Bibliothek von 4 bis 500 Bänden, worin man selbst einige neuere Werke findet.

Die Stadt hat ein sehr besuchtes Schauspiel. Das Orchester war erbärmlich und konnte nur fünf oder sechs Stücke auswendig spielen, weil die wenigsten Mitglieder die Noten kennen. Die Weiberrollen werden von verkleideten Mämnern gegeben, was bey den Bärten und groben Baßstimmen oft ins Lächerliche fällt. Die Festungswerke von St. Cruz haben, ohne regelmäßig zu seyn, eine vortheilhafte Lage, sind wohl unterhalten und mit schwerer Artillerie besetzt. Ein Feind dürfte schwerlich gegen sie etwas ausrichten, denn sie bilden eine furchtbare, sich durchkreuzende, Linie am Rande des Ozeans *). Auf der Landseite befinden sich einige feste Citadellen. Die Garnison besteht aus einem Infanterieregiment und einer Kompagnie Artillerie.

Die nordöstlich gelegene Rhede, ist bey Nord- und Südwinden nicht sicher. Da das Meer durchgehends an die Küste schlägt, so haben die Spanier auf einer Ebene von Granitlava, eine ziemlich bequeme Bay zu Stande gebracht, um das Ausschiffen zu erleichtern. Die zum Aus- und Einladen bestimmten Kähne müssen aber sogleich ins offene Meer zurückgeschickt werden, wenn sie von den Meereswellen nicht zerschellt werden sollen. An einigen Stellen ist der Grund auch felsig. Vom Oktober bis zum März sind die Winde sehr unbeständig und für die hier liegenden Schiffe zuweilen sehr beschwerlich. Nur mit Schwierigkeit können große Schiffe hier ausgebessert werden, weil es kein gut versehenes Werft giebt, wo man Masten, Segel und Tauwerk vorräthig findet. Dagegen ist das Wasser gut, und die Lebensmittel, als Wein, Früchte, Gemüse, Ochsen, Hammel, Schweine, Geflügel und gesalzene Fische, sind vortrefflich und wohlfeil, und europäische Schiffe, welche weite Reisen unternehmen, sollten lieber auf Teneriffa, als auf Madera landen.

Laguna, die Hauptstadt der Insel, ist zwey Meilen von St. Cruz entfernt; ein steiler, beschwerlicher Gebirgsweg führt dahin, doch findet man zur Linken einige angebaute Ländereyen, die aber voller Steine sind. Rechts hat man nichts als Berge, die, statt der Bäume, mit Euphorbien besetzt sind, und an ihrem Fuße wachsen Kaktus, Feigen und Agaven. Der Blätter dieser letzten Pflanze, die wie Rinnen ausgehölt sind, bedienen sich die Armen zum Decken ihrer Hütten. Eine neu angelegte Citadelle auf einem Felsen, bleibt zur Seite liegen.

Vergebens suchte ich in Laguna ein Wirthshaus. Auf eine höchst edle Weise bot mir aber der Marquis de Villanueva *) sein Haus an. Laguna ist seit der 1706 durch einen vulkanischen Ausbruch erfolgten Zerstörung des Hafen Garachico, sehr von seiner ehemaligen Wohlhabenheit herabgesunken, denn seitdem zog St. Cruz allen Handel an sich, und die Hauptstadt konnte die Konkurrenz mit der neuen Stadt nicht aushalten. Sie hat ungefähr 8000 Einwoh-

*) Nelson verlor bey seinem unglücklichen Angriff der hier liegenden Galleone der philippinischen Gesellschaft einen Arm.

*) Eine alte Familie, die mit den ehemaligen Königen von Leon verwandt ist, und seit 300 Jahren sich auf den kanarischen Inseln niedergelassen hat. Der Marquis ist einer der reichsten und ausgezeichnetsten Landeigenthümer in diesem Inselmeere.

wohner, die gröſtentheils arm ſind, und deren Zahl immer geringer wird, weil die Bewohner häufig eine Stadt verlaſſen, welche keine Induſtrie gewährt, um eine beſſere Exiſtenz in St. Crux oder auf der Küſte von Caraccas in Amerika zu ſuchen. Dieſe traurige Hauptſtadt iſt nun der Sitz der höheren Gerichtshöfe, auch halten ſich hier einige adelige Familien und einige Kaufleute auf, die ſich aus dem Handel zurückgezogen haben. Dazu kommen noch 200 Ordensgeiſtliche und Weltprieſter, die hier von den Einkünften der ſchönſten Ländereyen auf der Inſel leben.

Laguna's **Straßen** ſind breiter, als die in St. Crux, und ihre öffentlichen Plätze ſind mit Fontainen geziert, die ihr Waſſer durch eine hölzerne Waſſerleitung erhalten. Ungeachtet es der am höchſten gelegene Ort auf der Inſel iſt, ſo iſt die Luft doch ſo feucht, daß die Mauern ganz mit Hauslaub (Sedum) und Farrenkräutern überzogen ſind. Vom Dezember bis zum März empfindet man eine unangenehme Kälte, da die Kamine hier nicht üblich ſind. Es regnet hier oft, aber nicht lange; alsdann ſieht man die Spitzen der Berge mit Dünſten bedeckt, die ſich auf die Ebene hinabziehen, indem ſie der Richtung des Windes folgen, und nach und nach verſchwinden, ſo wie ſie ſich dem Meere nähern.

Die Stadt liegt neben einem **See**, von dem ſie ihren Namen führt. Der See iſt ungefähr 60 Morgen groß und nur in der Regenzeit voll; er könnte leicht abgelaſſen und in fruchtbare Felder und Wieſen verwandelt werden. Laguna hat 4 Mönchs- und 2 Nonnenklöſter; den Fortſchritten der Vernunft verdankt man es indeß, daß der Mönchsgeiſt auf den kanariſchen Inſeln eben ſo, wie in Europa erlöſcht, und es giebt unter den Geiſtlichen aufgeklärte und tolerante Männer. Die Liebfrauenkirche iſt die ſchönſte in der Stadt; die in Genua verfertigte Kanzel, iſt ein Meiſterſtück der Bildhauerarbeit. Deſto entſetzlicher ſind die Inquiſitionsgemälde dieſer Kirche.

Noch nie habe ich einen ſo prachtvollen Gottesdienſt und ſo reichverzierte Kirchen geſehen, als in Laguna. Ich wohnte am 8ten Dezember einen Feſttag für die Pfarrkirche de la Conception bey. Die Mauern waren mit rothem Atlas ausgeſchlagen. Die Stufen des Allerheiligſten und des Altars waren mit Streifen von getriebenen Silber bekleidet, welche das Licht von 300 auf ſilbernen Armleuchtern befindlichen Wachskerzen zurückwarfen. Am Eingang des Allerheiligſten, trug ein prächtiger Altar die Statue der Maria mit einer Robe von Goldſtoff, einer Krone von Diamanten und einer goldenen Kugel zu ihren Füßen. Hierzu denke man ſich noch vergoldete mit Juwelen beſetzte Vaſen, 60 in Gold- und Silberſtoff gekleidete Prieſter, 30 der erſten Einwohner in atlaſſenen Mänteln, die auf ſammtnen Bänken ſaßen, eine ungeheure Menge Menſchen, eine ziemlich gute Muſik, welche die Meiſterſtücke von Italien vortrug, und man wird ſich einen Begriff von dem äußerlichen Gottesdienſt in Laguna, bey Feyerlichkeiten, machen können. Das Dominikaner-Kloſter hat eine Bibliothek von 12,000 Bänden, worunter aber kaum 500 aufbewahrt zu werden verdienen. Daſſelbe gilt von der Bibliothek der Auguſtiner.

Unter den die Ebene von Laguna umgebenden Bergen, unterſcheidet man den **Tafelberg**, der von ſeiner Würfelform den Namen führt. Er liegt auf dem Wege nach Tegine, eine halbe Meile nördlich von der Stadt. Auf der Spitze des Berges, der eine große Menge Lavendel hervorbringt, hat das Auge einen ſchönen Horizont. Südweſtlich ſieht man reiche Felder und den Pik, deſſen Spitze bis in die Wolken geht. Zu den Füßen hatte ich eine ungefähr 2 Meilen große Ebene, deren fruchtbarer, bewäſſerter Boden, alle Kornarten Europens trägt; gegen Norden einen Wald von Lorbeerbäumen; weſtlich das mit Weinhügeln und Schafen bedeckte Thal von Tegueſta, und ſüdlich das in einem Halbzirkel am Ufer des Sees erbaute Laguna.

Die Berge und Schluchten, welche jetzt das Vieh nur kümmerlich ernähren, würden weit mehr Vortheil gewähren, wenn die Weiden in Wieſen verwandelt, und, wie in Europa, gemähet würden. Auch könnten die Seiten derſelben mit Nutzen mit Wein und Luzerne bebauet werden. Die Schlucht oder der Baronco, welche von Laguna bis zum Meere läuft, iſt eine der Merkwürdigſten der Inſel. Tief, winklicht und von einem Strom gefurcht, der hie und da Fälle bildet, läuft ſie zwiſchen zwey hohen, krummen Felſenwänden. In der Mitte der Schlucht findet man die ſchönſten Kaskaden der Welt. Der Strom, welcher ſich bildet, kommt von dem nach St. Crux führenden Wege. Iſt er an den Rand der Schlucht gelangt, ſo ſtürzt er ſich über 60 Metres tief hinab, bricht ſich an den Felſen, welche den

Grund davon bedecken, sprudelt und springt bis zu einer ansehnlichen Entfernung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Fluggers Versuche, Zucker aus Stärke zu bereiten.

Herr Flugger, Assessor des Collegii med. in Cassel, unternahm es ebenfalls aus der Stärke nach Kirchhofs Methode Syrup und Zucker zu bereiten. Indem wir hier auf die bisher in dieser Zeitschrift vorgetragenen Verfahrungsarten verweisen, geben wir bloß die Verbesserungen an, auf welche Herr Flugger bey seinen Versuchen gekommen ist.

Um zur Bereitung des Zuckers zu schreiten, sagt derselbe, nimmt man einen kupfernen, gut verzinnten Kessel, welcher ungefähr einen Eimer Wasser halten kann, dieser wird mit 12 Pfund Wasser aufs Feuer gestellt und allmählig 6 Loth starke Schwefelsäure oder Vitriolöl unter beständigem Umrühren mit einem hölzernen Löffel zugegossen und zum Kochen gebracht. Während dieser Zeit werden 3 Pfund Stärke mit 6 Pfund Wasser zu einer dünnen Milch angerührt, und unter anhaltenden Rühren in die kochende saure Flüssigkeit geschüttet; mit den Rühren wird so lange fortgefahren, bis alles wieder kocht und die Mischung so dünnflüssig wird, daß kein Anbrennen mehr zu befürchten ist. Es wird kaum eine Stunde dazu erforderlich seyn. Jetzt läßt man alles 9 Stunden kochen und ersetzt beständig das verdünstende, mit kochendem Wasser, so daß die Mischung nie unter 16 Pfund hält; nach diesem Zeitraum wird die Flüssigkeit wasserhelle erscheinen; worauf man anfängt, kleine Portionen fein gestoßene Kreide oder besser Marmor, unter stetem rühren, hinzuzusetzen, bis kein Aufbrausen mehr erfolgt und das Lackmuspapier nicht mehr roth gefärbt wird. Alsdann gießt man das Ganze in ein hölzernes Gefäß, und läßt es eine Nacht hindurch stehen, den andern Morgen wird die obenstehende klare Flüssigkeit wieder in den Kessel abgegossen. Den trübenden Rückstand gießt man so öfters auf ein wollenes Tuch, bis das flüssige helle abläuft, und laugt ihn noch etwas mit kaltem Wasser aus, worauf die vereinigten Flüssigkeiten über gelindem Feuer, bis zur schwachen Syrupsdicke abgeraucht werden. Nach einer 12stündigen Ruhe sondert sich hieraus noch Gyps, welcher durchs Durchseihen daran geschieden werden muß, nachdem aber läßt man die Masse bis zur gewöhnlichen Syrupsdicke gelinde abrauchen, dessen Konsistenz man auf einem kalten Gegenstande, durch einige Tropfen des heißen Syrups leicht beurtheilen kann. Wenn vorsichtig gearbeitet ist, wird der Syrup $3\frac{1}{2}$ Pfund wiegen, äußerst süß und von hoher weingelber Farbe seyn. Soll er zu Zucker benutzt werden, so wird dieser Syrup noch weiter abgedampft, bis Tropfen davon, an einen Löffel breit abfallen; alsdann in steinerne Gefäße gegossen und ruhig hingestellt.

Nach 3 oder 4 Tagen wird alles zu einer körnigten Zuckermasse geronnen seyn, ohne Syrup zu hinterlassen. Dieser Zucker hat eine weißgelbliche Farbe, welche beym Trocknen noch weißer wird, wiegt alsdann 2 Pfund, und $1\frac{1}{4}$ Theil desselben versüßen so viel wie ein Theil des indischen Zuckers; er kann sowohl wie der Syrup zu allen Bedürfnissen der Haushaltung angewandt werden.

Aus dieser genauen Beschreibung geht hervor, daß ich 6mal so viel Schwefelsäure und $1\frac{1}{2}$mal so viel Wasser wie Herr Kirchhof angewendet habe, und letzteres vorzüglich um das Anbrennen, welches im Anfang sehr leicht geschieht, zu verhüten und um der Kohlen bey der Kochung nicht zu bedürfen, weil die Flüssigkeit, bey diesen Verhältnissen, keine Farbe annimmt. Der Kessel zum Abdampfen braucht nicht verzinnt zu seyn, man wählt aber am zweckmäßigsten einen dazu, welcher recht flach ist. Beim Abdampfen des Saftes ist es gut, wenn er zuweilen gerührt wird, und nicht stärker erhitzt wird, als daß er eben vor den Aufwallen ist. Durch das Rühren wird nicht allein die Verdünstung befördert, sondern es verhindert auch, daß sich der Gyps, welcher sich ausscheidet, nicht am Boden setzt, und eine Anbrennung verursacht; welche man durchaus verhüten muß.

Daß die Bereitung des Zuckers und Syrups, sowohl in Kleinen als Großen veranstaltet werden kann, ist einleuchtend, vorzüglich wenn es im letztern Fall durch Dampfmaschinen, die in Deutschland nicht unbekannt sind, geschehen kann. Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß durch einen Zusatz mehrerer Schwefelsäure dieser Zucker noch verbessert und durch fernere Bearbeitung der Güte des gewöhnlichen Zuckers, fast gleich gebracht werden kann.

Der

Verkündiger.

110. Stück. Freytag. Am 5. Junius 1812.

Beschreibung der Insel Teneriffa, von Le Dru.

(Aus dem Französischen.)

(Fortsetzung.)

Der zwey Meilen lange Weg nach Tegueste bietet viele durch Ströme ausgehölte Abgründe dar. Der Ort liegt westlich von Laguna, am Ufer des Meeres. Ich sah viele zerstreut auf den Feldern wachsende Drachenbäume, und das aus diesem Baum gezogene Harz war ehedem ein wichtiger Gegenstand des Handels für Teneriffa; allein diese Quelle wird bald versiegen, weil die Einwohner das Nachpflanzen der jungen Bäume versäumt haben. Tegueste hat ungefähr 800 Einwohner und eine angenehme Temperatur. Hier, und bey dem nahen Dorfe Tegine, ist der Boden vorzüglich fruchtbar und mit Getreide und Wein bedeckt. Ich habe hier mehr Fruchtbäume wahrgenommen, als irgendwo auf der Insel. Von Tegine nach Laguna läuft der Weg an einer tiefen Schlucht hin, die einige hübsche Wasserfälle zeigt.

Zum Fest des 2ten Februar, in dem Dorfe Candelaria, fand auch ich mich mit mehrern meiner Gefährten von St. Crux ein. Der Weg dahin ist sehr beschwerlich. Man findet keinen Baum, und die Kultur des dürren, verbrannten Bodens, hat unglaubliche Arbeit gekostet. Eintönige Gesänge kündigten schon von weitem die Züge der Kanarier zu dem Feste an. Das Dorf liegt am östlichen Ufer des Meeres, 4 Meilen von St. Crux, und hat größtentheils Fischer zu Einwohnern. Am Tage vor dem Feste besuchten wir noch das Dorf Guimar, dessen Felder vor 100 Jahren durch die Lava eines nahen Vulkans gänzlich verwüstet wurden. Das Dorf verarmte. Endlich machten die Bewohner Versuche mit dem Weinbau, und diese hatten einen so glücklichen Erfolg, daß Guimar seitdem eins der reichsten und volkreichsten Dörfer geworden ist.

Zu dem Feste in Candelaria, findet sich jedesmal der Korregidor von Laguna ein, und die spanische Regierung giebt dazu jährlich 500 Piaster. Da die eigentliche Wallfahrtskirche der Mutter Gottes abgebrannt ist, so haben die Dominikaner dazu eine Kapelle errichtet, die zum Theil in Felsen gehauen ist. Die hiesigen Pilgrimme überließen sich mehr dem Vergnügen, als der Andacht, denn es ward getanzt und gesungen; doch sahe ich auch einige Andächtige, die, eine Wachskerze und einen Rosenkranz in der Hand, von der äussern Thür des Klosters bis zum Altare der Heiligen, auf den Knien rutschten, und dort die Wachskerze und ihr Geschenk an Gelde abgaben. Nach der Feierlichkeit ward bey dem Korregidor gespeißt, und darauf nahm der Ball seinen Anfang.

Noch machte ich eine Reise nach Orotova. Anfänglich gings über eine fruchtbare Weitzenebene, darauf auf einem sehr beschwerlichen Gebirgswege durch einen Wald von Lorbeerbäumen und baumartigen Heidekraut. Wir stiegen in dem Landhause Durasno ab, das dem Marquis von Villanueva gehört und zwischen der Stadt und dem Hafen von Orotova, in einer schönen Gegend liegt. Ich konnte die Schönheit der Landschaft und die Milde des Himmels nicht genug bewundern. Jasmin, Rosenstöcke, Granatbäume, Mandeln-, Zitronen- und Orangenbäume, verbreiteten mit ihren Blüten und Früchten, einen lieblichen Geruch in der Atmosphäre.

Die Stadt Orotova liegt eine Meile weit vom Hafen und sechs von Laguna entfernt. Beym er-

sten

sten Anblick scheint der Ort verlassen, ohne Industrie und Handel zu seyn; Gras wächst in den meisten Strassen. Zwey Elementarschulen sind die einzigen öffentlichen Anstalten. Sie hat zwey Pfarrkirchen und zwey Klöster. Unter den 5700 Einwohnern, findet man auch einige alte Familien der Insel, die ihre Weine an die Kaufleute des Hafens veräußern. Die Familien leben ganz isolirt und das Frauenzimmer geht fast nie aus.

Und doch hat die Natur alles für sie gethan; es giebt auf der Erde kein schöneres Klima, keine sanftere Temperatur. Die, einem Amphitheater gleich an den Berglehnen erbauten Häuser, haben eine herrliche Perspektive, und beherrschen eine fruchtbare, mit Wein und Gemüsegärten bedeckte Ebene. Nordwestlich erblickt man die hübschen Häuser des Hafens, dann den Ocean, der mit donnerndem Getöse an das Ufer schlägt. Südöstlich beschränkt eine mit Holz besetzte Kette hoher Berge den Horizont; südlich erhebt der kaum 4 Meilen entfernte Pik seinen mit Schnee bedeckten Gipfel, und bietet nach und nach verschiedene Lufterscheinungen dar. Ein reines, von den Bergen herabströmendes, Wasser, das in einen steinernen Kanal geleitet wird, bewässert die Hauptstrassen der Stadt, treibt einige Mühlen, und ergießt sich darauf in eine hölzerne Wasserleitung, die nach dem bey Durasno angelegten botanischen Garten das nöthige Wasser führt. Ich kenne mehrere schöne Gegenden in Frankreich, England und an den Ufern des Rheins; ich habe ein Jahr auf den schönen Antillen zugebracht; allein, wenn ich mir ein anderes Vaterland aufsuchen sollte, so würde ich auf den glücklichen Inseln in Orotova mein Leben beschließen.

In Gesellschaft des Herrn Joseph de Bethancourt *), besuchte ich die vorzüglichsten Gärten der Stadt. In dem Garten des Herrn Franchy fand ich einen Drachenbaum (Dracena Draco L.), der vielleicht der schönste der Erde ist. Er hat eine Höhe von 20 Metres, und theilt sich oben am Stamm in 12 Aeste, zwischen denen ein Tisch angebracht ist, woran 12 Gäste bequem sitzen können. Dieser ausserordentliche Baum stand schon vor 300 Jahren bey der Eroberung der Insel, und ward von den Spaniern geschont. Die alten Stadturkunden führen ihn als einen festen Punkt an, der einigen Grundstücken zur Grenze diente; er hat ein schönes Ansehn, steht in einem kraftvollen Wachsthum, und kann wohl noch 200 Jahre so fortdauern. In einem andern Garten sah ich einen Kastanienbaum, dessen Stamm 13 Metres im Umkreise hat, und noch jährlich Früchte im Ueberfluß trug.

In dem Hafen von Orotova, trifft man die Sitten und den Ton der guten Gesellschaften von Europa an. Dieser Ort, worin nach St. Crux der meiste Handel getrieben wird, ist am besten gebaut und am angenehmsten gelegen auf der ganzen Insel; er hat gegen 5000 Einwohner, und die Kaufleute erwerben sich schnell ein bedeutendes Vermögen. Es giebt daselbst mehrere Klöster, aber keine Schulanstalt; nur einige Mönche unterrichten im Lesen und Schreiben. Der Nordwind herrscht gemeiniglich im Hafen, und gewährt ihm eine angenehme Temperatur. Sobald aber der Nordwestwind wehet, müssen die Schiffe in die hohe See gehen, um nicht gegen die felsigen Küsten geworfen zu werden.

Die spanische Regierung, welche die schönsten Gegenden des Erdbodens besitzt, ist vielleicht die einzige, welche unter einer günstigen Breite die kostbarsten Produkte der tropischen Länder vereinigen könnte, um sie nach und nach an das Klima der gemäßigten Zone zu gewöhnen. Teneriffa war gerade dazu geeignet. Der in Durasno seit 10 Jahren angelegte königliche botanische Garten ist die nützlichste Anlage der Insel, und hat 25,000 Piaster gekostet, wozu der Direktor der Anlage, Hr. von Villanueva, selbst einen bedeutenden Beytrag aus seinem Vermögen gegeben hat. Es wachsen hier bereits der Kokosbaum, der Kohlpalmbaum, der Bananenbaum, der Avogadolorbeer, der Papayenbaum auf freyem Felde, desgleichen hundert andere Pflanzen und Stauden, die nur der heißen Zone eigentümlich sind.

Der Weg von Orotava nach Laguna ist zwar, der vielen Schluchten wegen, sehr beschwerlich, man wird aber durch sehr angenehme Aussichten entschädigt. Nachdem man einige kleine Städtchen passirt, erreicht

*) Ein Nachkomme des berühmten Bethancourts, des Eroberers der kanarischen Inseln, und einer der unterrichtetsten Männer der Insel, der eine treffliche Bibliothek, eine kostbare Sammlung von Originalgemälden besitzt, und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften Europens ist.

erreicht man Tacaronte, das reichste Dorf der Insel; es liegt am Ufer des Meeres und am Fuß eines mit Weinbergen bedeckten Berges, und enthält über 3500 Einwohner. Höchst trefflich und fruchtbar ist der Boden von hier bis nach Laguna und könnte schöne Kornernten und Fruchtbäume tragen. Ende Februars ging ich noch einmal nach Orotava, und brachte dort bey meinen Freunden sehr angenehm die Tage des Karnevals zu.

Der nördliche Theil von Teneriffa ist mit Felsen und Wäldern bedeckt, und in allen Richtungen mit tiefen Schluchten durchschnitten. Oft sind die Wege höchst malerisch durch Waldungen und um Berge herumgeführt, die treppenförmig ausgeschnitten sind. Die Nordwestküste (von Tegina bis Buena Vista) ist der reichste und angenehmste Theil der Insel. Die Natur scheint ein Vergnügen daran gehabt zu haben, diese ungefähr 12 Meilen lange Erdzunge zu begünstigen. Hier giebt es Wein, Früchte und Gemüse in Menge. Auch wird hin und wieder Seide gewonnen. Die südwestliche und südliche Gegend ist am meisten vulkanisch, bergig und am unbevölkertsten. Die von dem Pik ausgeworfenen Laven scheinen am meisten nach diesem Theil der Insel hingeflossen zu seyn. Hin und wieder ist die Küste ganz mit kalzinirten Bergen besetzt, wovon einige den Anblick einer grausenvollen Nacktheit darbieten.

Das Dorf Chasna, drey Meilen vom Meere, ist der am höchsten bewohnte und kälteste Fleck von Teneriffa. Der hier oft strenge Winter bedeckt diesen Ort mit vielem Schnee, doch ist der Boden äusserst fruchtbar und trägt zuweilen mehr als hundertfältig. Chasna ist wegen seiner trefflichen Mineralwasser berühmt. Die Berge, die es umgeben, sind mit Fichtenwaldungen bedeckt, die sich bis an den Fuß des Pik hinunterziehen. Die östliche Küste von Teneriffa ist nicht so reich und so bevölkert, als die nordwestliche, doch findet man an mehrern Stellen auch Weinberge.

Ungeachtet viele fremde Produkte auf Teneriffa durch Anbau einheimisch geworden sind, so wird diese Insel doch nie den Grad der Wohlhabenheit erlangen, dessen sie fähig ist, so lange ihre Bewohner nicht ihre ganze Aufmerksamkeit auf den Ackerbau wenden. Mit dem Ende Novembers hebt auf den kanarischen Inseln der Regen an, jedoch nur absatzweise, und die regnerische Jahreszeit geht nicht über den Monat März hinaus. Diese Zeit heißt der Winter, obgleich es nie friert, und man nur auf den Bergen, besonders auf dem Pik, Schnee fallen sieht. Dort erhält er sich dann vom November bis zum May und Juny, und vor dem July oder August kann man nur mit Mühe über das Gebirge reisen.

Zur Nahrung der Menschen baut man Weizen, sehr wenig Rocken, desto mehr Gerste*) und Mais, Erdäpfel, Bohnen und Erbsen, Garbanzos genannt. Die bedeutendste Ernte ist die des Mais. Man säet eben so viel Gerste als Weizen für das Vieh, einige Lupinen, Erbsen, Linsen, Sorghohirse, Bohnen und sehr wenig Hafer. Im Allgemeinen leben die Thiere von Weizenstroh und von Mais- und Kräuterblättern, die sie auf den Feldern finden; auch giebt man ihnen Gerste in Körnern. Man findet herrliche Baumwollenstauden, auf welche aber die Einwohner wenig Sorgfalt wenden; dasselbe gilt vom Zuckerrohr, welches man an einigen Stellen gepflanzt hat.

In den Gärten bauet man Kohläpfel, Blumenkohl, Zwiebeln, wovon ein Theil nach Amerika verschifft wird, Kartoffeln, vier Arten Kalebassen, Wassermelonen und fast alle europäische Gartengewächse; doch fragt man nach Spargel, Pastinaken, Himbeeren, weissen und schwarzen Johannisbeeren u. s. w. vergebens. Man glaubt, daß im Durchschnitt auf Teneriffa so viel geerntet wird, daß die Einwohner davon leben könnten, wenn die Generalkommandanten aus Eigennutz nicht die Ausfuhr erlaubten. Zur Zeit des Mangels bringen die Amerikaner und die Kaufleute von Mogador und Kadix Ladungen von Mehl und Weizen.

Im nördlichen Theile von Teneriffa giebt es Gebirge, wo man täglich Kohlen brennt, und Holz zum Heitzen schlägt. Da aber nicht gehörig wieder angepflanzt wird, so dürfen die Waldungen sehr abnehmen. Auf der südlichen Seite des Pik bringen die Berge sehr harzreiche Fichten hervor, welche die Einwohner Tea nennen. Man schneidet Balken und Bretter daraus, zieht daraus Schiffstheer und bedient sich ihrer zum Feuer bey den nächtlichen Fi-

sche-

*) Weizen und Gerste waren schon vor der Ankunft der Spanier auf den Inseln bekannt.

schereyen und in den Häusern. Aber auch diese Bäume nehmen so ab, daß zu befürchten steht, die Insel werde in 30 Jahren kein Holz mehr haben.

Die Lastthiere werden im Sommer mit Häckerling, im Winter mit Kräutern gefüttert. Die Maulesel sind ziemlich gut auf Teneriffa, die Esel aber sehr klein. Die Schafe sind durchgängig gehörnt, die stärksten wiegen 50 Pfund. Die Wolle wird jährlich nur einmal geschoren.

Der Wassermangel im Sommer thut dem Acker- und Futterbau großen Schaden; Industrie könnte aber das Uebermaß des Wassers in der Zeit des Ueberflusses für die Zeit des Mangels aufbewahren.

(Der Beschluß folgt.)

Verschiedenes.

In Oesterreich macht jetzt eine kleine Broschüre unter dem Titel: die Ungarische Constitution, viel Aufsehen. Man augurirt aus ihr eine wichtige Catastrophe. Ueberhaupt sind die ungarischen Landtagsverhandlungsacten, die lateinisch und deutsch erschienen sind, häufig verbreitet, und werden begierig gelesen.

Bekanntmachung.

Die Herausgabe der Zeitung von Salzburg geschah bisher an zwey nacheinander folgenden Tagen: Samstags und Sonntags nicht. Um diese Lücke den resp. Lesern unserer Blätter minder bemerkbar zu machen, hat sich die Redaktion entschlossen, die Tage der Herausgabe in der Art zu wechseln, daß künftig statt Donnerstags am Samstage ein Blatt erscheint.

Diese Einrichtung beginnt mit 1. July dieß Jahrs, und stimmt auch mit dem Postenlaufe in der Art überein, daß man viele einlaufende Nachrichten schneller aufnehmen, folglich früher wie bisher mittheilen kann. — Das Publikum zu Salzburg wird das bisherige Donnerstagsblatt um so leichter entbehren, als an diesem Tage Morgens und Abends viele fremde Zeitungen eintreffen; dagegen wird demselben unsere Zeitung am Samstage um so willkommener seyn, als an diesem Tage fast gar keine fremden Blätter ankommen. Der nämliche Fall tritt bey den auswärtigen resp. Abnehmern ein, welche ihre Zeitungen durch die Post erhalten. Donnerstags gehen nämlich von Salzburg keine Hauptposten ab, hingegen kann das Samstagsblatt schon an diesem Tage auf den Routen nach Gratz und Linz, — Sonntags Früh aber gleich nach Laufen und Hallein, über Reichenhall nach Lofer, Innsbruck u. s. w, und über Teisendorf nach Miesbach, München, und die Staaten des Rheinbundes ꝛc. versendet werden. Vorzüglich gehen unsere Zeitungsblätter künftig in die Gegenden von Burghausen, Ried, Grieskirchen ꝛc. in einem richtigern Verhältnisse als bisher ab, wo man nämlich bis jetzt wöchentlich einmal vier, und das zweytemal nur ein Blat erh'elt.

Gemäß der Merkwürdigen geographischen Lage Salzburgs liefert diese Zeitung die Nachrichten aus dem Salzach- und Innkreise, Ober- und Unter-Oesterreich, Kärnthen und Stepermarkt, Illyrien, Ungarn, der Türkey u. s. w. zuerst, und theilt auch die Nachrichten vom Rheinbunde, Frankreich, Spanien, Holland und dem Norden ebenfalls schnell mit.

Außerdem werden die Auszüge aus dem k. b. Regierungs- und Salzach-Kreisblatte, alle Dienstes-Notizen, und Pfarrey-Erledigungen vom Salzachkreise, die k. b. Lotterie-Nummern, der neueste Kurs der Banknoten, der Preis der Silber- und Goldmünzen von Oestreich, die Schrannenpreise und die merkwürdigern Verstorbenen von Salzburg, die Viktualien-Preise verschiedener k. b. Städte, und auch aus Grätz, Linz, Wien, Preßburg ꝛc. geliefert.

Neue Erfindungen und Verbesserungen, Belohnungen, Todfalle merkwürdiger Männer, Anekdoten, Modenachrichten, Volkersitten, Biographien, besonders aber vielerley zusammengedrängte Neuigkeiten haben ihren Platz unter den kurzgefaßten Nachrichten.

Zugleich werden Licitationen, Edikte, Gant-Proklame, Vorladungen von verschollenen oder landabwesenden Unterthanen, Verkäufe, Steckbriefe, Amortisations-Edikte, ferners auch alle Privatanzeigen schnell, korrekt und kompreß gegen 3 kr. pr. Zeile verbreitet. Ueber die einzusendenden Inserate von den k. Landgerichten und Rentämtern des Salzachkreises erfreuet sich die Redaktion der Zeitung von Salzburg nicht nur eines höchsten Reskripts vom kön. General-Kommissariate des Salzachkreises vom 22. Febr. 1811. Nr. 4943. (vergl. Salz. Kreisbl. St. St. 18. 1811.) sondern auch eines weitern von der k. Finanz-Direktion des Salzach-Kreises vom 19. Dez. 1811. Nro. 4229. (vergl. S. K. Bl. St. 103. 1811.)

Adresse mit Inseraten: An das Zeitungs-Comtoir in Salzburg.

Auswärtige Bestellungen auf diese Zeitung geschehen auf k. Postämtern, in der Stadt aber entweder im Zeitungs-Comtoir selbst, oder bey der eigenen Austrägerin, und kostet halbjährig 3 fl.

B. Pillwein, Redakteur.

Der

Verkündiger.

111. Stück. Sonnabend. Am 6. Junius 1812.

Beschreibung der Insel Teneriffa, von Le Dru.

(Aus dem Französischen.)

(Beschluß.)

Der Wein ist der fruchtbarste Zweig der Produkte und des Wohlstandes von Teneriffa. Die allgemeine Behandlungsart desselben ist folgende: im November und December wird der Boden tief umgegraben, um dem Regen des Januars Eingang zu verschaffen, und das Unkraut zu vertilgen. Das Düngen des Weinstocks ist nicht gebräuchlich. Im Februar wird der Wein beschnitten und an die Geländer befestiget. Im May wird das Unkraut ausgejätet und darauf werden die fruchtbaren Zweige gehörig gelegt und auseinander gebreitet. Die Weinlese findet im Juli und August statt. Der Saft wird zuerst in den Keltern ausgetreten und darauf noch ausgepreßt. Die Eigenthümer setzen oft etwas Branntwein hinzu, um den Wein abzuklären, seine Stärke zu vermehren und ihn lange zu erhalten; zuweilen vermischen sie ihn auch mit rothem Wein, um ihn zu färben.

Man gewinnt nur zweyerley Arten Wein, Malvasier und Vidogne. Ersterer stammt aus Malvasia, einer kleinen auf der Ostküste von Morea gelegenen Insel, und wird aus Trauben gezogen, die man an dem Stamm trocken werden läßt; er ist zuckersüß und hält sich lange. Ehemals führten die Engländer viel davon aus, jetzt bereiten die Besitzer ihn nur zu ihrem eigenen Gebrauch. Der Vidogne, welchen man aus einer dicken, saftreichen Traube zieht, wird nach der in Europa üblichen Manier bereitet, und ist nur halb so theuer als der Malvasier.

In reichen Jahren gewährt die Insel bis auf 20000, in gewöhnlichen nur 12 bis 15000 Pipen, wovon der dritte Theil in den Handel kömmt; das Uebrige trinkt man auf Teneriffa, oder es wird in Branntwein verwandelt. Die Insel ist ausserdem die allgemeine Niederlage von allen den Weinen, welche die kanarischen Inseln zum Handel bestimmen und welche sich im Ganzen jährlich wohl auf 10000 Pipen belaufen können. Der dem Auslande verkaufte Wein verändert oft den Namen, und wird in Amerika Madera genannt.

Die öffentlichen Brunnen in den Städten erhalten ihr Wasser mittelst hölzerner **Wasserleitungen**, welche von Gebirgsquellen abgeleitet sind. Die Ausbesserung dieser wenig dauerhaften Kanäle haben schon so große Summen gekostet, daß sie dafür von Stein hätten erbaut werden können. Ja, die Eingebornen sagen selbst, die Wasserleitung von Laguna sey dem Könige theurer zu stehen gekommen, als wenn sie von Silber gemacht wäre. Da die Mönche und die Reichen sich erlauben, einen Theil des Wassers nach ihren Wohnungen abzuleiten, so geschieht es häufig, daß die öffentlichen Brunnen im Sommer oft trocken sind. Arme Menschen schöpfen das Wasser aus den Brunnen und tragen oder führen es auf Eseln in den Straßen zum Verkauf herum. Da dieses Wasser ziemlich hart und rauh ist, so pflegen es die Einwohner durch einen porösen Stein filtriren zu lassen, der sich häufig in den Steinbrüchen findet.

Der Werth der **Lebensmittel** wird von dem Gouverneur der kanarischen Inseln, dem Alkade, vier Kommissarien und den Prokuratoren der Gemeinen jährlich zu verschiedenen Zeiten festgesetzt, je nachdem die Ernten ausgefallen sind, oder nach andern

dern Umſtänden. Wer die Preiſe überſchreitet, wird mit Geld- oder Gefängnißſtrafe belegt. Brot eſſen nur wenige wohlhabende Leute; der gemeine Mann lebt von Erdäpfeln, Flaſchenkürbiſſen, Zwiebeln, Gemüſen, Gofio und geſalzenen Fiſchen, die von der Weſtküſte von Afrika kommen. Von dieſer ungeſunden Speiſe rühren die in St. Crux und Laguna ſo häufig herrſchenden Hautkrankheiten her. Denen, welche daran leiden, wird der Körper mit ſchuppigen Eiterbeulen bedeckt, die ein ſolches Anſehn haben, als wären ſie von den Blattern hervorgebracht.

Die Köche bedienen ſich zum Würzen der Speiſen häufig des Korianders und des Saffrans. Butter wird faſt gar nicht gemacht; die, welche verbraucht wird, kommt aus Irrland, Holland und Nordamerika. Mit Fleiſch wird Teneriffa auch von den benachbarten Inſeln unterſtützt. Von Kanaria und aus Spanien beziehen die Einwohner ihr Salz, welches die Schiffe als Ballaſt hieher bringen. Der gewöhnliche Lohn für einen Tag Arbeit beträgt zwey Realen de Plata; ein Zimmermann und Maurer erhalten aber fünf.

In Candelaria verfertigen die Hausfrauen grobe Töpferwaare aus einem eiſenhaltigen Thon; doch iſt dieſe Kunſt hier noch ganz in ihrer Kindheit. Orotava beſitzt einige Seidenmanufakturen, auch wird dort Leinwand gewebt, die man nach Kadix ausführt. Die Orſeille oder Färberflechte (Lichen roccella L.), welche man zum Violetfärben braucht, wird auf Felſen geſammelt; die Ausfuhr derſelben hat aber ſehr abgenommen, ſeitdem die Engländer und Italiener ſie durch wohlfeilere Farbematerialien in ihren Färbereyen erſetzt haben.

Die Engländer, Dänen, Spanier und Amerikaner landen am gewöhnlichſten bey Orotava und St. Crux. Erſtere kommen gewöhnlich von der Zeit der Weinernte bis zum April, und bringen alles dasjenige nach Teneriffa, was für die kanariſchen Inſeln beſtimmt iſt, als Tücher, kurze Waaren, Hüte, Leder, gemalte Leinewand und Muſſeline. Die 1778 ertheilte Freyheit des Handels zwiſchen den kanariſchen Inſeln und dem ſpaniſchen Amerika hat ſehr glückliche Folgen für den Wohlſtand der Inſulaner gehabt *). Die Induſtrie verdoppelte ſich faſt in einem Zeitraum von 10 Jahren. Aus Hamburg zieht Teneriffa Leinwand, Eiſen und Tauwerk; aus Holland Flachs; aus Neu-England Korn, eichene Bretter, Wachs, geſalzenes Ochſenfleiſch und Pferde; aus dem ſpaniſchen Amerika Kolonialwaaren; aus Irland Leinwand, Licht und Seife; aus Genua Papier; aus Frankreich Etamine, Linons, Seidenzeuge, Leinwand und Weine; aus Schweden Heringe, Eiſen und Thran, und aus Spanien Hüte, Tücher, Oel und rothe Weine. Die Franzoſen haben nie großen Handel hieher getrieben, ungeachtet die Kanarier ihren Fabrikwaaren große Vorzüge geben.

Der Tabak kommt aus der Havannah, die Regierung hat ſich einen ausſchließlichen Verkauf deſſelben vorbehalten und läßt ſich das Pfund mit 15 Livres bezahlen. Dies iſt ein Hauptzweig der Einnahme, denn es kommen dadurch jährlich gegen 400,000 Franken auf, und es würde vielleicht noch einmal ſo viel aufkommen, wenn nicht die Hälfte des Tabaks durch Schleichhandel eingebracht würde, wodurch große Summen gewonnen werden können. Die übrigen Abgaben werden von eingeführten Handelsgegenſtänden erhoben. Alle fremde Waaren entrichten in den Zollhäuſern 7 Procent, nämlich 6 für den König und 1 zur Unterhaltung der Feſtungen. Die aus Spanien kommenden und mit ſpaniſchen Schiffen eingeführten Lebensmittel zahlen nur ein halb Procent. Weine, die auf fremden Schiffen ausgeführt werden, bezahlen 5 Procent, auf ſpaniſchen Schiffen ſind ſie ganz von Abgaben frey.

Von dem Ertrage der Ländereyen, von den Schweinen, der Wolle u. ſ. w. wird ein Zehent entrichtet; zwey Neuntel fließen dem Könige zu, die übrigen 7 werden in drey Theile getheilt; der erſte gehört dem Biſchof, der zweyte den Kanonizis ſeines Doms, und der dritte wird zum Unterhalt der Pfärrer und zur Erhaltung der Kirchen verwandt.

Die ſpaniſche Regierung thut wirklich viel, um die Bewohner ihrer Kolonien zu ziviliſiren. Es werden nach Teneriffa, Portorika, nach der Havannah u. ſ. w. die Werke der beſten ſpaniſchen Schriftſteller geſchickt und dort für Rechnung der Regierung

*) Jedoch nur für Teneriffa, Palma und Kanaria, denn den übrigen Inſeln iſt das Recht nicht eingeräumt worden.

rung verkauft. Auf diese Art hat sich der Geschmack der Spanier an den Wissenschaften und Künsten bis auf ihre Kolonien ausgedehnt, und mehrere derselben treiben sie mit glücklichem Erfolg. Die kanarischen Inseln haben, durch ein treffliches Klima und durch die Nähe von Europa begünstigt, mehrere Schriftsteller gebildet, die es mit denen des Mutterlandes aufnehmen dürften *).

Teneriffa besitzt auch seit dem Jahre 1778 eine litterarische Gesellschaft (Real sociedag economica de amigos del pays), deren Zweck dahin geht, auf den Unterricht des Volks hinzuwirken, öffentliche Schulen zu errichten, und dem Ackerbau, dem Handel und den Wissenschaften einen Schwung zu geben. Sie giebt jedes Jahr einen Band Abhandlungen heraus und setzt die Preise fest, welche für die beste Beantwortung der aufgeworfenen Fragen vertheilt werden. Auch werden Prämien für Landwirthe, Schullehrer und die Kultur und Beförderung einzelner Gegenstände der Oekonomie und des Handels ausgesetzt.

Die Insel hat auch eine Druckerey in Laguna; aber es fehlt ihr eine Universität, wozu Laguna ebenfalls sehr geeignet wäre. Sie war schon früher von dem Pabst sanktionirt und sollte in dem dortigen Augustinerkloster errichtet werden, ihre Gründung ward aber durch Intriguen und die Eifersucht der Dominikaner und der Geistlichen von Kanaria hintertrieben.

Das durch das Feuer der Vulkane umgestürzte Teneriffa bietet, beym ersten Anblick nur eine unregelmäßige geborstene Masse von Lava, von Schlacken und regellos aufgehäuften Felsen dar. Auf den angebauten Feldern sind diese vulkanischen Reste nach und nach zermalmt, doch ist die Oberfläche der meisten Ebenen dürr und nur dünn mit fruchtbarer Erde bedeckt. In den Tiefen der Schluchten, welche die Seiten der Berge durchfurchen, findet man Laven von eisenhaltigem Thon, mit schwarzem Schörl, Kalkspath ꝛc. gemischt, aus Feldspath, Quarz, Glimmer ꝛc. bestehendem Granit, Muscheln und vulkanischen Materien durch Kalkmörtel verbunden, Breccine von Bimsteinen und eisenhaltigem Thon u. s. w.

Die Umgebungen von St. Cruz bestehen aus kahlen, unfruchtbaren Bergen; tragbarer und besser angebaut ist die Oberfläche der Berge um Laguna, ganz vorzüglich fruchtbar aber die Ebene, die sich von Laguna bis Tacaronte erstreckt. In der Nachbarschaft des Pik häufen sich die vulkanischen Substanzen. Dieses berühmte, 5710 Metres über der Oberfläche des Meeres erhabene Berg, (in 19° d. L. und 38° 17′ d. B.) wird am Fuße von mehreren kleinern Bergen eingeschlossen, die amphitheatermäßig hintereinander liegen und in Form konzentrischer Ringe den Gipfel umgeben. Die Zwischenräume bieten Tausende von Abgründen und Schluchten dar, die sich nach allen Richtungen hin erstrecken. Die nicht mit Laven oder verkalkten Steinen bedeckten Strecken haben eine sehr fruchtbare Erde, und tragen, wenn das Getreide dünn gesäet wird, achtzig bis hundertfältige Frucht.

*) Der Kanonikus Clavijo hat in seinem Werke (Historia general de las Islas de Canaria. Madr. 1669. 6.) die Alteren, und unser Verfasser die neueren Schriftsteller dieser Inseln nach Namen und Schriften bekannt gemacht; unter den letztern zeichnen sich besonders die drey Viana's, der Bibliothekar des Königs von Spanien und dessen beyde Neffen aus.

Alterthümer.

Lyon, vom 19. May. Neulich hat man in dem Quarantainequartier einige Begräbnißdenkmäler ausgegraben, welche in die Reihe derjenigen Alterthümer gehören, die man in dieser Gegend schon öfters entdeckt hat.

Bey Erweiterung des dem Hause Perlio zugehörenden Hofes, welcher ein Eigenthum der Stadt-Hospitäler ist, fand man einen Todtenkopf, und in einem jeden Auge desselben, eine römische Münze mit dem Bildnisse des Kaisers Probus. Ich glaube kaum, daß man je etwas Aehnliches gefunden hat. Nicht weit von diesem Todtenkopfe entdeckte man eine Art von Altar, welchen Herr Latombe für das Museum bestimmt hat, mit nachstehender Inschrift:

D. M. et memoriae Aeliae Filetae Aur. Bossinnio
Conjugi carissimae et sibi vivo ponendum
Curavit et sub ascia dedicavit.

Das heißt: den frommen Ueberresten und dem Andenken der Aelia Fileta widmet und setzt dieses, Aurelius

Aurelius Posinnio, als seiner liebsten Gattin und sich selbst noch bey seinem Leben.

Bey Fortsetzung der Nachgrabungen fand man noch zwey bleyerne Särge, deren Deckel zwey Handheben hatten, sie haben 4 Fuß in der Länge, in einem jeden derselben befindet sich ein Skelet auf einer Lage von ungelöschtem Kalk. Bey dem einen derselben befinden sich an der Kopfseite mehrere Griffel von Knochen und Elfenbein. Das andere ist mit einer braunen Halsbinde umgeben, welche bey der leisesten Berührung in Staub zerfällt. An dem Kopf und bey den Füßen befinden sich zwey kleine Schalen von grober Thonerde.

An dem nämlichen Tage, an welchem diese beyden bleyernen Särge ausgegraben wurden, entdeckten die Arbeitsleute noch 2 andere, welche sie bey der Nacht entwendeten, verstümmelten und sodann verkauften.

Maurersgesellen, welche an dem Schlosse St. Try, zwischen Anse und Villefranche arbeiteten, gruben ein steinernes Pferd in Lebensgröße aus, der Kopf und ein Schenkel desselben wurden nach Lyon gebracht, woselbst ein achtungswerther Künstler darüber den Ausspruch fällte, dieses Werk gehöre in die Zeiten des Verfalls der Künste.

Neue Art Pferde zu nähren.

In England haben jetzt einige Particuliers eine ganz besondere Art die Pferde zu füttern. Sie geben ihnen nehmlich bloß zerquetschten Hafer, und haben sich versichert, daß fünf Maaß dieses Hafers eben so viel Nahrung, als acht Maaß gewöhnlicher Hafer liefern. Man bemerkt bloß, daß man ein wenig Stroh und Bohnen darunter mischen darf.

Verschiedenes.

Nantes, vom 21. May. Am 17. d., zwischen 3 und 4 Uhr des Nachmittags, bildete sich auf der Loire unfern der Insel Trentemont eine Wasserhose. Aus dem Flusse stieg eine ungeheure Wassersäule empor, 30 Fuß hoch und 12 Fuß im Durchschnitt, sie schwebte mit großer Geschwindigkeit Stromaufwärts, und verschwand zwischen der Insel und der Stadt. Dieses Phänomen, welches auf der See sehr häufig ist, auf Flüssen dagegen sehr selten, wurde von mehreren Spaziergängern beobachtet, welche aussagten, daß die Entstehung der Wasserhose mit einem leisen Getöse verknüpft gewesen sey, und daß ihre Fortbewegung in der Luft ein starkes Pfeifen erregt habe. Wir hatten am Sonntage stürmisches Wetter, wir erwarteten Regen und Ungewitter; allein gegen Abend zertheilte sich das Gewölke.

— —

Preisfragen. Die Gesellschaft von Terra Lavoro in Neapel hat für dieses Jahr folgende Preisfragen ausgestellt: 1) Den der zwey Kilogramm Zucker aus Kastanien verfertigt, eine silberne Medaille; 2) den der aus den Trauben 3 Kilogr. Zucker zieht, eine silberne Medaille; 3) den der drey Kilogr. Syrup aus Feigen zieht, und ein vollkommenes Verfahren angiebt, eine silberne Medaille; 4) den der aus Waid ein Kilogr. Indigo zieht, ebenfalls eine silberne Medaille; 5) den der den Waidindigo mit glücklichem Erfolge zum Färben der Tücher angewendet, eine goldene Medaille; 6) den der die Cultur Getreidearten verbessert, eine silberne Medaille.

— —

Im Bezirke Frauenburg spürte man am 13. May, Morgens zwischen 3 und 4 Uhr eine leichte, nur wenige Sekunden anhaltende Erderschütterung, die von einem Getöse, das fernem Donner glich, begleitet wurde.

— —

Hr. Ashley-Cooper hat zu London einen Versuch gemacht, der beweißt wie viel Hülfsmittel die Natur besitzt, das Lebensfluidum im Körper der Thiere zu verbreiten, wenn der Hauptweg der Pulsadern vernichtet ist. Hr. Ashley zerschnitt ganz nahe beym Herzen die Aorta descendens mehrerer junger Hunde, um den Lauf des Blutes, das durch diese Ader in die verschiedenen Theile des Körpers geht, zu unterbrechen. Die Konstitution der Thiere schien durch die Operation gar nicht zu leiden. Man heilte ihre Wunden, die Absonderungen nahmen ihren gewöhnlichen Gang, und die Hunde waren wie vorher voll Feuer und Lebhaftigkeit. Nach einigen Monaten tödtete man sie, um zu sehen, welche Veränderungen eine so kühne Operation in ihrem Innern hervorgebracht habe. Man traf die Aorta, die man zur Existenz für so nöthig hält, an den Stellen wo sie unterbunden worden war, zugewachsen, diese Ader existirte nicht mehr, und das Blut hatte einen andern Weg genommen, um sich in die Blutadern zu vertheilen.

Der

Verkündiger.

112. Stück. Sonntag. Am 7. Junius 1812.

Was ist Geld?

Es ist wohl kaum eine deutsche Zeitschrift, in welcher sich nicht ein Aufsatz über diesen Gegenstand fände, auch ist er in nicht wenigen Büchern wissenschaftlich behandelt worden. Mir scheint aber die Praxis der Staaten und der Individuen zu verrathen, daß man hierüber noch lange nicht im Klaren sey. Versuchen wir einmal, ob es uns nicht vergönnt sey auf das Wahre zu kommen.

So viel ist vorerst klar, daß Geld und Sachen, die in den Verkehr aufgenommen Waaren heissen, einander entgegengesetzt sind, und daß alle Waaren für Geld erlangt werden können. Deswegen hat man das Geld einen Repräsentanten der Waaren, eine Anweisung auf Waaren, ein Tauschmittel, ein Ausgleichungsmittel und neulich sogar auch ein Unterpfand für Waaren genannt. Sind nun Geld und Waaren einander entgegengesetzt, so müssen sie, wie alles Entgegengesetzte, auch einmal Eines gewesen seyn, denn alles Entgegengesetzte geht von anfänglicher Einheit in den Gegensatz über. Nun war aber bekanntlich das Geld, ehe es zur Münze ausgeprägt wurde, als verarbeitetes Metall in Töpfen, Geräthen, Schmuck ꝛc. allgemein gangbar, und ganz Waare, obwohl eine allgemein gesuchte Waare, indeß die anderen Waaren durch zeitliche und besondere Bedürfnisse in Bewegung gesetzt wurden. Ich sage also: das Geld war einst selbst Waare, obwohl allgemein gesuchte, und durch diese Allgemeinheit fieng es an Verkehrsmittel zu werden.

Das Geld hörte aber auf, wirkliche Waare zu seyn, sobald es geprägt wurde, denn dadurch hörte es auf, eine besondere Gebrauchsform zu haben, und nahm blos die Form eines allgemeinen Verkehrmittels an. Aber wenn auch die Münze nicht mehr wirkliche Waare blieb, so war sie doch noch mögliche Waare; denn das gemünzte Geld konnte eingeschmelzt und dann wieder zu beliebigem Gebrauche bearbeitet werden. Und dies ist denn auch die gegenwärtig allgemein gangbare Ansicht vom Gelde, indem man es nach seinem innern Gehalte würdigt, also das Geld, obwohl es an sich zu zirkuliren bestimmt ist, dennoch stets als einschmelzbar betrachtet, welche Ansicht noch an der alten Zeit klebt, wo das Geld wirkliche Waare war.

Da nun einige Staaten, so wie auch der rasche Verkehr des Großhandels, das gemünzte Geld theils an Menge theils auch an schneller Beweglichkeit unzureichend fanden, machte man Papiergeld (das älteste hatten die Chinesen), und dieses sollte die Möglichkeit in sich haben, in Metallgeld umgesetzt zu werden, und auf dieser Möglichkeit beruhte sein Cours. Es entstand also jetzt folgendes Geldsystem:

1) Geld als wirkliche, aber allgemein gesuchte, Waare.
2) Geld als mögliche Waare, Münze.
3) Geld als mögliche Münze, Papiergeld.

Diese Stufenfolge wird sich vollenden, wenn das Papiergeld ganz selbstständig wird, das heißt, wenn es sich von aller Beziehung auf Münze und Waare gänzlich losreißt. Der volle Begriff eines Geldes liegt einzig in der Anerkennung, nicht in irgend einem innern Gehalte, und die Nation welche zuerst sich entschließt, etwas ganz werthloses, dem aber der Staat seinen Stempel aufgedrückt haben muß, für Geld anzuerkennen, wird zuerst selbstständig und unabhängig seyn.

S.

Bemerkungen über Worte.

Es ist interessant, in verschiedenen Sprachen die Bezeichnung einer und derselben Idee nachzusuchen; man wird oft finden, daß die Sprachen hiebey von ganz verschiedenen Ansichten ausgehen, oft auch treffen sie naiv zusammen. Diese Vergleichung giebt eine unterhaltende Uebung des Scharfsinns, wie man aus folgenden Proben sehen wird.

Anfang. Was bezeichnet dieses Wort? den Punkt, wo man eine Sache fängt oder anfaßt. Also giebt es wohl an sich nirgends einen Anfang, sondern aller Anfang liegt blos in einer subjektiven Ansicht der Menschen. Eben darauf deutet auch das lateinische: incipere, und das Substantiv initium bezeichnet die Seite, von welcher man in eine Sache hineingeht, oder den Moment, in welchem eine Sache unter die Zahl der andern Dinge eintritt.

Staat. Vom lateinischen status abgeleitet, und dieses von stare, stehen. Ein Staat ist also eine Nation, welche steht. Nun steht in der ganzen Schöpfung kein Geschöpf als der Mensch, der allen seine physische Natur durch seine geistige in der Gewalt hat; Staat ist also die Culturperiode einer Nation, in welcher sie ihr physisches Daseyn (als Völkerstamm) durch Erkenntniß beherrscht.

Stand. Kommt von derselben Ableitung. Wer steht, hat dadurch ein gemessenes Verhältniß zu der Aussenwelt; Stände im Staate sind also die Volksklassen, in so ferne sie durch ihre Eigenthümlichkeit ein besonderes Verhältniß zum Staate haben. Gleichheit der Stände ist also nur in zwey Fällen möglich, entweder wenn die allgemeine Armuth und Unkultur noch keine Unterschiede hat entstehen lassen, oder wenn die allgemeine Gleichheit der Kultur diese Unterschiede wieder aufhebt.

Besitzen. Das lateinische possidere von podex und sedere, ist noch sprechender. Sitzt man auf etwas, so wird dieses die Basis des sitzenden Körpers, der davon getragen wird (sustinetur.) Besitz also giebt Unterhalt (sustentatio), denn die besessenen Sachen fristen das Daseyn des Besitzers. Ersitzen kann man eine Sache, wenn man sie so lange besitzt, daß der Staat urtheilt, die Dauer des Besitzers sey hinreichend, um die Personen und die Sache mit einander verwachsen zu lassen.

Wahrheit. Ich leite das deutsche Adjektiv wahr, von dem Verbum war (erat) ab, so wie ich auch in dem lateinischen verus eine Verwandschaft mit ero, eram, eras, erat erblicke. Nach beyden Sprachen fallen also die Begriffe Wahrheit und Wesenheit in Eins zusammen. Waare gehört auch hieher.

Schönheit. Oft schon hat man dieses Wort von Scheinen abgeleitet, daß es also eigentlich Scheinheit heißen sollte. Wenn nun diese Ableitung richtig ist, wie ich nicht zweifle, so enthält sie zugleich auch eine wahre Definition des Schönen, welches ja nichts ist, als der äußere Schein des innern Lebens.

Tugend kommt von taugen, und ist die Möglichkeit, zu irgend etwas tüchtig zu seyn, im Allgemeinen also die Fähigkeit ein Mensch zu seyn. Die Römer sagen aber virtus, weil ihnen der Mann mehr galt als der Mensch.

Hohes Alter.

Mogilew, am Dniester, vom 28. März. Unter den hiesigen Einwohnern befinden sich 2 Greise, von denen der eine 140 der andere 126 Jahre alt ist. Der erstere ist noch ganz munter, daß er selbst für sich arbeitet.

Coni, vom 24. April. Unser Departement liefert außerordentliche Beyspiele von Menschen, welche ein hohes Alter erreicht haben. Die einzige Gemeinde von Villafalletto, deren Bevölkerung aus 3035 Menschen besteht, liefert folgende Beyspiele:

Gazre (Joseph), ein Bauersmann, wurde am 28. März 1702 geboren, und starb den 2. November 1811. Nach Cato's Lehre, welche dem Bauersmann vorschreibt, postremus cubitum eat, Primus cubitu surgat, war Gazre die wahre Morgenreveille seiner Frau. Durch Wort und Beyspiel trieb er seine Familie zum Arbeiten an. Während der Ernte im Jahr 1811, half er Garben binden und arbeitete mit Jugendkraft wie ein junger Tagelöhner. Am 2. November aß er mit gutem Appetit eine Suppe und eine halbe Stunde darauf hörte er auf zu leben, nachdem er während seines ganzen

Daseyns

Daseyns über einer vollkommenen Gesund genossen hatte.

Maria Morera, geboren den 26. August 1707, gestorben den 30. Januar 1812. Sie war bis in ihr 72tes Jahr unverheurathet geblieben und hatte in diesem Alter noch die Schwäche einen jungen Menschen von 26 Jahren Gehör zu geben, welcher sie seiner Zärtlichkeit versicherte, und sie glauben machte, daß er sie ihrer selbst wegen liebte. Allein der junge Mann hatte anders gerechnet, er hoffte nämlich bald Witwer zu werden und in den Besitz eines schönen Vermögens zu kommen. Er hielt förmlich um sie an, und so ungleich auch diese Verbindung war, so schien sie dadurch ganz glücklich gemacht zu seyn. Jedoch der Hausfriede währte nicht lange. Als der Herr Gemahl sah, daß seine theuere Ehehälfte, gar keine Anzeige davon spüren ließ, ihn bald in den alleinigen Besitz ihres Vermögens zu setzen, überließ er sich seiner ganzen üblen Laune. Dagegen ergriff die Frau die Parthie ihn nach Gefallen keifen zu lassen, und ertrug alle seine üblen Behandlungen 3 Jahre hindurch mit standhaftem Muthe. Nach deren Verlauf das Loos des Wittwenstandes ihr zufiel. Es fiel ihr nicht mehr ein, sich wieder zu verheurathen. Sie lebte nun noch 36 Jahre, und hatte bis an ihren Tod ein vorzüglich gutes Gesicht, ohne sich je einer Brille bedient zu haben.

Oekonomische Suppe.

Der Minister des Handels und der Manufakturen in Frankreich machte vor kurzem wegen des hohen Preises des Getreides folgende Bereitung einer ökonomischen, gesunden und nährenden Suppe bekannt.

Man nehme ein Pfund Reis, wasche ihn mit kaltem Wasser, bringe ihn dann mit zwey Litres Wasser in ein Gefäß, und lasse ihn langsam sieden. Je nachdem er dicker wird gießt man nach und nach fünf Litres Wasser hinzu, und rührt alles gut um, damit nichts am Boden des Gefäßes hängen bleibt. Nachdem es zwey Stunden gesotten hat, setzt man zwey Unzen Linsen- oder Erbsenmehl hinzu, nachdem man es vorher in etwas warmen Wasser eingerührt hat, und vereinigt alles gut untereinander. Drey viertel Stunden nachher setze man zwey Unzen Butter oder Fett, zwey Unzen Salz und etwas Pfeffer dazu, rühre alles vier oder fünf Minuten lang um, und nehme dann das Gefäß vom Feuer.

Man muß Acht haben, daß die fünf Litres warmen Wassers verdunstet sind, ehe man den Butter, das Salz und den Pfeffer zusetzt.

Wird dieses Verfahren genau befolgt, so erhält man von diesem Pfund Reis eilf bis zwölf Pfund dickliche, sehr nährende und angenehm schmeckende Suppe.

Durch viele Versuche hat man sich überzeugt, daß das Kartoffelmehl eine noch bessere Suppe als der Reis giebt. (Dieß ist die deutsche Graupe.)

Noch ein Beytrag über die Baumwollenkultur.

In dem Verkündiger ist die Art und Weise kurz angezeigt worden, wie die Baumwollenpflanze in Natolien behandelt wird. Einige ähnliche Bemerkungen über die in Rumelien beobachtete Methode dürften hier um so weniger am unrechten Orte stehen, als das Clima der europäischen Türkey von jenem der bannatischen und slavonischen Gränze ungleich minder verschieden ist.

Der Einsender hat diese Bemerkungen aus dem Munde eines Pflanzers von Seres.

Die Zeit des Anbaues in Rumelien fällt zwischen den 24. April und das Ende des Maymonats; jene der Ernte vom halben August bis gegen Ende Oktobers.

Die Baumwollenpflanze, welche zu den Staudenartigen gehört, sehr buschig ist, und bey ihrem vollendeten Wachsthume nicht viel über zwey Schuh Höhe erreichet, findet ihr Gedeihen vorzüglich auf einem trockenen, sandigen, und gegen die Anfälle der Nordwinde hinlänglich geschützten Boden.

Die Gipfelknospe, die ihren Trieb vom Mittel- oder Hauptstengel der Pflanze erhält, wird am ersten reif, und liefert von jeder einzelnen Staude die beste Baumwolle. Die an den Nebenästen zunächst reifenden derley Knospen geben Baumwolle

mittlerer

mittlerer Gattung. Die letzte Sorte machen jene aus, die zuletzt zur Reife gelangen.

Jede einzelne Staude treibt, nach Maß der Güte des Samens und des Bodens zwischen 40 und 150 Knospen.

Während des Wachsthums der Pflanze muß der Boden, nach Art des türkischen Korns, drey auch vier Mahl umgehauen, und von dem umgebenden Grase oder Unkraut gereinigt werden.

So unvollständig obige Bemerkungen auch sind, so dürfen sie doch als Beytrag zur näheren Kenntniß der Kultur einer so wichtigen Pflanze nicht ohne allen Nutzen seyn.

Verschiedenes.

Im Norddepartement in Frankreich hat man seit 1806 33 Wölfe, 35 junge Wölfe, 96 Dachse, 1160 Füchse, 25 wilde Katzen, 16 Iltisse, 10 Marder, 19 Baummarder, 7 Wiesel und 1 Fischotter getödtet; im Ganzen also 1390 schädliche Thiere.

Bekanntmachung.

Inhaltsverzeichniß des Mayheftes der Handlungs-Zeitung.

Die im Monat May erschienenen Stücke der Handlungs-Zeitung enthalten folgende Gegenstände: Verordnung in Hamburg den Stempel auf Wechsel betr.; Waarenverkauf in Köln; Verbotene Pferdeausfuhr aus Warschau; Hornbostels Sammt- und Seidenfabrik bey Wien; Ist ein Ausfuhrverbot des Getreides in der Schweiz in gegenwärtigen Zeitpunkte rathsam; Frachtpreise in Wesel; Verhältniß des neuen italienischen Gewichts zu dem alten; Königl. Baierische Verordnung die Bezahlung von Forderungen österreichischer Unterthanen betr.; Republik Venezuela; Bankerotte; Beschluß zur Ausführung des französ. Dekretes; die Gleichförmigkeit des Gewichtes und Maaßes betr.: Kunstprodukte und Handel der Gömörer Gespannschaft in Oberungarn; Post nach Konstantinopel; Posterhöhungen in Baden; Stärke-Zucker; Kastanienzucker; Umlaufschreiben des franz. Ministers wegen den Dekret über Maaße und Gewichte; Falsche Münzen; Frachten von Lille: Waarenverkauf in Kiel, in Bajonne und Brest; Ursache der Unruhen in den englischen Fabrikstätten; Auflage auf die Mennige in Baiern; Getreideausfuhrverbote im Canton Waadt; Kaiserl. franz. Verordnung das Getreide betr; Vorschriften wegen den Waarentransport nach Italien; Salzpreise in Böhmen, in Gallizien und Oesterreich; Rechtsfrage; Runkelrüben-Zuckerfabrikation und Anbau des Tabaks in der Schweiz; Verordnung im Großherzogthum Würzburg die Ausfuhr der Lebensmittel betreffend; Post nach Konstantinopel; Neue Bücher; Beobachtungen bey der Runkelrüben-Zuckerfabrikation; Böhmens ehemaliger Handel mit Brantwein; Ausgetheilte Erfindungspatente in Frankreich; Waarenpreise in China; K. B. Bekanntmachung den Konsumo-Mauth auf Eisendrath betr.; Neue Bücher; Jahresbericht der Gesellschaft zur Aufmunterung in Paris; Preise der Bleyglätte und Schrotwaaren in Freyberg; Englands und Rußlands Handel; Maut im Großherzogthum Würzburg; Getreidpreise; Ackerbau bey Strasburg; Handel und Industrie in Linz; Franz. Dekret wegen dem Preise des Getreides; Sachsens Industrie und Anbau im Jahr 1811; Oesterr. Circular wegen Handelsnoten über Cacao, Zucker ꝛc. Getreidpreise in Hamburg; Neue Handlungen, Firmen- und Gesellschafts-Veränderungen; Unruhen in England; China; Zustand der Fabriken in Großbrittanien; Berichte wegen der Ernte in Frankreich; Rechtsfrage; Waarenverkauf in Mainz und Frankfurt; Wiener Jubilate-Markt; Ueber französische Verordnungen im Bergischen; Seidenpreise in Venedig und Neapel; Kastanien-Zucker. Consumtionssteuer auf Taback in Schmalkalden; Münzwesen; Ueber Syrup aus Weizenmalz und über Stärke-Zucker; Frachtpreise; Bankerotte; Schweiz; Baden; Frankreich; Rußland; Berichte aus Leipzig, Grätz, Berlin, Wien, Prag, Bern, Basel, Bremen, Hamburg, Amsterdam, Ankona, Kopenhagen, Stockholm, Petersburg, Hall, Inspruck, Archangel, Wismar, Charkow, Moskau, Rostock, Triest, Paris, Bordeaux, Lille, Gent, Blois, Dijon, Havre, Brest, Lion, Caen, Beziers, La Rochelle, Valenciennes, Mailand, Neapel, Venedig, Triest, Genua, Reggio, Brescia, Ferrara, Pavia, Rouen, London und andern Städten; Waaren-, Wein- und Frachtpreisen nebst ihren Veränderungen, von Nürnberg, Frankfurt, Hamburg, Kopenhagen, Bremen, Berlin, Leipzig, Antwerpen, Amsterdam, Triest, Mailand, Genua, Reggio, Brescia, Ferrara, Pavia, Neapel, Lille, Paris, Bordeaux, Gent, Blois und andern Städten; Geld- und Wechselcursen von Nürnberg, Augsburg, Wien, Frankfurt, Berlin, Leipzig, Amsterdam, Hamburg, Petersburg, Kopenhagen, Genua, Mailand, Triest, Paris, Bologna, Neapel ꝛc. und den Cursen der Staatspapiere von Berlin, Frankfurt, Wien, Westphalen ꝛc. ꝛc.

Die Handlungs-Zeitung erscheint wöchentlich fünfmal, und ist in allen Postämtern eben so oft zu haben, und kann von Januar und July zu jeder Zeit behandelt werden.

Handelsberichte, Anzeigen, Avertissemente, Firmen, Gesellschafts-Veränderungen und Dienstgesuche, Verkäufe, erbitten wir uns unter der Addresse:

Contor der Handlungs-Zeitung
in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

113. Stück. Dienstag. Am 9. Junius 1812.

Zucker aus Erdäpfel-Stärke.

(Wir haben die Fortschritte der Kunst, Zucker aus Stärke zu bereiten, im Verkündiger mitzutheilen versprochen, auch sehr viel von den bereits in politischen Zeitungen (welcher sich jetzt, im Vorbeygehen sey es gesagt, die Gelehrten so häufig bedienen um Celebrität, Absatz, und Lob zu erhalten, welches ihnen um so leichter wird, je weniger ihre Redactoren von Dingen ausser ihrer Sphäre verstehen) angekündigten Entdeckungen des Hrn. Lampadius erwartet. Um Wort zu halten senden wir es hier für den Verkündiger ein; gestehen jedoch, daß wir durchaus nichts Wesentlich-Neues gefunden haben, was nicht schon Kirchhof angegeben hätte.

Der hölzerne Kochapparat und Kartoffel-statt Waizenstärke, kann nicht hierher gehören.) W.

Der ganze Apparat zu dieser Zuckerfabrikation, sagt derselbe, bestehet erstlich in einem kleinern oder größern hölzernen Siedeapparat. Wer bereits eine Destillirblase besitzt, kann dieselbe sogleich zu dieser Arbeit einrichten; es wird nämlich das Rohr der Destillirblase verlängert und so niederwärts gekrümmt, daß es senkrecht in ein am Boden stehendes Faß niedergeht; das Ende des Rohres muß aber von Holz seyn, damit die Säure nicht mit dem Kupfer in Berührung komme. Soll das Faß 100 Kannen Wasser fassen können, so muß man der Destillirblase eben diesen Inhalt geben, und sie dann bey der Arbeit bis auf 1/3 mit Wasser füllen. Durch die Dämpfe des in der Blase kochenden Wassers wird sodann auch die Flüssigkeit im hölzernen Gefäße zum Sieden gebracht. Zweytens bedarf man eines leinenen Spitzbeutels und drittens eines blanken kupfernen Abdampfkessels, so wie einiger Spatel und Schaumkellen.

Das hölzerne Siedegefäß wird zum Beyspiel mit 12 Pfund Wasser gefüllt und dieses zum Kochen gebracht.

Während dieser Zeit vermischt man 13 Loth Schwefelsäure (Oleum Vitrioli) mit 1 Pfund Wasser vorsichtig, und zwar so, daß man die Säure nach und nach zum Wasser gießt; dann wird diese verdünnte Säure den 12 Pfunden kochenden Wassers in dem hölzernen Fasse beygefügt.

Früher hatte man schon 4 einzelne Pfunde Kartoffelstärke abgewogen; ein jedes dieser Pfunde wird mit 1 Pfund Wasser in einem Topfe aufgerührt und gut vermengt in die kochende Säure eingetragen. Bey jedesmaligem Eintragen wird die Flüssigkeit dick, sie verliert aber diese Konsistenz in einigen Minuten wieder. Ist dieses erfolgt, so wird das zweyte Pfund und so nach und nach auch die übrigen beyden eingetragen.

Jetzt ist weiter nichts nöthig, als die ganze Flüssigkeit 7 Stunden lang in stetem gelinden Sieden zu erhalten. Das verdunstende Wasser wird hier aus der Destillirblase wieder ersetzt, in welche man etwa zweymal während des Siedens durch eine in dem Helme angebrachte, mit einem Stöpsel versehene Oeffnung wieder so viel heisses Wasser nachgießt, als verdunstet. Auf diese Weise ist weder ein Brenzlichtwerden des Zuckers, noch ein Angreifen des Gefäßes zu befürchten. Die sauersüßlichte Flüssigkeit bleibt hell und klar.

Nach Verlauf der 7 Stunden ist der Zucker gebildet, wahrscheinlich wohl dadurch, daß die Schwefelsäure etwas Sauerstoff an die Stärke absetzte, und denselben stets wieder aus der Luft erhielt.

Nun

Nun muß die Schwefelsäure wieder geschieden werden; man trägt deshalb in die noch heiße Flüssigkeit so lange gestoßene Kreide oder gestoßenen ungebrannten weißen Kalkstein ein, bis alles Aufbrausen und auch der saure Geschmack vorüber ist, worauf man hernach alles etwa 12 bis 24 Stunden stehen und erkalten läßt.

Nach Verlauf dieser Zeit hat sich Gyps zu Boden gesetzt, und der obere klare Theil der Flüssigkeit, die schon äußerst süß schmeckt, wird abgegossen; der übrige untere Theil kommt dann in den Spitzbeutel. Sehr leicht fließt die Flüssigkeit klar ab; sobald sie nicht mehr tröpfelt, muß der Gyps in dem Spitzbeutel ausgepreßt werden, wo er noch eine beträchtliche Menge Flüssigkeit hergiebt.

Sämmtliche klare Zuckerlauge wird nun in einem reinen kupfernen Kessel bis zu einer dünnen Syrupskonsistenz eingedampft, und ohne weitere Behandlung oder raffinirende Zuschläge bekommt man aus obiger Quantität: 4 Pfund eines ganz vortrefflichen Syrups, zu Kaffee, Thee, Punsch, Backwerk und dergl. zu gebrauchen. Läßt man diesen Syrup jetzt völlig erkalten, so setzt derselbe noch einen kleinen Gehalt an Gyps ab.

Haushaltungen werden sich mit der Zubereitung des Syrups völlig begnügen und dadurch den festen Zucker bis auf Wenigkeit entbehrlich finden. Will man hingegen den Zucker fest haben, so muß man den Syrup bis zur dicken Syrupskonsistenz eindampfen, und nach drey Tagen gerinnt derselbe zu einer feinkörnigen Masse, welche man, wenn sie genugsame Festigkeit hat, in die gewöhnlichen Thonformen bringt, mit Thon unter den gebräuchlichen Handgriffen abdeckt, und nachher durch Wärme bis zur völligen Härte trocknet. Der Zucker, den ich auf diese Weise im Kleinen erhalten habe, ist völlig weiß und süß, aber noch nicht ganz so grobkörnig wie der Rohrzucker, übrigens ohne Tadel. 1 Pfund Erdäpfelstärke gab mir 18 Loth festen Zuckers.

Ohne weitere Berechnung anstellen zu dürfen, ergiebt sich aus der Uebersicht der Quantitäten von selbst das Vortheilhafte dieser Zuckerbereitung für alle Zeiten und die mehrsten Gegenden Europens. Anfänglich erhielt ich, als ich mich verzinnter oder gut glasirter Gefäße bediente, immer einen mehr oder weniger bräunlichen Syrup, weil ein geringes Anbrennen während der langen Siedung fast unvermeidlich ist; seitdem ich aber die Siedung in hölzernen Gefäßen anwendete, bleibt mir nichts mehr zu wünschen übrig.

Beschreibung einer Maschine um Erdäpfel, Runkelrüben u. dgl. zu waschen.

Die Beschreibung dieser sehr einfachen aber sinnreichen Maschine, Erdäpfel, Runkelrüben und andere Wurzelgewächse zu waschen, kann den Personen, die sich mit der Runkelrüben-Zuckerfabrikation beschäftigen, nützlich werden. Der Verfasser, Hr. Laster von Paddington, hat für diese Erfindung von der Aufmunterungs-Gesellschaft in London, eine silberne Medaille erhalten. Die Erdäpfel werden in einem Cylinder oder Kasten gebracht. Die beyden, durch zwey Böden gebildeten Enden, desselben sind durch von einanderstehende Dauben oder Leisten vereinigt. Sechs dieser Dauben sind so verbunden, daß sie eine Thür bilden, welche man öffnet, um die Erdäpfel hineinzuschütten, und sie herauszunehmen, wenn sie gewaschen sind.

Der Cylinder wird durch eine Handhebe in einen Trog gedreht, der auf vier Füßen ruht und mit Wasser gefüllt ist.

Am Fuße der Axe des Cylinders sind zwey bewegliche Rollen. Die Rollen werden durch einen beweglichen Rahmen gehalten.

Wenn die Hebel des Rahmen sich senken, so steigt das Ende, welches den Cylinder hält, und dieser bleibt über den Trog hängen; er geht über die Rollen vorwärts über einen Trichter, unter welchen ein Karren oder ein Korb zum auffangen der gewaschenenen Wurzeln befindlich ist. Man öffnet die Thür des Cylinders, und die Wurzeln fallen in den Korb. Wenn der Rahmen in dieser Lage ist, so verhindern eiserne Reife, die durch ein Charnier das äußerste Ende des Hebebaums halten, daß der Rahmen und der Cylinder, weiter herabgeht als es nöthig ist.

Will man die Operation erneuern, so wirft man die Wurzeln durch die Thür des Cylinders hinein, und hält diesen dann durch zwey eiserne Keile verschlossen, man hebt das Ende des Rahmens, damit der Cylinder seinen Platz über den Trog einnimmt,

nimmt, in welchen die unter Wasser getauchten Erdäpfel gewaschen werden, wenn man den Cylinder durch die Handhebe umdreht. —. Man hat auch noch einen Hahn um das schmutzige Wasser ablaufen zu lassen.

(Das Ganze bestehet also aus einem Fasse mit von einanderstehenden Dauben oder aus einem Cylinder mit al stehenden Leisten, in welchen sich die Rüben und dergleichen befinden, so dicht, daß sie nicht durchfallen, wohl aber der Sand und das schmutzige Wasser von allen Seiten herauslaufen kann. Dieses Faß oder dieser Cylinder wird nun so gestellt, daß er zum Theil in einem mit Wasser gefülltem Trog der Länge nach stehet, und in demselben herumgedreht werden kann. Die Rüben fallen dann durch das Umdrehen durcheinander, werden von den Wasser abgewaschen, und der Sand und das schwere schmutzige Wasser senkt sich und gehet durch die Zwischenraume des Cylinders oder Fasses in die untere Gegend des Troges ꝛc. Diese Maschine ist mit einigen Abänderungen auch in Deutschland schon bekannt.)

Bereicherungen der Entomologie.

Eine fruchtbare naturhistorische Reise unternahm ein wackerer Mineralog und Entomolog aus Glaucha in Sachsen, Dr. Germar, der früher vier Jahre auf der Bergakademie in Freyberg unter Werner studirt, dann aber seinen juristischen Kursus in Leipzig gemacht hatte. Er unternahm im vorigen Sommer eine naturhistorische Reise nach Dalmatien, und obgleich die Kürze seines Aufenthalts, die Unbekanntschaft mit den verschiedenen slavonischen Dialekten, die dort die Landessprache machen, und selbst die Glühhitze des vorigen Sommers in dem ohnehin an lebenden Geschöpfen armen, dürren Lande dem forschbegierigen Reisenden noch größere Hindernisse in den Weg stellten, als selbst die bedeutenden Gefahren der Unsicherheit, die sein Eifer für die Wissenschaft ihm glücklich überwinden half: so ist doch seine Reise nicht ohne mannigfaltige Resultate geblieben. Sie wird bedeutende Ergänzungen zu Fortis, Donatelli und andern Reisenden liefern. Besonders fruchtbar war sie für die Entomologie und Mineralogie. Ueber hundert neue Insektenarten, von denen viele in physiologischer Hinsicht und für die zoologische Geographie ganz besondern Werth haben, belohnten seinen Eifer für die Entomologie, und die interessanten Beobachtungen, besonders über die fossilen Knochenmassen, werden gewiß auch die Mineralogie bereichern. Für Conchyliologie konnte am wenigsten gethan werden, weil die Küsten alle steil abfallen, und das Meer nichts auswerfen kann. Dabey fehlt es auch nicht an statistischen und anthropologischen Bemerkungen.

Buchhändler Kniffe im 19ten Jahrhundert.

Im vorigen Jahre sind vier ganz verschiedene Romane herausgekommen, jeder mit dem Druckort Berlin und Leipzig 1811. Aber man glaube ja nicht, daß diese wichtigen Werke daselbst erschienen sind, sondern der Verleger ist in Erfurt, und keines von allen vieren ist neu, jedes hat nur einen neuen Titel. Die Titelmacher in Berlin und Leipzig können sich gelegentlich rächen, und einmal einen neuen Titel mit dem Druckort Erfurt herausgeben.

Die vier Romane haben folgende neue Titel:

1) Verstand und Narrheit, die Regenten der Welt.
2) Leben einer Künstlerin.
3) Teufelsspuck in Spaniens Klöstern.
4) Reise-Abentheuer und Meß-Szenen.

Das Poßierlichste bey der ganzen Sache ist aber folgende Vorrede oder Anzeige, welche gleichlautend jedem der vier verschiedenen Romane vorgedruckt ist, nemlich:

An die Leser!

„Wider unsre Erwartung wurde dieser ganz unschuldige Roman, so wie einige seiner Brüder, gleich bey Erscheinung verboten. Darüber würden wir uns nun beruhiget haben, wenn es dem Nachdrucker nicht geglückt wäre, unter andern Titeln unbeschadet ihre Waare zu verkaufen. Wir sind daher zu gleicher Nothwendigkeit gezwungen, und machen die Leser nur noch auf die erste Ausgabe unter dem Titel

(hier wird bey jedem der alte Titel genannt)

aufmerksam."

Die Verlagshandlung.

Diese

Diese Anzeige ist hier wörtlich abgedruckt. Angenommen, diese Romane wären wirklich einmal verboten worden, darf denn nun Herr H. dieselbe Sünde unter einem anderen Titel noch einmal begehen? oder soll Berlin und Leipzig die neue Sünde tragen? Es wird aber wol mit dem Verbieten und Nachdrucken so arg nicht gewesen seyn, sondern dies steht nur hier, damit diese Dinger ein Gewicht bekommen sollen. Die alten Titel waren von

Nr. 1. Werke des Wahnsinns von Wezel.
Nr. 2. Die dreyfache Friederike.
Nr. 3. Die Kreuzgänge der öden Karthause von San Junigo.
Nr. 4. Die Familie Gronau.

Ob Herr H. wol noch mehrere Bücher mit solchen Vorreden hat.

Wien.

Nach einer umständlichen Darstellung, sind in abgewichenen Jahre, in der Hauptstadt und auf dem flachen Lande von Oesterreich 12,043 Ehen geschlossen, 52,489 Kinder geboren, und 45,275 Sterbfälle gezählt worden.

Davon kommen auf die Hauptstadt allein 3249 Ehen, 12,714 Geburten, und 15,083 Todesfälle.

Unter den Kindern waren 6659 uneheliche. Von letzteren kommen 3783 auf die Hauptstadt, wo folglich beynahe das vierte Kind unehelich war.

Unter den Todten waren: todtgeborne, 1058; von der Geburt zum ersten Jahre starben, 17,525; vom 1. zum 4. Jahre, 4225; vom 4. zum 20 Jahre, 3893; vom 20. zum 40. Jahre, 5427; vom 40. zum 65. Jahre, 5972; weiter hinaus, 7143.

Es starben an gewöhnlichen Krankheiten: 41,233; an Blattern, 1487; an Epidemien, 984; durch Unglückfälle, 431; durch Selbstmord, 43; durch Meuchelmord, 29; an der Wasserscheue, 8.

Aus den Vaccinations-Protokollen der Hauptstadt und der 4 Kreisämter ergiebt sich, daß im abgewichenen Jahre die Schutzpocken-Impfung nicht so thätig als im Jahre 1810 betrieben worden ist. In diesem Jahre begriff sie 17,505, im Jahre 1811 nur 13,075 Kinder, also um 4448 weniger. Auch sieht man, daß 1487 an natürlichen Blattern gestorben, also wenn man annimmt, daß von 10 nur 1 starb, bey 15,000 Kinder diesem gefährlichen Uebel, gegen welches uns die Vorsehung auf eine so wunderbare Art ein Verwahrungsmittel geschenkt hat, aus Sorglosigkeit oder Vorurtheil überlassen wurden. Und daraus erkennt man die Nothwendigkeit der neuerlichen strengen Verfügungen, welche wir der Sorgfalt der öffentlichen Verwaltung zu verdanken haben.

Verschiedenes.

In Lausanne ist mit einem geschmackvollen Umschlage das erste No. der feuilles d'Agriculture et d'Economie générale publiés par la societé d'Agriculture et d'Economie de Lausanne erschienen. Es enthält den sehr interessanten Bericht des Comité zur Begründung und Befestigung der Gesellschaft, ihre Zwecke, die Mittel zu derselben Ausführung und eine Uebersicht ihrer Arbeiten seit dem 28. Nov. 1811. bis den 1. April 1812. und wird den 4. April in der allgemeinen Versammlung vorgelesen. Das Comité besteht aus 11 Mitgliedern und erwählte den 28. Nov. Hrn. Monnod zum Präsidenten, Hrn. De Loys zum Vice-Präsidenten. Es wurden zwey Abhandlungen des Hrn. De Loys abgelesen, eines über die Koppelwirthschaft und das andere über die Nahrungsmittel. Beyde erhielten allgemeinen Beyfall und wurden zum Druck erkannt. Hr. D. Rengger legte zwey von ihm verfaßte Abhandlungen über die ökonomischen Koch-Oefen, die neu im Cantons-Spital und Irrenhaus eingeführt und über die ökonom. Stuben-Oefen in den Zimmern des Spitals mit Planen und Modellen vor, durch welchen die große Ersparnisse von Brennmaterialien erwiesen wird. — Hr. de Mollins legte eine Abhandlung über den wahren verhältnißmäßigen Werth der Brabanter und Französ. 6 Liverthaler ein. — Hr. de Constant d'Hermenche legte Proben von seinen Versuchen mit Brodt aus Türkenkorn und Buchweizen und von Hrn. Blanc Anzeigen, der Mittel, wie die Sümpfe von Enterroches am besten ausgetrocknet und urbar gemacht werden konnten. — Dieses erste Heft enthält einen angenehmen und belehrenden Aufsatz über die Nützlichkeit eines botanischen Calenders und in der Rückseite ist ein landwirthschaftlicher Calender angebracht, der botanische und zoologische Bemerkungen und die Zeiten der Landarbeiten erhält und zu mannigfaltigen angenehmen Unterhaltungen und Erfahrungen führen kann.

Der

Verkündiger.

114. Stück. Mittwoche. Am 10. Junius 1812.

Ueberſicht der Departemente des franzöſiſchen Reichs.

Der Almanach imporial vom Jahr 1812 ſagt folgendes: Die ehemaligen Provinzen von Frankreich und die mit dem franzöſiſchen Reiche vereinigten Länder bilden einhundert und dreyſig Departemente, nemlich:

Die Provence, Avignon und die Comtat Venaißin, vier, nemlich: der untern Alpen, der Rhone-Mündungen, des Var und von Vaucluſe.

Dauphine, drey: der obern Alpen, der Drome und der Iſere.

Franche-Comte, drey: des Doubs, des Jura und der obern Saone.

Elſaß, zwey: Oberrhein und Niederrhein.

Lothringen, die drey Bißthümer und Baar, vier: der Meurthe, der Maas, der Moſel und der Vogeſen.

Champane, Fürſtenthum Sedan, Bouillon, Philippeville, Marienburg, Givet und Charlemont, viere: der Ardennen, der Aube, der Marne und der obern Marne.

Flandern, Hennegau, Cambreſis, Artois, Boulonnois, Calaiſis, Ardreſis, zwey: Nord- und Meerenge von Calais.

Isle de France, Paris, Soiſſonnais, Beauvoiſis, Amienois, Vexin, Gatinois, ſechſe, nemlich: der Aisne, der Oiſe, der Seine, der Seine und Oiſe, der Seine und Marne.

Normandie und Perche, fünf: Calvados, Eure, Manche, Orne, untern Seine.

Bretagne, fünfe, nemlich: der Nordküſten, Finisterre, Isle und Vilaine, untern Loire und Morbihan.

Ober- und Unter-Maine, Anjou, Tourraine, und Saumüra's, vier: Indre und Loire, Mayenne, Maine und Loire, Sarthe.

Poitou und ein Theil der Gemeinmark, drey: der zwey Sevren, Vendee und Vienne.

Orleans, Blaiſais und Chartrain, drey: Eure und Loire, Loire und Cher, Loiret.

Berry, zwey, nemlich: Indre, Cher.

Nivernois, eines: der Nievre.

Burgund, Auxerrois und Senonois, Breße, Bügey, Valromey und Dombes, viere: des Ain, Goldküſte, Yonne, Saone und Loire.

Lyonnois, Forez und Baujolois, zwey: Loire und Rhone.

Bourbonnois, eines: der Allier.

Marche, Dorat, Ober- und Nieder-Limouſin, drey: der Correze, der Creuſe, der obern Vienne.

Angoumois, Aunis, Saintonge und Perigord, drey: der Charente, der untern Charente und der Dordogne.

Bordelois, Bazadois, Agenois, Condemois, Armagnac, Chaloße, Marſan und die Steppen, viere: der Gironde, der Steppen, des Lot und Garonne, und des Gers.

Quercy, Rouergues, Basque, Bearn, Bigorre, Quatre, Vallees, Conſerans, Foix und Roußillon, ſechs, nemlich: des Lot, des Aveyron, der untern Pyrenäen, der Arriege, der öſtlichen Pyrenäen.

Languedoc, Comminges, Nebouſan und Riviere-Verdün, achte, nemlich: der Ardeche, des Gard, obern Garonne, Herault, Lozere, Tarn, Tarn und Garonne.

Velay, Ober- und Nieder-Auvergne, drey: Cantal, Obern Loire und Püy de Dome.

Corſika mit der Inſel Capraja, eines: Corſika.

Savoyen,

Savoyen, die Grafschaft Nice und Genf, drey: des Montblanc, der Seealpen und Leman.

Der vormals Oestreichische Theil von Flandern und Hennegau, Brabant, Lüttich ꝛc. neune, nemlich: der Dyle, der Schelde, der Wälder, Jemappe, der Lys, der untern Maas, der zwey Nethen, der Ourthe, der Sambre und der Maas.

Das linke Rheinufer, viere: der Ruhr, der Saar, des Rheins und der Mosel, des Donnerbergs.

Das Piemont und die ehemalige Ligurische Republik, achte, nemlich: der Appenninen, Doire, Genua, Marengo, Montenotte, Sesia und Stura.

Die Herzogthümer Parma und Piacenza, eines: des Taro.

Die Toskanischen Staaten, drey: des Arco, des mittelländischen Meeres und von Ombrone.

Die Römischen Staaten, zwey: Rom und Trasimene.

Die Länder zwischen dem Waal, der Donge, den Grenzen der Departements der zwey Nethen, der untern Maas, der Roer, und die Inseln Walchern, Süd-Beveland, ꝛc. zwey, nemlich: der Mündungen der Schelde und der Mündungen des Rheins.

Holland, sieben, nemlich: der Mündungen der Maas, der Mündungen der Yßel, östlich Ems, westlich Ems, Frießland, Oberyßel und Zuydersee.

Das Wallis, eins: Simplon.

Die Hanseestädte, das Lauenburgische ꝛc., drey: der Elbe-Mündungen, der Weser-Mündungen und Oberems.

Ein Theil des ehemaligen westphälischen Kreises, eins: der Lippe.

Streit über die Erfindung der Bereitung des Zuckers aus Stärke.

Kaum hörte man in Deutschland, Rußland und Frankreich von Kirchhoffs wichtiger Entdeckung, so machte sich jeder Chemiker über sie, und suchte wenigstens Theil an der Vervollkommnung derselben zu haben. Französische Chemiker, (unter andern der Apotheker Cadet de Gassicourt von Paris) suchten sie ihrer Nation (Fourcroy und Parmentier) zu vindiciren. Russen erklären Kirchhoffs Erfindung für nachgeahmt, und suchen sie dem Professor Wuttig in Kasan zuzueignen, welcher vor fünf Jahren ein Verfahren gefunden haben will, Schleim, (nicht Stärke) durch Kochen mit Schwefelsäure in Syrup zu verwandeln. Allerdings wußte man, wie auch im 98 Stück des Verkündigers gezeigt wurde, daß Stärke durch verschiedene Prozesse in Zucker verwandelt werde, aber daß man dieses durch Kochen mit Säuren bewerkstelligen könne, war neu. Wenn auch Hr. Wuttig in Kasan vor fünf Jahren ein ähnliches Verfahren aus Schleim Syrup zu machen erfand, und es geheim hielt, so wird dadurch Kirchhoffs Erfindung noch nicht vernichtet, er bleibt der Erfinder des Zuckers aus Stärke, und Hr. Wuttig der des Zuckers aus Schleim. Ein Gelehrter, der auf Wuttigs Parthey zu seyn scheint, schreibt so eben folgendes hierüber aus Petersburg.

Da bereits in Deutschland einige höchst unvollkommene Verfahrungsarten, die Stärke durch Schwefelsäure in eine zuckersüße Substanz zu verwandeln, d. h. einen Syrup oder ein zuckersüßes Mehl daraus zu bereiten, bekannt gemacht worden sind, ohne sogar den Nahmen des ersten Erfinders darin zu erwähnen; so hält man es für desto nöthiger, dem *publikum hiemit* den wahren Hergang der Erfindung, zur öffentlichen Bekanntmachung, zu bringen.

Im Herbste des verflossenen Jahres, zeigte der Adjunkt Kirchhoff allhier an: „daß er eine „neue Methode, Zucker aus Buchweizen zu berei„ten, erfunden habe." Da man hörte, daß derselbe Malz dazu anwendete, widmete man jener Anzeige keine Aufmerksamkeit. Als man aber die erste Probe jener zuckersüßen Substanz sahe, ergab sich sogleich die deutlichste Aehnlichkeit desselben, mit einer vom Herrn Hofrath Wuttig in Kasan, bereits vor fünf Jahren, durch Einwirkung der Schwefelsäure auf Schleim, dargestellten Substanz, von der er unter andern auch Herrn Gilbert in Halle vor 4 Jahren schrieb. Während jener Zeit wurde derselbe, nebst den Staatsräthen Crighton und Hahnemann, auf höchsten Befehl bestimmt, den Versuchen die der Adjunkt Kirchhoff über seine angebliche Erfindung öffentlich machen sollte, beyzuwohnen, und Bericht über die Sache zu erstatten.

Dies bewog Herrn Hofrath Wuttig, nach seiner früher angewandten Methode, eine Quantität des Syrups, von dem die Rede war, anzufertigen.

Als

Als der Adjunkt Kirchhoff dies erfuhr, (der sein Verfahren damals geheim hielt) und Hr. Hofrath Wuttig gegen ihn selbst erklärte: „daß Er diese Erfindung früher gemacht habe," ihm übrigens die genauere Ausmittlung verschiedener dabey statt findender Verhältnisse, nicht streitig machen könnte: so eilte derselbe, seine Versuche öffentlich anstellen zu wollen. Indessen hatte Herr Hofrath Wuttig bereits (er war im Oktobermonat des vorigen Jahres) an mehrere Behörden Proben seines Syrups eingesendet, und der Wahrheit der Sache gemäß, sich als Erfinder erklärt (ohne indessen dadurch die Zwecke Anderer vereiteln zu wollen); worauf Er, auf höchsten Befehl, von der Assistenz bey jenen Versuchen disponirt wurde.

Da die Bereitung jenes süßen Mehles oder Syrups, für Rußland, eine nicht weniger unnütze Spielerey, als die Fabrikation des sogenannten Zuckers aus Runkelrüben, Weintrauben, Mais ꝛc. ist, die höchstens in andern Ländern eine Anwendungsprobe finden können; so glaubte man, das Faktum von Wuttig's Erfindung hier vorzüglich deswegen bekannt machen zu müssen, weil Er seit einem halben Jahre seine Erfindung gänzlich umgeschaffen, und neue, vielleicht in Zukunft für's Interesse der europäischen Staaten wichtig werdende Wege, entdeckt hat, ein dem Rohrzucker gleiches Wesen, das man künstlichen Wuttig'schen Zucker nennen möchte, hervorbringen. Dieser Sucro terré hat zwar kaum so viel Force und Korn als der aus dem Syrup, der von den Werken des gewöhnlichen Bastardspitzenschmelzens fällt, herkommende fette Zucker, er giebt aber unmittelbar einen Meliszucker vom trocknem Korne, als wodurch derselbe weit von der erwähnten zuckersüßen Substanz unterschieden ist *). Da Herrn Hofrath Wuttig's neues Verfahren (das er aus keiner andern Absicht, als um Pfuschereyen vorzubeugen geheim hält) nicht nur eben so viel Zeit zur Ausführung erfordert, als der Schlendrian der europäischen Zuckersiedereyen (nämlich bis zum Raffinat mehrere Monathe), sondern auch eben so viel Geschicklichkeit und Aufmerksamkeit, als das Meisterstück der Zuckersiedereyen (das er noch nicht hinreichend umfasset), nämlich das Sieden der Bastarden, „Lumpen" und des Farinzuckers; so wird man den Vortheil, den Herr Hofrath Wuttigs neue Erfindung verspricht, nicht eher genau zu berechnen im Stande seyn; als bis er Proben, die er seither nur mit einigen Pfunden gemacht, mit 50 bis 100 Pud angestellet, und das Quantitätsverhältniß des auskommenden Raffinatzuckers, gegen den dabey fallenden Syrup, (das wenigstens = 1 : 5 sein muß, wenn in Rußland Nutzen daraus entspringen soll) genau bestimmt haben wird.

*) Jenes süße Mehl enthält, außer daß es mit vegetabilischen Talg (so muß man es für diesmal nennen) beladen ist, immer eine Quantität Gummi d. i. in kaltem Wasser auflöslich gewordene Stärke: oder, wenn die Süßwerdung der leztern durch Vermehrung der Quantität, oder der Concentration der Säure erzwungen wird; so bildet sich auf der andern Seite in dem Maaße eine eckelhaft bittere, erhizende Substanz darin.

Wie man in England die Gerechtigkeit gängelt.

In allen Ländern ist Gerechtigkeit zu allen Zeiten ein sehr schwankendes Ding gewesen. Dort wird sie vom Despotismus unterdrückt, hier kämpft sie mit der Chikane oder der wächsernen Nase der Gesetze, noch in einem dritten Lande gleicht sie den Schnecken ꝛc. Fast an allen Fehlern zugleich aber leidet sie wohl in England. Wer da Prozesse führen will, ohne steinreich zu seyn, ist ein größerer Thor, als — bey uns. Das Unwesen, das dort mit der Gerechtigkeit getrieben wird, wo man alle Gesetze wörtlich auslegt und auf den vorliegenden Fall anwendet; wo viele hunderte von falschen Zeugnissen leben, die sie eidlich pro et contra ablegen, wo die Gesetze ein größeres Chaos als irgendwo sind, und wo die Kosten nach brittischen Reichthume berechnet werden, kann es natürlich nicht gut Prozeß zu führen seyn. Jedoch eine eigne Sitte muß schon allein jeden unbemittelten abschrecken. Es ist die, gewiß wenig bekannte, daß der Reiche nicht allein durch den besten Advokaten seine Sache führen läßt, sondern auch jeden großen Rechtsgelehrten, den er als Anwald seines Gegners fürchtet, große Geschenke zusendet, um ihn zu vermögen, nicht gegen ihn aufzutreten. Bey uns wäre, weil doch

die

die Gesetze nicht so ungeheuer schwer zu studieren sind, wie in England, so etwas nicht möglich. Es giebt in jeder bedeutenden Stadt zu viel geschickte Sachwalter, um sie alle so in Beschlag zu nehmen. Ueberdies wäre es nunerlaubt. In England, wo der wahrhaft großen Rechtsgelehrten und Praktiker in der That nur wenig seyn können, ist es möglich und — so erlaubt, daß selbst die Regierung in den 90 Jahren d. v. Jahrh. 8000 Pf. St. (beynahe 50000 Rthlr.!) anwandte, um 12 der ersten Londoner Rechtsgelehrten außer Stand zu setzen, sich mehrerer fälschlich eines Hochverrath angeklagten Personen anzunehmen, die doch — deswegen schien die ganze Anklage statt zu finden, — dazu Gelegenheit gaben, daß die Minister die Habeas-Corpusakte suspendirten.

Man nennt diese Art, die Thätigkeit der besten Sachwalter zu lähmen, retaining fees, und natürlich schämt sich auch nicht leicht der Redlichste, solche so leicht erworbene — Dienstgebühren anzunehmen.

*r.

Polizeyliche Verfügung in Berlin, bey Anwendung des Magnetismus, als Heilmittel.

Um die Mißbräuche zu verhüten, die, wie die Erfahrung früherer und neuerer Zeiten bewiesen hat, nicht selten mit dem Magnetismus unter dem Vorwande, ihn als Heilmittel anzuwenden, getrieben worden sind, und somit die Gesundheit und Moralität der Staatsbürger gegen der Sache Unkundige oder sie zu Unsittlichkeit, Betrug und Aberglauben benutzende Menschen zu sichern, wird hiermit zu jedermanns Nachricht und Achtung bekannt gemacht: daß erstens nur approbirte praktische Aerzte, von denen vorauszusetzen ist, daß sie mit der medizinischen Anwendung des Magnetismus bekannt sind und vorher sorgfältig erwägen werden, ob er nicht der geistigen oder körperlichen Gesundheit des zu Behandelnden gefährlich werden könnte, die Erlaubniß haben, denselben als Heilmittel in Gebrauch zu nehmen; zweitens approbirte praktische Aerzte, die ihn als Heilmittel gebrauchen wollen und durch ihre Geschäfte oder sonst verhindert sind, die Manipulation desselben selbst zu verrichten, nur mit Genehmigung des Orts- oder Kreisphysici dazu jemand substituiren dürfen, der dann so wie sie der respektiven Medizinalbehörde für die Personen, denen sie dieses Geschäft anvertrauen, verantwortlich ist; drittens die Aerzte gehalten sind, von jeder mit diesem Mittel zu unternehmenden Kur dem Physikus des Orts oder der Gegend sogleich die nöthige Anzeige zu machen, um ihn in den Stand zu setzen, sich in polizeylicher und wissenschaftlicher Hinsicht darüber nöthigenfalls alle die Notitzen zu verschaffen, die die Umstände erheischen könnten. Es ist indeß hierbey keinesweges die Absicht, den Physicis ein willkührliches Eingreifen in die Behandlungsweise der praktischen Aerzte zu verstatten, sondern diese Maaßregel soll nur dienen, die Physiker in vorkommenden und verdächtig scheinenden Fällen zu zu verpflichten, von der Sache Notiz zu nehmen, und sie sogleich zur Kenntniß der vorgesetzten Behörden zu bringen. Von denen Aerzten, die den Magnetismus als Heilmittel anwenden, wird übrigens in den üblichen vierteljährigen Medizinalberichten eine sorgfältige Aufführung ihrer damit angestellten Versuche erwartet, und ihnen dieß nachdrücklich empfohlen, da es die Absicht ist, die gesammten Erfahrungen durch einen Verein sachkundiger Männer sorgfältig zu prüfen, um mit dieser Angelegenheit wo möglich endlich ins Klare zu kommen, und die Resultate bekannt zu machen. Berlin, den 23. May 1812. Departement der allgemeinen Polizey. v. Schuckmann."

(Ueber den Magnetismus, seine Wirkung und Anwendung zur Heilung von Krankheiten ꝛc. findet man vieles in den frühern Jahrgängen des Verkündigers.)

Anzeige.

Hrn. Dr. Müllers praktischen Arztes zu Frankfurt am Main Arzneyen gegen die Schwindsucht, bestehend in einem Syrup und einem Pulver, sind mir von demselben in Commission gegeben worden. Ist einige Hülfe in dieser gefährlichen Krankheit möglich, so ist sie von diesen Mitteln zu erwarten. Ich empfehle sie daher allen solchen Kranken. Der Preiß ist 2 Rthlr. 16 Gr. oder 4 fl. 48 kr. Rheinisch.

Leipzig den 25. Nov. 1811.

Dr. G. W. Becker.

Der

Verkündiger.

115. Stück. Freytag. Am 11. Junius 1812.

Notiz über die Inseln Juan Fernandez und Masa-Fuero. (Aus dem Englischen.)

Die Insel Juan Fernandez, Alexander Selkirks einsamer Verlassungsort, ist von den Reisenden oft genannt worden, die bey Durchschiffung des stillen Oceans dort anhielten, um Erfrischungen einzunehmen, und von Flibustiern und Seeräubern, die dort anhielten, um den Raub zu theilen. In geringer Entfernung von den peruvianischen Küsten gelegen, von keiner Macht weder besetzt, noch befestigt, mit Allem, was zur Verproviantirung eines Schiffs gehört, auch mit Wasser und Holz wohl versehen, bot sie einen bequemen Zufluchtsort und eine Zuflucht dar, die seit langer Zeit keinen Verdacht erregte. Endlich legten die Spanier, aus ihrer Unthätigkeit erwachend, in den Jahren 1766 und 1767 eine Niederlassung daselbst an, und in dieser sah der Kapitain Carteret, zu seinem großen Erstaunen, bey seiner Weltumseglung, in der Kumberlandsbay, die spanische Flagge an einem mit einigen Kanonen besetzten Fort wehen. Auf den Hügeln weidete Hornvieh, und einige 20 Häuser schienen an verschiedenen Stellen der Insel zerstreut. Carteret warf keine Anker, und setzte keine Barke in See. Er gieng alsobald wieder nach Masa-Fuero unter Segel. Seitdem hat man keine neuere Nachricht über die Insel Juan Fernandez; denn der Argwohn der Spanier untersagte stets jedem fremden Fahrzeug den Eintritt. Im Jahre 1792 gelang es dem englischen Schiffslieutenant John Moß, welcher das Schiff William auf den Wallfisch- und Seehundsfang ausführte, Juan Fernandez und Masa-Fuero zu besuchen. Aus dem Reisebuch dieses Seefahrers wollen wir folgende Notiz über den gegenwärtigen Zustand dieser Inseln mittheilen, welche sehr verschieden selbst von denen in den ersten geographischen Werken enthaltenen, abweichet. — Juan Fernandez liegt im 33° 40′ S. B. und 80° 30′ O. L. (von dem Meridian von Greenwich), welche Lage von dem Herausgeber von Ansons Reise und dem Kapitain Scharp bestätigt wird. Dampier giebt sie aber zu 34° 45′ S. B. und 84° O. L. von Paris an. Kapitain Moß segelte die Ostküste der Insel entlang, und erreichte deren nördliche Spitze gegen Süden. Da er nicht wußte, daß sie von den Spaniern besetzt war, so stieg er in einen Kahn, um einen sichern Ankergrund zu suchen, und zu fischen. Nachdem er um die Nordostspitze herum gesegelt, sah er mit Erstaunen Festungswerke und einen Flecken. Als er ans Land gestiegen war, verlangte er von dem Gouverneur die Erlaubniß, vor Anker gehen und fischen zu dürfen. Es ward ihm aber weder das eine, noch das andere bewilligt. Da aber der Kahn außerhalb der Schußweite des Forts lag, so fieng man eine hinreichende Anzahl Fische für die Bedürfnisse der Mannschaft. Von Westen angesehen, scheint die Insel nach Westen zu höher zu seyn. Sie sinkt gegen Süden herab, woselbst, auf eine halbe Seemeile von der Küste, ein großer, ziemlich merkwürdiger Felsen oder Insel ist. Man nennt ihn die Ziegeninsel. Aus der Ferne erscheint Juan Fernandez in der Form eines stark gespaltenen Felsens; je näher man aber herankömmt, wechselt dieser Anblick, und man entdeckt darin tiefe mit schönen Wäldern bedeckte Thäler, welche die angenehmsten Landschaften darbieten. Auf der Ostseite ist nirgends weder Ankergrund noch Landungsplatz. Die Felsen erheben sich fast senkrecht über das Meer.

Dem Nordoſtende gegenüber bietet die erſte Bay einen Ankergrund von 14 Faden dar; es iſt aber eine faſt ganz offene und den Winden ausgeſetzte Rhede. Die Spanier haben daſelbſt ein Wachthaus und eine Kanone. Eine halbe Meile mehr nach Nordoſten iſt die große, von den Flibuſtiern Kumberlandsbay benannte Bucht. Eine halbe Ankertaulänge vom Ufer iſt darin der Ankergrund, vor dem Oſtnordweſt- und Weſtwind geſchützt, und 40 Klaftern tief. Der Flecken liegt ſehr angenehm in einem ſchönen Thale, zwiſchen zwey hohen Hügeln. Eine Batterie von 5 Kanonen, auf der Weſtſpitze der Inſel angebracht, beherrſcht die Rhede; deſſen ungeachtet wäre eine Landung ſehr möglich, ohne daß darin die Schiffe von den Kanonen erreicht werden könnten. Die Batterie beſteht aus Steinen, die bis zur Höhe der Bruſtwehr aufgeſchichtet, aber weder durch Mörtel, noch auf eine andere Art verbunden ſind. Von der linken Seite des Thales an, iſt auf einer kleinen Erhöhung eine andere, von Bakſteinen erbaute, Batterie. Sie hat zwey Seiten, jede von 14 Schießſcharten und die eine nach dem Ankergrund, die andere nach dem Flecken zu gerichtet; die erſte Seite iſt mit 5 Stück Geſchütz, die andere nur mit einem Stück beſetzt. Ein Fußpfad führt nach dem Gipfel des weſtlichen Hügels, wohin noch zwey Kanonen gebracht worden ſind. Nach der Behauptung des Kommandanten beſtand die ganze Militairmacht der Inſel, im Monat Januar 1792, aus 6 Soldaten und 40 bewaffneten Bauern. Der Kapitain Moß erhielt die Erlaubniß nicht, Erfriſchungen anzunehmen, obgleich ſeine vom Scharbok angegriffene Mannſchaft derſelben ſehr bedurfte; und doch ſah er Ziegen auf allen Hügeln, und die Inſel hatte Ueberfluß an friſchem Fleiſch, Fiſchen, Gemüſen ꝛc.

Den erſten November 1792 beſuchte der Kapitain Moß zum zweytenmal Juan Fernandez, und gieng drey Seemeilen weit ins Land, um die Erlaubniß zum Holzfällen zu verlangen. Der Gouv. Don Juan Calvo de la Calenza willigte in dieſes mit vielem Zuvorkommen ein, und wandte alles an, um den Bedürfniſſen der Engländer Genüge zu leiſten. Er gab ſeinen Leuten Befehl, ihnen im Holzfällen zu helfen, und ließ ſie ſodann durch ſeine Ochſen an das Ufer bringen. Der Kapitän Moß, deſſen Vorräthe übrigens geſchmolzen waren, hat dem Gouverneur für die Artigkeit, womit er ihn behandelt hatte, ein kleines Geſchenk von 12 Flaſchen Wein, einem Dutzend Teller, zwey Schüſſeln, einem halben Dutzend Becher, einen kleinen Topf mit eingeſalzenem Fleiſch und ein Paar neue Stiefeln beſtehend, an. Dafür erhielt er wieder einen Hut-Zucker, 4 ſchöne Hämmel, eine Menge Gemüſe, Milch und ſo viel Krebſe, als er haben wollte. Auch ward ihm erlaubt, zwey geſchlachtete Ochſen zu kaufen, die er beynahe um nichts erhielt. — Der Flecken beſteht aus einigen 40 Häuſern; einige andere ſind in der Inſel zerſtreut. Jedes Haus hat einen Garten mit Weinlauben, deren dichter Schatten zur Ruhe einladet. Dieſe Gärten bringen Feigen, Kirſchen, Pflaumen, Mandeln, eine Anzahl Pataten, Zwiebeln, Thym, Kohl, und überhaupt alle Arten von Küchenkräutern hervor; ſie ſind aber mit einer Art von Raupen behaftet, welche der Ernte viel Schaden zufügen. — Die Kleidung der Frauenzimmer iſt ſonderbar. Sie tragen einen Rock, der bis unter das Knie herabhängt, und da er durch einen Reif ſehr ausgedehnt wird, das ganze Bein ſehen läßt, welches ſie dann nöthigt, Beinkleider zu tragen. Ihre langen und in 4 bis 5 Zöpfe geflochtenen Haare hängen auf dem Rücken herab. Wie der Gouverneur ſagt, iſt dieſes auch die Kleidung der Weiber in Peru und Chili. In allen Häuſern, welche der Kapitain Moß beſuchte, ſetzten ihm die Weiber Maté vor; es iſt dieſes ein Trank von paraguayiſchen Kräutern, die man durch ein Röhrchen nimmt, das von Hand zu Hand geht. Im Allgemeinen ſind die Weiber ſchön, und in allen Familien giebt es viele Kinder. Der Kapitain Moß fand unter andern eine Frau von 20 Jahren, die ſchwanger war, und bereits 6 Kinder hatte. — Die Seefahrer, welche auf ihrer Fahrt den Inſeln Juan Fernandez und Maſa-Fuero begegnen, könnten leicht die eine für die andere halten, indem ſie unter gleicher Breite liegen, doch bieten ſie einen ganz verſchiedenen Anblick dar. Das nördliche Ende der Inſel Juan Fernandez macht den höchſten Theil der Inſel aus, während Maſa-Fuero im Norden niedriger iſt. Dieſer Umſtand, verbunden mit den kleinen an der Südſpitze von Juan Fernandez liegenden Inſel, enthält Unterſcheidungszeichen, in denen man ſich nicht irren kann. Beyde Inſeln ſind etwa 80 engl. Meilen von einander entfernt; bey hellem Wetter können ſie aber beyde zu gleicher

Zeit

Zeit gesehen werden. — Die Insel Masa-Fuero, welche blos mit Ziegen und Seehunden bevölkert ist, liegt 33° 41′ S. B. und 81° 40′ W. L. von Greenwich. Auf der ganzen Nordküste der Insel ist wegen der Brandung, welche sehr heftig ist, kein guter Ackergrund. Von der Westseite, wo der Kapitain Moß landete, wehen die Kühlungen minder stark, und die Matrosen waren genöthigt, hindurch zu schwimmen, nachdem sie einige Fahrzeuge mit Seehundshäuten beladen hatten; das ganze Ufer ist mit diesen Thieren bedeckt. An Holz ist ebenfalls Ueberfluß; der Transport desselben ist aber großen Schwierigkeiten unterworfen. Der Kapitain Moß fand in einem der Thäler 4 bis 5 Klaftern liegen gelassenes Holz, jede von 128 Kubikfuß; er vermuthet, was auch ziemlich wahrscheinlich ist, daß diejenigen, welche es einschiffen sollten, in den Fluthen untergegangen sind. Die Bäume sind meist rothe Zedern, und eine Art gelben Holzes, hart wie Buchsbaum und empfänglich für eine sehr schöne Politur. Es kommt dort auch eine Art von wildem Kohl auf, der aber durch's Kochen nicht zart wird; doch aß die Schiffsmannschaft davon. Diese Insel liegt 140 Seemeilen westlich von Juan Fernandez. Die Südspitze ist am höchsten; die Felsen steigen beynahe senkrecht aus der Tiefe hervor, und die Wellen brechen sich daran mit Heftigkeit, selbst bey windstillem Wetter. Die Nordspitze ist ebenfalls hoch; von dem Rande der Klippen erstreckt sich nach Norden ein niedriges mit lachendem Grün bedecktes Erdreich, auf einer wenigstens anderthalb englische Meilen haltenden Oberfläche. Der östliche in fruchtbare Thäler abgeschnittene Theil hat unendliche Reitze; große Bäume erheben daselbst ihre schwankenden Häupter; der Boden ist mit Lilien, Veilchen und andern köstlichen Blumen geziert. Ein reicher Wasserquell befruchtet jedes Thal, und nährt indem er durch die Felsen sich schlängelt, weitläuftige, fast immer volle Cisternen; die Seehunde baden sich aber in diesen Wasserbehältern, obgleich sie oft weit im Lande gelegen sind, und theilen dem Wasser einen salzigen Geschmack mit. Dieser Seehunde, die äusserst zahlreich an der Insel sind, tödtete der Kapitain Moß in einer einzigen Bucht 1100 binnen wenigen Tagen. Er nannte diese Bucht Enderbys Cove, zu Ehren eines seiner Rheder.

Ueber den Anbau und die Gewinnung der Färberröthe.

Obgleich schon vieles im Verkündiger über den Anbau der Färberröthe vorkam, so wird doch folgendes nicht uninteressant seyn. Die Färberröthe, welche auch Röthe, Krapp und Hazala genennt wird, und in der Systemssprache Rubia tinctorum heißt, ist eine derjenigen Pflanzen, ohne deren färbenden Extractivstoff kein Färber und Cattundrucker bestehen kann, daher denn die Consumtion derselben in England auch so groß ist, daß ehedessen die Summe, die dafür nach Holland und namentlich nach Seeland ging, gegen hundert und achtzig Tausend Pfund Sterlinge betrug. Ihr Anbau verdient daher alle Aufmerksamkeit der Staatsverwaltungen. Nur zu bedauern ist, daß es hier und da zu sehr an Schwungkraft fehlt, in Rücksicht der Cultur mancher schätzbaren Produkte höher zu steigen, als es der Schlendrian gebietet. Der ganze Krappbau scheint überhaupt aus Deutschland nach Flandern, Seeland und Frankreich ausgewandert zu seyn, und sich blos noch in Schlesien, wo besonders die breßlauische Färberröthe sehr berühmt ist, erhalten zu haben. Diese Pflanze wächst ursprünglich in der Levante, hat eine dauernde Wurzel und einen jährigen Stengel. Die Wurzel besteht aus vielen langen, dicken, saftigen Fasern, welche fast so groß sind, als ein kleiner Mannsfinger, und stehen oben in einem Haupte zusammen, wie die Wurzeln des Spargels. Diese Wurzeln, worauf es bey der Cultur der Pflanze ganz allein abgesehen ist, haben an der äußerlichen Seite eine schwarze Farbe, die etwas durchsichtig ist, und in der Mitte ein gelbliches Mark, welches zähe und von einem bitterlichen Geschmack ist. Die Pflanze soll überhaupt so viel Farbestoff enthalten, daß die Wurzeln die Knochen der Thiere, und die Blätter die Butter gelb färben, wenn man solche den Thieren als Futter vorgiebt. —

Will man Färberröthe anbauen, so hat man, wie es begreiflich ist, wohl zu überlegen, 1) ob man nicht andere den örtlichen Verhältnissen angemessenere und wirklich lohnende Pflanzen oder Getreidearten erzeugen könne;

2) ob man gute Grundstücke, und hinlänglichen Dünger habe, um erst nach mehrern Jahren,

nach

nach aufgewendetem Culturaufwande, und nach Anwendung des Geldes, welches man in die Anlage von Trocknen- und Mahl-Vorrichtungen gesteckt hat, die Früchte seiner Industrie einernten zu können. Hat man sich von allem diesem nach reiflicher Ueberlegung selbst belehrt und so überzeugt, daß man ohne Aengstlichkeit zu der Ausführung dieses nicht gleichgültigen Unternehmens schreiten kann, so mache man doch ja

4) keine Anlage im Kleinen; denn diese lohnt bey aller aufgewendeten Mühe nicht.

Der Krapp verlangt zwar, — wie auch zum Theil bemerkt worden, eine fette, nährende, lockere und wenigstens zwey bis drey Fuß tiefe Erdkrumme, kommt aber auch in gutgedüngtem sandigen Boden fort, nur wird er da nicht so vollkommen, als im vorigen.

Das zur Cultur der Färberröthe bestimmte Grundstück, wird, — wenn es aus schwerem Boden besteht — im Herbste zweymal gepflügt, und dies im Frühjahre vor der Anpflanzung wiederholt. Ist die Erdkrumme leicht, so stürzt man sie im Herbste nur einmal und ackert sie im Frühjahre das zweytemal. Am besten thut man aber, wenn man das Grundstück umgraben, vom Unkrautgewürzel reinigen und möglichst fein bearbeiten läßt.

Man pflanzt übrigens dies Gewächs durch Samen oder durch Wurzelschößlinge fort. Das erste ist nicht wohl zu empfehlen; denn man muß dabey zu lange auf die Ernte warten, daher das zweyte mehr zu wählen ist. Man läßt sich zu diesem Ende die Schößlinge entweder aus einer Gegend kommen, wo wirklich Krapp gebauet wird, oder trennt selbe, wenn man selbst dergleichen gebauet hat, von den Mutterpflanzen, und zwar mit so viel Wurzeln ab, als möglich ist. Diese heißen nun Kienen. Wenn man aber nicht selbst Krapp gebauet hat, und auch keine Schößlinge im Auslande erhalten kann, so muß man freylich seine Zuflucht zum Samen nehmen. Diesen säet man im Anfange des May auf ein besonderes, gut zubereitetes Gartenbeet, und versetzt dann nach zwey Jahren die jungen Pflanzen auf das für ihre Cultur bestimmte Grundstück. Hier thut man nun wohl, wenn man nicht gleich an das Ernten, sondern mehr an die Vermehrung und erforderliche Erhaltung der Pflanzen denkt.

Ist der Acker auf obgedachte Art zubereitet, so schreitet man zum Anpflanzen selbst. Dieses kann man nun entweder im letzten Viertel des Aprils oder auch den ganzen May hindurch vornehmen. Man theilt den Acker dazu in 4 bis 5 Fuß breite und etwas erhabene Beete. Quer über diese Beete macht man einen Fuß weit von einander entfernte und einen halben Fuß tiefe Furchen, legt in diese ungefähr einen Fuß weit von einander die Schößlinge oder Pflanzen, bedeckt sie mit Erde, und drückt sie fest an. Es ist übrigens gut, wenn man die Schößlinge oder Pflanzen vor dem Einlegen ins Wasser setzt, und sie, wo möglich, verpflanzt, wenn man bald Regen erwartet. Nach dem Verpflanzen hat man im ersten Sommer nichts zu thun, als die Plantage beständig vom Unkraute rein zu halten. Im September oder October hackt man die Erde zwischen den Stöcken auf, biegt und streckt die grünen Stengel und Aeste, ohne etwas davon abzuschneiden, in die kleinen Gräbchen, und bedeckt sie im November drey bis vier Zoll hoch mit Erde. Hierdurch gewinnt man sowohl an Färberröthe, indem die eingebogenen Stengel gleichfalls roth werden, als auch mehr Keime und Schößlinge. —

(Der Beschluß folgt.)

Bekanntmachung.

Bey Darnemann in Züllichau ist erschienen:

Cours de Grammaire et de Lecture, oder Stufenfolge zur theoretischen und praktischen Erlernung der französischen Sprache in vier Cursus. Zum Gebrauch für Schulen und zum Privatunterricht. Zunächst für die Lehrer des Königl. Pädagogiums in Züllichau, von H. F. Grange. 1812. 1 Curs. Ladenpreis 4 Gr.

In dieser nützlichen und wohlfeilen Schrift findet man die Declinationsformen, eine tabellarische Uebersicht derselben; die Zeitwörter nebst Aufgaben, Fabeln, Anekdoten, einem Wortregister ꝛc.

Der

Verkündiger.

116. Stück. Sonnabend. Am 13. Junius 1812.

Ueber den Anbau und die Gewinnung der Färberröthe. (Beschluß.)

Im zweyten Jahre zu Anfange des Aprils, wenn die jungen Schößlinge anfangen hervor zu kommen, überfährt man die Erde oben auf den Beeten mit einem Rechen, um das junge Unkraut auszurotten, und die Oberfläche glatt und mürbe zu machen, damit die Keime desto leichter hervorkommen können. Uebrigens muß man in diesem Sommer auf die Ausrottung des Unkrauts eben so bedacht seyn, als im ersten. — Wenn nun hier die Beete im September oder Oktober das leztemal gereinigt worden, so streckt man die grünen Stengel abermals, und bedeckt sie im November mit Erde. Hierdurch wird die Wohnung der Pflanze gleichsam vergrößert, und der Haupt- oder Mutterwurzel sowohl, als den Nebenwurzeln mehr Nahrung und Raum zum Ausbreiten verschafft.

Die Wurzeln dieser Pflanze gräbt man selten im zweyten Jahre, sondern insgemein erst dann aus, wenn sie drey Sommer im Felde gestanden: daher denn auch die Cultur im dritten Jahre im Frühlinge und Sommer die nämliche, wie im zweyten Jahre ist.

Im September oder Oktober des dritten Jahrs macht man, wenn das Kraut der Pflanzen gelb ist, den Anfang mit Ausgraben, läßt aber so viel Wurzeln im Boden zurück, als man glaubt, daß sie Sprossen genug zur künftigen Pflanzung hergeben können. Eben dies gilt auch von den einjährigen Wurzeln, wenn man neulich den Krappbau erst zu treiben angefangen hat. Jedoch kann man die stärksten Wurzeln dieser Gattung zurückbehalten, und die sogenannte Sonnenröthe, welche höher an Farbe und höher im Preise ist, daraus bereiten.

Die ausgegrabenen Wurzeln bringt man nach Hause, reinigt sie von allem Unrathe und breitet sie auf einem luftigen Boden, am besten auf einem besonders dazu erbaueten Thurme ganz dünn zum Trocknen aus. Sind sie hier genug getrocknet, so drischt man sie, um möglichst alle fremde Theile davon zu bringen, bringt sie zur Darre, streuet sie da 24 Stunden lang auf ein härenes Tuch aus, und heizt den Ofen mehr oder weniger, nachdem die Wurzeln mehr oder weniger dick sind, oder das Wetter mehr oder weniger kalt ist. Sind nun hier die Wurzeln durch die Kraft eines gelinden Feuers so hart gedörrt, daß sie sich stampfen und mahlen lassen, so bringt man sie zur Krappmühle oder in das Stampfhaus, läßt sie daselbst in einem hohlen eichenen Blocke mit sechs Stampfen, deren untere Bahn mit eisernen Platten beschuhet ist, zerstoßen, und beständig mit einer Schaufel umrühren, damit sie recht unter die Stampfen kommen.

Sind nun die Wurzeln genug zerstoßen, so siebt man das erhaltene Pulver in einen Bottich, bis man so viel hat, daß ein Faß damit angefüllt werden kann. Dieser erste Stampf, wobey vorzüglich die dünnsten und kleinsten Wurzeln nebst den äußern Hülsen und etwas Erde, welche durch das Trocknen und Dreschen nicht konnte abgesondert werden, gepulvert wurden, heißt Staubröthe. Was in dem Siebe zurückbleibt, legt man wieder in den Block, und läßt es unter dem nemlichen Verfahren zum zweytenmal zerstoßen. Diese von allem Koth und Mull gereinigte und gänzlich zerstoßene Röthe nennt man nun unberaubte Färberröthe. Das Kehrigt der Darrstube, ingleichen dasjenige, was auf den Boden und den Querbalken zusammengekehrt wird, ist nicht verlohren, sondern wird, so

wie

wie ebenfalls jenes, was sich in der Mühle und an dem Orte, wo gestampft wird, befindet, allein verkauft.

Die gewonnene Röthe schlägt man nun in Fässer und hebt sie zum Verkauf auf. Hier nimmt sie nun in den ersten vier Jahren so in der Güte zu, als in den letzten Jahren ab, wonach man sich also als ehrlicher Verkäufer wohl zu richten hat.

Da der Centner breslauische Röthe jetzt wenigstens 30 Rthl. kostet, so läßt sich leicht schliessen, daß sich die Cultur derselben, wenn sie nach vorliegender Belehrung getrieben wird, recht gut rentirt. —

Ueber das zusammengesetzte inflammable Gas.

Das kohlenstoffhaltige Wasserstoff-Gas oder das schwere brennbare Gas, (die Sumpfluft) war schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der naturwissenschaftlichen Untersuchung, verdient aber gegenwärtig eine allgemeine Aufmerksamkeit, da es durch seine große spezifische Schwere, leichte Brennbarkeit und sehr dichte und gefärbte Flamme in mehrern Ländern, besonders in England, zur Beleuchtung in grossen Anstalten benutzt wird, und vielleicht eben so gut zur Heitzung angewendet werden könnte, welches die Heitzung durch Röhren und der von Curaudau's angegebene Ofen beweist.

In Ansehung der Zerlegung dieses Gases kann man folgendes bemerken: Wenn irgend eine vegetabilische Substanz die aus drey Gasarten z. B. aus Wasser, Stick- und Kohlenstoff besiehet, der Destillation unter der Temperatur der Verbrennung unterworfen wird, so wird das Gleichgewicht der Affinitäten, welche dieses dreyfache Gas formirte, zerstört, und seine Elemente vereinigen sich auf eine verschiedene Weise. Diejenigen, die geeignet sind, permanente elastische Verbindungen einzugehen, entweichen in Gasgestalt. Der Sauerstoff vereiniget sich mit einem Theile Kohlenstoff und bildet die kohlenstoffhaltige Säure; der Wasserstoff aber bildet mit einem Theile Kohlenstoff das kohlenstoffhaltige Gas oder das gekohlte Wasserstoffgas, das man auch ölichtes Gas (gas oleiant) nennt; am Ende gewinnt man auch reines Wasserstoffgas; doch selten erhält man eine dieser Gasarten vollkommen rein, und selbst die erhaltenen Mischungen sind, je nach der verschiedenen Temperatur und nach dem Verfahren, dessen man sich dabey bedient, sehr verschieden. Bis jetzt suchte man diese zusammengesetzten Gase dadurch zu zerlegen, indem man sie in Sauerstoffgas schnell verbrannte.

Nach vielen Versuchen fand man, daß die Inflammabilität der zusammengesetzten Gase, und ihre Fähigkeit Licht bey der Verbrennung zu geben, mit der zu ihrer Sättigung mit Oxygen nothwendigen Quantität, in direktem Verhältnisse stehet; es brennet demnach das ölichte Gas am hellsten. Das kohlengesäuerte Gas giebt, wenn es gleich um ein Drittheil weniger an Licht giebt, doch eine ziemlich dichte Flamme; aber das Kohlenstoff-Oxyd und das reine Wasserstoff-Gas eignen sich gar nicht zur künstlichen Beleuchtung, indem sie sich nur mit wenig Sauerstoff verbinden, und daher eben so wenig Kohlensäure liefern. Das ölichte Gas aber, welches man aus Alkohol und Schwefelsäure erhält, ist das verbrennlichste unter allen. * *.

Bestandtheile des Opoponax.

Man erhält das Opoponax von der Pastinaca opoponax, einer in der Levante wachsenden perennirenden Pflanze. Es fließt aus den Einschnitten, welche man in die Wurzeln derselben macht und wird an der Sonne getrocknet. Man erhält es in Stücken von röthlichgelber Farbe, die inwendig schmuzig weiß sind. Sein unangenehmer, fast säuerlicher Geruch, erscheint besonders, wenn man es reibt; sein Geschmack ist bitter und scharf. Gewöhnlich ist es sehr unrein, und die schönsten Thränen enthalten bisweilen in ihrem Mittelpunkte eine schwammige Materie. Auf glühende Kohlen geworfen brennt das Opoponax ohne Farbe; es röthet die Lakmustinktur, und hat nach Brisson ein specifisches Gewicht von 1,622. — Bis jetzt war von ihm keine Analyse bekannt, bloß Cartheuser, Neumann und andere sagten, daß es aus harzigen und gummigten Theilen bestehe. Der Apotheker Pelletier in Paris analysirte es vergangenes Jahr, und erhielt folgende Resultate:

Nach

Nach dem Ausziehen mit Alkohol blieben von 50 Gramm Opoponax 16, 7 Gr. Gummi, welches vollkommen dem arabischen ähnelte, und das Lackmuspapier röthete. Die im Alkohol aufgelößte harzige Materie wog 23, 2 Gramm, sie war dunkelgelb, und hatte einen bittern Geschmack. Durchs Feuer erhielt er 0, 37 Gramm Asche, welche aus 0, 18 Kohlensauren Kalk, 0, 02 Kieselerde, 0, 15 Kohlensaurer, Schwefelsaurer und Salzsaurer Pottasche bestand. Aus allen Versuchen erhellte, daß 50 Gramme Opoponax bestehen, aus

	Grammen.
Harz	21,00
Gummi	16,70
Holziger Substanz	4,90
Amidon	2,10
Extractivstoff	0,80
Aepfelsäure	1,40
Wachs	0,15
flüchtigen Oel und Verlust	2,95
Spuren von Cautschouc	
	50,00

Verhältniß der Bodenerschöpfenden Kraft mehrerer Getreidarten.

Nach mehrern Versuchen und Erfahrungen kann man annehmen, daß die Ernten des eigentlichen Getreides in Ansehung ihrer nährenden Theile sowohl, als in Ansehung ihrer den Boden erschöpfenden Kraft, dem Volumen der Körner nach in folgendem Verhältnisse gegen einander stehen:

der Rocken = 10 der Weitzen = 13
die Gerste = 7 der Hafer = 5

Es kommen sich hiernach gleich

6 Scheffel Rocken 8,^{58} Scheffel Gerste
4,^{61} — Weitzen 12 — Hafer.

Man würde also auf einem Boden, der nach seiner Grundmischung und nach seinen physischen Eigenschaften diesen sämmtlichen Getreidearten gleich angemessen wäre, von einer gleichen Quantität der darin enthaltenen nährenden Materie, eine Körnerproduktion nach diesem angegebenen Verhältniß erwarten können, wenn diese Gleichheit und die für jede Frucht angemessenste Bestellung, zugleich aber auch eine jeder dieser Früchte gleich günstige Witterung, angenommen werden könnte. Im Allgemeinen tritt dieses Verhältniß in Ansehung des Ertrags ein.

Die natürliche Kraft eines Bodens, d. h. die nach einer Rotation von Ernten in demselben zurückbleibende Kraft, kann verschieden seyn. Wenn sie so ist, daß der Morgen etwa noch zwey Scheffel Rocken über die Einsaat tragen könnte, aber doch ungeruhet, ungebrachet und ungedüngt nicht mehr tragen darf, wenn er nicht völlig erschöpft werden soll, so ist das Minimum seiner rückständigen Kraft = 40
reine Brache giebt dem Morgen neue Kraft = 10
und durch 5 Fuder Dünger erhält er noch = 50
Summa 100.

Eine gehörig bestellte Getreidefrucht auf sogenanntem guten warmen Boden, zieht 30 Prozent von der in dem Acker vorhandenen Kraft an sich, und giebt einen Verhältnißmäßigen Ertrag an Körnern und auch an Stroh. Das oben angegebene Verhältniß der Getreidearten gegen einander wird dann das Maß angeben, welches man an Körnern davon erwarten kann, zugleich aber auch die Erschöpfung, welche der Acker dadurch leidet, und den Rückstand von Kraft, welcher im Acker zurückbleibt. Beyspiele zur Erläuterung des Gesagten findet man im Verkündiger von 1811, wegen Beschränktheit des Raums wollen wir sie nicht wiederholen.

Das Verhältniß der Kraft des Bodens zum reinen Ertrage würde ungefähr folgendes seyn.

Zehn Grade Kraft im Boden per Morgen geben:

0,^{6} Scheffel Rocken.
0^{84} — Gerste
1,^{2} — Hafer
0,^{46} — Weitzen.

Ein Scheffel Weitzen über die Einsaat per Morgen zieht aus . . . 6,^{5} Grad Kraft.
1 Scheffel Rocken . . 5 — —
1 » Gerste . . 3,^{5} — —
1 » Hafer . . 2,^{5} — —

Bekanntmachungen.

Allgemeines Theoretisch-praktisches Handbuch der gesammten Steuer-Regulirung

oder

der allgemeinen und besonderen Steuer-Rektifikazion;

mit

vorzüglicher Rücksicht sowohl auf die älteste Geschichte als auch auf die neueste Gesetzgebung und Literatur

für denkende Staatsbeamte und gebildete Leser.

Mit Tabellen, Beilagen, alphabetischem Register und mit 3 Kupfern.

Mit dem Motto:

Sterben und Abgaben entrichten muß man überall.
Franklin.

Der äusserst geringe Pränumerations-Preiß ist 4 fl. rhein., der nachherige Verkaufs-Preis aber 7 fl.

(Bestellungen ohne Vorausbezahlung werden nicht angenommen.)

Dieses Handbuch wird als ein selbstständiges, für sich selbst bestehendes Werk sich über folgende Gegenstände verbreiten:

I. Ueber die Geschichte des Steuerwesens von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage.

II. Ueber die neuesten und wichtigsten Verordnungen die Regulirung der Steuern betreffend.

III. Ueber die Literatur des Steuerwesens und besonders über die neuesten Schriften, sowohl über das ganze Steuerwesen, als auch über einzelne Steuern.

IV. Ueber das allgemein gültige Steuer-System oder über die General-Steuer-Rektifikazion, d. h., über das gerechteste und zweckmäßigste (beste) Steuer-System im Allgemeinen und überhaupt.

V. Ueber die Anleitung zu einer konsequenten und gleichförmigen Regulirung aller einzelnen Steuern oder der bestimmten direkten und indirekten Auflagen, welche den dermaligen Zeit- und Staats-Bedürfnissen angemessen sind.

Hinreichende Gründe bestimmen mich, hier vorläufig zu bemerken, daß ich in meinem allgemeinen Steuerhandbuch besondere und vorzügliche Rücksicht nehmen werde:

a) auf die Besteuerung der Rittergüter und anderer noch zur Zeit unbesteuerten Objekte;
b) auf die Besteuerung der Staatsdiener;
c) auf die Besteuerung der Geistlichkeit;
d) auf die Besteuerung der Stiftungen.

Eine auf Vernunft und Erfahrung gestützte Untersuchung wird über die Bejahung oder Verneinung dieser Fragen entscheiden.

Einen nicht unbedeutenden Raum meines allgemeinen Steuerhandbuchs sollen genaue und auf Thatsachen gegründete Bestimmungen in Ansehung der einer Berichtigung noch gar sehr bedürftigen Personal- und Kapital-Steuern einnehmen. Dieses erheischen die gegenwärtigen Zeitumstände und die ausserordentlichen Bedürfnisse fast aller deutschen Staaten, welche eine Reform des Steuer-Systems in Ansehung der Personal- und Kapital-Steuern gebieterisch fordern. — Ueberdieß werde ich auch die sogenannten indirekten Auflagen oder Konsumtions-Steuern aller Art entwickeln, dabey vorzüglich die Akzise, die Zoll- und Maut-Abgaben verschiedener Zeiten und Völker historisch und kritisch darstellen und dann auch das Zoll- und Mautwesen der Rheinbundesstaaten untersuchen.

Erlangen im Rezat-Kreise, 10. Juny 1812.

Dr. Johann Paul Harl,
Professor der Philosophie und der Kameral-Wissenschaften an der königlichen Universität, Direktor der kameralistisch-ökonomischen Sozietät daselbst, Ehrenmitglied der königlich-sächsischen Leipziger ökonomischen Sozietät, der königlich-sächsischen privilegirten thüringischen Landwirthschafts-Gesellschaft, der naturforschenden Gesellschaft zu Halle im Königreich Westphalen der Nürnbergischen Gesellschaft zur Beförderung der vaterländischen Industrie, des pegnesischen Blumen-Ordens zu Nürnberg ꝛc.

Obiges Werk kommt so lange nicht in den Buchhandel, bis alle HH. Pränumeranten befriedigt sind, welche die ersten und schönsten Abdrücke erhalten. Die königl. baier. Haupt-Postwagen-Expedition in München und auch die königl. baier. Ober-Postamts-Zeitungs-Expedition in Nürnberg nehmen Pränumeration von 4 Gulden an. Jedem der Pränumeranten sammelt, wird auf Verlangen das 10te Exemplar freygegeben. Alle Pränumerations-Gelder werden direkte eingesandt: An die Expedition des allgemeinen Kameral-Korrespondenten zu Erlangen im Rezat-Kreis. Zur Ersparung des Porto's werden alle eingegangenen Pränumerationen (so wie dies auch bey dem Handbuche der Staatswirthschaft der Fall war) immer sogleich im Kameral-Korrespondenten quittirt.

Die Unterzeichnete ersucht die resp. Herren Liebhaber des Harl'schen allgemeinen theoretisch-praktischen Handbuchs der gesammten Steuer-Regulirung um baldigste Anzeige ihrer Bestellungen, damit man die Größe der ersten Auflage dieses Steuer-Handbuchs genau bestimmen und die beträchtlichen Kosten einer zugleich erscheinenden zweyten und dritten Auflage (bey dem Harl'schen Handbuch der Staatswirthschaft mußten noch während dem Drucke der ersten Auflage eine zweyte und dritte veranstaltet werden) ersparen könne.

Die Expedition des allgemeinen Kameral-Korrespondenten zu Erlangen im Rezat-Kreise.

Der

Verkündiger.

117. Stück. Sonntag. Am 14. Junius 1812.

Die Fayence Fabrikation in England, nebst Beschreibung des bey Staffordshire angewandten Verfahren.

Holland war das einzige Land Europens, wo man Geschirre von weissem Thon fabricirte, welchen man gewöhnlich Pfeifenerde nannte. Die Holländer kauften diese Erde in einem auf dem Rheinufer gelegenen Dorfe, zwanzig Meilen über Frankfurt. Die Oekonomie ihrer Fabrikation, die Schönheit des Geschirres, und seine Festigkeit sicherten ihnen den Debit von Europa. Als Olivier Cromwell Holland den Krieg erklärte, scheiterte eines der Schiffe dieser Macht welches längs der englischen Küste kreuzte, bey Sussex. Die ganze Equipage kam um, ein einziger Matrose rettete sich halb nackt auf das Ufer, und stahl, als er im Innern des Landes umherirrte, einen an der Sonne liegenden Mantel. Bald darauf wurde er arretirt, und als Dieb vor den Friedensrichter geführt. Dieser von Mitleiden für diesen Matrosen gerührt, bewilligte ihm die Freyheit, und gebrauchte ihn bey der Cultur seines Landgutes. Als dieser Matrose einst eine Grube grub, erkannte er die Erde welche er darin fand als dieselbe, aus welcher man in Holland das Geschirr machte. Er benachrichtigte davon seinen Wohlthäter, dieser befrachtete damit nach reiflicher Untersuchung ein Schiff, und sandte es mit dem Matrosen nach Holland zum Verkauf; die Ladung wurde daselbst für 5000 Pfund Sterling angebracht. Die Nationalindustrie bemächtigte sich bald dieses neuen Handelszweigs. Man zog holländische Arbeiter nach England, welche dort ihr Verfahren ausübten, und dieser Fabrikation die größte Vollkommenheit gaben.

Es fehlte dem Geschirr nur noch die Weiße und Festigkeit, welche das englische Geschirr auszeichnet. Ein glücklicher Zufall machte die englischen Fabrikanten mit dem kalzinirten Kiesel bekannt, dessen Mischung mit der weissen Thonerde die Basis der jetzigen englischen Fayence ausmacht.

Ein Töpfer von Staffordshire wurde, als er im Jahr 1690 nach London gieng, gewahr, daß sein Pferd einen Flecken auf dem linken Auge habe; der Knecht des Stallmeisters kalzinirte um ihn wegzubringen ein Stück Kiesel, zerstieß es zu einem weissen Pulver, welches er auf das Auge des Pferdes bließ. Der Töpfer nahm eine kleine Portion von diesem Pulver, um das verordnete Mittel fortzusetzen; seine große Weiße vermochte ihn daß er sie in seine Werkstätte gebrauchte. Da dieser Versuch ihn gelang, so ließ er den Kiesel calciniren, und fuhr fort ihn insgeheim mit dem Thon zu vermischen; aber diese Fabrikationsart ward bald bekannt; und der Gebrauch des calcinirten Kiesels ward allgemein. Man stieß lange den Kiesel durch Menschenhände, aber die Menge Arbeiter, welche der calcinirte und pulverisirte Kiesel tödete, vermochte die Fabrikanten, durch Wasser oder Pferde bewegte, Mühlen anzuwenden. Man sah ein, daß bey dem Gebrauch eiserner Werkzeuge die Eisentheile welche sich mit dem Kiesel vermischten, die Farbe des Geschirres veränderten; man bediente sich daher bloß granitener Mühlsteine, die man durch einen Chert genannten Stein ersetzte, von dem man einen bedeutenden Bruch bey Backewall in Derbyshire entdeckte. Dieser Stein ist ausserordentlich hart, und nähert sich dem Kieselgeschlechte; die Theilchen die sich von ihm ablösen, verändern die Qualität des Geschirres nicht. Man kann von der Wichtigkeit

des englischen Töpferhandels urtheilen, wenn man weiß, daß man jährlich bloß aus diesen Brüchen 10000 Centner solcher Mühlsteine zieht, welche bloß für die Fayence Fabriken bestimmt sind. Sie gehören dem Herzog von Rutland, welcher die 20 Centner um 8 Schilling verkauft.

Die Töpferwaare aus Kiesel, oder die flint white stone war, wird in Staffordshire durch folgendes Verfahren gemacht.

Man bringt und bewegt den schönen weissen Thon in Wasser. Durch dieses Verfahren bleiben die feinsten Thontheile im Wasser aufgelöst, während die kieseligen und groben Theile auf den Boden fallen. Darauf läßt man diese Auflösung, welche die Consistenz des Rahms hat, durch starke Haarsiebe und starke Gaze von verschiedener Feinheit durchgehen. Die Erde ist alsdann gehörig zubereitet, um mit dem Kiesel vermischt zu werden. Die Töpfereyen von Staffordshire gebrauchen allein jährlich 5000 Tonnen Kiesel, welchen sie von der Küste Hull ziehen. Jede Tonne enthält 20 Centner, welche den Gebrauch von 20 bis 24000 Tonnen Thon voraussetzen. Man vermischt und rührt den calcinirten Kiesel in Wasser und läßt das Gemenge wie bey der Thonerde, durch ein Sieb.

Die verschiedenen Verhältnisse des so bereiteten Kiesels mit dem Thon, bilden die verschiedenen Geschirrarten. Man begreift leicht, daß hier jeder Fabrikant sein Geheimniß, und sein eignes Verfahren hat.

Wenn der Thon und Kiesel vollkommen mit einander gemischt ist, so läßt man ihn in einer Wanne trocknen, bis er genug Consistenz hat, um geschlagen, geknetet und auf das Rad gebracht zu werden. Ist das Geschirre langsam ausgetrocknet und vollkommen ausgebessert, so setzt man es in Seggars, oder Formen von schwerflüssigem Thon, die von den Seiten durchlöchert sind. Diese Seggars oder Formen stellt man über einander in einen Ofen, erhitzt sie 48 Stunden sehr stark und verglaßt sie alsdann mit salzsaurer Soda oder gewöhnlichem Meersalz. Man wirft diese Substanz durch oben angebrachte Löcher in den Ofen; sie wird in demselben Augenblick durch die aufferordentliche Hitze desselben verflüchtigt, erhebt sich als dünner Rauch, der, indem er durch die Seitenlöcher, welche in den Formen oder Seggars angebracht sind, dringt, sich an die Oberfläche der Geschirre hängt, sie verglast, und ihnen die schöne Bedeckung oder dieß unveränderliche Email gibt, welches das englische Fayence caracterisirt.

Zwey Holländer, welche sich in Staffordshire niedergelassen hatten, wandten zuerst diese Methode an; ihr Geheimniß wurde aber vor 80 Jahren entdeckt, weil der dicke Rauch, der sich aus ihrer Werkstatt erhob, die Furcht vor einer Feuersbrunst erregte, so sprengte der Magistrat und das Volk die Thüre, und überfielen sie, während sie Meersalz hineinwarfen, um die Oberfläche ihres Fayence zu verglasen.

Das gelbe oder Rheinische Fayence wird von denselben Materien als das gewöhnliche gemacht, aber in einem verschiedenen Verhältnisse; auch ist die Bedeckung verschieden. Die Mischung besteht gewöhnlich aus 4 Theilen pulverisirten Kiesel und 18, 20 bis 24 verdünnten Thon. Uebrigens variiren diese Proportionen, nach der Qualität des angewendeten Thon, der, wenn man ihn gleich aus derselben Grube zieht, doch oft verschieden ist, so daß die Arbeiter nie der Proportion des Kiesels und Thons, gewiß sind. Setzt man zu viel Kiesel zu dem Thon, so springt die Fayence, wenn man sie aus den Ofen nimmt, und ist zu wenig dabey, so kann der Salzdunst die Oberfläche nicht gleichförmig verglasen. Das durch Meersalz erzeugte Email sieht nicht so schön als das gelbe Rheinische aus. Man macht dieses indem man ins Wasser bey der Consistenz des Rahms 112 Pfund Bleyweiß (?), 24 Pfund calcinirten und gestoßenem Kiesel, und 6 Pfund Flintglas mischt. Gewisse Fabrikanten gebrauchen kein Flintglas, und vermischen bloß 80 Pfund Bleyweiß mit 20 Pfund Kiesel. Ehe man die Gefäße in diese, in dem Wasser in Gestalt des Rahm schwimmende Mischung von Bleyweiß und Kiesel taugt, unterwirft man sie eines leichten Brennens oder Backens; sie saugen alsdann das überflüssige Wasser ein, und ihre Oberfläche bedeckt sich gleichförmig mit dieser Mischung von Bleyweiß und Kiesel. Von neuen einen großen Feuer ausgesetzt, verglasen sich diese Substanzen und bilden die Bedeckungen oder den Firniß der Fayence; bloß das Bleyweiß bringt dieses hervor. Ueberhaupt ist das Bley von allen Substanzen diejenige, welche sich am leichtesten mit den Substanzen verglast, mit denen es vermischt ist, oder auf deren Oberfläche es gebracht wird. Der Kiesel wird darunter gemischt,

um

um das zu schnelle fließen des Bleyglases zu verhindern, ihn Consistenz zu geben, und zu verhindern, daß es längs des Randes herabfliesse. Indem man verschiedene metallische Kalke zusetzt, kann man die Farbe dieser Glasur verändern; die Farbe der schwarzen Nottinghamer Geschirr wird aus 4 Theilen Bleiweiß, 1 Theile kalzinirten Kiesel und 3 Theilen Manganes gemacht.

(Zusatz des Einsenders.) Das Fayance wurde bekanntlich zuerst in der italienischen Stadt Faenza gemacht, daher es auch Faenzer Geschirr heißt. Der Thon, den man zu diesem beliebten Geschirr brauchen kann, muß im Feuer weiß bleiben, schwerflüssig seyn, und mit Salpetersäure nicht brausen. Bisweilen vermischt man ihn mit Alabaster oder Speckstein, um eine noch vollkommenere Masse zu erhalten. Der Hauptfehler der deutschen Fayence ist, daß sie zu schnell abspringt, welches von den nicht gehörig reinen, bey der Glasur gebrauchten Salzen herrührt, dann von der ungleich aufgetragenen Masse, und deren geringen Flüssigkeit. Ohne Zweifel liegt aber der Fehler bisweilen auch in dem Thon selbst. Zur Glasur gebraucht man verschiedene Zusammsetzungen; z. B. Zinnasche, Pottasche, Weinstein, Arsenik, Zinn, Spießglas, Kieselpulver, Bley ꝛc. zur gelben Glasur. Mennig, Ziegelmehl und Spießglas giebt hellgelb; Smalte blau; klein geriebenes Glas und der Todtenkopf des Vitriols geben roth. Das beste Fayence wird in Kapseln von unschmelzbarer (z. B. kölnischer) Erde in einen Coupolo oder englischen Windofen ꝛc. gebrannt.

Soldaten-Disciplin in ältern Zeiten.

Das Soldatenwesen der ältesten Völker war zu wenig systematisch, als daß ein gehöriges Verhältniß zwischen Belohnung und Strafe Statt finden konnte. Die Israeliten, eins der kriegerischen Völker des Alterthums, erhielten inzwischen von Moses militärische Verordnungen, welche allerdings zu einer Einheit beytragen konnten. Der Zug aus Aegypten gab ihm Veranlassung, sie in vier Heere einzutheilen, deren jedes seinen eignen Lagerplatz und eine eigene Fahne oder Panier erhielt. Wer das 20ste Jahr erreicht hatte, war zu Kriegsdiensten verbunden, und nur dann und wann galten Ausnahmen. Die Obristen (Schotesim) verrichteten die Wahl. Sie berührten die, welche sie tauglich fanden, mit einem Stabe, ernannten Hauptleute und Offiziere, ja, zu Davids Zeiten finden wir im Joab sogar eine Art von Feldmarschall. Ihre Armee bestand mehrentheils aus Infanterie, und ihre Waffen waren Schilder, Spieße, zuweilen nur Knittel und andere Werkzeuge. Auch ließen sie Wagen, mit spitzigen Hacken versehen, unter die Feinde fahren.

Sehr wahrscheinlich entlieh Moses seine kriegerischen Grundsätze von den Aegyptiern, bey denen die Fahnen ebenfalls eingeführt waren. Die Griechen und Trojaner hatten sie nicht, wenigstens sagt Homer, der sonst alle Einrichtungen ihrer Armee ziemlich genau schildert, nichts davon. Doch findet man, daß sie ein purpurfarbenes Tuch an die Spitze eines Spießes banden, und damit Zeichen gaben.

Es würde nicht uninteressant seyn, das, was wir von den Kriegsgebräuchen älterer und neuerer Völker wissen, kurz zusammen zu stellen. Inzwischen würde es mich hier zu weit führen, da ich den Leser nur mit Schilderung der Soldatenstrafen der Griechen und vorzüglich der Römer unterhalten will.

Die Griechen bestraften ihre Ueberläufer durchaus am Leben. Soldaten, welche ihre Reihen und Glieder verließen, mußten drey Tage hinter einander auf dem Markte in weiblicher Kleidung sitzen. Das war ein häßlicher Schimpf. Zaghafte Soldaten wurden von allen öffentlichen Versammlungen ausgeschlossen, und ihnen, so wie jenen, welche ihre Schilder verlohren hatten, durch eilf Männer der Prozeß gemacht, um an Geld oder am Körper bestraft zu werden. Die Spartaner waren aber noch strenger als die übrigen griechischen Stämme gegen militärische Vergehungen; Spartanische Mütter ermordeten nicht selten ihre strafwürdigen oder feigen Söhne. Feige oder meineidige Krieger wurden öffentlich gemißhandelt. Niemand durfte sich mit ihnen verheyrathen. Wer ihnen begegnete, durfte sie schlagen, ohne daß sie ein Recht hatten, sich zu wehren. Den Bart durften sie nur halb scheeren, und damit sie ja recht kenntlich wären, so mußten sie ein mit bunten Lappen besetztes Kleid tragen.

Bey

Bey Roms republikaniſcher Verfaſſung waren eigentliche Soldatenſtrafen nicht nothwendig, da jeder Bürger zugleich Soldat war, und für ſeinen eigenen Heerd ſtritt. Nachher mußte man aber auch ſcharfe Strafen unter der Armee einführen. Appius Claudius, Craſſus, Caeſar, und beſonders Aurelian machten ſich dadurch merkwürdig. Die Beſtimmung der Strafen hing von dem Tribun ab, und es wurde weiter kein Kriegsrecht gehalten.

Die Strafen waren entweder ſchimpfliche oder ſchmerzliche. Schimpfliche waren für nachläßige und furchtſame Soldaten beſtimmt, oder wenn ſie im Putzen ihrer Waffen, Kleider und Pferde nicht genau genug waren. Dieſe ſchimpflichen Strafen waren zuvörderſt beſchimpfende Namen. Der ſtrenge Appius Claudius, der kriegeriſche Caeſar, Severus und Antonius ließen ganze Legionen für Bürger erklären; dies war ein großer Schimpf; denn ſo gern ſie zu Hauſe Quiriten hießen, ſo wollten ſie im Felde durchaus milites oder noch lieber commilitones ihrer Feldherrn hießen. Der Name Bürger war ihnen im Lager eben ſo ſchimpflich, als wenn man in unſern Tagen einen Soldaten eine feige Memme nennen wollte. Beſchimpfend war es ferner, wenn man dem römiſchen Soldaten den Sold entzog und doch zum Dienſte zwang. Eben ſo wenn das Kommisbrot, ſtatt aus Weitzen, aus Gerſte gebacken wurde, indem Gerſte gemeiniglich das Pferdefutter war. Sich nicht gürten dürfen, auch nicht ſeinen Soldatenrock anziehen, ohne Waffen auf die Wache ziehen, mit bloßen Füßen gehn, auch wohl Stangen, Halter oder Sattel tragen, waren Beſchimpfungen, welche ein ſtarkes Vergehen vorausſetzten. Eben ſo war es eine große Zurückſetzung, wenn ein römiſcher Soldat auf dem Marſch hinter der Armee bey der Bagage bleiben, an Verſchanzungen arbeiten, oder Weibskleidung anziehen mußte. Zu mancher Zeit hielt man dieſe Strafe ſchimpflicher als den Tod. Endlich ließ man dem Soldaten zum Spott auch öffentlich eine Ader ſchlagen, oder er wurde eine oder mehrere Stuffen in ſeinem Range degradirt, und endlich wohl gar als infam von der Armee weggejagt.

Nächſt dieſen ſchimpflichen Strafen hatten die Römer auch ſchmerzhafte. Dergleichen war das Auspeitſchen. Der vornehmſte Offizier berührte den ſtraffälligen Soldaten zuerſt mit der Ruthe, und dann hieben alle zu. Waren nicht Stöcke genug bey der Hand, ſo konnte man auch Steine nehmen. Ferner die Prügel, welche aber nur die Hauptleute austheilen durften. War der Verbrecher ein Ausländer, ſo mochte der Stock ſeyn, wie er wollte; war er aber ein römiſcher Bürger, ſo mußte er von Weinrebenholz ſeyn. Die man von der Armee wegjagte, wurden auch gebrandmarkt. Dieben wurde die Hand abgehauen. Verläumdern und Widerſpenſtigen wurde ein Bein gebrochen.

Endlich hatte man auch Lebensſtrafen. Verräther, Aufrührer, Beutelſchneider, falſche Münzer, vernachläßigte Poſten ꝛc. wurden ohne Umſtände bald todt geprügelt, bald mit dem Beile oder Schwerdte hingerichtet, bald vom Felſen geſtürzt, oder wilden Thieren vorgeworfen. Selten wurde ein Soldat erſäuft, noch ſeltener verbrannt. Der Kaiſer Aurelian ließ einen Soldaten um Ehebruch zwiſchen die herabgebogenen Gipfel zweyer Bäume mit den Füßen anbinden, und bey dem Aufſchnellen von einander reißen. Dies war ebenfalls ein ſeltener Fall.

Die Decimation war eine der ſchrecklichſten, und, wie mich dünkt, ungerechteſten Lebensſtrafen. Hatte nämlich ein ganzes Heer rebellirt oder die Flucht ergriffen, ſo ward es in Haufen von 10 Mann getheilt, und dann der 10te zur Hinrichtung ausgeloſt. Nicht ſelten blieb der Körper unbegraben liegen. Auch die Kreuzigung wurde eine Soldatenſtrafe, ſie traf vorzüglich die Spione.

Bekanntmachung.

Bey Gottfried Baſe in Quedlinburg iſt erſchienen:

Der wohlerfahrne Tabacksſaucenfabrikant, oder Anweiſung nicht nur alle möglichen deutſchen Tabacke ſo zu saucíren, daß ſie den beſten ausländiſchen Tabacken völlig gleich kommen, ſondern auch ſehr viele Arten anderer Blätter ſo zu saucíren, daß ſie den beſten inländiſchen Tabacken an Geſchmack und Geruch nichts nachgeben. Für Kaufleute und Fabrikanten dieſes Produktes von J. G. Kögel. 1812. Preis 6 Gr.

Der

Verkündiger.

118. Stück. Dienstag. Am 16. Junius 1812.

Chateaubriand in Athen.

Folgende Stelle aus Chateaubriand's Reise nach Jerusalem, zeigt zugleich den Geist als die Darstellungsgabe des Verfassers, und wird nicht uninteressant seyn.

Es war Abend, als wir von den Trümmern des alten Athens heimkehrten. Mit der Abrede, vor Sonnenaufgang die Burg (Akropolis) zu besuchen, schied ich von meinem Wirthe und begab mich in mein Gemach. Müde schlief ich ein und ich hatte schon einige Zeit im tiefen Schlummer gelegen, als die unharmonischen Töne eines Tamburins und einer türkischen Sackpfeife, die von den Propyläen herzukommen schienen, mich erweckten. In demselben Augenblicke rief ein türkischer Priester in arabischer Sprache vor den Christen in Minerva's Stadt die verflossene Stunde aus. Ich kann nicht ausdrücken, was ich empfand. Der Iman brauchte mir wahrlich nicht die Flucht der Jahre anzudeuten; schon der Laut seiner Stimme an diesem Orte sagte mir vernemlich, daß Jahrhunderte dahin gegangen wären. Diese Wandelbarkeit der menschlichen Dinge ist desto auffallender, da sie gegen die Unwandelbarkeit der übrigen Natur so sehr absticht. Selbst die Thiere, als ob sie der Unstätigkeit der Menschenvereine spotten sollten, erfahren keine Umwälzungen in ihrem Reiche, keine Veränderungen in ihren Sitten. Ich sah auf dem Museum-Hügel *) die Störche sich sammeln, um ihren Flug nach Afrika zu nehmen. Seit zweytausend Jahren machen sie dieselbige Reise und sie sind frey und glücklich geblieben in Solons Stadt, wie in der Stadt des Oberhaupts des schwarzen Verschnittenen. Von ihren hohen Nestern herab, gesichert gegen die Umwälzungen in der Menschenwelt, sahen sie unter sich ein neues Geschlecht der Sterblichen aufstehen; aber während unfromme Enkel auf den Gräbern frommer Ahnen sich erhoben, nährte der junge Storch immer den alten Vater. *)

Bey anbrechendem Morgen bestiegen wir die Burg. Der Gipfel derselben ist mit halb antiken, halb neuen Mauern umgeben; andere Mauern liefen ehedem um den Fuß des Hügels. In dem Raume, den diese Mauern einschließen, finden sich zuerst die Ueberreste der Propyläen und die Trümmer des Siegestempels. Hinter den Propyläen, links nach der Stadt zu, sieht man das Pandroseum und andere Denkmäler, und auf dem Gipfel erhebt sich der Tempel Minerva's, der Beschützerin Athens. Den übrigen Raum bedecken die Trümmer von alten und neuen Gebäuden, die Zelte, Waffen und Baracken der Türken.

Wir brachten den ganzen Morgen auf der Burg zu. Wir stiegen auf der verfallenen Treppe eines Minarets, das die Türken vor Zeiten an dem Portikus des Parthenon **) errichtet haben, hinan, setzten

*) Er liegt nicht weit von der Burg. Der alte Dichter Musäus pflegte dort zu singen, und ward auf dem Hügel begraben.

*) Nach der, schon den Griechen bekannten, Sage.

**) Der englische Gesandte, Lord Elgin, dem man manche interessante Entdeckung verdankt, und der noch im Jahre 1806 durch einen Italiener Nachgrabungen in Athen machen ließ, hat die Ueberreste des Par-

ſetzten uns auf ein zerbrochenes Stück des Frieſses und blickten um uns her. In der Ferne erblickten wir die Berge Hymettus, Pentelicus, Parnas, die überragenden Gipfel des Cithäron, das Meer, den Piräus, die Küſten von Salamis, Aegina, Epidaurus, die Burg von Korinth. In dem Thale unten erhoben ſich die Hügel von Athen und die Trümmer ſeiner Tempel und Denkmäler. Dieſer ganze Raum iſt bald nackt und nur mit gelbem Heidekraut bedeckt, bald von Oelbaumgruppen, einzelnen Gerſtenfeldern und Nebenpflanzungen durchſchnitten. Säulenſchäfte und Trümmer von alten und neuen Gebäuden ſteigen mitten aus bebauten Gefilden, und weiße Mauern und Gartenverzäunungen ziehen ſich hindurch. In den Feldern ſieht man Albaneſerinnen, die Waſſer ſchöpfen oder die Kleidung der Türken an Brunnen waſchen; Bauern ziehen hin und her mit ihren Eſeln, oder tragen auf dem Rücken Lebensmittel zur Stadt. Alle jene Berge, deren Namen ſo ſchön ſind, alle jene berühmten Trümmer, alle jene Inſeln, alle jene nicht minder berühmten Meere, erſchienen in der glänzendſten Beleuchtung. Ich ſah auf dem Gipfel der Burg die Sonne zwiſchen den beyden Spitzen des Hymettus aufgehen. Die Raben, welche rings um die Burg niſten, aber nie über den Gipfel deſſelben hinaus fliegen, ſchwebten unter uns, und ihr ſchwarzes glänzendes Gefieder ward durch den Wiederſchein der erſten Sonnenſtrahlen roſig beleuchtet. Blaue leichte Rauchſäulen zogen ſich im Schatten um die Abhänge des Hymettus und kündigten die Schwärme der Bienen an. Athen, die Akropolis und das Parthenon waren mit dem ſchönſten Pfirſchblutroth gefärbt, und die Bildwerke des Phidias, wagerecht von einem goldnen Lichtſtrahl getroffen, wurden belebt, und ſchienen ſich bey der Beweglichkeit der Schatten des Reliefs auf dem Marmor zu regen. Das Meer und der Piräus glänzten fern in weißem Lichte, und die Burg von Korinth glühte im Wiederſcheine der aufgehenden Sonne, am Rande des Abendhimmels, wie ein Fels, in Purpur und Flammen.

Von der Stelle, wo wir ſtanden, hätten wir in den ſchönen Tagen Athens ſehen können, wie die Schiffe aus dem Piräus fuhren, um den Feind zu ſchlagen, oder zu den Feſten nach Delos *) zu ſegeln; wir hätten hören können, wie auf dem Bachustheater Oedipus, Philoktet und Hekuba ihre Schmerzen ausſprachen, hätten den Beyfallruf der Bürger bey den Reden des Demoſthenes vernehmen können. Aber ach! kein Ton drang jetzt zu unſern Ohren. Kaum ſchallte von Zeit zu Zeit das Geſchrey eines knechtiſchen Pöbels aus jenen Mauern, die einſt ſo lange von der Stimme eines freyen Volkes wiederhallten.

Am folgenden Tage beſuchten wir die Häfen. Wenn man ſich dem Meere nähert, erhebt ſich der Boden und endigt in Hügeln, deren Krümmungen in Morgen und Abend die Häfen Phalerun, Munychia und Piräus bilden. Der erſte dieſer konnte etwa fünfzig Flußſchiffe enthalten, und gerade ſo viele führte Mneſtheus gegen Troja. Munychia iſt ein wenig größer. In dem Hafen Piräus glaubt Fauvel das Grab des Themiſtokles entdeckt zu haben. Es iſt eine in den Felſen gehauene Höhle, die keine Wölbung mehr hat und mit der Meeresfläche in gleicher Höhe liegt. Bey den regelmäßigen Bewegungen der Wogen wird es bald ſichtbar, bald verdeckt, abwechſelnd gefüllt und geleert. Nicht weit davon ſieht man die Trümmer eines Denkmals, die nach Fauvel's Meinung zu dem Grabmahle gehörten. **)

Auch mich überraſchte, wie frühere Reiſende, die Einſamkeit des Piräus. Wir waren längs der öden Küſte gewandert, wir hatten drey Häfen geſehen, und nirgends ein einziges Fahrzeug erblickt. Nichts als Trümmer, Felſen und Meer; kein Geräuſch, als das Geſchrey der Seeamſeln, den dum-

Parthenon, das zuerſt die Venetianer im 17. Jahrhunderte, wo das herrliche Denkmal bis 1687) noch unverſehrt war, beſchädigten, noch mehr verwüſtet. Selbſt Engländer, die nach ihm Athen beſuchten, haben die Folgen ſeines unüberlegten Kunſtreifers beklagt. Er wollte die Basreliefs von dem Frieße des Parthenon abnehmen laſſen, um ſie nach England zu ſchaffen. Die türkiſchen Arbeiter, die er dazu brauchte, zerbrachen den Architrav und warfen die Kapitäler herab, und ſtatt die Metopen auszuheben, fanden es die Barbaren kürzer, den Karniess zu zerbrechen.

*) Auf dieſer Inſel hatten Apollo und Latona berühmte Tempel.

**) Themiſtokles erbaute bekanntlich den Hafen Piräus.

fen Ton der Wogen, welche, ſich brechend in dem Grabe des Themiſtokles, ein ewiges Seufzen aus der Wohnung des ewigen Schweigens ertönen lieſſen. Von der Fluth weggeſpült, ruht die Aſche des Helden, dem Xerxes unterlag, im Grunde des Meeres, vereint mit den Gebeinen der überwundenen Perſer. Ein türkiſcher Zöllner ſitzt Jahr aus, Jahr ein, in einer elenden hölzernen Baracke, ein trauriger Uferwächter, ein wahres Bild fühlloſer Geduld, und ganze Monate vergehen, ohne daß ein Schiff erſcheint. In ſolchem Zuſtande ſind dieſe berühmten Häfen, einſt belebt von den Stimmen der Seefahrer, und verſchwinden in die Herrlichkeit des Piräus, deſſen Gebäude an die Anſicht und Schönheit der Rhodus erinnerten. Der Piräus bildet einen Bogen, deſſen beyde Spitzen ſich ſo ſehr nähern, daß nur eine ſchmale Einfahrt überbleibt. Es heißt jetzt Löwenhafen (porta leone, port lion), wegen eines marmornen Löwen, den man ehedem dort ſah und Moroſini im Jahr 1686 nach Venedig bringen ließ. Das Innere des Hafens iſt in drey Ecken abgetheilt. Nach Strabo konnte der Piräus gegen vierhundert Schiffe enthalten, und nach Plinius ſogar tauſend. Fünfzig unſerer Barken würden ihn ganz ausfüllen, und ich weiß nicht, ob zwey Fregatten, beſonders jetzt, da man die Ankertaue ſehr lang hält, hinlänglich Raum darin hätten. Aber der Hafen hat tiefen Ackergrund und eine gute Lage, und in den Händen eines geſitteten Volkes könnte er immer bedeutend werden.

Die Nacht war ſchon angebrochen, als wir nach einer Wanderung in der verödeten Gegend der Akademie, des Aufenthalts der griechiſchen Weiſen, zu der Stadt zurückkehrten. Die Sterne glänzten am Himmel; die Luft war unbeſchreiblich mild, klar und rein. Wir ließen unſere Pferde langſam im Schritt gehen, beyde in Schweigen verſunken. Der Weg, welchen wir zogen, war wahrſcheinlich der ehemalige Weg zu der Akademie. Auf dieſem Wege erhoben ſich einſt die Gräber vieler Bürger, die für das Vaterland gefallen waren, und anderer groſſen Griechen, da ruhten Thraſybul, Perikles, Chabrias, Thimotheus, die ruhmvollen Tyrannenfeinde Harmodius und Ariſtogiton. Es war ein edler Gedanke, in demſelbigen Raume die Aſche dieſer berühmten Männer verſchiedener Zeitalter zu vereinen, welche, als die Glieder eines erlauchten Geſchlechts, nach langer Trennung ſich wiederfanden im Schooße der gemeinſchaftlichen Mutter. Welche Mannigfaltigkeit von Geiſteskraft, Größe und Muth, welche Verſchiedenheit von Sitten und Tugenden überſchaute man hier mit einem Blicke! Die Gräber ſind zerſtört. Die glorreichen Todten, welche die Athener, gleichſam als Vorwache, auſſerhalb der Stadt niedergelegt hatten, ſind nicht aufgeſtanden, ſie zu vertheidigen und haben ſie von Tataren unter die Füße treten laſſen. Die Zeit, die Gewalt und der Pflug haben alles geebnet, ſagt Chandler. Aber wahrſcheinlich, des Pfluges hätte er nicht erwähnen ſollen, und durch dieſe Bemerkung allein ſchilderte ich beſſer, als durch alle Betrachtungen, welchen ich mich überlaſſen könnte, Griechenlands Verödung.“

Ueber den Steinabdruck.

Die vor einigen Jahren in Deutſchland erfundene Kunſt des Steindrucks iſt gegenwärtig in München in dem größten Flore, wo man mit dem glücklichſten Erfolge Köpfe, Landſchaften und Blumen, in Crayon-Manier zeichnet und abdruckt. Man entwirft nämlich die Zeichnungen mit einer ſchwarzen Flüſſigkeit, oder mit einer in dem Waſſer ſich wenig auflöſenden Maſſe auf einen Stein von feinem Korne, welcher empfänglich iſt, die Feuchtigkeit leicht in ſich zu ſchlucken. Wenn die Zeichnung geendiget und trocken iſt, ſo überziehet man gewöhnlich den Stein mit ſchwacher ſalpeterartigen Säure um diejenigen Theile, welche unüberzogen geblieben ſind, rein zu erhalten, hierauf taucht man ihn in Waſſer; iſt er durchdrungen, ſo überziehet man ihn mit Farbe nach Art der Buchdruckerkunſt; die Farbe bleibet in den Strichen, die gezeichnet ſind, ſitzen, allen nicht an den naßgemachten und überzeichneten Theilen des Steins hängen; jetzt bedienet man ſich deſſelben, wie einer gewöhnlichen Kupferplatte, und es laſſen ſich mehrere tauſend Abdrücke von einer und eben derſelben Zeichnung machen, ohne daß die Platten ſich merklich verändern. Bisweilen zerbrechen jedoch dieſe Steine während des Gebrauches, welches man allem Anſcheine nach dadurch verhindern kann, daß man dickere Steine ausſuchet, oder noch beſſer, wenn man ſie in einen ſtarken Rahmen einfaſſen, und ſie mit einem harzigen Kitte einkle-

ben würde; dieser Kitt ließe sich aus gesiebter Asche und schwarzem Pech bereiten, welches ihn weniger zerbrechlich machen würde. Auch hat man gefunden, daß die harzige Seife, mit welcher man die Zeichnung auf den Stein trägt, sich bisweilen, nachdem man einige Hundert Abdrücke davon gemacht hat, losreißet; welchem man allem Anscheine nach abhelfen könnte, wenn man den Stein mit Vorsicht warm machen würde, wodurch die Composition, womit man die Striche ausführet, durch die Wärme des Steins weich und hinlänglich empfänglich gemacht werden würde, in die erweiterten Poren des Steins einzudringen und sich darin festzusetzen.

Durch diese schnelle und wenig kostspielige Art zu drucken, kann man sehr gut das Markige und Weiche der Zeichnungen mit der Reisfeder oder der punktirten Malerey ausführen; sie dienet wie bekannt ist, zu dem Abdrucken der Musikalien oder Schriften die man bald in Umlauf setzen will. In Frankreich und England hat sich diese Kunst eben so wie in Deutschland schon sehr ausgebreitet, und es ist zu hoffen, daß sie dem Publikum bald und zu sehr wohlfeilem Preise die schönsten Gegenstände der Baukunst, der Naturgeschichte und der Mechanik ꝛc. wird liefern können; wodurch sich die Mittel zum Unterrichte erstaunlich vermehrten.

Die Steine deren man sich selbst in Frankreich bediente, kamen aus Pappenheim; sie sind gelblich, kalkartig und mit etwas Thon und Kiesel vermischt, brechen in Schuppen und scheinen erhärtete Mergelart zu seyn. Die schwarze Flüssigkeit, der man den Namen harziger Seife gab und die man zum Zeichnen gebrauchet hat, macht man auf folgende Art: Man nimmt zu einer starken Auflösung von Harz in Alkohol, Kohlensaure Soda und fügt um denselben Consistenz zu geben, sehr feinen Ofen-Ruß hinzu ꝛc.

Z . . .

(Man sehe hierüber auch den 11ten Band des Neuesten und Nützlichsten der Chemie, Fabrikwissenschaft ꝛc. S. 163.)

Verschiedenes.

Sonderbarer Criminalfall. Aus G. im Herzogthum Westphalen wird unterm April gemeldet: Dieser Tage wurde hier ein Einwohner mit fünf und zwanzig Stockschlägen und Ausstellung am Pranger bestraft, weil er ein Verbrechen begangen hatte, das seiner Seltenheit wegen merkwürdig ist. Er hatte nämlich einen Juden im Grabe bestohlen und besaß die Frechheit, dessen Todtenkleidung einige Tage nach der That an seinem Leibe zu tragen. Das Verbrechen des Missethäters wurde dadurch in einem nicht geringen Grade erhöht, daß er sich mit der Verläumdung zu rechtfertigen suchte: der Verstorbene habe ihm bey seinen Lebzeiten betrogen. Incidit in scillam, qui vult evitare Charybdim.

Bekanntmachungen.

Neue Verlags- und Commissions-Bücher von Craz und Gerlach in Freyberg.

Jubilate Messe 1812.

Alfred von Seltow. Ein Gemälde aus den neuesten Zeiten. 2 Thle. 8. 1 Thlr.

Hoffmann, C. A. S. Handbuch der Mineralogie. 1. Bd. 3 Thlr.

— (2. Bd. wird nach der Messe fertig.)

Kelle, M. K. G. vorurtheilsfreie Würdigung der mosaischen Schriften, als Prüfung der de Wettischen Kritik der mosaischen Schriften. 1. Heft. 8. 15 gr.

— 2. Heft. 15 gr.

Nachrichten, Freyberger gemeinnützige, Herausgegeben von J. Ch. F. Gerlach. 12. Jahrg. 3. und 4. Quart. 13. Jahrg. 1. und 2. Quart. 4. 2 Thlr.

Haubauer, K. F. über unsere Bürgerschulen. 8. 8 gr.

Krieg, der, unter der Erde, oder Abhandlungen von der Minirkunst, zum Gebrauch derjenigen, welche diese Kunst praktisch treiben wollen. Ein hinterlassenes Werk von einem erfahrnen franz. Mineur-Direktor. Aus dem Franz. übersetzt von J. G. K. Rouvroy. Mit Kupfern und Tabellen. 4. 2 Thlr. 6 gr.

Lampadius, W. A. Stärkenzucker und Kastanienkaffee, deutsch und französisch, übersetzt von F. X. de Verrette. 8. broschirt 6 gr.

Stuvens, J. Abhandlung über den Einfluß geheimer Gesellschaften auf das Wohl der Menschheit, neu herausgegeben von Fr. Moßdorf, nebst einem Anhange des Herausgebers, gr. 8. (Wird wie die andern Maurer'schen Schriften nur an sich legitimirende Maurer gegen baare Zahlung abgelassen.) 1 Thlr.

Aus dem Wolfschen Verlage in Leipzig haben wir mit allen Verlagsrechten käuflich an uns gebracht und ist nunmehro nur allein bey uns zu bekommen:

Daubuisson, J. F. des Mines de Freyberg en Saxe, et de leur Exploiation; avec des Planches et de Cartes 3 Tomes, brochirt netto 5 Thlr. 18 gr.

Der

Verkündiger.

119. Stück. Mittwoche. Am 17. Junius 1812.

Ueber den Anbau des Reis'es.

So wenig es zu läugnen ist, daß durch die Bemühungen einsichtsvoller Landwirthe, der Ackerbau in vielen Ländern zu einer beträchtlichen Höhe gestiegen ist, und daß mehrere Oekonomen sehr glücklich mit einander wetteifern; so ist es doch auch eben so gewiß, daß man in manchen Gegenden noch aus zu großer Vorliebe für das Alte auch hierin noch sehr weit zurück ist. An sehr vielen Orten ist der Landmann noch gar zu wenig industriös und nicht selten auch zu hartnäckig für hergebrachte Gewohnheiten eingenommen und daher für Verbesserungsvorschläge dieser Art unempfänglich. Er ist zufrieden, wenn ihm sein Acker nur spärliches Einkommen verschafft. Für solche Menschen werden freylich die zweckmäßigsten Vorschläge zur Verbesserung vergeblich gethan werden, für sie ist auch der nachstehende Vorschlag nicht. Aber freuen wird es uns, wenn einsichtsvolle thätige und unternehmende Personen ihn ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth halten, und durch Versuche über die Anwendbarkeit desselben entscheiden wollen.

Unter die Gegenstände des Ackerbaues, die vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen, gehört in vieler Rücksicht gewiß auch der Reisbau. Der Reis, eine bekannte, nahrhafte und leicht verdauliche Speise ist in vielen südlichen Gegenden der Erde das, was bey uns das Getreide ist, das gemeinste Nahrungsmittel der Einwohner, und da er überhaupt ein wichtiges menschliches Bedürfniß ausmacht, so ist er auch einer der bedeutendesten Artikel, welche den Handel beschäftigen. Bald zog dieses nützliche Gewächs welches zu den Getreidearten gezählt wird, die Aufmerksamkeit denkender Landwirthe auf sich, und mehrere seit verschiedenen Jahren angestellte Versuche, z. B. in Hannover, Westphalen, Holland, Sachsen, Franken, Mähren u. s. w. dienen zum Beweise daß selbst das physische Clima von Deutschland, dem Anbau des Reises nicht nur nicht unzuträglich ist, sondern daß die auf die Cultur desselben verwendete Mühe fast immer durch einen 25 bis 30fältigen Fruchtertrag belohnt wird. Auch Prof. Rössig erwies die Möglichkeit des Reisbaues in Deutschland und äußerte hiebey den Wunsch, den Reis in die Reihe einheimischer Gewächse aufzunehmen. Er zeigt, daß der Reisbau um so wichtiger wäre, wenn man erwäge, daß dadurch manche feuchte Ländereyen zweckmäßiger benutzt werden könnten. Auch darf setzt er hiezu, der Umstand nicht abschrecken, daß der Reis viele Wässerung verlange, und dadurch die Gegenden, wo man ihn bauen wollte, ungesund würden, denn der letzte Umstand ist nur für jene heißen Himmelsstriche nöthig, wo die Wässerung wegen der vielen Hitze und Trockenheit nothwendig wird, nicht aber wesentlich zu dem Reisbaue in jeder Himmelsgegend erforderlich. Zudem giebt es auch Reissorten, welche selbst auf hohen und trocknen Gegenden gedeihen, und welche darum vorzüglich die allgemeine Anfmerksamkeit verdienten.

Loureiro nimmt unter mehreren Verschiedenheiten, nachfolgende Arten oder Spielarten an:

1) Oryza montana, Bergreis, welcher auf Bergen und trocknen Orten gedeiht.

2) Oryza glutinosa, schwarzer Reis, der in feuchten und trocknen Gegenden gleich leicht zu erziehen ist.

3) Oryza

3) Oryza communissima, der gemeinste Reis, welcher 6 bis 8 Monate nöthig hat, um zu reifen.

4) Oryza praecox, frühzeitiger Reis, der schon im vierten Monate reift.

Der Reis ist ursprünglich in Aethiopien zu Hause, von wo er anfänglich nach dem Orient und dann nach den ...lichen Ländern von Europa gekommen ist. Der Levantische Reis, welcher aus der Türkey, Kleinasien, Egypten über Genua, Livorno und Venedig, in Säcken nach Europa geschickt wird, soll der schlechteste und weniger gesund als der italienische seyn. Von Verona, Florenz und Mayland, wird der Reis ebenfalls in Säcken versandt: er geht vorzüglich nach Portugall, zuweilen auch nach Hamburg. Unter dem italienischen Reis ist der Veroneser der schlechteste, gelblich und sehr unrein. Der Mäyländische fällt oft gelb von Farbe, kommt aber zuweilen an Güte dem Caroliner gleich. Der westindische Reis ist hell und weiß, von großen langen Kern, und wird am besten gehalten, wenn er rothstreifig ist. Unter den westindischen Reis wird auch derjenige gerechnet, welchen die Portugiesen von Rio Janeiro bringen. Die bekannteste und beste Sorte ist der Caroliner Reis, welcher häufig in Norddeutschland consumirt wird, bey ihm vereinigt sich alles, er ist schön weiß und groß von Kern, gesund und wohlschmeckend.

Die Pflanze des Reises ist in Ansehung ihrer Frucht, Farbe, Gestalt und Lage ihrer Blätter dem Roggen sehr ähnlich. Die Aehre steht gerade auf dem Halm, ist aus kleinen von einander abgesonderten Blumen zusammengesetzt, welche vier ungleiche Capseln, sechs Staubfäden und einen Stempel mit zwey Griffen haben. Aus diesem Stempel entsteht das weiße Korn. Es ist mit zwey rauhen Hülsen bedeckt, welche verschiedene erhabene Rippen haben, davon die mittelste mit einem langen Bart ausläuft. Der Reis wächst sowohl in niedrigen und feuchten Orten als in hohen und trockenen Gegenden, wie die Erfahrung bey dem Bergbewohner Hindostans beweiset; nur daß diese mit einer etwas minder einträglichen Ernte vorlieb nehmen müssen. Er fordert zum Aufgehen und zum Wachsen Feuchtigkeit und Wärme, indem er sonst lange liegt, ehe er keimt, und nicht sonderlich emportreibt. Der beste Boden dazu ist ein an Bächen oder Wassergräben gelegenes Land, welches durch kleinere überall durchlaufende Gräben, leicht unter Wasser gesetzt werden kann. Solche Plätze fände man viele, und diese ließen sich vielleicht ohne große Kosten dazu einrichten, indem man nur solche Gräben einzudämmen hätte, um das Wasser beliebig ab- und einzulassen. Sollte es indessen mit dem Bewässern eines solchen Landes zu viele Schwierigkeiten haben, so könnte ein feuchter, wohlgedüngter und gut bearbeiteter Boden eben so gut benützt werden, der aber freylich nicht kalkgründig seyn dürfte. Auch ist es rathsam, den Reis einzuweichen, ehe man ihm in Freyen säet.

Hat man das Land gehörig zugerichtet, so fängt man im Monat April oder im Anfang May, wenn keine starken Nachtfröste mehr zu befürchten sind, mit der Saat an, die aber etwas dichter als anderes Getreide gesäet seyn muß. Hierauf wird das mit Reis besäete Stück Land etwa drey bis vier Zoll tief unter Wasser gesetzt, oder wenn der Boden an und für sich feucht genug, auch das Saatkorn einige Tage in frischem Wasser eingeweicht worden ist, so hat man dieses gar nicht nöthig. Nachdem der Reis seine gehörige Reife erlangt hat, so wird er gewöhnlich gegen Ende des Augusts abgeschnitten, ausgedroschen, und in besonderen Mühlen, die einige Aehnlichkeit mit den Oelmühlen haben, oder in der weiter unter beschriebenen Maschine von Spreu und Hülsen befreyt.

Am stärksten wird der Reisbau unstreitig in den südlichen Theilen der vereinigten nordamerikanischen Staaten und insbesondere in Carolina getrieben. Man weiß nicht genau anzugeben, wie und wann dieses Gewächs dahin gekommen. Im Jahre 1688 soll durch einen Nathanael Johnson, damaligen Gouverneur, der Anfang mit dem Reisbau gemacht worden, aber die ersten Versuche mißlungen seyn. Durch ein Schiff, welches von Madagaskar im Jahr 1696 gekommen, soll der Grund zu der großen gegenwärtigen Reis-Cultur gelegt worden seyn, und zwar nur mit einem halben Büspel (ein Büspel enthält 1301 französische Kubikzoll) Reis, welches der Schiffskapitain Woodward als den Rest der Schiffsprovision dazu überlassen habe. Mit diesem kleinen Anfang ist es so weit gekommen, daß 50 Jahre nachher 120,000

Barrels

Barrels aus Südcarolina und 18000 aus Georgien verschifft wurden.

In Carolina wird das Land zum Reis acht bis neun Zoll tief, und zwar Furchenweise umgegraben, in welche der Reis wie anderes Getreide ausgesäet wird. Die alten Pflanzer zogen sonst auf 1¼ Morgen (acre 38376 französische Quadratfuß enthaltend) nur 55 Furchen, jetzt zieht man aber 65 bis 70, ohne die Trächtigkeit des Bodens oder die Stärke der Aehre zu schwächen. Auf einen Morgen Reisland braucht man anderthalb Büschel Aussaat. Nach 10 bis 12 Tagen schießet der Same aus und ist solcher 6 bis 7 Zoll hoch, und zuvor durch die Neger vom Unkraut gereinigt, so wird so hoch Wasser auf das Land gedämmt, daß nur die Spitzen der Pflanzen hervorstehen. Nach 3 bis 4 Wochen wird das Wasser abgelassen, der Reis aufs neue gejätet und dann bis kurz vor der Ernte wieder unter Wasser gesetzt. Bey uns würde dieß unnöthig seyn, aber dort ist es nothwendig, weil von der großen Sonnenhitze fast jeder im Trockenen stehende Grashalm verdorrt. Die gelbe Farbe der Aehren und die Härte des Strohs bezeichnen die Reife des Reises, zu deren Beförderung man das Land trocken werden läßt, sobald die Halme anfangen gelb zu werden. Wenn derselbe abgemähet worden, wird er bis zum Winter in Schobern verwahrt.

Nun wird der Reis gedroschen und dann auf die Mühle gebracht, wo er von der äussern ihm umgebenden Hülse befreyet wird; von da bringt man ihn auf eine Stampfmühle, wo er gestoßen wird, damit die zweyte Hülse losgehe. Ein Haupterforderniß ist, daß der Reis auf der Stampfmühl gut gestossen wird. Von gut gestoßenem Reise ist mehr als die Hälfte Abgang. Ein guter Stoßer liefert 20 Theile groſen, und 1 Theil klaren Reis, da ein mittelmäßiger nur 10 Theile von dem ersten liefert. Der klare zu sehr gestossene Reis ist nicht verkäuflich und giebt nur halb so viel als der groſe. Im Durchschnitt trägt der Morgen 2 Barrels, jeden zu 625 Pfund gerechnet.

In Valenzia wird der Reis entweder gleich auf dem dazu bestimmten Felde ausgesäet, oder um reichlichere Ernten zu bekommen, lieber in Pflänzchen gesteckt. Diese Pflänzchen werden zu Anfang des Mays gesäet und 4 Wochen darauf, wenn sie etwa einen Fuß hoch sind, weiter verpflanzt.

Sie werden dabey drey bis vier zusammen in ein Loch gesteckt, so daß zwischen jeden Pflänzchen nur ein Zwischenraum von etwa einem Fuße bleibt. Wie im ersten Monathe muß nunmehr das Wasser wenigstens 2 Fuß darüber stehen und darauf höchstens um des Jätens willen, zu Johannis auf einige Tage abgelassen werden.

Der Reis wächst nun immerfort, bis er endlich Ende Augusts zu blühen anfängt und vier Wochen darauf völlig reif geworden ist. Jetzt wird er abgeschnitten, wie das Getreide von Mauleseln ausgetreten, und endlich auf die Mühle gebracht. Diese ist nach Art einer gewöhnlichen Kornmühle eingerichtet, nur das der Mühlstein von Kork belegt ist.

In Temeswarer Bannat wird der Reis folgendermassen gebaut; Zwischen Gattai und dem Dorfe La Seuglie ist das Wasser vermittelst eines 22 Schuh breiten Hauptkanals aus der Versava bis an die Reisfelder geleitet, aus demselben werden zwey Nebenkanäle bewässert, welche den ganzen Reisbau umgeben; aus diesen gehen wieder kleinere, welche zwischen den Reisfeldern hinlaufen, damit es auch den entlegensten Reiskammern nicht an Wasser fehle. Das Wasser tritt dann in alle Kammern und fällt dann wieder in den Hauptkanal, welcher auch zugleich die Pila, Stampfmühle in Bewegung setzt. Die Aussaat des Reises geschieht im Banat gewöhnlich in der Mitte des Aprils. Sobald die Kammern geackert und die Dämme wieder aufgeworfen sind, werden sie voll Wasser gelassen, wozu 4 bis 6 Tage Zeit erfordert wird. Unterdessen thut man den Samen in Säcke und legt diese zweymahl 24 Stunden ins Wasser, damit der Same bald keimet, schwer wird, und beym Säen bald untersinkt. Sind nun die Kammern mit Wasser abgelaufen, so gehen diejenigen, welche säen, hinein und werfen den Samen so aus, wie es bey anderen Getreide geschieht, worauf dann einige andere Strohfaschinen herumschleifen, damit die ausgestreuten Körner mit Erde bedeckt werden; doch ist dieses nicht durchaus nöthig. In Monatfrist wird der Reis gewöhnlich 3 bis 4 Zoll hoch; er ist aber um diese Zeit in Ansehung des Windes der größten Gefahr unterworfen, indem dieser bey heftiger Bewegung des Wassers leicht den noch nicht festgewurzelten

Samen

Samen loswäscht, welcher sodann auf dem Wasser schwimmt und verdirbt; bey solchen Umständen wird das Wasser abgelassen und der Reis vierzehn Tage trocken gelassen, bis die Pflanze fest gewurzelt und vom Winde Nichts mehr zu befürchten ist. Man schlägt dann wieder Wasser über den Reis und unterhält es bis in den Julius. Nun muß der Reis gejätet werden. Das Wasser wird wieder abgeschlagen. Eine Vorsicht ist es, daß dieses geschieht, ehe der Knoten an der Pflanze zu hoch ist, weil solche sonst beym Niedertreten während des Jätens zerknicken und sich nicht wieder erheben würde. Sobald das Jäten vorüber, wird der Reis wieder bis kurz vor der Ernte unter Wasser gesetzt. Ehe der Reis wieder in die Blüthe tritt, ist ihm kalte Witterung sehr schädlich, weil dadurch das Austreten der Aehre verhindert wird, welche dann gemeiniglich dunkelgrün wird und verdirbt. Je nachdem der Reis schnell oder langsam wächst, wird der Stand vermindert, will er sich überwachsen, so wird er tief unter Wasser gesetzt: Vortheilhaft soll es beym Reisbau seyn, wenn das Wassir in den Kammern keine Abzüge hat, damit es in Fäulniß gehet: da aber die Ausdünstung desselben zu sehr auf die Gesundheit der Menschen wirkt, so wird es, wo es große Reisfelder giebt, nicht geduldet.

Haben die Blätterspitzen des Reises eine gelbe Farbe, so ist es von guten Vorbedeuten; im Gegentheil sind solche Dunkelgrün, so will er verderben. Wenn man bemerkt, daß der Reis reif wird, so nimmt man ihm das Wasser und mähet ihn sodann ab. Der Reis wird durch Pferde aus den Stroh getreten. Die Stampfmühlen, auf welchen der Reis gestoßen wird, gleichen den Oelmühlen, nur mit dem Unterschied, daß nur eine Stampfe ins Loch stößt, und daß die Löcher nicht in Holz, sondern in Marmor gehauen sind. Die Stampfen sind unten mit stählernen Zacken versehen, davon der mittelste gerade, die übrigen aber schräge um denselben stehen. Beym Stampfen muß darauf gesehen werden, daß die Stampfer nicht zu hoch oder zu tief fallen, um die Körner im ersten Falle nicht zu zerschlagen, und im andern, daß sich auch die Hülse gehörig ablösen kann. Der Reis soll so sehr wuchern, daß man nicht selten Pflanzen aus einem Korne mit 30 bis 55 Stengeln und jeden mit einer vollkommenen Aehre findet. Eine gute Ernte entschädigt daher den Besitzer eines Reisfeldes für 2 bis 3 Mißjahre. Im Banat rechnet man 7750 Joch oder 2,800,000 Klafter Reisfelder, welche bey einer mittelmäßigen Ernte 113,400 Viertel Reis geben.

Was bisher in manchen Gegenden den Anbau des Reises verhinderte, ungeachtet man sich von den großen Vortheilen desselben überzeugte, war die Ursache, ihn nicht enthülsen zu können. Daher verdient Herr Frederichs allen Dank des ökonomischen Publikums, daß er demselben die ganz einfache, bey den Einwohnern Indiens gewöhnliche Maschine zu Säuberung des Reises bekannt gemacht hat. Die Beschreibung dieser Maschine ist folgende:

Aus einem 2 1/4 Fuß hohem Stamme von festem Holze wird ein Mörser gemacht, der 10 Zoll im innern Durchmesser hält; 1/4 Fuß muß der konkav ausgehöhlte Boden dick seyn, alsdann würden zwey Fuß für seine innere Tiefe übrig bleiben. Hiezu lasse man eine Cilinderstampfe von festen schweren Holze verfertigen, die vier Fuß lang und drey Zoll im Durchmesser halten muß; das Gewicht zu vermehren und das Zersplittern zu verhindern, wird der untere Seitentheil mit einem bleyernen Bande versehen.

In diese an sich so einfache Maschine wird von den recht trocken gemachten Reise 1/2 Metze gegeben und durch mäßiges Stampfen binnen kurzer Zeit von den Hülsen befreyt, durch Schwingen, Würfeln u. s. w. wird er völlig gesäubert. Um den nun bereits enthüllten Körnern die gehörige Weisse zu geben, wird eine doppelte Portion in den Mörser gethan, und so lange gestampft, bis sie hinreichend weiß sind; je mehr Zeit man hierauf verwenden will, desto mehr wird man diese Absicht erreichen. Sollte man auch auf eine andere Art den Reis reinigen können, so dürfte doch diese Maschine jede andere, in Hinsicht auf Einfachheit, Wohlfeilheit und geschwinde und leichte Bereitung übertreffen.

Der

Verkündiger.

376. Stück. Sonnabend. Am 5. September 1812.

Einfaches und bewährtes Mittel gegen den Biß toller Hunde.

Das hier folgende Mittel gegen den Biß toller Hunde und die schrecklichen Folgen desselben, welches der Amtmann Krohn in Detmold mittheilt, hat sich im Fürstenthum Lippe-Detmold seit undenklichen Zeiten im besten Rufe erhalten, und immer, sowohl bey Menschen als bey Thieren die wirksamsten Folgen gehabt. Der Mann, der dieses Arkanum besitzt, und uneigennützig den Unglücklichen mittheilt, heißt Schmiedeskamp; er hat ein kleines Haus mit einem kleinen Garten im Amte Detmold, und so häufig seine Hülfe gesucht wird, so lebt er doch in Dürftigkeit: dieß allein beweist hinlänglich, daß er kein Marktschreyer ist, und daß er nicht darauf ausgeht, die Leidenden zu prellen. Er hat sein Arkanum von seinem Vater, und dieser von seinen Vorfahren geerbt, und man behauptet, daß seine Familie schon seit 200 und mehrern Jahren im Besitze desselben gewesen sey. Weil nun sein Heilmittel so wirksam ist, und sich in den meisten Fällen völlig bewährt gezeigt hat, so vereinigten sich einige Privatpersonen, und bewogen den Schmiedeskamp, ihnen sein Geheimniß gegen eine Belohnung von 200 Thalern bekannt zu machen, welches er gern that, da er dieser Summe zur Wiederherstellung seines kleinen Eigenthums bedurfte. Diese nun ließen das Heilmittel durch das Lippesche Intelligenzblatt bekannter machen, nachdem sie es auch einem berühmten auswärtigen Arzte zur Prüfung zugesandt hatten. Dieß ist die kurze Geschichte des Arkanums, und nun folge es hier selbst.

Man nimmt plantago latifolia, anagallis arvensis, galium aparine, artemisia vulgaris, *) von jedem eine Handvoll, kocht sie in einem Maaß (2 Pfund) Bier, in einem zugedeckten Topfe 30 bis 40 Minuten, langsam bey gelindem Feuer. Die Kräuter werden dann ausgedrückt, die Abkochung filtrirt, und nun 1 Loth Theriak, $\frac{1}{2}$ Loth philorium romanum, und $1\frac{1}{2}$ Loth gestoßene Lorbeeren hinzugethan. Der Trank wird zur Hälfte eingekocht, muß aber noch mehr eingekocht werden, wenn der Biß des tollen Hundes der Pulsader sehr nahe ist. Von diesem Tranke bekommt der Patient täglich vier- oder sechsmal, und zwar ein Kind von 3 bis 10 Jahren jedesmal 3 Eßlöffel voll; von 10 bis 12 Jahren 4; von 12 bis 20 Jahren 5; von 20 bis 30 Jahren 6 bis 7; von 30 bis 40 Jahren 7; von 40 bis 50 Jahren nur 5 Eßlöffel voll. Bey Kindern und alten Leuten über 50 Jahre werden die bestimmten Portionen auf 4 Gaben vertheilt, die von 10 bis 50 Jahren nehmen ihre Portion auf zweymal, Morgends und Abends. Dieser Trank soll, je nachdem der Körper des Patienten stark oder schwach ist, sehr erwärmen und ermüden; hat der Kranke viermal davon eingenommen, so ist ihm die Bewegung sehr zuträglich.

Die Anagallis muß gesammelt werden, wenn die Beeren vollkommen reif und glänzend sind; eben so Galium. Von der Artemisia werden bloß die obern

*) Anagallis arvensis, gemeines Gauchheil, Heilkraut, Grundheil, Hühnerdarm, Gauchblume u. s. w.
Plantago latifolia, großer Wegetritt, gemeiner breitblätteriger Wegrig.
Galium aparine, klebendes Labkraut, Kleber, Klebkraut, kleine Klette, Tängelkraut, Zaunriß.
Artemisia vulgaris, gemeiner Beyfuß.

obern Knöpfe genommen; von der Plantago werden sowohl Pflanze als Wurzel genommen, wenn sie reif ist.

Die einzige Diät beym Gebrauch dieses Mittels ist die Enthaltung von Schweinfleisch; alle andern Speisen und auch jedes Getränk sind erlaubt, nur muß der Genuß derselben bis 2 Stunden nach dem Gebrauch des Trankes ausgesetzt werden.

Bey der äußerlichen Kur ist folgendes zu bemerken. Eine kleine Wunde oder eine bloße Quetschung, durch den Biß toller Hunde verursacht, wird entweder erweitert, oder gar aufgeschnitten, dann wird sie 24 Stunden lang mit einem spanischen Fliegenpflaster, und wenn dieses abgenommen, mit einem gewöhnlichen Zugpflaster belegt. Hat Letzteres 12 Stunden gelegen, so wird ein neues aufgelegt, welches gerade an dem Orte, wo die Wunde ist, einen Einschnitt bekommt, und auf diesen Einschnitt wird eine Kompresse gelegt, welche mit dem obenbeschriebenen Tranke stets feucht erhalten werden muß. Die Wunde wird 4 Wochen offen erhalten, und wenn sie zuheilt, durch spanisches Fliegen- und Zugpflaster wieder geöffnet.

So lange der Patient die Wasserscheu nicht im höchsten Grade hat, ist dieses Mittel völlig wirksam. Nach der Erfahrung des Schmiedeskamp soll sich der Anfang der Wasserscheu in der Wunde selbst spüren lassen, der Kranke verspürt nämlich, wenn sie zu befürchten ist, einen Krampf im nächsten Gelenke der Wunde, nämlich vom Fuße nach dem Knie, und von der Hand nach dem Ellenbogen zu; dieser Krampf zieht sich in den folgenden Tagen nach der Hüfte oder dem Schulterblatt. Ist dieß bey dem Patienten der Fall, so wird obiger Trank dreymal so stark gemacht, und alle halbe Stunden davon eingegeben. Am dritten Tage tritt der Krampf entweder nach dem Leibe oder nach dem Kopfe; geschieht das Erstere, ohne daß man dieses Mittel gebraucht hat, so ist alle Hülfe vergebens; tritt aber der Krampf nach dem Kopfe, so ist noch Hülfe möglich, wenn auch der Hals schon geschwollen wäre. In diesem Falle läßt Schmiedeskamp sogleich zur Ader, gebraucht die vorigen Mittel, und umwindet den Hals mit Tüchern, die mit dem nämlichen Tranke befeuchtet sind.

Daß gedachter Schmiedeskamp durch diese Mittel schon vielen unglücklichen, von wirklich tollen Hunden gebissenen Menschen geholfen habe, ist in hiesiger Gegend allgemein bekannt. Einige, welche seine Hülfe suchten, genasen, und Andere, welche von dem nämlichen tollen Hunde gebissen waren, und sein Mittel nicht gebrauchten, starben in der Wuth.

Für gebissene Thiere wird, wenn man die Wunden sehen kann, das nämliche Mittel, jedoch in stärkern Gaben gebraucht. Am sichersten ist es aber wohl, solche Thiere gleich zu tödten.

Da dieses Mittel leicht anzuschaffen und von jedem zu verfertigen ist, so verdient es wohl eine genauere Prüfung der Aerzte. Nach Versicherung des Schmiedeskamp ist es untrüglich; er versichert, Menschen geheilt zu haben, welche schon geschwollene Hälse und also die eintretende Wasserscheu hatten; und er verbürgt sich, jeden von einem tollen Hunde gebissenen Menschen in kurzer Zeit völlig herzustellen, und ihn selbst vor jedem Krampfe in der Wunde zu sichern, wenn er nur unverzüglich nach dem Bisse Hülfe bey ihm sucht.

Königl. Baierisches Dekret wegen der landwirthschaftlichen Preisfeste.

Ein königl. Baierisches Dekret vom 21. August, die landwirthschaftlichen Preisfeste betreffend, ist folgenden, für die Freunde der Landwirthschaft, erfreulichen Inhalts: Auf Befehl Sr. Maj. des Königs der Staatsminister Graf von Montgelas an das General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins. Se. Majestät der König haben sich von allerhöchstihrem Finanzministerium über die, zu Folge des allerhöchsten Rescripts vom 21. Juli d. J. vom General-Comité des landwirthschaftlichen Vereins eingereichten nähern Vorschläge und gestellten allerunterthänigsten Bitten Vortrag machen lassen, und hierauf allergnädigst beschlossen, wie folgt:

I. Soll zur Beförderung und Aufmunterung der inländischen landwirthschaftlichen Industrie nach dem Beyspiele, welches im verflossenen Jahre dahier gegeben worden ist, auch in jedem Kreise des Königreichs, mit Ausnahme des Isarkreises, und zwar in der Kreis-Hauptstadt, in welcher sich der Sitz des königl. Generalkommissariats befindet, vorerst

erst und für dieses Jahr eine öffentliche Ausstellung des nach dem hier wieder zurückfolgenden Programms-Entwurfs zur Preiswerbung geeigneten Viehes, und eine feyerliche Preisaustheilung Statt haben; in der Haupt- und Residenzstadt München aber ein Central-Fest, verbunden mit einem Pferderennen, und bey diesem Feste eine Central-Beschau und Preisevertheilung, nach Inhalt des gedachten Programms, gehalten werden.

II. Diese Feste werden vom General-Comité und von den Kreis-Comité's des landwirthschaftlichen Vereins und zwar in den Kreisen auf einen Sonn- oder Feyertag veranstaltet und geleitet, und die Preise werden in der Haupt- und Residenzstadt dahier von dem Minister des Innern, in den Kreisen aber von dem Generalkommissair des Kreises vertheilt.

III. Zu Bestreitung der Preise und Kosten des Festes bewilligen Se. königl. Majestät für dieses Jahr aus der Staatskasse 7100 fl., und zwar: 1500 fl. für das Centralfest dahier von der Centralstaatskasse, und für jedes Fest der noch verbleibenden 8 Kreise 700 fl. von den Kreis-Finanzkassen aus dem außerordentlichen Reservefond, welche Beträge von den genannten Kassen an das General-Comité des Vereins, oder auf dessen Anweisung zu dem eben bestimmten Zwecke gegen Verrechnung zu bezahlen sind.

IV. Se. königl. Maj. behalten sich vor, seiner Zeit und für die Zukunft, wenn der landwirthschaftliche Verein, der erhaltenen Aufforderung gemäß, in Ansehung der übrigen Landwirthschafts- und Gewerbsgegenstände, ein umfassendes Resultat bearbeitet und gutächtlich vorgelegt haben wird, das Weitere nach Umständen zu beschließen und zu bestimmen. Se. königl. Maj. erwarten von dem Eifer und den Einsichten des landwirthschaftlichen Vereins überhaupt, und von dem General-Comité desselben insbesondere, daß man sich bestreben werde, den landesväterlichen Absichten vollkommen zu entsprechen. München, den 21. August 1812.

Graf v. Montgelas.

Die Universität Berlin.

Die Universität zu Berlin, stehet als eine der ersten da. Es befinden sich an ihr die größten Gelehrten Deutschlands. Dieses Winterhalbjahr werden, vom 19. October an, von folgenden Professoren Vorlesungen gehalten. In der Theologie lehren Dr. Bellermann, Dr. Wette, Dr. Schleiermacher, Prof. Bernstein, und Dr. Marheinecke; in der Rechtswissenschaft die Hrn. Prof. Eichhorn, Schmalz, v. Savygni, Biener, Göschen, Schmedding, und die Hrn. Dr. Mehring und Reinecke. Ueber Arzneywissenschaft halten ungefähr dreyzehn Gelehrte Vorlesungen: sie sind Pr. Rudolphi, Knape, Dr. Rosenthal, Richter, Pr. Horkel, Reil, Hufeland, Reich, Gräfe, Dr. Friedländer, Flemming, Bernstein und Siegwart. Hr. Prof. Fichte liest über das Studium der Philosophie, ihren Unterschied von der Logik, von den Thatsachen des Bewußtseyns, und über die Wissenschaftslehre. Hr. Prof. Solger über Logik, Dialektik und Aesthetik. Zugleich wird von Hr. Pr. Böckh die Geschichte der alten Philosophie, und von Hrn. Dr. Himly die Geschichte der pestalozzischen Lehrmethode vorgetragen. In den mathematischen Wissenschaften halten die Hrn. Grüson, Traller, Eytelwein und Oltmanns, Vorlesungen; in den physisch-chemischen Wissenschaften lesen die Hrn. Prof. Fischer und Tourte Experimentalphysik; Meteorlogie Hr. Pr. Erman; Experimentalchemie Hr. Pr. Klapproth, Hermbstädt und Tourte; letzterer nach Henry's Grundriß der Chemie; und Hermbstädt nach seinem eignen Lehrbuche. Die Lehre von den Salzen, practisch pharmaceutische Chemie, und Prüfung der Arzneymittel nach ihrem Verhalten, lehren die Pr. Hermbstädt und Tourte. Zoologie lehrt Hr. Pr. Lichtenstein; Mineralogie, Geognosie und Krystallisationslehre Hr. Pr. Weiß, und ein Gemählde der Erde giebt Hr. Pr. Zeune. In den Kameralistischen Wissenschaften lehren Schmalz, Hoffmann, Hermbstädt und Thaer; in der Geschichte Rühs, Niebuhr, Solger, Stein und Bothe; und in den schönen Künsten Pr. Hirt und Dr. Bothe. Im Arabischen, Persischen und in den Semitischen Dialekten ertheilt Pr. Bernstein Unterricht; in den andern philologischen Wissenschaften die Hrn. Wolf, Boeckh, Bothe, Bernstein, Bellermann und Buttmann.

Ver-

Verschiedenes.

Grätz. Seit eilf Jahren hat die Bevölkerung unserer Stadt bedeutend zugenommen; im Jahr 1800 bestand sie nämlich aus 31,219 Seelen Einheimischen, und aus 1040 Fremden; zusammen aus 32,259 Seelen. Im Jahr 1811 aber aus 31,652 Einheimischen und 2360 Fremden. Zusammen aus 34012. Es fand also eine Zunahme der Bevölkerung von 433 Einheimischen, und 1320 Fremden statt. — In demselben Zeitraume wurden auch eilf neue Häuser gebaut, und viele alte erweitert, vergrößert und verschönert.

— —

In Leval in den vogesischen Gebirgen hat ein Müller Namens Gerardet, ein Mann ohne alle wissenschaftliche Vorkenntnisse, sich auf seiner Mühle eine Art von Sternwarte errichtet, und eine Maschine gebaut, welche mit vieler Richtigkeit die Bewegungen der Himmelskörper darstellt.

— —

In Turin war am 16. August ein glänzendes Pferderennen, bey welchem mehr als funfzigtausend Zuschauer waren.

— —

Die Anzahl der Studierenden auf der Universität Heidelberg beträgt im gegenwärtigen Sommerhalbjahr 342, woron 100 Inländer und 242 Ausländer sind; in Freiburg 266, worunter sich 195 Inländer und 71 Ausländer befinden.

— —

Zu Florenz verspürte man am 18 Aug. gegen Morgen einige leichte Erderschütterungen.

Bekanntmachung.

Inhalt der Handlungs-Zeitung im Monat August.

Die Auguststücke der allgemeinen Handlungs-Zeitung haben folgenden Inhalt: Die Fabriken der Stadt Orleans, nebst Addressen; Neue Bücher; die Buchhaltung in Böhmen; Bankerotte; Zurücknahme der Kabinetsbefehle von England; Von der Einrede der Unbrauchbarkeit der gelieferten Kaufmannswaaren; Tabacksaufschlag im Königreich Baiern; Verlegung der Posten von Enzweihingen und Knittlingen; Neue Detailmasse in Frankreich; Krieg zwischen Amerika und England; Kön. Bair. Verordnung, mehrere in der Zollordnung zugestandene Begünstigungen betr.; Oesterreichische Verordnung die Erhöhung des Zolls auf mehrere Waaren betr.; Verfahren des Hrn. Otto, Indigo aus Waid zu machen; Nordamerika und England; Neue Handlungen, Firmen und Gesellschafts-Veränderungen; Schifffahrt; Ueber die italienischen Käsesorten; Tepper, der größte Wechsler in Warschau und Bankerotteur; Kann der letzte Spediteur sich wegen der Spesen an den Empfänger der Waaren halten; Rechtsfall; Einfache Handschrotmühlen; Falsche ¼ Thalerstücke; Ueber den Gehalt der gewöhnlichen Schwefelsäure, an Bley und Arsenik; Verfertigung der Gryerrer Käse; Handel mit der Levante; Kommerzkammer in Danzig; Die Messe zu Beaucaire; Stärkezucker; Ueber die Flußschiffahrt in Böhmen; Schneller und vollkommener Seife zu verfertigen; Erlaubte Einfuhr des Reises in Holland; Pest in Smyrna; Der Hafen von Lindau; Neue Flachsspinnmaschine; Dänische Verordnungen; Jahrmarkt zu Oedenburg; Freygebung des Seifensiedens in Oestreich; Rostock; Grätz; Steigen der Colonialwaaren in Frankreich; Semlin; Doberan; Neue Bücher; Bedingungen in Dänemark reisen zu dürfen; Privilegium auf elastische Papier Steintafeln, und verbotene Einfuhr in Baiern; Ueber den Anbau der Färberröthe in Oestreich; Waareneinfuhr in Cronstadt bis zum 3. Juli; Neue Handlungen, Firmen und Gesellschaftsveränderungen; K. Westphäl. Dekret, die Berechnungsart der Obligationen der öffentlichen Schuld betr.; Dauerhaftigkeit der mit Waidindigo gefärbten Zeuge; Zink zu Geschirren; Waaren Ein- und Ausfuhr aus den Vereinigten Staaten; Handel zwischen der Levante, Italien und Frankreich; Unterschied zwischen englischen Waaren, und engelländischen; Oekonomisches Verfahren rothes Queckstilberoxid zu bereiten, von Brugnatelli; Bankerotte; K. Bairische Verordn. die Louisblancs betr.; die Glasfabrik des Hrn. Mayer auf der Herrschaft Gratzen, in Böhmen; Indigobereitung aus Waid; Ernteberichte; Pest zu Salonichi; Schweiz; Frankreich; Italien; Ungarn; Schweden; Dänemark; Norwegen; Berichten, Produkten und Waarenpreisen von Wien, Frankfurt, Nürnberg, Berlin, Bremen, Hamburg, Amsterdam, Stralsund, Liebau, Danzig, Antwerpen, Rotterdam, Paris, Bordeaux, Gent, Lion, Lille, Marseille, Rouen, Mailand, Triest, Venedig, Reggio, Brescia, Neapel, Genua, Ancona, Ferrara, Valenciennes, Kopenhagen, Leipzig, Bayonne und andern Städten; Geld- und Wechselkurse von den wichtigsten Städten Europas; Frachten von Frankfurt, Wien, Bordeaux, Paris, Mailand, Lille ꝛc.; nebst kleineren verschiedenen Nachrichten und Bekanntmachungen.

Die Handlungs-Zeitung erscheint wöchentlich fünfmal, ist in allen Postämtern eben so oft zu haben, und kann zu jederzeit vom Januar und July bestellt werden.

Handelsberichte werden auf Verlangen ansehnlich honorirt; wir erbitten sie uns nebst Anzeigen, Avertissementen, Firmen, Gesellschafts-Veränderungen, Dienstgesuchen, Verkäufen, und andern Nachrichten, die dem Handelstande bekannt werden sollen, unter der Addresse:

Contor der Handlungs-Zeitung
in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

177. Stück. Sonntag. Am 6. September 1812.

Die Glätscher im hohen Norden.

(Nach dem schwedischen Werke: Valenbergs Bericht über seine im Jahre 1807 auf Veranlassung der königl. schwedischen Akademie der Wissenschaften unternommene Reise zu Höhenmessungen und Luftbeobachtungen in den Gebirgen von Lappland.)

Die Bergkette, die vom baltischen Meere bis an das Eismeer die skandinavische Halbinsel durchschneidet, zieht sich über den nördlichen Polarkreis hinaus, zwischen dem 67sten und 68sten Grad nördlicher Breite durch das öde Land der Samé (Lappländer); einige Zweige desselben gehen von da wieder bis Finnland und Rußland hinauf. An einigen Stellen nähern diese Berge sich dem Meere, so daß die Welle ihren Fuß bespült, und von ihrem Gipfel aus die unermeßliche Fläche des mitternächtlichen Oceans gesehen wird. Lange Zeit hindurch war blos dem unstäten Lappländer, der sein flüchtiges Rennthier hierher führte, und den wilden Vogel in der Wüste jagte, der Anblick dieser Berge in ihrer hohen Majestät vergönnt. Wenige Reisende sahen sie nur ahnend in weiter Ferne; kürzlich näherte sich ihnen Herr von Bruk, ein gelehrter Deutscher, auf seiner Reise nach Norwegen. Niemand aber war bis jetzt vorgedrungen in diese entlegene Freystätte einer großen, prachtvollen Natur; es hatte noch niemand gewagt, nach diesen unter Schnee und Eis von Ewigkeit her verhüllten Gipfeln emporzustreben. Schwer war auch das Unternehmen in mancherley Betracht. Fast überall schwindlicht steile Abhänge, führend über tiefe, schauerliche Klüfte, Seen, reissende Felsengewässer, bodenlosen Sumpf; auch wohl über den Abgrund des Meeres. Da ist kein wegekundiger Führer, keine gastliche Menschenwohnung, keine Hoffnung von Hülfe. Ein schwedischer Reisender, Valenberg, trotzte allen diesen Hindernissen und besiegte sie, gestärkt durch unerschütterlichen Muth, durch unermüdliche Ausdauer. Oft hat er Umwege von mehrern Stunden gemacht, um zu den Gipfeln zu gelangen; oft ist er nicht nur über Schnee und tiefgespaltene Eisflächen gegangen, sondern auch durch Strecken in Sumpf gewatet, wo er in Schlamm und stehende Gewässer zu versinken Gefahr lief. Die Nächte brachte er auf kahlen Felsen zu, ohne Zelt, ohne Obdach; um dem heißen Durste zu genügen, mußte er oft Schnee verschlucken, und dann an den Folgen davon, an Entzündungen und schmerzhafter Mundfäule leiden. — Die Gebirge von Lappland sind 3 bis 5000 Fuß über die Meeresfläche erhoben. Wenn gleich niedriger, als die Schweizergebürge und die Pyrenäen, bieten doch diese polarischen Alpen alle Erscheinungen jener großen Berggruppe des milderen Kontinents, vor Allem aber das große Schauspiel der Glätscher dar. Hier, unter dem starrenden Nordstern, neiget das Reich des ewigen Frostes sich tiefer herunter an die Erdfläche; schon auf einer Höhe von 4000 Fuß über die Meeresfläche beginnt die Schneelinie, die man in den Alpen erst mit 7 bis 8000 Fuß, und in den Pyrenäen nur noch höher erreicht. — Den 14ten Julius erstieg Herr Valenberg den beträchtlichsten der Glätscher, Sulitelma genannt, welches auf Lappländisch der feierliche Berg heißt; denn auf seinem Gipfel dienten vor Zeiten die Lappländer ihrem obersten Gotte. Es ist dieses der weiße Berg der mitternächtlichen Region; er besteht aus einer Reihe von Hügeln, deren Grundfläche mehrere Stunden im Umfang hat; wo er

er am höchsten ist, zählt man 7500 Fuß über die Fläche des Meers. Um diese Höhe zu erklimmen, mußte unser Reisender über Klüfte setzen, die vor kurzem noch Jäger mit Rennthier und Hunden verschlungen hatten. Der Glätscher selbst ist in Pyramiden, in Säulen und langen Spitzen gestaltet. Große Eisseen erfüllen ringsum die Thäler, auf 700 Fuß unter der Schneelinie. Dieses Eismeer umgiebt wieder ein Rand von Erde, gemeinhin der Abfall der Glätscher genannt; er ist sehr hoch, und besteht aus Schlamm, Steinen und größern Erdstücken. Das Eis von Sulitelma ist klar und fast durchsichtig, hart wie Stein, doch minder schwer als das See-Eis. Der Schnee liegt manchmal 100 Schuh tief, und ist so hart, daß keine Spur des menschlichen Fußtritts sich darin eindrückt. Die von den Spitzfelsen und Spalten sich ablösenden Schneemassen rollen bisweilen Stunden weit in das Thal. Glücklicherweise bewegen diese Lavinen sich nur in einer unbelebten Natur; wohin sie auch rollen, sie vernichten nirgends eine Spur lebender Wesen, oder gar menschlichen Obdachs, denn unabsehbar ist ringsum die Wüste, auch keinen Schritt hat hier der Fleiß thätiger Wesen in das einsame Reich der Urschöpfung gethan. — Mit Sulitelma hängt der Eisberg Salajegua zusammen; eine dichte Mauer, 200 Fuß hoch, wie ein ungeheures Fußgestell von Säulen und Spitzpfeilern, das selbst wieder auf Eisgewölben ruhet, deren Lucken großen Abgründen gleichen. Oft begegnen sich hier bewegte Eismassen mit gewaltigem Stoß; es bebt dann der ganze Glätscher, die hohen Säulen und Pyramiden stürzen zusammen mit einem Donner, gleich wie der des Blitzes, wenn er einschlägt. Ein großer Fluß, Lairo, entspringt in diesem Gebirge, und ergießt sich in den See Puski. Der Erdrand, der den Salajegua umgiebt, ist so hoch und mit großen Steinen belastet, daß er gleich einem doppelten und dreyfachen Wall den Glätscher umgiebt, und ihn dergestalt, nächst seinen steilen Abhängen, allen menschlichen Anstrengungen unzugänglich macht.

Auf dem Rückwege gieng Herr Valenberg längs der großen Seen Vastijaur und Virijaur, die über 1700 Fuß über das Meer erhaben sind. Die Ufer dieser Seen sind auf einigen Punkten mit Bäumen und Pflanzen besetzt, welche Haine und grüne Rasenteppiche bilden, sanfte, lachende Scenen, wie sie die rauhen Gebirge von Lappland selten darbieten. — Je nachdem man sich der Schneelinie nähert, wird die schaffende Kraft der Natur immer unsichtbarer, unwirksamer; Menschen, Thiere und Pflanzen erliegen der Strenge des Frostes; 2600 Fuß unter der Linie haben bereits die Tannen aufgehört; kein Vieh, keine Spur von Menschenwohnung ist mehr zu finden; 2000 Fuß unter der Linie ist blos die Birke noch zu sehen; ihre entartete Form aber, ihr dürftiges Grün, bezeugen die Rauheit des Himmels; zugleich verschwindet alles Gewild; in den Seen lebt kein Fisch mehr. Weiter als 800 Fuß unter der Schneelinie wagt selbst der Lappe sich nicht hinauf; da ist auch kein Moos mehr für sein Rennthier. Unter jener Linie selbst stellt alles eine ersterbende Natur, ein Bild des Todes dar. Die härtesten Moose finden auf 1000 bis 2000 Fuß nur noch Schutz und Fortkommen in tiefen Spalten einiger senkrechten Felsen; der Vogel omboriza nivalis ist das einzige lebende Wesen, das hier noch dem Auge erscheint. In dieser 5000 Fuß über das Meer erhobenen Region steigt nie die Wärme über ein Grad des Thermometers von Reaumur. — Sicher werden diese beeisten Gestade nie die Fülle der Naturerzeugnisse, noch ein zahlreiches Volk erblicken; es werden wohl nie Gewerbe und Künste sich hier niederlassen; aber merkwürdig ist dieser Erdstrich in jeder andern Betrachtung. Die Rauheit selbst und die Strenge seiner Lage fesseln den erstaunten Blick, ergreifen und bewegen mächtig die Seele dessen, der ihn betritt. Der Kontrast seiner Erscheinungen mit denen des mittäglichen Landes veranlaßt wichtige Bemerkungen und malerische Vorstellungen. Wenn man so die Natur, mitten im Reiche der Erstarrung mit zahllosen Hindernissen kämpfen, ihre letzten Mittel sammeln, und aus so dürftigem Quell noch Keime von Leben schöpfen und verbreiten sieht, so wird uns die freudige Hoffnung, einst eins ihrer Geheimnisse hier erspähen, ihre ewigen Gesetze erforschen, und ihren erstaunenswürdigen Kombinationen leichter folgen zu können. (W. M.)

Bemerkungen über die Seguinsche Schnellgerberey.

Zu den Verbesserungen der Gerberey und zu der Methode Seguins, welche wir im Neuesten und Nütz-

Nützlichsten der Chemie, Fabrikwissenschaft ꝛc., besonders im 1. 2. 3. 6. 8. 10. und 12ten Band vorgetragen haben, liefern wir noch folgende.

Es ist natürlich, daß Herr Desmond (Gerbereybesitzer in England), der zuerst Seguins Methode in England einführte, sich nicht darauf beschränkte, den von diesem Gelehrten vorgeschriebenen Gang genau zu befolgen; er hat vielmehr darüber eigene neue Versuche gemacht, die vollkommen gelungen sind, und er hat das Vergnügen gehabt, seit einigen Jahren seine Methode in den vorzüglichsten Lohgerbereyen von Warwickshire, Staffordshire und verschiedenen andern benachbarten Grafschaften befolgt zu sehen.

Dort ist man wirklich, ungeachtet der blinden Vorurtheile der alten Schlendrianisten ganz überzeugt, daß die Güte des dadurch bereiteten Leders ohne Vergleich besser ist; und wirklich hat dieses Leder einen größern Werth im Handel, obgleich die Arbeit jetzt nicht mehr so viel Tage erfordert, als die alte Art Monate verlangte: außer dieser Zeitersparniß sind die Arbeiten weniger beschwerlich, und nicht so kostbar, als bey dem ehemaligen Verfahren.

Hr. Desmond bemerkt, daß die Lohgerber im ersten Augenblick vor der Menge Borke oder Lohe, die diese Arbeit zu fordern scheint, erschrecken; allein bey wenig Nachdenken und Erfahrung sieht man bald, daß man, man mag auch auf welche Art man will verfahren, die nämliche Menge Lohe gebraucht wird, um ein Stück Haut von einem Pfunde, oder jedem andern Gewicht, in Leder zu verwandeln; überdieß verliert man durch die neue Methode weit weniger Borke durch den Abgang, als bey der schmutzigen und eckelhaften, der alten Gerbungsart. Es ist überdieß bewiesen, daß man mit Einsicht und Sorgfalt dem Leder einen Zuwachs des Gewichts dadurch geben kann, der das der alten Art um wenigstens 10 Procent übersteigt.

Soll eine Haut hinlängliche Lohe haben, so muß sie davon durchdrungen, und mit der zu ihrer Sättigung nöthigen Menge verbunden seyn; ob sie diese Quantität in einem oder in achtzehn Monaten eingesaugt habe; daß ist für die Güte des Leders, aber nicht für den Beutel des Fabrikanten ganz einerley. Glücklicherweise fängt man, fast in ganz Europa an, einzusehen, daß das alte Verfahren der Lohgerber, und die viele Zeit, die es erfordert, bloß von der Unwissenheit in den Grundsätzen der Arbeit abhieng; man erzeugt also der Industrie einen wesentlichen Dienst, wenn man den Unterricht, den Herr Desmond gegeben hat, bekannt macht. Vorher aber müssen wir einige Nachricht von dem Verfahren des Hrn. Desmond, das ganz neue Handgriffe enthält, mittheilen.

a) Unterricht in der Lohgerberey.

Die Zubereitung der Häute zu Leder, welcher man den Namen Lohgerberey gegeben hat, ist nichts anders, als das Mittel, die Häute mit dem aus der Lohe erhaltenen gerbenden Princip zu tränken und zu sättigen, um ihnen Stärke und Haltsamkeit zu geben, indem man die ihnen zu dem gewöhnlichen Gebrauch nöthige Biegsamkeit ertheilt, und sie für das Wasser unauflösbar und unverderblich macht.

Dieses Verfahren beruhet darauf: 1) durch ein eben so einfaches als sicheres Mittel die Substanzen, die das gerbende Princip enthalten, zu bestimmen; 2) es aus diesen Substanzen zu scheiden und von jedem andern, welches seine Wirkung verhindert oder ihr entgegen wirken könnte, zu trennen, und ihm dann den zur Gerberey nöthigen Grad von Stärke zu geben; 3) die Häute so zu bereiten, daß sie dieses Princip gänzlich in ihr Gewebe aufnehmen; und 4) sie in einer zehmal kürzern Zeit, als man gewöhnlich zum Gerben derselben braucht, damit zu tränken und zu sättigen. Alle diese Arbeiten geschehen auf folgende Art:

Man bereitet fünf Kübel, Bottiche oder Behälter, von einer der Anstalt angemessenen Größe; in jedes derselben macht man eine Oeffnung am Boden. Diese Kübel stellt man, eins an das andere, auf ein hölzernes Gerüste, das hoch genug ist, um Gefäße mit einem löcherichten Deckel, die zum Aufnehmen der farbigen Lauge oder der Gerbebrühe bestimmt sind, darunter setzen zu können.

Man füllt diese Kübel mit Eichenrinde oder Eichenborke, die grob gemahlen ist, an, gießt Wasser in das erste, läßt es einige Zeit ruhen, zieht den Spunt aus dem Gefäß, und zieht so die Flüssigkeit davon ab; dieser Extrakt wird auf die Lohe des zweyten Kübels gegossen, und aus diesem auf die nämliche Art abgezogen; dann auf das dritte und so fort, bis er von dem fünften abgelaufen ist; dann ist die Flüssigkeit stark gefärbt und zeigt 6 bis

8 Grad Gehalt an der Salzspindel. Man braucht sie zum Gerben der stärksten Häute; aus Mangel eines schicklichern Namens nennt Herr Desmond die Auflösung Gerberlauge oder Gerberbrühe.

Folgende besondere Eigenschaft dieser Lauge verdient Aufmerksamkeit. Wenn man nämlich eine kleine Partie von ihr in ein Glas schüttet; und einige Tropfen von einer Auflösung thierischen Leims hineinfallen läßt, so wird sie trübe, und es entsteht ein weißer Niederschlag auf dem Boden des Glases: dieß ist ein sicheres Zeichen, daß sie das gerbende Princip reichlich enthält. Wirklich kann, da der Leim von eben der Natur wie die der Häute ist, die Substanz, die sich mit dem ersten vereinigt, nicht anders, als sich mit dem letztern verbinden. Man bereitet jenen Probe-Liquor, wenn man etwas guten Tischlerleim in warmen Wasser auflöst.

Eben so erkennt man das Daseyn des gerbenden Princips, in verschiedenen andern Arten von Holzrinden, dadurch.

Bey der Zubereitung der Gerberbrühe wird man bemerken, daß die letzte, welche aus dem ersten Kübel läuft, ihre Farbe verliert; probiert man ein Glas davon mit Leim, so wird sie nicht trübe, sondern bleibt hell: das beweist, daß sie kein gerbendes Princip mehr enthält: schüttet man aber einige Tropfen einer Eisenvitriolölauflösung hinein, so wird sie sogleich schwarz und dick. Man muß sich hüten, diese letztere Lauge in die Kübel zu schütten; man bewahrt sie lieber besonders auf, um sie bey dem Abnehmen der Haare zu benutzen, welche Arbeit wir besonders beschreiben werden. Herr Desmond nennt diese Auflösung in der Kunstsprache Galluslauge, wegen der darin enthaltenen Menge Gallussäure.

Es ist gut, sich den Vitriol, dessen man sich zur letzten Probe bedient, selbst zuzubereiten, wenigstens wenn man der Arbeit der Fabrikanten, die ihn verfertigen, nicht gewiß ist. Man wird ihn erhalten, wenn man Eisenfeilspäne in concentrirter Schwefelsäure oder Vitriolöl, das mit 5 Theilen Wasser verdünnt ist, auflösen läßt, und die reinsten Krystallen sorgfältig davon trennt.

Dieser zweyte Liquor dient, um das Daseyn der Gallussäure dadurch zu entdecken. Kalkwasser würde den nämlichen Dienst leisten, indem es einen grauen Niederschlag darin erzeugt. Sobald die Galluslauge durch die Vitriolauflösung etwas angegriffen wird, so ist es unnütz, mehr Wasser auf die Lohe des ersten Kübels zu schütten, oder die Lauge, welche noch heraus fließen könnte, abzuziehen, weil sie dann von dem gerbenden Princip und der Gallussäure nichts mehr enthält.

Man nimmt daher diese ausgezogene Rinde hinweg, thut sie bey Seite, und ersetzt sie durch frische.

Wir müssen noch eine wesentliche Bemerkung machen, nämlich, daß die Gerbebrühe, wenn sie durch alle Kübel gelaufen ist, zuletzt schwächer wird: man muß also Sorge tragen, alle Lauge, welche auf der Salzspindel sechs bis acht Grad zeigt, allein zu verwahren. Sobald die abgelaufene Flüssigkeit weniger Grade zeigt, gießt man sie auf frische Rinde, die man in den ersten ausgelaugten Kübel thut; dann schüttet man das reine Wasser sogleich in den zweyten Kübel, und die auf den ersten gegossene Lauge wird nun durch diesen einzigen Ueberguß die nöthige Stärke von 6 bis 8 Grad erlangt haben, um mit der schon fertigen vereinigt werden zu können.

Durch dieses Verfahren wird nach und nach die Lohe in allen fünf Kübeln erneuert werden. Wir müssen die Arbeiter noch einmal erinnern, die Gerbebrühe oder Gerbelauge sorgfältig von der Galluslauge oder Gallusbrühe zu scheiden.

Die Zahl dieser Uebergüsse, und die Art sie zu bereiten, kann nach Gefallen verändert werden. Der wesentliche Punkt ist dabey, es so lange zu wiederholen, bis die Flüssigkeit den nach der Salzspindel nöthigen, der Geschwindigkeit, mit welcher man die Arbeit verrichten will, und der Dicke der Häute, die man gerben will, angemessenen Grad von Stärke erhalten hat. Erfahrung wird bald die richtigsten Proportionen in den geringsten Kleinigkeiten verschaffen.

Weil nicht alle Arten von Lohe einerley Güte haben, so tritt oft der Fall ein, daß man von 6 bis 7 Uebergüssen keine Lauge von 7 bis 8 Grad erhalten wird; dann muß man, wenn eine große Menge derselben nöthig ist, die Zahl der Kübel vermehren, und übrigens nach der vorgeschriebenen Art verfahren; braucht man im Gegentheil eine schwächere Lauge, so werden 2 oder 3 Kübel und eben so viel Uebergüsse hinreichend seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der

Verkündiger.

178. Stück. Dienstag. Am 8. September 1812.

Preisfragen der gelehrten Gesellschaften des französischen Reichs, auf das J. 1813.

Die hier folgenden gelehrten Gesellschaften des französischen Reichs haben auf 1813 nachstehende Preisfragen ausgesetzt.

1. Die Klasse der mathematischen und physikalischen Wissenschaften des Institut de France will im Januar 1813 einen Preis von 3000 Franken der besten Abhandlung über folgende Preisaufgabe zuerkennen:

Man verlangt bestimmte Angaben der specifischen Wärme der Gasarten, insbesondere des Oxygens, des Hydrogens, des Azote und einiger zusammengesetzter Gase, verglichen mit der specifischen Wärme des Wassers; und ferner eine wenigstens annähernde Angabe des Unterschiedes der spezifischen Wärme, welche durch die Ausdehnung jener Gasarten hervorgebracht wird. Die Preisbewerber sind eingeladen, die vorzüglichsten Folgerungen anzugeben, die aus diesen neuen Bestimmungen auf die Lehrsätze der Physik hervorgehen.

Die gleiche Klasse wird einen gleichen Preis, ebenfalls im Januar 1813, der besten Beantwortung folgender Aufgabe ertheilen:

Man verlangt zu wissen, ob ein Kreislauf der Säfte bey den unter den Benennungen Asterias, Echinus, Holothurios, oder Meersterne, Meerigel und Meerpriape bekannten Thiergattungen statt finde, und wann sich dies also verhält, so sollen die Organe und die Verhältnisse desselben beschrieben werden.

Die nämliche Klasse bestimmt einen ausserordentlichen Preis von 3000 Fr. der bis zum 1 Oktober 1813 einzusendenden besten Darstellung der mathematischen Theorie der Schwingungen elastischer Oberflächen und ihrer Vergleichung mit den Versuchen Chladni's u. a.

Die von Hrn. Lalande gestiftete goldene Medaille für die in oder ausser Frankreich im Laufe des Jahrs gemachte wichtigste und den Fortschritten der Wissenschaft nützlichste astronomische Entdeckung soll in der Januarsitzung zuerkannt werden.

Bis zum 1. Oktober 1813 werden von eben dieser Klasse die Beantwortungen der folgenden Frage, auf deren Lösung ein Preis von 3000 Fr. gesetzt ist, angenommen: Die Verbreitungsweise der Elektrizität auf der Oberfläche elektrischer Körper soll berechnet und durch Versuche bestätigt werden, und zwar in dem gedoppelten Fall, wo jene Körper entweder isolirt oder einander angenähert sind.

Die Klasse der französischen Sprache und Literatur des Instituts setzt einen Preis von 1500 Fr. auf die beste Abhandlung über die Vortheile und Nachtheile der gelehrten Kritik (de la critique littéraire).

Die Klasse der Geschichte und der alten Literatur endlich setzt einen ähnlichen Preis auf die genugthuende Beantwortung der Frage: In welchem Zustande befand sich die französische Poesie im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert? Welche Dichtungsarten wurden damals am meisten kultivirt?

Und einen fernern auf die Frage: Was ergibt sich aus den alten Schriftstellern sowohl als Denkmälern für die Geschichte der Stiftung von Griechenlands Kolonien; sowohl derer, die, von einigen griechischen Städten ausgehend, im Lande selbst errichtet wurden, als derjenigen, die ins Ausland versetzt wurden? Man verlangt genaue Angabe der

Zeit und Umstände ihrer Errichtung; die Angabe ihrer Erneuerungen und Vergrößerungen durch spätere wiederholte Auswanderungen, so wie Nachrichten über die Kolonien der Kolonien. Würde Rom für eine griechische Kolonie angesehen, so soll jedoch von seinen Kolonien die Rede nicht seyn.

2. Die zweyte Teylerische Gesellschaft setzt einen Preis von 400 holländischen Gulden auf die gelungenste Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Zeichnungs- und Malerkunst in den vormals vereinten Staaten von Holland, die mit einer beurtheilenden Aufzählung und Beschreibung der besten Arbeiten und Werke der lebenden Zeichner und Maler begleitet seyn soll.

3. Die im Haag zur Vertheidigung der christlichen Religion gegen ihre jetzigen Gegner errichtete Gesellschaft will im J. 1813 dem besten ihr eingesandten Begriff des christlichen Glaubens und der Moral, insofern diese aus den Briefen des Apostels Johannes hergeleitet werden kann, einen Preis zuerkennen.

Gleichzeitig wird sie die besten Beantwortungen der zwey nachfolgenden Fragen krönen:

Gibt es allgemeine und bestimmte Gründe der wahren Philosophie, die uns verpflichten müssen, solche unmittelbare und übernatürliche Einmischungen der Vorsehung zu bezweifeln, wie sie nach der buchstäblichen Erklärung der h. Schrift in frühern Jahrhunderten statt fanden?

Muß man bey Erklärung der h. Schrift im Allgemeinen auf eben die Art und Weise verfahren, wie bey andern Schriftstellern? und hat man nichts destoweniger noch besondere Regeln dabey zu beobachten?

Auf unbestimmte Zeit giebt sie die Aufgabe: den Beweis zu leisten, daß die Anordnungen des mosaischen Gottesdienstes nach dem Gesetzbuche, welches dem Moses zugeschrieben wird, bereits von seiner Zeit an in Gebrauch gekommen seyen.

4. Die Aufmunterungsgesellschaft der Nationalindustrie in Paris will im Juli 1813 einen Preis von 2000 Fr. demjenigen zuerkennen, der die vortheilhaftesten Mittel angiebt, um den Torf unter dem Wasser zu gewinnen, sey es durch Vervollkommnung der schon bekannten, sey es durch die Erfindung einer neuen zweckdienlichen Maschine.

Sie setzt einen Preis von 3000 Fr. auf die Anwendung des geschmolzenen Eisens für die Fabrikation verschiedener gewöhnlich aus Kupfer oder geschmiedetem Eisen verfertigter Arbeiten und Werkzeuge.

Zugleich überträgt sie auf das kommende Jahr folgende, zum Theil schon im vergangenen Jahrgange des Verkündigers S. 1029 angegebene Preisfragen: Für das Kartätschen und Spinnen des Abgangs der Seide 1500 Fr. Dann 1000 Fr. für das Walken ohne Merkurialsalze; 1200 Fr. für ein schnelles und ökonomisches Verfahren Binsen und andere Wasserpflanzen aus eben ausgetrockneten Morästen auszureissen; 1000 Fr. für die Verfertigung metallener Gefäße die mit einem ökonomischen Lack bekleidet sind; 1200 Fr. für die vergleichende Cultur mehrerer Oelgewächse; 2000 Fr. für die Bereitung eines Syrups aus Honig; und 500 Fr. für die Cultur und das Okuliren der Wallnußbäume.

5. Die Gesellschaft des Ackerbaues und der Botanik in Gent setzt einen Preis für den Blumisten aus, der einen blühenden Stock der Paeonia officinalis, bey der Blumenausstellung, welche sie im Januar 1813 veranstaltet, vorzeigen wird.

6. Die Akademie von Marseille wird auf Ostern 1813 die beste Denkschrift auf Adam de Craponne, dem das Departement der Rhone-Mündungen den Kanal dieses Namens verdankt, mit 300 Fr. belohnen.

Sie setzt auf eben diese Zeit einen gleichen Preis auf die Angabe der besten Mittel für die Akklimatisirung ausländischer Pflanzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bemerkungen über die Seguinsche Schnellgerberey. (Fortsetzung.)

Der Arbeiter, der die Zubereitung dieser Lauge besorgt, muß immer eine Leim- und eine Vitriolauflösung vorräthig haben, um Versuche machen zu können, er muß sich auch mit einigen gläsernen oder metallenen Salzspindeln oder Wasserwagen versehen.

b) Gerberey der Ochsen-, Küh- und anderer Häute.

1) Vom

1) Vom Waschen und Entfleischen.

Diese Arbeit, welche bestimmt ist die Häute zu reinigen, und ihnen das Fett, die Lymphe und die fleischigten Theile zu nehmen, geschieht auf die gewöhnliche Art; um die Häute zu waschen, zieht man fließendes Wasser vor.

2) Bey der Arbeit des Enthaarens gehet aber Herr Desmond von der gewöhnlichen Weise ab, und dieser Theil seines Verfahrens erfordert die größte Aufmerksamkeit. Er legt die Häute zwey oder drey Tage in einen, mit der Galluslauge, zu welcher er noch Vitriolöl, nämlich concentrirte Schwefelsäure von 66 Grad (von 1,800 spec. Dichtigkeit), in der Proportion wie 1 zu 1000, das heißt, ein Theil Vitriolöl auf tausend Theile Galluslauge zugesetzt hat, angefüllten Kübel oder Grube. Während dieses Einweichens geht das Haar leicht von den Häuten ab. Nun zieht man sie aus der Grube, bringt sie auf den Schabebock, wo man mit einem runden Schabeisen die Haare ganz abnimmt.

3) Das Aufschwellen.

Wenn man glaubt die Häute aufschwellen zu müssen, was sich bey dem Verfahren des Herrn Desmond fast nie zuträgt, so legt man sie 6 bis 12 Stunden lang in ein durch einen Zusatz von $\frac{1}{100}$ Theil seines Gewichts Vitriolöl, von der schon gemeldeten Stärke geäußertem Wasser angefüllten Kübel oder Grube. Dieses wird völlig zum Aufschwellen hinreichen.

4) Das Waschen.

Nach diesen Arbeiten wäscht man die Häute verschiedenemal in fließendem Wasser; reinigt sie auf der Fleischseite gänzlich mit dem Schabeeisen, und jetzt sind sie zum Gerben bereit.

5) Das Gerben selbst.

Der letzte Theil dieses Verfahrens ist das eigentliche Gerben. Die beste Verfahrungsart ist, die Häute nach und nach mit der Gerberbrühe zu sättigen. Zu diesem Zweck fängt man an, sie erst einige Stunden in eine schwache Lauge von zwey bis drey Grad zu legen. Diese Lauge erhält man durch die Flüssigkeit, die vom zweyten Kübel abläuft; oder man bedient sich einer schon durch Waschen geschwächten Lauge, hernach legt man die Häute in die Gerbebrühe, und in wenig Tagen haben sie den nämlichen Grad von Sättigung erlangt, den die Flüssigkeit, in der sie liegen, besitzt. Da nun die Stärke der Lauge beträchtlich vermindert ist, so muß man sie erneuern. Sobald die Häute vollkommen gesättigt, das heißt, gänzlich gegerbt sind, welches man durch das Ansehen eines Stückchen Leders, das man am Rande abschneidet, erkennt, so nimmt man das Leder heraus, läßt es ablaufen, und trägt es auf den Boden, um es im Schatten zu trocknen.

Die Gerberey der Kalb-, Ziegen- und dergleichen schwächerer Felle.

1) Man nimmt das Fleisch ab, und wäscht sie wie die Ochsenhäute im fließenden Wasser.

2) Hernach legt man sie in Kalkmilch (oder den sogenannten Kalkäscher); thut aber mehr Kalk in die Grube, als das Wasser aufgelöst erhalten kann. Der überflüssige Kalk wird dann zu Boden fallen, und die Stärke des Wassers nach Maßgabe seiner Schwächung ersetzen, deßwegen rührt man ihn einigemal des Tages um.

3) Zwey oder drey Tage nach diesem Einweichen nimmt man die Felle heraus (das Haar ist nun zum Abnehmen bereit, und man löst es jetzt auf die gewöhnliche Art ab); nun wäscht man sie, und drückt sie mit dem Schabeisen auf der Fleischseite wohl aus, bis daß das herablaufende Wasser ganz klar ist, und die Felle von allem Kalke befreyt sind.

4) Man legt sie dann in eine schwache Gerbebrühe, in der sie einige Stunden bleiben, hernach legt man sie in die stärkere Lauge, in welcher man sie einige Tage liegen läßt. Man muß sich bemühen diese letztere Lauge etwas schwächer zu machen, als die zu den Ochsenhäuten.

Man bedient sich bey diesen schwachen Häuten des Kalks lieber als der Mischung von Galluslauge und Vitriolöl; weil die Säure immer die Häute mehr oder weniger aufschwellt, und weil es leichter ist, wenn sie schwächer sind, den Kalk durch Waschen, und das Pressen im Wasser, herauszuziehen, als wenn die Häute dicke sind. Sie würden wirklich hart werden und Risse bekommen, wenn man sie vor dem Gerben nicht gänzlich vom Kalk reinigte.

Unter den verschiedenen Arten die Häute bey diesen Arbeiten einzutauchen, ist die, sie auf hölzerne Querstangen in einer vertikalen Lage aufzuhängen,

Der

Verkündiger.

179. Stück. Mittwoche. Am 9. September 1812.

Preisfragen der gelehrten Gesellschaften des französischen Reichs, auf das J. 1813.

(Beschluß.)

7. Die Gesellschaft der Wissenschaften und der Agrikultur vom Tarn- und Garonne-Departement zu Montauban bestimmt eine goldene Medaille für die Beschreibung und Analyse der verschiedenen Gattungen des Bodens und Erdreichs im Tarn- und Garonne-Departement.

Sie wiederholt zum letztenmal die ungelöset gebliebene Aufgabe einer umständlichen Geschichte der Insekten, die den Bäumen schädlich sind, welche das Bauholz liefern, und der Angabe einfacher Mittel, ihren Schaden abzuwenden.

Sie setzt einen dritten auch wiederholten Preis auf die Angabe der zweckmäßigsten Schlägeeintheilung der Felder im Tarn- und Garonne-Departement je nach der Verschiedenheit des Bodens.

8. Die Akademie der Wissenschaften und Künste zu Toulon setzt einen Preis von 300 Fr. auf die bis zum 1. März 1813 einzusendende beste Monographie des Skorbuts.

9. Die Akademie des Gard-Departements wird eine goldene Medaille von 100 Grammes der besten Abhandlung über die Verhältnisse und Vortheile der großen Jahrmärkte oder Messen in Hinsicht auf Civilisation, öffentlichen Kredit, Landbau, Handel und Industrie, ertheilen.

Sie gibt die Entdeckung der Buchdruckerkunst als den Stoff eines Gedichts auf, das gleichmäßig belohnt werden soll.

10. Die Gesellschaft der Liebhaber der Wissenschaften und Künste zu Lille wird den Landwirth, der sich um die Kultur der Waldpflanze in einer Gemeinde des Norddepartements, wo solche bis dahin unbekannt war, am meisten verdient gemacht hat, mit einer goldenen Medaille belohnen.

Die beste Antwort auf die Frage: Wie können zur Bereitung des Stärkemehls (amidon) andere als die zur Nahrung des Menschen und der Thiere dienlichen Substanzen am zweckmäßigsten verwandt werden? will sie mit einer goldenen Medaille von 200 Fr. belohnen.

11. Die Agrikulturgesellschaft des Marne-Departements zu Chalons fragt: Welches ist die Ursache derjenigen Krankheit des Weinstocks, die unter dem Namen Graisse bekannt ist? Welches sind die Vorbeugungs- und welches die Heilmittel derselben?

12. Die Gesellschaft der Landwirthschaft, der Wissenschaften und Künste zu Evreux, im Eure-Departement, bestimmt auf den August 1813 dreyfache Preise (den ersten von 600 Fr. nebst einem spanischen Widder) für die drey Landwirthe, welche das Brachfeld, im Umfange von fünfzehn Morgen Landes, am besten benutzt haben.

13. Die medicinische Gesellschaft in Bordeaux wird einen Preis von 600 Fr. dem Verfasser der besten Schrift zuerkennen: über die Verbesserungen, deren die Stadt Bordeaux mit Hinsicht auf die Gesundheit ihrer Einwohner fähig ist.

14. Die Gesellschaft der Wissenschaften und Künste zu Bordeaux setzt einen Preis von 300 Fr. auf die Beantwortung der Frage: Welches war der Zustand von Bordeaux zur Zeit, da die Römer diese Stadt eroberten?

Sie setzt einen gleichen Preis auf die beste Abhandlung über die Mergelgruben, deren Auffindung,

dung, Benutzung und Gebrauch im Gironde-Departement.

Und einen dritten auf die Beantwortung der Frage: Ob die zwischen der Adour und der Garonne gelegenen Steppen, ganz oder theilweise, fähig sind, in künstliche Wiesen umgeschaffen zu werden?

15. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften, der Agrikultur und der Künste zu Aix, im Departement der Rhonemündungen, will im May 1813 mit 600 Fr. die beste Beantwortung der Frage belohnen: Welches ist der Einfluß, den die provençalische Sprache und Literatur auf die französische und italienische Literatur und Sprachen hatte?

16. Die Agrikulturgesellschaft des Seine-Departements in Paris will im J. 1813 folgende Preise austheilen:

Für landwirthschaftliche Musterbücher 600 Fr.

Für hydraulische Maschinen zum Behuf der Landwirthschaft und ökonomischer Künste, erster Preis 3000, zweiter 2000, dritter 1000 Fr.

Für den Anbau verbessernder Pflanzen und Wurzeln in Brachfeldern.

17. Die Aufmunterungsgesellschaft der schönen Künste in Brüssel wird im J. 1813 eine goldene Medaille von 800 Fr., zwey von 600, eine von 300 Fr., und endlich eine Ehrenmedaille den vorzüglichsten Konkursstücken folgender fünf Kunstaufgaben zuerkennen: Geschichtmalerey: das Zusammentreffen des Aeneas und der Venus,

— Ipse uno graditur comitatus Achate,
Bina manu lato crispans hostilia ferro.
Cui mater media sese tulit obvia silva,
Virginis os habitumque gerens, et virginis arma
Spartanae etc.

Ein Genre-Stück, dessen Auswahl dem Künstler überlassen bleibt: Bildhauerey: Die Gruppe des Herkules und der Omphale; Landschaftmalerey: Ein Windstoß bey Sonnenuntergang im Monat May; Baukunst: Ein Palast der Künste, isolirt stehend, 83 Meter lang und 75 tief.

18. Die Akademie der Wissenschaften und Künste in Dijon will mit 500 Fr. die beste Beantwortung der Frage belohnen: Sind die Urtheile der Nachkommen aufgeklärter und billiger als jene der Zeitgenossen?

Einen gleichen Preis setzt sie auf die beste Abhandlung über die Natur, Verhältnisse und Vorzüge der verschiedenen Arten des Brennholzes, die in den vormaligen Provinzen Burgund, Lothringen und Franche-Comté gebraucht werden.

Endlich will sie die beste Dichterarbeit (pieco de poesie), die ihr überreicht wird, mit 200 Fr. belohnen.

19. Die Nacheiferungsgesellschaft von Cambrai will auf den 1. Juli 1813 mit goldenen Medaillen die Lösung folgender Aufgaben belohnen:

Wie läßt sich in gemischtem Pflanzlande das Verhältniß der Kiesel-, Kalk- und Sanderde zu einander, auf einem einfachern und leichtern Wege, als auf demjenigen der chemischen Analyse, angeben?

Man verlangt eine historische Notiz über Jean de Montluc-Balagny, Marschall von Frankreich und Fürsten von Cambrai, und zugleich über seine zwey Gattinnen Renée de Clermont und Diane d'Estrées.

Am 1. Januar 1814 werden die Lösungen folgender Aufgaben gleichmäßig belohnt werden:

Welches war der Einfluß der Regierung Philipps II., Königs von Spanien, in Hinsicht auf Landwirthschaft, Handlung und Künste in den Niederlanden, und zunächst im Kämerichschen (Cambrésis)?

Wie können die der Menschheit überhaupt, insbesondere aber der Landwirthschaft und den mechanischen Künsten nützlichen und wichtigen Entdeckungen am leichtesten und wirksamsten und auf die schnellste Weise verbreitet werden?

20. Die Agrikulturgesellschaft des Herault Departements zu Montpellier will im J. 1813 zwey Preise, jeden von 500 Fr., den einen der besten Abhandlung über die Kultur des europäischen Indigo, den andern der befriedigendsten Lösung der Frage zuertheilen: Sind die seit einigen und zwanzig Jahren in die Weinberge des Departements aufgenommenen fremden, unter den Benennungen Spart, Aramon, Carignan, Alicante und Mourastel bekannten Traubenarten für das Klima allzuzärtlich und darum von minder sicherm Ertrag, und zeigt die Erfahrung hierin zwischen diesen verschiedenen Arten einen Unterschied?

21. Die Akademie DES JEUX FLORAUX zu

Toll-

Toulouse wird am jährlichen Blumenfeste im Frühling 1813 für die besten ihr eingesandten Oden, Elegien, Hymnen u. s. w. zehn Preise vertheilen; nämlich zwey goldene Tausendschön, drey silberne Rosen, drey Veilchen, eine Ringelblume und eine Lilie, diese alle von Silber.

22. Die Nacheiferungsgesellschaft in Rouen will mit ihrem akademischen Preise die beste Beantwortung der Frage belohnen: Welchen Einfluß hatte der große Corneille auf die französische Literatur und auf den Nationalkarakter?

23. Die Aufmunterungsgesellschaft der schönen Künste in Antwerpen wird im J. 1813 fünf Preise von 800, 600, 500, 600 und 300 Fr. in folgender Ordnung den besten Konkursstücken nachstehender Kunstaufgaben zuertheilen: Geschichtmalerey: Aeneas rüstet sich, seinen Vater Anchises mit den Hausgöttern auf die Schultern zu heben:

latos humeros subjectaque colla
Veste super, fulvique insternor pelle leonis;
Succedoque oneri.

Landschaftmalerey: Ein schöner Septembertag zwischen Mittag und Sonnenuntergang; ein Genre-Stück, dessen Auswahl dem Künstler überlassen bleibt, Bildhauerey: Psyche, verlassen auf dem Felsen; Baukunst: Ein Ablagerungs- und Douanegebäude mit den dazu gehörigen Bureaux und sonstigen Einrichtungen.

24. Die Gesellschaft des Ackerbaus, der Wissenschaften und Künste des Departements de la haute Vienne wird mit goldenen Medaillen die besten Beantwortungen folgender Preisaufgaben belohnen:

Man verlangt zu wissen, ob die periodischen Auswanderungen, welche vom Frühling bis zum Spätjahr von einer großen Zahl Handwerker und Arbeiter dieses Departement vorgenommen werden, diesem letztern in Hinsicht auf Bevölkerung, Sitten, Ackerbau und Künste vortheilhaft oder nachtheilig sind? Es soll das Geschichtliche dieser Auswanderung und ihre Ursachen dargestellt und untersucht, und im Fall jene Auswanderung für nachtheilig geachtet würde, so sollen auch die Mittel angegeben werden, durch die sie für die Zukunft zu verhindern seyn möchte.

Die Gesellschaft wünscht eine Lobschrift auf Hrn. Turgot, die sich jedoch nur auf sein Verdienst als Intendant du Limousin beschränken soll.

Die poetische Aufgabe endlich ist das Gemälde der französischen Industrie in Hinsicht auf den Ersatz der Kolonialerzeugnisse.

25. Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Orleans setzt einen Preis von 300 Fr auf die beste Beantwortung der Frage: Wie sind die besten künstlichen Wiesen in der Landschaft Sologne am zweckmäßigsten zu erzielen und zu vermehren, und welche Pflanzen sind dazu die vorzüglichsten?

26. Die Gesellschaft der Freunde des Handels und der Künste in Paris theilt acht Prämien, jede von 200 Fr., an junge Weber in aller Art Seidenstoffen und verwandten Arbeiten, welche nach vollendeter Lehrzeit von einem eigenen Jury als die geschicktesten Arbeiter werden anerkannt worden seyn.

27. Die freye Gesellschaft der Pharmacie in Paris wird im April 1813 einen vom Minister der Manufakturen und des Handels ihr zugestellten Preis von 600 Fr. demjenigen zuerkennen, der über die Bereitung des Traubensyrups ihr die mit Proben begleitete beste Anleitung eingereicht haben wird. Sie hat dafür ein umständliches Programm erlassen.

28. Die Gesellschaft der Wissenschaften, der Künste und des Ackerbaus in Nancy setzt einen Preis von 300 Fr. auf die beste historische Denkschrift des gelehrten Benediktiners Dom Calmet.

Bemerkungen über die Seguinsche Schnellgerberey. (Beschluß.)

Diese Bemerkungen beziehen sich vorzüglich auf neue Einrichtungen, wo man die Kübel in der bequemsten Stellung anbringen muß; dagegen in alten Gerbereyen, wo man einige Gruben benutzen will, kann man solche, indem man ihnen die gehörige Tiefe giebt, als Kübel brauchen. Man braucht, um die nöthige Menge Lauge zu erhalten, und die Lohe völlig auszuziehen, wenigstens zwölf Gruben; ihre Tiefe darf sich niemals über drey Fuß erstrecken, damit der Druck einer zu hohen Lohsäule das Wasser nicht hindere, alle Theile gleich auszulau-

gen,

gen, und diese Lohe, wenn sie sich durch die Schwere ballt (ein Fall, der oft eintritt), die Lauge nicht am Ablaufen hindere.

Man muß niemals mehr Wasser aufgießen, als nöthig ist, die Lohe zu bedecken. So muß man auch der Pumpe nicht mehr Raum geben, als durchaus nöthig ist, um sie abhängig auf den Grund zu stellen, damit die Flüssigkeit hineintreten könne. Es ist beynahe unnöthig hinzuzusetzen, daß man im Fall einer Einrichtung mit alten Gruben Sorge tragen müsse, sie vor Regen und Schnee, welche die Stärke der Lauge vermindern würden, zu sichern, es würde sogar gut seyn, sie vor dem Frost, der die ganze Arbeit aufhält, zu schützen. Fünf oder sechs Tage sind gewöhnlich zum Eintauchen der Häute in die Gerbekübel hinreichend. In dieser Epoche werden sie so weit gesättigt seyn, daß sie mit der Lauge im Gleichgewicht stehen, das heißt, sie werden alle die Stärke, die ihnen diese geben kann, erlangt haben. Nun legt man die Häute in eine andere mit stärkerer Lauge angefüllte Grube, in der man sie noch 5 bis 6 Tage läßt. Ist das Wetter gut, und die Lauge stark genug, so werden drey oder vier Eintauchungen, jede von fünf oder sechs Tagen, hinreichend seyn, sie vollkommen zu gerben.

Eben diese Häute würden nach der alten Art achtzehn bis zwanzig Monate erfordert haben. Man würde, wenn man sie länger in der nämlichen Flüssigkeit liegen ließe, nichts gewinnen; eben so unnütz ist es bey der Zubereitung der Uebergüsse, das Wasser länger als zwey Stunden auf der nämlichen Lohe stehen zu lassen; denn nicht die Länge des Bleibens auf der Lohe, sondern die Zahl der Uebergüsse, ist es, die das gerbende Princip hinwegnimmt.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß sich die stärkste und gesättigste Lauge immer auf den Grund des großen Behälters, in welchem man sie alle gesammelt hat, senkt, man muß sie also oft umrühren, damit man die Flüssigkeit immer von gleicher Stärke bekomme.

Die Anwendung der Leimauflösung muß nicht vernachlässigt werden. Seitdem man die Erfahrung gemacht hat, daß der Leim die Gegenwart des gerbenden Princips in Uebergüssen von verschiedenen Rinden oder Loharten entdeckt, hat man viele gefunden, welche die Eichenrinde vollkommen ersetzen, und nach dem Maaß, daß ihr Gebrauch allgemeiner werden wird, wird der hohe Preis dieser Materie fallen müssen. Man hat schon entdeckt, daß die Weide, die Esche, der Haselnußstrauch, der Kastanienbaum, die Pappel, der Kirschbaum, die Birke, der wilde Feigenbaum, der Pflaumenbaum, die Buche und der Hollunder, mehr oder weniger gerbendes Princip enthalten.

In den Gerbereyen, wo man nicht genug Flußwasser hat, um die Häute darin einweichen oder waschen zu können, um ihnen den Kalk zu benehmen, kann man die englische Art anwenden, welche darin besteht, sie durch eine Auflösung von Federviehmist, oder jede andere alkalische Substanz davon zu reinigen; aber man muß genau darauf sehen, sie niemals mit Häuten, welchen durch Vitriolöl oder Galluslauge die Haare genommen worden sind, in die nämliche Flüssigkeit zu bringen. Der Gebrauch dieser Säure ist nicht unumgänglich nöthig, um die Zeit zu verkürzen, oder vortrefflicheres Leder hervorzubringen; aber man empfiehlt ihn, als vorzüglich vor der alten Art, die Haare abzunehmen, weil die so behandelten Leder beträchtlich schwerer werden.

Auch die Salzspindel muß, um die relative Stärke jeder Art Lohe, die man benutzen will, zu entscheiden, immer gebraucht werden. Es wird hinreichend seyn, zu verschiedenen malen kleine Portionen Wasser überzugießen, und wenn man jede Art auf die nämliche Weise behandelt, so wird die Salzspindel ganz sicher die relative Stärke bestimmen.

Bekanntmachung.

Verwalterstelle gesucht.

Ein junger Mann aus den mittlern Rheingegenden, 25 Jahre alt, der sich bisher der Handlung gewidmet hat, sucht eine Stelle als Verwalter eines Guts, er spricht und schreibt fertig französisch und deutsch und könnte auch einige tausend Gulden Cautien stellen; wegen seines moralischen Verhaltens und seiner Kenntnisse kann er jede zu wünschende Ueberzeugung verschaffen. Man wende sich mit O. D. C. H. bezeichneten Briefen an die Redaction des Verkündigers in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

180. Stück. Freytag. Am 11. September 1812.

Das Geheimniß der Steinbeisser, und ein Mensch von einer ganz unnatürlichen Freßgierde.

Man bekommt eine große Idee von den Zähnen eines Maunes, wenn man ihn Steine wie Nüsse zerbeissen, und klein kauen sieht. Jetzt habe ich indeß erfahren, daß hierbey ein Geheimniß zum Grunde liegt, dessen Enthüllung der Sache das Ausserordentliche nimmt. Die Steine werden nämlich vorher eine Zeit hindurch geglühet, und dann glühend in kaltes Wasser geworfen. Durch diese schnelle Veränderung der Temperatur bekommen sie eine Menge ganz feiner Risse, so daß sie sich hernach durch eine geringe Anstrengung zwischen den Zähnen zerlegen lassen. Das saure Gesicht macht der Künstler dann nur der Zuschauer wegen.

Bey dieser Gelegenheit will ich doch noch einige Nachrichten über den großen Fresser mittheilen. Er hieß Joseph Kohlnicker, war aus Passau gebürtig, und starb 1771 zu Ilefeld, wo er in Gegenwart von 3 Aerzten geöffnet wurde, denen seine Wittwe die näheren Umstände seines Lebens erzählte.

Schon in seinem dritten Jahre fing er damit an, sich nach Steinen umzusehen, und dieselben zu verschlingen, um den heftigen Hunger, der ihn stets plagte, zu stillen, weil er merkte, daß andere Speisen dazu nicht hinreichten. Seine Eltern sollen, der Erzählung nach, ebenfalls sehr vielfräßig gewesen seyn, und die Mutter soll, so wie die Großmutter zuweilen Steine verschluckt haben. Die Mutter soll so unersättlich gewesen seyn, daß sie vor großem Hunger wahnsinnig geworden ist, und in diesem Zustande eins von ihren Kindern umgebracht und gegessen hat.

Kohlnicker selbst konnte, so reichlich er auch größtentheils bey seiner herumschweifenden Lebensart aus den Küchen der Vornehmen versorgt wurde, doch kaum von den Speisen — welche er aus allzugroßem Hunger sogar oft halb roh zu sich nahm — allein vollkommen gesättiget werden. Er mußte dabey immer noch einige Steine verschlucken. Er führte deshalb immer einen ziemlichen Vorrath davon bey sich, und mischte sie unter die Speisen. Man sagt sogar, daß er in Ermangelung ordentlicher Speisen, einige Tage lang blos von Steinen gelebt habe; und als er einst nach Holland reisete, so nahm er wegen des dortigen Mangels an Steinen einen Centner derselben mit. Merkwürdig war dabey auch der Umstand, daß die Steine, die er durch den natürlichen Weg wieder von sich gab, etwas von ihrem Gewichte verloren, und verändert wurden, weswegen er sich auch derselben nicht anders als bey Ermangelung anderer zum zweytenmale bediente, und sich nicht so wohl darauf befand. Die gewöhnliche Menge Steine, die er täglich alle Viertelstunden nöthig hatte, belief sich, auch bey einer sehr großen Menge Speisen, zusammen auf 4 — 5 Pfund. Auch konnte er vor großem Hunger die Nacht nie ohne dieselben hinbringen, und er verschluckte sie fast so oft als am Tage. Wenn er auch gleich seinen hungrigen Magen auf eine oder die andere Art gefüllt hatte, so ward er doch schon nach Verlauf von anderthalb Stunden wieder hungrig, und mußte sich aufs neue wenigstens mit Steinen helfen. Man konnte in der linken Seite des Unterleibes die verschluckten Steine sehr deutlich fühlen, und wenn er den Leib zusammenpreßte, so machten sie

ſie ein lautes Geräuſch. Nach 24 Stunden gab er die genommenen Steine mit andern Unrath wieder durch den Stuhlgang von ſich.

Von einer Schüſſel voll rohen Sauerkohls mit 3 Händen voll beygemiſchter Steine und einer Hand voll Kochſalz wurde er nur einigermaßen geſättiget. Ein andermal nahm er 17 Heringe, 12 Kannen Bier und eine große Menge Brod zu ſich; ſo genoß er auch in Zeit von 7 Stunden 25 Pfund gebratenes Rindfleiſch mit 20 Kannen Wein. In Dresden aß er einmal 2 Kälber, eins gebraten, das andere gekocht, in einer Zeit von 8 Stunden, trank dazu 12 Maß Wein, und verſchluckte auch Steine. Auf den Genuß von 5 gewöhnlichen Portionen Eſſen, die er in Braunſchweig bey einem Speiſewirth erhielt, aß er noch 13 Pfund Rinderbraten, und trank 12 Maß Wein dazu.

Aus dem Erzählten ſieht man, daß die Eßluſt dieſes Vielfraßes zu verſchiedenen Zeiten ſehr verſchieden, und daß er im Genuß des Getränks eben ſo unmäßig und unerſättlich geweſen. Es waren ihm alle Arten von Getränk willkommen. Wenn er ſich ſelbſt überlaſſen war, und von andern nicht zur Schwelgerey gedungen wurde, ſo trank er ſehr bequem anderthalb Nöſel Kornbranntwein. Sonſt konnte er noch einmal ſo viel, und oft noch weit mehr mit vielem Vergnügen trinken, ohne daß man einen ſonderlichen Rauſch an ihm bemerkte. Früh Morgens war er gewohnt, ſeinen Durſt durch 8 Maß Waſſer zu löſchen. Bey dieſem häufigen Trinken ſchwitzte er ſehr oft, weßhalb er nie anders als mit bloßen Füßen in den Schuhen gieng, und die Kleider ſtets aufgeknöpft trug. Daß die Natur ſich des vielen Flüſſigen noch auf einen andern Wege zu entledigen ſuchte, verſteht ſich von ſelbſt.

Seine Nothdurft zu verrichten, brauchte er täglich eine halbe Stunde, und leerte dabey die Steine aus, die er am vorhergehenden Tage genoſſen. Er empfand dabey niemals einige Schmerzen. Seine Stühle waren aber nicht hart, ſondern jederzeit flüſſig.

Ob nun gleich dieſer Kohlnicker immer vom Hunger geplagt wurde, und alles, was er nur von Speiſen habhaft werden konnte, verſchlang: ſo eckelte er ſich doch vor Stockfiſch und Käſe ſo ſehr, daß er ſich ſtets übergeben mußte, wenn er dergleichen genoſſen hatte. Sein Abſcheu gieng ſo weit, daß er ſeinen Schnupftaback niemals bey einem Krämer kaufte, aus Furcht, er möchte vielleicht einen Käſegeruch angenommen haben. So ſcheuete er ſich auch ſehr vor Haaren in den Speiſen, und wollte deßhalb keine Butter eſſen, weil man bisweilen wohl Haare darin findet. Wenn er ſich vor Eckel erbrach, ſo gab er dabey nie Steine von ſich, ſondern nur das, was er getrunken hatte. — Uebrigens ſoll ihm der Geſchmack gefehlt haben.

Außer den Steinen aß er auch andere widernatürliche Dinge zwar nicht freywillig, ſondern nur alsdann, wenn Neugierige ihn bezahlten. Dann gieng er darin ſehr weit, denn er verſchluckte vor ſeinen Zuſchauern Gold, Silber, Kupfer, Zinn, Meſſing, und daraus verfertigte Sachen, Münzen, Knöpfe, Ringe, Schnallen, ingleichen abgeriſſene Stücke von einem Hute, und vieles andere, welches alles er hernach, ſo wie die Steine, bald geſchwinder, bald langſamer wieder durch den Stuhlgang von ſich gab.

Er war übrigens ſtets vollkommen geſund, klagte nie über Magenſchmerzen, und brauchte nie einige Arzney, abführende Mittel ausgenommen, wovon er die heftigſten ohne allen Schaden vertrug.

Er hatte zwey Kinder, und auch dieſe waren ſchon von ihrer zarteſten Jugend an zu einer ähnlichen Vielfräßigkeit geneigt. Der Sohn, welcher ſchon im fünften Monate ſtarb, aß täglich 2 Maß Suppe oder Brey, und die Tochter, welche in der neunten Woche nach ihrer Gebut ſtarb, konnte eine ganze Maß Milch zu ſich nehmen.

Das Merkwürdigſte, was die drey zur Zergliederung des Leichnams berufenen Aerzte an dieſem ſtarken und wohlgenährten Menſchen fanden, iſt ohngefähr folgendes:

Die Speiſeröhre war bis in den Magen hinunter weiter und von ſtärkerem Bau, als bey andern Menſchen. Das Netz, welches eigentlich am untern Theile des Magens anhängen, und über die Gedärme herabhängen ſollte, war zurückgeſchlagen, ſo daß es den Magen ganz bedeckte, und oberwärts am Zwergfell angewachſen war. Die äußere Oberfläche deſſelben war ganz glatt, die innere hingegen, die den Magen bedeckte, war durchaus mit hervorragenden Fettflocken, die die Länge eines Zolls hatten, beſetzt, ſo daß das Netz, welches überall eines kleinen Fingers dick war, einer flockigen baumwollenen

lenen Mütze glich: als man es herunterschlug, und über die Gedärme zog; reichte es weit unter die Gegend des Magens.

Den Magen selbst fand man in seiner natürlichen Lage, seine Häute waren sehr stark, und röther als gewöhnlich. Auf der innern Oberfläche desselben sah man einige Flecken, wo nicht nur der sonst häufige Schleim fehlte, sondern auch etwas von der zottigen Haut abgerieben war. Die sonst gewöhnlichen Falten konnte man hier gar nicht entdecken, alles, selbst die am Ausgange des Magens, am sogenannten Pförtner, befindliche große Falte war ausgedehnt und eben. Man fand darin außer einer aschfärbigen Feuchtigkeit einige fingerslange Stücke Fleisch, die er roh verschluckt haben sollte. Sie wogen 5 Loth, und sahen aus, als ob er sie in etwas mit den Zähnen zerquetscht hätte. Ausserdem fanden sich darin noch 19 Kiesel- und Schieferſteine mit stumpfen Ecken, welche zusammen neun und ein halbes Loth wogen. Der leere Magen wog ein und ein Viertelpfund, und faßte 10 Pf. Wasser.

Die Därme waren insgesammt weiter und stärker, als sie sonst zu seyn pflegen, auch waren sie alle von rother Farbe, sonst aber zusammengefallen, und von Luft nicht ausgedehnt. Von Koth fand man nur sehr wenig, alles war dünn und flüssig, hatte eine gelbliche Farbe und gar keinen faulen Geruch.

In dem Wickeldarme fand man vier Steine, die 2 Loth und 1 Quentchen wogen. In dem Grimmdarme lagen unterwärts neun und vierzig Kieselsteine, welche drey Viertelpfund wogen, ein messingener Knopf und ein Stück von einer bleyernen Schnalle. In dem obern Theile dieses Darms fand sich ebenfalls ein Knopf, fünf Stücke von einer zinnernen Schuhschnalle, und vier und zwanzig Kieselsteine, welche zusammen eilf Loth wogen. Selbst in dem Mastdarm fand man keinen natürlichen dicken Unrath, sondern eine breyartige, aschfarbene und fast geruchlose Materie.

Criminal-Fall.

Der peinliche Gerichtshof des Saale-Departements hatte im Junius dieses Jahres über eine jener Verbrechen zu richten, die glücklicherweise für die Menschheit selten sind, denen man aber durch jene stets thätige Beaufsichtung, die Familien, Geistlichen, städtischen Beamten, ja auch den Hebammen zusteht, oft vorbeugen könnte.

M***, eine von ihrem Mann geschiedene Frau, und ihre unverheirathete Schwester S*** wohnten bey ihren Eltern, und lebten von ihrer Hände Arbeit. M*** ward schwanger; die Eltern und der Pastor schöpften Verdacht; sie aber läugnete ihren Zustand. Am 4ten März dieses Jahres kam sie in ihrem Zimmer, ohne Hebamme, mit einem lebendigen Kinde nieder. Die S*** trat bald darauf ins Zimmer; M*** machte ihr ihre Lage bekannt, und fügte hinzu, sie mögte davon schweigen; das Kind aber, das sie ihr hier übergebe, müsse sterben. Die Schwester legte das Kind auf einen Stuhl am Bette, gieng ins Erdgeschoß hinunter, und holte ein Messer, womit sie dem Kinde, mit Bewilligung der Mutter, den Hals abschnitt, und es hierauf in einem Stalle begrub. Das Verbrechen aber blieb nicht geheim. Die S*** wurde als Mörderin zum Tode verurtheilt; die Mutter, weil sie in den Mord gewilligt, und ihre Schwangerschaft und Niederkunft verheimlicht hatte, zu 15jähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Das Mädchen S*** hatte vor der Scheidung ihrer Schwester bey derselben im Hause gewohnt, und war von ihrem Schwager geschwängert worden. Es war dieses der Grund der Ehescheidung gewesen; gleichsam aber, als ob das Verbrechen nie allein bleiben könnte; es legte sich die Feindschaft der beyden Schwestern, sobald sie eine der andern bedurften. So lange die gerichtliche Verhandlung dauerte, kämpften sie beyde, um eine jede sich allein das Verbrechen beyzumessen; besonders that die Mutter alles, was sie konnte, um die Richter zu überzeugen, daß sie selbst ihr Kind erwürgt habe, und erst am Ende der Untersuchung vermochte man die Wahrheit zu entdecken. Ueber alles tadelnswürdig, ja unbegreiflich erschien hierbey die Sorglosigkeit des Pastors und der Eltern. Hätten sie, nachdem der Verdacht bey ihnen entstanden, wie ihre Pflicht es ihnen wohl gebot, die M*** untersuchen lassen, sie würden das Verbrechen verhindert, sich selbst aber zu späte Reue erspart haben.

Der

Der Püsterich der Sachsen und Wenden.

Der Püsterich (von pusten, blasen) war eine von den heidnischen Sachsen, Wenden ꝛc., verehrte Gottheit, die, wie es hieß, wenn die Landeseinwohner ihr Opfer zu karg spendeten, mit großem Brausen und Donner, stinkendes Feuer ausspie, welches die Wohnungen und Felder verheerte. Auf dem Fürstlich Schwarzburgischen Schlosse zu Sondershausen wird noch ein solches Götzenbild von Metall verschiedener Compositionen aufbewahrt, das der Tradition zufolge ehemals in der goldenen Aue verehrt wurde. Nach den Versuchen, die der Aufseher des Schwarzburgischen Naturalien-Kabinets vor mehreren Jahren anstellte, zu urtheilen, ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die Priester einst vielleicht dieses Götzen bedienten, um die oben beschriebene Wirkung hervorzubringen. Denn als man den Püsterich mit Wasser über die Hälfte anfüllte, einige Oeffnungen verpflöckte, und ihn auf glühende Schmiedekohlen setzte, fieng es nach einiger Zeit heftig darin zu brausen an, und endlich flog der im Mundloch befindliche Pflock mit großer Gewalt heraus und mit ziemlichem Sausen und Pfeifen strömte ein wohl 20 bis 25 Fuß langer Dunststrahl hervor, und hüllte den ganzen Platz in eine dichte Nebelwolke, wobey sich ein schwacher Schwefelgeruch verbreitete. Herr Bertram in Sondershausen liefert jetzt getreue bronzirte Nachbildungen des Püsterich, das 24 Zoll hohe Original zu 9 Zoll verkleinert, und will auch noch Abbildungen anderer Idole unsrer Vorfahren nachfolgen lassen.

Verschiedenes.

Wien. Der neue Komet, welcher bey seiner Entdeckung in dem Sternbilde des Luchses gesehen wurde, ist zwischen dem 23. und 24. August, nach den Beobachtungen auf der hiesigen Universitäts-Sternwarte, in das Sternbild des Krebses getreten, nachdem er seinen Lauf neben dem Herschelschen Teleskop vorbey, über den Kastor und Pollux genommen hatte. Er ist von einem kleinen Dunstkreise umgeben, dessen Durchmesser nicht bestimmt angegeben werden kann, theils weil es überhaupt schwer ist, die äußersten Gränzen solcher Dunstbälle genau zu bestimmen, theils weil bisher das Mondlicht die Schwierigkeiten hierin noch um ein Merkliches vermehrt hat. Sein Kern ist zwar nicht scharf begränzt, er hat jedoch eine ziemlich starke Helle, die erwarten läßt, daß dieser Komet sich auch dem freyen Auge sichtbar zeigen werde, sobald sich das Mondlicht entfernt haben wird. Von einem Schweife hat man bisher noch keine deutliche Spur bemerkt, außer man wäre geneigt, folgende Wahrnehmung dahin zu deuten, daß die beyden Halbmesser seines Dunstkreises, wovon der eine aus dem Mittelpunkte seine Richtung gegen die Sonne, der andere gegen die von derselben abgekehrten Seite hat, einander nicht vollkommen gleich sind, sondern daß der zweyte gegen den ersten etwas verlängert erscheint. Allein dieser Umstand wird erst dann näher beleuchtet werden können, wenn der Mond ihm sein Licht gänzlich entzogen haben wird. Uebrigens ist dieser Komet nur in den Morgenstunden sichtbar, nämlich nach seinem Aufgange, welcher sich jetzt nach 2 Uhr Morgens ereignet, bis zum Anfange der Morgendämmerung; und da er mehr als eine ganze Stunde früher als die Sonne untergeht, so ist er des Abends durchaus nicht wahrzunehmen.

— —

In der Provinz Esser fiel unlängst während eines Sturms, eine Feuerkugel auf eine gefüllte Scheune, die nebst einer Mühle in Brand aufgieng.

— —

Lausanne vom 28. August. Am 22. d. M. verspürte man zu Bex gegen halb 4 Uhr Morgens einen ziemlich starken Erdstoß, der 2 bis 3 Sekunden lang fortdauerte. Diese Erderschütterung wurde ebenfalls, allein weniger heftig zu Aigle empfunden. Uebrigens hat dieses Ereigniß keine nachtheilige Wirkung hervorgebracht.

Bekanntmachung.

Materialhandlung zu verpachten.

Wegen Familien-Verhältnissen wünscht man eine sehr alte, bekannte Material-Handlung mit Geld- und Wechselgeschäften verbunden, an einen wirthschaftlichen, unverheiratheten Mann von 20 bis 24000 Rthlr. Vermögen, worüber gerichtliche Zeugnisse belegen könnten, zu verpachten. Die Adresse giebt das Contor der Handlungs-Zeitung in Nürnberg.

Der

Verkündiger.

181. Stück. Sonnabend. Am 12. September 1812.

Der Neanderische Milchmesser.

Bey dem Milchbureau in Berlin, welches der Herr Hauptmann von Neander zum Besten des Friedrichsstifts errichtete, kam es darauf an, ein Mittel ausfindig zu machen, um die von Güterbesitzern und Pächtern täglich gelieferte Milch genau zu prüfen und über deren Werth sicher entscheiden zu können.

Diese Untersuchung scheint um so schwieriger zu seyn, da die Milch drey Stoffe enthält, deren quantitatives Verhältniß untersucht und bestimmt werden muß.

Von diesen Bestandtheilen ist der Käsetheil schwerer, und der Buttertheil leichter, als Wasser, und beyde Theile haben sich also, nach diesen ihren specifischen Gewichtsverhältnissen, wenn nämlich die Untersuchung, die Ausmittelung der specifischen Dichtigkeit bezweckt, gegenseitig auf; so wie ein ähnlicher Fall bey dem Biere statt findet, und dessen Untersuchung erschwert, da der Alkohol leichter und der Malzextrakt schwerer, als Wasser ist.

Da man nun aber dennoch häufig zu glauben scheint, daß die Güte der Milch durch ihre specifische Dichtigkeit bestimmt werden könne, so verdient es wohl auf diesen nicht unwichtigen Gegenstand der Oekonomie etwas näher zu achten.

Derjenige Milchmesser (Galactometer) den Cadet de Vaux schon vor sieben Jahren erfand, ist von den gewöhnlichen Bier- und Branntweinswagen nur darin unterschieden, daß er auf der leichten Glasröhre, woraus diese Wage, in Verbindung einer hohlen Glaskugel, besteht, eine Art Gradabtheilung von o bis 4 machte. Wenn das Instrument nämlich bis zu o in der Flüssigkeit sank, dann zeigte dieß die reine Milch an, der zweyte Grad marquirte, daß man der Milch einen vierten Theil der Masse an Wasser zugesetzt habe; der dritte Grad zeigte $\frac{2}{3}$ Wasser, und der vierte Grad halb Wasser und halb Milch.

Allein man erkennt hierbey auch, daß jede Bierwage auf ähnliche Art gebraucht werden kann. Man mache nämlich den Versuch zuerst mit reinem Wasser und reiner Milch, und bemerke, auf welchem Grad das Instrument sich in Ruhe stellt, dann gießt man zu $\frac{15}{16}$ Milch $\frac{1}{16}$ Wasser, und bemerke von neuem den Punkt, und eben so bey $\frac{7}{8}$ Milch und $\frac{1}{8}$ Wasser; bey $\frac{13}{16}$ Milch und $\frac{3}{16}$ Wasser, und so durch alle Verhältnisse, bis die Masse nur $\frac{1}{16}$ Milch enthält, damit man die Skale ganz vollständig habe.

In dem Milchkeller kann man eine solche Skale neben dem Milchmesser aufhängen, um im Allgemeinen die Güte der vom Gesinde abgelieferten Milch, und ob derselben etwa betrüglicherweise Wasser beygemischt sey, gleich untersuchen zu können. Denn nach dem bloßen Geschmack wird man dieß nicht immer sicher vermögen.

Jede Wirthschaft wird sich aber einen solchen Milchmesser am besten selbst zurichten können, weil das specifische Gewicht der Milch nach Verschiedenheit der Fütterung, ob z. B. mit Branntweinstrank, oder mit Kartoffeln, oder auf der Weide, auch merklich verschieden zu seyn pflegt, und eben so auch Jahreszeit und Witterung auf die Milch einen ausserordentlichen günstigen oder nachtheiligen Einfluß hervorbringen können.

Aber diese einfachen Milchmesser sowohl, als Cadet de Vaux Galactometer, erfüllen ihren Zweck im Allgemeinen nur höchst unvollkommen, denn je

mehr

mehr die Milch Buttertheile — Sahne — enthält, desto specifisch leichter muß sie werden, der Milchmesser daher auch tiefer einsinken, und demnach — schlechtere Milch und Wasser anzeigen. Und eben so wird auch umgekehrt die Milch specifisch schwerer, also besser erscheinen, und der Milchmesser in der Flüssigkeit gehoben werden, wenn man die Fettigkeit weggenommen und die Milch abgesahnt hat.

In beyden Fällen zeigen die Milchmesser also gerade das Gegentheil von dem, was sie eigentlich anzeigen sollten.

Um daher diese Nachtheile entfernen zu können, gab der Herr Hauptmann von Neander folgende einfache Vorrichtung an. Auf ein hölzernes Fußgestelle wird ein etwa 10 bis 14 Zoll langer, ohngefähr $\frac{1}{2}$ Zoll weiter, gläserner Cylinder perpendikulär befestigt und mit Milch gefüllt. Nachdem sich nun während ein paar Stunden die Sahne oberhalb gesetzt hat, zeigt sich vermittelst eines angebrachten zehntheiligen Maßstabes das quantitative Verhältniß der Buttertheile (Sahne); wogegen man die Käsetheile durch Säure zu Boden schlagen, und das Verhältniß dieser Substanz zur ganzen Masse ebenfalls erkennen kann.

Dieser höchst einfache Neandersche Milchmesser erfüllt demnach mehr, als einer der bisherigen, die nach obigen Bemerkungen nothwendigen Bedingungen bey der Untersuchung der Milch, und zeigt ziemlich schnell und sehr sicher die in der Milch vorhandenen Verhältniß-Mengen von Sahne, Käsetheilen und Wasser.

Einige Untersuchungen, welche mit diesem Neanderschen Milchmesser angestellt wurden, werden dem Landwirth und vielleicht selbst den Arzt nicht unwichtig seyn.

Gewöhnliche unverfälschte Milch selbst setzte in der Regel $\frac{1}{14}$ der Masse an Sahne ab. Diese und die folgenden Versuche wurden nämlich mit einer vierzehn Zoll langen Röhre gemacht. Erhielt man weniger Sahne, wie vielleicht nur $\frac{1}{18}$ der Milchmenge, dann war die Milch mit Wasser verfälscht oder schon einmal abgesahnt worden.

Die Milch der frischmelkenden Kühe, von denen man gewöhnlich glaubt, daß sie zwar viele, aber schlechte Milch geben, zeigte den zweyten Tag nach der Geburt des Kalbes $\frac{1}{7}$ der Masse an Sahne, oder vielmehr, die Sahne erfüllte sechs Zoll der mit Milch gefüllten 14 Zoll langen Röhre. Dieses Verhältniß blieb in den ersten acht Tagen fast unverändert, gieng dann auf $\frac{1}{12}$ Sahne über und ward allmählig geringer. Auch fand hier oft eine nicht unwichtige Verschiedenheit statt, welche in dem Gesundheitszustande des Thiers, der Nahrung oder Witterung ihren Grund haben könnte. Als z. B. die Milch eines Tages eine außerordentliche Menge Sahne absetzte, und der Eigenthümer der Kühe die Ursache davon nicht angeben konnte, gestand endlich der Hirte, die Heerde sey an diesem Tage einer Schonung von Kiehnbäumen zu nahe gekommen, und die Thiere genössen diese Sprößlinge nicht allein sehr begierig, sondern gäben darnach auch vorzüglich fette Milch. Diese Erscheinung beweist demnach zugleich, wie nachtheilig Rindviehheerden dem jungen Holzaufschlag in Kiehnwäldern sind.

Kühe, welche auf der Weide gehen, geben gewöhnlich weniger fette Milch, als die, welche auf dem Stall gefüttert werden; auch ist die Milch der erstern meistens weißer von Farbe, als die der letztern, welche etwas gräulicher auszusehen pflegt, als die Milch der Kühe, welche auf der Weide gehen, daher auch leichter dem Verdacht einer Verfälschung ausgesetzt ist.

Es findet aber auch ein großer Unterschied in der Güte der Milch statt, ob sie am Morgen, Mittag oder Abend gewonnen worden ist; denn die Morgenmilch zeigt in der Regel 14 Linien oder $\frac{1}{10}$ Sahne; die Mittagsmilch 8 Linien oder $\frac{2}{17}$ Sahne, und die Abendmilch im Durchschnitt 10 Linien oder $\frac{1}{14}$ Sahne an, so daß es also für denjenigen Landwirth, welcher keinen Milchabsatz hat, und Butter und Käse machen muß, sehr vortheilhaft ist, seinen häuslichen Milchbedarf stets von der Mittagsmilch zu nehmen, und die Morgenmilch zum Buttermachen aufzubewahren. Das Verhältniß der Butter wird sich hier nämlich wie das Verhältniß der Sahne, also wie $\frac{2}{17} : \frac{1}{10}$ verhalten; oder anstatt daß von einer gewissen Quantität Mittagsmilch nur 100 Pfund Butter gewonnen werden können, kann man von einer gleichen Quantität Morgenmilch 175 Pf. Butter bereiten.

Gewöhnlich läßt man die Milch auf dem Lande zwey bis drey Tage lang stehen, um, wie man glaubt, mehr Sahne zu erhalten, welches aber nicht

der

der Fall ist; da die gänzliche Absonderung der Sahne gewöhnlich schon in einigen Stunden geschieht. Die Sahne wird dabey säuerlich und die Butter hat nicht den süßen Geschmack, welcher diejenige Butter auszeichnet, die aus süßer Sahne gemacht worden ist.

Man kann daher auch die Milch, ohne Verlust, nach 2, höchstens 3 Stunden, nachdem sie gemolken, bereits abfahnen lassen, und sie noch als süße Milch zum häuslichen Bedarf in Anwendung setzen, und die Sahne kann alsdann aufbewahrt werden, weil man in den meisten Wirthschaften, um zu Buttern, nur erst im Verlauf mehrerer Tage eine hinlängliche Menge Sahne aufsammeln kann.

Während des vorigen heißen Sommers war die Milch von Kühen, welche auf der Weide giengen, in den Tagen, wo es nicht regnete, besser, als zu der übrigen Zeit. Nach Regenwetter war aber die Milch wäßriger, welches von dem nassen Grase und auch wohl daher kommen mag, daß die Nässe dem Thier einen größern Antheil natürlicher Wärme entzieht, und der Ernährungsprozeß daher auch weniger vollkommen von statten gehen kann.

Nach diesen Bemerkungen, die dem beobachtenden Landwirth mit der guten Absicht gewidmet sind, daß man darin zu nähern Untersuchungen Veranlassung finden möge; glauben wir aber auch die Anwendung dieses Milchmessers den Aerzten und denjenigen Frauen empfehlen zu dürfen, welche ihre Kinder nicht selbst säugen können, um die Tauglichkeit und Ernährungsfähigkeit der Milch einer Amme, nach dem Verhältniß der Sahne, welche ihre Milch enthält, leicht und genau zu prüfen, welches, nach den oben angegebenen Erfahrungen und Verhältnissen der Güte der Milch, gewiß nie gleichgültig seyn wird. Man kann hierdurch endlich auch auf einfache Versuche geführt werden, um die Art der Nahrungsmittel für eine Amme, nach den Gesundheitsumständen des Säuglings, zu bestimmen, und also zur Erzeugung einer mehr oder mindern fetten Milch beyzutragen, zu welchen Versuchen man in Entbindungs-Anstalten die beste Gelegenheit hat.

Der neue Komet.

Paris. Auszug einer, in der wissenschaftlichen Klasse des kaiserlichen Instituts am 31. Aug. durch Hrn. Nicollet verlesenen Note. Der jetzt über dem Horizont befindliche Komet wurde zu Marseille am 20. Jul. durch Hrn. Pons, und zu Paris am 1. Aug. durch Hrn. Bouvard entdeckt. Letzterer hat mir seine Beobachtungen mitgetheilt, und sich mit mir vereinigt sie zu berechnen. . . . Hiernach wird der Komet in den Punkt seiner größten Sonnennähe am 15. Sept. 92^{t}, 27^{tt} mittlerer Pariser Zeit, von Mitternacht an gezählt, treten. Die Entfernung der Erde von der Sonne als Einheit zum Grunde gelegt, wird die Entfernung des Kometens in seinem Perihelium 0,77835 seyn. Die Länge seines aufsteigenden Knotens ist 253°, 18′, 50″, die des Periheliums gegen die Bahn 92°, 58′, 30″, die Inklination gegen die Ekliptik 74°, 20′, 30″. Die Bewegung des Kometen ist direkt; auser seiner Langsamkeit hat er auch noch etwas Besonders an seiner Einförmigkeit in Länge und Breite, und diese beyden Umstände machten die Rechnungen weit schwerer. Der Komet nähert sich langsam der Erde. Vor einigen Tagen konnte man, wenn man seine Stelle am Himmel wußte, und der Mond nicht schien, ihn schon mit bloßen Augen entdecken; sein Schweif hatte beynahe eine Größe von zwey Graden. Er könnte für diejenigen sehr deutlich werden, welche die gehörige Zeit und Ort zu seiner Beobachtung wählen wollten; aber in so günstigen Verhältnissen er auch gegen uns steht, so läßt sich doch versichern, daß er bey weitem nicht den nemlichen Glanz, wie der Komet des vorigen Jahres erlangen wird. Hieran liegt übrigens den Astronomen wenig; sie gründen die Bestimmung dieser Gestirne nicht auf die flüchtigen Charaktere, die sie gewöhnlich begleiten. Der Komet kam Anfangs ohne Schweif; er wurde eben so beobachtet und berechnet, und wo ich nicht irre, so hätte er verschwinden können, ohne einen zu haben, und ohne dadurch den Astronomen den mindesten Verdruß zu verursachen. Wenn sie ihn künftig auf seinem Wege verfolgen, bis seine Entfernung ihn ihren Blicken entzieht, so geschieht es um seine Elemente zu vervollkommnen, und zu sehn ob die Folge der Beobachtungen kein Kennzeichen über seine Umwälzung an die Hand gibt.

Pferden

Pferden zu helfen, die stark vernagelt sind.

Wenn ein Pferd vernagelt ist, so muß man den Nagel, der zu tief steckt, herausnehmen, etliche Tropfen Myrrhen- und Aloetinktur, oder auch Saft, der von der Schafgarbe (millefolium) ausgepreßt ist, mit etwas Schmeer vermischt, in das Loch laufen lassen, und es mit Wachs zustreichen. Die Heilung erfolgt meist sehr geschwind. Sollte das Pferd am folgenden Tage noch hinken, so muß das Hufeisen abgenommen, und das Loch, wo der Stich geschehen ist, mit einem etwas spitzigen Messer bis nahe zu der Fleischsohle hin, trichterförmig erweitert werden; hierauf schmelze man etwas weniges von balsam. und ungu. basil., gieße solches warm in das erweiterte Loch, verstopfe dasselbe etwas mit Flachse, und befestige das Eisen. Am folgenden Tage nehme man dasselbe wieder ab, und verbinde das Loch nochmals, wie vorher. Wenn aber ein Splitter, der sich vom Nagel abgebogen hat, bey dem Einschlagen desselben in die Fleischsohle gedrungen, oder wenn der Nagel in dem Horne krumm gebogen und daselbst abgebrochen ist, so, daß dessen Spitze in der Hornwand stecken geblieben, der Stumpf aber nach der Fleischwand hingegangen ist, und dieselbe verwundet, so hat man Folgendes zu beobachten. Das Hufeisen muß wieder abgenommen werden, und da, wo der Nagel eingedrungen ist, muß man in die Hornsohle ein trichterförmiges Loch bis zu der verwundeten Fleischsohle tief einschneiden, hierauf den etwa bey dem Ausziehen des Nagels in dem Fuße stecken gebliebenen Splitter mit einer dazu schicklichen Zange herausnehmen, und alsdann die Wunde mit Johanniskrautöl und Terpentin täglich verbinden; jedesmal wenn der Nagelstich mit einer rauhen oder stumpfen Spitze geschehen ist, muß das Loch sogleich in dem hornigen Theile bis zu der Fußsohle hin erweitert werden, damit die Wunde ausfließen und weder zuerst das Blut, noch nachher der Eiter hinter der Wunde zurückgehalten werden könne; denn es geschieht selten, daß ein mit einem stumpfen Nagel verursachter Stich, wodurch nothwendig viele Gefäße zerrissen worden sind, ohne zu eitern, wieder heilen kann, wie doch mehrentheils geschieht, wenn der Stich mit einer feinen glatten Spitze geschehen ist. Im Sommer, oder wenn das Pferd dabey stark gebraucht wird, pflegt ein Nagelstich weit leichter zum Schwären zu kommen, als im Winter oder wenn das Pferd in Ruhe bleibt. — Wird das Uebel nicht bald gehoben, so entsteht ein Kronenschaden daraus; auch kann von der Schärfe die Sehne angefressen werden. In das Loch, in dem ein vernagelter Stift gesessen hat, kann man auch Dinte, Essig, Kienöl und Terpentinöl gießen, und das Loch mit Werg verstopfen.

Verschiedenes.

Feuerkugel. Am 9. August Abends um 9 Uhr sah man zu Croix de Vie (Vendeedepartement) eine Feuerkugel, in Gestalt einer Schlange, mit dem Kopf nach Norden und dem Schweif nach Süden, die 5 bis 6 Minuten lang alles mit dem hellsten Lichte erleuchtete, und die Einwohner im ersten Augenblick erschreckte. Die nämliche Feuerkugel sah man auch zu Napoleon. Sie löste sich in ein Gewölk auf, das nach 10 Minuten gänzlich verschwand.

— —

Die Freunde des am 8. May d. J. verstorbenen Naturforschers Charles Sigisbert Sonnini de Manoncourt haben seinem Zögling und Freunde, dem Hrn. Thibbaut de Berneaud, den Auftrag ertheilt, eine historische Denkschrift auf den Verstorbenen zu verfertigen, welche nächstens erscheinen soll. Man wird dadurch über die Mühen und Arbeiten dieses bescheidenen Gelehrten, der während seines Aufenthalts in Cayenne sich um die dortige Kolonie wesentliche Verdienste erwarb, nähere Kunde erhalten. Unter seinem handschriftlichen Nachlasse befinden sich die Beschreibung seiner Reise nach Südamerika; eine landwirthschaftliche Reise durch das Departement der Isere, und sein Reisejournal durch die Moldau und Wallachey, von wo er nur ganz kurze Zeit vor seinem Ende zurückkam. Hoffentlich werden auch diese Arbeiten der gelehrten Welt mitgetheilt. Hr. Sonnini war zu Luneville am 1. Februar 1751 geboren, und er ist durch seine Reisen nach Aegypten und Griechenland, durch eine vortreffliche Ausgabe von Buffons Werken, durch mancherley landwirthschaftliche Schriften und das von ihm besorgte Nouveau Dictionaire d'histoire naturelle bekannt; er starb geschätzt und bedauert, in ehrenvoller Armuth.

Der

Verkündiger.

182. Stück. Sonntag. Am 13. September 1812.

Ueber den Reis, und dessen Anbau in südlichen Gegenden Europas. (Aus dem Französischen.)

Daß es möglich sey, auch in Frankreich und einigen andern Ländern Europa's Reis zu bauen, ist wohl nicht zu läugnen; aber eben so gewiß ist es, daß die in China gewöhnliche Art ihn zu bauen, der Gesundheit der Menschen äußerst nachtheilig seyn würde.

Es giebt fast keine ergiebigere Pflanze, und kein gesunderes Nahrungsmittel, als den Reis. Mehrere Reisende, die sich lange in China, Japan und Ostindien aufgehalten haben, versichern, daß man in manchen Gegenden dieser Länder jährlich doppelte Reisernten von einem Felde gewinne. Man zieht diese Frucht, da wo sie gebauet werden kann, dem Weitzen vor, auch ist sie wahrscheinlich früher als dieser bekannt und im Gebrauche gewesen, und man kann wohl behaupten, daß sie das Hauptnahrungsmittel des vierten Theils der sämmtlichen Erdbewohner ausmache. Wenn die Bewohner der südlichen Provinzen sich begegnen, so ist ihr gewöhnlicher Gruß: Hast du Reis gegessen? und dies sagt so viel als: Befindest du dich wohl? —

Um die Wichtigkeit des Reisbaues zu erkennen, dürfen wir uns nicht einmal nach Indien versetzen; die schönen Reisfelder in dem Königreiche Valencia in Spanien, an den fruchtbaren Ufern des Xucar, die mit dem Wasser dieses Flusses in einer Länge von 6 Stunden bewässert werden, liefern jährlich einen Ertrag von 43,755,000 Realen, ungefähr 11 Millionen Franken (fast 3 Millionen Thaler). Dieser Ertrag reitzte die Bewohner mehrerer Gegenden von Frankreich in verschiedenen Zeitepochen zum Reisbau, allein er mußte wegen der daraus entstehenden Nachtheile wieder unterlassen werden. So z. B. wurde früher schon in Piemont Reis gebauet, und später um die Mitte des letztern Jahrhunderts in Roussillon und Auvergne Versuche damit angestellt, aber die daraus entstandenen verheerenden Krankheiten haben den Reisbau gänzlich verbannt, und er darf auch nicht eher wieder betrieben werden, bis man Mittel gefunden haben wird, ihn für die Gesundheit der Menschen unschädlich zu machen.

Mehrere schätzbare patriotische Männer suchten nach diesen Mitteln, und glaubten sie in dem Anbau derjenigen Reisart, die man trocknen oder auch Bergreis nennt, gefunden zu haben. Schon seit einem halben Jahrhunderte hat man von diesem trocknen Reis gesprochen, und behauptet, daß er ohne alle Bewässerung in einem großen Theile Frankreichs wachsen, und reiche Ernten geben könne. Man findet diese Reisart in China, Cochinchina, Japan, Tongking, den philippinischen Inseln, Bengalen, den malabarischen Küsten, Madagaskar und andern bergigen Gegenden unter der heißen Zone. Alle Reisende, die davon sprechen, setzen seinen Anbau in die heißesten obgleich bergigen Gegenden, wo es mehrere Monate hindurch fast unaufhörlich regnet. Aber man sieht daraus, daß dieser fälschlich sogenannte trockne Reis in einem Boden gebauet wird, welcher eigentlich zu reden durch die unaufhörlichen Regen im Wasser schwimmt, und also in einer eben so heißen als feuchten Atmosphäre; auch hat er keine besondere Eigenschaft, die ihn von den andern angebaueten Reisarten unterscheidet, denn er giebt immer gleich gute und reiche Ernten, man mag ihn aus den Morästen auf die Berge, oder

von den Bergen in überschwemmte Gegenden versetzen.

In Spanien, so wie auch in Toskana, hat man seit langen Jahren Versuche damit angestellt, und viel Fleiß darauf verwendet, allein dieser sogenannte trockne Reis wuchs kümmerlich, die Aehren kamen nicht zur Reife, und gaben fast keinen Ertrag. Herr Banks war mit seinen Versuchen im Jahre 1798 bey London nicht glücklicher. Er hatte den Samen aus der Gegend der Stadt Seringapatam in Indien, am Fuße des Berges Imaus, deren Klima dem englandischen gleich zu seyn scheint. Endlich hat man auch in Oesterreich mehrere Versuche damit angestellt, und sie in öffentlichen Blättern als glücklich angekündigt; sie gehören aber meiner Meinung nach ebenfalls in die Klasse der vorigen, und ich bin überzeugt, daß die Idee, in Europa Reis ohne Bewässerung bauen zu wollen, aufgegeben werden müsse. Ich werde daher hier nur von dem gewöhnlichen Reis und von einigen Abarten desselben reden, welche einen mindern Grad Hitze erfordern, und deren Anbau nach einem eigenen System in einem großen Theile des französischen Reichs, ohne Nachtheil für die Gesundheit, mit Erfolg betrieben werden kann. Jedoch will ich vorher noch einer Pflanze erwähnen, deren Anbau wichtig werden kann, welche die Missionärs unter dem uneigentlichen Namen wilder Reis, und die Botaniker unter dem Namen Zizania (palustris L.) anführen. Diese Pflanze wächst in den nördlichen Gegenden von Nordamerika, wo sie Hr. Bohl untersuchte, und sie unter dem Namen Zizania clavelouse beschrieben hat. Sie ist einjährig, wächst in schlammigen Gewässern, und wird 7 bis 8 Fuß hoch; ihre Körner sind 6 bis 7 Linien lang; die alten Bewohner von Amerika kochten sie mit Fleisch, so wie wir den Reis kochen. Die neuern Bewohner haben dies nachgeahmt, und man sammelt ihre Früchte auch jetzt noch zu gleichem Gebrauche. Herr Banks hat sie in England eingeführt, und Herr Correa sah sie in den Gräben von Springgrove, dem Landgute des Erstern, wo sie vortrefflich gedieh und reichen Ertrag gab. Man findet diese Frucht jetzt auf den ersten Tafeln in England. Der Reis, welcher seit undenklichen Zeiten auf dem Kontinent von Asien allgemein gebauet wird, giebt eine große Menge Varietäten. Anderssön, der viele Untersuchungen deshalb anstellte, zählt in den großen Indien 90 davon. Wahrscheinlich giebt es deren in China eben so viel, denn es giebt in diesem großen Reiche keine einzige Provinz, selbst die nördlichen nicht ausgenommen, worin nicht Reis gebauet würde. Der Reisende Semedo sagt, daß der Boden in der Provinz Pecheli sehr trocken sey, und nur so viel Reis trage, als die Hof-Leute des kaiserlichen Pallastes, die Mandarinen und Soldaten (deren aber mehrere Tausende sind) bedürfen. Nach Duhalds Erzählung wächst deshalb weniger Reis in dieser Provinz, weil nicht so viele Kanäle in derselben sind, als in den andern.

Es ist wahrscheinlich, daß die Art Reis, die in Pecheli und in den kältesten Provinzen von China, selbst in der Tartarey am Norden der großen Mauer wächst, diejenige sey, welche der Kaiser Kang-Hi entdeckt und fortgepflanzt hat. Diese von einem Kaiser gemachte und aufgezeichnete Entdeckung ist zu merkwürdig, um sie nicht zu erwähnen. In den Memoiren der Missionäre zu China findet man sie mit den eignen Worten des Kaisers, und wir geben sie hier wieder.

Was wir hier erzählen (sagen die Missionäre), ist gezogen aus der großen Sammlung über den Ackerbau, gedruckt im Pallast 1743, und aus den Privatmemoiren des Kaisers ausgehoben.

„In den ersten Tagen des 6ten Monden, sagt der Kaiser Kang-Hi, gieng ich in den Feldern spazieren, welche mit Reis besäet waren, deren Ernte erst im neunten Monde zu erwarten war. Von ungefähr bemerkte ich eine Reispflanze, die schon Aehren hatte, sich weit über die andern Pflanzen erhob, und schon reif genug war, um sie zu ernten. Ich ließ sie mir bringen; das Korn derselben war sehr schön und vollständig, und ich fiel auf den Gedanken, sie zu einem Versuche aufzuheben, um zu sehen, ob sie im folgenden Jahre eben so zeitig reif werden würde. Das war nun wirklich der Fall. Alle aus diesen Körnern gezogenen Pflanzen brachten ihre Aehren vor der gewöhnlichen Zeit, und gaben ihre Ernte in sechs Monden. Jährlich wurde nun die Ernte von diesen Pflanzen vergrößert, und seit dreyßig Jahren wird von diesem Reis auf meine Tafel gebracht. Das Korn desselben ist etwas länglich, und die Farbe spielt ins Röthliche, aber er hat einen sehr süßen Geruch und äußerst angenehmen

men Geschmack. Man nennt ihn Kaiserreis, yumi, weil er in meinen Gärten zuerst gebauet wurde. Es ist die einzige Art, die nördlich von der großen Mauer, wo die Kälte früh anfängt und spät aufhört, zur Reife gelangt; aber in den mittägigen Gegenden, wo das Klima sanfter und der Boden fruchtbarer ist, kann man bequem zwey Ernten in einem Jahre davon gewinnen, und es ist für mich ein süßes Gefühl, meinen lieben Unterthanen einen solchen Vortheil verschafft zu haben."

Alle die Bewunderungen der Pyramiden Egyptens, die unser Schriftsteller ausspricht, (fahren die Missionaire fort, indem sie von Herrn Pan reden), sollen uns nicht hindern, zu sagen, daß es glorreicher ist, eine solche Entdeckung gemacht zu haben, als es seyn würde, die höchste von allen diesen Steinmassen aufgethürmt zu haben.

Aus den angeführten Thatsachen erhellt, daß der im Norden von China erbauete Reis große Vorzüge vor allen andern bekannten Reisarten habe, nämlich die: daß er in einem kalten Klima zur Reife gelangt; daß er in schlechtem Boden gedeihet, in kürzerer Zeit zeitiget und von einem angenehmen Geschmack ist. Diese Art Reis muß sich also der Europäer zu verschaffen suchen, um ihn anzubauen, und den andern entbehren zu können. Wie man ihn anbauen kann und muß, ohne der Gesundheit der Menschen gefährlich zu werden, will ich jetzt zeigen.

Die Reisfelder nach der gewöhnlichen Art einige Zoll unter Wasser zu setzen, ist äußerst gefährlich. Die auf den Reisfeldern stehenden Wasser werden in der Hitze schnell faulend, zahllose Insekten sammeln sich daselbst, pflanzen sich fort und sterben u. s. w., und es kann nicht fehlen, daß die Luft dadurch verpestet werde. Anstatt also die Reisfelder auf längere Zeit unter Wasser zu setzen, suche man sie nur von Zeit zu Zeit zu bewässern, wie man bey den Wiesen es thut. Der gewöhnliche Reisbau erfordert, daß die Felder dazu 3 bis 4mal im Jahre trocken gelegt werden, und dieses Entwässern dauert jedesmal von 3 bis zu 8 Tagen, und zur Zeit der Ernte sogar noch länger. Die nach dem Ablassen des Wassers in den Furchen, Gräben und Vertiefungen zurückbleibenden Gewässer, Unkraut, Schlamm und Insekten faulen, und verbreiten einen pestilenzialischen Gestank, der die Luft verdirbt und Krankheiten erzeugt. Alles dieß hat man bey dem bloßen Bewässern oder Ueberrieseln nicht zu fürchten, so wenig wie bey dem Bewässern der Wiesen, der Kraut- und Gemüsegärten.

Der Reis kann nun zwar ohne Wasser nicht wachsen und gedeihen, aber deßhalb ist es doch nicht nothwendig, ihn beständig unter Wasser zu halten; es ist hinlänglich, ihn in einer steten überflüssigen Feuchtigkeit zu erhalten, und ihm von Zeit zu Zeit so viel davon zuzuführen, als seine Wurzeln ihrer Natur nach verlangen. Man kann daher diesen Zweck durch öfters wiederholte Bewässerungen erreichen.

Man sieht leicht ein, daß diese Bewässerung den Nachtheil der erstern Methode nicht hat, und dennoch alles das leisten kann, was der Reis zu seinem Wachsthum und zum Reifwerden erfordert; daß die auf diese Art bewässerten Reisfelder keine Moräste bilden, sondern nur in einem solchen Zustande bleiben, wie die Felder bey einem lange anhaltenden Regen zu seyn pflegen, und man weiß, daß dergleichen Bewässerungen, selbst in den heißesten Gegenden, keinen nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit der Menschen haben.

Wird aber diese Ueberrieselung, die nur von Zeit zu Zeit geschieht, auch wirklich zum Reisbau hinreichend seyn? — Die Erfahrung kann allein nur über diese Frage entscheiden; ich behaupte deßwegen nicht geradezu, daß der Reis bey dieser vorgeschlagenen Kulturart gedeihen müsse, sondern meine Absicht geht nur dahin, diejenigen Landwirthe darauf aufmerksam zu machen, deren örtliche Lage es möglich macht, Versuche damit anzustellen. Und sollte dieß nicht der Mühe und der Aufopferung eines kleinen Erdstreifens werth seyn, da der Vortheil davon, im Falle des Gelingens, außerordentlich groß seyn würde?

Aus verschiedenen gegründeten Thatsachen, die ich aufzählen werde, läßt sich indessen schon auf einen glücklichen Erfolg dieser Methode, Reis zu bauen, schließen. Es ist ausgemacht, daß diese Frucht vollkommen wächst, reift, und reichen Ertrag giebt in verschiedenen Landstrichen, die keine andere Bewässerung erhalten, als durch häufige Regen, wie ich oben bereits erwähnt habe, wo also die Reisfelder niemals ganz mit Wasser überdeckt sind. Einen ähnlichen Grad von Feuchtigkeit, als der durch den Regen verursacht wird, kann man nun

nun aber dem Lande durch wiederholte Bewässerungen von Zeit zu Zeit verschaffen.

Die Chinesen, die den Ackerbau sehr gut verstehen, und wegen der großen Bevölkerung dieses Landes nur auf kleine Räume eingeschränkt sind, haben eine Kulturart erfunden, die der übrigen Welt ganz unbekannt ist. Um sich Feld zu verschaffen, erbauen sie vom Bambus und andern Holzarten Flösse, die sie mit Matten belegen und dann Erde darauf bringen: und auf diesen schwimmenden Feldern bauen sie Reis. Die Wahrheit dieser Sache ist durch mehrere Reisende verbürgt, und ich besitze selbst sehr schöne, in China selbst verfertigte und ausgemahlte Zeichnungen von solchen mit Reis bestandenen künstlichen Inseln. Der Reis wächst darauf vollkommen gut, obgleich das Wasser, auf welchem sie schwimmen, ihn niemals überzieht, und auch der Regen ihn nie unter Wasser setzen kann, weil er sich hindurch zieht. Herr Eckeberg in seinen Nachrichten über den Ackerbau der Chinesen, sagt hierüber Folgendes: „Man hat diese Art, Reis zu bauen, sehr vortheilhaft gefunden, denn die Pflanze erhält dabey von unten den erforderlichen Grad von Feuchtigkeit, sowohl in der Regenzeit, als in der Zeit der Hitze, ohne durch den vielen Regen zu leiden, weil dieser sich durch die Erde in den Fluß hinabsenkt.“ Hieraus sieht man nun, daß durch Bewässerungen, die von Zeit zu Zeit wiederholt werden, ein Reisfeld den nämlichen Grad von Feuchtigkeit erhalten könne, wie die schwimmenden Reisfelder in China. Es ist hierbey noch zu bemerken, daß in den südlichen Provinzen von China, wo diese schwimmenden Reisfelder üblich sind, die Luft der Atmosphäre während der ganzen Jahreszeit, in welcher der Reis wächst, äußerst trocken und brennend heiß ist.

Bey San-Lucar de Barameda, an der Mündung des Guadalquivir, sahe ich eine Art des Reisbaues, die eben so künstlich und erfinderisch war, als die der Chinesen, und welche meine Ideen über die Reiskultur bey uns bestätigt. Die Landwirthe dieses Theils von Andalusien haben sich Felder geschaffen, von denen sie jährlich vier Ernten nehmen, auf einem Boden, der vorher aus Hügeln und feinem quarzigen Sande bestand, und fast gar keine Erdtheile enthielt, welche die Vegetation befördern können. Sie machten diese Felder eben, und vertieften sie so weit, daß das Wasser des Flusses durch den Sand derselben hinziehen konnte, und erlangten durch diese Operation, von dem undankbarsten Boden und in den brennendsten Himmelsstrichen Europens die schönsten und ergiebigsten Ernten. Gewiß ist es aber weniger schwierig, selbst in den heißesten Provinzen Frankreichs den Reis mit Vortheil zu bauen, wenn man ihn nur solche Felder einräumt, die der Ueberrieselung fähig sind *).

(Der Beschluß folgt.)

*) In einigen Ländern gewinnen die Bewohner der Niederungen durch Hülfe der Bewässerung vier bis fünf Gemüseernten. Zum Beyspiel führe ich hier die Gemüsegärtner bey Toulouse an. Sie haben in ihren Gärten Brunnen, die durch ein Rad und ein Pferd beständig getrieben werden, und immerwährend wenigstens vier Kubikzoll Wasser geben. Dieses Wasser zieht sich in den Furchen und Gräben durch die Beete, und man leitet es nach Belieben wohin man will. Niemals hat man von dieser Bewässerung Nachtheil verspürt.

Verschiedenes.

Im Laufe des Monats Juli war der Vesuv wie gewöhnlich ruhig, ließ nur zuweilen ein starkes Getöse hören, und spie einige vulkanische Materien aus. Am 1. August, bey Einbruch der Nacht, erschütterte ein heftiger Donner den ganzen Gipfel des Berges, der sich sogleich mit einer dicken Rauchwolke bedeckte. Einige Zeit nachher wurde der Vulkan ruhig und der Himmel erschien von neuem sehr heiter.

— —

Der berühmte Addison sagt in seinen Anmerkungen über verschiedene Theile von Italien, die er im Jahre 1669 bereisete, von den damaligen Italienern, daß sie wider das natürliche Feuer ihres Temperaments allemal ein gesetztes und ernsthaftes Wesen anzunehmen pflegten, und fügt von den jungen Mailändern hinzu, daß sie häufig mit Brillen auf der Nase giengen, damit man glauben solle, sie hätten sich durch allzu vieles Studieren das Gesicht verdorben, und besäßen weit mehr Gesetztheit und Einsicht, als andere.

Der

Verkündiger.

185. Stück. Freytag. Am 18. September 1812.

Reise nach den Quellen des Missisippi und im Innern von Louisiana.

(Fortsetzung.)

„Ich hoffe, daß ihr euren Kriegern befehlt, meine Flagge, und die Chefs der Chippeways, welche unter meinem Schutz den Fluß hinabfahren werden, zu respektiren; denn wenn ein Hund in meine Hütte flöhe, um von mir beschützt zu werden, so würden seine Feinde über meinen Körper gehen müssen, ehe sie ihm schaden könnten."

„Brüder, hier ist ein Hut, den ich den Leuten der Blätter senden will. Es ist ein Geschenk ihres Vaters, um ihnen zu zeigen, daß er sie nicht vergißt. Ich bitte den Gefährten ihres Chefs ihn von meiner Seite, mit meinen Worten zu überbringen."

„Brüder, ich erfahre daß die Handelsleute bisher Rum verkauften. Jetzt, da ihr alle kalten Bluts seyd, müßt ihr einsehen, daß der Genuß dieser Flüssigkeit schädlich ist, und unter euch Zank und Mordthaten veranlaßt. Aus diesem Grunde hielt es euer Vater für gut, den Handelsleuten eurer Nation zu verbieten, Rum zu verkaufen. — Ich hoffe also daß die Chefs, meine Brüder, wenn sie von einem solchen Verkaufe Nachricht haben, den Indier verhindern werden das Geld dafür zu bezahlen, so wird diese verderbliche Gewohnheit sich verlieren. Ich hoffe daß ihr eure jungen Leute nicht aufmuntert, von unsern Kaufleuten Rum zu verlangen, weil diese es verweigern werden; noch erlaubt, sie zu mishandeln, um Rum zu erhalten. Wenn sie zu klagen haben, so wird es bey denen geschehen, welche verpflichtet sind, ihnen Gerechtigkeit verschaffen."

Jetzt biete ich euch als Zeichen meines guten Willen, von eurem Vater, Tabak und andere Kleinigkeiten an, und vor meiner Abreise werde ich euch zur Reinigung der Gurgel Liqueur trinken lassen."

Der Sohn des Penichon, der kleine Rabe, und das Haupt Sebe antworteten mir: Sie bewilligten das verlangte Gebiet, das heißt ungefähr hundert tausend Akres, und versprachen mir und den Chefs, die mit mir kamen, freyen Durchgang; drückten sich aber wegen des Friedens zweifelhaft aus. Ich machte ihnen ungefähr für zwey hundert Dollars Geschenke, und ließ ihnen, als die Abreise beschlossen war, noch sechzig Gallonen Liqueur geben. Sie theilten ihn unter sich, und waren in einer halben Stunde alle nach ihren Dörfern eingeschifft. . . . . .

(Am 16. October werden die Reisenden, nachdem sie hundert und dreyßig Meilen über die Wasserfälle von St. Antoine gekommen waren, von den Strömen des Flusses und der Kälte aufgehalten. Pike erbaut am Ufer des Missisippi ein kleines Fort und Baraken, läßt dort diejenigen seiner Leute, deren Gesundheit durch die Mühseligkeiten der Reise, am meisten gelitten hatte, nebst seinen großen Barken, und seinen Vorrath für den Winter. Er selbst wollte mit wenigen seiner Leute weiter nördlich vordringen. Er ließ leichte Kähne bauen, um den Fluß, ungeachtet der Ströme, hinaufzufahren. Der Verfasser erzählt den Erfolg seiner Jagden, und man sieht, daß ungeachtet des Ueberflusses an wilden Thieren in dieser Gegend, die Existenz eines Jägers, der keine Quellen als sein Wild hat, doch sehr mühsam und prekär ist. Wir wollen sein Tagebuch vom 1. November wieder vornehmen.)

Da ich sah, daß mein Kahn nicht unter zwey oder drey Tagen fertig würde, nahm ich sechs Mann und

und fuhr den Fluß ungefähr vier Meilen herab, wo ich Spuren von Elennthieren und Büffeln bemerkt hatte. Wir jagten den ganzen Tag, ohne eines dieser Thiere tödten zu können. Sparks schoß bloß ein Rehweibchen.

Am 2. November entschloß ich mich nicht ins Lager zurückzukehren, wenn ich nicht ein Elennthier geschossen hätte. Ich nahm Miller, dessen Charakter folgsam und gut war, mit mir. Wir entschloßen uns, wenn wir Spuren von Elennthieren fänden, ihnen, wenn es seyn müßte, zwey Tage zu folgen. Diejenigen welche den Instinkt der Elennthiere kennen und eine Idee von der großen Ausdehnung der amerikanischen Weiden haben, werden urtheilen daß unser Plan absurd war. Wir fanden bald die Spur einer Heerde von hundert und zwanzig Thieren; folgten ihr und sahen ungefähr nach acht Stunden die Heerde in Reihen weiden, mit eben der Regelmäßigkeit wie Soldaten bey dem Manöuvre. Eines der ältesten Elennthiere gieng an der Spitze, und ein anderes, von derselben Gestalt, am Ende der Heerde. Wir folgten ihr bis zur Nacht, ohne auf Schußweite nahe kommen zu können. Ich ließ Miller'n einmal in einer Entfernung von hundert Toisen schießen, aber alles was erfolgte war, daß sie uns ungefähr eine und eine halbe Meile voreilten. Wir hätten während des Tages mehrere Dammhirsche, die in der Nähe waren tödten können, schossen aber nicht, aus Furcht die Elennthiere zu erschrecken. Ohne Hoffnung sie zu erreichen, schoß ich nach einem Reh, das ich verwundete, jedoch nicht erhalten konnte. Einige Augenblicke nachher sahen wir drey Elennthiere, die bey einem kleinen Gehölze weideten. Ich näherte mich und verwundete eines an der Schulter, wodurch es aber nicht verhindert wurde mit seinen Gefährten davon zu gehen. Darauf sah ich einen Dammhirsch im Gras liegen, ich zielte nach ihm, und verwundete ihn am Kopf. Er blieb auf der Stelle, ich näherte mich ihm, setzte meinen Fuß auf seine Hörner und hielt ihn für todt. Plötzlich machte er einen Sprung und fiel einige Schritte von diesem Orte wieder nieder. Wir glaubten, daß dieß sein letzter Versuch wäre; aber zu unserm großen Erstaunen, erhob er sich wieder und gieng davon. Er hielt oft an, und wir verfolgten ihn lange, indem wir ihn jeden Augenblick fallen zu sehen glaubten, und verloren so die Spur unserer Elennthiere. Endlich fanden wir sie wieder, sahen aber nur zwey. Ich erreichte und verwundete eines vergebens, da meine Kugeln zu klein waren. Ermattet durch die vielen Mühseligkeiten, durch Hunger und Kälte, mußten wir die Nacht am Rande eines Gehölzes von Clear-river zu bringen. Die große Heerde der Elennthiere lagerte sich auf der Wiese, ungefähr acht hundert Toisen von dem Orte wo wir waren.

Am 3. November frühe verfolgten wir sie von neuem. Ich verwundete unterwegs einen Dammhirsch. Wir suchten die Heerde gegen ein Gehölz zu treiben. Der Führer gieng gerade vor uns vorbey, und die ganze Heerde folgte. Wir schossen, aber ohne Erfolg. Alsdann verfolgten wir sie zehn Stunden lang durch Moräste, und beschloßen endlich, uns wieder den Fluß zu nähern. Wir sahen mehrere Heerden von Elennthieren und Büffeln; da wir aber in der Mitte einer ungeheuren Wiese waren, hielt ich es für unnütz, sie zu verfolgen. Ich verwundete mehrere Dammhirsche, ohne sie zu tödten. Ich konnte besser als jemand zielen, aber mir und meinen Gefährten fehlte die Kunst, den wilden Thieren auf der Spur zu folgen und ihnen nahe zu kommen. Es war fast Nacht, als wir einen für Meilen langen und zwey Meilen breiten See erreichten, an dessen Ufern unzählbare Heerden weideten. Mit Anfang der Nacht sahen wir eine große Heerde Elennthiere in unserer Richtung kommen. Zwey neugierigere oder kühnere Männchen näherten sich auf Schußweite. Ich schoß und traf eines an der Schulter. Es fiel dreyßig Schritte von diesem Orte nieder. Man urtheile von unserer Freude; acht und vierzig Stunden hatten wir ohne Speise zugebracht. Wir mußten noch eine Meile gehen, um Holz zu einem Feuer zu haben; mit Mühe brachten wir unser Wildbret, welches die Wölfe bald verzehrten, dahin. Es fehlte uns an Wasser, da der Schnee ganz weggeschmolzen war. Ich suchte eines, fand ungefähr nach einer Stunde Weg den Missisippi, füllte meinen Hut voll Wasser, und vereinigte mich alsdann wieder mit meinen Gefährten.

Am 4. November erreichten wir den Missisippi und fanden, daß wir sehr weit vom Lager entfernt wären. Ich schickte Miller zurück, um das Fleisch zu bewachen, während ich gegen das Lager hergieng. Ich hatte mir am vergangenen Tage den

Fuß

Fuß in den Moräſten verſtaucht, und erlitt große Schmerzen. Ich ſah zehn Elennthiere weiden, näherte mich vorſichtig, ſchoß und verwundete eines, das niederfiel, um wieder aufzuſtehen, und ſich mit den andern zu retten. Ich folgte denſelben fünf Meilen vergebens, indem ich es immer fallen zu ſehen hoffte. Als ich bey Clear-River ankam, tödtete ich einen Dammhirſch. Während ich ihn herrichtete, kam ein anderer auf Schußweite, den ich gleichfalls tödtete. — Mit Anfang der Nacht kam ich ins Lager zu meinen Leuten, welche glaubten, ich wäre von den Wilden getödtet worden. . . .

Am 6. November beſchloß ich, auf allgemeine Bitte meiner Leute, in der Hoffnung mehr Wild zu erlegen, einige Tage länger an dieſem Orte zu bleiben. Wir giengen daher auf die Jagd, und fanden unzählige Spuren von Elennthier- und Büffelheerden. Sie hatten am vergangenen Tag die Wieſe verlaſſen, um längs den Fluß herabzugehen. Sparks tödtete ſechs Meilen ober dem Lager, in der Nähe des Fluſſes drey Dammhirſche. Ich ſandte einen Kahn mit drey Leuten hin, um dieſe Thiere abzuhohlen, und den andern zu ſagen, daß ſie am folgenden Tag frühzeitig zurückkommen ſollten. Um Mitternacht fieng es an zu ſchneyen, und der Schnee lag ſechs Zoll hoch.

Am 7. erwartete ich meine Leute den ganzen Tag vergebens. Ich fuhr längs des Fluſſes herab bis an den Ort, wo ich vermuthete, daß die Dammhirſche getödtet worden waren; ſah aber keinen meiner Leute. Ich war ſehr in Sorgen, da ich wußte, daß die Wilden gegen die Handelsleute ſehr feindſelig geſinnt ſind, und nicht wiſſen konnten, wer wir wären. Es fiel fortwährend Schnee, ſo daß ich ſchon bis ans Knie hineinſank. Der Fluß war gefroren und nur mit vieler Mühe konnte ich genug Holz herbeyſchaffen, um das Feuer die ganze Nacht zu unterhalten. —

Da am 8. meine Leute noch nicht ankamen, ſo entſchloß ich mich nach der Garniſon abzugehen, und wenn das Eis feſt würde, mit einem Detaſchement wieder zu kommen, um meine Leute zu ſuchen. Ich machte ein Paquet von ungefähr 10 Pfund Fleiſch und einer Bärenhaut, und trug es nebſt meinem Degen und meiner Flinte. Das andere Fleiſch ließ ich liegen, ſtellte mein Schnupftuch als Signal darauf, und ſchrieb auf den Schnee, um meinen Leuten anzuzeigen, daß ſie ſich ins Jagdlager begeben ſollten. — Kaum war ich in dieſem angekommen, als ich Stimmen hörte. Es war mein Korporal Meeck mit drey Leuten, die längs des Fluſſes gegangen waren, um uns zu ſuchen.

Am 9. ſchneyte es. Der Korporal Meeck brachte mir glücklicher Weiſe eine Fußbekleidung, und eine kleine Bouteille Wisky, denn ich war ſo ſehr am Fuß verwundet, daß ich mit großer Mühe gehen und meine Flinte tragen konnte. Eisſtücke verſperrten den Fluß. Wir bauten Schlitten, um, ſobald der Fluß ganz zugefroren ſeyn würde, unſere verirrten Gefährten aufſuchen zu können. Wir mußten die Hinterkeulen der Dammhirſche und Rehe, welche ich für den General und meine Freunde bey meiner Rückkehr beſtimmt hatte, eſſen. Wenn wir unſere Jäger nicht wieder gefunden hätten, ſo hätte ich für die übrigen jagen müſſen, damit wir nicht verhungert wären.

Am 10. arbeiteten wir noch an den Schlitten. Das Eis wurde feſt und dick. Am 11. kam Brodley und Miller. Sie hatten das, was ich auf den Schnee geſchrieben, verſtanden, und hatten Sparks im Lager gelaſſen, um das Fleiſch zu bewachen. Sie hatten ſich in der Wieſe verirrt gehabt, und ihren Dammhirſch nicht wieder gefunden.

Am 12. fieng es an aufzuthauen. Am 14. regnete und donnerte es. Ich beſtieg mit fünf Leuten einen Kahn, um das Fleiſch, welches wir auf unſerer andern Station gelaſſen hatten, abzuhohlen, aber nachdem wir dreyzehn Meilen gemacht hatten, war der Fluß durch Eisſtücke verſperrt.

Am 15. November war der Fluß mit Eisſtücken bedeckt. Wir hatten keinen Vorrath mehr, und giengen auf die Jagd. Wir tödteten nur vier Hühner, die unſern Unterhalt für dieſen Tag ausmachten. Ich glaube, daß dieſer Vogel der Auerhahn iſt. Wir vermutheten, das Eis könne uns tragen, und verſuchten es, jedoch vergeblich. Einer meiner Leute verſank unter das Eis.

Am 16. gab die Jagd nur einige Vögel. Ich ſah ein, daß ſie eine ſehr precäre Quelle ſey. Ich tödtete oft ſo viel wilde Thiere, daß ich ſechs Centner Fleiſch erhielt, und konnte dann drey Tage hindurch nur Vögel erhalten, um zu verhindern, daß wir nicht dem Hungertodte ſtarben. . . .

Am 24. September ſah ich Spuren von Büf-

fels

seln. Ich nahm zwey meiner Leute mit, und verfolgte diese Thiere; wir entdeckten sie um zehn Uhr, und ich war so glücklich, einen Nachmittags zu verwunden. Wir verfolgten sie bis zum Abend vergebens, und übernachteten dann an einem Morast. Am 25. verfolgten wir sie bis um eilf Uhr, gaben sie dann auf, und kamen mit untergehender Sonne, außerordentlich ermüdet und hungrig, im Lager an. Mein Karabiner war zum Erschießen der Büffel von zu kleinem Calibre. Man muß Kugeln von einer Unze haben, und diese Thiere zu Pferd jagen. Ich glaube, daß der Bogen hier besser als Feuergewehr taugen würde, weil man sich mehr nähern und öfter schießen könnte, ohne die andern zu erschrecken. . . . .

Am 27. November kam ich im Fort an. Mein Jäger Bradley hatte seit meiner Abreise eilf Dammhirsche getödtet. Ich schickte Leute aus, um diejenigen zu holen, die ich zurückgelassen hatte. Als sie kamen, brachten sie mir zwey Wilde, die zu der Nation Folle-Avoine gehörten. Sie sprachen die Chippewayische Sprache, und sagten, daß mehrere Handelshäuser, unter andern das des Hrn. Dickson an dem Fluß wären. Die Nation Folle-Avoine wohnt am obern See. . . .

Bekanntmachungen.

Erklärung.

Namensähnlichkeit hat Veranlassung gegeben, als sey ich Verfasser des Textes zu Spohrs vortrefflichem Oratorium: das jüngste Gericht. Allein, nicht gewöhnt mich mit fremden Federn zu schmücken, sehe ich mich genöthigt zu erklären, daß nicht mir, sondern Herrn Professor August Arnold in Eisenach der Ruhm gebühre, Verfasser jenes Textes zu seyn.

Erfurt, den 20. August 1812.

Ferdinand Kajetan Arnold,
Doctor der Philosophie und Secretair der Universität Erfurt.

Verwalterstelle gesucht.

Ein junger Mann aus den mittlern Rheingegenden, 25 Jahre alt, der sich bisher der Handlung gewidmet hat, sucht eine Stelle als Verwalter eines Guts, er spricht und schreibt fertig französisch und deutsch und könnte auch einige tausend Gulden Caution stellen; wegen seines moralischen Verhaltens und seiner Kenntnisse kann er jede zu wünschende Ueberzeugung verschaffen. Man wende sich mit O. D. C. H. bezeichneten Briefen an die Redaction des Verkündigers in Nürnberg.

Umstände, die außer der Sphäre der Redaction liegen, geboethen, dem Verkündiger, selbst vor seinem vollendeten sechzehnten Jahre, sein Ziel zu setzen. — Die Redaction glaubte von reinem, bloß wissenschaftlichem Streben stets erfüllt gewesen zu seyn; Wahrheit, Billigkeit und Recht ohne Rücksichten, ohne Zweydeutigkeiten ausgesprochen, und diese Zeitschrift zu einer reichen, wissenschaftlichen Niederlage gemacht zu haben. Sollte man dieß nicht überall zu finden glauben, so lag es wenigstens nicht in ihrem Wollen. —

Um die Leser für die wenigen Tage dieses Vierteljahrs zu entschädigen, werden sie von der Verlagshandlung die Handlungszeitung, welche von nun an auch alles neue Technische enthalten wird, bekommen, und es hängt dann von ihnen ab, sie auch noch im letzten Vierteljahre, statt des Verkündigers, anzunehmen.

Uebrigens unsern herzlichen Dank, für den Beyfall, den Sie uns in diesem Zeitraume schenkten

K. BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google